
V/ 1
I



Real=Encyclopädie

oder

Conversations=Lexicon.

Sechste Original=Auflage.

Sechster Band.

M und N.

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Sechster Band.

M und N.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

M

M, der dreizehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine leichte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird. Er ist ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorsetzsylbe schottischer Eigennamen, welche Sohn bedeutet, und wie das hebräische Ben (s. d. Art.) und das irländische O' (O'Higgins, O'Flaherty) aus den Zeiten herrührt, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das schriftlich abgekürzte M' wird übrigens immer wie Mac ausgesprochen, nie aber wird diese Sylbe, sondern die folgende betont: man spricht daher Mac-Phĕrson, Mac-Ĭntosh. S. auch Fitz.

Mäander, jetzt Meinder, einer der berühmtesten Flüsse Kleinasiens. Er entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwischen Karien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus in's ägeische Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen seiner vielen Krümmungen und Wendungen berühmt; und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich mäandrische Wege, mäandrische Worte, d. i. künstliche Wendungen und Umschweife u. s. w.

Maas (franz. la Meuse), ein großer schiffbarer und besonders für die Niederlande wichtiger Fluß. Sie entspringt im Departement der obern Marne (Champagne), wird bald schiffbar, fließt bei dem bekannten Schlosse Löwenstein mit der Waal zusammen, und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem sie sich bei Dortrecht in zwei Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen sich auf's neue bei Vlaardingen. Bei Briel ist die Maas $\frac{1}{2}$ deutsche Meile breit, und ergießt sich, nicht weit davon, mit solcher Gewalt in die Nordsee, daß das Seewasser in einer beträchtlichen Weite seinen salzigen Geschmack verliert.

Maaß (Maß) heißt das bestimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Einheit (Maßstab im weitern Sinne), welche man annimt, um andere Dinge derselben Art auszumessen, d. i. das Verhältniß ihrer Theile zu bestimmen und auszusprechen, wie sich ein Gegenstand in Hinsicht seiner Größe zu dieser angenommenen Größe verhalte. Es gibt daher, nach Verschiedenheit der Größen, 1. Längenmaße, deren Einheit eine gerade Linie ist. Die Größe der Längenmaße in Deutschland ist an verschiedenen Orten verschieden. Man unterscheidet hier die Ellenmaße, die Fußmaße, die Ruthenmaße und die Meilen- oder Wegemaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, sind folgende: 1 Ruthe ist zuweilen = 2 Klaftern, zuweilen = 8 Ellen (wie beim Straßen=

bau) oder auch wol $7\frac{1}{12}$ Elle (eine sächsische Landruthe) u. s. w.; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Im Ellenmaße gibt es große Verschiedenheiten. So z. B. enthält die leipziger Elle 250⅔, die hamburger Elle 254, die brabanter Elle 306, die berliner Elle 296 franz. Linien rc. (den pariser Fuß zu 144 Linien gerechnet.) (Uebrigens s. Fuß und Meile.) 2. Flächen- oder Quadratmaße, welche nebst der Länge auch die Breite angeben, bestimmen die Größe der Oberfläche aller Dinge, von den größten bis zu den kleinsten. Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (□) Zoll; 12 Zoll Länge und 12 Zoll Breite geben einen Quadratfuß von 144 □ Zoll. Auch diese Maße sind sehr verschieden. Besondere Benennungen sind Juchart Morgen Landes, Acker, Tonne, Aussaat rc. 3. Körper- oder Kubikmaße, welche nebst der Länge und Breite auch die Höhe oder Tiefe angeben, werden zur Bestimmung des (körperlichen kubischen) Inhalts der Größen, zum Ausmessen trockner oder flüssiger Waaren gebraucht. Zum Messen der erstern hat man Last, Wispel, Malter, Säcke, Scheffel, Simmer, Faß, Himten, Spint, Tonne, Viertel, Metzen, Mäßchen rc. Sie sind nach Verschiedenheit der Gegenstände und Orte sehr verschieden. So ebenfalls die Maße flüssiger Sachen, als Maß (im engern Sinne), Fuder, Orhoft, Ohm oder Ahm, Anker, Faß, Eimer, Viertel, Stübchen, Kanne, Quartier, Oeßel oder Nösel, Schoppen u. s. w. Ein Körper, der 1 Fuß lang, breit und hoch, oder tief ist, heißt ein Kubikfuß. Im figürlichen Sinne ist Maß die Beschränkung auf das Natürliche und Regelmäßige.

Maaßstab (Maßstab) ist das als Einheit gebrauchte Werkzeug, womit der Raum einer gewissen Größe bestimmt wird. Der verjüngte Maßstab ist ein solcher, welcher die gewöhnlichen Längenmaße verkleinert vorstellt. Man bedient sich seiner, um große Gegenstände in richtigem Verhältnisse in's Kleine zu bringen und abzuzeichnen. Transversalmaßstab wird insbesondere derjenige verjüngte Maßstab genannt, wo die Unterabtheilungen sicherer und genauer, als auf dem Längenmaßstabe, längs einer Diagonallinie abgenommen werden können.

Mab, die Königin der Feen, bei Shakspeare; auch Wieland erwähnt öfter der Fee Mab.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benediktiner, geb. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Champagne, trat 1653 in die Benediktiner-Congregation von Saint-Maur. 1663 schickten ihn seine Obern nach Saint-Denis, um den Fremden den Schatz und die Denkmäler dieser Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achery, einer der gelehrtesten Geistlichen des Benediktiner-Ordens, foderte ihn zur Theilnahme an seinem Specilegium (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten) auf, und hatte Ursache, seinen Fleiß und seinen Forschungsgeist zu rühmen. Als die Congregation von Saint Maur den Entschluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu besorgen, wurde ihm der heilige Bernhard (S. Bernardi opera, 2 Vol. fol. 1667.) zugetheilt, und er entledigte sich dieses Auftrags mit eben so viel Fleiß als Glück. Colbert, der von seinen Verdiensten hörte, bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; Mabillon schlug sie aus, und begnügte sich, des Ministers Schutz für seinen Orden zu erbitten. Colbert schickte ihn 1683 nach Deutschland, um hier in Archiven und Bibliotheken Alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Mabillon brachte mehrere merkwürdige Urkunden in seinem Reisejournal

an's Licht. Da diese gelehrte Reise allgemeinen Beifall erhalten hatte, schickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier fand er eine reiche Ausbeute, die er in seinem Museum Italicum bekannt machte. Für die königliche Bibliothek zu Paris hatte er gegen 3000 Bände seltener Bücher und Handschriften gesammelt. Von allen Gegenständen, die seine Neugierde reizten, zog keiner ihn so sehr an, als die Katakomben von Rom. Seine Schriften zogen ihm einige Streitigkeiten zu. Dom Rancé, Abt von la Trappe, griff in einer seiner Schriften die Studien der Mönche an, und behauptete, daß sie ihnen mehr schädlich als nützlich seien. Mabillon widerlegte diese seltsame Behauptung in Auftrag seiner Congregation durch seinen Traité des études monastiques mit einer einfachen, aber kräftigen Beredtsamkeit. Mabillon's größtes Verdienst ist sein gelehrtes und schätzbares Werk über die Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher 1681. fol.). Diese Wissenschaft verdankt ihm ihren Glanz. Mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichere diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Zwar fanden einige seiner Behauptungen Widerspruch, besonders von Seiten der Jesuiten, aber er widerlegte diese durch die Supplementa, die er 1704 zu seinem Werke herausgab. Er starb zu Paris 1707.

Mably (Gabr. Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grenoble geboren und starb zu Paris 1785. Seine ersten Studien machte er bei den Jesuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madame Tencin, die durch ihre Ränke wie durch ihre Geistesgaben sich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Personen um sich versammelte. Mably hatte eben seine Parallele der Römer und Franzosen herausgegeben, welche gelobt wurde. Madame Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politische Angelegenheiten mit vielem Scharfsinn sprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, dessen ihr Bruder, der in's Ministerium getreten war, bedurfte. Um diesen in seinen Wirkungskreis einzuweihen, schrieb Mably seine Uebersicht der, seit dem westphälischen Frieden geschlossenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienst, den er ihm leistete. Der Kardinal, der seine Schwäche fühlte, bat dem König um die Erlaubniß, seine Meinung jedesmal schriftlich übergeben zu dürfen, und ertheilte Mably den Auftrag, die Berichte und Denkschriften abzufassen. Er war es, der 1743 mit dem Minister des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufsetzte, den Voltaire diesem Fürsten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des, 1746 zu Breda eröffneten Congresses zur Grundlage dienen sollten. Diese verschiedenen Urkunden beweisen seinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er sich bald darauf, als er sich mit dem Kardinal veruneinigt hatte, von dieser Laufbahn zurück, und widmete sich ganz den Wissenschaften. Der Marschall Richelieu konnte ihn nicht bewegen, daß er sich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben so verfuhr er bei der Herausgabe seiner Werke mit seltener Uneigennützigkeit. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Grundlage seines Unterrichts sein werde: die Könige sind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zusammenhang der Ereignisse so wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten

der Zukunft vorhersagen konnte. Seine vorzüglichsten Werke sind: 1. Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs, ein, wegen seiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk; 5. Des principes des négociations; 6. Entretien de Phocion, worin der Verfasser seine Ideen von der Tugend, der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufstellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'Histoire de France; 8. Entretiens sur l'Histoire; 9. De la manière d'écrire l'Histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra. Sein Styl ist lichtvoll, rein, zuweilen elegant, aber etwas kalt.

Mabuse (Joh. v.), auch Maubeuge und Maboggio genannt, ausgezeichneter niederländischer Maler, geb. zu Maubeuge oder Mabuse im Hennegau, gegen Ende des 15n Jahrh. Er reiste, um seine herrlichen Anlagen auszubilden, als Jüngling nach Italien. Bis dahin hatte er bloß die Natur mit der sorgfältigsten Treue nachzubilden gesucht; bei dem Anblicke der Meisterwerke der italienischen Künstler und der plastischen Gebilde der Alten aber, eröffneten sich ihm neue Aussichten, und nach der Rückkehr in seine Heimath ward er einer der Ersten, die eine großartigere Darstellung einführten, ohne jedoch, bei dem Streben nach dem ihm vorschwebenden Ideal, seiner ersten Lehrerin untreu zu werden. Er war es, der die südliche Art, nackte Gestalten zu malen, was die Alten gern vermieden hatten, in seine Heimath einführte. Von seiner Jugend bis in sein Alter riß ihn sein wilder Hang zu so vielen Verirrungen hin, daß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er seine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth sind. Von Utrecht, wo er nach seiner Rückkehr aus Italien eine Zeitlang geschwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein ungeheuer großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte. Ein Blitz zerstörte späterhin die Kirche, welche außer diesem Schatze noch viele andere enthielt. Seine Zügellosigkeit zog ihm endlich Gefangenschaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen machte, die verloren gegangen sind. Von Middelburg ging er, vielleicht von Hans Holbein (s. d. Art.) eingeladen, nach London, wo er viele Bilder malte, deren noch einige, unter andern Heinrichs VII. Vermählung mit Elisabeth von York, in Strawberry-Hill zu sehen sind. Eine Zeitlang lebte er als Hausmaler bei einem vornehmen Niederländer, dem Marquis van der Veren, der außer ihm auch einen Dichter und Philosophen in seinem Hofstaate hatte. Auf Veranlassung eines Besuchs, womit Karl der Fünfte den Marquis beehrte, bestimmte dieser dem Maler, dem Dichter und dem Philosophen neue Gewänder von prächtigem weißen Damast; Mabuse aber wußte, unter einem listigen Vorwande, den ihm zugedachten Damast unverarbeitet zu erhalten, und kaum hatte er ihn in Händen, als er den Stoff heimlich verkaufte und den Ertrag in der Schenke verschwelgte. Der Tag kam und Mabuse erschien in einem Gewande, dessen blendende Weiße und herrliche Blumenverzierungen und Laubgewinde die andern Stoffe weit überstrahlten; als aber der entzückte Kaiser einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu untersuchen, entdeckte er, daß das ganze Kleid von Papier und täuschend übermalt war. Mabuse soll 1562 gestorben sein, die Art seines Todes aber ist unbekannt. In Boisseree's Sammlung befinden sich 3 treffliche Gemälde von ihm: eine Kreuzigung, die heilige Jungfrau, nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alle Herrlichkeit italischer Kunst erinnernd, und der Erzengel Michael in goldner Rüstung

gleichfalls aus der spätern Zeit des Meisters. (Vergl. Johann von Eyk und s. Zeitgenossen von Johanna Schopenhauer II, 24.)

Mac, s. M'.

Macao, portugiesische Niederlassung in der chinesischen Provinz Quang-tong, worüber aber die Chinesen die Oberherrschaft haben, und 100,000 Dukaten jährlichen Tribut von den Portugiesen erhalten. Sie begreift die Südspitze der Halbinsel Gaumin im Meerbusen von Canton 5 QM. groß, auf welcher 34,000 Menschen, darunter 30,000 Chinesen, leben. Die Zahl der Portugiesen ist sehr gering. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieses, den Portugiesen überlassene Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einer sehr mühsamen Einfahrt, eine portugiesische Besatzung von 400 Mann, größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einwohner. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich 30 große Schiffe aus Lissabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inseln 2c. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen, und dagegen Thee eintauschen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoens seine Lusiade gedichtet haben soll, und die daher auch die Grotte des Camoens heißt.

Macartney (Georg Earl of), geb. 1737 zu Lissanoure in Irland, erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat in seinem 13. Jahre in das Trinity-College auf der Universität Dublin, und wurde 1759 Magister. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundschaft schloß. Er machte nachher eine Reise durch die vorzüglichsten Länder Europa's. Als er nach England zurückgekehrt war, bewirkten seine Gönner, die Lords Holland und Sandwich, zuerst seine Wahl zum Parlamentsglied, und dann seine Sendung nach Petersburg, um die Kaiserin Catharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Jan. 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botschafter an, und brachte, nach schwierigen Unterhandlungen, glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittischen Minister, die nicht sowol den Inhalt, als einige Unwesentlichkeiten mißbilligten, versagten ihre Genehmigung, und erst nach langen, höchst mühseligen Verhandlungen gelang es Macartney, dessen Ausdauer fast noch mehr, als seine Geschicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuschließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der besondern Achtung der Kaiserin; der König Stanislaus von Polen, dem er am petersburger Hofe ebenfalls wesentliche Dienste geleistet hatte, gab ihm seine Dankbarkeit durch Uebersendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit dem Lord Townsend als Secretär nach Irland, wohin dieser als Vicekönig ging. Er wurde nach und nach Mitglied des Parlaments, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Granada und Tabago. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung dieser Insel durch die Franzosen, 1779. Er fiel selbst in französische Gefangenschaft, und verlor einen großen Theil seines Vermögens. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit so viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kam

1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, den englischen Waaren in China einen größeren Absatz zu verschaffen, um nicht jährlich so bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen lassen zu müssen. Man hielt Macartney für den fähigsten Mann, diese Gesandtschaft auszuführen, und er ließ sich bereit dazu finden. Man überließ ihm selbst die Ernennung aller Personen, die ihn begleiten sollten, so wie alle übrigen Bestimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney. Am 26. Sept. 1792 segelte er von Spithead ab, und erreichte glücklich seine Bestimmung. Aber weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch die, selbst manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit des Gesandten, konnten ihn zu seinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde, zum Zeichen der königl. Zufriedenheit mit seinem Eifer im Dienste des Vaterlandes, zum Earl (Grafen) of Macartney erhoben. Der Gesandtschaftssecretär, G. L. Staunton (s. d.), hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise in Druck gegeben, als sein Tod das Werk unterbrach; sie erschien in der Folge vollständig von Barrow. Beide Reisebeschreibungen sind vielfältig übersetzt worden. 1795 ging Macartney als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er starb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben so geschickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für sein Vaterland rastlos thätigen Mannes.

Macbeth, einer der berühmtesten schottischen Könige, der Reihe nach, der 85ste. Als Feldherr unter seinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inselbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen gesendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gastmal einen Schlaftrunk einmischen, überfiel die übrigen in ihrem Lager, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten sich nebst dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch sein Glück, strebte nun selbst nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenschliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, bewog ihn, den König zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten, und Macbeth wußte theils durch Geschenke an den Adel, theils durch strenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf seine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang schien er durch gute Gesetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er sich auf einmal zum grausamen Tyrannen umwandelte. Das erste Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigestanden hatte, und den er jetzt bei einem Gastmale tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Ursachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er sich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht sicher genug, ließ er auf dem Berge Dunsinan ein Kastell erbauen, von wo aus er das ganze Land übersehen konnte, und zu dessen Bau ihm die Thans die Leute schicken, ja sie selbst die Aufsicht führen mußten. Empört über diese Tyrannei, ging einer der bedeutensten Männer, der Than von Fife, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterstützt vom König Eduard von England, kamen sie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meistens abfielen, wurde, nachdem er sich in sein Kastell geflüchtet hatte, 1057, im 17ten Jahre seiner Regierung, getödtet.

Diesen Stoff hat Shakspeare, fast ganz den Chroniken und den Sagen folgend, in seinem berühmten Trauerspiele Macbeth benutzt.

Maccabäer, s. Juden.

Maccaroni, Macheroni, eine besondere Art italienischer Nudeln, welche aus dem feinsten türkischen Weizenmehle, aus Käse und andern Mischtheilen, mit Wasser durch eigne Mühlen oder Maschinen bereitet werden. Ihre eigentliche Form ist röhren- oder stengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundne. Sie sind eine Lieblingsspeise der Italiener, und auch unter den niedern Volksklassen, freilich aber von geringerer Masse, sehr gewöhnlich. Die besten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutschland fabricirt man sie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müssen, damit sie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Maccaronische (Macheronische) Gedichte, eine besondre Gattung scherzhafter lateinischer Gedichte, denen eine Menge Wörter aus einer andern Sprache mit lateinischen Biegungen beigemischt sind. Ihr Urheber war Teofilo Folengi, unter dem angenommenen Namen Merlino Coccajo, ein gelehrter und witziger Benediktiner, gebürtig aus Mantua, ein Zeitgenosse und Freund des Sannazar. Folengi war 1484 geboren, studirte zu Bologna, und trat in den Benediktiner-Orden. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er sich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war sein großer Gönner und Beschützer, daher er auch öfters dessen Lob singt. Den Rest seiner Tage brachte er in einem Kloster bei Bassano, im ehemaligen venetianischen Gebiete, zu, wo er 1544 starb. Man hat von ihm verschiedene italienische und lateinische ernsthafte und religiöse Gedichte, die nicht ganz ohne Werth sind. Unter den italienischen Dichtern wird er für den Schöpfer der komischen Epopöe gehalten. Sein Hauptgedicht in dieser Gattung nannte er Phantasien oder Maccaronea, weil er, so wie zu den Maccaroni verschiedene Mischtheile genommen werden, in seinem Gedichte Lateinisch und Italienisch vermischte. Den Helden seines aus 25 Gesängen bestehenden Gedichts, führt er, wie Virgil den Aeneas, durch mancherlei Begebenheiten und zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter sieht, denen von besonders dazu bestellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die sie gesagt haben, ein Zahn ausgerissen wird, der aber alle Tage wieder wächst. Dieses Gedicht enthält viele satyrische Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch schöne Stellen in ächt lateinischen Versen. Außer demselben sind von Folengi noch ein kleineres komisches Gedicht: Moschea, oder der Krieg der Mücken und Ameisen, ein jugendlicher Versuch; ferner, Eklogen und Episteln, sämmtlich in der maccaronischen Versart, vorhanden. Heinsius (Teut. IV. 171.) erwähnt ein deutsch-maccaronisches Gedicht: Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593. 4., wovon er auch den Eingang mittheilt. Eine neue Ausgabe dieses seltenen Werkchens erschien im J. 1822. 8. (Hamm, Schulz u. Wundermann. 12 gr.) Französisch-maccaronische Verse finden wir in dem zu Molieres Malade imaginaire gehörenden dritten Zwischenspiele. Uebrigens hat diese possenhafte Dichtungsart nicht viele Nachahmer gefunden.

Mac-Carthy Reagh. Dieser aus Schottland gebürtige Graf, der seit beinahe 40 Jahren Toulouse zu seinem Wohnorte gewählt hatte, war einer der größten Bibliomanen unsrer Zeit. Seine Bi-

bliothek erregte wegen der Seltenheiten, die sie enthielt, so wie durch ihre Kostbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichsten Gegenstand seines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus, deren wol nie eine Bibliothek mehrere besessen hat, als die seinige (602 Werke in 826 Bänden). Zugleich zeichnete sie sich durch eine Sammlung der seltensten alten Drucke, so wie der ältesten Erzeugnisse der französischen Literatur, welche seit der Valière'schen Versteigerung nicht wieder in solcher Vollständigkeit gesehen worden sind, und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch kostbare Einbände und überhaupt durch die ausgesuchtesten und schönsten Exemplare aus, zu deren Verzierung der Besitzer mehrere Personen in seinem Hause hielt, und sogar einen eignen Buchbinder von London aus kommen ließ. Diese treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Katalog (Par. 1815, II. 8.) nicht untergehen lassen wird, ward zu Paris 1817 versteigert, und gab, mit Ausschluß der von der Familie zurückerstandenen Werke einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 Cent.

Machiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftstellers Gemüth und Charakter desselben zu erkennen, ist schwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italienischen Mittelalter der Fall war, die Schriften selbst nicht sowol als ein Gesagtes, sondern als eine Handlung erscheinen, da läßt aus ihnen die Persönlichkeit des Schreibenden sich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Verfassers in Uebereinstimmung stehen mit seinen hinterlassenen Werken. Das letztere ist mit Niccolò Machiavelli, dem berühmten florentinischen Staatssecretär der Fall. Der große Mann hat der einseitigen Beurtheilung seiner Abhandlung, welche der Fürst überschrieben ist, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abscheulichen Politik (Machiavellistische Politik, Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sei. Diese nachtheilige Meinung über Machiavelli ist vorzüglich durch Bayle, der ihn in seinem Wörterbuche als den größten Bösewicht darstellt, allgemein worden. Mehrere, selbst Friedrich der Große in seinem Antimachiavell, haben ihn zu widerlegen gesucht; aber er hat auch unter sehr einsichtsvollen Männern Vertheidiger wegen seiner eigentlichen Absicht gefunden. Niccolò Machiavelli ward 1469 aus einem edlen Geschlecht, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Von den frühern Begebenheiten seiner Jugend ist wenig bekannt. Marcellus Virgilius war sein Lehrer in den Wissenschaften, denen er sich mit dem glücklichsten Erfolge widmete. Seiner ausgezeichneten Talente wegen wurde er im ersten Mannsalter Cancelliere der Republik, und nicht lange nachher erhielt er den weit wichtigern Posten als Staatssecretär derselben. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politische Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wieder erlangt hatten (s. d. Art. Mediceer), und aus Furcht vor diesen, in die vergrößerungssüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. verwickelt wurden, wo daher die höchste Klugheit in politischen Unterhandlungen und der echt republikanische Sinn der Unterhändler erfodert ward; da wurde Machiavelli von einem wichtigen gesandtschaftlichen Posten zum andern berufen. So war er zu verschiedenen Zeiten viermal Bevollmächtigter der Republik am französischen und zweimal am päpstl. Hofe; auch beim Kaiser Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Machiavelli's große

Verdienste, belohnte sie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die oberste Behörde (Signoria) mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Von höchstem Nutzen waren der Republik seine Rathschläge, als sich die Bewohner von Val di Chiana empörten. — Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentinischen Archiven aufbewahrt werden, waren folgende die vorzüglichsten Maximen seiner politischen Rathschläge: Friedliche und freundschaftliche Auseinandersetzungen, strenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichst schonende Abgaben und sorgsame Berücksichtigung der geringfügigsten Umstände, wenn sie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten standen. Auch in militärischer Hinsicht war die Republik so fest von der Gründlichkeit seiner Einsicht überzeugt, daß sie im Kriegswesen vor allen seinen Rathschlägen folgte; unter andern ward nach seiner Angabe eine toscanische Legion gebildet, welche sich später unter Johann von Medici's Anführung auf das rühmlichste auszeichnete. Als es dem Papste Julius II. gelang, der franz. Uebermacht in Italien ein Bündniß entgegen zu stellen, suchte Ludwig XII., um sich an dem Papste zu rächen, und ihn, wo möglich, seiner Würde zu entsetzen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner Pisa, welches damals wieder unter ihre Oberherrschaft gekommen war, dazu hergeben möchten. Machiavelli fürchtete die römischen Bannstrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Er ging selbst in dieser Absicht als Gesandter an den König ab; allein vergeblich. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Pisa gesendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich dessen Auflösung zu bewirken. Nichts desto weniger war der Papst auf die Florentiner so erzürnt, daß er in Vereinigung mit Ferdinand, König von Aragonien, ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einsetzte. Da Machiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht gewesen war: so hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn, kraft öffentlichen Dekrets, seiner sämmtlichen Würden zu entsetzen. — Bei der Verschwörung des Boscoli und Capponi gegen den Kardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, so wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblütigster Standhaftigkeit ertrug. Als der Kardinal Papst ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach seiner Rückkehr in das Vaterland schrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn ersten Bücher des Livius, und seinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici zueignete. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Kardinal Julius, der in Leo X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten, zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen Machiavelli bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII., den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erhielt Machiavelli wieder öffentliche Aufträge; besonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und so starb er, nach seiner Rückkehr nach Florenz, den 22. Juni 1527, verkannt und

verschmäht. Seine vorzüglichsten Schriften politischen Inhalts, sind die Discorsi oder Abhandlungen über die Geschichte des Livius, und der Principe. In beiden (in Hinsicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben sein) bewies er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfassung auf das lebendigste durchdrungen hatte, und zugleich, mit einzig praktischem Geiste begabt, die deutlichsten Einsichten besaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfassung bedingt sei. Die Discorsi sind das Ergebniß seines Studiums der alten Geschichte, der Principe des gleichzeitigen italienischen politischen Lebens. Auf unsere Zeiten, die Zeiten constitutioneller Monarchien, sind die in dem Principe aufgestellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müssen daher diejenigen den Principe und die neueste Geschichte unserer Monarchien (das buonapartische System war nur eine freche Episode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieser befürchten konnten. Welche Zeiten dem Macchiavelli die liebsten, seinem Gemüth am meisten zusagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, vom Eifer für freie, volksmäßige Verfassungen hingerissen, oft seine sonst ganz ruhig systematische Darstellung vergißt und denselben begeisterte Lobreden hält. Als Seitenstück zu seinem Principe ist der kurze historische Aufsatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orsini, welches das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrungsart der damaligen italienischen Tyrannen angibt (s. d. Art. Borgia). Sein Dialog über die Kriegskunst eifert gegen das Verderbniß des italienischen Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden, und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von Macchiavell geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands, sind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchst anziehende historische Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfassers. Das Leben des Castruccio Castracani von Lucca muß für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverstandene Nachahmung der Alten zu betrachten ist. Sein vorzüglichstes Werk ist die florentinische Geschichte, worin er ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat. Es besteht aus neun Büchern, wovon das erste vom Untergange des weströmischen Kaiserthums anhebt, und mit der Zeit schließt, wo Florenz eine selbstständige politische Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verschwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Seine historischen Bruchstücke sind meisterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn ist ein Jugendwerk, das eigentlich nichts mehr als eine stylistische Uebung in ciceronianischen Perioden ist. Die Beschreibung der Pest dagegen, welche in Florenz 1522 und 1523 wüthete, darf sich neben die ähnliche thucydideische Beschreibung stellen. Auf echt italienische Weise endet sie mit einen Liebesverständniß. Außerdem hat man noch von Macchiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebenslustigkeit des Verfassers. Von den Komödien des Macchiavelli s. d. Art. Italienisches Theater. Ihre, wiewol geistreiche Frivolität beweist, daß auch aus-

gezeichnete Menschen ohne allen Sinn für wahre Poesie sein können. Wie wenig er überhaupt für sogenannte schöne Literatur geboren war, ergibt sich aus seinem Aufsatz über die italienische Sprache, worin er die florentinische Mundart als italienische Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst seichte und unglückliche Weise vertheidigt. Sammlungen seiner Werke sind herausgekommen zu Florenz 1782 und zu Basel 1803 in 8 Bänden. Die vollständigste ist diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8., in der Sammlung der sämmtlichen klassischen italienischen Autoren erschienen ist. Von seinen Schriften ist das Buch vom Fürsten am häufigsten in andere Sprachen, in's Deutsche zuletzt von Rehberg, Hanover 1810, übersetzt worden. Dm.

Macdonald, Marschall und Pär von Frankreich, Herzog von Tarent, von schottischer Herkunft, aber in Frankreich geboren, nahm Kriegsdienste in der Legion des Generallieut. Grafen von Maillebois im J. 1784, die nach Holland bestimmt war, um die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter zu unterstützen. Er umfaßte die Grundsätze der Revolution, und zeichnete sich in dem, 1792 begonnenen Kriege so aus, daß wir ihn gleich im ersten Jahre als Brigade General finden. Als solcher diente er 1794 mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland und drang nachher in Ostfriesland ein. 1796 führte er als Divisionsgeneral den Heerbefehl zu Düsseldorf und Kölln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er unter Buonaparte seinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo Formio stand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenstaat besetzte, und wurde zum Gouverneur des Kirchenstaats ernannt, der die Verwandlung Roms in eine Republik unter Consuln leitete. Aber Mack drang mit 50,000 Mann nach Rom, von Neapel aus vor, und Macdonald mußte mit seinen Truppen sich zu dem Heere des franz. Obergenerals Championnet zurückziehen. Doch bald war dieser stark genug, um angriffsweise zu verfahren, und Macdonald trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monterosi, Baccano, Calvi und Civita Castellana. Schon am 14. Dec. zog er zum zweitenmal in Rom ein. Nach Championnet's Absetzung im Frühjahr 1799 erhielt er den Oberbefehl über das franz. Heer zu Neapel. Während er hier gegen den Kardinal Ruffo und die Calabresen focht, hatten Suwarow und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Nur Moreau deckte damals durch kluge Märsche die Grenze Frankreichs und die Pässe von Genua. Hierauf zog er Macdonald entgegen, welcher Unteritalien räumte, um sich ihm anzuschließen. Aber statt den Seitenmarsch in's Genuesische gleich anfangs zu wählen, zog Macdonald, um den Feind allein zu schlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er, 12. Juni 1799, die Oesterreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwarow und Melas drängten ihn, 17. Juni, über den Tidone, und schlugen sein, durch Märsche und Kämpfe erschöpftes Heer den 18. und 19. Juni, gänzlich an der Trebia unweit Piacenza. Macdonald mußte sich, verwundet, mit seinem, bis auf 22,000 Mann geschwächten Heere in's Toscanische zurückziehen. Da nun Moreau den kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, so gelang es Macdonald, ungehindert die Appenninen zu übersteigen, und durch das östliche Küstenland im Genuesischen zu Moreau zu stoßen. Bald darauf vereinigte er sich mit dem, aus Aegypten zurückgekommenen General Buonaparte, und unterstützte die Revolution vom 18. Bru

maire. Den 1. Dec. 1800 führte er die Reservearmee in Graubünden über die beschneiten Alpen des Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Lüneville war er eine Zeit lang französischer Gesandter in Dänemark. In dem Feldzuge von 1809 drang er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laybach, und entschied den Sieg bei Wagram, so daß der Kaiser, indem er ihn zum Marschall erhob, zu ihm sagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie danke ich vorzüglich diesen Sieg." 1810 bekam er den Oberbefehl von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, so wie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, seinen Feldherrnruhm. Die Capitulation der Preußen unter York, die unter seinem Befehle standen, zwang ihn zum Rückzug, den er über Königsberg (3. Jan. 1813) ausführte. Im Mai 1813 nahm er Merseburg, focht ehrenvoll bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach (s. d. Art.) von Blücher geschlagen. Bei Leipzig (18. Okt.) befehligte er das 11. Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, so wie in dem blutigen Feldzuge zwischen der Marne und Seine. Als im Anfange des Aprils 1814 Napoleons erste Katastrophe eintrat, hatte er verschiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der diesen zur Thronentsagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. seine Unterwerfung zusandte. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf seinen Gütern. Nach dessen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion, und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflösung er bewirkte. Als Pär von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Gesinnung sich eben so sehr, als durch Treue gegen die Constitution und den König ausgezeichnet.

Macedonien, der nördliche Theil der, von Griechen bewohnten Halbinsel in Europa, ein bergiges und wälderreiches Land, dessen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben bestand, das aber an den Küsten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner desselben lebten von der Jagd und Ackerbau. Die Grenzen waren zu verschiedenen Zeiten verschieden. Sehr bestimmt waren sie im Süden durch den Olympus und die kambunischen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Thessalien, und im Westen durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgrenzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon (Strumona) und selbst die macedonische Halbinsel von Amphipolis bis Thessalonika, zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordwesten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Grenze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus oder Nestus (Kara Soa) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also Macedonien vom Gebirge Orbelos (Cumonizza) bis an die kambunischen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Flusse Nessus und dem ägeischen Meere bis zum jonischen, wo der Drino die Grenze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils schon vor Herodot's Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche; den östlichen am Strymon und Nestus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonika; den südlichen über Thessalien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt

Pelagonia. Illyrien trennten sie davon Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich, ihrer Sprache und Lebensart nach, die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiedenen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns gekommen sind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher gebildet, als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Uebergewicht über die andern gaben, und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Persern Tribut zahlte, und den Athenienserm seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Herakliden Karanus an, wird aber erst mit Philipp (s. den Art.) für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. Alexander d. Gr.) besiegte Asien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode sank Macedonien von seiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerstückelt, Macedonien erhielt seine alten Grenzen, und verlor sogar, nach einigen Kämpfen, seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache, ohne sie aufzugeben. Die Gelegenheit, sie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Diese Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche sogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 Mann vermindern und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perseus, aber wurde es eine Provinz derselben. Der entscheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perseus erfocht, vollendete die Unterjochung derselben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer, machte der macedonische Adel einen nochmaligen Versuch, sich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation stand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, und der römische Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. — Jetzt gehört Macedonien, (heutzutage Mackdonia oder Filiba Vilajeti) zur europäischen Türkei und ist von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt. Es hat auf 720 Q. M. 700,000 Einw. Der südöstliche Theil steht unter dem Pascha von Salonichi, der nördliche unter Beys oder Agas, oder bildet freie Gemeinden. Seit dem Mai 1821 sind diese im Aufstand. Der Hauptort ist Salonichi, das alte Thessalonich, eine wichtige Handelsstadt mit 70,000 Einw.

Macedonius, Macedonianer, s. Geist (heil.).

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günstling Augusts, und Gönner des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etruscischen Königen oder Lucumonen ab. Er ist bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobsprüchen und Verehrung genannt worden. Sie schildern ihn als das Muster aller Regenten- und Minister-Tugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Minister; sondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn selbst die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommission. Er begnügte sich stets mit dem Ansehn, das ihm sein persönliches Verhältniß zu Augustus gab. Eben so scheinen auch die Vorstellungen, die man von ihm als Beschützer der Gelehrten hat, und die seinen Namen zu einem Ehrentitel gestempelt haben, sehr übertrieben zu sein. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn sie gute Gesellschafter waren) an seinen Tisch zog, ihren Umgang suchte, und sie gelegentlich dem August empfahl, hatte zunächst einen politischen Grund, denn er erwarb dadurch dem August selbst Freunde und verbreitete dessen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen solchen Umgang empfänglich machen? Allerdings schenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgil zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Augustus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geschenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen besaß keine großen Eigenschaften. Desto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umstände versetzte, worin er sich am meisten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienst war, diese günstige Lage klug zu benutzen. Fern von starken Leidenschaften und Ehrgeiz, wie Wieland seinen Charakter schildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; sanguinisch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erschrecken und sich immer einen guten Erfolg zu versprechen; aber doch zu bequem und wollüstig, um Geschäfte zu lieben und zu suchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Person, jovialisch im Umgange, gefällig und gutmüthig; geneigt, über Andre zu scherzen und über sich scherzen zu lassen, oft auf eine angenehme Art in Kleinigkeiten, aber desto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geschmeidig, um Andre zu seinen Absichten zu gebrauchen; geschickt, jeden Menschen zu benutzen; behutsam in der Wahl seiner engern Freunde, aber treu und standhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig, alle diese Eigenschaften machten ihn vollkommen geschickt, sich des Augustus Zutrauen zu erwerben, welches bis an seinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand August alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er seinen Freund scherzend aufziehen konnte. So spottete August gern über Mäcen's Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelsteinen, Gemmen, über seine Ziererei, alte etrurische Worte in's Römische zu mischen und neue Worte zu machen. Dafür durfte sich dieser auch ein freies, ja selbst hartes Wort erlauben, wie er denn einst, als Octavius noch während des Triumvirats zu

Gericht saß und viele Todesurtheile aussprach, ihm seine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geschrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weisung jener folgte, ohne beleidigt zu sein. Als August mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen solle, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrschaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroischen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht seine Gutherzigkeit und Unschuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcen's Verhältnissen zu August, minder achtungswerth erscheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürsten als Privatleuten; ihre Häuser wetteiferten mit den prächtigsten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquilinischen Berge einen, mit den prächtigsten Gärten umgebenen thurmartigen Palast, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, selbst nicht August, besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, seinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter seiner liebsten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er erst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Bathyll (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand selbst eine neue leckerhafte Speise. Die durch wollüstigen Müßigang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Gegen seine letzten Lebensjahre wurde Augustus etwas kaltsinnig gegen ihn, weil er, wie Einige vermuthen, den Umgang des Kaisers mit seiner Gemahlin Terentilla nicht gern sah. Sein Tod versöhnte den August wieder, der ihn mehrmals schmerzlich vermißte. Er starb, nach Einigen, kurz vor, nach andern kurz nach Horaz, im Jahre Roms 745. Von seinen Schriften, deren Seneca, Isidor und Andere erwähnen, ist nichts auf uns gekommen.

Maceration heißt chemisch die Auflösung zweier oder mehrerer gemischter Substanzen durch Flüssigkeiten im Kalten. Bei gelinder Wärme heißt diese Operation Digestion.

Machara, s. Aesculap.

Mächtig heißt in der bergmännischen Sprache so viel als breit, wenn von Gängen die Rede ist (s. d. Art. Gang); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derselben; doch heißen nur solche, die über 12 Zoll hoch sind, mächtige Flötze.

Mack (Carl, Freiherr von). Dieser durch seine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordene österreichische Feldherr wurde 1752 zu Neußlingen in Franken geboren. Er trat als Fourier in kaiserliche Dienste. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er sich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von diesem dem Kaiser Joseph empfohlen, der schon früher Gelegenheit gehabt hatte, seine Thätigkeit kennen zu lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode znm Chef des Generalstabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber das, an der schlesischen Grenze versammelte Heer 1790 aus einander ging, so erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren seine, durch anhaltendes Arbeiten geschwächte Ge-

sundheit bedurfte. Der Prinz Koburg rief ihn jedoch schon 1793 zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedene Unternehmungen von ihm leiten zu lassen. Mack entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der franz. Cantonirungen an der Rör, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf sein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehen. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsschauplatz zurück. Er entwarf den so berühmt gewordenen Plan dazu, und begab sich damit selbst nach London. Dieser Plan, an welchem auch andere Theil gehabt haben sollen, ist in der Folge sehr getadelt worden, und es ist wol nicht zu bezweifeln, daß manches von demselben, unter den damaligen Umständen, nicht ausführbar gewesen sein würde. „Mack's, auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und auf rasche offensive Operationen calculirter Plan“, sagt Archenholz im 12. Bande der brittischen Annalen, „war kühn; allein er schien sehr richtig überdacht, und vielleicht hätte dessen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem Kriege eine ganz andere Gestalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmerer Hand kommende Plane, verworfen werden; man calculirte die Wasserschäden und das auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Interesse zu vergleichen: alles das verursachte, daß der Macksche Plan bei Seite gesetzt wurde.“ Nachdem Koburg den Oberbefehl niedergelegt hatte (28. Aug. 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. An seine Stelle trat der Prinz von Waldeck. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italienischen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angestellt. Er war inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschall-Lieutenants gestiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenstaats und der Fall von Mantua sich ereigneten, und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorstand, begab sich Mack, im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitanischen Heers gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner so wohl entworfen, daß, hätte sich Mack an der Spitze einer österreichischen Armee befunden, kein Feind entkommen sein würde. Er siegte auch anfangs in mehreren Gefechten, und nahm den 27. November das, Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlassen und sich zurückziehen. Er nahm eine feste Stellung bei Capua, und schloß, in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenstillstand ab. Aber jetzt brach, bei der unerwarteten Wendung der Dinge, ein Aufstand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich Mack mit seinem ganzen Generalstabe dem feindlichen Generale Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. 1804 erhielt er den Oberbefehl sämmtlicher Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisirung des österreichischen Heers. Endlich nahte sich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des österreichisch-französischen Kriegs, nachdem die Oesterreicher am 14. und 15. October an der Iller geschlagen und Memmingen

gen übergeben worden, Mack, welcher an der Spitze des Heers in Deutschland stand, nach diesen Unfällen sich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17. Oct. mit Napoleon eine allerdings schimpfliche Capitulation abschloß, vermöge welcher die 20,000 Mann starke Besetzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt er selbst aber auf Ehrenwort entlassen wurde. Mack kehrte nach Oesterreich zurück, wurde als Staatsgefangner nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährige Festungshaft. Im Aug. 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlassen. Er lebte seitdem zu St. Pölten, in dessen Nähe er eine kleine Besitzung hat, ist schon längst in den Genuß seiner Pension wieder eingesetzt, und erscheint zu Wien öffentlich, in Folge einer Verwendung des Erzherzogs Carl. Er durfte wieder bei Hofe erscheinen, ward normalmäßig als Feldmarschall-Lieutenant pensionirt, und erhielt den Maria-Theresien-Orden nebst der Ordenspension wieder. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, ist Mack ein durchaus rechtlicher Mann, dessen Entwürfe aber äußerst kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker, als wirklich praktischer Strateg, war er ein vortrefflicher General-Quartiermeister, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er selbst General en Chef wurde.

r. Mackintosh oder Macintosh (Sir James), Baronet, Mitglied des brittischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, der sich zugleich als juristischer und politischer Schriftsteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchspiel Dores in der Landschaft Inverneß in Schottland geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortrose erzogen, widmete sich zu Aberdeen der Heilkunde und ward 1787 Doctor der Arzneiwissenschaft. Nach dem Tode seines Vaters ging er zur Rechtswissenschaft über, und verband sich, bei dem Ausbruch der französischen Revolution, mit Godwin und andern ausgezeichneten Personen zur warmen Vertheidigung der republikanischen Freiheit und der Staatsreform. Späterhin ließ aber sein Eifer für jene Sache nach, und auf Pitt's Empfehlung ward ihm aufgetragen, Vorlesungen über die Gesetze und die Verfassung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu London zu halten, in welchen er so heftig gegen die Grundsätze seiner alten Freunde sprach, daß er sich dadurch harte Vorwürfe zuzog. Als Peltier (s. d. Art.) wegen einer Schmähschrift über den Charakter Buonaparte's (damaligen ersten Consuls) in Untersuchung kam, zeigte Macintosh bei der Vertheidigung desselben eine bewundernswürdige Beredtsamkeit. Dies verschaffte ihm besonders die Anstellung als Advocat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen seiner rednerischen Talente so oft von Europäern und Eingebornen bewundert wurde. Während dieses Verhältnisses soll er seine Musestunden der Abfassung einer Geschichte Englands von der Revolution an bis zur letzten Regentschaft gewidmet haben. Nach seiner Zurückkunft nach England wurde er zum Parlamentsrepräsentanten für die Landschaft Nairn erwählt. Er gab 1821 eine schätzbare Uebersicht der Geschichte von Schottland heraus.

Macklin (Carl) berühmter Schauspieler, eigentlich Maclauchlin genannt, geb. 1690 in der irländischen Grafschaft Westmeath. Als er einige Zeit auf der Universität zu Dublin gelebt hatte, wo er sich mit der Besorgung von Aufträgen für die Studenten Brod erwarb, schweifte er meist als Schauspieler umher, bis er endlich

im J. 1725 nach London kam, wo er im Trauerspiel, aber ohne Beifall, auftrat. Er fing wieder an zu wandern, und als er gewandter nach London zurückkehrte, sah man ihn gern in einigen Rollen, doch war er, fünf oder sechs Rollen (besonders Shylock im Kaufmann von Venedig) ausgenommen, ein mittelmäßiger Schauspieler. Im J. 1735 nahm er mit Fleetwood Antheil an der Leitung des Theaters Drury-Lane, als er sich aber späterhin mit dem Vorsteher und mit Garrick verfeindete und diese Bühne verlassen mußte, eröffnete er ein neues Theater in Haymarket, wo er mit einer Gesellschaft spielte, die er in der Declamation unterrichtet hatte. Einige Jahre nachher ging er nach Dublin, wo ihm Sheridan, der Vorsteher der Bühne, sehr vortheilhafte Bedingungen bewilligte; es brach aber bald ein, von Macklin mit großer Heftigkeit und Unverschämtheit geführter Streit aus, der zur Trennung führte. Bei seiner Rückkehr nach London ließ er seine Tochter in Coventgarden die Bühne betreten, er selber aber eröffnete ein glänzend eingerichtetes Schenkhaus, wo er Vorlesungen über die Bühne der Alten, das neuere Schauspiel, Shakspeare und ähnliche Gegenstände halten wollte. Der witzige Foote (s. d. Art.), der für seine Unterhaltungen Nachtheil besorgte, machte den neuen Vorleser in einer Posse lächerlich, die in Haymarket aufgeführt wurde, und der arme Macklin mußte seinen leeren Saal schließen. Er kehrte auf das Theater zurück, und seine unruhige Thätigkeit trieb ihn bald dahin, noch einmal als Declamator aufzutreten, wozu er die Rollen von Macbeth und Othello wählte, in welchen zu jener Zeit **Garrick**, (s. d. Art.) seine Meisterschaft zeigte. Man pfiff ihn aus, und mit der vierten stürmischen Sitzung endigten auch diese Unterhaltungen. Als Macklin einige Tage nachher auf der Bühne erschien, um eine seiner Hauptrollen zu spielen, wollten ihn die unwilligen Zuschauer nicht anhören, bis er knieend Abbitte gethan hätte, und das Geschrei legte sich erst dann, als der Vorsteher der Bühne versprochen hatte, daß Macklin nicht eher wieder auftreten sollte, bis er dem Publicum Genugthuung gegeben hätte. Er wandte sich an die Gerichte, welche die Urheber der Verschwörung zu Schadenersatz verurtheilten. Im Jahre 1781 spielte er, obgleich über 80 Jahr alt, in seinem Lustspiele: der Weltmann, die schwerste Rolle mit einer bewundernswürdigen Lebhaftigkeit, und erst acht Jahr später betrat er zum letzten Mal die Bühne. Taub und fast unempfindlich gegen alles, was um ihn her vorging, besuchte er fortdauernd das Schauspiel, bis er endlich 1797, in einem Alter von 108 Jahren starb. Seine 1804 erschienenen Denkwürdigkeiten enthalten viele anziehende Züge zur Theatergeschichte Englands.

Macpherson (James), durch die Bekanntmachung der Gedichte Ossian's berühmt, stammte aus einer angesehenen Familie in dem schottischen Hochlande und war 1738 zu Ruthven in der Grafschaft Inverneß geboren. Er studirte auf den Universitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, The Highlander, drucken, worin er viel Feuer und Phantasie verrieth dem es jedoch noch an Geschmack fehlte. Er hatte Theologie studirt war aber nie als Geistlicher angestellt. 1759 lebte er als Privaterzieher in der Familie Graham, und überraschte um diese Zeit die literarische Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altschottischer Balladen und Gesänge, die er auf Home's Verlangen übersetzt hatte. Die Aufnahme, welche dieselben fanden, Macpherson's abermalige Reisen in die Hochländer in den J. 1760 und 1761, auf welchen er mehrere solcher Gedichte, theils durch mündliche Ueberliefe-

rungen, theils in alten Handschriften sammelte, wovon er bald nachher den Fingal und Temora herausgab, so wie die Streitigkeiten, welche sich über die Echtheit und den Werth dieser Gedichte erhoben, sind unter Ossian erwähnt worden. Macpherson, der auch für das Geschäftsleben Talente besaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnson nach Pensocala in Florida als Secretär mitgenommen. Er besuchte nachher verschiedene westindische Inseln und einige nordamerikanische Provinzen, und kehrte 1766 in sein Vaterland zurück. Hier nahm er seine literarischen Beschäftigungen wieder vor, und gab 1771 seine wohlgeschriebene und gehaltvolle Introduction to the History of Great Britain and Ireland heraus. Der Beifall, den sein Ossian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Uebersetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn so hart mit, daß seine Arbeit bald in gänzliche Vergessenheit kam. Seitdem beschäftigte sich Macpherson nur mit historischen und politischen Gegenständen. Sein Fleiß war so groß, daß schon 1775 seine History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hanover in 2 Quartbänden erschien; ein Werk, in dem zwar eine gewisse Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber großen Werth hat und vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, in's Licht setzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beschäftigte, trat er gegen sie auf und verfaßte im Sinne der Regierung einige Flugschriften, die durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung seiner Dienste erhielt er den einträglichen Posten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 für den Flecken Camelford in's Unterhaus, er ward auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber seine Gesundheit abnahm, kehrte er in seine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landsitze bei Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, starb. Von seinem ansehnlichen Vermögen, das er durch seine Arbeiten erworben hatte, bestimmte er 1000 Pfd., um das ganze, von ihm übersetzte Original des Ossian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Bellevue. Spätere Nachforschungen und Entdeckungen haben Macpherson's Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der ossian'schen Gedichte dadurch gehoben worden.

Madagaskar, von den Portugiesen San Lorenzo, und von den Franzosen späterhin Isle Dauphine genannt, die größte Insel in Afrika, an der Ostseite dieses Welttheils durch den Kanal von Mozambik von dem festen Lande getrennt. Sie soll, nach französischen Berichten, 168 Meilen lang sein, 60 Meilen in der größten Breite haben und mehr als 10,000 QM. enthalten. Durch die Franzosen, die sich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrh., aber immer ohne bleibenden Erfolg hier niederließen, sind einige Nachrichten über diese Insel bekannt geworden; doch kennt man das Innere des Landes noch viel zu wenig. Madagaskar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuß viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land hinreichend bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen sind außerordentlich fruchtbar, und es herrscht überhaupt hier größtentheils, mit Ausnahme der Küsten, ein üppiger, fast nie unterbrochener Wachsthum. Die vorzüglichsten Erzeugnisse, die fast ohne Arbeit erbaut werden, sind: Reiß, Bataten, Südfrüchte, In-

digo, Seide; auch hat die Insel einige, ihr eigenthümliche Balsam- und Gummi-Gewächse. Elephanten und Raubthiere gibt es hier nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen und Salz. Fast gibt es kein Land auf der Erde, das so geschickt scheint, eine glückliche Welt für sich auszumachen, als Madagaskar. Die Einwohner dieser merkwürdigen Insel bestehen theils aus Ureinwohnern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegassen oder Malegaschen genannt, sind von schwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge scheinen größtentheils arabischen Ursprungs zu sein. Sie bewohnen das Innere der Insel, und sind in verschiedene Stämme eingetheilt, die von kleinen Fürsten beherrscht werden, welche sich häufig bekriegen. Ihre Religion hat etwas ähnliches mit der mohamedanischen. Auf der Nordostseite der Insel lebt ein Volk jüdischer Abkunft, das die Beschneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen soll ein Zwergvolk Kimos wohnen. Die größten Männer desselben sollen nur vier Fuß hoch sein. Die ganze Bevölkerung der Insel wird von Flacourt (1642—58) auf 1,600,000, von Benjowski (1673—76) auf 2½, von Rochon (1768—71) auf vier, von Andern auf drei Millionen angegeben. Die Portugiesen entdeckten Madagaskar 1506, doch erwähnt ihrer schon Marco Polo, im 13. Jahrh., unter dem Namen Magastar oder Madaiascar. Engländer und Holländer machten vergebliche Versuche, sich da niederzulassen. Die Franzosen legten 1665 eine Kolonie daselbst an, konnten sich aber, so wenig als im vorigen Jahrhunderte, lange behaupten. Doch treiben sie noch Handel mit der Insel, und holen von dort Reiß für ihre afrikanischen Kolonien. Die Engländer besitzen hier jetzt auf der Nordküste ein Fort mit dem Hafen Louquez. Die dortige Kolonie ist abhängig von dem Statthalter auf St. Mauritius.

Madame, ohne Zusatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schwester, oder des Königs Mutter Schwester, oder die erste fille de France (d. i. Tochter des Königs, oder des bei seinen Lebzeiten verstorbenen Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der französischen Könige. — Mademoiselle, ohne Zusatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern, oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. Im J. 1734 wurde verordnet, daß er nur der ersten Prinzessin von Geblüte gegeben werden sollte.

Madēra, Madeira, eine, den Portugiesen gehörige afrikanische Insel, westlich von dem festen Lande Afrika's und nördlich von den canarischen Inseln, wurde 1419 von den Portugiesen entdeckt, und von ihnen, wegen des großen Holzreichthums (denn Madeira heißt auf portugiesisch Holz), Madeira genannt. Ihre Größe beträgt gegen 25 □M. Die Insel ist eigentlich ein ausgebrannter Vulkan, der sich mit seiner höchsten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und von Regenströmen in tiefe Schluchten zerrissen, den Anblick eines, aus mehreren einzelnen Theilen bestehenden Ganzen darstellt, zwischen welche tiefe Thäler sich herabziehen, in welchen größere und kleinere Bäche herabströmen, die eine reichliche Bewässerung gewähren, und dadurch, nebst dem herrlichen, einem immerwährenden Frühlinge gleichenden Klima, eine große Fruchtbarkeit und ein äußerst üppiges Wachsthum des, aus vulkanischer Erde bestehenden Bodens verursachen. Die Luft ist äußerst gesund. Das ganze Jahr hindurch wachsen Blumen und Früchte. Das Haupterzeugniß, der Wein, ist unter dem

Namen Madera-Wein sehr berühmt. Allenthalben, wo es nur der Boden erlaubt, findet man herrliche Weinpflanzungen, und man schlägt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, davon die Hälfte ausgeführt wird. Jedoch ist auch der hiesige Wein von sehr verschiedener Güte. Die beste Sorte ist der Madera-Malvasier, der selbst dem berühmten Dry- (nicht Tri-) Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deshalb Dry- (trockener) Madera, weil er aus demjenigen Safte zubereitet wird, der den allerreifsten, schon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Die von einigen aufgestellte Behauptung, daß der Madera-Wein, um den höchsten Grad der Güte zu erlangen, dreimal die Linie müsse passirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde, beruht auf einem Irthum; denn obgleich manche Ostindienfahrer denselben auf ihrer Hinfahrt schon einnehmen, um ihn bei ihrer Rückkunft theuerer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereisen dem Madera zuträglich sind: so kann man doch auch von diesem Weine nur sagen, er habe die Linie zweimal passirt, und bei der geographischen Lage der Insel, auf der nördlichen Halbkugel, ist ein gerade dreimaliges passiren der Linie für denjenigen Madera, der in Europa getrunken werden soll, eine physische Unmöglichkeit. Die Weinberge sind meist Pachtgüter, und werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geistlichkeit. Die großen Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugiesen diese Insel bedeckten, sind nicht mehr vorhanden, statt derselben findet man viele Kastanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikosen- und Pfirsichbäume ꝛc., deren Früchte durchgehends auf dieser Insel einen süßeren Geschmack haben. In den Gärten zieht man, außer mancherlei Küchengewächsen auch Ananas, Graven und andere tropische Gewächse. Zuckerrohr wird nur wenig gebaut, das Getreide reicht nicht zum Bedarf der Einwohner hin, daher man das fehlende durch auswärtiges Getreide und durch Arumwurzeln, Bataten und Kastanien ersetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hieher gebracht, welche von kleiner Art sind. Reißende wilde Thiere, Schlangen und überhaupt giftige Thiere fehlen ganz. Die Zahl der Einwohner beträgt 100,000, meistens portugiesische Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden sich hier. Das Staatseinkommen ist 500,000 Piaster. Portugal hält hier einen General-Gouverneur und bezieht von der Insel beträchtliche Einkünfte, welche die Ausgaben für die Besoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen übersteigen. Der Handel ist ziemlich lebhaft, doch meistens in den Händen der Engländer. Die Hauptstadt, der Sitz des Gouverneurs und des Bischofs, heißt Funchal, welche sich auf der Südküste der Insel, im Hintergrunde einer Bai, sehr schön amphitheatralisch erhebt, aber deren Inneres nicht dem schönen Anblick entspricht, den die Stadt von Außen gewährt. Sie hat einen, von vier Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einwohner. — Nördlich von Madera liegt die dazu gehörige kleine Insel Porto Santo, mit 1,200 Einwohnern. Sie ist besonders reich an Federwildpret, und Desertas mit 1,800 Einwohnern.

Madison (James), ehemaliger Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er verwaltete diese Stelle zweimal nach einander; er war dazu am 4. März 1809 zum ersten Male, und am 4. März 1813 zum zweiten Male gewählt worden, wie es früher mit seinem Vorgänger, Thomas Jefferson, geschehen war, unter welchem er das

wichtige Amt eines Staatssecretärs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatischen Angelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei der Republikaner, die sich auf die Seite der Franzosen neigte. Den Grundsätzen dieser Partei gab man die Veranlassung zu dem Kriege mit England Schuld, der 1812 ausbrach, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaßung zur See viel beitrug. Dieser Krieg störte den aufblühenden Wohlstand der vereinigten Staaten außerordentlich, und schien ihnen ganz verderblich zu werden. Die Fehler, welche die amerikanischen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben. Es entstand daher ein großes Mißvergnügen über ihn, das sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten (englische Partei), laut äußerte und die Absicht merken ließ, einen andern Präsidenten zu wählen. Mit männlichem Muthe benahm sich Madison in diesem kritischen Zeitpunkte. Gleich nach dem Abzuge der Engländer versammelte er zu Washington den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede, und nahm so kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge davon war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wieder herstellte. Die darauf folgenden Friedensjahre wendete Madison an, den Wohlstand der vereinigten Staaten zu heben, und daß diese Bemühungen nicht vergeblich gewesen, erhellt aus den, 1816—1817 dem Congresse vorgelegten Schilderungen von dem innern Zustande des Landes. Eine der letzten öffentlichen Handlungen Madison's war die Unterzeichnung der Navigationsacte am 1. März 1817. Drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder, und hatte den bisherigen Staatssecretär, James Monroe, zum Nachfolger.

Madonna. Mit diesem italienischen Worte, welches gleichbedeutend mit dem französischen Madame ist, wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine wichtige brittische Stadt in der ostindischen Landschaft Karnatik, auf der Küste von Koromandel, die Hauptstadt einer Präsidentschaft der brittischen Besitzungen in Ostindien, liegt in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere. Sie besteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der sogenannten schwarzen Stadt, und hat 300,000 Einwohner. Die weiße Stadt, mit einer Mauer umgeben, ist bloß von Europäern bewohnt, und enthält schöne Häuser und regelmäßige Straßen. Hier findet man die Wohnungen der reichen Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramladen. Mitten in derselben, am Gestade des Meeres, liegt das Fort oder Castell St. Georg, einer der festesten Plätze in Ostindien, worin der prächtige Gouvernementspalast und ein Zeughaus sich befindet, aus welchem in wenigen Stunden 40,000 Mann bewaffnet werden können, und das mit einem großem Vorrathe von schwerem Geschütz angefüllt ist. Vor dem Gouvernementsgebäude ist der schöne, große, viereckige Paradeplatz, und diesem gegenüber steht das hübsche Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt, liegt die schwarze Stadt, ein großer fester Ort, worin die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten, breite Straßen mit engen Gassen wechseln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengaler, Chinesen, Peguaner,

schwarze Juden und Mauren (mohamedanische Araber) wohnen Madras hat Kirchen von verschiedenen Religionsparteien, Klöster, Moscheen, Pagoden, eine lutherische Missionsanstalt, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waisenversorgungsanstalt, ein Irrenhaus, mehrere Lehranstalten. Man verfertigt viele weiße und bunte Baumwollenwaaren, allerlei Glasarbeiten zum Putz für die Hindu's Frauenzimmer, und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Wichtiger noch als die Manufacturen und Fabriken, ist der Handel, obgleich die Stadt keinen Hafen, sondern nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwassers ersetzt eine, in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung, welche das Trinkwasser aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras steht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tschinnapatnam stand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Britten 1615 bekamen und hier die Stadt und das Fort St. Georg erbauten. — Die Präsidentschaft Madras begreift den östlichen Theil der Halbinsel diesseit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balasore, oder vom 8° bis 22° der Breite, ist in 21 Districte eingetheilt, und enthält an 6000 QM. und 12 Millionen Einwohner und 5,400,000 Pf. Sterl. Staatseinkünfte.

Madrid, die Hauptstadt Spaniens, liegt in dem Königreiche Neu-Castilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebenen Boden, an den Ufern des Manzanares, und enthält in ungefähr 7500 Häusern über 170,000 Einwohner. Keine andere Residenz in Europa liegt gleich Madrid 2276 Fuß über die Meeresfläche. Sie hat 32 große Brunnen und treffliches Trinkwasser. Seit Juli 1820 ist Madrid der Sitz der Cortes. Im Kanzleistyl heißt Madrid die sehr edle, rechtliche, berühmte und heroische Stadt. Sie bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist bloß mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3½ Stunden im Umfange und in der größten Länge 1¼ Stunde. Die Häuser sind zum Theil sehr altväterisch, die neuern sind in gutem Geschmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die sonst sehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten abgenommen; die Stadt ist des Nachts erleuchtet und die Straßen sind ziemlich gut gepflastert. Die Menge der Kirchen und Klöster (77 Kirchen und fast eben so viel Klöster) darf in der Hauptstadt Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich das seit dem Brande im J. 1734 neu aufgeführte königl. Residenzschloß aus. An der entgegengesetzten Seite ist das ehemalige Residenzschloß Buen-Retiro, dessen großer und schöner Park während der Revolution wider den König Joseph sehr gelitten hat. Die königl. Porcellanfabrik, die sonst in diesem Schlosse war, ist eingegangen. Der große Marktplatz (Plaza mayor) ist nicht vorzüglich schön; ein anderer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor) wird am häufigsten besucht und ist der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteste Spaziergang in Madrid ist der ½ Stunden lange, aus mehrern Alleen bestehenden Prado, der die Stadt durchschneidet, und durch den verschiedene Straßen gehen. Die Gegend um Madrid ist angenehm und gut angebaut. Das Trinkwasser muß mehrere Stunden weit hergeleitet werden. Es befinden sich in Madrid die obersten Staatsbehörden, ehemals auch das neuerdings aufgehobene Oberinquisitionsgericht, eine im J. 1770 erneuerte Universität, und verschiedene königliche Akademien der Wissenschaften, der Geschichte, der Medicin rc. Auch gibt es hier mehrere Fabriken, und man hält Madrid für den Mittelpunkt des spanischen Fabrikwesens; doch ist darin noch viel Unvollkommenheit, und es fehlt

an einer Menge Bequemlichkeiten, die man in andern Ländern sich leicht verschaffen kann. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Wohnsitz der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt selbst und in dem nahe gelegenen Schlosse von Aranjuez aufhielten. — In der Geschichte unserer Tage ist Madrid hauptsächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerst das Volk am 2. Mai 1808 durch einen wüthenden Aufstand gegen die Franzosen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beispiel gab, welches bald die gesammte spanische Nation mit eben so vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch sich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erste Volk in Europa gewesen zu sein, das dem französischen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerstand entgegensetzte.

Madrigal, eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Versen bestehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Anfangs wurden diese Poesien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man sie zu materiellen, das heißt zu gemeinen und niedrigen Gegenständen brauchte; doch gibt man auch noch andere Ableitungen an. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. Der dabei gebrauchte musikalische Styl war ursprünglich ein taktmäßiges Recitativ; nachher wurde es gesangreicher, und verwandelte sich endlich gar in einen ausgearbeiteten Fugenstyl. Gewissermaßen sind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Instrumente wurde der Madrigalgesang übertragen, und man findet daher aus den 16. und 17. Jahrh. auch Madrigale für die Orgel und andere Instrumente.

Maffei. Dieses berühmte Geschlecht, das einige gelehrte Männer hervorgebracht hat, stammte ursprünglich aus Verona, hatte sich aber in verschiedenen Zweigen durch mehrere Gegenden Italiens verbreitet. Wir führen die einzelnen ausgezeichneten Glieder hier auf. 1) Alexander (Marchese) ward 1662 zu Verona geboren, und kam im neunten Jahre als Edelknabe an den Hof des Kurfürsten Ferdinand Maria von Baiern, seines Pathen. Er machte unter Maximilian Emanuel die Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich, diente mit Ruhm im spanischen Erbfolgekrieg, ward nach dem Siege bei Belgrad (1717) wozu er viel beitrug, Feldmarschall, und starb 1730 in München. Das italienische Original der, unter seinem Namen erschienenen und in's Französische (Haag 1740, II., 12.) übersetzten Denkwürdigkeiten (Verona 1737) ist von seinem Bruder Scipio. 2) Bernardino, geb. zu Rom 1514 und in Padua erzogen, ward schon im fünf und dreißigsten Jahre Kardinal, starb aber im vierzigsten. Er besaß eine von einem seiner Vorfahren gegründete, unermeßliche Sammlung von Münzen, die er in seiner wahrscheinlich vollendeten, aber verloren gegangenen Geschichte nach den Münzen trefflich benutzte. Mehrere andere zugleich angefangene Werke blieben Bruchstücke und man besitzt bloß einige, in verschiedenen Sammlungen zerstreute Briefe von ihm, aber die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen spendeten ihm große Lobsprüche. 3) Franz Scipio (Marchese) 1675 zu Verona geboren. Er studirte im Jesuitercollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er sich ganz der Dichtkunst widmete, und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte unter seinem Bruder Alexander im spanischen Erbfolgekriege einige Feldzüge in Italien und Deutschland

mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier schrieb er bei Gelegenheit eines Streites, worein sein ältester Bruder verwickelt wurde, ein Buch (Della Scienza chiamata cavalleresca — Rom 1710. 4.) voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu schlichten, in welchem er darthut, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sei. Um der Literatur seines Vaterlandes, deren Verfall ihn betrübte, aufzuhelfen, unternahm er mit Apostolo Zeno und Vallisnieri eine Zeitschrift, deren Zweck war, den Schriftstellern die Mängel ihrer Werke aufzudecken, und sie mit der Literatur des übrigen Europa bekannt zu machen. Zu gleicher Zeit richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Theater seines Vaterlandes, welches er sowol durch eine Sammlung der besten italienischen Lust- und Trauerspiele (Teatro italiano 1723. 3 Vol.), als auch durch seine Merope bereicherte (s. Ital. Theater). Kaum hat eine Tragödie je einen so glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch schrieb er ein Lustspiel, La Ceremonia, das ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. In der Absicht, das vernachlässigte Studium der griechischen Sprache unter seinen Landsleuten zu beleben, berief er geschickte Lehrer, die er auf seine Kosten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handschriften in der Domkirche seiner Vaterstadt, gab seiner gelehrten Beschäftigung eine neue Richtung und er widmete sich nun mit Erfolg der Diplomatik. Eine reife Frucht dieser Studien war seine Geschichte von Verona. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 sich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, besuchte sodann England, Holland und kehrte über Wien, wo Carl VI. ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm, nach Italien zurück. Hier beschloß er sein, den Wissenschaften und der Poesie gewidmetes Leben im J. 1755 in seiner Vaterstadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal setzen ließ. Unter seinen zahlreichen Schriften sind — außer den erwähnten — die vorzüglichsten: 1. Rime e prose, Venez. 1719. 4.; 2. Merope, Modena 1713; 3. Istoria diplomatica; 4. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 5. Museum Veronense; 6. Verona illustrata, und viele andere Schriften, besonders über seine Vaterstadt. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Venedig 1790, in 21 Bde. 8. 4) Johann Peter, einer der gelehrtesten Schriftsteller unter den Jesuiten, stammte von einem, in Bergamo angesiedelten Zweig des Geschlechts, und wurde hier 1535 geboren. Er ging in früher Jugend nach Rom, wo er sich mit Annibal Caro und andern gelehrten Männern verband, nahm später den Lehrstuhl der Beredsamkeit in Genua an, wo er bald auch Secretär der Republik wurde, trat aber schon zwei Jahre nachher zu Rom in den Jesuiter-Orden. Im römischen Collegium lehrte er mit Erfolg die Beredtsamkeit, und gab (1570) eine lateinische Uebersetzung von Acosta's Geschichte von Indien heraus, deren schöne Schreibart den Kardinal Heinrich von Portugal veranlaßte, den Verfasser nach Lissabon zu berufen und ihm den Antrag zu einer allgemeinen Geschichte von Indien zu geben, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven mittheilen ließ. Dieses Werk (Historiarum indicarum libri XVI.) erschien 1588 zu Florenz und in einer bessern Ausgabe zu Cölln 1593, ist aber nur durch die Schreibart, und keineswegs durch Kritik und Gründlichkeit ausgezeichnet. Im J. 1581 kam er nach Italien zurück,

und lebte in Rom und Siena, immer mit der Ausfeilung seiner Werke beschäftigt, worin er ein mühsamer Arbeiter, und so ängstlich genau war, daß er oft ganze Tage mit dem Abglätten einiger Redensarten zugebracht haben soll. Er starb 1603 zu Tivoli. 5) Paul Alexander, ward 1653 zu Volterra geboren. Als er den ersten Unterricht empfangen hatte, ging er nach Rom, wo er bald durch Vermittelung seines Oheims, des französischen Geschäftsführers, eine Compagnie unter der päpstlichen Garde erhielt. Er setzte dabei seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, und erwarb sich durch fleißigen Besuch der Museen und Kabinete, eine ausgebreitete Kenntniß der Denkmäler des Alterthums. Erst in seinem funfzigsten Jahre machte der bescheidene Forscher die erste Frucht seiner Arbeiten bekannt. Er starb zu Rom 1716. Seine beiden wichtigsten Werke sind: Raccolta di Statue antiche e moderne — Rom 1704 — worin 163 Abbildungen von alten Denkmälern enthalten sind, die sich in Roms Palästen, Gärten und Sammlungen befinden. 2) Eine neue Ausgabe der Gemme antiche figurate colle sposizioni des Lionardo Agostini, die 1707 zu Rom erschien, aber, ungeachtet sie die vollständigste ist und durch Maffei's Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhält, doch von Liebhabern weniger als die älteste und seltene, durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnete Ausgabe vom J. 1657 (2 Bde. 4.) gesucht wird. (Vergl. Ebert's Bibliogr. Lex. Art. Agostini). 6) Raphael, auch unter dem Namen Raphael von Volterra bekannt, ward gegen die Mitte des 15. Jahrh. zu Volterra geboren und widmete sein ganzes Leben gelehrten Beschäftigungen, bis er 1522 in seiner Vaterstadt starb. Seine bekanntesten Werke sind die zuerst 1506 zu Rom erschienenen Commentarii rerum urbanarum libri XXXVIII., die in den ersten 23 Büchern geographische und biographische Abhandlungen, in den letzten aber eine encyklopädische Uebersicht aller, gegen Ende des 15. Jahrh. verbreiteten Kenntnisse enthalten.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, wird nach einem alten exegetischen Irrthum die, Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit gegen Jesum der Vergebung ihrer Sünden von ihm versichert ward. Weil sie durch Uebermaß in der Liebe gesündigt hatte, und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht und mit ihr die religiöse Poesie und Kunst, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumständen jener mit ihr verwechselten Maria von Magdala (s. d. Art. Maria) zusammengesetzten geschichtlichen Stoff, um sich das heilige Magdalenenbild zu schaffen, das zu den anziehendsten Gegenständen der schönen Kunst gehört und wie es die Frommen rührt, besonders gefallnen, bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröstlich ist. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte zu einem geistlichen Orden, der in Deutschland schon vor 1215 bestand, und um solche Zeit in Frankreich, Italien und Spanien aber noch viele Häuser erhielt. Sie nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Madelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Augustinus an, und theilten sich in mehrere durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder schwarz), und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Dieser Orden, der anfangs nur gefallne Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat sich weit, selbst bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich seine Nonnen, nur zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen verpflichtet,

sich sonst nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen sind, bis in die neueste Zeit erhalten. Die in protestantischen Ländern noch übrigen katholischen Magdalenenstifte haben sich jetzt zur Krankenpflege bequemen müssen, z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. E.

Magdeburg, berühmt und wichtig als Festung und alter (seit Carl d. Gr.) Handelsplatz. Sie theilt sich in die Alt- und Neustadt. Letztere ist jetzt als Brückenkopf zu betrachten, wozu noch die im letzten Kriege zerstörten, seitdem aber wieder aufgebaueten Vorstädte Sudenburg und Friedrichsstadt kommen. Auf einer Insel in der Elbe, vor dem Brückenthore, liegt die seit 1680 erbaute Citadelle, mit einem großen Proviant- und Zeughause und der katholischen Soldatenkirche. Sie hat durch das Fort Scharnhorst seit 1813 eine gesicherte Verbindung mit der Hauptfestung erhalten. Unter den Außenwerken ist die Sternschanze vor dem sudenburger Thore mit ihren vielen Galerien und Minen besonders merkwürdig. In der Sternschanze zeigt man noch jetzt, das für Trenk eingerichtet gewesene Gefängniß. Magdeburg mit seinen 16 Bastionen, vielen Außenwerken und einem zweiten bastionirten Wehrkreiß, bildet eine der stärksten Festungen Europa's und deckt die Mittelelbe. Die Schulgebäude vom Kloster Berge wurden 1813 niedergerissen, weil sie der Festung zu nahe lagen und die Schulanstalt mit der Klosterschule in der Stadt verbunden. Am alten Markte steht das, seit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber das prinzliche Haus, ehemals der Bischofshof genannt; das Landschaftshaus, die Accise, der Kaufhof, (das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe), die alte Bildsäule Kaisers Otto I., die schöne Wassermühle und Wasserkunst, die große, an die Stelle des im Jahre 1811 abgebrannten Zeughauses am Domplatze neuerbaute Kaserne mit in's Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde u. s. w. besonders sehenswerth. Die Einwohner sind größtentheils Lutheraner und Reformirte. Unter den sieben lutherischen Pfarrkirchen ist die vornehmste die, von Quadersteinen mit zwei Thürmen erbaute Domkirche zu St. Moritz. Die Katholiken benutzen die Kirche unserer Lieben Frauen in der Altstadt. Die Stadt hat 2 gelehrte Schulen, die Kloster- und die Domschule, und 7 Vorschulen, ferner eine Kriegsschule und eine Handlungsschule. Zum Vortheil des Handels ist 1743 ein Kanal angelegt worden, der mittelst der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten ist die sogenannte Heermesse vor Michaelis am bedeutendsten. Sehr ansehnlich sind die hiesigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handschuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. s. w. Der Handel auf der Elbe ist bedeutend, besonders in Speditionsgeschäften. Es ist wahrscheinlich, daß in Folge der freien Elbschifffahrt und der Assecuranzgesellschaft, der Handel noch höher steigen wird. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müssen, weil die hiesige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu führen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garnison, jedoch mit Inbegriff der Vorstädte, 35,000. Zur Geschichte der Stadt gehört, daß sie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerstört worden. Seitdem ist Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals übergab es der altersschwache Commandant, General von Kleist, nach der jenaer Schlacht schon am 11. Nov. an Ney auf eine höchst unrühmliche Weise, und im tilsiter Frieden wurde es an

Frankreich überlassen, welches die Festung zum Königreich Westphalen schlug. Im Befreiungskriege 1813 ward es von einem Corps unter Tauenzien bloß eingeschlossen, und nach dem pariser Frieden an Preußen zurückgegeben.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer. Er war von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien, und that sich besonders bei der Eroberung von Malakka im J. 1510 hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, verließ er sein Vaterland und begab sich zu König Carl V. von Spanien. Nach andern Angaben bewogen ihn Veruntreuungen die er sich zu Schulden hatte kommen lassen, zu diesem Schritt. Ein anderer Portugiese, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete ihn. Beide faßten den kühnen Plan, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, von denen sie zu beweisen sich erboten, daß sie auf die vom Papste der Krone Castilien zugetheilte Seite fielen. Sie sollen das Unternehmen zuerst dem Könige Emanuel von Portugal angeboten, dieser sie aber zurückgewiesen haben, um nicht andern Nationen jenen Weg nach Ostindien zu öffnen, dessen Handel damals ausschließlich von den Portugiesen geführt wurde. Der König von Spanien dagegen nahm ihren Vorschlag an, und am 20 Sept. 1519 segelte Magellan mit 5 Schiffen und 236 Mann unter seinem Befehl von San Lucar ab. Bald erhob sich Murren unter den Offizieren, welche unzufrieden waren, einem abtrünnigen Portugiesen gehorchen zu sollen, und drei derselben zettelten eine Verschwörung an. Sie ward jedoch entdeckt und von Magellan durch kräftige und strenge Maßregeln unterdrückt. Er befand sich damals an der Küste von Patagonien, und seine erste Reise enthält Nachrichten von der Riesengröße der Einwohner, worüber in der Folge so viel gestritten worden. Gegen Ende Octobers 1520 erreichten sie ein Vorgebirge, das sie de las Virgines nannten, und das am Eingange der Meerenge liegt, welche nachher den Namen der magellanischen Straße erhalten hat. Der Befehlshaber mußte sein ganzes Ansehen anwenden, um seine Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen, mit der Aussicht, jenseit einen weiten Ocean zu finden, in dem ihre, nur noch für drei Monate hinreichenden Lebensmittel ausgehen möchten. Wirklich verließ ihn auch eins seiner Schiffe, und steuerte nach Europa zurück. Die übrigen fuhren weiter, und entdeckten am 27. Nov. die Südsee. Sie begaben sich in dieses, jetzt zum erstenmal von den Europäern besuchte Meer, und waren nahe daran, die gefürchteten Uebel einer Hungersnoth zu empfinden. Zufällig entdeckten sie von den zahlreichen Inseln dieser Gewässer nur zwei, und diese waren wüst und unfruchtbar. Das Wetter war indeß so anhaltend mild und ruhig, daß sie dem Meere den Namen des stillen Ocean beilegten. Am 6. März 1521 wurden sie der Ladronen ansichtig, so von ihnen benannt, wegen der diebischen Neigung der Bewohner. Von da kamen sie zu dem Archipelagus von St. Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf einer dieser Inseln, Namens Zebu, erlangte Magellan die Bekehrung des Königs zum Christenthum durch das Versprechen, ihn zum Besieger seiner Feinde zu machen. Unter der fernern Bedingung, ein Vasall von Spanien zu werden, halfen ihm die Spanier, einige benachbarte Fürsten sich unterwerfen und pflanzten das Kreuz über einigen verbrannten Dörfern auf. Das Oberhaupt einer benachbarten Insel, Namens Matan, weigerte sich aber,

den Spaniern Tribut zu zahlen und sich dem Könige von Zebu zu unterwerfen. Gegen den Rath seiner Offiziere und des Königs selbst, beschloß Magellan, seinen Ungehorsam zu bestrafen. Er landete am 26. April mit ungefähr 58 Mann auf Matan und ward von den Einwohnern angegriffen. Man focht fast den ganzen Tag; endlich stockte das Feuer der Spanier aus Mangel an Munition; sie sahen sich zum Rückzug genöthigt. Magellan bekam dabei einen Schuß mit einem Pfeil im Schenkel; die Seinen, die in der Unordnung flohen, unterstützten ihn schlecht, und so ward er durch einen Lanzenstich getödtet. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde Magellan den Ruhm des ersten Weltumseglers erworben haben, den jetzt Cano sich zueignete, welcher sein Schiff über Ostindien glücklich zurückbrachte, und am 7. Sept. 1522 wieder in San Lucar einlief. Indeß hat auch Magellan durch den Beginn des großen Unternehmens, dessen Opfer er ward, sich unter den Entdeckern zur See unsterblich gemacht. Ein Auszug aus Magellan's Reisetagebuch steht in Ramusio's Sammlung; vollständig ist seine Reisebeschreibung erst 1811 vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden. — Fernando Magelhaens Urenkel war Joh. Hyacinth, ein berühmter Naturforscher, ehemals Augustinermönch, zu Lissabon, starb 1790, 68 J. alt zu Islington bei London. Er erfand die Schwängerung des Wassers mit fixer Luft, also der durch Kunst nachgeahmten mineralischen Wasser, und die Bildung mineralischer Wasser. Er hatte große Sprachkenntnisse, war viel gereist, verließ den katholischen Glauben und wurde Mitglied der engl. königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menschen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmt ist. Er liegt bei dem Menschen unter dem Zwergmuskel und den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (der Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer ist, so bilden sich zwischen beiden Enden desselben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleiner und der untere größer. Der obere ist concav, und nimt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächst. Wird aber der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, so daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle desselben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen desselben sich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Dann kommt die fleischige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen sich kreuzender Muskelbündel besteht. Die dritte, die Gefäßhaut, ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, ist sehr gerunzelt, so daß mehrere Falten nach verschiedenen Richtungen entstehen, in deren Zwischenräumen sich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieser Haut besteht die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt ist, denn es zeigen sich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein sammtartiges Ansehen geben, und lauter Enden zarter Gefäße sind, welche zwischen der dritten und vierten Haut liegen und unter der letztern hervorstehen. Auch sind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerst feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der ein-

saugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüsen sind, welche alle in dem zelligen Gewebe zwischen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute, durch ringförmige Verlängerung der Falten, eine Art von Klappe, welche mit Muskelfasern versehen ist und die Oeffnung verschließen kann, so daß der Speisebrei aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen ist mit vielen Blutgefäßen versehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen desselben hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, sich netzartig mit einander verbinden, und zwischen seinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem sich die, zur Verdauung nothwendigen, Flüssigkeiten (der Magensaft, so auch der Schleim in den Schleimbälgen), absondern, die sich durch die schon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven ist der Magen reichlich versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderungen in den Capillargefäßen beherrschen, theils sich in der Muskelhaut verlieren, und die Bewegungen derselben erregen. Diese Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen sich unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechselsweise nach der verschiedenen Richtung der sich zusammenziehenden Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert (s. d. Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch ursprünglich von ihm ausgehen. Sie sind verschieden, je nachdem ein System desselben vorzüglich leidet. Ist das arterielle Gefäßnetz desselben im entzündlichen Zustande, so entsteht Magenentzündung, die sich durch heftigen brennenden Schmerz mit stetem Ausbrechen alles Genossenen, selbst des mildesten Getränkes äußert. Ist das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfasern des Magens in zu empfindlichem erregten Zustande, so gibt dies Veranlassung zum Magenkrampf, der sich durch ein Gefühl von ängstlicher Zusammenziehung in der Magengegend äußert. Ist das absondernde Capillargefäßnetz zwischen den Häuten des Magens in regelwidrigem, geschwächten Zustande, so entsteht fehlerhafte Absonderung des Magensaftes, welcher meistens als Magensäure erscheint. Ist der Zustand einer fehlerhaften Absonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, so nennt man es Magenfieber, oder gastrisches Fieber; wiewol die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem System des Unterleibes ihren Sitz haben. Magenschwäche: der Mangel an Kraft des ihm zugehörigen Nervensystems, so daß die Absonderung des Magensaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von Statten gehen. Unter Magenmitteln versteht man insgemein solche, welche der geschwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen und die Verdauung befördern sollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe schon wirksame Mittel, z. B. Auflösung von bittern Extracten, mit bittern und aromatischen Tincturen sind. Vor Zeiten gebrauchte man auch die Magenbürste, um den Magen von seinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speisen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürsten. Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr einer halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten, doppelt zusammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht be-

festigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntwein und alsdann ein Nößel Wasser, hierauf fuhr man mit der Bürste durch den Schlund in den Magen, bewegte sie hin und her, machte auch verschiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürste wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieselbe Operation wiederholte. Dieses Instrument und sein Gebrauch war schon im Anfang des 17. Jahrh. und vielleicht noch früher in italienischen Klöstern bekannt, und ist wahrscheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten sich noch immer sehr mit der Arzneikunde beschäftigten. H.

Magie. Magier. Magismus. Maja, die ewige Mutter der Dinge, ist in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der geistigen sowol als der sinnlichen Liebe. In einer andern Bedeutung ist sie Muse, Göttin der Weissagung und der Dichtkunst, aber auch Göttin der Täuschung und des Truges. Verwandt mit jener mehrseitigen Wurzel erscheint in Hinsicht auf seine ursprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Persien und seine, vormals durch Astrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den ältesten Zeiten fortgeerbt scheint. Nach jener alten Lehre des Magismus war der Gegensatz, oder wie sich Heraklit ausdrückt, der Streit-Vater und Urgrund aller Dinge, und nachdem sich einmal der Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Wesen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem sich einer segensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finsterniß entgegenstellt. Der Wechsel zwischen Tag und Nacht, Licht und Finsterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten ist ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwischen den Kräften des Guten und des Bösen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erscheint, bis zuletzt das Licht auf immer siegt über die Finsterniß. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes ist der Wechsel der Zeiten, sondern die Zeit entsteht in einem höhern Sinne selbst aus jenem Kampfe und besteht durch denselben. Entgehen konnte es einem, tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, inwieweit alles Endliche in Hinsicht auf Form und Wesen von dem Einflusse der Zeit, in welcher es entstanden und gebildet worden, abhänge. Beobachtungen dieser Art können das Entstehen der Astrologie und des alten Sterndienstes in etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie auf's engste zusammen hängt. Es hat allerdings eine höhere und bessere Magie gegeben, als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene bessere Magie gründete sich auf den Satz: daß der Mensch mit Hülfe und im engen Verein mit seinem höheren und göttlichen Ursprung, in sich und außer sich einer höheren Wirksamkeit fähig werde, die ihn zum Herrscher über seine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüstung des bessern Magiers war (man sehe Kleuker in seinem Anhange zum Zendavesta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwingender und lösender Gewalt auf die Gesammtregion der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüstung, welche der wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Lichte das Reich der Finsterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem bessern Sinne scheinen die spätern Essäer

das aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und seinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im niedern, waren wol auch Pythagoras und andere Weise jener Zeiten Magier. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß schon von den ältesten Zeiten, zugleich mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere entstanden, an welcher sich übrigens hie und da die bessere Abstammung nicht verkennen läßt. Wenn, nach dem Vorhergehenden, alle endliche Dinge unter dem Einflusse erhaltender und zerstörender Naturkräfte; unter dem Einfluß der Zeit und des Gestirns stehen: so darf der Mensch nur sich zum Herrscher seiner Kräfte, die man gute und böse Dämonen nannte, machen, um mittelst derselben auf die, unter ihrem Einfluß stehenden Dinge zu wirken. Insofern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenannten Magie gestanden. Wählen wir andere Worte, welche den ursprünglichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen können. Wenn sie in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und widerlicher Kräfte gründet: so muß es für den echten Magier von großer Bedeutung sein, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, so ruft, vermöge des allgemeinen Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, so wie auch auf der andern Seite die ihr widerstrebenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. So waren die Magier zuvörderst an sich und andern strenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und in gewißem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen ergriffen zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, der Samen eines andern Gewächses auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur thierischen Lust aufreizen. Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muse, prophetische Begeisterung, lehrte aber auch im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen diese in Hindsit ihres Wesens und Schicksals abhängen, in die Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Ansicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile, Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Auch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorsteherinnen über den Hagel,

Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und in andern Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Aehnliche. Die Magier waren endlich, so wie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus sich immer mehr entstellten und verloschen, bösartige, täuschende Zauberer. Unter andern spielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in seiner Verwandtschaft mit der Liebesgöttin Maja, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforschern in jener Beziehung als wirksam bekannt sind. Außer diesen wurden Gegenstände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Luft oder Futter gestorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung immer, wie die der narcotischen Gifte lebensgefährlich, oder wenigstens gar leicht wahnsinnerregend war. Andere Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrsagen aus der Hand, das Versprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüssen, und andere, noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen, oder in andere Gestalten zu verwandeln, die Wirksamkeit der Amulete, die Gewalt über einen andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie in Lucian's Mährchen, gar leicht möglich ist, die falsche Büchse zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in einen Esel verwandeln könnte. Wer dieses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, der lese Tausend und eine Nacht und andere orientalische Mährchen, Ölenschlägers Aladdin und de la Motte Fouqués zarte Dichtungen. Uebrigens gibt nicht bloß die höhere Magie, von der wir hier sprachen, sondern auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige jener Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wol eine ausgemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glauben möchten, welche so gern alles der Art für bloße Gaukelei und Taschenspielerei halten wollen. Nicht bloß gehört die Geschichte des Magnets, wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtschaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie es scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen, besonders das Schlagen der metallnen Becken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, das starre Anblicken dessen, auf welchen der Magier wirken will, erinnern sehr an gewisse, aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannte Erscheinungen. (M. s. übrigens Kleuker's Zendavesta und noch mehr sein Magicon, welches die Geschichte der meisten Geheimlehren, bis herunter auf die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie über diesen Gegenstand gesagt hat, und Windischmann's Untersuchungen über Astrologie, Alchemie und Magie (Fkf. 1818). Auch Schuberts Symbolik des Traums enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern und echten Magie).

Magie (natürliche). Unter diesem Namen werden seit geraumer Zeit Beschreibungen und Aufzählungen sogenannter natürlicher, theils physikalischer und mechanischer, theils chemischer Kunststücke verstanden, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen können. Insofern ist demnach eine solche natürliche Magie verschieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. f. gehören. Unter andern haben Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Hellmuth in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge solcher naturgeschichtlicher und ökonomischer Kunststücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taschenspieler bekannt sind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein Chemiker großes Aufsehen, welcher eine Wiedergeburt ganz verbrannter Naturkörper aus ihrer Asche in fest verschloßnen, durchsichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenigstens theilweise jenes Kunststück nachmachen, wenn diese Nachahmung gleich etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich, auf einem, eigens dazu gefertigten Bretchen einige Abbildungen von jenen natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. s. f.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Asche wieder erzeugt werden sollen. Jene Abbildungen sind mit einer, für's erste unsichtbaren, klebrigen sympathetischen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf sie stehen, befinden sich verborgene Magnete. Unser Magicus bittet nun die Umstehenden, aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwählen, der verbrannt und wiedergeboren werden soll. Dies geschieht. Nach dem Verbrennen sammelt er die Asche, mischt sie geschickt unter Eisenfeilspäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und setzt nun im Hinabstreuen und Umschütteln die Eisenfeilspäne in die Lage, von den Magneten angezogen und von der klebrigen sympathetischen Tinte festgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in seinem Schattenriß wieder erkannt. So verwandelt unser Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattschnitzchen zusammengeleimtes hat, in dessen Innern ein lebendiger Vogel sitzt, der durch einige kleine Oeffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten, statt des echten, in eine unten offne blecherne Büchse geschoben, in die es genau und eng hineinpaßt, das untere nur leicht angemachte Blatt weggerissen, und — statt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchse. Unser Magicus läßt auch, mittelst eines Hohlspiegels, dessen Bilder auf den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geister erscheinen, durch bekannte akustische Apparate sie Fragen beantworten u. s. f. Ein anderer Theil jener sogenannten natürlichen Magie beschäftigt sich mit der Angabe zur Bereitung sympathetischer Tinten, mit allbekannten elektrischen Kunststücken, wie man z. B. durch den elektrischen Funken ein Thier tödten, einem Menschen unvermuthet einen Schlag versetzen könne u. s. w. In dieser Art beschäftigt sich denn die ganze sogenannte natürliche Magie mit Kunststücken, die zur gesellschaftlichen Unterhaltung sehr angenehm sind, die aber nichts weniger als den Namen Magie und natürliche Magie, sondern höchstens den einer scheinbarin und falschen, den Namen Taschenspielerei verdienen. Unter Magie im engern Sinne sollte man bloß jene geistige (gute oder schlimme)

verstehen, die sich auf eine Gewalt des Geistes über Geist und Körper — den eignen sowol als fremden — und über die äußere Natur gründet. Jene Krankenheilungen, die durch den Glauben, jene Einwirkung auf den Willen eines Fremden und Entfernten, durch Fixirung des eignen Willens auf jenen (m. s. den Art. **Magnetismus**), das ganze Gebiet des Hellsehens, z. B. das Wissen um fremde Zustände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die ansteckende Gewalt des Enthusiasmus, der Verzückung und anderer guten und schlimmen Zustände dieser Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie, denn alle jene Erscheinungen gründen sich auf die Gesetze der, in der geistigen Region herrschenden Liebe oder Abneigung, sind Wirkung einer geistigen Liebe (Abneigung, Verwandtschaft) oder eines geistigen Hasses. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten dann solche Erscheinungen der organischen und anorgischen Natur, welche sich auf das Gesetz einer körperlichen Verwandtschaft (Liebe oder Abneigung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angespannten Saiten, wenn außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende und verwandte Ton angeschlagen wird. Natürliche Magie also ist es, wenn in einem lebenden menschlichen oder thierischen Körper durch den Gebrauch gewisser natürlicher Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend eine sinnliche Begierde u. s. w. erregt wird, oder ein bestimmter Zustand des Nervensystems. Natürliche Magie ist es ferner, wenn die Infection eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen) durch die Ausdünstung und den Schweiß eines Menschen, Zuneigung zu dem Letztern erregt, ein magisches Geheimniß, das sich selbst öfters unter zwei verschiedenen Menschen erprobt hat, wie die plötzlich entstandene Leidenschaft jenes franz. Königs zu einer Prinzessin, welche auf solche Weise erregt worden, beweist. (Man sehe Kluge über thierischen Magnetismus.) In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten ferner Erscheinungen wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung eines Magnets oder großen Stücks Eisen zum großen Theil seiner Muskelstärke beraubt wird, wo ein Gewächs besser und üppiger gedeiht, wenn es in der Nähe einer bestimmten Art von Pflanzen steht, wo sich Nervenzufälle von einem Menschen auf einen andern, oder auf ein berührtes zartes Thier fortpflanzen und so sich lindern, oder wo umgekehrt, heftige Nervenzufälle durch die selbst unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze erregt werden; Furcht und Zittern selbst in ganz unerfahrnen, erst kürzlich aus Europa z. B. nach Afrika gebrachten Thieren bei dem Brüllen eines Löwen, und eine Menge Erscheinungen, die sich auf natürliche Sympathien und Antipathien gründen. Eine natürliche Magie dieser Art würde aus Naturkunde und selbst Heilkunde und Physiologie vieles Interessante und manches minder Anerkannte umfassen, bei denen der Name Magie (den man in gewisser Hinsicht Liebeskunde, Verwandtschaftslehre höherer Art übersetzen könnte) nicht so ganz am unrechten Orte sein würde. Auch über diesen Gegenstand geben Windischmann's Werk und selbst das des De Haen, so wie verschiedene, von der Sympathie handelnde Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Priesterklasse der Meder und Perser. (Vgl. **Caste.**) Die Magier waren im Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse, und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaster war nicht ihr Stifter, sondern ihr Reformator. Er theilte sie in Lehrlinge, Meister und vollendete Meister. Da nur durch sie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieser seinen

Willen offenbarte, nur sie in die Zukunft blickten, kurz da sie für Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten: so mußten sie nothwendig in großem Ansehen stehen. Später hat man Magier überhaupt Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher und dergl. genannt. (S. Magic.)

Magische Quadrate nennt man ein sinnreiches und schwieriges Kunstspiel, welches darin besteht, daß man die Felder eines schachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Mehrere ausgezeichnete Mathematiker, als Euler, Kircher, Franklin und kürzlich Mollweide, haben Untersuchungen darüber angestellt.

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, besonders philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalischen und historischen Wissenschaften, ertheilt. Mit einer nähern Bestimmung verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrentitel. (z. B. Magister equitum, General der Reiterei); die jetzt übliche Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten her. Auf den frühesten Universitäten kannte man das, später erst ausgebildete Facultätswesen noch nicht, am wenigsten dachte man an die drei sogenannten höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademischen Thätigkeit beschränkte man auf die schon vorher bekannten sieben freien Künste (s. d. Art. Kunst.), und nannte die Lehrer derselben Artisten, die ganze Versammlung derselben artistische Facultät, und diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurses wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollten, und den Grad eines Baccalaureus schon erlangt hatten, Magistros artium (Lehrer, Meister der freien Künste), womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philosophie verbunden wurde. Weil diese Würde ihrem Ursprunge nach älter ist, als die eines Doctors, so wird sie noch jetzt in öffentlichen Anschlägen und Bekanntmachungen der meisten deutschen Universitäten den Doctoren vorgesetzt. (Auf der Universität zu Berlin ist der Titel eines Doctors der Philosophie noch ein höherer, und setzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer Entstehung läßt sich nicht bestimmen, aber schon im 12. und 13. Jahrh. stand sie in Frankreich in so großer Achtung, daß selbst die angesehendsten Männer sich um dieselbe bewarben. Seit jener Zeit ist sie theils durch Einführung der Facultätsverhältnisse, theils durch die große Vermehrung der Universitäten, theils auch durch manche dabei eingerissene Mißbräuche in ihrem frühern Ansehn gesunken. Von dem gewöhnlichen Magister ist der Magister legens zu unterscheiden, d. h. der, welcher sich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorlesungen zu halten, erworben hat. A—s.

Magister equitum hieß bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magistratspersonen, und wurde vom Dictator, unmittelbar nach dessen Wahl, gewählt. Er war der höchste Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte fast eben die Ehrenzeichen wie dieser, und durfte selbst in der Stadt ein Pferd besteigen.

Magister matheseos, s. d. Art. Pythagoras.

Magistratus, Magistrat, bedeutet theils ein öffentliches

Amt (als Consulat, Prätur), theils diejenige Person, die ein solches verwaltet. Von den obrigkeitlichen Personen bei den Griechen und Römern ist überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cekrops bis auf Kodrus siebenzehn Könige; von Medon bis Alkmäon dreizehn lebenslängliche, von Charops bis Eryxias sieben zehnjährige und seit dem nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikanische Verfassung Athens gegründet, aber nicht so fest, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Die kaum von Solon festgestellte Demokratie verwandelte schon Pisistratus wieder in eine Alleinherrschaft und vererbte sie auf seine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald trat die vorige Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponnesischen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreißig Tyrannen nur auf ein Jahr, und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit, unterbrochen wurde. Unter den macedonischen Königen, wie später unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß neuntausend der vornehmsten Bürger die Regierung verwalten sollten, und Kassander setzte den Demetrius Phalerus zum Präfekten der Stadt ein. In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Personen die Könige, die Senatoren, Ephoren u. s. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine bestimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Magistrate. Zuerst regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Consuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumschränkter Gewalt, und wenn keine Magistrate vorhanden waren, einen Interrex. Diese Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla sich als immerwährender Dictator eine unumschränkte Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrschaft freiwillig entsagt hatte, dauerte die consularische Regierung fort bis auf Julius Cäsar, der sich im J. Roms 706 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieser Zeit an wurde die consularische Gewalt nie wieder ganz hergestellt. Die Ermordung Cäsars half nichts dazu, da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, sich eine noch unumschränktere Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator, Beherrscher des römischen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Augustus die republikanischen Magistratswürden bei. Im Anfange der Republik scheinen die Consuln die einzigen beständigen Magistrate gewesen zu sein. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei dem Heere nothwendig machten, wurden nach und nach verschiedene andere Magistrate gewählt, als Prätoren, Censoren, Volkstribunen u. s. w. Verschiedene neue Magistrate kamen unter den Kaisern auf. Die römischen Magistrate wurden verschiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curulische und nicht curulische, patricische und plebejische, städtische und Provincialmagistrate. Der Unterschied zwischen patricischen und plebejischen Magistraten kam erst im J. Roms 260 auf; der zwischen städtischen und Provincialmagistraten erst, als die Römer ihre Eroberungen über die Grenzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magistrate zerfielen in höhere und niedere; zu erstern gehörten die Consuln, Prätoren und Censoren; zu letztern die **Volkstribunen, Aedilen, Quästoren** u. s. w. (s. d. Art.) Die wichtig-

sten außerordentlichen Magistrate waren der Dictator mit seinem Magister equitum und der Interrex. Der Unterschied zwischen curulischen und nicht curulischen Magistraten beruhte auf dem Rechte, sich des curulischen Stuhls bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Consuln, Prätoren, Censoren und curulischen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magistrate geschahen zur Zeit der Republik in den Comitien, besonders in den centuriatis und tributis, in erstern die Wahlen der ordentlichen höhern Magistrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaisern ist die eigentliche Beschaffenheit der Magistratswahlen ungewiß. — In neuern Zeiten bezeichnete die Benennung Magistrat, wenigstens in Deutschland, nur noch die Gesammtheit städtischer Verwaltungsbehörden.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren seiner Zeit, war zu Florenz 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters zu einem Goldschmidt in die Lehre, vermochte aber nicht, seine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und nach ihrem Tode 1673, widmete er sich ganz dem Studium der Sprachen und der schönen Literatur. Bei eisernem Fleiße und einem ungeheuern Gedächtniß erwarb er sich in kurzer Zeit eine Masse von Kenntnissen, welche ihn allgemein berühmt und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Dieser Posten entsprach seinen Neigungen und Kenntnissen völlig. Seine Bereitwilligkeit, Einheimischen und Auswärtigen mit den Schätzen, sowol seiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Grenzen. Innig zufrieden mit seiner Lage, beschloß er sein Leben 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die stete Treue, welche er durch sein ganzes Leben den Großherzogen bewiesen hatte, besiegelte er noch nach seinem Tode in einem Vermächtnisse, durch welches er ihnen seine eigne, eben so zahlreiche als schätzbare Bibliothek und sein ganzes, in ihrem Dienste erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek bestimmte) zuwendete. Die von ihm hinterlassene, unter dem Namen der Magliabecchischen bekannte, zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Bibliothek, in deren Local die florentiner Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hält, ist besonders der Handschriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Katalog zu Florenz 1793 erschienen ist. Ob er gleich unter seinem Namen nichts herausgegeben hat, so hat er doch theils mehrere seltene Werke anonym wieder drucken lassen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. in den Actis sanctorum, die wichtigsten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen, an ihn geschriebenen Briefen hat Joh. Targioni zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s

Magna Charta, s. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateinisches Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angesehene Reichsstände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geistl. und weltl. Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbischöfe von Gnesen und ehedem auch von Lemberg, die Bischöfe, Woiwoden, Kastellane und Reichsbeamten oder Minister. In Ungarn versteht man nicht alle Reichsstände, sondern nur die Reichsbarone darunter. Diese sind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeister und die höchsten Hofbeamten; 2. die kleinen oder Grafen

und Freiherren. Den Prälaten, niedern Edelleuten und königl. Freistädten kommt diese Benennung nicht zu.

Magne s. Nordische Mythologie.

Magnesia. Man versteht darunter am gewöhnlichsten eine eigene Erde, die weiß, leicht, für sich unschmelzbar, geschmacklos, unauflöslich im Wasser ist, sich aber in Säuern klar auflöst und einen Bestandtheil der Bitterwasser (des Bittersalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen: Talkerde, kohlensaures Talk, Bittersalzerde, Bittererde, und ist als säuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; man bezieht sie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburger Magnesia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälscht. Magnesia vitriariorum, besser Maganese, ist schwarzes Braunsteinerz, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter rother Magnesia verstand man ehedem ein braunes Eisenoxyd.

Magnet heißt zunächst ein Eisenerz, welches in Menge in dem Magnetberge von Werchoturien in Newyork, im Spitzberge am Harz und in allen reichhaltigen Eisengruben gefunden wird. Dieses Eisenerz hat einen, der Farbe des Eisens ähnlichen Anstrich, kommt meistens in unregelmäßigen Stücken, seltener in kleinen pyramidalischen Krystallen vor, ist hart, spröde und zeichnet sich durch die merkwürdigen Eigenschaften aus, daß es das Eisen anzieht, sich in einer freischwebenden Lage nach den Polen richtet und diese beiden Kräfte dem Eisen mittheilt. Dieses Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterschiede von denen, welche durch die Kunst, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetischen Kraft im Eisen und Stahl hervorgebracht werden. Nicht Eisen allein, wie man bisher geglaubt hat, sondern auch das allerreinste Kobaltmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobalt wiederum den Magnet anzieht und selbst magnetisch wird. Dasselbe ist beim Nickel der Fall; da aber eine Spur von Arsenik in jenen beiden Metallen ihnen die magnetische Eigenschaft raubt: so scheint man annehmen zu können, daß es Körper gibt, die den Magnetismus absolut nicht besitzen, und andere, die demselben entgegen wirken. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor seiner amerikanischen Reise eine Gebirgskuppe von Serpentinstein in der obern Pfalz, welche einen starken Magnetismus zeigte, und auf seiner Reise in Südamerika fand er auf dem Chimborasso einen Porphyr von gleicher Eigenschaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eisen an, aber sie zeigen die polarisirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende sich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. (Auch bei dem Basalt hat man dieses Polarisiren häufig bemerkt.) Gewöhnlich lassen sich an allen Magneten zwei gerade, einander entgegenstehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am stärksten zu wirken scheint. Dies zeigt sich, wenn man einen Magnet über Eisenfeilspäne hinwälzt, welche sich zwar allenthalben, am meisten aber an den erwähnten beiden Punkten ansetzen, wo sie gleichsam einen Bart bilden. Diese beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, sich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenschaft die Erfindung des Compasses veranlaßt hat (s. d. Art.), heißt seine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. — Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengesetzte Pole hat. Ein solcher scheint aus mehrern, in einander

verwachsnen Magneten zu bestehen und heißt ein zusammengesetzter oder anomalischer. Seine Anziehung gegen das Eisen beweist der Magnet dadurch, daß er dasselbe in einer gewissen Entfernung sich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, sich selbst dem Eisen nähert, und es mit merklicher Kraft fest hält. Je stärker der Magnet ist, in desto größerer Entfernung wirkt er, und desto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eisen wieder zu trennen. Weiches, reines Eisen wird nach Musschenbroek am stärksten, hartes Eisen und Eisenerze, desgleichen Stahl schwächer angezogen. Ist das Eisen mit andern Materien vermischt oder verkalkt, so erscheint der Grad der Anziehungskraft gegen dasselbe immer schwächer. Mehrere Physiker, welche sich bemühten, den Grad der magnetischen Anziehung zu bestimmen, fanden das Gesetz, daß sich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direct wie sein Abstand vom Mittelpunkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezogenen Punkte verhalte. Saussure endeckte, daß die Kraft des Magnets an verschiedenen Orten der Erde veränderlich sei. — Verstärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich sind, glatt abschleift und dünne eiserne Platten, die in dicke, fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Diese Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eisen stärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Gestalt und Härte, so wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft des Magnets. Oft besitzt ein kleines, aus einem größern Stücke herausgeschnitten, mehr Kraft, als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eisen wird durch einen dazwischen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer selbst nicht gegen die magnetische Kraft empfindlich sein. Merkwürdig ist es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewissen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen seine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeschäftigt läßt. Ebenfalls verliert sie sich durch Glühen und Selbsterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlassen; auch ist ihr der Rost, der Blitz und überhaupt die Elektricität nachtheilig. In Ansehung seiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthselhafte Erscheinungen dar. Wenn man eine stählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen sich die Pole derselben befinden, an den Pol eines Magnets hält, so wird die Nadelspitze von einem derselben angezogen, von dem andern aber abgestoßen; der andere Pol des Magnets wird entgegengesetzt, und dieselben Erscheinungen zeigen sich sämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundschaftliche, die sich abstoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, so wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetische Abstoßen läßt sich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein sehr starker einem sehr schwachen Magnet so nahe gebracht wird, daß die südliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf zwei verschiedene magnetische Materien geschlossen, wovon die eine die andere schwächt, und die sich überhaupt in ihren Wirkungen eben so verhalten, wie die positive und negative Elektricität. Man nennt auch die nördliche

Polarität wirklich die positive, so wie die südliche die negative, obgleich zwischen der Natur der magnetischen und elektrischen Materie ein großer Unterschied ist. Damit soll aber nicht das wirkliche Vorhandensein von zwei verschiedenen magnetischen Materien behauptet werden. In der einstweiligen Voraussetzung derselben bezeichnet man die eine + M, die andere — M; jenes ist die nördliche, dieses die südliche. Wenn wir nun unsre Erde als einen Magnet betrachten, welcher sich in den südlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, so läßt sich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären, und es folgt, daß, wenn wir uns als Bewohner der nördlichen Halbkugel denken, der nach Norden zeigende Punkt des Magnets der Südpol, und der nach Süden gewandte der Nordpol seyn muß. Auffallend ist auch an dem Magnet die Eigenschaft, daß er seine Kraft dem Eisen mittheilt, wodurch die künstlichen Magnete entstehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eisen eine Zeit lang an einem Magnet gehangen hat, oder auch nur mit demselben bestrichen worden ist, so wird es selbst magnetisch und zieht anderes Eisen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetischen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an seiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eisen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, sondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr stellt man sich, wie bei der Elektricität, vor, daß die (vorausgesetzten) beiden magnetischen Kräfte + M und — M im gemeinen Eisen gebunden und, da sie sich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar sind; in dem magnetisirten Eisen aber durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetischen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eisen schon in einer gewissen Entfernung. Der Raum, durch welchen sich diese Wirkung erstreckt, nennt man den magnetischen Wirkungskreis oder die magnetische Atmosphäre. Bei dieser Wirkung findet das nämliche Gesetz Statt, wie bei der Elektricität. Ein jeder magnetischer Pol sucht in demjenigen Eisen oder eisenhaltigen Körper, der in seinen Wirkungskreis kommt, eine, der seinigen entgegengesetzte magnetische Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Gesetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen sich an, gleichnamige stoßen sich ab. Wenn man einen unmagnetischen Stab von Eisen oder Stahl in den magnetischen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat: so trennt dies beide bisher gebundne, also im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eisenstabes, in dem es — M schon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eisens, der ihr am nächsten ist, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückstößt, welches das andere Ende des Eisens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eisen- oder Stahlstabe die magnetische Kraft durch das Streichen mit. Dies geschieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von seiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals streicht; oder durch den Doppelstrich, wenn man den armirten Magnet mit seinen beiden Polen der Länge nach aufsetzt, und so mehreremale von dem einem bis zum andern Ende streicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Diese und andere merkwürdige Erscheinungen erklärt man aus dem Gesetze der Vertheilung der magnetischen Materie auf dieselbe Weise, wie bei der Elektricität. Aber auch ohne

Mittheilung oder Erweckung der magnetischen Kraft lassen sich Eisen und Stahl dadurch magnetisiren, daß man sie entweder lothrecht, oder noch besser im magnetischen Meridian gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufstellt. Indeß währt die magnetische Kraft nur so lange, als man das Eisen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiserne Stange wird dadurch magnetisirt, daß man sie lothrecht in der einen Hand hält, und mit der andern mittelst eines Hammers oder Schlüssels der Länge nach herab gelinde anschlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, so verwechseln sich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Reibungen, läßt sich das Eisen gleichfalls magnetisiren. Auch zeigt glühendes, im Wasser abgelöschtes Eisen, Polarität. Die Summe dieser magnetischen Erscheinungen nennt man mineralischen Magnetismus, im Gegensatz des animalischen. (S. den folg. Art.) Erst nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetischen Erscheinungen von der Erde abzuleiten und sich an Erklärung derselben zu wagen. Wir übergehen die Hypothesen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Äpinus, Wilke, Burgmann, Bernoulli, Kratzenstein, Gavler und Prevost, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetischen Materie wissen, besteht darin, daß sie in der Natur weit verbreitet ist, und bei vielen Operationen derselben mitwirkt.

Magnetismus, thierischer oder animalischer, auch Lebensmagnetismus genannt, ist 1. der Zustand einer durch besondere Erscheinung sich äußernden Erregung und Leitung der Lebensthätigkeit im Innern eines Menschen, von einem andern Menschen mittelbar oder unmittelbar bewirkt; 2. die einwirkende, jenen Zustand hervorbringende Ursache, die dabei Statt findende Handlungsweise des einen, auf den andern wirkenden Menschen sowol, als die wirkende Kraft selbst. Diese hält man für das innere Wesen eines feinen und unsichtbaren, aber auf das Nervensystem und das Lebensprincip des Menschen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), welches von einem Menschen auf den andern, mittelst kunstmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers desselben, übergehen könne. Der Magnetismus ist ähnlich dem Elektricismus der äußern Natur, indem bei diesen das Eindringen eines feinen wirksamen Fluidums in den Körper Statt findet; verschieden von demselben dadurch, daß bei diesem durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organischen Natur nach ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei jenem aber durch einen bleibenden Uebergang und durch innige Beimischung eines, dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes, der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde dem Magnetismus von Mesmern (vergl. diesen Art.), seinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineralischen Magnet gleichfalls ein wirkliches Aus- und Einströmen eines feinen Fluidums nach gewissen Gesetzen Statt finden soll. (Vergl. d. Art. Magnet). Worin nun das Wesen des animalischen Magnetismus eigentlich bestehe, ist bis jetzt noch nicht gnügend erklärt; inzwischen läßt sich aus den Erscheinungen desselben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip selbst, oder doch sehr nahe mit ihm verwandt sei (S. den Art. Nervensystem). Die Uebertragung desselben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verschiedenen magnetischen Zustände geschieht auf verschiedene Weise. Nicht jeder, sondern nur derjenige kann auf

einen andern Menschen mit Nutzen magnetisch einwirken, welcher in physischer Hinsicht ein Uebergewicht der Kraft über den zu Magnetisirenden besitzt und vollkommen gesund ist, in psychischer Hinsicht aber auch ein unverdorbenes und kräftiges Gemüth hat. Ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem, im magnetischen Zustande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, das Innere stärker und lebendiger als gewöhnlich anspricht, und eine solche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß er in der Seele des Magnetiseurs liest, um so leichter und schneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, sondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfestigkeit wird von dem Magnetiseur erfodert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung desselben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil seinen Einfluß auf denselben verliert, wodurch die magnetischen Krisen gestört werden, sondern auch, weil ungewöhnliche Vorfälle und Erscheinungen, die nicht selten bei dem Magnetisiren sich einstellen, Gegenwart des Geistes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und fester Wille dazu, um die magnetische Einwirkung ganz in seine Gewalt zu bekommen. Die magnetische Behandlung selbst ist theils einfach, wo der Magnetiseur allein wirkt, theils zusammengesetzt, wo er sich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung besteht theils in dem, nach gewissen Regeln bewirkten Anhauchen (das Abspiriren), in dem mit Festigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei schon in magnetischer Gemeinschaft (in Rapport) stehenden Kranken; theils wird sie mit der Hand verrichtet (Manipulation) und besteht in einem, nach gewissen Regeln vorzunehmenden Streichen oder Verweilen mit der Hand, entweder mit wirklicher Berührung der Kranken verbunden (mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Massiren); oder es geschieht in einiger Entfernung, zwei bis sechs und mehrere Zoll von dem Körper (Manipulation in Distanz). Alle diese verschiedenen Manipulationsarten haben ihre verschiedenen Wirkungen, und werden nach bestimmten Anzeigen von dem Magnetiseur mit einander verbunden oder einzeln angewandt, je nachdem die Umstände, die Reizbarkeit der Kranken und die sich ereignenden Zufälle es erfordern. Der Magnetiseur muß also den Kranken genau kennen, den Grad der Nervenempfindlichkeit desselben und seiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kunstmäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetisirens und ihren verschiedenen Effecten ganz vertraut sein, um nach Umständen schwach oder stark, reizend und erregend, oder beruhigend, allgemein oder örtlich auf den Kranken zu wirken. Magnetische Kranke sind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Sensibilität) mehr, als andere, gegen gewisse schädliche Einwirkungen empfindlich, daher sie eine vorzüglich regelmäßige und vorsichtige Lebensweise führen, und vorzüglich heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. s. w. vermeiden müssen. Die Zeit der Behandlung und ihre Dauer ist verschieden, je nachdem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfodert. Sie muß so lange fortgesetzt werden, bis alle durch sie veranlaßten Erscheinungen gänzlich wieder verschwunden sind. In der Regel hören mit dem Eintritt der Gesundheit nach und nach alle magnetische Erscheinungen auf, und die Manipulation wird unwirksam. Die zusammengesetzte magnetische Behandlung nimt gewisse Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animalischen Magnetismus blos verstärken, oder selbst mag-

netisch wirken und die Manipulation mehr oder weniger ersetzen (Substitute). Unter den erstern sind vorzüglich die Conductoren, eiserne Stäbe von ungefähr 8 Zoll Länge und $\frac{1}{3}$ Zoll Durchmesser, deren eines Ende der Magnetiseur ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetisirenden berührt (vergl. auch den Art. Perkinismus); das magnetische Isolatorium, welches nach denselben Regeln erbaut wird, wie das elektrische (die Elektricität wird selbst auch als Verstärkungsmittel während des Magnetisirens angewandt) endlich auch der Spiegel und die Musik. Der Gebrauch der magnetischen Substitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetische Behandlung auch in unorganischen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an sich nicht in die Sinne fallen, aber sich doch durch Zurückwirkung auf Menschen, die in Verbindung mit solchen Substituten kommen, offenbaren, indem diese bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieselben, obgleich schwächere Erscheinungen veranlassen. Da es auch hier, wie bei der Elektricität, isolirende und leitende Körper gibt: so lassen die isolirenden Körper die magnetische Kraft in sich anhäufen und verwahren sie so lange, bis ein andrer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmosphäre kommt, und ihnen das Uebertragne wieder entzieht. Nach dem thierischen Körper sind das Eisen, das Glas und das Wasser die empfänglichsten dafür. Man bedient sich daher dieser magnetisirten Substitute als Hülfsmittel bei der magnetischen Behandlung, sowol um die Wirkung der Manipulation zu verstärken, als auch diese selbst zuweilen zu ersetzen. Die Erscheinungen des magnetischen Zustandes sind verschieden, nachdem der Grad der magnetischen Wirkung auf eine Person höher oder niedriger ist. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus sind fast allezeit überhaupt Erweckung und Verstärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung sowol in dem Nervensystem, als auch in allen übrigen Systemen des Organismus. Personen, die sich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denselben beschleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Geschäfte des Organismus werden befördert, besonders die des Unterleibes: Verdauung, Absonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und besänftigend auf das Nervensystem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung, besänftigt daher die heftigsten Krämpfe und überspannten Anstrengungen der Lebenskräfte. Die besondern Wirkungen des Magnetismus äußern sich nicht nothwendig bei jedem Kranken, sondern nur bei manchen nach ihrer verschiedenen Empfänglichkeit, Geistes- und Körperbeschaffenheit, nach bestimmten Graden der magnetischen Einwirkung und nach gewissen Perioden. Diese Wirkungen aber sind höchst mannichfach, und erscheinen zuweilen in einem wundervollen Lichte, weil sie das eigenthümliche, innerste Leben des Menschen in Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufschließen, und als leuchtende Blitze eine, bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menschlichen Seins auf Augenblicke erhellen. Diese Wirkungen lassen sich am besten durch Festsetzung derjenigen Grade, in welchen sich die magnetischen Zustände darstellen, bestimmen. Je höher der Kranke in diese Grade hinaufrückt, desto mehr entfernt er sich von der Sinnenwelt: die äußern Sinne verschließen sich, der innere Sinn erwacht und steigt bis zur höchsten Klarheit, wo er auch gleichzeitig

wieder der Außenwelt sich zuwendet. Man unterscheidet jetzt vorzüglich drei Grade. Die beiden untersten finden im physischen, der dritte, hat in dem psychischen Magnetismus Statt. Im ersten Grade zeigen sich außer den allgemeinen Wirkungen des Magnetismus noch besondere örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Die Sinnesthätigkeit wird zum Theil unterdrückt, die Function des Gesichtssinnes zurückgedrängt: der Halbschlaf oder die unvollkommene Krise. Die Wärme nimt mehr zu, und verbreitet sich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenliedern und einen unwiderstehlichen Trieb, sie zu schließen, worauf sie wie festgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetischen Einwirkung nicht von selbst wieder geöffnet werden können. Der Kranke bemerkt bisweilen eine Helligkeit vor den Augen, oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, ein Wehesein um die Magengegend, Uebelkeiten u. s. w., Schweiße, selbst Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Katalepsie, nebst mehreren auffallenden Nervenzufällen. Versteht der Magnetiseur diese Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu seinem Zwecke zu bestimmen, so wirken sie für den Kranken als heilsame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Die magnetisirte Person hat endlich keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne und kommt in den Zustand einer Ruhe, dem Schlafe ganz ähnlich: magnetischer Schlaf. Zu den besondern Erscheinungen dieses Grades gehören vorzüglich: Ohnmachten, allgemeine, krampfhafte Verzuckungen, kataleptische und sogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Dieser magnetische Schlafzustand zeigt sich immer, selbst dann, wenn der Magnetisirte in einen höhern Grad übergeht. Dies geschieht, wenn er in dem magnetischen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtsein wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt, und er sich und seinen Zustand allmälig deutlich erkennt. Er ist dabei immer im Schlafe, den er nicht unwillkürlich aufzuheben vermag; allein es ist keine Betäubung mehr, und selbst der Schlaf ist nur eine leichte Fessel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtsein, einem sehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beschränken vermag. Da es aber kein natürlicher, sondern ein magnetischer Schlaf ist, so ist auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetischen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Diese Abhängigkeit bezieht sich vorzüglich auf den Magnetiseur, durch welchen er gewissermaßen empfindet, handelt, denkt; welcher darum gleichsam das Organ für ihn ist, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieser zweite (nach Kluge der vierte) Grad ist also ein Schlafwachen, oder das sogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Krise oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in sich selbst erwachte, äußerlich aber doch schlafende Mensch gelangt wieder zu seinem vorigen Bewußtsein, aber sein Verhältniß zu der Außenwelt ist abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geschlossen oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geschieht dies nicht plötzlich, sondern nach und nach, in mehreren auf einander folgenden magnetischen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln sich nun auch die diesem Zustande entsprechenden wunderbaren Erscheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt sei, der in sich vollkommen erwachte Somnambul unterscheidet

aber auch in der Folge nichts mit den Augen, als Licht und Finsterniß. Gewöhnlich sind die Augen geschlossen; wenn sie aber auch in seltnen Fällen geöffnet sind, so sieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel ist krampfhaft in die Höhe gezogen oder starr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Oeffnen der geschlossenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, so erfolgen krampfhafte Bewegungen der Gesichtsmuskeln. Dessen ungeachtet entwickelt sich das Wahrnehmungsvermögen auf einen hohen Grad und zwar zuerst im Getaste, so daß der Somnambul durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowol ihren Umrissen als Farben nach, deutlich unterscheiden kann. Am vorzüglichsten wird die Magengegend, dem Sonnengeflechte des Nervensystems des Unterleibes entsprechend, der Mittelpunkt dieser neuen Wahrnehmung. Der Somnambul erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieses Wahrnehmungsvermögen erst geübt ist, sogar, wenn es diese nicht berührt, sondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin sogar, wenn Körper dazwischen gehalten werden; nur dürfen diese keine isolirenden sein. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiseur in der verschlossenen Hand hatte, sobald er den Rücken derselben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feste oder flüssige Substanz, die in einem Behältnisse verschlossen, ihr auf dieselbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieselbe Weise gelegten Brief konnte sie eben so lesen. Bei weiterer magnetischer Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls noch höher gesteigert werden; es beschränkt sich dann sogar nicht mehr auf das Getaste und die Herzgrube, sondern es verbreitet sich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und verschafft dem Somnambul auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten sich Somnambule hierüber selbst auf folgende Art aus, „daß sie die Außendinge sähen, aber mit keinem bestimmten Organe, sondern so, wie man im Traume sieht, oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichsam Blitze vorbeischössen; sie sähen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre als wenn sie es auf andere Art, als durch das Gesicht wahrnähmen." Der Somnambul weiß daher, während seines magnetischen Schlafes, bei seinem Herumwandeln, allen im Wege stehenden Hindernissen, im Hellen so gut als im Finstern, so geschickt auszuweichen, daß er nirgends anstößt, läßt sich auch durch niemand gern führen. Am deutlichsten offenbart sich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rücksicht seines Magnetiseurs; andere Personen müssen erst mit diesem in Verbindung gesetzt werden, wenn der Somnambul sie sehen soll. Dieses Wahrnehmungsvermögen kann so erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unserer Sinne liegen, wie z. B. manche einen, von dem Magnetiseur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper desselben, besonders den Augen, Haaren und Fingerspitzen, wie elektrisches Feuer ausströmt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder; aber es ist auch dies kein Hören mit den Ohren, sondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen dessen, was der Magnetiseur, oder eine mit diesem in Verbindung gesetzte Person spricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert sich noch auf manche besondere Weise. Die innigste Verbindung findet zwischen ihm und dem Magnetiseur Statt; die An=

näherung fremder Personen empfindet er sogleich, schon auf 10—15 Schritte, auf unangenehme Art; nur wenn sie in Verbindung mit dem Magnetiseur (in Rapport) stehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Person bekommt der Somnambul Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigsten wirken Metalle auf denselben; ihre Berührung verursacht ihm mancherlei unangenehme Empfindungen. Beinahe alle Somnambule haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder sie bedienen sich doch der Schrift- oder Geberdensprache; manche sprechen in ganz ungewohnter, sehr veredelter Mundart. Hat der Kranke diesen Grad erst einigemal erreicht, so wird er in der Folge um so leichter in denselben versetzt, wenn ihn der Magnetiseur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; sogar von selbst erfolgt dieser Zustand nach gewissen Veranlassungen und Perioden. Die Dauer eines solchen magnetischen Zustandes ist gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, selbst einige Tage, anhalten, mit dazwischen laufenden natürlichen Schlafe, so daß der Somnambul sogar mancherlei Geschäfte verrichten kann. Aber auch in diesem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Verzuckungen eintreten, besonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Krise. Im dritten (nach Kluge fünften und sechsten) Grade erwacht das Selbstbewußtsein der Seele des Magnetisirten, wendet sich frei nach innen und außen. Dies ist der psychische Magnetismus, der jedoch auch verschiedene Stufen der Entwickelung hat. Der Magnetisirte bleibt Somnambul, allein er bekommt zunächst eine helle Erkenntniß seines innern Körper- und Gemüthszustandes, die als nothwendige Folge eintretende Krankheitserscheinungen auf das pünktlichste vorausberechnet, und die wirksamsten Mittel zu ihrer Beseitigung bestimmt: Selbstbeschauung, das Hellsehen, Clairvoyance; der Somnambul heißt nun Hellsehender, Clairvoyant. Das innere Hellsehen erstreckt sich auch auf die durch magnetischen Rapport in Verbindung mit ihm stehenden Personen, besonders auf den Magnetiseur. Krankheitsgefühle, welche diesen ergreifen, fühlt der Clairvoyant mit; eine Taschenuhr, welche z. B. der Magnetiseur gegen sein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihren eignen Ohre zu hören, dagegen sie nichts vernahm, sobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können sogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, sondern wirkliche Unpäßlichkeiten selbst auf den Magnetisirten übertragen werden; auch Gemüthsbewegungen des Magnetiseurs wirken auf ihn. Ist der Clairvoyant schon weit in diesem Grade vorgerückt, so bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu setzen, sondern beide können Meilen weit von ein einander entfernt sein, und dennoch kann der Magnetiseur vermittelst bestimmter Zwischenkörper einen solchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zustände des entfernten Kranken fühlt und erkennt. So ist auch bei diesem Grade die Gegenwart des Magnetiseurs nicht erforderlich, sondern ein magnetischer Substitut versetzt den Kranken schon in den Zustand des Somnambulismus. Auf der höchsten Stufe dieses Grades (der allgemeinen Klarheit, Ecstase oder Desorganisation) tritt der Kranke wieder aus sich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der gesammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbstbeschauung war, verbreitet sich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beschränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit, und das in seinem Keime noch liegende Zu-

künftige. Was der Kranke auch nicht so deutlich erblickt, drängt sich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die Geistesthätigkeit steigt hier noch höher, die Sprache der Kranken veredelt sich, die Fähigkeit, seinen innern Körper zu schauen, erweitert sich sowol aus vergangenen Zeiten zurück, als auch auf künftige Erscheinungen der Krankheit oder seiner magnetischen Zustände voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport gesetzt zu werden, braucht nur der Magnetiseur ihn lebhaft zu denken. Auf diese Weise haben Clairvoyants von entfernten Personen, die sie vorher nicht kannten, augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung scheint hierbei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiseur ist so innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken desselben zerstreut sind, sondern daß er auch in dessen Seele zu lesen, und dessen Vorstellungen und Gedanken auf das deutlichste zu erkennen vermag. Selbst der fixirte Wille des Magnetiseurs wirkt bestimmt auf den Clairvoyant. In diesem Zustande scheint der Körper dem Geiste auf das innigste angeeignet, und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu sein. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt, und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt sich auf dem Gesichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, sich ihm nahenden, stört diese Ruhe und Harmonie auf eine sehr widrige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. Als Heilmittel ist der physische Magnetismus hinreichend; der psychische, zumal die höhere Stufe desselben scheint dem irdischen Leben und der Gesundheit eher nachtheilig zu sein. Dies ist ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetischen Zustände. Indessen gelangt nicht jeder in die höhern Grade; auch ist die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht bestimmt, sondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieser Erscheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derselben nur hypothetisch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die gesammte Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus wird durch das Nervensystem vermittelt. Die Verrichtungen desselben theilen es in das vegetabilische und animalische. (Vergl. den Artikel Nervensystem.) Das vegetabilische Nervensystem ist durch das Gangliensystem größtentheils isolirt, vom Gehirnsystem unabhängig und hat seine eigene Region im Unterleibe, wo es verschiedene Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflecht in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und vorherrschende ist. Das Cerebral- und das Gangliensystem stehen gewissermaßen im entgegengesetzten Wechselverhältniß, so daß im Wachen das erstere, im Schlafe das letztere vorherrscht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Gangliensystems wird die Thätigkeit des Cerebralsystems herabgesetzt, es entsteht der Schlaf. In diesem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervensystem entsprechende Gemeingefühl wird erhöht; daher von diesem durch die, beide Systeme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinschaft stehenden sympathischen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorstellungen erregen können, die, wenn sie lebhaft werden, als Träume sich bemerkbar machen, und zum Bewußtsein kommen.

wird die Phantasie durch dieselben so sehr erregt, daß die dadurch entstehenden Vorstellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, so daß von diesem die Muskelthätigkeit in Bewegung gesetzt wird: so entsteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die sensible Nervenatmosphäre des Menschen vergrößert wird: so wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Ersatz der schlafenden Sinnesorgane darbietet, und durch noch weitere Erhöhung, sogar außer sich heraustreten, und von äußern Gegenständen Wahrnehmungen verschaffen kann. Durch die magnetische Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Gangliensystems, vielleicht durch Ueberströmung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiseurs, und durch Aufnahme und Assimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken so erhöht, daß in verschiedenen Graden erst der magnetische Schlaf, dann das Uebertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellsehen, das Außersichtreten desselben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Gangliensystem, und die Steigerung der Thätigkeit desselben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichste derselben, das Sonnengeflecht, zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Empfindungen in einem Punkte sammelt, wodurch sie die Klarheit der Sinnesanschauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte vereinigt erscheint. Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel ist bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beschränkt gewesen, die dem Nervensystem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet sind. Er bewirkt sowol eine Verstärkung der gesammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine geregelte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätherischen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu schwacher Nerventhätigkeit, und von erhöheter Reizbarkeit mit Mangel an Kraft, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilsam sein. Seine bestimmte Anwendung ist indessen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, und bedarf der größten Vorsicht, da er in die verborgensten Tiefen des organischen Lebens eingreift, und eben sowol heilsame Wirkungen, als, in der Hand des Unkundigen, Unvorsichtigen oder Unreinen, furchtbare Zerstörungen hervorbringen kann. Eine anziehende Geschichte des Magnetismus besitzen wir von Dr. Ennemoser. Von den deutschen Zeitschriften über den Magnetismus nennen wir: Kiesers Archiv für den Magnetismus, und Wolfart's Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, welche beide fortgesetzt werden. H.

Magnetnadel ist die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetische Kraft mitgetheilt worden. (Man vergl. die Art. Compaß und Magnet.) Man nimt dazu den feinsten und besten Stahl, am liebsten das englische Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil sonst die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil sie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetisches Moment besitzt, als die sonst gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompassen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber

auch längere. Außer den beiden Arten des Bestreichens kann man den Magnetnadeln die magnetische Kraft auch durch Armirung (s. Magnet) mittheilen. Jede Nadel ist indeß nur eines bestimmten Grades von dieser Kraft fähig, welcher nicht überschritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freischwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auslegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhängen derselben mit glücklichem Erfolge versucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzspinne am besten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, so beschaffen sein, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmosphärische Elektricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compasses gelehrt, daß, wenn auch alle diese Umstände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten sich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umseglung der Erde stößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, sondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Diese merkwürdige Erscheinung ist unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie ist eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieses Instruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compasses genau über dem Meridian desselben steht. Bald ist sie östlich, bald westlich, bald größer, bald geringer, in den meisten Fällen aber findet sie Statt. Man hat bereits eine so große Menge von Beobachtungen über diese Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber diese Karten sind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgesetzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich ist. Seit 150 Jahren hatte dieselbe von Nord nach West beständig zugenommen; seit einigen Jahren steht sie still. Sehr wahrscheinlich ist die Witterung, namentlich die Abwechselung zwischen Wärme und Kälte und insonderheit die Elektricität dabei wirksam. Fast unwidersprechlich führen darauf Saussure's meteorologische Beobachtungen und daraus gezogene Folgerungen. Eine andere sonderbare Erscheinung bei der Magnetnadel ist ihre Neigung oder Inclination, welche sich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, sich gegen den Horizont neigt. Man nimt sie an den meisten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigene Neigungscompasse. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unsrer Erde ist es der Nordpol der Magnetnadel, welcher sich gegen den Horizont neigt. Diese Neigung, wobei sich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimt zu mit der Annäherung an den Pol. In der südlichen Halbkugel hebt sich der Nordpol der Nadel, indem sich der Südpol gegen den Horizont neigt. Diese Neigung heißt die südliche. Sie nimt ebenfalls zu, je mehr man sich den Südpol nähert. Es gibt Oerter auf der Erde, wo sich die Magnetnadel gar nicht neigt; diese fallen zwar nicht, wie man aus dem bisherigen schließen möchte, unter den Aequator, doch aber dessen Nähe. Sie ist ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem

Grade, wie die Abweichung. Die Ursache der Neigung der Magnetnadel leiten die Physiker aus der magnetischen Kraft der Erde, die Ursache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umstande her, daß die magnetischen Pole der Erde sich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen scheint.

Magnīficat, der sogenannte Lobgesang Mariä, welcher in der Vulgata anfängt: Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig in Musik gesetzt und als Kirchenmusik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) ist ein Titel der Rectoren und Kanzler der Universitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeister. Ein Fürst, der die Würde eines Rectors übernimt, wird magnificentissimus genannt.

Magus, s. Magie.

Magyaren, (Madjaren), der ursprüngliche Name der heutigen Ungarn, den sie sich selbst geben, und mit welchem sie noch jetzt sich am liebsten benennen lassen. Ihre älteste Geschichte ist dunkel; erst um das J. 626 fingen sie an, bekannt zu werden. Sie stammen zuverlässig aus Asien ab, aber über ihren ursprünglichen Wohnsitz sind die Meinungen getheilt. Die wahrscheinlichste ist, daß sie in der Gegend des kaspischen Meeres, zwischen dem Flusse Kama und dem Gebirge Ural gewohnt haben. Eine gewisse Aehnlichkeit, die man zwischen der Sprache der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß diese letztern finnischen Ursprungs wären. Nach verschiedenen Zügen in Asien kamen sie zu Ende des 7. Jahrh. aus Asien nach Europa, und besetzten die Gegenden zwischen dem Dniepr und Don am Ingulflusse, im heutigen Catharinoslawschen Gouvernement. Hier blieben sie über 200 Jahre, bis sie den andringenden Petschenegen weichen mußten. Sie drangen unter ihrem Anführer Arpad, in der letzten Hälfte des 9. Jahrh., nach Dacien vor, setzten sich im J. 896 in Pannonien fest, und errichteten da ein Reich. Die ältern Annalisten nennen sie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ugner, Ungarn; das Land selbst wurde nach ihnen Ungarn benannt. Die ganze erste Hälfte des 10. Jahrh. hindurch beunruhigten sie die benachbarten Länder, besonders aber Deutschland, durch öftere Einbrüche und Verheerungen; sie bewiesen sich dabei als die schrecklichsten Feinde. Ihre besondre Art zu fechten, verschaffte ihnen eine entscheidende Ueberlegenheit über die Deutschen. Sie ließen sich gewöhnlich in der Nähe in kein Treffen ein; gegen ihre zahlreiche, sich leicht bewegende Reiterei konnten die schwer bewaffneten Deutschen nicht viel ausrichten. Durch die weisen Veranstaltungen Heinrichs I., wurde ihren räuberischen Einfällen zuerst widerstanden, und im J. 955 schlug Otto d. Gr. sie bei Augsburg so, daß sie Deutschland nie wieder zu verheeren wagten. (Vergl. d. Art. Ungarn.) A—s

Mahagōny, Mahoni, nach falscher Aussprache, aber richtiger, wiewol bei uns weniger gebräuchlich, Mahōgani. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordenen Baumgattungen dieses Namens zeichnet sich der gemeine Mahoganibaum seines schätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland sind die wärmern Länder des mittägigen Amerika, Jamaika, Kuba, Domingo und die Bahama-Inseln. Das Holz ist ein wichtiger Handelsgegenstand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewässertes, marmorirtes, gemasertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz schwarz. Will

4 *

man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, so darf man es nicht zu stark mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel bestreichen. Sein schönes Ansehen, der treffliche Glanz, dessen es fähig ist, die ausnehmende Härte und die besondere Eigenschaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verschaffen dem Mahoganyholz einen der ersten Plätze unter den kostbarsten Hölzern. Die Spanier und Portugiesen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es sich besser schickt, als das Eichenholz. Das falsche Mahoganyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume Vigmatico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser behält. Die Rinde des Mahoganybaums ist von medicinischem Gebrauche, unter andern gegen Wechselfieber und periodisches Kopfweh.

Mahlmann, (Siegf. Aug.) königl. sächs. und herzogl. s. gothaischer Hofrath, des k. rus. St. Wladimir-Ordens Ritter, als Schriftsteller und Dichter durch mehrere Erzeugnisse bekannt, in denen sich eine blühende Phantasie mit tiefem und zarten Gefühl vereinigt, ward 1771 in Leipzig geboren, und erhielt, da er schon im frühen Knabenalter beide Aeltern verloren hatte, durch den trefflichen Rector Korbinsky in Borna, bei dem auch Seume und Christ. Aug. Fischer erzogen wurden, seine erste Bildung. 1785 bezog er die Fürstenschule in Grimma, und 1789 die Universität Leipzig. 1792 nahm er in einem adelichen Hause in Liefland eine Hofmeisterstelle an, und besuchte 1794—97, als Führer eines jungen Liefländers, die Universitäten Leipzig und Göttingen, durchreiste 1798 und 1799 das nördliche Europa, und kam, nach einem Aufenthalte in St. Petersburg, 1799 nach Leipzig zurück, wo er jetzt privatisirt. Seine lyrischen Gedichte, sowol religiösen und ernsten als scherzenden Inhalts, sind noch nicht gesammelt. Viele derselben haben Matthisson, Vetterlein, Pölitz und A. in ihre Sammlungen deutscher Classiker aufgenommen. Die meisten sind von den besten Tonsetzern componirt (z. B. das Vater Unser von Himmel, mehrere Lieder von Reichard, Kunze, Winter, Zumsteeg). Seine Erzählungen und Mährchen in 2 Bändchen sind zweimal aufgelegt, sein Herodes vor Bethlehem, eine scherzhafte Parodie der Hussiten von Kotzebue, hat fünf Auflagen, ohne die Nachdrucke, erlebt. Er entwarf 1800, in Gemeinschaft mit Spatzier den Plan zu der Zeitung für die elegante Welt, die er auch, nach Spatzier's Tode bis zum J. 1810 allein, und dann in Verbindung mit dem jetzigen Herausgeber derselben, dem Hofrath Methus. Müller, bis 1816 redigirte.

Mahlerei oder Malerkunst, Theorie, Bestandtheile der Malerei, Gattungen der Malerei, Geschichte der Malerei und Malerschulen. I. **Malerei** oder **Malerkunst** nennen wir diejenige schöne, und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittelst der Farben auf Flächen darstellt, und ein Kunstwerk dieser Art ein Gemälde (s. d. Art.) Als schöne Kunst hat sie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen (s. Kunst). Sie setzt also Genie voraus, welches durch harmonische Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Maler in gewissem Sinne Dichter sein, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealische) ernst oder scherzend ausdrücken. Daher man von poetischen und unpoetischen

Gemälden redet, und die poetische (oder ästhetische) Erfindung und Anordnung (oder die Composition) von der eigentlich malerischen oder technischen Composition und Anordnung unterscheidet. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird, und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die, durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst. Letztere gehört in der Kürze hieher. II. Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten für das Auge ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er diesen Augenblick festhalten muß, nicht darstellen kann und darf, was die in Bildern wechselnde Darstellung des Dichters wol aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichste, das Schnellbeweglichste, die kühnsten Contraste. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne sichtbare Gegenstände darstellt (s. Darstellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutsamsten und bezeichnendsten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derselben die Phantasie zur selbstthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen sucht. Am sinnlichlebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche — vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; sie zeigt mithin die Körper, wie sie dem Auge von einer einzigen Seite erscheinen; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen, und durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ihren Scheingestalten ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d. Art.) zuschreibt, und daher dem Ausdruck Gemälde die Bedeutung der ausführlichsten Schilderung der Gegenstände nach ihren eigenthümlichen sinnlichen Beschaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerscheinungen bezieht) beilegt. Diese Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunst und Musik, aber nur figürlich, übertragen, und man redet von einem poetischen Gemälde oder malerischen Gedichte, so wie von einem Tongemälde. Ersteres kann nur eine ausgeführtere, in sich abgeschlossene poetische Schilderung oder poetische Charakteristik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemälde, nur daß man bei letzterm zu sehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu sehen pflegt),

da überhaupt die Poesie mehr das Innere und seine unmittelbaren Aeußerungen schildert, in der ausführlichen Beschreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Grenzen überschreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beschreibende oder malerische Poesie als Dichtungsart (s. Poesie), und jedes beschreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantasie zu sein, indem es vergeblich seinen Bildern die Bestimmtheit zu geben strebt, die nur den Sinnengegenständen möglich ist, und dadurch in ein ängstliches Nachbilden oder Herzählen der sinnlichen Eigenschaften verfällt, wobei kein poetisches Ganze und keine Gesammtwirkung möglich ist, sondern die Freiheit des Lesers zu sklavischem Dienste gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul sich ausdrückt, die Bühne handelt und die Personen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter malt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in seiner Vorschule der Aesthetik. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben so kann ein Tonstück nur vergleichungsweise, und zwar als charakteristische und lebendige Schilderung gewisser Gefühle, ein Tongemälde genannt werden; keineswegs aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Wesen der Kunst nicht umfaßt, das Tonstück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmonischen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig in's Kleinliche verfallen, und sich unter die Würde der Kunst erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargestellt werden kann. Den Fortschritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunst gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die musikalische Malerei jetzt fast allgemein geworden, und die musikalischen Compositionen einer Schlacht von Jena, Austerlitz ꝛc. wie überhaupt die gesammte musikalische Malerei mehr ein Gegenstand der scherzenden Darstellung, oder des Spottes geworden ist. Doch wir kehren zur Malerei zurück. Die Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst gleichsam zum Grunde, und ein Grundbestandtheil jedes Gemäldes ist die Zeichnung. Die Malerei unterscheidet sich von der Zeichenkunst nur dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit (s. Farbengebung), oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels, (s. Zeichnungskunst); sie ist eine Zeichnung durch Farben und man darf daher in einem Gemälde nicht als etwas erst Hinzukommendes ansehen (hiedurch unterscheidet es sich auch von einer illuminirten Zeichnung oder dem illuminirten Kupferstich), sondern die Zeichnung wird durch das Wesen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich ist. Die Zeichnung wird in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben sind ja selbst etwas Geistiges und Aetherisches. Sie verhalten sich also wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darstellung hervorgeht und nach der herrschenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrschenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Hierauf beruht die Verwandtschaft der Malerei mit der Musik. Zeich-

nung und Colorit aber müssen Eins und harmonisch sein, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrscht, der Styl hart und streng, wo das Colorit zu stark hervortrit, der Styl weich und unbestimmt wird. Beide Erfordernisse sind einem Gemälde und dem Maler gleich nothwendig, und es ist irrig, wenn man oft das Wesen der Malerei lediglich in die Zeichnung gesetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Colorist ohne Zeichnung nichts ist (in dieser Beziehung hat der Ausdruck Malerei sogar eine üble Nebenbedeutung erhalten), indem die Zeichnung doch abgesondert von dem Colorit noch besteht, und wenn gleich viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Malerei herrschten, z. B. Titian und die venetianische Schule im Colorit. Mit der Zeichenkunst aber hat sie gemein, daß sie mittelst ihrer perspectivischen Darstellung das Entfernteste, wie das Nächste in ihre, durch Hintergrund und äußere Abschließung begrenzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenstände die Baukunst, wie die Sculptur (oder Plastik im engern Sinn), indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst dazustellen im Stande ist; Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Malerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raumerfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weßhalb sie auch nur das Feste, Unbeweglichere darzustellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrschende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell, als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Malerei könnte demnach heißen: der Maler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten; und malerisch (pittoresk) ist, was namentlich durch Farbenreiz und Farbenstellung in der Anschauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieselbe sogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, sollte daher auch nicht dargestellt werden. III. **Eintheilungen der Malerei in verschiedene Gattungen.** Die Eintheilungen der Malerei sind nach verschiedenen Beziehungen verschieden. Zuerst nach Verschiedenheit der sichtbaren Gegenstände, welche in dem Gemälde die herrschenden sind, kann man die Gemälde eintheilen in Menschendarstellungen, Thierstücke und Darstellungen der leblosen Natur. Ersteren pflegt man gewöhnlich den Namen der historischen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geschichte entlehnt ist, und man rechnet zur Historienmalerei eben sowol allegorische und mythologische, als eigentlich geschichtliche (historische) Darstellungen, ja selbst Schlachtenstücke, Conversationsstücke, Charakterbilder und Porträts (s. d. Art. **Historisch**). Die umfassendste Gattung der Malerei ist die Historienmalerei; denn sie zeigt den Menschen, die höchste uns bekannte Gestalt der Schöpfung, nach seinen sichtbaren Aeußerungen, Zuständen oder Charakteren, und sie ist es am meisten dann, wenn diese Menschendarstellung eine Handlung durch Zusammenstellung mehrerer Personen, obschon auf einen sprechenden und anschaulichen Augenblick zusammengedrängt, schildert. Wie sehr muß daher der Historienmaler die Menschengestalt nach ihren verschiedenen, ja den flüchtigsten geistigen Ausdrücken und malerischen Situationen kennen, um bestimmte Ideen durch Menschengestalten in Ruhe und Bewegung mannichfach auszu-

sprechen! Wie gegenständlich und klar müssen vor seiner Phantasie diese Gebilde stehen, um sie mit Hülfe der technischen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anschaulichen und sprechenden Ganzen zusammenzureihen, welches Gefühl und Geist anzieht! Welchen poetischen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er besitzen, um den Geist der historischen Begebenheit, oder den Geist der Sage nicht bloß aufzufassen, sondern auch wahr, sprechend und harmonisch in den Gestalten und ihrer Umgebung festzuhalten; wenn auch das poetische und malerische Interesse jeder geschichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Porträt frei von allem Wechsel und zufälligen Modificationen hinzustellen! — Der Historienmalerei stehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächsten die malerischen Darstellungen der Naturgegenden, oder die Landschaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtprospekte und Seestücke gerechnet werden, nur sollen diese nicht prosaische Nachbildungen der Natur sein. Dem Landschaftsmaler sind die Gegenstände der Natur mehr Mittel, sein innerstes Gefühl harmonisch und anschaulich auszusprechen; dahingegen die Historienmalerei wegen der größern individuellen Bedeutsamkeit der Menschengestalt, weit objectiver und charakteristischer ist. Der Maler fixirt gleichsam sein Gefühl in der Anschauung und Darstellung der mannichfaltigsten Naturerscheinungen. Dadurch, und in ihrer Wirkung ist die Landschaftsmalerei vorzüglich der Musik, und in der Poesie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerscheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbestimmt bleiben, sondern der Maler muß die einzelnen Partien der Landschaft so in Einklang zu bringen wissen, daß sie eine herrschende Stimmung sicher und bestimmt aussprechen, wie sie gleichsam durch die Natur in einem ihrer vollendetsten Erscheinungsaugenblicke angeregt wird. Diese Darstellungen sind übrigens so verschieden, als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirung und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet sein müssen. Auch allegorisch und historisch kann die Landschaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von ersteren hat der noch lebende Landschaftsmaler Friedrich, von dem letztern haben die größten Landschaftsmaler, Claude Lorrain und Poussin, glänzende Beispiele aufgestellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftsmalers ist die vegetabilische Natur und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das Helldunkel vorzugsweise eigen. Blumen- und Fruchtstücke, Stilleben und Arabesken schließen sich den genannten umfassenden Klassen der Malerei mannichfaltig an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundnen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunst. Die dritte Hauptgattung der Malerei ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem

menschlichen analog darstellt. Andere Eintheilungen beziehen sich auf das Aeußere dieser Kunst. Die Malerei ist in eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar enkaustische oder eingebrannte Malerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwol die neuere Wachsmalerei, oder Enkaustik (s. d. Art.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email-, oder Schmelzmalerei, nebst Glas- und Porzellanmalerei, Mosaik oder musivische Malerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial ist sie Wassermalerei (wozu die Frescomalerei oder die Malerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde und die Miniaturmalerei gehört); Pastellmalerei und Oelmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei 2c.; in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei 2c. IV. Die Geschichte der Malerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die Geschichte der alten (antiken), und der neuern oder christlichen Kunst: denn nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst wird eine Geschichte derselben eingetheilt, wenn man auch von einer orientalischen Malerei vor der Zeit der griechischen und römischen Kunst, und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit sprechen möchte, von welchen nicht viel zu sprechen ist. Ueberhaupt ist die Malerei der früheren Völker gleichsam nur als Vorbereitung auf die Kunst der Griechen anzusehen. Wahre Kunst, sagt ein Kenner, kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseit dieser Grenze finden wir nur Farbenspiele zu Belebung größerer Massen oder als Ergänzungen der Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offenen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Malerei fängt erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbstständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Malerei sich zur Freiheit der Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über; und wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte sie über dem Bestreben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen. So bei den Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Freiheit der Darstellung erhoben. In Aegypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet worden zu sein. Der ungebildete Sinn der Hindu fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder ohne Zeichnung und Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse, beide auf Dauer sowol,

als allgemeine Bedeutsamkeit berechnet. Man findet ägyptische Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechischen Relief's, auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und auf Papyrusrollen. Die erstern (hieroglyphische oder historische Schildereien) sind bemalte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben sind kolossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemälden eingefaßt. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmack's dem Sterben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptische Malerei, welche späterhin zur Verzierung in Rom wieder Mode ward, siehe in C. A. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Malerei (1. Th. Dresden 1811). Die älteste griechische Malerschule finden wir an den kleinasiatischen Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände macht die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erste namhafte Gemälde wird eine Darstellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch sind wahrscheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus sollen auch die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunst empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmükken, glaubte man noch späterhin, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Frise der Tempel, die Relief's an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemalt, oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging natürlich von der Zeichnung, und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing: Skiagramme und Monogramme. Von diesen schritt man zu Monochromen fort. Zunächst fing man an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebnen Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelst Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteste Ueberreste dieser einfarbigen Malerei sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grnnde. Auch später erhielt sich diese Manier. Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes (s. Apelles unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfärbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, — den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panäus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wett-

kampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmalung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den jonischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer in mehreren Gemälden, haben seinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Besiegung der Perser in Griechenland in der Malerei, wie in aller Kunst, Epoche.) Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, so wie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (s. d.) aus Thasos erhob sich ungefähr 420 vor Chr. Geb. die Kunst zur Selbstständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schatten's scheint Apollodor aus Athen (404 vor Chr. Geb.) die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst der berühmte Zeuxis (s. d.) aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Kanon derselben stellte er in seiner berühmten Helena auf. Sein Nebenbuhler, Parrhasius aus Ephesus, neigte sich mehr zur Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles aus Kos (s. d. Art.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit, und wird als Meister im Porträt genannt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit und Trockenheit, ja sie wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Ryparographi). Anderer Künstler zu gedenken würde hier nicht am Orte sein. Unter den Römern fand diese Kunst nur geringe Theilnahme. Früher kannten sie nur die Malereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend schon verschwunden war, und weichliche Üppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmale der alten Malerkunst hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italien's aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomalereien und musivischen Arbeiten bestehen. Ueberhaupt aber ist die Anzahl der noch vorhandnen Denkmäler der griechischen und römischen Malerei so gering, daß die Archäologie dieser Kunst oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten, und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint Folgendes über die antike Malerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erstens, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthum, sowol in Hinsicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist. Daher die bekannte Behauptung, die Malerei sei damals mehr plastisch gewesen. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Griechen namentlich strebten, ihrem Charakter zufolge,

nach reiner Objectivität: diese fanden und erreichteten sie am vollkommensten durch die Plastik, die vollkommenste Verkörperung der sinnlichen Gegenwart, welche zugleich die imposantesten Symbole einer sinnlichen Religion aufzustellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem sie die menschliche Form, als die gottähnlichste, am vollkommensten ausbildet. Was Wunder, wenn sich die Malerei nach dieser, der Nationalreligion so innig verwandten Kunst, richtete? Die Religion also veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrschaft der Plastik über die Malerei. Zweitens scheint unter den Bestandttheilen der letztern Kunst die Zeichnung der Umrisse (als mit der Plastik am meisten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Malerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu sein; weniger die Perspective. Ja man hat, bei der Dunkelheit der Berichte hierüber, sogar gezweifelt, ob die Alten die Perspective gekannt haben. Da aber die Perspective von einer Flächendarstellung gar nicht getrennt, und die Bekanntschaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geleugnet werden kann, auch dieselbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künsten angewandt werden mußte; so scheint diese Behauptung nur auf einen sehr unvollkommnen Gebrauch der Perspective in der Malerei beschränkt werden zu müssen. Mit mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, diese Poesie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen und Thiermalerei beschränkte, — die Landschaftmalerei aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben gesagt worden, mehr lyrisch und sentimental ist, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geschichte der alten Malerei sind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand Histoire de la Peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787 2. Vol. 8.; And. Riem über die Malerei der Alten. Berlin 1787. 4.; Grund über die Malerei der Griechen. Dresden 1810 und 11. 2 Bde.; und Böttiger's oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römischer Gemälde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken. (Z. B. Recueil des peintures antiques, Paris 1757 und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomalereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Pance's Beschreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer. Größere Vollendung erreichte dagegen die Malerei in der neuern, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie den Geist der neuern Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken, oft pittoresk genannt hat. „Als sich," sagt Jacobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Malerei leichter zu erreichen war, so stieg die Kunst schon darum über die Plastik hinauf." In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde daher die Malerei, die sich unendlich mehr dem Ausdruck der

Empfindung eignet, als die Plastik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechische Schule oder Kunst wird gewöhnlich für den gemeinschaftlichen Stamm der ganzen neuern Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe angesehen, durch welche die ältere und neuere Malerei mit einander in Verbindung stehen. Mit Constantin wandelte die Kunst in das neue Konstantinopel, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründete, und viele Kunstwerke der Plastik und Malerei wanderten mit. (Vergl. Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig sagt Fiorillo von den spätern griechischen Malern: die Werke der Malerei aus den Zeiten Justinian's müssen uns freilich elend vorkommen; indessen erhielt sich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunst. Musivische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Christi in Mosaik für eine Kirche bestimmt. Doch scheint auch die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein, (Fiorillo Geschichte der Malerei 1. Bd. S. 30.). Im 4. Jahrh., noch mehr im fünften, verbreitete sich der Gebrauch heiliger Gemälde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Und dieser heilige Gebrauch entflammte die Künstler zu neuem Eifer, die christliche Religion ward die Mutter der neuern Malerei; oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber vieles mußte die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen leiden. Doch hörte sie nie ganz auf. Die Päpste und Bischöfe beförderten sie sehr. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Occident geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprung damit in Verbindung gesetzt. Von 726 an aber erhoben sich im Orient die zerstörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder (s. Bilderstürmer), und viele griechische Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem 9. Jahrh. die Maler seltner. Gegen das Ende des 13. Jahrh. aber beginnt in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum, (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Raphael, Titian, und Guido Reni angesehen werden können), einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatz der Malerei der übrigen Nationen, die italienische Malerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Malerei überzutragen (s. italienische Kunst). Ihr setzen mehrere die niederländische, deutsche, französische, spanische und englische Schule entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italienische und die niederländische; die deutschen, französischen und englischen Künstler aber gehörten, durch den Charakter ihrer Werke, bald dieser, bald jener an. Das Eigenthümliche der niederländischen Schule, welche sich wiederum in die flamändische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorit's (s. darüber d. Art. niederländische Schule), und hierin entwickelt sie sich früher als die deutsche (s. deutsche Malerei), in welcher Albrecht Dürer einzig steht in seiner Eigenthümlichkeit. Die neuern Bestrebungen aller der genannten europäischen Nationen bilden übrigens kein so zusammenhängendes Ganze, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. Auch ist jetzt fast überall die Malerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, wobei die Landschaft und das Porträt das herrschende sind, und Kupferstiche die Werke früherer Schöpfungskraft vervielfältigen. In der

Theorie der Malerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, dem Colorit u. s. w., mehr als der ästhetische, dessen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Meng's Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynold's, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. Laokoon), Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in seinen kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in s. Propyläen, und besonders in s. Winckelmann und dessen Jahrhundert, Tübingen 1805.) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahlerfarben, sind theils Naturproducte, theils Kunsterzeugnisse. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben, und wenn sie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder vegetabilischen Farbenstoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene, im Wasser auflöslichen Farbestoffe sehr wohl ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Maler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Malerei mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wäßrig (Gummiwasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Oele des Mohnsamens, Leinsamens), und sonach erfordern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Oelmalerei taugen daher die mineralischen besser, als die an mineralische Körper gebundenen (Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Oel stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen alle in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen, oder in Metalsalzen und Schwefelverbindungen. Doch haben erstere vor letzteren, ihrer Unveränderlichkeit wegen den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot; vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durch's Glühen ihre Farben in's dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau; vom Kobalt die Smalte. Andere salzig und salzähnliche Metallverbindungen sind vom Blei: das (kohlensaure) Bleiwriß und kremmnitzer Weiß, das (salzsaure) caßler Gelb; vom Eisen das (blausaure) berliner Blau; vom Kupfer die (essigsauren) Grünspanblumen, das (kohlensaure) Berggrün, das (salzsaure) Braunschweiger Grün, das (arseniksaure) scheelsche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind, der Zinnober, (vom Quecksilber), das gelbe Auripigment (vom Arsenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage, und verdanken ihre Farbe einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hieher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die schlechtern aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte, Wau; die braunen aus mehreren andern färbenden Rinden; endlich der Indigo, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmalerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün,

Blau gibt Kobalt, Schwarz wird vom Eisen und Braunstein, eben so Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, so viel als Musivgold, s. d. Art.

Mahomet, eigentlich Mohammed, der Stifter einer Religion, die sich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, war ein Sprößling des arabischen Stammes Koreish und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heiligen Stadt Mekka und die Wächter der Kaaba. Seine Geburt wird am wahrscheinlichsten in das J. 569 nach Chr. gesetzt; Mekka war sein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von dreizehn Söhnen. Einer derselben, Abdallah, heirathete Amira und starb, als sein Sohn Mohammed noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward Mohammed erst von seinem Großvater, und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand, und nahm ihn jung auf einer Handelsreise nach Syrien, mit sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte er ein nestorianisches Kloster, wo er besonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die mohammedanischen Schriftsteller sind sehr weitläuftig in ihren Beschreibungen von den bewundernswürdigen Geistes- und Körpereigenschaften, die ihren Propheten schon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwissenheit seiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihm einer reichen Wittwe, Namens Khadijah, zum Factor empfohlen, und er erwarb sich ihre Zufriedenheit so sehr, daß sie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage versetzte. Sie war funfzehn Jahr älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt sich bis an ihren Tod der sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reise nach Syrien, wo er wiederum mit nestorianischen Mönchen Umgang hatte. Indeß scheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährlich, während des Monats Ramadan, sich in eine Höhle bei Mekka zu begeben, und dort einsam und zurückgezogen zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er, mitten unter einem götzendienerischen Volke, die Ueberzeugung von der Einheit Gottes genommen, und in wie weit er mit dem Ehrgeiz des prophetischen Charakters das Streben nach persönlicher Größe verband: dies sind Punkte, worüber die Meinungen sehr verschieden und, und die wir nur durch Vermuthung aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Ansicht von dem damaligen Zustande der Menschen gefaßt, und weite Entwürfe darauf gegründet habe, ist nicht wohl glaublich; wahrscheinlich beschränkten seine ersten Plane sich auf seine Landsleute. Daß er aufrichtig in seinem Eifer, den Götzendienst abzuschaffen und eine reinere Lehre zu verbreiten, verfuhr, obgleich er diese Absicht durch Täuschung und Betrug zu erreichen suchte, wird man leicht glauben, wenn man sich an die vielen Beispiele einer ähnlichen Verbindung bei Gesetzgebern und Religionsverbesserern erinnert. Mohammed begann seine vorgebliche Sendung im J. 609 in seinem vierzigsten Lebensjahre. Er bekehrte zuerst seine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apostel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch sie ward ihr Oheim oder Vetter, Waraka,

gewonnen, der ein Christ und mit dem alten und neuen Testamente genau bekannt gewesen sein soll. Auf diese folgten Mohammed's Diener Zeid, dem er die Freiheit schenkte, und sein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Ansehen stand und zehn der vornehmsten Bürger von Mekka nachzog. Sie alle wurden von Mohammed in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweise genannt ward) unterrichtet, die für allmälige Mittheilungen des göttlichen Willens, mittelst des Engels Gabriel, ausgegeben und in den Koran (s. d. Art.) gesammelt wurden. Drei Jahre waren unter stillen Fortschritten verflossen. Im vierten Jahre versammelte Mohammed seine Verwandten vom Geschlecht Hassem zu einem Gastmahl, verkündigte ihnen offen seine prophetische Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt seines Vezier's oder ersten Ministers übernehmen wolle. Alles verstummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer der Begeisterung seine Bereitwilligkeit dazu und zugleich seinen Entschluß erklärte, jeden, der seinem Meister sich zu widersetzen wage, niederzuschlagen. Umsonst mahnte sie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewol dieser selbst unbekehrt blieb, so war er doch der neuen Lehre dadurch sehr förderlich, daß er Mohammed gegen seine Feinde schützte, und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward Mohammed von den Anhängern des Götzendienstes mit offener Gewalt angegriffen, und gezwungen, seine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, seine erbittertsten Feinde zu bekehren. Einen großen Verlust erlitt er im zehnten Jahre seines Prophetenamts durch den Tod Abu Taleb's und der treuen Khadijah. Ihres Beistandes beraubt, war er genöthigt, sich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba besuchten, vielen Eingang, und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In diese Zeit fällt Mohammed's berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriels Leitung, worüber der Koran dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Medina (Yathreb) aus, deren mehrere dem Propheten Treue schworen und ihren Beistand anboten. Mohammed faßte jetzt den Entschluß, seinen Feinden Gewalt entgegenzusetzen. Diese, dadurch nur noch mehr erbittert, schlossen ein Bündniß, ihn zu ermorden; von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ er, allein von Abubekr begleitet, Mekka und verbarg sich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier unentdeckt, und gelangte dann glücklich, wiewol nicht ohne Gefahr, nach Medina. Diese Begebenheit, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, ist unter dem Namen der Hegira (s. d. Art.) bekannt. In Medina fand Mohammed die ehrenvollste Aufnahme; viele seiner Anhänger folgten ihm dahin. Mohammed nahm jetzt die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekr's Tochter, Ayessha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwert seine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiösen Eifer seiner Anhänger. Die erste große Kriegsthat, welche sie ausführten, war das Auffangen einer reichen Karavane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreischiten, mit einer starken Bedeckung. Mohammed überfiel sie mit geringer Mannschaft im Thale Beder und schlug sie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener.

Andere günstige Unternehmungen folgten, aber im dritten Jahre der Hegira traf die moslemitischen Waffen ein solcher Unfall, daß sie dadurch dem Untergange nahe kamen. Abu Sophian griff mit dreitausend wohlbewaffneten Streitern Mohammed mit 950, am Berge Ohud, unfern Medina an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem der Prophet verwundet wurde und kaum das Leben rettete. Seine Leute wurden zur Flucht genöthigt, nachdem siebenzig geblieben waren. Dieser Vorfall erschütterte natürlich das Ansehn desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemim beimaß, den Gebliebenen ein mit allen sinnlichen Freuden und Genüssen ausgestattetes Paradies versprach, und eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wieder herzustellen. Er bedurfte desselben im folgenden Jahre, 625, wo Abu Sophian mit 10,000 Mann vor Medina erschien. Mohammed beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach zwanzigtägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, kam er heraus und führte, unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, die Seinen gegen den jüdischen Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkür übergeben, der die blutigste Rache nahm, indem er die Männer, 6 bis 700, niedermachen, und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Chaibar, den Hauptsitz der jüdischen Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dies unglückliche Volk vollständig machte. Es ist wahrscheinlich, daß die vielen, an seinen Feinden verübten Mordthaten und Grausamkeiten mit seiner göttlichen Sendung von seinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden: aber höchst anstößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anstandes sein, die er sich bei seiner Leidenschaft für Zeinab, der Gattin seines freigelassenen Dieners und Adoptivsohns Zeid, zu Schulden kommen ließ. Er hatte sie einst in einem reizenden Nachtkleide erblickt und dabei eine Neigung gefaßt, welcher Zeid aus Dankbarkeit und Politik nachgeben zu müssen glaubte. Er trennte sich von Zeinab, und Mohammed, durch ein eignes, ihm offenbartes Kapitel im Koran dazu bevollmächtigt, nahm sie öffentlich zum Weibe, mit Nichtachtung eines Verwandtschaftgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angesehen. Diese Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht nahm bei Mohammed mit den Jahren und dem Ansehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er sich mehrere vorübergehende Liebschaften, wie sein eignes Gesetz sie verbietet. Eine seiner Frauen fand ihn einst in ihrem eignen Zimmer mit einer koptischen Sklavin Maria; sie zu beruhigen, versprach er, die Kränkung nicht zu wiederholen. Da aber der Vorfall seinen übrigen Weibern bekannt geworden war, und sie alle ihn übel empfanden, enthielt er sich von allen während eines Monats, den er in Mariens Umgang hinbrachte, seine Untreue durch ein neues Kapitel des Koran's beschönigend. Daß so unverschämte Vorwände, deren er sich zu wiederholten Malen bediente, Wirkung haben konnten, ist ein größerer Beweis von der Gläubigkeit und dem Fanatismus des Volks, als von seinem Talent zu täuschen. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raubzüge seiner Offiziere verfehlten selten eine ansehnliche Beute. Er selbst war von seinen Anhängern mit einer fast göttlichen Vereh-

rung angesehen. Immer mehr erweiterten sich seine Ansichten, und im siebenten Jahre der Flucht sandte er eine Einladung zur Annahme der neuen, durch ihn geschehenen Offenbarung des göttlichen Gesetzes, an die vornehmsten, ihn umgebenden Fürsten, namentlich an Chosru Parviz, König von Persien, Heraclius, Kaiser von Konstantinopel, Mokawkas, Beherrscher von Aegypten, den König von Aethiopien und die Fürsten verschiedener Landschaften Arabien's. Die Aufnahme dieser Bothschaft war verschieden nach der Macht und dem Stolz derer, an die sie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf; dagegen hatten die nähern und schwächern, die von seiner wachsenden Macht hörten, seine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mekka zu sein, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz besonders gerichtet war. Er erschien daher an der Spitze von 1,400 Mann, in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mekka friedlich zu besuchen. Die Koreischiten ließen ihm sagen, daß sie sich seinem Einzug widersetzen würden. Dies nöthigte Mohammed, dessen Macht zu gering gegen die ihrige war, einen Vertrag vorzuschlagen, der endlich nicht ohne demüthigende Umstände für ihn (im siebenten Jahre der Flucht) zu Stande kam. Es sollte zehn Jahre lang Waffenstillstand sein, und Mohammed auf drei Tage die Kaaba besuchen dürfen. Begleitet von seinen Anhängern, welche in einiger Entfernung von Mekka die W ffen abgelegt hatten, zog er auf einem Kameel in die Stadt ein, die von ihren meisten Bewohnern verlassen worden war, verrichtete seine Andacht in der Kaaba, und verließ sie, dem Vertrage gemäß, wieder am vierten Tage. Die wichtigste Frucht dieses Besuchs war die Bekehrung dreier Personen von großem Ansehn unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemim, des Kaled, Amru und Othman. Imachten Jahre der Hegira waren Mohammeds Truppen zuerst mit dem Kaiser Heraclius in Streit gekommen. Ein Heerhaufen unter Zeid's Anführung rückte gegen die Stadt Muta in Palästina vor, dessen Statthalter einen der moslemitischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb nebst zwei andern Anführern und nur der Muth Kaled's, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab Mohammed erwünschte Gelegenheit, seine Waffen gegen Mekka zu kehren. Sein Heer bestand aus 10,000 wohlbewaffneten, von frommem Eifer begeisterten Kriegern. Die Koreischiten, von Schrecken gelähmt bei ihrer Annäherung, thaten nur geringen Widerstand. Mohammed rückte in Mekkaein, dessen Bewohner unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit erhielten. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerstört, aber der schwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung auf's neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mohammeds, und nur den Bekennern derselben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mekka verstattet. Dies wichtige Ereigniß fand im achten Jahre der Hegira Statt. Die Zerstörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verschiedener arabischer Stämme beschäftigten zunächst die moslemitischen Waffen. Im Thale Honain unweit Mekka kam es zwischen den Götzendienern und Mohammed's Anhängern zu einer blutigen Schlacht, in der Mohammed persönlich in große Gefahrkam, und nur nach den äußersten Anstrengungen den Sieg errang. Die Feinde zogen sich in ihre Festung Tayef zurück, wo sie zwar vergebens belagert wurden; später aber sich freiwillig unterwarfen. Das folgende

Jahr nennen die Mohammedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arabischer Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beschloß Mohammed, der sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand, mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraclius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien ein und kam bis Tabuk, auf dem halben Wege nach Damask. Da er aber die Kaiserlichen entfernt von jedem Angriffe auf Arabien fand, kehrte er nach Medina zurück und begnügte sich, einen zweiten Brief an den Kaiser Heraclius zu schreiben und ihn darin zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Nach seiner Rückkehr machte er ein neues Kapitel des Koran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossene Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Im zehnten Jahre der Hegira unternahm Mohammed die Abschiedswallfahrt nach Mekka; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Ayessha, im 11. Jahre der Hegira, in seinem 63. Lebensjahre. Von allen seinen Weibern hatten ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Die mohammedanischen Schriftsteller erheben ohne Zweifel mit Uebertreibung die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Propheten; indeß ist es sehr glaublich, daß er von einnehmender Majestät in der Erscheinung war, und viel natürliche Beredtsamkeit mit einem entschlossenen und unternehmenden Geiste verband. Durch diese Gaben gelang es ihm, sich über seines Gleichen zu erheben und Vertrauen und Zueignung zu gewinnen. Unter seinen Landsleuten ragt er als ausgezeichnet hervor; im Vergleich mit andern Gesetzgebern und Völkerbeherrschern nimt er nur einen niedrigen Platz ein. Ob er selbst ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Am wahrscheinlichsten hält man ihn für einen religiösen Schwärmer, der sich wirklich für begeistert durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht so ganz verblendet wurde, daß er die Mittel übersah, wodurch er seine Lehre dem Volke annehmbar machen, und seine Herrschaft über die Gemüther sichern könnte. Daher die Dichtung von seiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel; daher seine erträumte Reise durch die sieben Himmel des Paradieses; daher seine Nachsicht gegen die sinnlichen Begierden eines sinnlichen Volks. Der erste Grundsatz seines Lehrsystem's war: Nur einer (Allah) ist Gott und Mohammed sein Prophet. Dabei galten ihm Moses und Christus als gottbegeisterte Lehrer der Vorwelt, und er tastete keineswegs die Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Christianismus an, die er nur für verfälscht hielt. Das Paradies, welches er seinen treuen Anhängern verhieß, war ein sinnlicher Freudenhimmel; er selbst ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdischen und christlichen zusammengesetzt. Treue Verehrung Allah's, als des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorsam gegen des Propheten Gebote, Nothwendigkeit des Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit, Enthaltsamkeit von ver-

botenen Genüssen (besonders starker Getränke — dies Verbot ward von ihm bei entstandenen Zänkereien unter seinen Anhängern gegeben), Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige, glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schicksal sind die Hauptkapitel seiner Sittenlehre. An Feierlichkeit, Fasten und Gebräuchen durfte es einer solchen Religion für ein sinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mekka und Medina war aber unstreitig eine politische Maßregel, um den Stammsitz des Islam für immer zu heiligen, und Arabien's politisch-religiöse Bedeutenheit dauernd zu sichern. Diese Lehre ist in dem Koran enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung Sunna (zweites Gesetz von Lebensregeln, die sich auf Mohammed's Beispiel gründen) an die Seite setzte. Nicht alle Mohammedaner nehmen jedoch die letztere an; diejenigen, welche sie annehmen, heißen daher Sunniten. (Vergl. über die mohammedanische Religion. Elberfeld, 1800, 8. Aeltere Schriften sind von Adr. Reland de rel. Mohammedica, Ultraj. 1717, 8.; Haeckspan, H. Hottinger etc.) Eine der Hauptursachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Lehre und Herrschaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche sich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltsam genug findet man in seiner Geschichte keine Spur, daß er zur Ausführung seiner Plane sich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung, und die Kebsweiberei ohne alle Grenzen zuließ. Daß er seiner ersten Frau vorspiegelte, die Anfälle von Fallsucht, welche er hatte, seien Entzückungen in's Paradies, und daß sie zur Verbreitung dieser Fabel ihm zuerst Anhänger verschafft habe, scheint von christlichen Gegnern ersonnen zu sein, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß ist es, daß er selbst erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwol schrieben ihm seine Jünger die allerunsinnigsten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Theil des Mondes in seinen Aermel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Wasser aus seinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten laut anerkannt u. s. f. — Tugendhaft im christlichen Sinne war Mohammed keineswegs; denn er predigte nur Duldung, wo man sich ihm unterwarf, Mord und Zerstörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. Er war dabei unleugbar ein Wollüstling. Nie kann er, in moralischer Hinsicht, mit dem göttlichen Stifter des Christenthums verglichen werden. Doch hat sein politisch-religiöses System, besonders in Asien und Afrika, eine sehr weite Ausdehnung gewonnen. Auch ist die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslemim dem Propheten und allen, was ihm auf's entfernteste angeht, beweisen, eben so groß, als nur irgend in der Christenheit die Verehrung der Reliquien gewesen sein mag. So z. B. ist die Decke in der Moschee zu Mekka, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenstand der heiligsten Verehrung; das Kameel, welches den Koran zu Kaaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiet von Mekka gibt es eine unzählige Menge von Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohr näherte. Nur der blinde, wundersüchtige Pöbel glaubt indessen das Mährchen: Mohammed's Grab hänge in der Luft. Mohammed liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb; und eine in der heili=

gen Kapelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor, das mit eisernem Gitterwerk umgeben ist, wozu aber niemand gelassen wird. So ist auch das sogenannte Testament Mohammed's nichts als ein untergeschobenes Machwerk späterer Zeiten, und es ging mit Mohammed's Lehre, wie mit der des Christenthums: sie war die fruchtbare Mutter vieler Sekten, unter welchen die Sunniten und Shiiten, als die vorzüglichsten, noch jezt unter Persern und Türken den heftigsten Religionshaß nähren.

Mahomet II. (oder Mohammed II.), türkischer Kaiser, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 seinem Vater Amurat II. Er erneuerte zwar den von seinem Vorfahren mit dem griechischen Kaiser geschlossenen Frieden, faßte aber den Plan, die Eroberung des schon sehr geschwächten griechischen Kaiserthums durch die Einnahme von Konstantinopel zu vollenden. Die christlichen Mächte in Europa blieben müßige Zuschauer. Am 6. April 1453 erschien Mohammed vor Konstantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern, und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten sich tapfer, ungeachtet sie der so sehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 Mann entgegenzustellen hatten. Als aber Mohammed einen Theil seiner Flotte nicht ohne große Anstrengungen über Land in den Hafen schaffen, eine Schiffbrücke schlagen und mit Kanonen besetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer, 53 Tage hindurch fortgesetzten Vertheidigung, und das morgenländische Reich hatte ein Ende. Die Stadt ward am 29. Mai mit Sturm eingenommen, und der Plünderung Preis gegeben. Der Kaiser Konstantinus Drageses fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der ganzen Stadt vollendet. Die zügellosen Sieger überließen sich allen Gräueln und Ausschweifungen. Während der Plünderung ward eine junge Fürstin, Namens Irene, vor Mohammed gebracht. Ohne die Thränen und die Unschuld der Unglücklichen zu achten, überließ er sich drei Tage lang in ihren Armen den Ausschweifungen der rohesten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitscharen und ein Vezier wagte sogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mohammed die Gefangene holen, ergriff sie bei den Haaren und ermordete sie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Also behandelt Mohammed die Liebe.“ — Als Mohammed seinen Einzug in die eroberte und geplünderte Stadt hielt, fand er nichts als eine traurige Einöde. Da er Konstantinopel zum Hauptsitz seines Reichs bestimmte, so wünschte er neue Einwohner dahin zu ziehen. Daher sicherte er den Griechen, die sich darin niederlassen wollten, völlige Religionsfreiheit zu, und gab ihnen die Erlaubniß, sich einen neuen Patriarchen zu wählen, dessen Würde er selbst noch mehr auszeichnete. Konstantinopel wurde unter ihm bald wieder eine blühende Stadt. Er stellte die Festungswerke wieder her, und ließ, zu mehrer Sicherheit, am Eingange des Hellespont's, die unter dem Namen der Dardanellen bekannten Schlösser anlegen. Mohammed setzte seine Eroberungen fort. Eine Zeit lang hemmte sie, mit einem nicht sehr zahlreichen Heere, und durch die bergige Beschaffenheit seines Landes begünstigt, der bekannte Fürst von Albanien, Scanderbeg. Mohammed schloß endlich Frieden mit ihm, aber nach Scanderbeg's Tode (1467) unterwarf er sich Albanien bald. Sein weiteres Vordringen in Un-

garn hielt der berühmte Johann Hunyad auf, der ihn (1456) nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25,000 Mann verloren hatte und selbst schwer verwundet worden war. Auch der Sohn des großen Hunyad, König Mathias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab, und entriß ihnen selbst Bosnien wieder. Dagegen eroberte Mohammed in kurzer Zeit Servien, Albanien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, auch die meisten Inseln im Archipel. Das im Anfange des 13. Jahrh. an der Küste von Kleinasien zu Trapezunt errichtete griechische Kaiserthum der Komnenen wurde ebenfalls eine Beute des Siegers. Die christlichen Mächte Europa's fingen an, wegen der Fortschritte dieser Eroberungen besorgt zu werden, und es wurde auf Veranlassung Papst Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beschlossen, der aber wegen der schlechten Verfassung der meisten europäischen Staaten unterblieb. Der Republik Venedig entriß Mohammed, außer mehrern andern Besitzungen, auch (1470) Negropont und den Genuesern (1474) Kaffa. Die öftern Kriege mit den Persen hinderten ihn, sein Kriegsglück gegen die christlichen Mächte weiter zu verfolgen. 1480 griff er die Insel Rhodus an, ward aber von den Rittern, welche die Insel vertheidigten, mit großem Verluste zurückgetrieben. Er wandte hierauf seine Waffen gegen Italien, nahm Otranto ein und würde wahrscheinlich seine Eroberungen in diesem Lande weiter fortgesetzt haben, wenn nicht der Tod seinen Unternehmungen ein Ende gemacht hätte. Man sagte von ihm, daß er während seiner 29jährigen Regierung zwölf Reiche und mehr als zweihundert Städte erobert habe. Auf sein Grab hatte er die Worte zu setzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;" wahrscheinlich, um damit seinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuschärfen. Wenn glänzende Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glückliche Erfolge einen großen Fürsten, unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze dagegen einen Bösewicht machen: so muß man gestehen, daß Mohammed II. beides gewesen. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand lateinisch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik, und war mit der Geschichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz er würde mit dem erhabensten Helden zu vergleichen sein, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungestüm seines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihm hingerissen, doch sind nicht alle Thatsachen, die man von seiner Unmenschlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV.), geboren 1642, wurde, nachdem sein Vater Ibrahim in einem Aufstande der Janitscharen erdrosselt worden war, als ein Knabe von 7 Jahren auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrschsüchtiges Weib, führte die Regierung, ward aber in einer, von der Gegenpartei im Serail selbst bewirkten Revolution umgebracht. Der berühmte Großvezier Mohammed Kuperli (oder Kuprili) ward nun an die Spitze der Regierung gestellt. Diesem großen Minister, und seinem eben so großen Sohne und Nachfolger hatte das türkische Reich das Ansehn zu danken, in welchem es sich noch bis gegen das Ende des 17. Jahrh. erhielt. Mohammed IV. selbst war nur ein unbedeutender Regent, dessen vorzüglichste Leidenschaft die Jagd war. — Kuperli wendete seine meiste Sorge auf die Herstellung der innern Ruhe des Reichs, welcher er eine große

Anzahl Menschen opferte. Daher ward auch der schon im J. 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer, besonders wegen der Insel Kandia, nur schwach fortgesetzt. Aber 1667 unternahm Achmet Kuperli, einer der größten türkischen Feldherren, die Belagerung der Stadt Kandia. Diese Belagerung, welche durch die auf beiden Seiten angewandten Mittel des Angriffs und der Vertheidigung in der Kriegsgeschichte berühmt geworden ist, kostete den Türken mehr als 100,000 Mann, dauerte 2 Jahr 4 Monate, und endigte durch eine Kapitulation, die am 5. Sept. 1669 zugleich mit den Friedensbedingungen zwischen Venedig und den Türken unterzeichnet wurde. Früher (1660) war wegen Siebenbürgen ein Krieg zwischen den Kaiser Leopold und den Türken entstanden. Die letztern hatten bereits beträchtliche Fortschritte in Ungarn gemacht, als sie am 3. Aug. 1664 von dem berühmten Montecuculi bei St. Gotthard völlig geschlagen wurden. Aber ungeachtet dieses entscheidenden Sieges nahm der Kaiser Leopold, zum Erstaunen Aller, den von den Türken angebotenen zwanzigjährigen, für die letztern vortheilhaften Frieden, der zu Temeswar abgeschlossen wurde, an. Noch nie hatten die Türken sich den Grenzen Deutschlands so sehr genähert, als jetzt. Die Anarchie, welche unter dem König Michael in Polen herrschte, und die Unruhen der Kosacken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter schimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Aber der große polnische Feldherr Johann Sobieski rächte die Schmach seiner Nation durch einen entscheidenden Sieg bei Choczim (1673) und erzwang (1676) von den Türken einen ehrenvollen Frieden. Auch trug Sobieski das Meiste zu dem Entsatze von Wien bei, das in dem (1683) durch die Mißvergnügten in Ungarn veranlaßten Kriege von dem Großvezier Kara Mustapha mit 200,000 Mann, wider den Rath der Verständigen, länger als 6 Wochen belagert wurde. Die Türken wurden in ihrem Lager, am 2. Sept., von dem verbündeten christl. Heere angegriffen und mit außerordentlichem Verlust geschlagen. Der Großvezier mußte seinen allerdings großen Fehler mit dem Kopfe büßen. Der Kaiser, Polen, Rußland und Venedig schlossen nun ein Bündniß wider die Türken, die fast überall Verlust erlitten. So wurden sie unter andern am 12. Aug. 1687 bei Mohacz von dem Herzog Carl von Lothringen gänzlich geschlagen. Da man alle diese Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit des Sultans Mohammed IV. zuschrieb, so ward er 1687 abgesetzt. Er starb im Gefängnisse 1691.

Mährchen, s. Feenmärchen.

Mähren, eine Markgrafschaft und deutsche Provinz des österreichischen Staates, grenzt (ohne das österreichische Schlesien, welches demselben gänzlich einverleibt ist, und mit demselben eine Provinz bildet) gegen Norden an die preuß. Grafschaft Glatz und das österreichische Schlesien, gegen Osten an Ungarn, gegen Süden an Niederösterreich und gegen Westen an Böhmen. Nach diesem Umfange enthält Mähren 418 □M. Es wird von vielen Flüssen bewässert, von welchen jedoch nur die March eine Strecke schiffbar ist; ist im Osten, Norden und Westen durch Gebirge eingeschlossen, welche als Fortsetzungen der Sudeten und der Karpathen zu betrachten sind, und ist nur gegen Süden offen. Gegen Norden, an der Grenze von Glatz, ist das glatzer Schneegebirge, dessen höchster Punkt, der spieglitzer Schneeberg, sich 4380 Fuß erhebt. Überhaupt befinden sich die höchsten Gebirgsgegenden in dem nördlichen Theile, von da sich der Boden gegen Süden verflacht. Auch durch das Innere

Mährens erstrecken sich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an schönen Ebenen und Thälern. Die höhern Gebirgsgegenden sind wenig fruchtbar; dagegen ist der Boden in der sogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den südlichen Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die fetten Wiesen und Weiden begünstigt, steht aber mit dem Ackerbau in einem, bei weitem zu geringen Verhältnisse. Die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht, wird stark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fischerei ist einträglich. Der Getreidebau wird stark getrieben; am ergiebigsten ist er in der Hanna, am Marchflusse, um Brünn, und in den südöstlichen Gegenden des znaymer Kreises. Auch der Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner bauet man vielen Flachs, etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Safflor, Krapp und Süßholz. In verschiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich starker Weinbau getrieben, wiewol das Klima denselben nicht sehr begünstigt, weshalb auch die mährischen Weine in keinem vorzüglichen Rufe sind. Auch hat Mähren ansehnliche Waldungen und zwar mehr Laub- als Nadelhölzer. Ehemals baute man in Mähren auf Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebaut. Man baut bloß auf Eisen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanstalten zeichnen sich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen aus. Letztere beschäftigen gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeister; die Verfertigung der Wollenzeuge und Tücher mehr als 100,000 Menschen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Den Gewinnhandel dieser Provinz, welcher aus dem größern Werthe seiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entsteht, vermehrt noch ein sehr wichtiger Transitohandel, begünstigt durch die guten Kunststraßen. Mähren wird fast unumschränkt regiert, wiewol es Landstände hat, die sich in den Prälaten-, Herren- und Ritterstand und in den Stand der königlichen Städte theilen. Mit den Geschäften der innern Landesverwaltung ist das, zu Brünn bestehende Landesgubernium beauftragt, und es stehen die 6 Kreisämter Mährens und die 2 des österreichischen Schlesiens unter demselben. Die geistlichen Angelegenheiten werden durch die Bischöfe von Olmütz und Brünn geleitet. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6—7,000,000 Gulden. Die Zahl der Einwohner beträgt 1,385,000, darunter 29,000 Juden und 23,000 Protestanten. (Vergl. d. Art. Oesterreich.) Ihrer Abstammung nach gehören die Einwohner nicht zu einem Volksstamme, und sind theils Slaven, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gastfreundschaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wissenschaften und Künsten, durch ihren Witz und ihre Beredtsamkeit) gehören, theils Deutsche, wozu noch Juden kommen. Das Land wird in 6 Kreise getheilt, in den olmützer, brünner, iglauer, znaymer, hradischer, und prerauer Kreis. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Brünn, als Sitz des Gouberniums. Von der Geschichte des mährischen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Kolonie donauischer Slavonen, die von den Wallachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Flusse Morava den Namen Moraver bekamen, auf's neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Ver-

falle des avarischen Staates konnten sich die mährischen Slaven weiter ausbreiten, und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Großmähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in sich begriff. Carl der Große überwandt die Mährer, und nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen zu lassen, wiewol erst um das Jahr 856 Cyrillus (siehe den Artikel) der wahre Apostel der Mährer wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutsche machte den König Radislav zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und stürzte hernach den mährischen Staat, denn er gab dem Zuatoblick (Swjatopulsk) nicht nur Böhmen, sondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein, da sich dieser hernach empörte, griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böhmen und Ungarn mit solchem Erfolge an, daß das mährische Reich außerordentlich geschwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatobulsk's Sohne (908), völlig zu Grunde ging. Seitdem ward es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutschen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmisch, was es zum Theil schon zuvor war. Im Jahre 1085 bekam es den Titel einer Markgrafschaft, und wurde seitdem (bis auf Matthias Zeiten 1611) von den böhmischen Königen unter diesem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mährische Brüder s. böhmische Brüder u. Brüdergemeine.

Maifeld, s. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, das zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern von Europa gehört. Es grenzt gegen Westen an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genuesische Gebiet, gegen Osten an das Parmesanische, Mantuanische und Venetianische, gegen Norden aber an die vier italienischen Voigteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe betrug an 180 □M. Haupterzeugnisse sind Getreide, Reiß, Wein, Früchte und Seide. Der erste Herzog von Mailand war Gian Galeazzo Visconti, welchen Kaiser Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; das Herzogthum bestand aus einer Menge der schönsten und blühendsten lombardischen Städte, in welchem die Visconti theils durch Fehden, theils durch Begünstigungen der Bürger und des Kaisers die höchste Macht erhalten hatten. Der Mannsstamm der Visconti starb aber bald aus (1447), und wiewol nun Frankreich die nächsten Ansprüche auf Mailand hatte: so gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti (1450), dieses schöne Land für sich und seine Familie zu erhalten, die sich indeß nur bis zu Ende des 15. Jahrh. ununterbrochen darin behauptete; denn seit Ludwig XII. von Frankreich seine Ansprüche 1499 geltend zu machen anfing, die sein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war Mailand wechselsweise im Besitz der Franzosen und der Sforza's. Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle italienischen Besitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiser als Reichslehn erhielt) der sforza'sche Mannsstamm ausstarb, gab Carl V. dasselbe seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den spanischen Erbfolgekriege (1706) blieb. Durch denselben kam es an Oesterreich. In dem wiener Frieden (1735) und dem wormser Verträge (1745) wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlassen. 1797 bemächtigten sich die Franzosen des Lan-

des und erklärten es für einen Theil der cisalpinischen Republik. Und obgleich in der Folge die Österreicher und Russen Herren des Landes wurden, und die gemachten Verfügungen vernichteten: so blieb doch Buonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italienische Republik und 1805 in italienisches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereignisse des J. 1814 dasselbe auflösten. Österreich vereinigte Mailand und Mantua mit dem lombardisch-venetianischen Königreiche. 2,160,000 Einw. auf 358 QM.

Mailand, die Hauptstadt des lombardischen Gouvernements der österreichischen Staaten in Italien, ist eine der reichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte in Oberitalien, und hat troz aller, durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schicksale, erlittenen Unfälle einen großen Theil ihres alten Glanzes bis auf diesen Tag gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat sich jedoch nichts weiter als ein Rest von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le Colonne di S. Lorenzo nennt. Desto reicher ist Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erste Stelle einnimt. Dieser 1386 gegründete Bau ist nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor erbaut, gewährt er von innen und außen einen unbeschreiblichen Eindruck. Seine ältesten Meister, deren man sehr viele zählt, führten ihn im spätern gothischen Style auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite in mehr antikem Geschmacke aus, und zerstörte auf diese Weise die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuren Kosten das, bisher immer erst halbfertige Gebäude so weit fortführen, daß nur sehr wenig zu seiner Vollendung fehlt. Wenn von außen der helle Glanz des Marmors, die gothischen Verzierungen und Statuen (man zählt 4,000) den Beschauer blenden und überraschen: so wird er dagegen im Innern des Doms, der sich auf 52 Säulenpfeiler stützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. Eine der ältesten Kirchen Mailands ist St. Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen. Sie ist mehrere Alterthümer wegen merkwürdig, aber finster und unansehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir bloß noch das ehemalige Dominikanerklosters Madonna delle Grazie, in dessen Refectorium sich das berühmte, jezt leider halb vernichtete Frescogemälde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Christi, aber aller Verstümmelung ungeachtet, noch bewunderungswürdige Reste seiner ursprünglichen Schönheit aufweist. Das ehemalige Jesuitencollegium Brera, ein äußerst prächtiges und durch seine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Stiftungen für Künste und Wissenschaften, namentlich eine sehr schöne Gemäldegallerie und eine Bibliothek. Die erste ist besonders reich an Werken lombardischer und bologneser Meister, die andere sehr ansehnlich und unter andern im Besitz des hallerschen Büchernachlasses. Die ambrosianische Bibliothek, bei welcher der durch seine literarischen Entdeckungen bekannte Abbate Angelo Majo bis 1819 angestellt war, besitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handschriften (worunter besonders die Manuscripte des Leon. da Vinci), Gemälden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Raphael), Antiken und Gypsabgüssen. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten behauptet das große Hospital den ersten

Rang, durch seine Bauart, Größe und die Pflege, die den sehr zahlreichen Kranken zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Pestzeiten gebraucht, hat jetzt eine andere Bestimmung. Nächst dem Theater St. Carlo in Neapel ist das mailändische della Scala eines der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet sich vor allen andern durch die vielen Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Ballete daselbst dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darstellung nicht übertroffen werden. Außerdem bestehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Mailand besitzt eine große Anzahl von Palästen und andern gut in's Auge fallenden Gebäuden, die Straßen indeß sind meistens nicht sehr breit und gerade. Ausgezeichnet schön ist der Corso (die Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch sind ihre Schatten lange nicht so besucht wie der Corso, auf welchem jeden Abend die schöne und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, größtentheils aber in den prächtigsten Equipagen, sich auf- und abbewegt. Allenthalben spricht sich der Wohlstand der Einwohner aus, deren Zahl man auf 120,000 angibt. Bedeutend ist der Handel, der mit Getreide, Reiß, Seide und trefflichen Käse getrieben wird; sehr ansehnlich die Zahl der Fabriken und Manufakturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß belebt; Künste und Wissenschaften genießen eifrige Verehrung, und in den neuesten Zeiten hat sich besonders die mailändische Kupferstecherschule rühmlichst ausgezeichnet. Die Umgebung der Stadt wird von den fruchtbarsten Fluren gebildet; den fehlenden Fluß ersetzen zwei große Kanäle, die mit dem Tessino und der Adda in Verbindung stehen; den Horizont gegen Norden begrenzen die Alpen der Schweiz. F—r.

Maimon (Moses Ben) oder Maimonides, einer der berühmtesten jüdischen Gelehrten, geb. zu Cordova in Spanien im J. 1139 (nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterricht der Araber Thophail und Averroës in der Medicin und Philosophie verband er ein fleißiges Studium der Werke der alten Philosophen, besonders des Aristoteles, machte sich aber dadurch seinen Glaubensgenossen so verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, sich nach Aegypten begab, wo er sich anfang's als Juwelirer nährte, bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin ernannt wurde, unter dessen Schutz er eine sehr besuchte Lehranstalt zu Alexandrien stiftete. Neue Nachstellungen seiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlassen. Im steten Herumziehen verstrich ihm der übrige Theil seines Lebens, welches er 1205 zu Kahira oder in Palästina beschloß. Unter seinen Schriften ist die bekannteste: Moreh Nevochim (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Versuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphilosophie, welche von seinem hellen Verstande und seinem Scharfsinn auf das rühmlichste zeugt. Diese Schrift war ursprünglich arabisch geschrieben, und wurde von einem Juden in's Hebräische und von Burdorf in's Lateinische übersetzt (1629, 4.). Außerdem verdient genannt zu werden: ein trefflicher Commentar über die Mischna, hebräisch und lateinisch, Amsterdam in 6 Fol. Bdn.; Jad Chazakha (die starke Hand), ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Fol. Bd.; Sepher Hammisoth (das Buch der Lehren), hebräisch und lateinisch, Amsterdam 1640. 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Gesetzes. Ferner ein Buch über den Götzendienst, von Vos-

sius; ein andres über Christus, übersetzt von Genebrard, mehrere medicinische und andere Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meister, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Gesetzgeber Moses. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchstaben R. M. B. M. (Rabbi Moses Ben Maimon), woraus man Rambm gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieses geistreichsten und ausgezeichnetsten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in seinem Sepher Mischpotim (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: Leute von anderer Religion soll man fleißig mahnen, denn es ist ein verdienstvolles Werk, dieselben zu schinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden sollst du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philosophie sehr verdienter jüdischer Gelehrter, geb. zu Reschwitz in Litthauen 1753. Er war der Sohn eines armen Rabbinen, der ihn zum eifrigen Studium des Talmud anhielt. Nachdem er lange in äußerster Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutschland. In Berlin, wohin er in den armseligsten Umständen kam, fand er bei Mendelssohn Unterstützung. Rastlos betrieb er seine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philosophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunst, wandte sich nach Hamburg, Amsterdam, Breslau, dann wieder nach Berlin, und lebte zuletzt auf dem kalkreuthischen Gute Siegersdorf in Niederschlesien, wo er 1800 starb. Wir besitzen eine Lebensgeschichte von ihm selbst (Berl. 1792—1793, 2 Thle. 8.), und Maimoniana, oder Rhapsodien zur Charakteristik Salomon Maimon's, aus seinem Privatleben gesammelt, von S. J. Wolff, Berlin 1813, herausgegeben, in welchen ein Auszug jener Biographie enthalten ist. Nur einige seiner Schriften wollen wir anführen, als: Versuche über die Transscendentalphilosophie, Berlin 1790; Versuch einer neuen Logik nebst Briefen an Anesidemus rc. Berl. 1794, durch welche er Kant's transscendentale Logik zu berichtigen und näher zu bestimmen suchte; ferner über die Kategorien des Aristoteles, ebend. 1794; und kritische Untersuchungen über den menschlichen Geist, Leipzig 1797, 8. — in welchen Schriften er die Lehren der kritischen Philosophie mit großem Scharfsinn entwickelte und bestimmte.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains, eine Stunde von Kulmbach, bei dem Dorfe Steinhausen, im Obermainkreise des Königreichs Baiern. Hier nimt er die Itz und die Regnitz auf, und wird bei Bamberg schiffbar, tritt hier in den Untermainkreis desselben Königreichs, nimt daselbst die fränkische Saale, bei Werthheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda auf. Nach einem schlangenartig gewundenen, u. daher der Schiffahrt nicht günstigen Laufe von 60 Meilen ergießt sich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er ungefähr eine Breite von 400 Schritten hat, und Güterschiffe von 1,500 bis 1,800 Ctr. Ladung trägt. Er durchfließt das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, Churhessen, das Großherzogthum Hessen, das Gebiet der freien Stadt Frankfurt und das Herzogthum Nassau.

Mainotten. Maina ist ein Gebirgsbezirk in der Landschaft Morea, deren Bewohner Mainotten heißen. Fälschlich leitet man ihren Namen von den griechischen Worte μανια (Wahnsinn) ab, weil

sie sich, Unsinnigen gleich, unter ihre Feinde stürzen sollen. Vielmehr ist der Name Maina mehreren Gebirgsgegenden in der Türkei eigen. Auch hat man die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; es ist aber wahrscheinlicher, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenland's sind, die zur Zeit der Unterjochung hier Schutz suchten und fanden. Ihre Anzahl beträgt gegen 50,000, sie sind griechische Christen und haben sich, ob sie gleich kaum 12,00 Bewaffnete stellen können, in beständiger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft erhalten. Hierzu trägt, außer ihrer Tapferkeit, besonders die gebirgige und unfruchtbare Beschaffenheit ihrer Gegend bei, indem unersteigliche Felsen dieselbe bedecken. Sie sind wild, kühn, abergläubisch, freiheitliebend, räuberisch. Übrigens leben sie unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, halten die Gastfreundschaft heilig und sind einfach, mäßig und strenge in ihren Sitten. Wer ihnen von einem Gastfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen wohnen. Die Bewohner ihrer Hauptstadt, welche Maina heißt, sind Kaufleute, und europäische Handelsschiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet sich in den Händen der Befehlshaber, welche von ihnen selbst aus den ältesten Familien des Landes erwählt werden. Sie gebieten in den Dörfern ihrer Hauptmannschaft, üben daselbst die Lehnsrechte aus und erheben die Abgaben von ihren Vasallen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), bekannt als Geliebte Ludewigs XIV., stammte aus einer protestantischen adeligen Familie, und wurde 1635 im Gefängnisse zu Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, ein wahrer Abenteurer, eingeschlossen war, geboren. Sie schien bestimmt zu sein, alle Launen des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind ward sie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachlässigkeit eines Domestiken am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schlange getödet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, ward mit größter Härte bei einer Verwandten, Madame de Neuillant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des mißgestalteten Scarron (s. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage sich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn sie Nonne werden wolle, oder sie zu heirathen, wenn sie sich zu verheirathen wünsche. Sie wählte das letztere, und gab als ein sechzehnjähriges Mädchen, nachdem sie zur katholischen Religion übgergetreten war, dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieser sonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber seine Familie stand in hohem Ansehen und sein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes besaß, einen Vereinigungspunkt dar. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Gesellschafterin sein konnte, erwarb sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Geist und Bescheidenheit allgemeine Liebe und Achtung. Nachdem Scarron 1660 gestorben war, sank seine Wittwe in die vorige Noth zurück, und sie war schon entschlossen, Frankreich zu verlassen, als die Frau von Montespan, Geliebte Ludewigs XIV., ihr eine Pension beim König auswirkte, sie auch in der Folge zur Erzieherin ihrer beiden, mit dem Könige erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouse, vorschlug. In dieser Stelle hatte sie Gelegenheit, dem Könige näher bekannt zu werden, der sie zwar anfangs für eine Scheinheilige hielt, sie aber nachher, wegen ihres Verstandes und der Sorgfalt, mit welcher sie besonders den

Duc du Maine erzog, schätzte. Er machte ihr ein Geschenk von 100,000 Franken, wofür sie 1679 das Gut Maintenon kaufte, gewöhnte sich allmälig an sie, und ging so von der Abneigung zum Vertrauen, und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Montespan selbst trug durch ihren ungleichen, sonderbaren, herrschsüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, die, indem sie dem König von dieser Verbindung abzog, sich in seinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Montespan einnahm. Ludwig XIV., war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Brust sie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünschte, die Beschwerden der Regierung durch die unschuldigen Annehmlichkeiten des Privatlebens zu versüßen. Der geschmeidige Geist der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, sich fremden Charakteren anzupassen, versprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverlässige Vertraute. Ueberdies hatte sie einen Hang zur Andacht, und der König neigte sich bei herannahendem Alter selbst nach dieser Seite hin. Der Pater La Chaise, sein Beichtvater, schlug ihm vor, seine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geschah gegen das Ende des J. 1685. Der Erzbischof von Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Am Hofe erschien die Ehe immer räthselhaft, obgleich tausend Anzeichen sie verriethen. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie selbst äußerte sich darüber so: „Ich war ehrgeizig geboren, ich bekämpfte diese Neigung. Als die Wünsche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieser Rausch währte nur drei Wochen.“ — Sie lebte seit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeschiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. besuchte sie täglich einigemale, und arbeitete bei ihr mit seinen Ministern, während sie las, oder sich sonst beschäftigte. Wiewol sie dem Anschein nach von den Staatsgeschäften nichts wußte, noch wissen wollte, so hatte sie doch oft den entschiedensten Einfluß auf dieselben. So geschah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Minister, Marsin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber verwiesen. Das Volk machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Absichten nicht immer entschuldigen konnten. In allem Uebrigen dem Willen des Königs unterworfen, war sie einzig mit der Sorge beschäftigt, ihm gefällig zu sein: und diese Sklaverei in einem schon hohen Alter machte sie unglücklicher, als die Dürftigkeit, in welcher sie sich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigsten Aeußerungen. „Welche Marter,“ sagte sie einst zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig ist!“ — Der König, der sie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte sie durch Beweise von Hochachtung zu entschädigen, wie er sie nie einer Frau gegeben. Aber diese äußern Zeichen stillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die sie sich vorgeschrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was sie hätte thun können, weil sie die Blicke des Publikums zu sehr auf sich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie selbst besaß nichts, als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Auch weigerte sie sich, mehr anzunehmen. Dagegen sorgte

sie für ihre Freunde und für die Armen. Die Wohlthätigkeit, die sie üben konnte, erleichterte ihr manche Beschwerde, welche mit ihren Verhältnissen verbunden war. So entwarf sie den Plan zu einer Anstalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte stiftete Ludewig XIV. 1686 in der Abtei von St. Cyr (eine Stunde von Versailles) eine Anstalt, worin dreihundert junge Mädchen von 36 Nonnen und 24 Laienschwestern unentgeltlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Thlrn. ausgestattet wurden. Die Maintenon gab dieser Anstalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erschienen sind. Die Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihren Augen musterhaft, und die Anstalt ihr um so werther, je glücklicher der Erfolg derselben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog sie sich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo sie selbst an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, und endlich 1719 starb. Ein Denkmal bezeichnet ihre Grabstätte daselbst. La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode, jedoch mit vielen willkürlichen Veränderungen, herausgegeben (Amsterdam 1756, 9 Bände 12.). Sie sind mit Geist geschrieben, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehen. Ihre trockne, bestimmte und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Dennoch sind diese Briefe sehr anziehend. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. ist unvollständiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Memoires pour servir a l'histoire de Madame de Maintenon et du Siècle passé in 6 Duodezbänden herausgegeben, die aber manche Unrichtigkeiten und bisweilen selbst Erdichtungen enthalten. Briefe und Memoiren sind 1778 in 16 Duodezbänden erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch: Entretiens de Louis XIV. et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch sind Maintenoniana erschienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab La vie de Madame de Maintenon, Paris 1786, heraus; es ist darin das Institut von St. Cyr sehr genau beschrieben. Die Biographien der Maintenon von Regnault-Warin und der Madame Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbesserte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe ist in sechs starken Duodezbänden erschienen (Paris 1812). Die neueste Schilderung der Maintenon ist von Bredow in dem Taschenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15.

Mainz, ein ehemaliges Erzstift im niederrheinischen Kreise. Der Erzbischof von Mainz war zugleich der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des heil. römischen Reichs Erzkanzler in Deutschland. Als solcher hatte er das Reichssiegel und das Reichsarchiv in seiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die mainzische Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Kurfürstencollegium, wie auch bei dem Wahlgeschäft; er visirte die Reichsgerichte, schrieb Deputations- und Kurfürstentage aus, und setzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichskanzlei gehörigen Personen ein. Letzter Kurfürst war Carl von Dalberg. Durch den lüneviller Frieden (1801) fiel der, auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Landes an Frankreich, und der Kurfürst, nachherige Kurerzkanzler, dann Fürst Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, ward dafür, so wie für einige spätere Länderabtretungen anderweitig entschädigt. Gegenwärtig ist das eigentliche ehemalige

Erzstift unter Baiern, Darmstadt und Nassau vertheilt; die Nebenländer aber, namentlich das Eichsfeld, Erfurt und Fritzlar mit seinem Gebiete, sind größtentheils, Preußen Kur-Hessen und Hannover zu Theil geworden.

Mainz, (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Residenzstadt des gleichnamigen Erzstiftes und Kurfürstenthums, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich hessischen Rheinprovinz und deutsche Bundesfestung, liegt in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, am linken Ufer des Rheins, da — wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher sich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den ansehnlichen Rheinstrom nach dem, am rechten Ufer liegenden Städtchen Kastel oder Kassel, welches jetzt als Festung mit Mainz verbunden ist. Mainz gehört zu den stärksten Festungen und ist eine Vormauer Deutschlands gegen Frankreich. Der Umfang der Festungswerke, welche besonders von den Franzosen sehr erweitert worden sind, beträgt mit Einschluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldschanzen ungerechnet, 2½ Stunde. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in eine der schönsten und reichsten Gegenden, und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Mainz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kastel hat gleichfalls ausgedehnte und mit besonderer Kunst nach einer ganz neuen Art angelegte Festungswerke. Sie bestehen aus den vier Forts: Kassel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befestigte Insel Petersaue dazu rechnet, zusammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Festungswerke von Mainz. Mainz ist im ganzen nicht schön gebaut, wiewol man viele schöne Privatgebäude findet, und hat meistens enge, winklige und zum Theil schmutzige Straßen, die jedoch im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsstraße sind schön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen ist der vorzüglichste der schöne, mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schlosse. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2,200 Häuser und, mit dem Dorfe Zahlbach, 25,250 Einwohner. Unter den Gebäuden verdienen vorzüglich eine Auszeichnung: 1. die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 sehr viel gelitten hat; von dem ehemaligen kostbaren Schatze nnd von der beträchtlichen Bibliothek ist nichts mehr übrig; auch sind viele von den, zum Theil sehr merkwürdigen Grabmälern zerstört worden; 2. die Ignatiuskirche, ein schönes Gebäude; 3. das deutsche Ordenhaus, worin der Kaiser Napoleon residirte, wenn er nach Mainz kam, und 4. das gleich neben diesem Palaste stehende sehr schöne, große und massive Zeughaus, welches, so wie das deutsche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinseite ein vortreffliches Ansehn gibt. Die ehemaligen kurfürstlichen Schlösser, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide sonst zu den vorzüglichsten Zierden der Stadt gehörten, sind verschwunden. Zu den Merkwürdigkeiten gehören auch der Eichelstein auf der Citadelle, eine Steinmasse, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat, und von den meisten Schriftstellern für ein Denkmal des römischen Feldherrn Drusus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer römischen Wasserleitung, unweit des Dorfes Zahbach, die man dem Drusus zuschreibt. Statt der ehemaligen Universität hat

die Stadt ein Lyceum. Von öffentlichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen findet man in dem Bibliothekgebäude vereinigt: ein Münzkabinet, ein Naturalienkabinet, eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung, eine Bildergallerie, die aus 80,000 Bänden bestehende Stadtbibliothek und das Museum römischer Denkmäler, (27 Altäre und Votivsteine und mehr als 60 Legionssteine, die alle bei Mainz gefunden worden sind). Zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuren Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Wasserstande gleich bequem einrichtete. Der Handel von Mainz besteht vorzüglich im Weinhandel, womit starke Geschäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutschland gemacht werden; desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken sind nicht sehr bedeutend, und liefern vorzüglich Tabak und Leder. Täglich geht von hier eine Wasserdiligence nach Köln ab. Merkwürdig ist auch Mainz durch die Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d. Art.). Wo jetzt Mainz liegt, legte im Jahre 13 vor Chr. Geb. der römische Feldherr Drusus eine Hauptfestung an, welche den Namen Magontiacum erhielt. In der Nähe derselben entstand eine Stadt, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. 406 wurde Mainz von den Vandalen völlig zerstört, und lag mehrere Jahrhunderte in Trümmern, bis die fränkischen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Carl dem Großen begann für die Stadt eine neue und glänzende Epoche. Im 13. Jahrh. trat sie an die Spitze des rheinischen Bundes, geschlossen zur Eringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde Mainz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen. 1688 besetzten es die Franzosen auf's neue, und 1689 ward es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geschah, nachdem es ihnen 1792 durch Verrath in die Hände gefallen war. 1797 übergab man Mainz den Franzosen wieder, bis endlich 1814 diese Stadt wieder an Deutschland fiel, und durch die Entscheidungen des wiener Congresses, nebst einem Theile dieses vormaligen Departements, an den Großherzog von Hessen übergeben wurde, jedoch so, daß Mainz in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibt, und daher auch jetzt von österreichischen, preußischen und hessischen Truppen besetzt ist.

Maittaire (Michel), ein berühmter Literator und Bibliograph. Er war 1668 in Frankreich geboren, ging aber, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685 nach England, und studirte zu Oxford, wo er auch Magister wurde. 1695 ward er als Unterlehrer an der Westminsterschule zu London angestellt, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (1747) bekleidete. Er war ein äußerst fleißiger und unermüdeter Schriftsteller. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateinischen Klassiker, welche in 28 Duodezbänden (1711—1719) zu London erschienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieses schätzbare Werk hat Panzer in einer neuen Gestalt in 5 Bänden (Nürnberg 1793—1797) herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen, denn mehr als die Hälfte desselben besteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. 1789 erschien von

Denis ein Nachtrag zum Maittaire, welcher über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher enthält. Die übrigen Werke Maittaire's, als seine Historia Stephanorum, seine Historia typographorum aliquot Parisiensium, seine Graecae linguae Dialecti u. s. w., können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen 6 Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch die Römer verehren eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchsten Gott Majus; so daß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen. Von ihnen soll der Monat Mai seinen Namen erhalten haben. (Vergl. d. Art. Magie.)

Majestät, Majestätsrechte, Majestätsverbrechen. Majestät im eigentlichen Sinne die höchste Würde im Staate, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen ist, — oder die Würde des Regenten, als solchen. In der äußern Anerkennung dieser Würde beruht das Majestätsrecht, welches mehrere Beziehungen hat, die man Majestätsrechte nennt. Zu letztern gehört hauptsächlich die persönliche Unverletzlichkeit der regierenden Personen. Denn es ist natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Bestehen und Wohl des Ganzen bezweckt; auch würde ohne dieses die höchste Gewalt, deren Repräsentanten sie sind, ohne Wirkung sein. Ein Verbrechen daher, durch welches man die regierenden Personen und ihre Würde verletzt (crimen laesae majestatis, Verbrechen der beleidigten Majestät genannt) ist eines der schwersten Verbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart bestraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbesondere die abgeleiteten oder Regierungsrechte Majestätsrechte. (S. d. Art. Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Gesammtheit des Volks, in der Aristokratie ein Ausschuß oder eine Klasse desselben, in der Monarchie Einzelne regieren: so sind hiernach auch die Majestätsrechte auf mehrere oder wenigere Personen verbreitet. In den monarchischen Verfassungen sind die Majestätsrechte und Majestätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung. (Vergl. Hochverrath). Erst im 16. Jahrh. bildete sich der Gebrauch, den Königen den Titel Majestät zu geben. In dem Friedensvertrage von Cambrai (1529) wird er nur Carl V. beigelegt. Beim Frieden zu Crespy (1544) heißt Carl V. kaiserliche, und Franz I. königliche Majestät; und im Frieden zu Château-Cambresis (1559) finden wir zum erstenmal die allerchristlichste und die katholische Majestät gebraucht. Auch Heinrich VIII. war der erste, der sich unter den Königen Englands den Titel Majestät beilegte.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, ehemals Jesuit und lange einer der Aufseher der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, hat sich durch Entdeckung mehrerer Schriften des römischen und griechischen Alterthums sehr verdient gemacht. Schon 1814 gab er die, in einem Codex von ihm entdeckten Bruchstücke dreier noch ungedruckter Reden des Cicero und 1815 einige, bisher unbekannte Reden des Cornelius Fronto nebst einigen Briefen der Kaiser Marcus Aurelius und L. Verus, und andern kleinen Überresten alter Schriftsteller heraus, so wie in demselben Jahre ansehnliche Bruchstücke von acht Reden des Q. Aurel. Sym-

machus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte des 4. Jahrh.) mit kritischen und geschichtlichen Anmerkungen. Auch stellte er ungefähr 60 noch ungedruckte Verse aus der Vidularia des Plautus, und Gemälde zu Terenz Lustspielen nebst altem Commentar, die vollständige Rede des Isäus über die Erbschaft des Kleonyum, und eine Rede des Philosophen Themistius an's Licht. 1816 entdeckte er einige, bisher noch fehlende Bücher der römischen Alterthümer des Dionysius von Halikarnaß, welche den Theil der röm. Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI—XVI) enthalten gewesen ist. Kürzlich erst entdeckte er in derselben Bibliothek die mösogothische Übersetzung der 13 protokanonischen Briefe Pauli, und eine Handschrift der Beschreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten Verfasser unter dem Kaiser Constantius, dem Sohne Constantins d. Gr., geschrieben worden sind. Auch hat er die von ihm ebenfalls aufgefundenen 56 homerischen Bilder mit 600 Versen der ältesten homerischen Handschrift herausgegeben. Einen Ruf als Custos an Baldi's Stelle bei der vaticanischen Bibliothek zu Rom hat er 1819 angenommen. — s.

Majolika, s. Fayence.

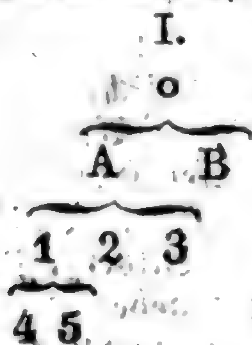
Major, in der Logik, der Obersatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (s. d. Art.). Beim Militär heißt Major derjenige Offizier, welcher auf den Oberstlieutenant folgt, der dritte Staabsoffizier, bei der Reiterei der Oberstwachtmeister.

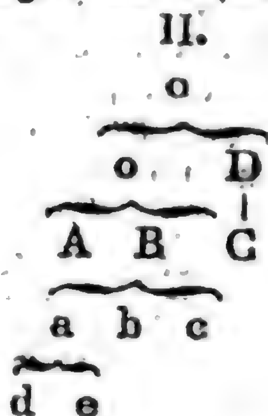
Major Domus (Maire du Palais, Hausmeier), der Titel des angesehensten Hofbeamten im alten fränkischen Reiche. (S. Pipin u. Frankreich.) Vergl. darüber die treffliche „Geschichte der merovingischen Hausmeier — von G. H. Pertz. Hanover 1819."

Majorano (Gaetano). Dieser, unter dem Namen Caffarelli so berühmte Sopranist, war gegen das J. 1703 in der Provinz Bari im Königreich Neapel, wo sein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte schon in seiner Kindheit einen entschiedenen Hang für Musik. Ein Musiker der Hauptkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knabens, und beredete seinen Vater, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus und in seinen Unterricht, und sendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beschäftigte ihn dieser ununterbrochen mit den ersten Elementen; erst im sechssten lehrte er ihn die Articulation, Aussprache und Declamation. Am Ende dieses Jahres überraschte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt sei. Gegen 1730 begab sich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland, sang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verzierten italienischen Gesang. 1740 soll er zu Venedig für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhalten haben. Er brachte ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts desto weniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen, und sich theuer bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode (1783), hinterließ er seinem Neffen 12,000 italienische Ducaten jährl. Einkünfte und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war eben so groß, als seine Kunst.

Majorat, im weitesten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die sich nach dem Alter bestimmt und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem ältesten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten:

1. die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, wonach allemal der Aelteste der ältesten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England; überhaupt ist nach diesem Gesetz fast in allen europäischen Reichen die Thronfolge geordnet, 2. das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den ältesten zur Erbfolge; 3. das Seniorat gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, allemal dem ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.





I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten. Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben: so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersssohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder die vornehmsten Güter der Familie, sie heißen Majoratsgüter, Majorate, und können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden. Die Vermehrung der Majorate in einem Staate ist bisher mit Unrecht gleichgültig angesehen worden. Je mehr sich das Vermögen in wenige Hände concentrirt, je mehr entsteht Armuth, denn reiche Geschlechter verzehren theils viel außer Landes, theils bedürfen sie Luxus, der gemeiniglich dem Auslande am förderlichsten ist, und Englands Beispiel mag andre Nationen von gleicher fehlerhaften Gesetzgebung abschrecken, die es natürlich herbeiführte, daß über 150,000 Britten auf dem Continent leben, nicht um dort zu erwerben, sondern um dort zu verzehren. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit. S. Minorennität.

Majorka (Mallorka), die größte von den, zu Spanien gehörenden balearischen Inseln im mittelländischen Meere. (S. Balearen.) Sie zählt auf 63 Q.M. gegen 140,000 Einwohner, welche sich durch Arbeitsamkeit und Tapferkeit auszeichnen. Zeither waren unter jener Zahl nicht weniger als 3700 Priester, Mönche und Nonnen begriffen. Das gelbe Fieber hat dort schon dreimal in diesem Jahrhundert sehr aufgeräumt. Nach der Trennung der spanisch-amerikanischen Continentalkolonien vom Mutterlande, wird diese Plage der spanischen Häfen auch mehr verschwinden. Die Haupterzeugnisse sind Wein, Salz, Oel, Saffran, Vieh und Wildpret. Getreide wird nicht hinreichend für den Bedarf erzeugt, weil man den Anbau des fruchtbaren Bodens sehr ungeschickt betreibt. Die Nordküste ist gebirgig.

hin und wieder finden sich an den Küsten Corallen. Die Hauptstadt der Insel heißt gleichfalls Majorka (Mallorka und ehemals Palma), ist befestigt, hat einen Hafen, eine Universität und ein Bisthum welches unter Valencia steht. Auch ist sie die Residenz des General-Kapitäns über die balearischen und pityusischen Inseln, die zusammen das Königreich Mallorka ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 30,000. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten. Der Hafen der Stadt, Porto Pi, ist trefflich und wird durch das Fort St. Carlos bedeckt. Die Stadt Alcudia liegt sehr ungesund in Salzsümpfen und Reißfeldern, hat daher nur 1000 Einwohner und war sonst der gewöhnliche Aufbewahrungsplatz oder die Verbannung für Staatsgefangene.

Makler, s. Sensal.

Makrobiotik (aus dem Griechischen zusammengesetzt von μακρος, lang, βιος, das Leben, biotica [ars], die Kunst zu leben), die Lebensverlängerungskunst. Das Leben zu verlängern, ist nur auf bedingte Weise möglich. Die absolute Lebensdauer ist dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur (s. d. Art. Leben); allein höchst selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens, sondern durch mancherlei dem Leben feindliche Einflüsse wird sein Dasein verkürzt. Gleichwol kettet schon der, von Natur eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben, so daß der Wunsch, es so lange als möglich fest zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Bestreben der Menschen dahin gerichtet, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen; alle Nationen haben nach ihrem verschiedenen Grad von Bildung, nach ihren Kenntnissen und Sitten hierzu Anleitung zu geben versucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günstigen Einflüsse auf das Leben kennen, jene vermeiden, diese befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens schon die Erhaltung der Gesundheit für hinlänglich hielt, so faßte man diese besonders in's Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen ließ, und jede eingetretene so schnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten sich daher ganz dieses Feldes der Wissenschaft und betrachteten sie als einen Anhang zur Medicin. Es entstand daher die medicinische Diätetik, wozu man nach und nach sehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zusammenstellung verschiedener Regeln, die Gesundheit zu erhalten, war, bloß den gegenwärtigen individuellen Gesundheitszustand des Menschen umfaßte, und dessen relative Gesundheit zu erhalten suchte. (S. Gesundheit). Die Makrobiotik geht weiter, sie sucht das Leben selbst bis zu seiner absoluten Dauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die, der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, und beschränkt insofern zuweilen selbst die Medicin in Anwendung mancher heroischen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu schneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheit.

Maktrele, Makrele, Scomber scomber L., ein Seefisch, der etwa einen Fuß lang, und wegen seines angenehmen Geschmackes frisch und gesalzen häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, der Bauch silberfarbig, der Rücken blau. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Junius und Julius mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika, in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen

Meerbusen. Dieser Fisch gehört zu denjenigen, die sich jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügen im Meere anhäufen.

Makuba, 1) der Name eines Bezirks im nördlichen Theile der Insel Martinique, 2) einer Art Schnupftabak, welcher in diesem Bezirk gebaut und zubereitet wird. Den lieblichen Veilchenduft, welcher diesen Taback auszeichnet, soll derselbe dadurch erhalten, daß man ihn mit Wasser, worin raher Zucker aufgelöst ist, stark anfeuchtet, und ihn so in einen gelinden Grad von Gährung übergehen läßt.

Makulatur (vom lat. macula, der Fleck, oder Flecken) beschmutztes, oder sonst zum Schreiben und Drucken unbrauchbar gewordenes Papier. In weiterer Ausdehnung versteht man darunter noch dasjenige grobe, aus den schlechtesten Lumpen verfertigte Papier, welches bloß zum Einpacken gebraucht wird, Packpapier. Spottweise sagt man von einem schlechten, des Lesens nicht werthen Buche, wäre es auch auf das schönste Velinpapier gedruckt, es sei Makulatur.

Malabar, der Name des südlichen Theiles der westlichen Küste der indischen Halbinsel diesseits des Ganges, welchen die arabischen Geographen auch oft mit der Benennung Pfefferland zu vertauschen pflegen. Der Name Malabar kommt von den Persern und Arabern, die schon frühe diese Küste beschifften, und heißt so viel als Land oder Küste, Mala oder Male. Der wahre Name aber, den die Eingebornen selbst ihrem Lande beilegen, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen Westen, wo es an das Meer grenzt, von hohen Gebirgen der westlichen Ghats umgeben ist. Häufig, aber irrig wird der Nahme der ganzen westlichen Küste von Indien beigelegt. In dem angegebenen richtigen Sinne erstreckt sich Malabar ungefähr vom 10 bis zum 13° n. B., d. h. vom Kap Komorin bis an die südl. Grenze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Flusse Nelissuram, und hat in der größten Breite höchstens 15, und in der Länge 50 geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 540 □M. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, die alle von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden ist der Boden sumpfig. Es ist fruchtbar an den meisten Erzeugnissen Ostindiens, besonders an Reiß, Pfeffer (eine Hauptwaare dieser Küste) Kardamomen, Indigo, Kassia, Sandelholz ꝛc. In den Umgebungen der Gebirge sind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz), liefern und welche der Aufenthalt von Elephanten, Königstiegern, Büffeln und unzähligen Affen sind. Malabar begreift nach diesem angegebenen Umfange die drei Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor, gegenwärtig Vasallenstaaten der Britten, die auch hier mehrere Plätze unmittelbar besitzen, und in den wichtigsten Städten Besatzungen unterhalten. Diese Staaten bestehen theils aus größern Naïken-Fürstenthümern oder Königreichen, theils aus einer Menge Naïken-Bezirken und kleinen Naïken-Herrschaften, nebst einem kleinen Ueberreste eines ältern Staats der Mapulets (Mohammedaner aus Arabien, die hieher im 8. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung kamen, und deren Staat noch gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts blühend war). Die Naïren gehören im Allgemeinen zu der vierten edlen Klasse der Hindu's, ein großer Theil aber gehört zu der zweiten edlen Kaste (s. d. Art. Caste), und heißen dann, besonders die Fürsten, Befehlshaber und Krieger derselben, Naïken. Der Regent von Kalikut führt zwar noch wie ehemals den Titel Ssamorin, d. h. Kaiser, ist aber jetzt sehr unbedeutend. Der mäch-

tigste Fürst ist der König von Travankor, dessen Staatsgebiet zwei Millionen Einwohner enthält. In Kochin haben die Niederländer Handelsfaktoreien, wiewol mit großer Beschränkung von Seiten der Britten. Außer der Hindureligion findet man Bekenner der christlichen, der mohammedanischen und der jüdischen Religion. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hinduspracheu, und wird am meisten von den Europäern in Ostindien erlernt.

Malachias, s. Maleachi.

Malaga, eine Stadt in der spanischen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale, am Meere und am Ausflusse des Guadalmedina, ist mit einer doppelten Mauer eingefaßt, und hat zu ihrer Vertheidigung eine, auf einem Felsen liegende Citadelle. Die Häuser, deren Zahl 5500 beträgt, sind hoch, die Gassen schmal, enge und meistens schmutzig. Die Domkirche, deren Inneres besonders sehenswerth ist, ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einwohner beträgt, nach den neuerlichen Verwüstungen des gelben Fiebers, nur 42,000, welche sich besonders von dem äußerst wichtigen Handel ernähren, wodurch sehr viele spanische Erzeugnisse, vorzüglich Wein (der berühmte Malagawein, s. den Art. Wein), Rosinen, Südfrüchte, Oel, Pataten ausgeführt werden. Jährlich laufen in den trefflichen Hafen, welchen ein, sich weit in's Meer erstreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteischiffe und 20 Linienschiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden sich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben, oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt werden. Auch treibt man starke Oelbereitungen; daher sich in einem Umkreise von 20 Meilen über 700 Oelpressen befinden.

Malagrida (Gabriel), ein fanatischer Jesuit, war zu Turin geboren, und ward von seinen Obern als Missionär nach Lissabon geschickt, wo sein stürmender Eifer und seine feurige Beredtsamkeit ihm bald ein glänzendes Ansehen verschafften. Alles wollte ihn zum Beichtvater haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Aber bei der, nie ganz aufgeklärten Verschwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal, Joseph, (1758) ward er nebst zwei andern Jesuiten als Mitschuldiger angeklagt, jedoch nicht dem, wegen dieser Verschwörung niedergesetzten weltlichen Gerichte, sondern der Inquisition übergeben. In dem Urtheile, welches dieses Tribunal über ihn fällte, sind nicht eigentlich Beschuldigungen des Hochverraths, sonder mehr der Ketzerei, falscher Prophezeihungen und Visionen, und nur einige entfernte Winke von Anreizungen zum Königsmord enthalten. Vielleicht hielt man es auch für unschicklich, einen Geistlichen wegen eines Staatsverbrechens anzuklagen. Er ward verurtheilt, auf dem Richtplatze erdrosselt und dann verbrannt zu werden, und dieses Urtheil am 21. Sept. 1761, mit allem Gepränge eines Auto-da-Fé an ihm vollzogen. (Vergl. den Art. Pombal).

Malaien, ein asiatisches Volk, dessen Ursprung sich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Im 13. Jahrh. finden wir Malaien auf der indischen Halbinsel Malakka, wo sie die Stadt gleiches Namens erbauten, und ein Reich stifteten, dessen Sultane durch Heirathen und Eroberungen dasselbe erweiterten. Sie unterwarfen sich einen Theil von Sumatra (wo die Malaien schon früher gewohnt zu haben scheinen, ehe sie sich in Malakka niederließen), und setzten sich auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molucken und

in einigen Inselgruppen Australiens fest, in welchen Gegenden man noch malaische Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung Aehnlichkeit mit den Malaien in Malakka haben. Sie bildeten damals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen, und schickten Kolonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindostan und Siam belebte die Häfen der Malaien in Malakka. Jedoch jetzt ist die Macht der Malaien sehr herabgekommen; sie sind in verschiedene Stämme getheilt und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Die Ursachen dieses Verfalles liegen zum Theil in dem Uebergewichte, welches die Europäer, besonders die Niederländer, in den indischen Gewässern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnssystem der Malaien, wodurch die Nationalkraft getheilt, und durch die zunehmende Macht der Vasallen Einigkeit und Gemeingeist unmöglich wurde. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn sie wollen, und haben wieder Untervasallen, die es gegen sie eben so machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oramlai oder der Adel, welcher unabhängig ist, und seine Dienste demjenigen verkauft, der sie am besten bezahlt. Die Malaien sind ein von den Hindu's, Birmanen und Siamesen verschiedenes Volk. Sie sind stark, nervig, haben eine sehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend-schwarzes Haar, eine große platte Nase und große, feurig-glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, Treulosigkeit, Ungezähmtheit, Raub und Mordsucht charakterisiren die Malaien in Asien; die malaiischen Stämme auf den Inseln Australiens sind größtentheils sanfter, gutmüthig, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malaien, wohin die Eidahan's und Darat in Borneo, die Biadschuh's (einer der wildesten Malaienstämme), und die Makassen in Celebes, die Harasoren auf den Molucken, die Subano's in Magindanao, die Tagalen und Pampango's in Manila, die Bissaier auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung, einer Art von Lehnssystem, und in der, ihnen eigenen rasenden Wuth und Grausamkeit. Sie bekennen sich meistens zur mohammedanischen Religion, lieben Schifffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen, und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. Sie sind stets bewaffnet, in stetem Kriege unter sich, oder beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Gesetze genöthigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malaien als Matrosen zu nehmen; denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind, und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, mehrere getödtet haben. Malaische Schiffe, mit 25 Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freie Malaien lassen sich nie ohne Dolch sehen, und überhaupt sind sie in Verfertigung der Waffen, besonders der Dolche, sehr geschickt. Der häufige Gebrauch des

Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit bei. Die Malaien sind bloß thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hause sind sie faul, überlassen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau.

Malakka, eine größtentheils schmale Halbinsel, welche den südl. Theil der indischen Halbinsel diesseit des Ganges ausmacht und sich vom 1—11° der nördl. Br. erstreckt. Gegen Norden hängt sie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen; gegen Osten bespült sie das chinesische und gegen Westen das indische Meer; gegen Südwesten scheidet eine Meerenge, die Straße von Malakka genannt, diese Halbinsel von der Insel Sumatra. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Vorgebirge Romania, der südlichen Spitze vom festen Lande Asiens. Diese ungefähr 3000 □M. große Halbinsel wird von vielen Flüssen durchschnitten, welche nur Küstenflüsse sind; doch soll der Fluß bei der Stadt Malakka sich funfzig Meilen weit in's Land hinein erstrecken. Das Innere des Landes enthält undurchbringliche Wälder, die mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind; daher selbst die Einwohner es nicht wagen hineinzudringen. Uebrigens hat das Land ein sehr angenehmes Klima, dessen Hitze fast täglich durch leichte Regen oder durch Seewinde, abgekühlt wird. Ein ewiger Frühling blühet in diesen gesegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahreszeit Früchte aller Art und ohne Zahl hervor. Der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köstliche Früchte, welche alle andere in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Färbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächse Indiens und der philippinischen Inseln wachsen hier. Wilde Thiere, als Elephanten, Tiger, Büffel rc. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber nur wenig Rindvieh. Es gibt hier auch Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden, das hiesige Zinn gehört zu dem feinsten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Centner desselben ausgeführt, davon der größte Theil nach China verhandelt wird. Die Küstenbewohner sind **Malaien** (s. den Art.); im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menschen, unter denen es auch Menschenfresser gibt. Malakka besteht aus mehreren kleinen Staaten, davon einige dem Reiche Siam zinsbar sind, andere unabhängigen Fürsten gehorchen. Die Niederländer besitzen hier die Stadt und den Hafen Malakka, mit 120,00 Einw. theils Niederländer und Portugiesen, theils Malaien, Chinesen, Malabaren und Mogolen. Zu diesem niederländischen Gouvernement Malakka werden auch die Handelsfactoreien auf der Sundainsel Borneo gerechnet. Bis 1641 von 1509 an, besaßen die Portugiesen Malakka, und seitdem die Niederländer; im letzten Kriege besetzten die Britten Malakka und gaben es im Frieden zurück.

Malchus (Carl August), ward 1770 zu Mannheim geboren. Herzog Carl von Zweibrücken, welchem dessen Vater als Burgvoigt diente, sorgte für die Ausbildung der Anlagen des Knaben, der in seinem siebzehnten Jahre die Akademien zu Heidelberg und Göttingen besuchte. Er fand eine nützliche Vorbereitung zu seiner Laufbahn in der Stelle eines Privatsecretärs des mainzischen Staatsministers, Grafen von Westphalen, noch mehr aber im Jahre 1791, als er Gesandtschaftssecretär des, zum K. K. bevollmächtigten Minister am kurtrierischen Hofe ernannten Grafen wurde, da dieser

Gesandtschaft die damaligen Zeitverhältnisse eine besondere Wichtigkeit gaben. Als er den Gesandten nach Niedersachsen und Wien begleitet hatte, ging er nach Hildesheim, um die, zur Beschützung der Neutralität des nördlichen Deutschlands versammelten Abgeordneten der mit Preußen verbündeten Fürsten zu beobachten, da der Gesandte selbst, dessen Hof jene Absonderung der norddeutschen Stände mißbilligte, sich hatte entfernen müssen. Er schrieb während dieser Zeit, auf amtliche Anregung, verschiedene, die Zeitverhältnisse berührende kleine Schriften. Im Jahre 1799 trat er in die Dienste des Hochstifts Hildesheim, wo er als Domsecretär das Vermögen des Domkapitels verwaltete, und als Schatzactuar, dessen Sachwalter in landständischen Angelegenheiten war. Er führte den bekannten Bauerprozeß, den er besonders durch seine Schrift: „Ueber die hochstifthildesheimische Staatsverwaltung" glücklich beendigte, und erwarb sich auch durch die Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens der Exemten Verdienste um den Staat. Als das Land an Preußen fiel, ward er Mitglied der Organisations-Commission, und gewann auch in diesem Verhältnisse durch musterhafte Führung des Geschäfts, durch Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens, durch die von ihm vollzogene Aufhebung der Klöster und Stifter, durch die Gründung eines stehenden, im Gewahrsam der Landleute befindlichen Getreidemagazins, viel Auszeichnung. Er wurde darauf Kriegs- und Domänenrath bei der halberstadt-hildesheimischen Kammer; seine merkwürdigste Laufbahn aber begann mit der Errichtung des Königreichs Westphalen. Im Jahre 1808 erhielt er die Stelle eines Staatsraths, wo er sich vorzüglich mit dem Finanzfache beschäftigte, ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsschuld und General-Director der Amortisationskasse, und wirkte, obgleich er die beiden letztern Stellen bald wieder abgab, thätig zur Begründung des Finanzsystems des neuen Staats. Während dieser Zeit ward er mit verschiedenen Sendungen beauftragt: nach Berlin, wegen Theilung der vorbehaltenen Staatsgüter; nach Hannover, zur Einrichtung der neuen Verwaltung bei dem Anfall des Landes an Westphalen; nach Paris, um Streitigkeiten über Staatsgüter auszugleichen, und endlich im J. 1813 an Kaiser Napoleon, von welchem er die Milderung einiger harter Maßregeln gegen das Königreich erlangte. In demselben Jahre ward er Minister des Innern und Graf von Marienrode. Die Angriffe gegen seine Verwaltung und seine Persönlichkeit, welche er nach der Auflösung des Königreiches erfuhr, suchte er durch die, bis jetzt unwiderlegt gebliebene Schrift: Ueber die Verwaltung des Königreichs Westphalen (Stuttgart 1814) abzuweisen. Er ging nach Heidelberg, wo er den Wissenschaften lebte, bis er im April 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfaches ernannt ward; als er aber nach einem Jahre entlassen wurde, kehrte er nach Heidelberg zurück. Im J. 1820 gab er ein, für Staatswirthschaft wichtiges Werk: Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung u. s. w. (Heidelberg 1820) heraus, das im Hermes (St. 17) gründlich beurtheilt wird. Umständlichere, von ihm selber herrührende Nachrichten über seine Lebensverhältnisse findet man im 3. Hefte des ersten Bandes der Zeitgenossen.

Maleachi oder Malachias, der letzte von den kleinen Propheten der Hebräer. Nach einer Ueberlieferung war er aus dem Geschlechte Zabulon und zu Sopha nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geboren und starb sehr jung. Wahrscheinlich lebte er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezeihung besteht in Vor-

würfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit sie die besondere Gunst Gottes erwiederten; wegen ihrer Nachlässigkeit, womit sie den Dienst im Tempel verrichteten; und wegen der Ehen, welche sie, dem Gesetz zuwider, mit fremden Weibern schlössen. Auch enthält sie Drohungen des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft des Messias und seines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elijah. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebräischen Poesie seit der babylonischen Gefangenschaft.

Malebranche (Nicolas), wurde 1638 zu Paris geboren, wo sein Vater königlicher Sekretär und Schatzmeister war. Sein kränklicher Zustand wurde die Ursache seiner Menschenscheu und Liebe zur Einsamkeit. Im 22. Jahre seines Alters begab er sich in die Congregation des Oratoriums, wo er sich ganz dem Studium der biblischen Geschichte und der Kirchenväter widmete. Die Schrift des Descartes: de Homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und scheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entschiedendste Neigung zur Philosophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der cartesianischen Grundsätze, und stellte endlich sein berühmtes Werk de la Recherche de la Vérité (von Erforschung der Wahrheit) an's Licht, welches durch seine tiefsinnige Originalität und die Eleganz der philosophischen Schreibart großes Aufsehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verschaffte, unter welchen Antoine Arnauld (des vraies et des fausses Idées, Cologne 1683, 8.) war. Der Zweck dieses, in sechs Bücher getheilten Werkes war, die allgemeinen Ursachen der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterworfen ist, psychologisch zu untersuchen, aber auch zugleich zu bestimmen, was in derselben Wahrheit sei, und worauf sich diese zuletzt gründe. Es ist dieses Werk ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchschauenden Geistes, und enthält eine große Mannigfaltigkeit anziehender psychologischer Beobachtungen und Winke. Das Prinzip seiner Vernunftkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden suchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß seine moralische Theorie noch nicht ganz geläutert war, sieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für einen eben so guten Beweggrund zur Tugend erklärte, als den Wunsch nach Glückseligkeit. Die erste Ausgabe erschien Paris 1673, 12., wiederholt ebendaselbst 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateinisch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutsch, Altenburg 1776—86. 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem schrieb er noch: Traité de la Nature et da la Grace, Rotterd, 1684: Traité de Morale, ebendaselbst 1684, 12. u. s. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelsten Charakter und von einer fast überspannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften geworden war, starb er 1715 zu Paris in seinem 77. Jahre. A—s.

Malesherbes s. Lamoignon.

Malfilâtre (Jacques-Charles Louis), geboren zu Caen im J. 1733, studirte mit Auszeichnung bei den Jesuiten dieser Stadt, und entwickelte frühzeitig sein Talent zur Dichtkunst, durch welches er bei einem längern Leben sich einen noch entschiedenern Ruhm erworben haben würde. Er starb in der Blüthe seiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: Narcisse dans l'île de Vênus, empfiehlt sich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der

Anlage bleibt manches zu wünschen, aber das Einzelne ist geistreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen sich, so wie seine Uebersetzungen, durch gelungene Stellen vortheilhaft aus; unter letztern sind Ovid's Metamorphosen in Prosa die wichtigste. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, seinen, von Natur sanften, leutseligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke sind in einer vollständigen Ausgabe erschienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzosen als den ersten ihrer klassischen Lyriker verehren; geboren zu Caen gegen das J. 1555 in einer alten adeligen Familie, hatte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Heidelberg und Basel die Rechte studirt, trat aber, als sein Vater zur protestantischen Kirche überging, wie es scheint, aus Eifer gegen den katholischen Glauben, in Kriegsdienste, und diente unter der Ligue. Er starb als Kammerherr Heinrichs IV. im Jahre 1628, nachdem er unter sechs französischen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erste Dichter seiner Zeit angesehen. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Versen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Auch sind seine Poesien, größtentheils Gelegenheitsgedichte, nicht zahlreich. Sie bestehen in Oden, Stanzen, Sonetten, Epigrammen, Chansons u. s. w. (Oeuvres 1666. Paris; und mit seinem Leben Poésies de Malherbe, etc. Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit seiner Gedanken, die glückliche Wendung seiner Phrasen, die Wahrheit seiner Beschreibungen, die Richtigkeit und Auswahl seiner Vergleichungen, die sinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannigfaltigkeit seiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieser Gattung. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versification der französischen Sprache.

Mallet du Pan (Jacques), geb. zu Genf 1750, genoß in seiner Vaterstadt des trefflichsten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verschaffte ihm eine Professur der schönen Wissenschaften zu Cassel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit sein Amt nieder und warf sich in die Politik. Er ging nach Paris, wo er zuerst die Annalen von Linguet fortsetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politischen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiischen Ansichten und Bemerkungen des Journalisten allgemein. Aber sobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich seine entschiedene Neigung für eine gemischte Verfassung den Royalisten nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er selbst erzählt, ohne zu wissen, wenn er sich Abends niederlegte, ob er noch am nächsten Morgen leben oder frei sein würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr sicher war, ging er nach London, wo er den britischen Merkur herausgab. Dieses Journal, das ein Gleichgewicht zwischen allen Parteien bewirken sollte, mißfiel allen, so eifrig es auch gelesen wurde. Die Jacobiner erbitterte er durch die beständige Darstellung ihrer Zügellosigkeiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch seine Bemerkungen über die falschen Maßregeln, die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sei. Die Unparteiischen sahen in ihm die Unab-

hängigkeit des Charakters, die jeder haben soll, der von öffentlichen Angelegenheiten spricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die seine Gesundheit untergrub, und starb 1809 zu Richmond bei seinem Freunde Lally-Tolendal. Ein anderer Mallet (J. H.) schrieb eine Geschichte Dänemarks, der Schweiz, Hessens, des hanseatischen Bundes und lebte in Genf.

Malone (Edmund), ein geborner Irländer, hat sich vorzüglich durch eine mit seltnem Fleiße und beharrlicher Kritik besorgte Ausgabe der sämmtlichen Werke Shakspeare's (Lond. 1790. XI. 8.) bekannt gemacht, welche in England, ungeachtet der spätern Arbeiten von Steevens und Reed, noch immer sehr geschätzt wird und ziemlich selten geworden ist. Man sieht einer neuen Auflage derselben entgegen, zu welcher er bedeutende Materialien hinterlassen hat. Sein Historical Account of the rise and progress of the english stage (Basil, 1800, 8.) steht ebenfalls in großem Ansehen, aber seiner Ausgabe von J. Dryden's critical and miscellaneous prosa works Lond. 1800, III. 8. wird der Vorwurf der Weitschweifigkeit und einer unnöthigen Freigebigkeit mit Erläuterungen gemacht. Auch verdankt man ihm die Sammlung der Werke Joshua Reinold's (Lond. 1797. II. 4.)

Malpighi (Marcello), ein, durch seine anatomischen und physiologischen Untersuchungen berühmter Physiker, geb. 1628 zu Crevalcuore im Gebiet von Bologna. Er studirte Philosophie und Medicin auf der Universität zu Bologna. Darauf ward er Doctor der Physik, und 4 Jahre nachher Lehrer der Medicin zu Bologna. Sein wachsender Ruhm bewog den Großherzog von Toscana, ihm die Professur der theoretischen Arzneikunde auf der Universität Pisa anzutragen, welche er auch annahm, aber schon nach drei Jahren wieder aufgab, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Er kehrte daher 1660 auf seinen Lehrstuhl nach Bologna zurück. Hier setzte er seine Forschungen mit großem Eifer fort, und war der erste, der sich zur Untersuchung des Blutumlaufs des Mikroskops bediente. Seine diesfallsigen Beobachtungen legte er in zwei Briefen an Borelli, de pulmonibus, dem Publikum vor. 1662 ging er als Professor der Medicin nach Messina, gerieth aber bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königl. Gesellschaft zu London, die in der Folge seine Werke auf ihre Kosten drucken ließ. Als der Kardinal Pignatelli 1691, unter dem Namen Innocenz XII., Papst geworden war, berief er Malpighi nach Rom, und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherren. Dieser aber starb schon 1694. Die Werke Malpighi's sind zahlreich. Außer der oben angeführten Schrift über die Lunge, gab er einzelne Abhandlungen heraus, über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Tastorgan, den Bau der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei und über die Drüsen. Auch schrieb er über die Anatomie der Pflanzen, und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewol er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommung der neuern Physiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu London 1686 in 2 Foliobänden und correcter 1687 in Quart; ferner seine nachgelassenen Schriften zu London 1697 in Folio, und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine Consultationum medicarum Centuria gab Gasparini 1713 zu Padua

heraus. Als Praktiker ist Malphighi nicht ausgezeichnet, da er chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Seuchen gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigste im spanischen Erbfolgekriege, welche Malborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzosen unter Villars gewannen. Jene wollten nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptstadt von Hennegau) einschließen. Um dies zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marschall, der edle tapfre Boufflers. Das französische Heer war 70,000 Mann stark und hatte 80 Stück Geschütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 M. zählten und 140 Kanonen mit sich führten, kamen dem Feinde zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough befehligte die Engländer und die deutschen Truppen im englischen Solde auf dem rechten Flügel, Eugen den Mittelpunkt des Heeres, Tilly und ein Graf Nassau den rechten Flügel, wo die Holländer standen. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Der linke Flügel der Verbündeten ward in die Flucht getrieben; mit der größten Anstrengung kämpfte Marlborough auf den rechten; zwölfmal hatte der Prätendent, Jacobs II. Sohn, der Ritter St. Georg, an der Spitze der französischen Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunkt seines Heeres, um den linken Flügel zu verstärken. In diesem Augenblick ging Eugen vor, nahm die Verschanzungen, die den feindlichen Mittelpunkt deckten, mit Sturm, und schlug die Garden zurück. Rasch eilte zwar der Marschall von dem linken Flügel herbei, aber vergebens: er ward verwundet, sein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen dreißigtausend Todte und Sterbende bedeckten die Wahlstadt. Die Franzosen hatten kaum zehntausend, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Der Sieger erbeutete weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwischen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten die verbündeten Mons und eroberten diese Stadt. K.

Malta, eine im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste gelegene Insel, 4¾ deutsche Meilen lang, 2½ breit und 6 □M. groß. Der Boden ist verwitterter Felsen, der erst durch Kunst, indem man Erde aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden ist. Eigentliche Berge sind auf der Insel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen; zahlreiche Bäche bewässern sie hinlänglich. Da es nur selten regnet, so müssen sich die Einwohner viele Mühe geben, um ihre Baumwollenpflanzungen zu begießen. Das Klima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheizung ist überflüssig. Nirgend bleibt der Boden unbearbeitet, sondern wird jedes Jahr besäet; jeder Zoll Landes ist benutzt, jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und selbst Felsen zerklopft man, um so eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das heiße Klima bringt alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor, und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel Fischen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felsenboden Malta's bedeckt, bringt es doch Getreide (aber nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülsenfrüchte, Gemüse, Sodapflanzen, Baumwolle, Zucker=

rohr, Wein, schönes Obst und edle Südfrüchte hervor. Die Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel übertreffen an Süßigkeit die italienischen; der Wein kommt dem spanischen gleich, wird aber wenig gebaut; die Trauben sind sehr schmackhaft, und werden meist so gegessen, oder gedörrt, selten zu Wein benutzt. Die Pomeranzen werden selbst nach andern italienischen Ländern geführt, besonders nach Genua und Venedig. Die Blumen sind hier weit geruchreicher und stärker, besonders waren die hiesigen Rosen schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es fast ganz; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Holzung. Auf die Baumwolle wenden die Einwohner allen Fleiß, weil sie den Hauptnahrungszweig ausmacht; sie wird im März gesäet und reift im Sept. Man hat hier dreierlei Gattung, die indische, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder ganz roh ausgeführt oder gesponnen, und geht jetzt nach England. Jährlich wird für 80,000 Gulden Baumwolle ausgeführt. Von Mineralien gibt es Salz, welches aus dem Seewasser bereitet wird, Marmor, Alabaster und gute Bausteine. Fabriken und Manufakturen findet man nicht, alles schränkt sich auf Baumwollenbereitung und das Spinnen derselben ein; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeug und Strümpfe. Der Handel und die Schifffahrt sind bedeutend. Die Einwohner, deren Zahl 80,000 beträgt, — eine äußerst beträchtliche Bevölkerung für ein so kleines und von Natur nicht begünstigtes Ländchen, — stammen von den Arabern oder Saracenen ab, welche von 818 bis 1090 im Besitz der Insel waren, und sind mit Italienern und Griechen untermischt. Sie reden eine, aus dem Italienischen und Arabischen vermischte Mundart, sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute, und bekennen sich zur katholischen Religion. Die Hauptstadt heißt La Valetta (s. d. Art.). Zu Malta gehören auch die zwei kleinen Inseln Gozzo und Comino (2 QM. mit 14,000 Einwohner). Malta wurde 1530 von Carl V. dem Johanniter-Orden als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitze 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszustehen, nöthigten sie aber endlich nach großem Verlust zum Abzug, und blieben bis 1798 im Besitz der Insel. Damals nahm Buonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten dieselbe ein; La Valetta ergab sich verrätherischer Weise ohne Widerstand. Im Jahre 1800 mußte sich die französische Besatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine strenge Blokade die Insel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Insel an den Orden, unter neutraler Garantie, versprochen, allein England trug Bedenken, diese Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb sie den Engländern, welche durch sie, durch die jonischen Inseln und Gibraltar, das mittelländische Meer völlig beherrschen. Großbritannien hat den Einwohnern ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugesichert, und in der innern Verfassung wenig geändert; die Insulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden aus ihrer eigenen Mitte. Die Kosten dieser Besitzung, die Unterhaltung eines Gouverneurs, eines Commandanten und einer Besatzung von 6,000 Mann, überwiegen bei weitem die Einnahme, welche Großbritannien von dieser Insel zieht. 1819 stiftete der König von England al Souverain von Malta den St. Georg und St. Michaelsorden.

Malter wird vorzüglich ein Getreidemaß genannt. In Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In

Hammerwerken und Kohlenbrennerei ist es ein Holzmaß von 48 bis 80 Kubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malz ist Gerste, Weizen oder Hafer, die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und, nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge, (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden sind. Durch diesen anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter sogar ein eignes Gewerbe. F.

Mälzl oder Mälzel (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonikons, ist aus Regensburg gebürtig (ungefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. öster. Hofmechanikers. Das Panharmonikon ahmt mittelst mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem es durch diese die Instrumente selbst in Bewegung setzt; besonders ist von Kennern die Kraft und Bestimmtheit der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat sich damit an vielen Orten hören lassen, namentlich 1807 zu Paris, 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunstwerk, einen Trompetenautomaten hören zu lassen. (S. auch Taktmesser). Vor einigen Jahren ließ er seine Automaten und die kempensche Schachmaschine in London sehen.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav), nannte man schon früh die, aus den Gegenden des Kaukasus herstammenden Sklaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwalteten und sich hernach zu den wichtigsten Staatswürden emporschwangen. Sie machten jedoch kein besonderes Corps aus. Als aber im 13. Jahrh. Dschingischan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Nodschmaddin, Sultan von Aegypten, deren 12,000, Mingrelier, Tscherkassen, meistens aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Geschicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welches bald zügellos und rebellisch wurde. Schon unter seinem Nachfolger mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ernannten (1254) einen aus ihrer Mitte, den Mamelucken Ibegh, zum Sultan von Aegypten. Die Herrschaft der Mameluken in Aegypten dauerte 263 Jahre. Während dieser Zeit war die Oberrschaft gewöhnlich dem Kühnsten unter den Mamelucken zu Theil geworden. Auch hatten die Mamelucken während dieser Zeit verschiedene Eroberungen in den benachbarten Provinzen gemacht, und die Franken (1291) ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte dieses mächtige Reich, nachdem er die Hauptstadt desselben, Kairo, 1517 mit Sturm eingenommen hatte. Er setzte zwar einen türkischen Statthalter (Pascha) über Aegypten, scheint aber doch durch die Umstände genöthigt gewesen zu sein, die 24 Beys, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Die Verfassung hat, ohne besondre Veränderung, über 200 Jahre bestanden. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Ansehen der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Uebergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten, daß die-

Regierung der Osmannen in Aegypten, daß die Macht der letztern völlig in Nichts versank, und der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach den Willen der Mameluccken handeln mußte. Dieses Uebergewicht verschaffte ihnen vorzüglich seit 1766 Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit des französischen Einfalls spielten die Mameluckenbeys, namentlich Murat Bey, eine wichtige Rolle. Die Mameluccken, die durch ganz Aegypten zerstreut sind, und deren Anzahl vor mehreren Jahren 10—12,000 Mann betrug, gegenwärtig aber sehr vermindert ist, pflanzen sich meistens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere nach Kairo gebracht werden. Man zwingt sie zum Glauben Mohammeds und bildet sie zu Kriegern. Sie gelangen nachher zu Staatsämtern und werden oft selbst Beys; denn nur Mameluccken können diese Stelle erhalten. Die Mameluccken bilden eine gute Reiterei; sie sind sehr gut bewaffnet und beritten. Sie griffen die Franzosen, als diese in Aegypten gelandet waren mit der größten Wuth an, konnten aber dem europäischen Artilleriefeuer nicht lange widerstehen, und mehrere gingen von ihnen bald zu den Franzosen über. Dem jetzigen Pascha von Aegypten, Mohammed Ali, ist es seit einigen Jahren gelungen, sich ein Uebergewicht über die Beys zu verschaffen, und sie größtentheils aus Aegypten zu verdrängen (s. Aegypten).

Mammuth, s. Organische Ueberreste.

Mänaden (von μαινομαι, ich rase), hießen die Bachantinnen, die Priesterinnen des Bacchus, s. d. Art.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaß eines Tonstücks immer langsamer werde, und der Ton allmälig schwinden soll.

Manchester, große und wichtige Fabrikstadt Englands, 37 deutsche Meilen von London, in Lancastershire, in einer sehr hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am schiffbaren Flusse Irwell, an dessen linkem Ufer Salford, eine Vorstadt von Manchester, liegt, und durch eine schöne steinerne Brücke von zwei Bogen mit der Stadt verbunden ist. Die Stadt ist unregelmäßig; der neuere Theil derselben ist sehr freundlich gebaut, hingegen ist der ältere Theil, der Sitz der Fabriken, von alter Bauart. Einer der schönsten Theile von Manchester ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terasse, von der man auf den vorbeifließenden Fluß hinabsieht. Die Stadt mit der Vorstadt enthält 16,400 Häuser und 111,000 Einw., welche vorzüglich von den wichtigen Fabriken ihren Unterhalt ziehen; denn sie ist der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Es befinden sich daher hier mehr als 200 Fabriken von Manchester, Nanquin, Piqué, Kattun, Musselin, gedruckten Halbtüchern und Band; auch Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und Eisengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die vortrefflichen Kanalverbindungen, besonders der Kanal des Herzogs von Bridgewater, verbunden mit der vortrefflichsten Maschinerie, tragen zur Beförderung des Gewerbfleißes sehr viel bei. Auch befinden sich zu Manchester große Handelshäuser und eine Börse. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir die Collegialkirche, ein schönes gothisches Gebäude, das in 2 Theile getheilt ist, wovon der neuere Theil sehr geschmackvoll eingerichtet ist. Merkwürdig ist auch die große, nach dem Lancasterschen Systeme eingerichtete Freischule in einem Gebäude, zwar nur von einem Stockwerk,

aber von ansehnlicher Länge. Manchester hat mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentl. Bibliothek von 18,000 Bdn. und eine Gesellschaft, für Naturwissenschaften, welche sich durch die Herausgabe mehrerer gemeinnütziger Abhandlungen sehr verdient gemacht hat.

Mandarin ist eigentlich ein portugiesisches Wort (von mandare, befehlen, und bezeichnet jeden öffentlichen Militär- oder Civil-, geistlichen oder weltlichen Beamten im chinesischen Reiche, seine Würde sei groß oder klein. Das chinesische Wort dafür ist Quang oder Quang-fu. Man erkennt den Grad der Würde an Pfaufedern und der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth ist die erste, dann folgen blau, weiß, vergoldet und versilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchsichtig. Außerdem sieht man bei Hofe noch zwei andere Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Brust und auf den Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Kolao's, (d. i. Kabinetsminister) und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Brust und dem Rücken, sondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner sieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmsten und solchen getragen wird, denen der Kaiser Erlaubniß dazu ertheilt, als Ministern, Vicekönigen, Verschnittenen, u. s. w.

Mandat, 1. Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2. eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Prozeß, der mit einem solchen Mandat anfängt, Mandatsprozeß heißt. 3. hießen Mandate, Territorial-Mandate, eine Gattung Papiergeld, das zur Zeit der republikanischen Verfassung in Frankreich in Umlauf gesetzt wurde. Nachdem die Assignaten (s. d. Art.), denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgesunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlösung angewiesen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Bestreitung der Kriegskosten und andrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, schuf sie dieses neue Papiergeld unter dem Namen der Mandate, die im Grunde nichts anders als ebenfalls Assignate waren, denn auch sie waren Anweisungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Assignaten einen doppelten Vorzug. Erstlich hatten sie eine specielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Assignate nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandate jeden Augenblick realisirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weigerung und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, sobald er sich deshalb melden und den vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Mill., aber bald darauf (18. März 1796) für 2,400 Mill. erschaffen. Man gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungenen Cours, wodurch es zwar der Regierung gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzugs damit zu bestreiten, allein kaum war dies geschehen, als sie ebenfalls fast zu nichts herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, theils verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, verdankt Frankreich diesem Papiergelde seine Rettung. Das Uebel trug durch sein Uebermaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier, wie im ganzen Laufe

der Revolution, waren die Wirkungen immer anders, als man erwartet hatte.

Mandeln, sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, Amygdalus, L. Die süßen sind wegen ihres fetten und milden Oeles sehr nährend, von angenehmen Geschmack und dienen sowol zur Speise, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geschmack und die betäubenden Eigenschaften gibt. Diese äußern sich bei Thieren, als Hunden, Katzen, Vögel rc., oft sehr stark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum stammt aus dem südwestlichen Asien und aus Nord-Afrika, ist jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimisch, und wird selbst hin und wieder in Deutschland, wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Er gleicht äußerlich dem Pfirsichbaum. Die besten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga, eben so gesucht werden die aus Valenzia und die italienischen Ambrosinmandeln. Sicilianische und provenzialer sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln sind Mandeln mit der Schale.

Mandeville (Bernard de), ein holländischer Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 starb, ist durch seine irreligiösen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck seines Lebens waren. Unter diesen ist am meisten bekannt: 1) seine Fabel von den Bienen (the fable of the Bees or private vices made public benefits. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8.; franz. Uebers. 1740. 8. Der zweiten Ausgabe ist eine Enquiry into the origin of moral virtues als Rechtfertigung beigefügt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künstliches Erzeugniß der Klugheit und Eitelkeit sei, auch der Luxus und die Laster der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Gesellschaft gereichten, und selbst die Verbrechen nützlich seien, insofern sie dazu dienten, eine gute Gesetzgebung einzurichten; 2) freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3) Untersuchungen über den Ursprung der Ehre und über den Nutzen des Christenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen seiner frühern Ideen und Ansichten widerspricht.

Mandoline (italienisch Mandola, Mandora), ein kleines mit vier Saiten bezognes, lautenartiges Instrument, welches sowol mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergleichen Instrumente mit sechs und mehr Saiten, die folglich der Laute noch ähnlicher sind.

Mandschu, Mandschuren oder Bogdier. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandschuren und die Tungusen, deren gemeinschaftlicher Ursprung an ihren Volkssagen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen ist, gehören zu dem mandschurischen Völkerstamm, der im östlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüsten bewohnt, und auch noch jetzt sehr mächtig ist, da eine mandschurische Fürstenfamilie über China herrscht. In den ältesten Zeiten waren sie unter dem Namen Kin oder Njudschen bekannt; seit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Korea in der östlichen Tatarei bis an's Ostmeer und den Amur. Sie empörten sich 1114, unter Okota, gegen die Kitanen, und stifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynastie so genannt wird, indem sie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitsong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, selbst an, entriß ihnen Petscheli

und Chensi und zwang Weytsong, ihm einen Theil von China, und dessen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, so daß diesem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vasallen der Kin, fielen unter Taitsong's Nachfolgern ab, und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. 1208 verweigerte Dschingischan ihnen den Tribut, schlug sie 1212 und 1213 völlig, machte sich von der Abhängigkeit los, und legte dagegen den Kin Tribut auf. Diesen versagte nun auch 1215 Ningtsong, China's Beherrscher aus der Dynastie Song. Durch Dschingischan verlor jenes Volk Chensi 1221; Oktai setzte den Krieg gegen dasselbe fort (1230), und eroberte ihr Reich unter Gnaitsong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erschienen sie erst 1556 wieder, unter dem Namen der Mandschu. Sie hatten in Leatong (einem Erblande der kaiserlichen Familie in Pina, zwischen der Scharra-Mongolei und Korea) Aufnahme gefunden, aber schon 1616 fielen sie unter Tienming in China ein, und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiser Weytsong 1643 in seiner Residenz an, und besiegte ihn. Der Kaiser erhängte sich, und in ihm erlosch die Dynastie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man sich mit den Mandschu. Tsonte vertrieb den Li aus Peking, starb aber mitten unter seinen Eroberungen, welche sein Sohn 1644 vollendete, seit welcher Zeit die Mandschu Regenten dieses Landes sind. — Unter russischer Herrschaft stehen keine Mandschu, denn, als die Russen nach Sibirien kamen, verließen sie zum Theil ihre Wohnplätze, die sie in Ostsibirien, vom Baikal bis an das mongolische Gebirge und um den Amurfluß, inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China, die aber blieben, und sich der russischen Herrschaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertschinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandschuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tungusen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei sind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komischer Sänger Italiens. Er trug besonders zu der Revolution bei, welche gegen die Mitte des 18. Jahrh. mit der alten französischen Musik zu Paris vorging, indem er zuerst die Franzosen für die neue italienische Musik empfänglich machte. Um das J. 1750 stand er als erster Sänger an der Spitze einer Gesellschaft von Sängern italienischer Intermezzo's. Sein komisches Talent zog unaufhörlich das Publikum in seine Vorstellungen, und erwarb ihm einen solchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entstand. Er debutirte mit der Serva Padrona von Pergolesi, die Alle bezauberte. Bald bildete sich eine Gegenpartei, welche die alte franz. Musik gegen diese Neuerer in Schutz nahm. So entstanden die Buffonisten und Antibuffonisten. Unter den Schriftstellern die an diesem Streite Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rousseau und Grimm.

Manes, s. Mani.

Manen (Manes), bei den Römern, die Seelen der Verstorbenen. Man nannte sie auch Laren, wenn sie wohlthuend, Larven oder Manien, wenn sie schädlich waren. Einige hielten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen, und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei

Tagen des Jahres, den 30. Aug., 4. Oct. und 7. Nov. die Oberwelt besuchen; daher diese Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geister der Verstorbenen auf das gute oder böse Schicksal der Lebenden, besonders derer, mit denen sie ehemals genau verbunden gewesen, den mächtigsten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete sich sehr, sie zu beleidigen. Da man annahm, daß sie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, so verehrte man die Begräbnisse sehr, und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen desselben feierlich ein, sich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß sie außerdem noch lange auf der Oberwelt, zur Qual der Lebenden, herumirren und den Körper suchen möchten. Man glaubte ferner, daß sie an Blut Wohlgefallen hätten, schlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verschiedene Thiere, besonders solche, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, und verbrannte sie mit dem Leichnam.

Manichäer, s. Mani.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Sekte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes und seine Anhänger Manichäus nannten, hat die Geschichte zwei verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger, als die arabische aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Maler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges Neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu sein. Nach dieser kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Kubrikus, zu einer begüterten Wittwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus oder Buddas, sie ihr hinterlassen hatte, unter dem Titel Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand, und daraus eine, aus chaldäisch-dualistischen Ideen und gnostischen Mythen gewobene Welt und Geisterlehre schöpfte. (Vergl. d. Art. Dualismus und Gnosis). Nach dem Tode seiner Herrin ihr Erbe, nannte er sich Mani und versuchte, ähnlich dem spätern Mohammed, auf den Grund dieser Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf seiner Weisheit an den Hof Sapors (Schabours), Königs von Persien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgesendeten Schüler brachten ihm dahin Kunde von dem Widerstande, den das Christenthum ihnen entgegengesetzt habe. Ueber dem Lesen der heil. Schriften der Christen kam er nun auf den Gedanken, zur Reinigung des Christenthums von jüdischen und hierarchischen Verunstaltungen und zur Ausbreitung einer von den Aposteln verschwiegenen Geheimlehre berufen, ja selbst der im N. T. verheißne Tröster zu sein. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feste an den Grenzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er, unter dem Namen eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapors (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (Hormuz), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen Bischofe zu Kaskar (Charrä) in Mesopotamien, in zwei Disputationen überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Be-

fehl des Königs Varaccès (Baharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden sein. Von einem ewigen Gegensatze des Guten und Bösen ausgehend, die Philosopheme Zerduscht's mit willkürlich gedeuteten biblischen Lehren verschmelzend, hat sein System vom Christenthum wenig mehr als die Sprache. Es nimt zwei, von einander unabhängige Grundwesen an, das Gute, den gestaltlosen Gott im Reiche des Lichts, das Böse, Hyle oder Teufel, von kolossaler Menschengestalt in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei, anfänglich erzeugte Ausflüsse, Sohn und Geist, und stärker als dieses; jedes von unzähligen, von ihm ausgegangenen, gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen, oder über einander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitre Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder ihm angemeßene Geschöpfe hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei auf hohen Grenzgebirgen das, dem Teufel vorher ganz unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede mit den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens, und aus dieser den Menschen erzeugte, um seine Heere gegen die Bösen anzuführen. Dieser Aeon wollte sie durch List und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtseelen, selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, vom Teufel und seinen Aeonen verschlungen wurden. Der heilige Geist, von Gott zu Hülfe gesendet, fesselte zwar die Feinde und schuf das Weltgebäude (die Erde), das auf den Schultern der Riesen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren; dafür aber erzeugte der Teufel, um das Böse in die Welt zu bringen, die Menschen, deren Körper und sinnliche Seele seinem Reiche angehören, und deren vernünftige Seele von dem, in jenem Kampfe vom Teufel verschlungnen Lichtstoff genommen ist. Nun sehnten sich die Menschen aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes, Christus, (den Mani vom leidensfähigen Jesus unterscheidet), dessen Kraft in der Sonne, dessen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die, noch von der Finsterniß gehaltenen Lichtseelen zu befreien. Dieser Erlöser wurde nicht Mensch; was das neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein und Schattenspiel, selbst sein Tod und seine Auferstehung; aber seine Leiden sind Sinnbilder der, an den verderbten Menschen nöthigen Läuterung durch Entsagung, Tod und neues Leben, insonderheit seine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Diese Erlösung geschieht nur durch den Unterricht, den der Tröster (Mani), als Stellvertreter des heiligen Geistes aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen kund macht. Mani's Christenthum ist daher eine bloß moralische Anstalt, indem das alte Testament ganz verworfen, das neue aber nur nach seiner Deutung gebraucht wird. Nach dem Tode nimt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, doch keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen sollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommenern erst nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen sie büßen und sich läutern, die Unverbesserlichen aber, obschon auch zur Seelenwanderung bestimmt, ewige Höllenstrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus,

das aus den Aeonen der Finsterniß wieder herausströmend, auf die Erde fällt und sie befruchtet, und der lebendige Geist reiniget auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, sondern nur Geld als Almosen an Nichtmanichäer spenden durften. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische Uebel. Das ganze Drama beschließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß beides geschieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit diesem Religionssysteme, das in den Büchern des Scithianus und Mani's eignen Zusätzen, Briefen und apokryphischen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchstücken, welche man in alten Schriftstellern, besonders des heiligen Augustinus gegen die Manichäer findet, vorhanden ist, hängt die manichäische Sittenlehre genau zusammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Classen, die Auserwählten sollten sich des Weines, des Fleisches und aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflükkens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, todten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommeneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten sie sich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln, unter denen Thomas, Buddas und Akuas, nach dem die Manichäer auch Akuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den manichäischen Gemeinden standen Bischöfe, (Mani hatte 72 dazu geweiht) Aelteste und Diaconen vor, sämmtlich aus der Klasse der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, die Taufe verschoben sie, wie die Christen der ersten Jahrh., oft in's reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag, diesen mit strengem Fasten. Im März feierten sie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein, auf fünf Stufen erhabener prachtvoller Lehrstuhl für den, im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des, ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden, als andre Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis Italien ausgebreitet. Der heilige Augustinus, der ihre Irrthümer am eifrigsten bestritten hat, war in seiner Jugend neun Jahre Zuhörer unter ihnen gewesen. In Nordafrika, wo sie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, wo-

hin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und durch bischöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in spätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein (vergl. diese Art.), doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne hinlänglichen Grund, und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. E.

Manier und Manierirt. Mit diesen Ausdrücken, im weitesten Sinn, bezeichnet man in den Künsten vorzüglich diejenigen Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus seinem Wesen selbst, sondern aus der Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engern Sinn sind sie gleichbedeutend mit Künstelei und gekünstelt, doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von Manieren in der Musik und versteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder vermittelst kleinerer Noten zwischen den gewöhnlichen Noten vorgestellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelschlag, Schleifer, Vorschlag, Nachschlag, Bebung u. s. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodischen Hauptnoten und aus der Vermischung derselben mit Nebennoten entstehen, und von welchen man einige mit besondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. s. w. Zu diesen gehören theils die vorhin angezeigten bestimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbestimmter Form, womit die Melodie einer Solostimme, besonders in Adagiosätzen, oft verziert wird.

Manifest. Mit diesem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den streitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Ursachen des Krieges darzustellen. Die Benennung hat ihren Ursprung in den Worten Manifestum est etc. (Kund und und zu wissen rc.), womit sich die in frühern Zeiten gewöhnlich in lateinischer Sprache abgefaßten Kundmachungen dieser Art anzufangen pflegten. Die Form, in welcher die Manifeste abgefaßt werden, ist die der offnen Briefe, das heißt, sie beginnen mit einer kurzen Anrede an das gesammte Publikum, und sind mit der einfachen Unterschrift des Regenten versehen. Verschieden von ihnen sind, die Deductionen und Darstellungen der Beweggründe, und die sogenannten Exposés des motifs; erstere sind gleichfalls officielle, an das gesammte Publikum gerichtete, aber nur selten im Namen des Regenten abgefaßte, und von ihm nicht unterschriebene Schriften in Form eines juristischen Libells; wogegen sich diese, die gewöhnlich in französischer Sprache abgefaßt sind, durch ihre weniger juristische Form unterscheiden; letztere sind, mit Ausnahme von Deutschland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauch geblieben. Der Ge-

brauch der Manifeste dagegen hat sich allgemein bis auf unsere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das sich über so viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegsetzte, erließ auch in den letzten Zeiten keine Manifeste mehr, sondern es erfolgten nur Bothschaften des Kaisers an den Senat, Proclamationen an das Heer und Ausfälle im Moniteur. C. Z.

Manilius (Marc.) ein römischer Dichter, wahrscheinlich aus dem Zeitalter des Augustus, dessen übrige Lebensumstände unbekannt sind. Merkwürdig ist er weniger als Dichter überhaupt, als wegen des Gegenstandes, den er besungen. Er ist nämlich der einzige unter den Römern, der, mit dem Aratos wetteifernd, es versucht hat, ein astronomisches Lehrgedicht zu verfertigen. Was wir noch davon haben, besteht aus 5 Büchern unter der Aufschrift: Astronomica, ist aber nicht das Ganze. Als ein solches hat es keinen hohen poetischen, aber wol einen wissenschaftlichen Werth; doch finden sich manche einzelne wirklich schöne und gelungene Stellen, wohin besonders die Eingänge gehören, auch die Stellen von der Milchstraße im 2. B. Hauptausgaben sind von Bentley, London 1739, 4. und von Stöber (Straßburg 1767, 8.).

Manipel, manipulus, s. **Legion**.

Manipulation, Behandlung, besonders die **magnetische**, s. **Magnetismus**.

Manko-Kapak, der Stifter und erste Inka des peruanischen Reichs, dessen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, sein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte sie gebildet und mit verschiedenen nützlichen Beschäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte, innerlich und als höchste und unbekannte Gottheit, Pachakamak, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, sichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, seine Mutter, verehren, und befahl, letztere für die Wohlthaten, womit sie die Menschen überhäufte, Opfer darzubringen.

Manlius (Marcus), mit dem Beinamen Capitolinus, ein tapferer, aber auch sehr ehrgeiziger und ränkesüchtiger römischer Patrizier und Consular. Als die Gallier, unter Brennus im J. der Stadt 364 Rom erobert und das Capitol, nach mißlungenem Sturm, eingeschlossen hatten, versuchten sie, in einer finstern Nacht, die Felsenburg durch plötzlichen Ueberfall zu gewinnen. Schon hatten sie den Fuß der Mauer erreicht; die Wachen, auf die gewöhnte Unersteigbarkeit derselben bauend, hatten sich vom Schlaf überwältigen lassen, und die überall herrschende Stille erfüllte die Feinde mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, um so mehr, da sie eine Stelle in der Mauer entdeckt hatten, die zu erklettern war: als der Schlummer der Besatzung durch das Geschrei einiger Gänse, die der Juno geheiliget waren, gestört wurde. Alles stürmte jetzt zu den Waffen, und Manlius war der erste, welcher den Ort der Gefahr erreichte. Zwei Gallier hatten bereits die Zinne der Mauer erstiegen: einer fiel unter seinem Schwerte; den andern stürzte er durch einen Stoß mit dem Schilde hinab. Sein Beispiel befeuerte die übrigen; das Capitol war gerettet, und die Tapferkeit des Manlius ward belohnt durch den ehrenvollen Zunamen Capitolinus. Ein späterhin von ihm gethaner Gesetzvorschlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf, und er ward, als ein Unruhestifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Foderung des Volks, das ihn

als seinen Wohlthäter verehrte, wieder frei gelassen werden. Sein unruhiger Geist führte ihn nun immer weiter: zuletzt trachtete er sogar nach der Oberherrschaft, so daß die Volkstribunen selbst seine Ankläger wurden. Er ward zum Tode verdammt, und im J. Roms 371 von dem tarpejischen Felsen herabgestürzt.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen Torquatus, ein berühmter römischer Consul und Feldherr, ein Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gut zu sprechen. Sein Vater, der ihm deshalb nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren schien dem Volkstribun Marcus Pomponius so ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um sich deshalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgen sah, eilte mit dem Dolche in der Hand zum Tribun, und ließ ihn schwören, von seiner Anklage abzustehen. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächsten Jahre zum Kriegstribun wählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapfersten Römern zum Zweikampf foderte. Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte seinen Gegner und schmückte sich mit der goldnen Halskette (torquis) desselben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf seine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erste Römer, der, ohne Consul gewesen zu sein, diese Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Consulat ertheilt; unter andern war er Consul im J. 340 v. Chr. Geb. während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer seinem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sein Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war siegreich und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber wendete sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, in die er verfallen sei, an ihm zu vollziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem Manlius den pünktlichsten Gehorsam. Er besiegte wenige Tage darauf die Feinde am Visiris, während sein Mitconsul, Decius Mus, sich für das Vaterland dem Tode weihte. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatstand zurück, den er bis an seinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm sprichwörtlich Manliana ediota alle Verordnungen, in denen eine besonders strenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, s. Geschlecht.

Manna heißt der eingetrocknete, klebrige, blaßgelbe, durchsichtige, schleimichtsüße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Substanz auch aus verschiedenen andern Gewächsen, z. B. aus den Runkelrüben gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieser Manna liefernden Gewächse mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieser Pflanzen gehört zu dem Geschlecht des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige gewesen sei, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen. Auch in Amerika gibt es Gewächse, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht, f. Mannrecht.

Mannheim, ehemals die Hauptstadt der Pfalz, am Rhein, jetzt die zweite Residenz des Großherzogs von Baden und die Hauptstadt des Neckarkreises des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies= und jenseitigen Rheingebirgen, an dem Einflusse des Neckars in den Rhein, über welche beide Flüsse jetzt Schiffbrücken führen. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1540 Wohnhäuser und 18,000 Einw. Sie ist eine der regelmäßigsten Städte Deutschlands, bildet einen länglichen Zirkel, und wird durch 11 längs= und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerschnitten. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich und mit schönen Häusern besetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelbergerthore bis zum Rheinthore führt, ist zum Theil mit einer doppelten Reihe von Akazien, die mit Ketten umschlossen sind, versehen. Die Festungswerke wurden nach dem Lüneviller Frieden geschleift, und an ihre Stelle sind blühende Gärten gekommen. Auf dem, mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze ist ein marmorner, aber wasserleerer Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen. Der schöne große Marktplatz ist mit einer, vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meisterhand des van der Brand geziert. Das weitläuftige und prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es ist in Ansehung seines Umfanges eines der bedeutendsten in ganz Deutschland, und besteht aus drei sehr großen Vierecken. Der linke Flügel des Schlosses brannte bei der Belagerung im J. 1795 großentheils ab, nur die äußern Mauern sind stehen geblieben; der rechte Flügel, von dem Kurfürsten Carl Theodor erbauet, war der Kunst und den Wissenschaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergallerie, doch bei weitem nicht so bedeutend als sonst, wo sie neun Säle füllte, ein Naturalienkabinet, welches durch den Regierungswechsel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken, eine Antiquitätensammlung, welche außer den, in der Pfalz gefundenen, römischen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Unter allen geistlichen Gebäuden in Mannheim macht das vormalige Jesuitencollegium nebst der Hof= oder Jesuitenkirche den größten Eindruck. Der, mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte, hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemalte Decke eine der schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen. Nach dem Schlosse ist das schönste weltliche Gebäude in Mannheim das Zeughaus, von imposanter Größe und geschmackvoller Einfachheit. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Decke des ersten Stocks ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen steinernen dorischen Säulen. Hinter dem Zeughause ist ein, von einer Mauer umschlossner, großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus ist ein schönes Gebäude, welches ein ganzes Viereck einnimt. Es ruht auf 72 steinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen. In diesem Bogengange werden die Messen gehalten, und hinter ihm befinden sich mancherlei Kaufläden. In dem Gebäude befinden sich auch das Hofgericht, das Stadtamt, das Polizeiamt, eine Commissions= und eine Leihanstalt, die Mehlwage und der

Packhof. Das Schauspielhaus ist ein großes Gebäude von 3 Stockwerken und 900 Fuß im Umfange. Die daran befindliche schöne Bilderarbeit ist von der Hand des van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den schönen Redoutensaal. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man besonders ein Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten und eine Sternwarte, ein, in Form eines Achtecks, 107 Fuß hohes Gebäude, und mit Instrumenten sehr reichlich versehen. Von Fabriken sind hier bloß eine Stückgießerei, eine Steindruckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und 6 Tabaksfabriken. Bekannt ist auch das sogenannte mannheimer Wasser, eine Art von Liqueur. Obgleich einige Handelshäuser bedeutende Geschäfte machen, so ist Mannheim doch keine eigentliche Handelsstadt. Der Speditionshandel ist von einiger Wichtigkeit; und wird durch die Rhein- und Neckarschifffahrt begünstigt. Man zählt 100 Handelsleute und 5 Buchhandlungen. Die Arbeiten der Handwerker und Künstler stehen in der ganzen Gegend in großem Ansehen. Auch die Bleichanstalten verdienen Erwähnung. Die Stadt ist mit vielen schönen Gärten umgeben, und der Gartenbau ist hier sehr vollkommen; besonders wird ein starker Hopfenbau getrieben. Unter den öffentlichen Spaziergängen sind vorzüglich zu bemerken der Schloßgarten, eine neue, schöne, englische Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckars in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. Wo jetzt die Stadt Mannheim steht, lag sonst ein bloßes Dorf gleiches Namens, wo Kurfürst Friedrich IV. 1606 ein festes Schloß Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich von Niederländern, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg, (vorzüglich die Jahre 1622, 1631 und 1644), bedrohete die neue entstehende Stadt mit dem Untergange und verursachte ihr vielen Schaden. Nach dem westphälischen Frieden kehrten die vertriebenen Einwohner wieder zurück, die zerstörten Gebäude wurden wieder aufgerichtet, aus Schutt und Asche erhob sich eine neue Stadt. Allein 1688 wurde durch die Franzosen ganz Mannheim der Erde gleich gemacht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Gegenden hin. In diesem Zustande verblieb die Stadt, bis 1699 der Kurfürst Friedrich Wilhelm einen Theil der Bürgerschaft wieder zusammenbrachte, und 1720 der Kurfürst Carl Philipp seine Residenz dahin verlegte, von wo sie sich zur bedeutendsten Stadt in der Pfalz erhob. 1777, als Baiern an den Kurfürsten von der Pfalz als Erben gefallen war, kam die Residenz nach München. Im französischen Revolutionskriege litt Mannheim durch Belagerung und Beschießung. Durch den 1801 zu Lüneville geschlossenen Frieden fiel es an das Haus Baden.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adelige Vasallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnet man auch damit und mit dem Worte Manngericht, Mannengericht das, aus den Vasallen eines Lehnsherrn bestehende Gericht, vor welchem sich der Vasall, wenn zwischen dem Lehnherrn und ihm Streit entstanden war, stellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: Mannrichter, der Richter bei einem solchen Gericht; Mannbote, Manntag u. s. w. Doch sind diese Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Manus, einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen, ein Sohn Thuiskons, welcher nach seinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutschen. Sein Bildniß, in der Riesengestalt eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut

bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, stehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der biblischen Geschichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüsteten Menschen.

Manomēter, s. Dasymeter.

Mansard (François), ein berühmter Baumeister, geb. zu Paris 1598. Auch sein Vater, Pierre Fançois, war Baumeister, starb aber so frühzeitig, daß er den Unterricht seines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb sich durch sein Genie bald großen Ruf; seine Arbeiten schmücken nicht nur Paris und dessen nächste Umgebungen, sondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace ist nach seinen Zeichnungen bis an das große Gesims aufgeführt worden; und es ist zu bedauern, daß es seinen Neidern gelang, ihn später davon zu entfernen. Mansard starb als erster königlicher Baumeister 1666. Er entwickelte in seinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geschmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst, dabei war er sehr streng in seinen Foderungen an sich. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palast des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit Mansard's so vortrefflich, daß er das Versprechen von ihm verlangte, seinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Mansard aber verweigerte diese Zusage, um sich die Freiheit vorzubehalten, seine Arbeit noch verbessern zu können. Das Lustschloß Maisons wird für sein Meisterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochnen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden.

Mansfeld, eines der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem Schlosse Mansfeld, im ehemaligen obersächsischen Kreise, seinen Namen hatte. Es war in 2 Haupt- und mehrere Nebenlinien abgetheilt, die aber 1780 in männlichen Erben ganz ausgestorben sind, und hat mehrere verdienstvolle Helden und Staatsmänner erzeugt. Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Heyer, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte sich für Luthers Sache, und war in dem Religionskriege eine der vornehmsten Stützen der Protestanten. Volrath, Graf von Mansfeld, sein fünfter Sohn, zeichnete sich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen schönen Rückzug einen Theil der deutschen Reiterei. Er starb 1578. Peter Ernst, Graf von Mansfeld, war Statthalter von Luxemburg und Brüssel, und starb 1604 in seinem 87. Jahre mit dem Titel eines Fürsten des römischen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, sein rechtmäßiger Sohn, that sich im flandrischen und ungarischen Kriege hervor, und starb 1695 ohne Nachkommen. Peter Ernst von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernst von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von seinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, in der katholischen Religion erzogen, und leistete, nebst seinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden, und dem Kaiser in Ungarn wichtige Dienste, daher ihn Kaiser Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde seines Vaters und die Güter, die er in den spanischen Niederlanden besessen hatte, gegen das gegebene Versprechen vorenthielt, ward er so mißvergnügt darüber, daß er sich 1610 zu den protestantischen Fürsten schlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichsten Feinde des Hauses Oesterreich

wurde. Dem Widerstand, den er und einige kleine Reichsfürsten leisteten, ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß Oesterreichs damaliger Plan, ganz Deutschland zu unterjochen, vereitelt wurde. Mansfeld vereinigte sich 1618 mit den mißvergnügten Böhmen, denen er selbstgeworbene Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürsten, Friedrich von der Pfalz, verwüstete dabei besonders die Staaten geistlicher Fürsten, wurde öfters geschlagen, aber nie überwunden. Mit englischem und französischem Gelde warb er (1625) ein Heer, mit welchem er in die österreichischen Erbstaaten dringen sollte. Er ward zwar (25. April 1626) bei Dessau von Wallenstein geschlagen, setzte aber doch seinen Marsch bis Ungarn fort, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor zu vereinigen. Als dieser aber seine Gesinnung änderte, entließ Mansfeld seine Truppen, und wollte, mit einem kleinen Gefolge, über Venedig nach England gehen. Er ward aber in einem Dorfe unweit Zara krank, starb 1626 im 40. Lebensjahre, und wurde zu Spalatro begraben. Mansfeld gehörte unter die außerordentlichen Menschen, und war einer der größten Generale seiner Zeit. Aus seinen erlittenen Niederlagen ging er immer furchtbarer als vorher hervor. Er trotzte kühn allen Gefahren und Beschwerden. Mit großem Verstande, der sich besonders in seinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtsamkeit und eine unerschöpfliche List. Er war der Schrecken seiner Feinde. Den Condottieren der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er seine Truppen, nach der Sitte des Jahrhunderts, durch Raub und Plünderung. Man verglich ihn daher mit Attila. Er selbst verschwendete die geraubten Schätze wieder, und blieb arm. Er erwartete den letzten Augenblick seines Lebens völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Adjutanten gestützt. Wolfgang, Graf zu Mansfeld, hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. Von den beiden Linien des Hauses Mansfeld starb die eislebische oder lutherische 1710 aus. Von der katholischen Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Carl II. von Spanien das Fürstenthum Fondi im Königreiche Neapel, und Kaiser Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürstliche Würde. Heinrich Paul Franz, letzter Graf von Mansfeld und Fürst von Fondi, verkaufte das Fürstenthum Fondi und starb 1780 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter brachte seine Allodialgüter durch Heirath an das fürstliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt.

Mansfield (William Murray), Lordoberrichter, ein sehr berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Perth in Schottland 1705. Sein Vater war Graf David Flormont. Als 14jähriger Jüngling auf der Schule zu Westminster, zeichnete er sich schon durch Beredtsamkeit aus, und wurde 1723 zu Oxford im Christ. Church College aufgenommen. 1731 bereiste er Frankreich und Italien und widmete sich von nun an ganz der gerichtl. Praxis als Redner, 1742 ward er Sollicitorgeneral und 1756 Oberrichter der Kingsbench auch Geheimerrath. Seine Beredtsamkeit unterstützte eine harmonische Stimme und eine würdige Stellung, seine Sprache war rein, sein Styl nervig und klar, seine Fassunskraft schnell und sein Gedächtniß scharf. Daher traten ihm frühere Rechtsfälle schnell lebhaft vor's Auge. In Kolonien und Priesensachen nahm der Geheimerath selten einen andern Beschluß als seine Abstimmung. Er redete immer kräftig für Duldung und Religionsfreiheit. Die Ministerialcoalition von 1757,

welche für Großbritanien so sehr vortheilhaft war, war meist sein Werk. Lord-Kanzler wollte er nicht werden und 1788 legte er seine Würde nieder, und wiewol seine Körperkräfte seitdem abnahmen, so blieb doch sein Geist ungeschwächt. Die franz. Revolution mit ihren Folgen machte den Greis für sein Vaterland und dessen Zukunft besorgt. 1793 starb er auf seinem Landsitz bei Kenwood.

Manso (Joh. Casp. Fried.), geb. zu Zella, im Herzogthume Gotha, 1759, erhielt den ersten Unterricht, der sich größtentheils auf die alten Sprachen beschränkte, im väterlichen Hause von Privatlehrern. Dadurch ward er früh mit den römischen Klassikern vertraut. Noch vor seinem 17. Jahre hatte er die meisten von ihnen mehrmals durchgelesen, und im Griechischen, welches er meistens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Hesiod und Theokrit übersetzt. Zu frühen Versuchen in der Poesie weckten ihnen theils die romantischen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntschaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Uebersetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im 17. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha. In Jena, wo er 4½ Jahr, zuletzt als Erzieher im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld, lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philosophie über. Von der Universität kehrte er zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerstelle annahm und zugleich, seit 1783 am Gymnasium, zuerst als Collaborator, später als Professor, lehrte. 1790 ward er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt. In wie engen Freundschaftsverhältnissen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefsammlungen, die nach Garve's Tode erschienen sind. Manso ist als Dichter und Prosaiker, als Uebersetzer, Humanist und ästhetischer Kunstrichter bekannt. Von seinen Uebersetzungen sind die bekanntesten Virgil's Landbau, Bion und Moschus, der König Oedipus des Sophokles und das befreite Jerusalem; letzteres unvollendet. Wenn auch diesen Uebersetzungen das Verdienst möglicher Treue nicht beigelegt werden kann, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Unter seinen eignen Gedichten ist seine Kunst zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendste, die Epistel an Garve über die Verläumdung der Wissenschaften ist als philosophisches Gedicht nicht ohne Verdienst. Auch in den zwei Bänden seiner vermischten Schriften finden sich unter dem Namen, poetische Wälder, zwei Bücher vermischter Gedichte. Es sind didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, zum Theil freie Nachbildungen und unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anspricht. Von Manso's prosaischen Schriften nennen wir seine Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer; seinen Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung von Sparta, und sein Leben Constantin des Großen, insbesondere aber seine später erschienene Geschichte des preußischen Staats seit dem Hubertsburger Frieden.

Manson (Marie Françoise Clarisse) s. Fualdes.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten italienischen Maler, geb. zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen seinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach Antiken Statuen, malte schon in seinem 17. Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heiligen Sophia zu Padua, erregte bald die Eifersucht seines Meisters, und begab sich in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach

Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er auch seinen großen Triumph des Julius Cäsar, ein Gemälde, für welches in Mantua ein eigner Palast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua (1630) verloren, und befindet sich jetzt in dem königl. Palast Hamptoncourt bei London. Der Marchese ernannte den Künstler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna ward hierauf vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen. Hierauf vollendete er eine Menge trefflicher Bilder. Eines seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga, abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Carl VIII. Heer erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzosen weggeführt. In der Dresdener Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Er starb 1506 zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angesehen werden. Mantegna war stark in der damals seltenen Perspective; seine Behandlung war stets streng und trocken. Sein Sohn Francesco Mantegna, war ebenfalls Maler, und malte die Kapelle, in welcher sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihnen verwandt. Zu seinen Schülern soll auch Correggio gehören.

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d. Art.) in ihrer Nähe (362 v. Chr. Geb.) über die Spartaner erfocht.

Mantua, italienisch Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino, eine Provinz des Gouvernements Mailand bildet, und auf 41 QM. 231,000 Einw. zählt. Es hatte, als kaiserliches Reichslehn, seine eignen Herzoge, aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog, Carl IV., wurde, weil er in dem spanischen Erfolgekriege die französische Partei gehalten, 1703 von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt, und starb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich in dem Besitz des Landes, und vereinigte es 1785 ganz mit den mailändischen Landschaften, mit denen es die österreichische Lombardei bildet. 1797 ward es von Buonaparte mit zur cisalpinischen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oesterreich 1814 wieder Besitz davon nahm. Die Hauptstadt Mandua liegt in einem See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelst zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von eben so viel Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden. Die Stadt selbst ist von einer starken Mauer umgeben, und überdies durch eine Citadelle gedeckt. So ist Mantua durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Rang. Die Gassen sind meistens breit und grade, und zum Theil mit schönen Häusern besetzt. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciskaner, die Kirche der vormaligen Jesuiten mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palast und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt eines T erbaute Palast del Te mit seiner Gemäldegallerie, die Akademie der Wissenschaften und Künste, und die damit vereinigte Maler- und Bauakademie ge-

hörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerst verwüstet, als durch Verschulden Balduins del Monte die Kaiserlichen im J. 1630 sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten. Nachher erholte sich Mantua wieder, seitdem aber kein Hof mehr daselbst war, hat es an Einwohnern und Fabriken sehr abgenommen, und die Zahl der Einw. (jetzt 23,000) verminderte sich noch mehr, als die wichtige Festung Mantua eine große Rolle in den Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich spielte. 1796 eroberten sie die Franzosen durch eine enge Blokade, indem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. 1799 ward sie den Franzosen von den Oesterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entrissen, aber im Anfange des J. 1801, in Folge des, nach der Schlacht von Marengo geschlossenen Waffenstillstandes, wieder übergeben. Nach dem pariser Frieden räumten sie die Franzosen ohne Belagerung. Die Stadt, oder eigentlich das ganz nahe gelegene Dorf Pietola (ehemals Aedes) ist der Geburtsort Virgils.

Manufakturen heißt man Werkstätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verschiedenen Arbeiten Statt findet. (Ueber den eigentlichen Unterschied zwischen Fabrik und Manufaktur sehe man den Art. Fabrik). Die Manufakturarbeiten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglichste Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, desto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in seiner Beschäftigung, sondern es wird auch mehr Arbeit in derselben Zeit geliefert, und der Erzeugungspreis muß mithin geringer sein. Dazu kommt noch, daß sich bei der Theilung der Arbeit Maschinen am besten und vortheilhaftesten anwenden lassen, welche ebenfalls nicht bloß zur Vollkommenheit der Erzeugnisse, sondern auch zur Niedrigkeit ihres Preises beitragen.

Manumission, bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelassen wurde, s. Freigelaßne. Constantin der Große übertrug nach seiner Bekehrung zur christlichen Kirche auf solche alle feierliche Handlungen des Heidenthums. So erlaubte er den christlichen Herren, an Feiertagen und besonders am Osterfeste vor dem Altar Knechte dadurch frei zu geben, daß der Herr den Freigelaßnen in Gegenwart der Gemeinde den Freibrief auf's Haupt legte.

Manuscripte (Handschriften). Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Hauptsächlichste erwähnt werden. Alle noch vorhandenen alten Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, um's Jahr 706 nach Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und sich in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh., jedoch mehr in griechischen uud lateinischen Handschriften, erhalten hat), theils Linnenpapier, dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des 13. Jahrh. setzt, indem man sich auf eine, auf dasselbe geschriebene Urkunde, vom J. 1243 stützt, noch immer streitig ist. Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im 7. Jahrh. Von den Dinten war die schwarze die gewöhnlichste, und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unsrige, sondern sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und

Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Dinte findet man schon in alten Zeiten in den Handschriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchstaben, die ersten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber, Rubrikator) geschrieben. Etwas seltner, doch häufig genug, findet man in alten Handschriften auch blaue Dinte; noch seltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber schrieb man entweder ganze Handschriften (welche jedoch wegen ihrer Kostbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchstaben damit. In Ansehung der äußern Gestalt theilen sich die Manuscripte in Rollen (Volumina, die älteste Art, auf welche in spätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte schrieben), und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuscripte waren bei den Alten meistentheils Freigelassene oder Sklaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benediktiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubrikatoren besserten und schmückten nachher die Handschriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als diese äußern Umstände und Merkmale, sind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. s. w. einer Handschrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchstaben, mit denen sie geschrieben sind. Die Beurtheilung des Alters der griechischen Manuscripte nach den Schriftzügen ist schwerer, als die der lateinischen. Nur so viel läßt sich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechischen Handschrift desto leichter, gefälliger und flüchtiger sind, je älter sie ist, daß sie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer steifer werden. Der Mangel oder das Dasein der griechischen Accente ist unbestimmt und entscheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechische Handschriften, als aus dem 7., höchstens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lateinischen Manuscripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derselben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verschiedenen Gestalt und dem Charakter, welche sie bei verschiedenen Völkern oder in gewissen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica, etc.; wozu seit dem 12. Jahrh. die sogenannte gothische kam, welches eine künstlich abgeschärfte und eckige Minuskel ist), eingetheilt, und bei jeder dieser Schriftarten wieder einzelne Regeln festgestellt, nach welchen man das Alter einer Handschrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8. Jahrh. wird man selten Interpunktionen antreffen, auch nach eingeführter Punktation können aus dem 13. und den folgenden Jahrh. noch Manuscripte ohne Interpunktion, aber mit Absetzen der Worte vorkommen; Handschriften, die keine Kapitel- oder andere Abtheilungen haben, sind immer alt; der sogenannte Custos, Wurm, oder die Wiederholung des ersten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12. und in spätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handschrift hat, desto älter ist sie. Endlich hängen in den ältesten Handschriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erst seit dem 9. Jahrh. ist das Abtheilen der Worte zum allgemein herrschenden Gebrauch geworden. Auch die Gestalt der arabischen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerst in Manuscripten aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift

det. Verschiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschrift nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft bloß die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich bloß auf einen Theil der Handschrift beziehen, oder gar erdichtet sind. Welches die älteste, noch vorhandene Handschrift sei, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel ist gewiß, daß, auch seitdem wir die Proben der herkulanischen Manuscripte haben, alle unsere Handschriften nicht über das erste christliche Jahrhundert hinausreichen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganz, auf Pergament geschriebene Bücher auslöschte und abkratzte, um neue darauf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi). Doch hörte dieser Gebrauch im 14. Jahrh. auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. Das beste Handbuch über diese ganze Materie ist: Dr. Aug. Pfeiffer über Bücherhandschriften überhaupt. Erlangen, 1810, 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit höchst ausgezeichnete Männer. Ausgerüstet mit umfassenden gelehrten Kenntnissen und unermüdlicher Thätigkeit, haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunst zu wirken anfing, eine Folge von treflichen Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker, die fast alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, theils eigener, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in Europa mächtig gewirkt. Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus der Aeltere genannt, war 1446 zu Bassano geboren, studirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona, und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunst wurde durch ihn ungemein vervollkommnet. Er schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab, und führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen, und gebrauchte zuerst das Kolon und Semikolon. Auch ließ er sich sehr angelegen sein, nicht nur schön und correct, sondern auch richtig in Absicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Die griechische Grammatik von Constantinus Lascaris und das Gedicht des Musäus waren 1494 die ersten griechischen, von ihm gedruckten Bücher; auf diese folgte eine beträchtliche Reihe griechischer und römischer Klassiker, die noch gegenwärtig sehr geschätzt werden. Von seinen eignen Schriften sind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftstellern, bemerkenswerth: Institutt. grammat. gr. 1515, 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt. gr. lat. 1501. 1508, 4.; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerst bei Lascaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor sein Leben 1516 durch Mörder, die ihn tödtlich am Kopfe verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat sein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig 1512. Er studirte besonders die lateinische Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck

der Kirchenväter, und wurde auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei, und starb 1574. Seine Ausgaben griechischer und römischer Klassiker, besonders die der Werke des Cicero, werden überaus hochgeschätzt, und unter seinen eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerkungen zu verschiedenen lateinischen Autoren, seine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). Gleich rühmlich zeigte sich sein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in seinem 14. Jahre schrieb er eine Abhandlung von der lateinischen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom, und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeitlang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römische Alterthümer, welche sich in Grävius und Sallengre's Thesaurus finden u. s. w. Das Zeichen der, von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben der griechischen und römischen Schriftsteller, welche aus der aldinischen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in solchem Werthe stehen, daß sie fast den Handschriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derselben ist nothwendig A. A. Renouard Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2. Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizione Aldine etc. Padova 1790; 12. A—s.

Mäonide, s. Homer. Auch die Musen heißen zuweilen Mäoniden, weil man Homer als den vorzüglichsten ihrer Lieblinge betrachtete.

Mappiren, Mappirungskunst, s. Landkarten.

Mara (Gert. Elisab.), geborne Schmehling, geboren nach Einigen 1750 zu Cassel, nach Andern 1743 zu Eischbach im Eisenachschen, unstreitig eine der größten und ausgezeichnetsten Sängerinnen unserer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünstler, brachte sie in ihrer zartesten Kindheit nach London, wo sie die Cither lernte, und sich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie dieses Instrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopranisten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im 14. Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiste ihr Vater mit ihr nach Cassel zurück, wo man sie keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und von da 1766 nach Leipzig, wo sie bei dem neu errichteten Concert als erste Sängerin angestellt, und bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. 1767 erhielt sie den Ruf nach Dresden, um in einem, am Geburtstage des Kurfürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Kurfürstin, Maria Antonia, selbst eine große Kennerin der Musik, übernahm es, sie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieser Vorstellung reiste Dem. Schmehling, zu Anfang des J. 1768, geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier bildete sie sich noch einige Jahre unter Hiller's Anleitung, und ward zugleich Virtuosin auf dem Klavier. 1770 wurde sie nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher gegen deutsche Sänger und Sängerinnen eingenommen war hatte sich durch ihre Bewunderer bewegen lassen, sie zu sich einzuladen, erwartete jedoch so wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Gesang be-

gonnen, als der König näher rückte, und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorschritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Gesang, und fragte, ob sie sich eine andere Arie vom Blatte zu singen getraue. Auf ihr Bejahen suchte er ihr eine der schwersten Arien aus, die sie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit sang. Sie wurde sogleich mit 2000 Thlr. Gehalt angestellt, trat 1771 in Hassen's Intermezzo: Piramo e Tisbe zum ersten Male in Berlin auf, und wetteiferte mit dem großen Virtuosen Concialini um den Preis. Neben diesem, und unter Porpora's Anleitung bildete sich die Schmehling zugleich zur empfindungsvollen Adagiosängerin und guten Schauspielerin, und genoß allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Mara (1774) wurde sie in unzählige Verdrüßlichkeit verwickelt. Zwar wußte sie mit ihrem Gatten, der sich durch seine Unbesonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuosität sich immer wieder zu behaupten; doch kam es 1780 so weit, daß sie der König im höchsten Unwillen entließ; worauf sie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiste. Hier trat sie als die überwiegende Nebenbuhlerin der, von den Franzosen fast vergötterten Todi auf, und erhielt den Titel einer ersten Concertsängerin der Königin. 1784 ging sie wieder nach London, wo sie mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für 13 Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händel's veranstaltet wird, trat sie als erste Sängerin auf; auch wurde sie im Winter 1785 und 1786 am londner Operntheater angestellt. So einstimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß sind auch die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man, wenigstens in England, besonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig (1788) kehrte sie wieder nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutschland. Sie ließ sich an mehrern Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig und Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Zauber ihres ausgebildeten Gesanges. Sie wandte sich darauf nach Petersburg, von wo sie wieder nach England zu gehen gedachte. 1808 befand sie sich aber noch zu Moskau, wo sie, nach dem Tode ihres, längst von ihr getrennten Mannes, der in demselben Jahre bei Rotterdam im Elende starb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. Der Ruhm dieser großen Sängerin gründet sich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der sich vom gestrichnen G bis zum drei gestrichnen F in völliger Gleichheit erstreckte), sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten Passagen vortrug, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händelscher Arien, z. B. der Arie: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (aus dem Messias).

Marat (Jean Paul), berüchtigter Demagoge, während der franz. Revolution und durch Charlotte Corday aus Begeisterung für die Freiheit ermordet, war in der Grafschaft Neufchatel geb., widmete sich der Arzneikunde und naturwissenschaftl. Forschungen, und zeigte in einem, wie dem andern, Talent und Kenntnisse. Bis zum Ausbruch der Revolution war sein Betragen ruhig und einfach, aber jetzt entwickelte sich in ihm eine gänzliche Umänderung und gleich von ihrem

Anfang zeigte er sich als einen der kühnsten und wildesten Demagogen. Wir können hier aus seinem Leben nur die bedeutendsten Züge anführen. Zuerst machte er sich in den Urversammlungen durch die leidenschaftlichste Heftigkeit seiner Anträge bemerkbar, jedoch erschien er so unbedeutend, daß selbst Mirabeau auf die Tagesordnung antrug, als er bei der Nationalversammlung angeklagt wurde, in seiner Zeitschrift, der Volksfreund, den Vorschlag gemacht habe, 800 Abgeordnete aufzuknüpfen und mit Mirabeau anzufangen. Diese Verachtung Marat's rächte sich fruchtbar. Er war der Abgott des niedrigsten Pöbels geworden, auf welchen er mit einer furchtbaren Kraft wirkte, und bald galt er für die Geißel von ganz Frankreich. Er wurde in den, von Danton gestifteten Club der Cordeliers eingeführt, der aus den wildesten Köpfen zusammengesetzt war. Marat aber überbot sie alle in den wildesten und blutdürstigsten Anträgen, die durch seine scheußliche Zeitschrift nun vollends in ganz Frankreich die heftigsten Leidenschaften entflammten. An den Mordauftritten im August und September nahm er den thätigsten Antheil, und als er vollends zum Mitglied des Nationalconvents ernannt war, kannte seine Unverschämtheit gar keine Grenzen mehr. Er zeigte diese auch in dem Prozeß Ludwig XVI. und es erscheint jetzt kaum glaublich, wie weit seine fanatische Wuth ihn hinriß. Als vollends die Girondisten aus dem Convente ganz verdrängt waren, und flüchtig in ganz Frankreich umher irrten, um dem Mordeisen der Guillotine zu entgehen, fand Marat gar keinen Widerstand weiter, und ein wilder Vorschlag von ihm überbot immer den andern. So rührte unter andern das Gesetz über die Verdächtigen, wodurch fast eine halbe Million guter Bürger in die Gefängnisse wanderte, ursprünglich von ihm her. Indessen nahte das Ende dieses politischen Ungeheuers. Eine heldenmüthige, edle Jungfrau, Charlotte Corday, in der Normandie, beschloß, ihr Vaterland von diesem Scheusal zu befreien. Sie reiste nach Paris, wußte bei ihm Eingang zu finden, und durchbohrte ihn am 13. Juli 1793 im Bade mit einem Dolche. (Man vergl. darüber den Art. Corday). Nach seinem Tode wurde sein Andenken von den Demagogen fast göttlich verehrt, ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt und sein Herz in die kostbarste Vase des königlichen Gardemeuble verschlossen. Dieser gräßliche politische Wahnsinn verbreitete sich über ganz Frankreich, und zahllose Opfer bluteten, wie man sagte, um Marat's Schatten zu versöhnen. Dies dauerte jedoch nur bis zum 9. Thermidor, der für Frankreich eine andere Zeit herbeiführte. In demselben Grade, als sein Andenken bis dahin war vergöttert worden, wurde es jetzt beschimpft und verspottet, sein Leichnam aus dem Pantheon weggeschafft, die ihn vorstellenden Büsten zerschlagen, eine ihn vorstellende Puppe öffentlich verbrannt, die Asche in ein Nachtgeschirr gesammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, ein Flecken in Attika, berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 v. Chr Geb., die Athenienser unter **Miltiades** (s. d.) über die Perser erfochten.

Maratten (Mahratten), ein Volk in Ostindien, auf der Halbinsel diesseits des Ganges, das erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts uns bekannt, und seit etwa funfzig Jahren berühmt geworden ist. Ihre ältere Geschichte ist dunkel. Sie sollen von den Rasbutten, einem alten kriegerischen Volke, abstammen. Von den Mongolen aus den Provinzen Hindostans, wo sie wohnten, vertrieben, flüchteten sie sich in die Gebirge, die sich von Surate bis Goa erstrecken. Die verschiedenen Völkerschaften, aus denen sie be-

standen, wurden in einen monarchischen Staat vereinigt, dessen Stifter Sewadschi (Sewagi), ein Mann von vielen Talenten und Glück, war, der 1680 starb. Die Hauptstadt des Reichs war Settarah. In ihren Gebirgen bildeten sich die Maratten zu einer kriegerischen Nation. Abgehärtet gegen alle Beschwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reiß und Wasser, gewöhnt, mit trefflichen Säbeln bewaffnet, bildeten sie mit ihren unansehnlichen, aber dauerhaften Pferden, gleich den Kosaken, eine Reiterei, die ihren Nachbaren, in deren Gebiete sie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aurengzeb (s. d. Art.) die Küste Koromandel angriff, riefen die Bewohner dieses Landstrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit diesen Maratten einen, für sie vortheilhaften Vertrag zu schließen, der ihren Muth vergrößerte. Sie benutzten die, nach Aurengzeb's Tode entstandenen Unruhen, welche das mongolische Reich erschütterten, und breiteten ihre Besitzungen weiter aus. Ihre Macht vergrößerte sich dadurch beträchtlich; ihr Staat, freilich meistens wüst und unangebaut, umfaßte gegen 28,000 deutsche QM., und war bis 1739 eine mächtige Monarchie. Aber die Beherrscher derselben, Sewadschi's Nachkommen, die den Titel Maha Rajah (Großfürst) führten, hatten das Schicksal der Merovinger in Frankreich; sie überließen die Regierung ihren Ministern, und wurden von diesen als Staatsgefangne gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von acht Jahren auf den Thron kam, benutzte sein erster Minister, der Peischwah (Großvezier) Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte sich zugleich mit einem andern Minister, Rajojei, der Regierung, und hielt den Ram Raja bis zu seinem Tode (1777) als einen Gefangnen, dem er jedoch einen äußern Schein der Würde ließ. Nach Ram Rajah's Tode wurde die Würde eines Maha Rajah's völlig aufgehoben. Bajirow theilte das Reich mit seinem Gehülfen, behielt die westlichen Provinzen für sich, und nahm seinen Sitz zu Punah. Man nennt dieses das Reich der Punah-Maratten. Rajojei bemächtigte sich der östlichen Provinzen, machte Naugpur zu seiner Residenz, und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 starb, machte die Würde eines Peischwah in seiner Familie erblich. Doch bildete sich 1777 ein, aus zwölf Braminen bestehender Regierungsrath, welcher dem Peischwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenstaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmsten Statthalter in verschiedenen Theilen des Reichs geschehen; man befriedigte diese durch größere Macht und mehrere Einkünfte. Daher sind mehrere Marattenfürsten entstanden, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen, fast so wie in frühern Jahrhunderten die Fürsten Deutschlands von dem Kaiser. Folgendes ist ein kurzer Abriß der Geschichte der beiden Marattenstaaten: 1. Der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küste von Goa bis Kamboja ein, und war von Mysore, Golkonda, Berar und den marattischen Fürstenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In denselben lagen die vornehmsten Besitzungen der Präsidentschaft Bombai. Die jährlichen Einkünfte des Peischwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verschiedene Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 folgte, setzte diese Eroberungen bis zu den Ufern des Indus fort. Aber durch diese Vergrößerung des Punahstaats kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir-

Shah's, regierten Ländern. Der Peischwah beschloß, alle Mohammedaner zu vertreiben, und die Marattenherrschaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte sich (1759—1761) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe; die Mohammedaner schlossen sich an Abdallah an, und erschienen 150,000 Mann stark in den Ebenen von Karnawl und Pannivut; die Maratten, in Verbindung mit den Jat's, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem, mörderischen Kampfe wichen die letztern, und mit dieser Schlacht verloren sie die Oberherrschaft über Indien, wonach sie strebten. Sie erholten sich seitdem nie wieder ganz. Ballagi starb darauf, sein Sohn Maderow ward schon im J. 1772 und sein Enkel, Narain Row, 1773 von seinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieser nicht zur Peischwahwürde, weil der Knabe, den die Wittwe des ermordeten Narain nach seinem Tode geboren haben sollte, für dessen Sohn erkannt wurde. Nun bot Rajobah der Präsidentschaft Bombai die Insel Salsette an, wenn sie seine Absichten gegen seine Gegenpartei unterstützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten, und schloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah, seinen Foderungen entsagte, die Engländer aber im Besitz von Salsette blieben, und außerdem einen Bezirk von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten sollten. Ragobah blieb zu Bombai, die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungne Summe ein; Ragobah's Freunde hatten die Partei des jungen Peischwah zu Punah gestürzt, und die Räthe von Bombai schickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einem englischen Heere nach Punah. Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünschenswerth. Sie schlossen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salsette und die benachbarten Inseln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geboren 1774, wurde 1783 als Peischwah anerkannt, und stand einige Zeit lang unter der Vormundschaft eines andern Marattenfürsten. Der letzte Peischwah, Bajerow, der vor funfzehn Jahren von einem englischen Heere unter dem Befehle des jetzigen Herzog Wellington (Marquis Wellesley) in seine Würde eingesetzt worden war, und, mit dem Beistande der Engländer, sich verschiedne empörte Marattenstämme unterworfen hatte, fing 1817 Feindseligkeiten gegen die Engländer an. Er ward aber am 16 Nov. von dem Obersten Smith so geschlagen, daß er seine Residenz Punah verlassen, und sich nach einer Bergfestung flüchten mußte. 1818 unterwarf er sich, und lebt jetzt von einem Jahrgelde, unter brittischer Aufsicht, als Privatmann. 2. Der Staat der Berar-Maratten. Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, litt aber desto häufiger durch innere Unruhen. Die Provinz Berar, sein Hauptgebiet, ist 200 englische Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Streiferei, die Ragogi mit dem Peischwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Usurpator von Bengalen, Aliverdy, den besten Theil von Orissa. Von Bengalen nur durch einen schmalen Fluß getrennt, streiften die Berar-Maratten häufig in die Grenzprovinzen dieses schönen Landes. Erst nachdem Chossim-Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten diese Plünderungen auf, wiewol sie ihre Ansprüche auf den, ihnen nach Aurengzeb's Tode in Bengalen verwilligte, 16 Lak Rupien nicht aufgegeben haben. Ragogi, der erste Berar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier

Söhne. Der älteste folgte dem Vater, starb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Modagi, bekriegten sich über die Erbfolge. Der erste fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Auch dieser hat sich, da er im Kriege der Britten mit den Punah-Maratten 1817 auf die Seite der letztern erst heimlich, dann öffentlich trat, durch einen Vergleich den Engländern unterworfen, und seine Festungen ihnen einräumen müssen. Unter den übrigen Marattenfürsten sind die beiden mächtigsten, Scindiah und Holkar. Jener ist Rajah von Ugein (Udsen) und hatte sich eine bedeutende Macht verschafft. Um dieser Grenzen zu setzen, ward er von den Engländern (1802) bekriegt, und am 23. Sept. 1803 von Wellesley (Wellington) geschlagen, worauf er einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, der jedoch nachher mehrere Male wieder gebrochen worden ist. Holkar, Beherrscher von Indus, dessen Einkünfte 4½ Mil. Pf. Sterling betragen sollen, ist bald Verbündeter, bald Gegner der Engländer gewesen. Schon im Kriege 1805 ward er zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt. 1817 ergriff er auf's neue die Waffen, ward aber am 21. Dec. von dem General Hislop gänzlich geschlagen und zur Unterwerfung genöthigt. (S. d. Art. Holkar.) Die Maratten sind übrigens Anhänger der Religion des Brama, von starkem, festem Körperbau, in der Farbe vom Schwarzen bis zum Hellbraunen schattirt. Ihre Lebensart ist einfach; sie kennen wenig Bedürfnisse. Ihre Erziehung ist kriegerisch, ihr Charakter grausam und wild. Zum Gefecht berauschen sie sich oft durch eine Art Opium, oder durch wilden Hanf, den sie als Tabak rauchen. Im letzten Kriege hat ihre Artillerie eben so viel Geschicklichkeit, als Muth bewiesen. Den Britten ward die Unterwerfung der Marattenstaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaste der Rajah's allgemein verhaßt war, weil sie die übrigen Hindukasten wie Sklaven behandelte. Die letztern fanden den Schutz der Gesetze und des Eigenthums allein unter brittischer Hoheit. Daher rotteten sich die Krieger aus den brittischen Provinzen in Räuberhaufen (Pindarees) an dem Nerbudda zusammen, und suchten Schutz bei den, auf die Britten eifersüchtigen kleinen Marattenfürsten. So entstand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und stolzen Kriegerkaste, welche sich mit der gänzlichen Auflösung ihres Bundes und mit dem Verlust der Unabhängigkeit ihrer Fürstenfamilien im Jahre 1818 endigte.

Maratti (Carlo), ein berühmter italienischer Maler und Kupferstecher, geb. 1625 zu Camerino in der Mark Ancona. Er verrieth schon in frühester Kindheit große Liebe zur Malerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, ausmalte. In seinem 11. Jahre kam er nach Rom, studirte bis zum 19. Jahre in der Schule des Sacchi die Werke Raphael's, der Caracci und des Guido Reni, und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Vorzüglich fanden seine schönen Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. malte er sein berühmtes Bild der Daphne. Clemens IX., der sich von ihm malen ließ, bewilligte ihm einen Gehalt, und ernannte ihn zum Aufseher der vatikanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb zu Rom 1713, in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Nicht zufrieden zur Erhaltung der Malereien Raphael's im Vatican, und Caracci's in dem farnesischen Pallaste beigetragen zu haben, ließ er diesen Meistern Denkmäler in der Kirche della Rotonda setzen.

Als Künstler verdient Maratti den ihm von Richardson gegebenen Namen des letzten Malers der römischen Schule. Er war ein großer Zeichner; seine Gedanken waren erhaben, seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit lebhaft. Er verstand die Geschichte, Architektur und Perspective, und wußte in seinen Gemälden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Zeichnung in Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemälde von ihm in dem Pallast Michaïlow zu Petersburg. Die dresdener Gallerie hat zwei Gemälde, liebliche Madonnenbilder, von ihm. Er hat auch mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind die bekanntesten: Chiari, Berettoni und Passori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine spanische Kupfermünze, etwa 1 Pfennig am Werthe.

Marbod, s. Markomannen.

Marburg, die Hauptstadt in Oberhessen mit ungefähr 5500 Einw. und einem Schlosse, an der Lahn gelegen. Sie hängt gleichsam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. 1527 ward hier die erste protestantische Universität von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen gestiftet, welche unter der Regierung des Kurfürsten Wilhelm I. ansehnliche Unterstützung erhalten hat. Sie hat unter andern eine (1789 gestiftete) staatswirthschaftliche und eine (1808 gestiftete) chirurgische Anstalt, ein anatomisches Theater mit einer Sammlung auserlesener Präparate, welche schon Sömmerring beschrieben hat, desgleichen ein zootomisches Theater, ein nach des verstorbenen Stein's Angabe, 1792 eingerichtetes Entbindungshaus und eine ansehnliche Bibliothek. Die Anzahl der Studirenden beträgt über 200, diejenige der Professoren ist 34. Unter den lutheris. Kirchen ist die St. Elisabethkirche mit ihren schönen Denkmälern die sehenswertheste. Die Stadt hat einige Manufakturen. 1529 wurde hier zwischen den wittenberger und schweizerischen Reformatoren das bekannte marburger Religionsgespräch gehalten. 1757 besetzten die Franzosen das Schloß; die Verbündeten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. 1760 eroberten es die Franzosen von neuem und behaupteten sich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten.

Marc Aurel, s. Antonius.

Marcard (Heinr. Matthias), ein sehr geachteter Arzt, war 1747 zu Walsrode im Lüneburgischen geboren, erhielt seine Bildung in Göttingen (1769—71), besuchte dann auf längere Zeit England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont, und 1788 oldenburgischer Leibmedicus. Nach 21jährigem Dienst zog er sich, mit Beibehaltung der ihm besonders lieb gewordenen Geschäfte in Pyrmont, in sein Vaterland zurück, und starb 1817. Er hat sich nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als Gelehrter, dessen Kenntnisse sich über die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens erstreckten, viele und große Verdienste erworben. Als medicinischer Schriftsteller ist er in zwei Hauptwerken, der Beschreibung von Pyrmont (1785), und dem über die Natur und den Gebrauch der Bäder (1790) als klassisch anerkannt. Im Felde der Politik hegte er, zwar anonym, aber mit desto mehr Kraft und Nachdruck, seine wohlbegründeten Besorgnisse während der Periode des allgemei-

nen Schwindels, und auch noch späterhin eine Charakteristik der französischen Nation, der Welt vor. Preußens Neutralitätssystem, dessen Ursachen und wahrscheinliche Folgen (1799); Was haben die Mächte von Buonaparte zu erwarten (1801); Reverien eines deutschen Patrioten (1806), und endlich der Franzosenspiegel (1815) beurkunden noch jetzt die Richtigkeit seiner Urtheilskraft. Seine Verbindung mit Kotzebue und dem Leibarzt, Ritter von Zimmermann, bei Gelegenheit des Pasquills Bahrdt mit der eisernen Stirne, war eine Verirrung aus Freundschaft, die allen Betreffenden Kummer veranlaßte.

Marcasit wird eine metallartige Substanz genannt, von welcher es vielerlei Gattungen gibt. Am häufigsten benennt man damit einen metallisch-glänzenden, in's Goldgelbe, wol auch in's Stahlgraue spielenden Schwefelkies, welcher meistens so hart ist, daß er am Stahle Funken gibt, und außer dem durch Schwefel vererzten Eisen, zuweilen auch Gold, Silber, Arsenik u. s. w. enthält. Uebrigens nennen die Materialisten und Apotheker auch den Wismuth Marcasit, so wie endlich die Alchymisten allem unreifen Metall denselben Namen beilegen.

Marcellinus (Ammianus), s. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), ein berühmter Musiker und Dichter, geboren von adeligen Aeltern zu Venedig im J. 1680. So leidenschaftlich er die Musik liebte und sich ihr widmete, so entzog er sich doch auch nicht dem Dienste der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf ward er Proveditor zu Pola, und endlich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edlen und einfachen Erhabenheit. Aber sein Gesang ist von fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weitesten Umfang, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem verschiedne theoretische und andre Werke geschrieben. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), der erste römische Feldherr, der im zweiten punischen Kriege glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er, während seines Consulats im J. Roms 531, die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridamarus, der ihn zum Zweikampf foderte, besiegt und dadurch das überlegene gallische Heer so muthlos gemacht hatte, daß es vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge davon war die völlige Besiegung Oberitaliens. Marcellus triumphirte, weil er, so lautete der Senatsbeschluß, die Insubrier und Germanen bezwungen habe. Das ist das erste Mal, das in der römischen Geschichte die Germanen genannt, und das letzte Mal, daß des persönlichen Zweikampfs der Feldherrn erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor den Befehl über die übriggebliebenen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf sich in die Stadt, sie zu vertheidigen. Er zwang die Karthaginenser, sich mit Verlust zurückzuziehen. Seine abermalige Wahl zum Con-

sul, die inzwischen erfolgt war, wurde auf Anstiften der eifersüchtigen Patricier von den Augurn für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, welches Hannibal auf's Neue und mit aller Macht bestürmte, und beschloß, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptschlacht im freien Felde zu wagen. Sein, an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehen. Endlich ward er, im J. Roms 539, zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibal's auf Nola, und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Nachdem er genesen war, ging er in seine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syrakus die merkwürdigste ist. Nachdem er vergebens, seit 540, alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine kunstreichen Maschinen mit siegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Karthaginenser, sie zu entsetzen, und war so glücklich, sich ihrer nach und nach, theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syrakusaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter diesen auch Archimedes. Marcellus bedauerte den Tod desselben sehr, verlieh seinen Anverwandten viele Vorrechte und ließ ihn feierlich bestatten. Nachdem er den größten Theil der Insel (543) unterworfen und noch einen vollständigen Sieg über die Karthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 ward er auf's neue mit dem M. Valerius Lävinus zum Consulat erhoben, nnd sollte wieder den Oberbefehl in Sicilien erhalten; aber die Syrakusaner sandten Abgeordnete nach Rom, welche sich über seine Grausamkeit beschweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigesprochen, tauschte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies später die Syrakusaner bereuten, und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, sondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und sie als Bundesgenossen Roms angesehen wurden. Jene erklärten sich aus Dankbarkeit für Klienten des marcellinischen Hauses. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numistrum lieferte er eine unentschiedne Schlacht; im folgenden Jahre ward er bei Canusium von Hannibal geschlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge sammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und siegte, wiewol mit großem Verlust. Im J. Roms 545 erhielt er das Consulat zum fünften Mal, mit T. Quintius Crispinus. Beide Consuln vereinigten sich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerstätte zu besetzen, als sie sich plötzlich von Feinden umringt sahen. Dennoch würden sie sich vielleicht durchgeschlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, sich sogleich ergeben hätten. Marcellus selbst blieb; sein Sohn nnd der andere Consul schlugen sich durch. So starb dieser große, von Hannibal selbst gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild desselben hieß. Han-

nibal zog seinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen, und die Asche dem Sohne in einer kostbaren Urne überbringen. Sein Geschlecht blühte lange, und zählte mehrere consularische Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schwester Augustus, den Virgil verherrlicht hat, ausstarb.

Marchesi (Luigi), auch Marchesini genannt, einer der berühmtesten Sopranisten, um das Jahr 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zartesten Kindheit zeigte er sich als Virtuose auf dem Waldhorn; allein von Kunstverständigen aufgefodert, verließ er heimlich seinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf sich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, so scheint er seine höchste Bildung doch in Deutschland, und zwar in München, wohin er von 1775—1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in sein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erstaunen und Entzücken. Besonders ward er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchsten Enthusiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Pisa ihm hatte prägen lassen. In Turin, wohin er mit 1000 Dukaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiser von Rußland, als Großfürst, bei seiner damaligen Anwesenheit 5000 Dukaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch scheint er diesen Ruf erst 1786 (nachdem er sich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören lassen) gefolgt zu sein. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italienischen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterl., eine Benefizvorstellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme ward als überaus rein und hell bewundert, in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man seine Declamation und Action, so wie auch seine Einsichten in der Musik. Er starb 1792 zu Mailand.

Marcion, Marcioniten, s. Gnosis.

Marcolini (Camillo, Graf), kön. sächs. Kabinetsminister und Oberstallmeister, geb. zu Fano im Kirchenstaate 1739, starb 1814 zu Prag. Je höher er stieg, und je länger er das Vertrauen seines Souveräns besaß, desto strenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber selbst seine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von natürlichem Verstande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, sicherm Takt, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falsch; für einen Günstling wahrlich ein großes Lob. Den, seinen Landsleuten nicht ohne Grund vorgeworfnen Fehler, Rachsucht, kannte er durchaus nicht. Er stammte aus einem alten italienischen Geschlechte, von welchem mehrere Mitglieder angesehene Stellen bekleidet hatten. Als jüngster Sohn des Hauses war er ohne Vermögen. Er kam sehr jung nach Dresden, wo er im Pagenhause erzogen, und in der Folge zu dem Hofstaate des damaligen Kurprinzen, jetzigen Königs versetzt ward. Seine äußerliche Bildung, sein gesundes Urtheil und sein gerades Wesen, verbunden mit der freien Biegsamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Prinzen. Er ward nachher Kammerjunker und Kammerherr; in der Folge Kämmerer mit dem Charakter eines wirklichen Geheimenraths, und Oberkammerherr. In beiden Stellen hatte er die Oberaufsicht über den besondern Hofstaat des Regenten und über die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen. Auch ward er Director der Porzellanmanufaktur und Generaldirector der Künste und Kunstakademien in Sachsen. 1799 ward er zum Oberstallmeister ernannt, legte aber dagegen die

Stelle als Oberkammerherr nieder, welche er jedoch nachher, von 1807 an, länger als 5 Jahre interimistisch, und ohne Gehalt dafür zu beziehen, verwaltete. 1809 erhielt er den Titel als Kabinetsminister — eine Auszeichnung, die ohne Beispiel war — es war jedoch bloßer Titel, ohne Einkünfte oder besondere Geschäftsführung. Verschiedne der ersten Staats- und Militärbeamten schlossen sich dem klugen Hofmann an. Doch war er zu klug und zu wenig anmaßend, um über Angelegenheiten entscheiden zu wollen, die außer seinen Sphären lagen. Weil man ihm mehr Einfluß zutraute, als er wirklich hatte oder sich verschaffen wollte, so ward er mit einer Menge von Gesuchen bestürmt, die er nicht immer befriedigen konnte. Daher entstand mancher Groll gegen ihn, und auch er hatte das gewöhliche Schicksal, daß Leute, die er begünstigt hatte, ihn in der Folge anfeindeten. Er kannte die Menschen, ward aber doch nicht selten hintergangen. Eine gewisse Gutmüthigkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Er verstand die Kunst, sich selbst zu beherrschen, und handelte nie leidenschaftlich; noch weniger zeigte er einen Günstlingsstolz. Feind der Ungerechtigkeit und der Kabale, widersetzte er sich derselben nöthigenfalls mit allen Kräften. Eine Art von Gleichgültigkeit gegen gewisse Dinge, die bisweilen in Kälte überzugehen schien, ward an ihm von einigen getadelt. In seinem Umgange war er sehr zurückgezogen, um sich von allen Einwirkungen möglichst zu entfernen. Fremde fanden immer Aufnahme bei ihm. Daher schrieb man ihm eine Vorliebe für sie, besonders für Italiener zu. Die Geistlichkeit hatte durchaus keinen Einfluß auf ihn. Sein Aeußeres war einfach aber nicht ohne Würde. Er liebte den Luxus nicht, unterhielt aber einen bedeutenden Hausstand, und verwendete viel auf Gebäude und ökonomische Verbesserungen. Daher hinterließ er auch kein so ansehnliches Vermögen, als man geglaubt hatte. Was er besaß, hatte er rechtmäßig erworben. Die Einkünfte seiner verschiedenen Stellen betrugen jährlich gegen 12,000 Thaler. Nach dem Tode seines ältern Bruders erbte er 1793 zwei sehr einträgliche Majoratsherrschaften bei Fano und Ancona im Kirchenstaate. Marcolini liebte zwar keine Neuerungen und ließ alles so lange als möglich in dem gewohnten Gange fortgehen; doch war er einleuchtenden Verbesserungen, vorzüglich im Oekonomischen, nicht entgegen. In den letzten Jahren machten sein Alter und die schwierigen Verhältnisse des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter seiner Leitung stand, unmöglich. Seine Geschäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachsen, die Rechte und die Verfassung des Landes nicht genau; er hatte bloß den gewöhnlichen Schulunterricht, aber keine gelehrte Bildung erhalten. Er hörte gern die Meinung anderer, und konnte Widerspruch vertragen. Daß er sich bisweilen irrte, oder getäuscht wurde, hatte er mit jedem andern gemein. Manches ward auf seine Rechnung geschrieben, woran er keine Schuld hatte. So hing es z. B. nicht von ihm ab, die durch die Zeitumstände herbeigeführte ungünstige Lage, der unter seiner Leitung stehenden meißner Porzellanmanufaktur zu ändern. Wenn aber auch mancher Verwaltungszweig unter seiner Leitung weniger gedieh: so bleibt doch stets die Rechtlichkeit seines Verfahrens, das, entfernt von Stolz und Willkür und frei von Familienrücksichten war, bei seinem Einflusse, den er nie mißbrauchte, sein größtes Verdienst. Ein Denkmal seines Namens ist noch jetzt der Anbau eines großen sandigen Landstrichs vor Neustadt-Dresden an der bautzner Straße, wo er

eine schöne Melerei und andere Anlagen mit vielen Kosten einrichtete. Dp.

Marcus, der Evangelist, ist nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus, als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu, und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er von Jesu erzählt. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume, jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evangelium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gestiftet hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing, und zunächst nur den Judenchristen wichtig sein konnte, mit Stillschweigen übergeht. Die Echtheit seines Evangeliums ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalb. Fried.), fürstl. bambergischer und seit 1795 fürstl. würzburgischer Hofrath und Leibarzt, auch erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director des Medicinalausschusses, wurde 1753 zu Arolsen in Westphalen von jüdischen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnte schon bei seinem Aufenthalt auf der Universität den ungewöhnlichen Geist in ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vortrefflichen, um diese Stadt so vielfach verdienten Fürstbischof, Franz Ludwig von Erthal, bekannt wurde und die katholische Religion annahm. Als Leibarzt des Fürsten erwarb er sich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalwesens in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienste. Ihm verdanken die Bäder von Lissingen und Bocklet ihre Wiederherstellung, und er war es vorzüglich, der den Fürsten zur Errichtung des, nach seinen Ideen erbauten berühmten Krankenhauses in Bamberg bewog. Als Arzt mit seltenem, oft bis an's Wunderbare grenzenden diagnostischen Blick ausgerüstet, und in seinem Heilverfahren eben so sehr vom Glück, als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünstigt, war er einer der ersten Aerzte Deutschlands, der das brownische System einführte, und in Verbindung mit Röschlaub zu dessen Verbreitung beitrug, so wie er in der Folge, im Verein mit Schelling, Steffens u. A. die Medicin nach den neueren naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. 1816 starb dieser große Arzt, dem Bamberg, außer dem schon erwähnten musterhaft eingerichteten Krankenhause, seine medicinisch-chirurgische Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele andre, theils praktisch-nützliche, theils die höhere Geistesbildung und die Anmuth des geselligen Lebens bezweckende Anstalten verdankt. Marcus Verdienste um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erst völlig würdigen, wenn so Manches, was in den Augen gemeiner Empirie den Schein des Seltsamen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft und bestätigt sein wird. Wer den Zustand der Medicin kennt, muß jeden Versuch, Licht und Einheit in dieses Gewirr zu bringen, dankbar anerkennen.

Marcusplatz, s. Venedig

Mardonius, s. Platäa und Xerxes.

Marengo, ein Flecken in der Ebne zwischen Alessandria und Tortona, im königl. sardinischen Herzogthum Montferrat, ist durch die, hier am 14. Juni 1800 vorgefallne Schlacht höchst merkwürdig

geworden. Buonaparte war, was man für unmöglich hielt, mit 60,000 Mann vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen. Zu spät erkannte der österr. Feldherr Melas die Gefahr. Denn schon hatte Buonaparte am 2. Juni das Felsenschloß Bardo, am Eingange des Thals von Aosta, erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Nizza, und Berthier schlug bei Monte-Bello den Feldmarschall Lieutenant von Ott. Am 13. Juni kam Desaix aus Aegypten in Buonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei Marengo vereinigt; Desaix befehligte die Consulargarde. So kam es am 14. Juni zu der blutigen Schlacht, worin der heldenmüthige Desaix den Tod fand, und das österr. Heer unter Melas mit einem Verlust von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Toden ertrug, als den der Lebenden, schrieb dem Gen. Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt, nach Mathieu Dumas: Précis des événemens militaires V., dem General Kellermann; und dieser General hat in seinem Schreiben (Paris, den 8. Oct. 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4. Vol. p. 127. die Umstände eben so wie Dumas erzählt. Gegen Mittag mußten nämlich, am Tage der Schlacht, die französischen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich, gedeckt von der Cavalleriebrigade des Generals Kellermann, zurück, und das langsame Vorrücken der Oesterreicher, so wie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavallerie nahm, ließ den Trümmern des französischen Heeres Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix zu sammeln. Der erste Consul hatte dieses Corps schon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Jetzt ward Desaix eiligst zurückberufen, und er hatte eben seine Stellung bei St. Giuliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Cavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3—4000 Mann stark sein. Der Feind war seines Sieges gewiß. Desaix war gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine, an Zahl so schwachen Truppen konnten den feindlichen Angriff nicht widerstehen, und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungarische Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Masse des österreichischen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verstärkung erhalten, und zog sich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entschied Kellermann den Sieg, welcher Napoleon's Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war der Waffenstillstand zu Alessandria zwischen Buonaparte und Melas, nach welchem die Oesterreicher binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetone, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Ceva, Savona und Urbino, räumten, und sich über Piacenza zwischen dem Po und Minzio zurückzogen. An der Stelle, wo Desaix fiel, ist ein Denkmal errichtet. K.

Maret (Hugues Bernard), geb. 1758 zu Dijon, wo sein Vater

Arzt und beständiger Secretär der Akademie war. Er war in Paris, um sich eine Stelle zu kaufen, als die, durch die Versammlung der Reichsstände erweckten Hoffnungen seinen Entschließungen eine ganz andere Richtung gaben. Gleich nach der Eröffnung der constituirenden Versammlung, deren Sitzungen er regelmäßig beiwohnte, entwarf er mit Mejean dem Aeltern den Plan zu einer Zeitschrift (Bulletin de l'Assemblée) worin er die Verhandlungen der Versammlung mit ungemeiner Treue wiedergab. Als der Buchhändler Pankoucke späterhin die Gedanken zur Herausgabe des Moniteur (s. d. Art.) faßte, bewog er Maret, sein Bulletin aufzugeben und seine Arbeit für die neue Zeitschrift fortzusetzen. Der große Beifall, den dieses Blatt fand, machte den Verfasser zu einem wichtigen Manne für alle Redner, die auf die treue Darstellung ihrer Meinungen Werth legten, und von dieser Zeit an beginnt Maret's Glück auf seiner politischen Laufbahn. In einem kleinen Hause in der Straße St. Thomas du Louvre, wo er seine Zeitschrift herausgab, lernte er den Lieutenant Buonaparte kennen, der zufällig hier wohnte und den er oft zum Essen mitnahm. Maret blieb bis um die Mitte des Jahres 1791 mit den Jacobinern verbunden, seit den Begebenheiten auf dem Marsfelde (17. Jul. 1791) aber zog er sich mit vielen andern Abgeordneten zurück, und ward Mitstifter des Clubs der Feuillans, wo er laut die constitutionelle Monarchie predigte. Er entzweite sich jedoch nicht so ganz mit seinen alten Freunden, daß er nicht einige wichtige Verbindungen behalten hätte, die ihm in der Folge nützlich wurden. Als der 10. August die Monarchie gestürzt hatte, nahm Maret die Stelle eines Division-Chefs unter Lebrun, dem neuen Minister der auswärtigen Angelegenheiten an. Er wurde, als der englische Gesandte in Paris zurückberufen und dem französischen Bothschafter in London die Anerkennung seines öffentlichen Charakters verweigert worden war, gegen Ende des Jahres 1792 an den englischen Hof gesandt, um dessen Beitritt zur Coalition zu verhindern. Pitt scheint zu jener Zeit nicht abgeneigt gewesen zu sein, sich auf die Foderungen des französischen Gesandten einzulassen, aber im Februar 1793 erhielt dieser seine Depeschen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Der schnelle Wechsel der Begebenheiten in Frankreich und alte Erinnerungen hatten die Gunst, die er unter dem Minister Lebrun genossen, vermindert, weshalb er auch seine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Bothschafter am neapolitanischen Hofe. Auf dem Wege dahin, ward er den 25. Juli im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebst Sémonville, durch österreichische Truppen in Verhaft genommen und nach Kufstein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den, von Dumouriez den Oesterreichern überlieferten Deputirten zu Basel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Für den durch diese Gefangenschaft erlittenen Verlust gestand ihm nachmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entschädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commissäre, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln sollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor ward er zurückberufen und lebte entfernt von Staatsgeschäften, bis er im Dec. 1799 zum General-Secretär der Consuln ernannt wurde. Später ward diese Stelle unter dem Namen Staatssecretäriat zu einem Ministerium erhoben. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Preßburg, Tilsit

und Wien schließen; erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, ward zum Herzog von Bassano erhoben. Auch in dem russischen Kriege von 1812—1813 war er um die Person des Kaisers. Den 1. Januar 1813 schlug er eine Aushebung von 350,000 Conscribirten zum Ersatz des in Rußland erlittenen Verlustes im Senate vor. Er ist hauptsächlich an der Fortsetzung dieses Krieges Schuld gewesen, welches ihn auch bewogen haben soll, im Anfange des Jahres 1814 das Ministerium dem Herzoge von Vicenza zu überlassen. Napoleon brauchte ihn nun zu verschiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit diesem vom Schauplatz abtreten mußte, und erst bei dessen Rückkehr 1815 wieder Minister-Staatssecretär und Pär von Frankreich ward. Er war mehr Hofmann als Staatsmann, und weniger ein guter Minister, als ein guter Secretär. Er fügte sich in Allem unbedingt in Napoleons Willen. Die königl. Verordnung vom 24. Jan. 1815 verbannte ihn aus Frankreich. Er erhielt jedoch, während De Cazes an der Spitze der Verwaltung stand, die Erlaubniß zur Rückkehr. Seine Gemahlin war bei der Kaiserin Louise Palastdame.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verstümmelte, steinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand steht, und an welcher sonst häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. S. Pasquill.

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, bestieg 1387, nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in seiner Person vereinigt hatte, 34 Jahr alt, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, setzte sie, von den unzufriednen Ständen dieses Reichs aufgefodert, denselben fort, und war so glücklich, den schwedischen König Albrecht zu besiegen und in der Schlacht bei Falköping (1388) gefangen zu nehmen, worauf sie im J. 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Als sie so die Kronen der drei nordischen Reiche auf ihr Haupt gesetzt hatte, dachte sie nun auch darauf, die Vereinigung derselben dauernd zu machen. Sie berief die dänischen, schwedischen und norwegischen Stände 1397 nach Kalmar zusammen, und bewog sie, ein feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Diese berühmte Urkunde, die unter dem Namen der kalmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpunkten. Nach dem ersten sollte der König ein Wahlkönig bleiben: nach dem zweiten sollte der Regent verpflichtet sein, abwechselnd in den 3 Reichen zu residiren; nach dem dritten sollte jedes Reich seinen Senat, seine Gesetze und seine Freiheiten behalten. Diese auf den ersten Blick so vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe selbst verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte besonders die Schweden zu gerechten Beschwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächster Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrschereigenschaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachten, so lange es nicht ihren Planen entgegen war. Ihre Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren eben nicht streng; aber sie suchte die Meinung des Volks durch reiche Geschenke, die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geist würde sich weiter ausgedehnt haben, wenn er gebildeter gewesen wäre. Sie

sprach mit Kraft und Anmuth, und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verschwenderisch in ihren Lustbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte sie sich den Beinamen der nordischen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen, als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Oesterreich, eine kluge aber unglückliche Tochter des Kaisers Maximilian I. und wurde 1480 geboren. Nach dem Tode ihrer Mutter Maria von Burgund, wurde sie nach Frankreich geschickt um, am Hofe Ludwig XI. erzogen zu werden, weil solcher dieselbe dem Dauphin (nachher Carl VIII.) zur Gemahlin bestimmt hatte. Statt dessen vermählte sich Letzterer 1492 mit Anna, Erbin von Bretagne. Vermöge des Friedensschlusses zwischen Carl VIII. und Kaiser Maximilian, kam die Prinzessin nach dem Hofe ihres Vaters zurück und vermählte sich 1497 mit Johann, Infanten von Spanien. Auf der Seefahrt von Spanien befiel ihr Schiff ein sehr heftiger Sturm, der ihr den Untergang drohte. Munter wie die geistreiche österreichische Prinzessin war, dichtete sie, indeß die übrige Schiffsgesellschaft betete oder arbeitete und verfertigte sich folgende Grabschrift: Cy git Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle. Freude machte ihre glückliche Ankunft dem Gemahl und allen Spaniern, aber schon am 4. October 1497 starb der Infante Johann. Im J. 1501 heirathete sie nun den Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher auch schon 1504 starb. Ihr Vater ernannte sie nun zur Gouvernantin der Niederlande, eine Würde die sie mit Ruhm, angebetet von den vorher sehr unruhigen Niederländern bekleidete. Jean le Maire sammlete manche ihrer klugen Reden bald im Hofzirkel, bald von den Ständen gesprochen in der 1549 herausgegebenen Couronne margaritique und manche Gedichte und Witzspiele dieser Fürstin, auch ihr discours de ses infortunes et de sa vie. Sie starb zu Mecheln 1530.

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hause Lancaster. Diese Fürstin vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltner Schönheit. Sie verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen ward sie eine Feindin des Herzogs von Glocester, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben, 1447, eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens gewesen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou wieder in den Besitz der Grafschaft Maine gesetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geschah gleich nach Glocester's Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen nunmehr in die Normandie eindringen konnten, verursachte 2 Jahre darauf den Verlust dieser Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche sie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man sie ohne Unterstützung gelassen, nach England zurück. Sie schrieben der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margarethe unter seinem Namen ausübte, die erlittenen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derselben Meinung. Diese Stimmung der Gemüther bewog die Gemeinen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König zog die Sache vor seinen Geheimenrath und verbannte Suffolk auf einige Zeit, aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet, und sein Tod blieb ungerächt. Der

Aufstand vom J. 1450 schreckte die Minister, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch ward dieser 1454 an die Spitze des Königreichs gestellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geistesschwäche noch durch Krankheit vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergestellt war, widerrief er die, dem Herzoge von York ertheilte Vollmacht. Dieser griff zu den Waffen, schlug Heinrichs Truppen, nahm ihn selbst gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in seine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Anwesenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pärs, wo er auf's neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und ward mit wechselndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancastrischen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachsenen Sohne in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück eine solche Begeisterung zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte und in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York zog nur mit 5000 Mann gegen sie, und fand sich zu Wakefield umringt. Sein Heer ward in Stücken gehauen und er selbst in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ seinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufstecken. Im J. 1461 schlug sie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber sie befleckte ihren Sieg späterhin durch blutige Hinrichtungen. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älteste Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König ausgerufen, und Margarethe genöthigt worden, sich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles strömte unter ihre Fahnen, wo Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten; sie stand in Kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieses Heer wurde bei Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., seine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauses Lancaster ächten. Margarethe eilte, da sie in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich, und bewog Ludwig den XI. durch das Versprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit sich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen, und Margarethe, von Allen verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, ward hier von Räubern überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während sie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten sie auf's äußerste gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. Entschlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an." — Der Räuber, erstaunt und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborgen und verschaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower gesetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Elisabeth

Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten sich im J. 1470, mußten aber, da sie sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. sie mit Achtung aufnahm und einige Vereinigung zwischen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher sie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in eilf Tagen. Eduard floh nach Holland, Heinrich bestieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentschaft. Aber schon nach sechs Monaten erschien Eduard, unterstützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen und blieb im Handgemenge. An demselben Tage landete Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ sie zum ersten Male, als sie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei sich um sie sammelten, fing sie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erscheinen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe ward vollkommen geschlagen und nebst ihrem Sohne gefangen. Der junge Prinz wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, sie aber in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden starb. Erst nach 4 Jahren erlangte Margarethe durch den Vertrag von Pecquigny ihre Freiheit wieder; Ludwig XI. löste sie mit 50,000 Thlrn.; und sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1482 starb, nachdem sie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II. geb. im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, später berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Diese, mit Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl; sondern der Herzog von Guise besaß ihr Herz. Heinrich schenkte das seinige verschiednen Geliebten. Zwei Gatten von solcher Denkart konnten nicht in gutem Einverständniß leben. Margarethe, die 1582 wieder an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ sich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Carls IX., bewog sie jedoch, sich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg seine Gesinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügellosigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den, von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geschleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ sich zu Aachen nieder, von wo sie, ihrer Sittenlosigkeit und ihrer Bedrückungen wegen, verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unstetes, unregelmäßiges Leben, bis sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt wurde, dessen sie sich jedoch bemächtigte, nachdem sie das Herz des Marquis von Canillac, der sie daselbst festgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorschlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderlose Ehe trennen zu lassen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt, und ihr ein anständiges Jahrgeld ausgesetzt würde. Die Trennung geschah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Usson im Jahre 1605 und ließ sich in Paris nieder, wo sie in der Rue de Seine ein großes

Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte sie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Uebungen, und starb 1615 als der letzte Sprößling des Hauses Valois. Abgesehen von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verstand und seltne Reize. Sie schrieb und sprach besser, als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der schönen Geister, die sie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war sie ungerecht, um großmüthig zu sein; sie borgte, ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloster der Petits-Augustins erbaut und ausgestattet; in der Kirche desselben wurde ihr Herz beigesetzt. Wir besitzen von ihr Poesien und Memoiren von 1565—1582. Sie schildert sich in letztern als eine Vestalin. Der Styl ist naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schwester Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luisens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte sich 1509 mit Carl, letzten Herzog von Alençon, erstem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfall von Pavia 1525 starb. Sie empfand den tiefsten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Königs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab sie sich selbst nach Madrid, um ihn während seiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorstellungen dazu bei, daß ihm mit der, seinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz seine Dankbarkeit auf das freigebigste, und bewilligte ihr sehr große Vortheile, als sie sich mit Henri d'Albret, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., war die Frucht dieser glückliche Ehe. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren eines großen Fürsten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, verschönerte und befestigte die Städte. Aus Begierde, sich von allem zu unterrichten, lieh sie auch einigen protestantischen Theologen ihr Gehör und machte sich mit ihren Grundsätzen bekannt. Sie legte dieselben im J. 1533 in einer kleinen Schrift; Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge flößte ihr nur mehr Theilnahme für die Ketzer ein, welche sie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Sie schenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Ansehn an, um sie der Strenge der Gesetze zu entziehen. Auf ihre Empfehlung schrieb Franz I. zu Gunsten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte sie gegen das Ende ihres Lebens zur katholischen Religion zurück. Sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geist mit theilnehmender Güte und sehr umfassender Kenntniß mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geschäften wie dem geselligen Vergnügen freund, ohne eins über das andere zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine eben so zärtliche Schwester, als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künste und schrieb selbst mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hat folgende Werke hinterlassen: 1. Heptameron ou les Nouvelles de la reine de Navarre, Erzählungen im Geschmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte über-

einstimmte und keinesweges zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf. 2. Les Marguerttes de la Marguerite des Princesses, gesammelt von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye. Man findet in dieser Sammlung von Gedichten vier religiöse Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivetät; ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau etc.

Marggraf (Andr. Sigism.), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geb. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geschmack an der Chemie, die er 5 Jahre in Strasburg, Halle und in Freiberg, studirte. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wissenschaftlichen Gesellschaft, und 1744, bei Stiftung der königl. Akademie der Wissenschaften, in die Klasse der Experimentalphilosophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm schon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Erfurt nahmen ihn zum Mitgliede auf. Durch sein emsiges Studiren hatte er seine Gesundheit untergraben. Er starb 1782. Die chemische Untersuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortschritte. Er ist der erste, der eine vollständige Analyse der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem System- und Hypothesengeist freien Methode in den chemischen Arbeiten beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunsteins und vielen anderen höchst wichtigen Entdeckungen. Seine verschiednen chemischen Schriften befinden sich sämmtlich in den Memoiren der berliner Akademie.

Maria, die Mutter Jesu (in der Kirchensprache U. L. F. d. h. Unsre Liebe Frau, auch die heilige Jungfrau, franz. zuweilen Notre Dame, ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gedenkt ihrer zuerst als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in stiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetische Ausschmückung einer, für sie und ihren Sohn entehrenden Thatsache erkennen mögen. Ein Himmelsbothe trit mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit und sie erschreckt jungfräulich über die ungewohnte Erscheinung; ihr bescheidner Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, sie sei Gott gefällig, und werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter sein werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißenen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste sein mußte, nur die Seltsamkeit der Bothschaft, daß sie als Jungfrau Mutter werden sollte, erschütterten ihr unschuldiges Herz. „Wie soll das zugehen," antwortet sie, „da ich von keinem Manne weiß?" Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten, und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sei. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast." Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottesvertrauens, die aus Mariens Antworten

redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der höchsten und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgesang, in dem sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freundin Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie den Segen dieser Bestimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Darstellung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt nur, wie lebendig jenes, durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie sieht den Zusammenhang der Engelerscheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was sie schon wußte, und Simeon's ahnungsvoller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und schonende Mutter zeigt sie sich, da der zwölfjährige Jesus von ihrer Seite gewichen und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht sie mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?" Da er nun Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getreten ist, bescheidet sie sich willig, daß er der Welt mehr, als seinen Verwandten angehören müsse, und bei der Hochzeit zu Kana, wo sie mit weiblicher Besorglichkeit seine Wunderkraft in Anspruch nimt, um den Neuvermählten eine Beschämung zu ersparen, beleidigt sie es nicht, sich seiner tiefern Einsicht zu unterwerfen; auch wird sie darum nicht an ihm irre, daß er, einst im Lehren begriffen, sie und seine Brüder nicht zu sich ließ. Ohne Zweifel hat sie ihm auf dem gefahrvollen Wege seines Berufs mit zärtlich wachsamen Augen begleitet; denn endlich unter seinem Kreuze finden wir sie im stummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieses Jüngers, den ihr Jesus zum Sohne gab, verschwindet sie aus der Geschichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schicksalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeschmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß sie in den Himmel, in dem ihr Sinn schon auf Erden war, eingegangen sei! Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben sich unter den Christen Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwiesen. Thrazische und scythische Weiber, die kaum zum Christenthum übergetreten, noch voll von heidnischen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daselbst einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten sie ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei sie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechisch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die strenggläubigen Theologen selbst an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben sei, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joseph's und Mutter mehrerer, mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widersacher der Maria. Wegen derselben Ansicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Palästina und der Bischof Bonosus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poesie und mit ihr die katholische Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit gestalten; denn wenn Frauen Heilige sind, so wird immer eine Maria an Unschuld, Demuth und Frömmigkeit die

erste unter ihnen sein. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienst auf, und von jeher haben sich christliche Frauen am liebsten an diese Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß sie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Aehnliches von einer Göttin sieht und sie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die schwärmerische Mönche, besonders die Franciscaner und Jesuiten, ihr durch die Behauptung, sie hätte Jesum ohne Verletzung ihrer Jungfrauschaft geboren, anthun zu müssen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede ist; denn diese konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joseph, nach einer jüngst von Herder unterstützten Meinung, mit ihr gezeugt haben soll, und die daher die Brüder Jesu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geschichte, und emporgehoben in das Gebiet der Religion, erscheine sie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen, und jede übe sich eben so fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künstler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdseligkeit vor Augen zu stellen. Aber auch den Männern bleibt sie um des Sohnes willen, den sie groß erzogen, an die Quellen der ältern Offenbarung Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die so mild an ihm wiederstrahlen, ausgestattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vergl. d. Art. Jesus.) Im 6. Jahrh. fing die christliche Kirche an, Feste zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, von denen das der Reinigung (des Kirchganges zum Tempel in Jerusalem), das der Verkündigung und das der Heimsuchung (Besuch Marien's bei Elisabeth) in mehrern protestantischen Ländern beibehalten worden sind. Die griechischen und katholischen Christen, auch die schismathischen Kirchen im Orient begehen außer diesen mehrere Marienfeste, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel (in der katholischen Kirchensprache, Assumtio). Das Fest der unbefleckten Empfängniß Marien's feiert nur die katholische Kirche. Es kam 1145 auf, ward aber später, wegen des Widerspruchs der Dominikaner gegen diese Lehre, nicht allgemein angenommen, und noch jetzt sträubten sich diese Schüler des heil. Thomas von Aquinum (s. d. Art.) einzugestehen, daß Maria ohne Erbsünde empfangen und geboren worden sei. Die tridentische Kirchenversammlung ließ diesen oft heftig erneuerten Streit unentschieden. Der Mariendienst hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrerer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto in Italien und zu Czenstochau in Polen (s. d. Art.) im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenschäden stehen. Die katholischen Gläubigen wallfahrten zu solchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Besuchern durch päpstliche Bullen verheißen ist, zu erlangen. Mehrere geistliche Orden sind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten (s. d. Art.), und alle die weiblichen Orden gehören, die sich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (s. Annunciaden), von der Heimsuchung (s. Salesianerinnen) U. L. F. Als Sterne des zweiten Ranges erscheinen in der evangelischen Geschichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schwester des Lazarus, Jesu gelehrigste Schülerin und zärtlichste Verehrerin, die er selbst seiner Freundschaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26., 13. — 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jesu

ihre Heilung von einer schweren Krankheit schuldig war und ihren Dank durch die treueste Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, sie begleitete ihn auf seinen Reisen, sie weinte unter seinem Kreuze, sie ist die letzte bei seiner Beerdigung und die erste, die am Ostermorgen zu seinem Grabe eilt und den Auferstandnen wiedersieht. Ein verjährter, durch die Kunst wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwechselt sie mit der nicht genannten Sünderin zu Nain, die Jesus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der sie seine Füße salbte, der Vergebung ihrer Sünden versicherte, Luc. 7, 36—50. 3. Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apostels Jacobus und 4. Maria, die Schwester der Mutter Jesu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jesu sehen; in dessen Gefolge sie wahrscheinlich schon früher gewesen waren. Vergl. Die biblischen Frauen von Greiling, 1815, 1. Th.
E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewol kurze Regierung macht Epoche in der Geschichte Englands. Als die Tochter einer verstoßenen Königin hatte sie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; sie war, wie ihre Mutter, dem Protestantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte sie den finstern, argwöhnischen, blutdürstigen Charakter. Mit diesen Eigenschaften bestieg sie nach ihres Bruders, Eduard's VI. Tode, (1553) in ihrem 37. Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzessinnen Ansprüche darauf, nämlich Elisabeth, die zweite Tochter Heinrichs, Johanna Gray, eine Enkelin der Schwester Heinrichs VIII., und Maria Stuart; Johanna, eine Protestantin und durch Eduards Testament zur Erbin bestimmt, die zweite eine Katholikin, deren Recht jedoch eben so schwach war, als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteste Thochter, hatte unstreitig die gültigsten Ansprüche auf den Thron; und bestieg ihn, nachdem sie sich feierlich zur Aufrechthaltung der protestantischen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrschende Religion eingeführt worden war. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Gewalt machte, war, daß sie ihre Schwester Elisabeth einkerkern, und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen 10 Tage lang den königlichen Titel angenommen, sammt denen, die sie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete sie die Gefängnisse der Katholiken und verstattete ihnen Gewissensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung dem Staatswohl entgegen, und höchst verdammlich wegen der Mittel, die sie dazu anwandte, war es, daß sie die römisch-katholische Religion förmlich wieder herstellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen 3 Jahren 5 Bischöfe, 21 Geistliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienstboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer sie hinriß, verfuhr sie nicht minder tyrannisch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anstifter einer Beschwörung losgesprochen; Maria ließ die Geschwornen einkerkern, belegte sie mit 1000 und 2000 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgesprochnen zwei Jahre lang gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien (s. d. Art.) 1554 stimmte weder mit dem Vortheil der Nation und Europa's, noch mit ihrer Persönlichkeit überein, da Maria zwölf Jahr älter war als dieser Fürst. Aber sein Beispiel feuerte sie noch mehr zur Verfolgung der

Protestanten an. Ueberdies machte sie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte sich Erpressungen aller Art, um die Ausbeute davon nach Flandern zu schicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie schrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abwesenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieser, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, sie selten einer Antwort würdigte. Maria starb, ohne Kinder geboren zu haben, 1588, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem sie während einer fünfjährigen Regierung gegen 800 Menschen, um ihres Glaubens willen, hatte hinrichten lassen. Calais wurde ihr von dem Herzoge von Guise entrissen, und so verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer Alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig geblieben war. Betrachtet man alle Leiden, die sie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren theils zugefügt, theils vorbereitet hat, so findet man wenige verabscheuungswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geschichtschreiber behandeln sie mehr mit Verachtung, als mit Haß. „Sie vereinigte in sich alles," sagt der geistreichste, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre äußerste Unwissenheit machte sie eben so unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die sie gefaßt hatte, als Nachsicht mit Andrer Meinungen zu haben." Und an einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „Um diese Fürstin zu schildern, bedarf es nicht vieler Worte; sie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenschaften, und ihre Person stimmte mit ihrem Charakter würdig überein. Eigensinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachsüchtig, tyrannisch, verrieth sie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böses Naturell und die Beschränktheit ihres Geistes."

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen. Sie war erst 8 Tage alt, als ihr Vater (1542) starb, und ihr als seiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte sie mit seinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen diese Verbindung in Schottland hatte, machte, daß Maria, erst fünf Jahr alt, nach Frankreich geschickt, am dasigen Hofe erzogen, und (1558) mit dem Dauphin, nachmaligen Könige Franz II., vermählt wurde. Das schönste Loos schien einer Fürstin beschieden, die das Glück, wie die Natur mit Gunstbezeigungen überhäufte. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz, war geliebt von ihrem Gemahl, und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften, noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Die französischen Dichter priesen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die sanften Tugenden, den Geist und die Talente der jungen Königin, und erblickten für sie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückseligkeiten. Diese Täuschung verschwand nach achtzehn Monaten. Franz II. starb 1560. Sein minderjähriger Bruder, Carl IX., folgte ihm in der Regierung, unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter, Catharina von Medicis, und Maria Stuart erkannte bald, daß sie nur noch in Schottland Königin sei, und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Dort verheirathete sie sich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, von welchem sie den nachmaligen König von England und Schottland, Jacob I., gebar. Maria hatte sich durch Darnley's Schönheit blenden lassen, sie fand aber bald, daß er ein schwacher verächtlicher Mann war, und zog sich von ihm zurück. Dies, und

die große Gunst, in welcher ein italienischer Sänger, David Rizzio, bei ihr stand, reizte ihren Gemahl so, daß er, durch üble Rathgeber verleitet, eine gewaltsame Handlung beging. Er drang mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle speiste; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, seit fünf Monaten schwanger, den Unglücklichen zu retten, sich umsonst bemühte. „Ich will nicht mehr weinen," sagte sie nach dieser schrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken." Rizzio war wahrscheinlich nur der Vertraute Mariens und sie läßt sich leicht von jedem andern Verdacht reinigen. Ein gefährlicherer Mann nahm seinen Platz ein, der Graf Bothwell. Diese neue Verbindung mit einem heftigen und lasterhaften Manne wurde die Ursache zum Tode des Königs, der zu Edinburgh in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. Maria vermählte sich darauf mit ihrem Liebhaber Bothwell, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt, und der Verdacht, daß sie um die blutige That gewußt, ist schwerlich zu widerlegen. Diese That war der Wendepunkt ihres Schicksals, das sie nun zum Untergange hinriß. Ihre unglückliche Verbindung brachte Schottland wider sie auf. Die schottischen Stände nöthigten die Königin, die Krone an ihren unmündigen Sohn, Jacob, unter der Regentschaft des Grafen Murray, abzutreten. Maria fand zwar noch Anhang, und wollte sich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; aber ihr kleines Heer wurde (1568) unweit Glasgow geschlagen und sie selbst genöthigt, nach England zu flüchten. Elisabeth ließ sie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich deshalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen sie einzuleiten. Daß sie in ihrem Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entstanden verschiedene Verschwörungen gegen Elisabeth, um Maria zu befreien, und sie vielleicht selbst auf den englischen Thron zu setzen. Aber diese Anschläge wurden entdeckt, und mehrere der Verbündeten hingerichtet. Mariens Schicksal, welche die Vermittelung des Papstes und des Königs von Spanien ohne Erfolg gesucht hatte, wurde dadurch nur verschlimmert. Elisabeth hielt sich nicht mehr für sicher auf dem Throne, oder gab wenigstens vor, diese Besorgniß zu hegen. Es ward ein großes Gericht über Marien in ihrem Gefängnisse zu Fotherinhay, wider welches sie vergebens protestirte (5. Febr. 1587), gehalten. Nie gab es wol ein unbefugteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Abschriften von ihren Briefen vor, nie die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen sie geltend, aber man stellte sie ihr nicht gegenüber. Man gab vor: daß sie durch Aussagen dreier Verschwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufschieben müssen, um sie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den rechtlichen Formen verfahren, und hätte man auch beweisen können, daß Maria sich um Hülfe und Rath bemühe: so würde man sie doch nicht haben des Todes schuldig erklären können. Elisabeth hatte kein gültiges Richteramt über sie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen; aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil von dem englischen Parlamente bestätigt. Auch ein Theil der schottischen Nation widersetzte sich der Befreiung Mariens, und die nachdrücklichen Vorstel-

lungen ihres Sohnes zu ihrem Besten waren vergebens. Mit der grössten Standthaftigkeit ertrug Maria ihr Schicksal. „Der Tod, der meinem Leben ein Ende machen wird," sagte sie, „ist mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmlischen Herrlichkeit, die zu schwach ist, dem Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterstützen." In ihren letzten Tagen zeigte sie standhafte Ergebung in ihr Schicksal, innige Religiosität und die zärtlichste Sorgfalt für ihre Diener. Sie mußte noch mancherlei Kränkungen erfahren. Statt ihr einen kathol. Beichtvater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestant. Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn sie nicht ihrer Religion entsagte. „Beunruhigen sie sich darüber nicht," sagte sie ihm mehrere Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der katholischen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin sterben." Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. Am 18. Februar 1587, an ihrem Todstage, stand sie sehr zeitig auf, und kleidete sich mit mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, an. Sie legte ein schwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie nach einigem Gebet sich selbst das Abendmahl reichte, mittelst einer geweihten Hostie, welche der Papst ihr gesandt hatte. Als die Commissarien eintraten, dankte sie ihnen für ihre Sorgfalt und setzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demselben Blute; so ist denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches." Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüste aufgerichtet war. Die Zuschauer sahen mit Erstaunen die Fassung dieser Königin, die in einer so vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete, da sie nicht gewohnt sei, zu dergleichen Dienste Männerhände zu gebrauchen. Nachdem sie noch gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als das Haupt einer Verbrecherin. Dies war das tragische Ende einer der schönsten Fürstinnen Europa's, die fast die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängnisse geschmachtet hatte. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen König von England, Jacob I., hinterließ sie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soissons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion uud ihre Rechte auf den englischen Thron waren in Elisabeth's Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den sie den Wissenschaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit sie selbst sich ihnen widmete, ihre Festigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen und die Nachwelt bedauert nur ihr Unglück. Maria's Geschichte ist durch den Einfluß des Parteihasses vielfach verunstaltet worden, und daher sind die Urtheile der Geschichtschreiber über sie sehr verschieden. Der gelehrte Schottländer Buchanan, der unter dem Einflusse der Machthaber schrieb, schildert sie mit feindseliger Gesinnung; in zu vortheilhaftem Lichte hingegen zeigen sie katholische Geistliche und ihr Vertheidiger Leslie, Bischof von Roß. Eine gründliche Würdigung ihrer Geschichte gibt Malcolm Laing im 1. u. 2. Be. seiner trefflichen Geschichte von Schottland, und was er über ihren Antheil an ihre Gattenermordung sagt, wird weder durch Whitaker's,

meist gegen Robertson gerichtete, aber freilich parteiliche und keinesweges auf gründliche Forschung gebaute Schutzschrift (Mary Queen of Scotland vindicated. London 1787. 3 Vol.) noch auch durch Chalmers in seinem Life of Mary, Queen of Scots. (London 1818. 2 Bde. 4.) widerlegt. Eine Darstellung ihres Lebens und ihres Charakters hat Fr. Gentz in dem, bei Vieweg 1799 erschienenen Taschenbuche versucht. Einen Abschnitt ihrer frühern Geschichte vor ihrer Flucht nach England hat der Verf. des Waverley seinem Roman: der Abt, zum Grunde gelegt. Ueber die dramatische Benutzung dieses Stoffs, namentlich von Schiller, sieh das Taschenbuch Minerva, J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode trat sie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentschaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalstände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohns, Ludwig XIII., verabschiedete den großen Sully, und ließ sich von italienischen und spanischen Günstlingen leiten. Der Staat verlor sein Ansehn von Außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein 1614 geschloßner Vertrag bewilligte den Mißvergnügten Alles, was sie foderten; dennoch erwachte der Parteigeist auf's neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden war, die sich ganz dem Marschall d'Ancre und seiner Gemahlin Galigai, den unverschämtesten Günstlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marschalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erstickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwiesen, von wo sie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Bischof von Luçon und später Kardinal, versöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte sich jedoch bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetables de Luynes, ihres Verfolgers, stand sie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Ansehn zu befestigen, führte sie Richelieu, ihren Günstling und Oberintendanten, in denselben ein. Kaum aber hatte der Kardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er seiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhange. Diese versäumte nicht, ihn wieder zu stürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß sie ihm das Versprechen, den Kardinal zu entfernen. Um sich diesem Versprechen zu entziehen, suchte der König nach seiner Genesung beide zu versöhnen. Maria war nicht zu bewegen. Diese Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, sie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, dessen Seele der Kardinal war. Dieser zeigte in einer langen Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müsse; dann sprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige so bange zu machen, daß sich dieser ohne die Stütze seines ersten Ministers für verloren hielt. Alle, die der Berathschlagung beiwohnten, bestärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht, den König in seiner Meinung, welcher auch um so fester darin beharrte, da der Kardinal ihm vorgespiegelt hatte, daß seine Mutter ihren zweiten Sohn, Gaston, auf den Thron heben wolle. Demzufolge ward ihr 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewiesen, alle ihre

Freunde und Anhänger aber verbannt oder in die Bastille gesetzt. Sie fühlte bald, daß sie zu Compiegne in einer wahren Gefangenschaft lebe, entfloh noch in demselben Jahre nach Brüssel, foderte mehrere Male vom Parlament Gerechtigkeit, und starb 1642 in großer Dürftigkeit zu Köln. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, schöne Wasserleitungen, und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. Das Mißgeschick dieser Fürstin entsprang aus ihrem eifersüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher gewesen, als unter Ludwig XIII. Die Liebschaften ihres Gemahls verursachten ihr den größten Kummer, und die Eifersucht führte oft die heftigsten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenschaftlichkeit verband sie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einsicht, rachsüchtig aus Eigensinn und geizte mehr nach Ansehn als nach Macht. Ihre Lebensgeschichte ist 1774 zu Paris in 3 Bänden erschienen.

Maria Theresia, s. Theresia (Maria).

Maria Antoinette, s. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter spanischer Geschichtschreiber, geb. zu Talavera 1536, widmete sich früh dem geistl. Stande und trat in den Jesuitenorden. Seine Studien vollendete er auf der Universität Alcala, wo er jenen reinen Geschmack, jene Beredtsamkeit und Genauigkeit erwarb, welche man vorzüglich in seinen Schriften wahrnimt. Diese Eigenschaften befestigten sich in ihm durch den Besuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines, besonders in den orientalischen Sprachen sehr bewanderten Cisterziensers. Mariana ging sodann auf Reisen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch das Klima in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er arbeitete, seine Gesundheit erschütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück, und nahm seine Wohnung in dem Jesuitencollegium zu Toledo, nachdem er 13 Jahre dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er schrieb jetzt seine Historia de rebus Hispaniae, und zwar in lateinischer Sprache, damit der Ruf von den Großthaten seiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erste Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günstige Aufnahme, die sein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen seiner Freunde, die Furcht vor einer fremden, schlechten Uebersetzung, alle diese Rücksichten bewogen ihn, es selbst in's Spanische zu übersetzen. Vier Ausgaben der Uebersetzung erschienen bei Lebzeiten des Verfassers, jede mit neuen Veränderungen, Zusätzen und Berichtigungen. Vorzügliche Ausgaben der spanischen Bearbeitung erschienen zu Vlaencia (1783 — 96 in 9 Bden. Fol.) und zu Madrid (1819 in 8 Bden.) Mariana's übrige Schriften sind 1. seine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche 11 Jahre nach ihrer Erscheinung als aufrührerisch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sei, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Original ausgabe dieses Buchs ist sehr selten geworden. 2. De ponderibus et mensuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zusammen in einem Foliobande 1609 in Köln erschienen sind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana seinen Scholien über das alte und neue Testament, deren Beendigung Krank-

heit und Altersschwäche verhinderten. Dennoch ließ er sie 1619 zu Madrid drucken. Er starb 1623 zu Toledo, 87 Jahr alt.

Maria Louise Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiser Napoleon d. 1. April 1810. Man empfing sie in Frankreich mit den glänzendsten Festen, und diese Verbindung schien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befestigen. Ihr Gemahl führte sie gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines Reichs; aller Orten empfing sie Bewunderung und Verehrung. Am 20. März 1811 gebar Maria Louise einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel König von Rom ertheilt hatte. Welche Zukunft schien die Wiege dieses Kindes zu umstrahlen! Der Hofstaat der Kaiserin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein 26 Palastdamen u. s. f. Im folgenden Jahre begleitete Maria Louise ihren Gemahl nach Dresden, von wo sie mit ihren kaiserl. Aeltern die geliebte Heimath besuchte. Dann kehrte sie nach Paris zurück, wo unter den sich drängenden Siegsberichten von der großen Armee, ihr Mallet's verfehlter Contre-Revolutionsversuch und die Erscheinung des 29. Bulletin's die ersten ängstlichen Augenblicke verursachten. Doch als Napoleon selbst erschien, war alle Furcht verschwunden. Vor seiner Abreise zu dem neuen Kampfe ernannte er seine Gemahlin zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beschränkungen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Reden, welche sie in der großen Rathsversammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois d. 7. April 1814, Beweise sind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht versagen. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris den 29. März 1814 verlassen, und begab sich auf Befehl ihres Gemahls d. 1. April nach Blois. Hierauf wollten sie Joseph und Hieronymus zwingen, ihnen jenseit der Loire zu folgen; allein sie weigerte sich. Am 8. April brachte ihr der Graf von Schuwalow von allen Ereignissen Kunde. Ihr Gemahl war abgesetzt, und hatte den 11. April abgedankt. Sie selbst verfügte sich nach Orleans, und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy, den 12. April nach Rambouillet, von wo sie den 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entschluß bestimmte. Ihrem Gemahl zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm d. 17. März 1816 die Regierung der, ihr im Vertrage zu Fontainebleau (11. Abril 1814) zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Den 20. April 1816 hielt sie ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großministerin des von ihr gestifteten constantinischen St. Georgenordens. Da Spanien sich weigerte, der wiener Congreßacte beizutreten: so ward endlich, 28. Juni 1817 zu Paris von Oesterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, nach dem Tod der Erzherzogin Maria Louise, (die jetzt den Titel Kaiserin nicht mehr führt, sondern nur I. Majestät heißt) an die Infantin Maria Louise, ehemalige Königin von Hetrurien (gegenwärtig Regentin von Lucca), und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Oesterreich behielt jedoch die am-

linken Po-Ufer vom lombardischen Königreiche eingeschlossenen parmesanischen Bezirke, so wie das Besatzungsrecht in der Festung Piacenza. Napoleons und Maria Louisens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatskalender nicht mehr Napoleon, sondern bloß Franz Carl Joseph. Er erhält nach demselben Vertrage, wenn seine Mutter stirbt und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage-Herrschaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 400,000 Fl. geschätzt werden. 1818 ertheilte Kaiser Franz diesem Prinzen, seinem Enkel, den Titel: Herzog von Reichstadt (s. d. Art.). Als sein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, sollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der besondern Aufsicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou stand, entführt werden. Auch hatte die Kaiserin Maria Louise Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die sie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein diese Briefe blieben unbeantwortet, und jene, von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblicke der Ausführung, 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und deutscher Aufsicht übergeben; doch schon am 29. Mai gab man ihn seiner Mutter wieder. Als sie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutschen umgeben ist. Der Kaiser hat den Herrn Math. von Collin zu seinem Lehrer und Erzieher ernannt. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen, und ist der Gegenstand einer eben so großen Theilnahme als Besorgniß. K.

Maria Louise (Königin von Spanien), Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. 1751, ward mit Carl IV. wider dessen Willen, auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, vermählt den 4. Sept. 1765. Sie war eine kluge, höchstgewandte und ihrem Gemahle an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen und selbst den spanischen Hofzwang so zu mildern, daß sie sich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war sie bald gut unterrichtet; oft wohnte sie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei, und nicht selten mußten die Minister Beförderungsdecrete, welche zur Unterschrift schon bereit lagen, zurücknehmen, wenn sie einen Andern ernannt wissen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günstlinge nur von solchen Seiten zu empfehlen, die den König am meisten einnahmen, und auch dann erst sich öffentlich zu dem Empfohlnen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm schon seine Gunst geschenkt hatte, und sie also nur dem Befehle ihres Gemahls und Gebieters Gehorsam zu leisten schien, wenn sie dem von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf diesem Wege erhielt sie völlige Herrschaft über ihren Gemahl und schon als Prinzessin von Asturien hatte sie ein Verständniß mit dem ältern Godoy. Allein dieser mußte auf Befehl des Königs Carl III., der das Liebesverhältniß seiner Schwiegertochter entdeckte, Madrid verlassen. Bald kam jedoch in die offne Stelle sein jüngerer Bruder, Don Manuel Godoy, damals Leibgardist, ein schöner Mann und trefflicher Guitarrenspieler (s. Alcudia). Maria Louise wußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahl dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem also Carl IV. den Thron seines Vaters bestiegen,

rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Maria Louise und der 1795 zum Fürsten de la Paz erhobene Godoy regierten Spanien unumschränkt; ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus diesen Hofränken, an welchen unläugbar Maria Louise, aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn, thätigen Antheil nahm, entspann sich der Prozeß vom Escorial vom 29. Oct. 1807, wobei der alte König seinen Sohn und Thronfolger des Verbrechens beleidigter Majestät und beabsichtigter Empörung öffentlich anklagte. Doch wurde dieser Handel, weil Maria Louise und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorstellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter geschrieben, zu Gnaden angenommen (s. d. Art. Ferdinand VII.). Doch bald nachher (13. März 1808) brach die Revolution von Aranjuez aus. Carl IV. dankte ab; sein Sohn bestieg den Thron, und schien entschlossen, seiner Mutter Aufführung einer strengern Untersuchung zu unterwerfen. Maria Louise hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildesten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als sich dem Kaiser Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der schon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher in's Geheim (21. März) seine Thronentsagung widersprechen, und durch Murat's Adjutanten, Demouthion, wurde jener berüchtigte Briefwechsel mit Murat geführt, der unter andern einen, von Maria Louise eigenhändig am 18. März geschriebenen Brief enthält, worin sie ihren Sohn beschuldigte, er habe ein sehr schlechtes Herz, sei blutdürstig und habe Vater und Mutter nie geliebt, während sie in den zärtlichsten Ausdrücken für den geliebten Godoy Schutz erfleht. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen seiner Feinde retten. Carl IV., Maria Louise und Godoy erschienen, von franz. Truppen begleitet, zu Bayonne vor Napoleon, als Ankläger Ferdinands VII., der durch Todesdrohung zur feierlichen Entsagung des spanischen Throns zu Gunsten der Verfügung Napoleon's gezwungen und als Gefangner nach Valençay abgeführt ward; Carl IV., Maria Louise, Godoy und die Königin von Etrurien aber wurden mit königl. Pompe anfangs nach Compiegne geführt, lebten dann zu Marseille und zu Nizza, und gingen endlich nach Rom, wo Maria Louise zu Anfang des J. 1819 starb. (S. auch d. Art. Carl IV.) zz.

Marienbad in Böhmen, das neben Töplitz, Carlsbad und Franzensbrunn einen Rang zu behaupten sucht, liegt bei dem Stifte Tepel unweit Carlsbad, in einer nicht besonders angenehmen waldigen Gegend. Obschon die vielen Quellen längst schon als mineralisch gekannt und auch besucht waren, so fand dies doch nur bei den Landleuten der Nachbarschaft Statt. Seit 1781 war der Abt des Stifts zuerst darauf aufmerksam gemacht, und verwendete seit dieser Zeit mehreres zur Emporbringung und Verschönerung des Bades. Der Salz- oder Kreuzbrunnen wird gewöhnlich getrunken, er ist dem kalten carlsbader Sprudelwasser ähnlich. Nur 200 Schritte davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Mischung der des driburger und pyrmonter Wassers gleich ist: der ambrosianer Brunnen, und ebenfalls nicht weit davon, aus sumpfigen Torfgrund das Marienbad in unzähligen Quellen. Es sammelt sich in einem 11 Klafter langen und $3\frac{1}{2}$ Klafter breiten, viereckigen Behältnisse. Was nur diesem auf $1\frac{1}{2}$ Elle tief von kleinern Thieren, z. B. Mäusen,

Vögeln, Hühnern ꝛc. zunahe kommt, wird schnell von dem aufsteigenden Gase getödtet. Aus diesem Brunnen wird das Wasser in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauses geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Wasser haben kann. Das Stift hat bereits viel dafür gethan, und allerhand Anlagen geschaffen, die dem Ganzen sehr förderlich sein werden. Wie viele bereits genesen sind, beweisen die Menge von Krücken, welche man zum Dank in der Ortskapelle aufgestellt. S. Marienbad, nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Ansichten, ärztlich dargestellt von Heidler. 2 Bde. Wien 1822. 8.

Marienburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig in Westpreußen an der Nogat, mit 58,000 Einw. Merkwürdig sind hier die Trümmer des Ordensschlosses, das im 14. Jahrh. der Hochmeister Dietrich von Altenburg vollendete. Ein schönes Monument deutscher Baukunst, dessen Herstellung erwartet wird. Man vergl. hierüber die neue Folge dieses Lex. im 12ten Bande.

Mariette, (Jean), Zeichner, Kupferstecher und Buchdrucker, gestorben zu Paris 1742, in einem Alter von 82 Jahren. Er studirte die Malerei mit Erfolg unter seinem Schwager Jean Baptiste Corneille; aber der Rath seines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferstecherkunst vorziehen, in welcher er treffliche Arbeiten geliefert hat. Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774, 80 Jahr alt, zu Paris starb, war von seinem Vater in der Kupferstecherkunst unterrichtet worden, und hatte sich auf seinen Reisen durch Deutschland und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 seinen Bücherverlag, kaufte sich die Stelle eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs, und beschäftigte sich einzig mit Vervollkommnung seiner Kupferstichsammlung. Wir besitzen von ihm: 1. Traité du cabinet du roi, Paris 1750. 2 Fol. Bde. voll gelehrter Untersuchungen; 2. Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle; 4. die Beschreibung in der Sammlung von Kupferstichen von Cazot's Gemälden, 1729, 2 Foliobde.; 5. Description sommaire de statues, figures, vases etc. desselben Kabinets, Paris 1750, 8.; 6. Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1755, Fol. Mariette's Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Geschäftsverbindung und nachher in Freundschaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli die Aufsicht zu führen. Außerdem hat er mehrere wichtige Werke, z. B. die Beschreibung der Arbeiten bei dem Guß der Statue Ludwigs XV., zu Pferde herausgegeben.

Marine. Seewesen, Seemacht überhaupt, und obgleich man zuweilen von einer Handels- und einer Kriegsmarine spricht: so bezeichnet das Wort Marine doch vorzugsweise die Gesammtheit der Schiffe, mit ihrer Bemannung, die gegenwärtig in Europa von mehrern Mächten zum Kriege und zum Schutze des Seehandels gehalten werden. Dahin gehören jedoch auch die vom Staat unterhaltenen Postschiffe (Packetböte). Die hohe Bedeutung des Seewesens hat erst mit der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien ihren Anfang genommen. Waren gleich schon vorher Kriege zur See geführt, so hatte man doch noch keine ausschließlich zu diesem Entzwecke bestimmten Flotten unterhalten; man bediente sich gewöhnlicher Handelsschiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So bestanden die ersten Flotten der Spanier

und Portugiesen, mit denen sie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsschiffen, die zugleich zum Kriege gerüstet waren. England und Holland waren es, die zuerst eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beispiel, das die übrigen seefahrenden Staaten nachahmten. Die engl. Marine, vom Anfange an eine königliche, entstand schon unter Heinrich VIII., ward aber erst unter Elisabeth von Wichtigkeit, während die holländische sich in dem Kampfe mit Spanien bildete, und seit der directen Fahrt nach Ostindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Flotten der ostind. und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, jemehr sich das Mercantilsystem (s. d. Art.) über Europa verbreitete, eine immer steigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, ein entschiedenes Uebergewicht zu erlangen, nur durch den Seesieg der Britten bei La Hogue (1692) gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht sich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politische Wichtigkeit der Seemächte als solcher dauernd begründete. Im Anfange des 18. Jahrh. ward auch zugleich Rußland, im Norden von Europa, wo bisher Schweden und Dännemark bei dem Verfalle der Hanse eine beinahe unbestrittene Herrschaft zur See geübt hatten, als Seemacht wichtig. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die ersten in Europa, bis seit der Mitte des 18. Jahrh. das rüstige England ein allmälig immer entschiedneres Uebergewicht errang, die durch alle folgende Kriege befestigt und durch den franz. Revolutionskrieg vollendet, England in unsern Tagen zur herrschenden Seemacht in Europa gemacht hat. Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, muß ein Staat eine ausgedehnte Handelsschiffahrt besitzen, sich die, zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erfoderlichen Materialien leicht verschaffen können und besonders eine günstige, geographische Lage haben. In allen diesen Rücksichten besitzt England unläugbar große Vorzüge vor den übrigen europäischen Staaten. Was den Nutzen einer Seemacht betrifft, so gewährt dieselbe, so wie der Gewinn von Seeschlachten, mehr einen negativen als positiven Vortheil. Eine tüchtige Seemacht dient zum Schutze des Handels und der Kolonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeschlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen positiven Ergebnissen führen. Schon hieraus ergibt sich, daß Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Festlandes von Europa so gefährden können, wie dies von einer vorherrschenden Landmacht zu fürchten ist: also waren solche nicht dem Wohlstand der Regierungen, sondern demjenigen ihrer Unterthanen gefährlich, wenn man sich jemals überzeugen kann, daß Beide ein verschiednes Interesse haben können. Cz.

Marini oder **Marino** (Giambattista), war 1569 zu Neapel geboren. Dem Willen seines Vaters zuwider, der ihn zum Juristen bilden wollte, folgte er seiner Neigung zur Dichtkunst. Er verkaufte seine juristischen Bücher, um sich Gedichte anzuschaffen, und ward selbst seiner Liebhaberei nicht untreu, als der erzürnte Vater ihm sein Haus verbot und ihm jede Unterstützung versagte: denn er hatte sich durch mehrere Arbeiten bereits so vortheilhaft bekannt gemacht, daß er wegen seines Fortkommens unbesorgt war. Es fanden sich auch bald Bewunderer seiner Talente, die seine Liebe zu dem Musen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in sei-

nem Palast, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. Hier lernte er Torquato Tasso kennen, der sich in der letzten Periode seines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit diesem großen Dichter war für seine Bildung nicht ohne Vortheile, so sehr auch Unglück bereits dessen Geist abgestumpft hatte. Er hatte sich verschiedene Jahre in dieser Lage befunden, als eine jugendliche Unbesonnenheit ihn in's Gefängniß brachte. Seine Freunde befreiten ihn jedoch bald wieder, und er ging nach Rom, wo er in dem Kardinal Pietro Aldobrandini einen Beschützer fand. Im Gefolge desselben kam er nach Turin, und wußte sich durch ein schmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unter den Titel: Il Ritratto, eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Unter andern Beweisen, die ihm Carl Emanuel von seinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und dem Titel eines herzoglichen Secretärs. Seine Eitelkeit und satyrische Laune verwickelten ihn aber auch hier in allerlei verdrüßliche Händel. Er begab sich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geschiedne Gemahlin Heinrichs IV. eingeladen hatte. Da diese unterdeß verstorben war, fand er eine Beschützerin an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieses Königs, die ihm einen Jahrgehalt von 2000 Kronthalern aussetzte. Er bezeigte ihr seine Dankbarkeit durch ein Gedicht: Il Tempio, wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zog ihn gegen das Ende des J. 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich erst einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Akademie degli Umoristi zu ihrem Vorsteher ernannte, und begab sich dann nach seinem Geburtsorte. Hier wählte er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalt, und hoffte, seine erworbnen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. Marino's berühmteste Arbeit ist sein heroisches Gedicht: Adone, in zwanzig Gesängen, das eben so sehr bewundert, als getadelt worden ist. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüstige Gemälde, wegen deren der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlassend, seine Schreibart durch Schwulst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte Concetti) entstellt habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einseitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geschweige denn als Muster aufzustellen, wozu nur die einfache Größe sich eignet; aber wir schätzen und bewundern oft seinen Scharfsinn, die geistreichen Spiele des Witzes, und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht sowol er selbst, als seine Nachfolger, verdienen Tadel, welche ohne Geschmack und Geist ihn zu copiren glaubten, wenn sie sich bis zum Abenteuerlichen verirrten. Werthes hat die schönsten Stellen des Adone im Auszuge zusammengestellt. Die übrigen Werke Marino's bestehen in einem erzählenden Gedichte: La strage degli innocenti, und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die theils unter dem Titel: La Lira, theils unter der Ueberschrift: La Zampogna verschiedentlich gedruckt sind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Prosa und Versen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen noch seine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichsten gehören, welche die italienische Sprache besitzt.

Marino (San), eine kleine Republik in Italien, die kleinste in Europa, im Herzogthume Urbino im Kirchenstaate, deren Gebiet aus einem sehr ungleichen Berge und einigen Anhöhen besteht, und auf 1½ QM., eine Stadt, zwei Dörfer und 7000 Einwohner enthält. Sie soll auf folgende Art entstanden sein. Ein Mauermeister, Marino, begab sich auf den einsamen Berg und führte ein einsiedlerisches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Besitzerin des Berges schenkte ihm denselben. In der Folge bauten sich mehrere Leute hier an, die nach und nach einen eigenen Staat bildeten, und denselben nach jenem Einsiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennarosta in der Nachbarschaft und 1170 ein anderes, Casolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leistete sie dem Papste Pius II. Beistand, der sie dafür ansehnlich beschenkte. Damals war sie im größten Flor. Später wurde sie ganz unbedeutend. 1739 stand sie in Gefahr, auf Veranlassung bürgerlicher Zwistigkeiten und Parteien, ihre Freiheit zu verlieren. Aber Clemens XII. (1740) und Benedict XVI. (1748) bestätigten ihre Freiheit wieder. Seitdem hat diese kleine Republik allen Veränderungen der Zeit widerstanden, und fast vierzehn Jahrhunderte hindurch — also länger als die nun untergegangene Republik Venedig — ihre alte Verfassung erhalten. Sie hat das Glück gehabt, selbst bei Eroberern eine wohlwollende Theilnahme zu finden. Die Regierung besteht aus einem Rathe von 300, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Personen. Bei wichtigen Angelegenheiten versammelt sich der große Rath, wozu jede Familie eine Person gibt. Die vornehmsten Beamten sind zwei Capitani, die ihr Amt sechs Monate verwalten, und der Commissarius oder Civil- und Criminalrichter, der, den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter ist und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannschaft steht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von dem Capitani ist. Das Militär des Staats besteht jedoch aus 40—50 Mann. Die Stadt S. Marino, die ungefähr 6000 Einwohner enthält, hat, außer einigen guten Gemälden, keine Meisterwerke der Kunst aufzuweisen. Aber ihre Lage und ihre ganz eigne politische Beschaffenheit reizt immer die Neugier der Reisenden. Niemand wird hier nach einem Passe befragt, und es ist vielleicht der einzige Ort, wo ein Paß überflüssig ist. Seit undenklichen Zeiten ist zu San Marino, Niemand mit dem Tode bestraft worden. Das Wappen der Republik ist ein Berg, auf dem drei Kastelle stehen.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten sind eine Gattung künstlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauspiele aufführt, indem die hinter den Coulissen befindlichen Personen die Worte dazu sprechen. Gewöhnlich spricht der Marionettenspieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren schon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Aristoteles u. A. solcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung gesetzt werden ꝛc. Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel auseinander zu treiben ꝛc. (S. Beckmann's Geschichte der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenspiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte sogar die Erfindung derselben

einem Franzosen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17. Jahrh. zuschreiben, der sie aber nur vervollkommnet hatte. Selbst eine Marionetten-Oper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. In mehreren großen Städten Italiens befinden sich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Girolamo), welche regelmäßig mit den übrigen Schaubühnen spielen und von den ersten Ständen besucht werden. Die Figuren sind hier so künstlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Stande sind. Auch in Deutschland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft ächtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Späße selbst ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgesunken; es wird von den nichtswürdigsten Landstreichern, die mit den unanständigsten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um sich in Länder einzuschleichen, in welche ihnen sonst der Eintritt versagt sein würde, und den Beutel des unwissenden und leichsinnigen Pöbels zu fegen. Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preußischen und im Dänischen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin sous Beaune, 1666 in die französische Akademie aufgenommen und gestorben 1684, hat die Physik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert und verschiedne geschätzte Schriften herausgegeben. Er besaß ein besonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die Versuche Pascal's über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewässer nach der verschiedenen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Untersuchungen über die Leitung des Wassers an, und über die Stärke welche die Röhren haben müssen, um dem Druck zu widerstehen. Auch bestimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm heißt der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundsatz, daß die Dichtigkeit derselben sich wie das Gewicht, das sie trägt, oder wie die zusammendrückende Kraft verhalte, das mariotische Gesetz. Die von Chr. Wren zuerst bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollständiger. Seine Werke sind 1717 zu Leyden in 2 Quartbänden erschienen.

Marius (Cajus). Dieser berühmte Römer war aus Arpinum im Gebiete der Volscer gebürtig und stammte von geringen Aeltern, die ihn von Jugend auf nur zu harten Landarbeiten anhielten. Aber er besaß bei einem kraftvollen entwickelten Körper viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist; sein Charakter war rauh und wild, unbiegsam und ehrgeizig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte schon den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er sich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Kraft er zu handeln gesonnen sei, zeigte er schon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, schlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinaufgehen-

den Bürger vor dem Anbringen der Candidaten- und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Partrizier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenschaft vor dem Senate. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn: er aber drohte unerschrocken, ihnen die Gewalt seines Amts zu beweisen, und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul in's Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm eben so sehr die Liebe des Volks, als die Patrizier in ihm einen Feind ihres Ansehens zu hassen anfingen. Bald aber lernten sie ihn auch achten, als er, gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, ward er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand ersetzend. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er säuberte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats, und verband sich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäsars heirathete, mit dem angesehendsten Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarben ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Ursache, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metellus, ihn nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieser seine hochstrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstande Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen hatte. In sechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verleumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von sich selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Consul erwählt, sondern auch ob man gleich den Metellus schon in dem Proconsulate von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte, zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dies geschah im J. Roms 646; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da Marius wohl einsah, daß er, als ein Plebejer, nicht hoffen dürfe, sich die Gunst der Partrizier zu erwerben, und er sein Ansehn nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entschiedener Gegner der Vornehmen auf; denn schon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Er rüstete sich unverzüglich zum Kriege. Um bei der Abneigung der Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollzählig zu machen, nahm er seine Zuflucht

zur letzten Bürgerklasse, welche man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte und lehrte den römischen Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzes Schnelle erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidische Krieg nicht seinem Ende nahe; vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgennossen bekommen. Sie standen mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf einmal durch die numidischen Wüsten gegen Kapsa, die Hauptstadt des Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich ihm alles, wohin er kam; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Muluchа zog Marius sich an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an, und schlossen ihn, als er sich auf zwei Berge zurückgezogen und dort verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als Marius die von Tanzen und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Auf diese Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter den Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen Provinz. Noch nicht nach Rom zurückgekehrt, ward er mit der freudigen Nachricht überrascht, daß er zum zweiten Male zum Consul erwählt sei. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf nach Gallien jenseit der Alpen ab, und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehen, nach Gallien und Spanien gegangen waren: so mußte sich Marius begnügen, sein Heer durch strenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hintereinander noch zum dritten- und vierten Male das Consulat erhielt. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mitconsul, Luctatius Catulus, am Fuße der norischen Alpen dasselbe thun sollte. Da die Mündung der Rhone das Einlaufen der Schiffe nicht erlaubte, so legte er einen Kanal, die bekannte Fossa Mariana, an, durch den er das Wasser der Rhone leitete; so daß er nun Lebensmittel vom Meere aus erhalten konnte. Kaum war diese Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erschien und sich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in seiner Stellung, denn er trug Bedenken, so überlegnen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte sie durch Abschneidung der Lebensmittel, wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu schwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüssig, beschlossen, ih-

ren Marsch, ohne des römischen Heers zu achten, fortzusetzen. Marius folgte ihnen und holte sie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerst die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erschlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von diesem großen Siege brachten ihm Gesandte aus Rom die Bothschaft, daß ihm ein fünftes Consulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er sich durch Besiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Diesen, die von der Ostseite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er sich mit Luctatius. Die Cimbern foderten durch eine Gesandtschaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweisen solle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenossen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entscheidenden Schlacht zu bestimmen. Dieser wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbrischen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolk, und 15,000 Reitern bestand, nicht erlaubte, sich gehörig auszubreiten, und bestimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann stark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz sich selbst den Hauptangriff vorbehalten hatte, so fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entscheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollständig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben sich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und ersterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das sechste Consulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlschlagen, obgleich der große Metellus Numidicus sein Nebenbuhler war. Er verband sich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und suchte, in Gemeindschaft mit ihnen, alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patrizier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geschah besonders durch das Gesetz, daß jede Volksverordnung, fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung, vom Senat bestätigt werden solle. Die Senatoren mußten dies Gesetz beschwören, und Metellus, der sich dessen weigerte, ward verbannt. Indeß hatte Marius sich durch seine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der neuen Consulwahl übergangen; Saturnius und Glaucia aber kamen in einem Volksaufstand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus, verließ Marius Rom und ging nach Asien, unter dem Vorwandte, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der sogenannte Bundesgenossenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft geschwächt, er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstri-

bun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius den Oberbefehl, und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber, dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieser hatte auf seiner Flucht mit tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von seinem Sohne getrennt, irrte er an der Küste Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; sie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküste, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Karthago, und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Insel Cercina, als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna ihre Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Marius eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat, gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dies geschah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung der gegen ihn ausgesprochenen Acht die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versammelt, als er mit seinem zügellosen Anhange eindrang, und, dem gegebenen Versprechen zuwider, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte alle zu morden befohlen, deren Begrüßung er nicht auf gleiche Weise erwiedern würde. Alle Senatoren die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen eingezogen. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannt dieser sich und den Marius eigenmächtig zu Consuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete diese Würde zum siebenten Male, aber er starb schon nach den ersten siebzehn Tagen (im J. 86 v. Chr. Geb.), erschöpft von den überstandenen Beschwerden, und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute sich des Todes seines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), französischer Roman- und Theaterschriftsteller, geb. zu Paris 1688, erhielt von seinen wohlhabenden Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die seine Talente früh entwickelte. Das Theater fesselte seinen Geschmack; da er aber im Felde der Charakterstücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er sich dem Intriguenstück. Er faßte die Naivetät unwillkürlich sich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit ist ihm nicht abzusprechen, doch ist sie mit einer gewissen Kleinlichkeit des Geistes gepaart. Charakter weiß er eigentlich eben so

wenig zu schildern, als Intriguen zu ersinnen. Jenen fehlt Leben, diesen Mannigfaltigkeit. Die Verwickelung ist gewöhnlich so lose und durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblick erwartet. Dabei ist er in seinen Motiven so gesucht und geziert, daß die Franzosen eine eigne Benennung (marivaudage) für eine gesuchte und witzelnde Art des Ausdrucks erfunden haben. Bei ihrer Erscheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Sie sind gesammelt in 5 Duodezbänden 1758 erschienen. Die berühmtesten darunter sind: Les fausses confidences und Le jeu de l'amour et du hasard. Außerdem hat Marivaux geschrieben: 1. Le spectateur français, welcher jedoch dem englischen Zuschauer weit nachsteht; 2. Vie de Marianne, einer der besten französischen Romane, voll anziehender Situationen, wahrer Schilderungen und zarter Empfindungen, aber etwas zu wortreich. (Friedr. Schulz hat diesen Roman unter dem Titel: Josephe, abgekürzt übersetzt); 3. Le paysan parvenu (der emporgekommene Landmann, übersetzt von Mylius), geistreich und lustig, aber eben so wenig wie der vorgenannte Roman, von ihm beendigt; 4. L'Homère travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon; sämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt seinen guten Romanen der Vorzug vor seinen Theaterstücken. Sie drehen sich nicht, wie diese, in dem engen Kreise einer sich verbergenden Liebe; aber seine Gemälde von Leidenschaften haben mehr Zartheit als Kraft, gehen oft in's Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen ist eben so tadelhaft wie in den Komödien, kostbar und witzelnd. Er ward 1743 in die Académie française aufgenommen, und starb zu Paris 1763.

Mark, ein altdeutsches Wort, bedeutete eigentlich so viel als Erinnerungszeichen, Mahl — daher Brandmark; dann zeigte es, wie Markung, die Grenze eines Landes oder Bezirkes an. Ehemals wurde diese Benennung von den Grenzen größerer Länder gebraucht, jetzt ist sie nur noch bei kleinen Bezirken üblich, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark, die Grenze eines Dorfes, Feldes, Gehölzes. In jenem weitern Sinne hießen die Grenzprovinzen des deutschen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und anderer feindlichen Nachbaren in Vertheidigungsstand gesetzt und durch Markgrafen (s. d. Art.) befehligt wurden, Marken, Markgrafthümer, z. B. Meißen, Lausitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark etc. Vorzugsweise und ohne Beisatz, führt den Namen Mark eine Grafschaft im westphälischen Kreise, welche gegen Norden an das Fürstenthum Münster, gegen Osten an das Herzogthum Westphalen und gegen Süden und Westen an das Herzogthum Berg grenzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 □M. und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern südlichen Theil, getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar, hat auch starken Getreidebau und Viehzucht; dieser ist rauh, felsig, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufakturen desto willkommner sind, da es wenig Holz gibt. Die Manufakturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menschen. Im J. 1801 betrug die Einwohnerzahl 133,000, deren größter Theil lutherisch ist; die Einkünfte schätzt man auf 400,000 Thaler. Die gemeinschaftliche klevisch-märkische Regierung befand sich zu Kleve, nachher zu Münster, die Kriegs- und Domänenkammer aber zu Hamm. Die Grafschaft Mark fiel aus

der jülichschen Erbschaft an Kurbrandenburg; der große Kurfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich, und als 1805 und 6 verschiedene Ländertausche Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte ihm im tilsiter Frieden die Abtretung der Grafschaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements, aus; bis sie 1813 von den Preußen wieder in Besitz genommen und nachher zur Provinz Westphalen geschlagen wurde.

Mark heißt in der Physiologie einmal die fettige Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in dieselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; dann aber auch das zellige Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stammes und der Aeste antrifft. Dieses Pflanzenmark verbreitet sich auch noch durch andere Theile der Gewächse, und hat mit dem zelligen Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die nach allen Richtungen durch einander laufen und so ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Diese Höhlen erscheinen nicht nur in verschiedenen Pflanzen, sondern auch in den verschiedenen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zelligen Gewebe der Rinde steht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen bringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüthen, und endigt sich gleichsam im Saamen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Mark scheint der wesentlichste Theil der Gewächse zu sein, der zum Wachsthume unentbehrlich ist. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt: so verschwindet das Mark gänzlich. Durch seine zellige Bildung ist das Mark zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Pflanzen ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären: so würde auch die Ernährung nicht von Statten gehen; dies erhellt, wenn sich das Mark zusammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze ist sodann zu Ende. Die Halme des Getreides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert sich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Fasern vereinigen sich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger mit einander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit besonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Gold wird in 24 Karat (s. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silber in 16 Loth. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im 14. Jahrh. aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthigen Silbers oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine kölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. sächsisch oder 14 Thl. preußisch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze zu 16 Schilling, jedoch von verschiede-

nem Werth. Die Mark Banco in Hamburg beträgt ungefähr 11 Gr. 4 Pf., eine Mark-Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark dänisch 4 Gr. 8 Pf., eine Mark lübisch, 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kr. Reichsgeld. Die englische Mark ist $\frac{2}{3}$ Pfund Sterling. Eine Mark löthigen Goldes macht 36 Dukaten. (Vergl. Almarco.)

Markbriefe sind Erlaubnißscheine, welche die Seemächte beim Ausbruch eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, um die Kauffahrer der feindlichen Macht wegzunehmen. (S. auch d. Art. Kaper.)

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf (marchio) war ursprünglich ein Befehlshaber an der Grenze (Mark) oder in einem Grenzlande, um solches gegen Auswärtige zu beschützen. Obgleich schon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen: so gab es deren in Deutschland doch erst im 10. Jahrh. durch Kaiser Heinrich I. Ordentlicherweise standen sie unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Grenze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die selbst in den ihnen zur Beschützung übergebenen Bezirken ansehnliche, eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürstlich, so daß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand, und einen Fürsten eines Landes bedeutete, welches ehedem eine Mark gewesen war.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolzenen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken, im Gegensatz des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, dessen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühmtesten englischen Kritiker. Er war 1693 geb., erhielt seinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und starb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im J. 1728 erschien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch seinen Scharfsinn berichtigte. Ferner sind von ihm anzuführen: Lysiae Orat. 1763, 4.; Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr. 1723, 8.; De Graecorum quinta declinatione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus, 1745, 8., welchen eine Dissertation angehängt ist, worin er die Aechtheit von vier ciceronianischen Reden mit vielem Scharfsinn angreift. 1763 gab er sehr schätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lysias und Demosthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolit von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmsten altdeutschen Völkerschaften, deren Namen so viel als Grenzvolk bedeutet; sie wohnten seit Cäsars Tode zwischen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarschaft gefährlich wurden, zogen sich diese zu-

rück, und bemächtigten sich unter ihrem berühmten König Marbod (Marboduus), des Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutschen genannt. Marbod vereinigte bald eine Menge Völker mit List und Gewalt und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern äußerst gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann zuchtgewohnter Truppen in's Feld stellte. Die Römer wurden durch einen Aufstand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher schloß Tiberius im sechsten Jahre nach Chr. einen Vergleich mit ihm; später aber schlugen ihn die Cherusker unter Herrmann im J. 19 nach Chr. Gleiches Schicksal hatte sein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwiesen. Verwandte des Marbod beherrschten die Markomannen, die sich bis auf Domitian aller Feindseligkeiten gegen die Römer enthielten. Seitdem wagten sie Einfälle in das römische Gebiet. Trajan nnd Hadrian hielten sie in Schranken; unter Aurelius brachen sie, 166 nach Chr. Geb., gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe, der unter der Benennung des markomannischen Krieges in der römischen Geschichte berühmt ist, wichen sie über die Donau zurück und schlossen Frieden, hielten ihn aber nur so lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entschloßnen Regenten hatte; sonst verheerten sie Noricum und Rhätien, und drangen selbst durch die Alpenpässe. Diese Angriffe dauerten im 3. und 4. Jahrhundert fort. Unter Aurelian setzten sie ganz Italien in Schrecken. Aber im fünften hörten sie auf und der Name der Markomannen verschwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in diese Gegenden vordrängt, brachte die Namen der alten Bewohner in Vergessenheit. Nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila finden wir in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Rugier, Heruler, Scyren, Turcelinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bojoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus sehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von Rugiern, Longobarden u. s. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bajoarier sind die Vorfahren der Baiern (s. d. Art.) Sie lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürsten, die sich Könige nannten. Theuderich, der Ostgothen König, stand mit ihnen im Bunde. Aber mit dem ostgothischen Reiche sank auch ihr Ansehn, bis die Franken sie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könige jetzt hießen, mit Namen Thassilo gezwungen wurde, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie gehörten seitdem zum fränkischen Reiche.

Markscheide heißt im Bergbau ein gewisses Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und die darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören, um sie von angrenzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzusondern; auch dieser Ort selbst, der am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochstein, in der Grube aber, oder unter der Erde, durch ein, in das feste Gestein eingeschlagenes Zeichen, welches auch die Markscheidestufe heißt, (gewöhnlich †) bezeichnet wird. Markscheidekunst (Geometria subterranea) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunst, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu bestimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung ist unstreitig aus dem altdeutschen Worten Mark oder Mar (Grenze) und scheiden (theilen) entstanden. Sie ist eine, dem Bergmanne unentbehrliche Kunst und ver-

dankt, wie so viele andere nützliche Künste, ihre Entstehung den Deutschen. Das erste Werk über Bergbau, worin auch diese Kunst abgehandelt wird, erschien 1556 von G. Agricola, in lateinischer Sprache. Am vollständigsten schrieb jedoch über dieselbe zuerst N. Voigtel 1686. Seitdem hat sie sich, so wie die Bergbaukunde überhaupt, sehr ausgebildet und vervollkommnet. BG.

Marlborough (John Churchill, nachmals Herzog von) geb. 1650 zu Ashe in Devonshire, einer der größten brittischen Feldherren und Staatsmänner, erwarb sich früh die Gunst des damaligen Herzogs von York, der ihn in seinem 16. Jahre zum Fähnrich machte. Die erste kriegerische Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entsetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. 1672 zeichnete er sich unter dem Herzog von Monmouth im niederländischgn Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Mastricht, erwarb er sich so glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angesicht des Heers für seine Tapferkeit dankte. Er ward Oberster und besorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieser 1685 unter Jacob II. den englischen Thron bestieg, schickte er den Baron Churchill als Bothschafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn jedoch nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien 1688 zu diesem überzugehen, auch riß er Jacobs II. Tochter, Anna, über die er schon damals durch seine Gemahlin viele Gewalt hatte, mit sich fort, daß sie auf ihres Schwagers Seite trat. Wilhelm III. erkannte Churchill's große Fähigkeiten und Diensteifer, der deshalb zum Generallieutenant, 1689 zum Mitgliede des geheimen Raths und zum Grafen von Marlborough ernannt wurde. Im J. 1690 zwang er, als Befehlshaber der Armee von Irland, die starken Besatzungen von York und Kinsale zur Uebergabe. Allein seine Thaten machten den Neid rege, und Wilhelm ward so sehr gegen den Helden eingenommen!, daß er ihm alle seine Stellen nahm, und ihn, als eines Majestätsverbrechens verdächtig in den Tower setzen ließ. Doch mußte er, da sich kein Beweis gegen ihn fand, wieder in Freiheit gesetzt werden. Erst nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Marie (1694), fand Wilhelm III. es rathsam, die einzige Schwester derselben, Anna, als künftige Thronerbin mit Güte zu behandeln, und wandte daher auch ihrem Freunde Marlborough seine Gnade wieder zu. Er rief ihn an den Hof zurück, und ernannte ihn 1698, unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken zum Gouverneur des Sohnes der Prinzessin Anna, des Herzogs von Glocester. Hierauf machte er ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum obersten Anführer der englischen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Gesandten im Haag. Als Anna 1702 den Thron bestieg, ertheilte sie ihm den Hosenbandorden, und bestätigte ihn in allen seinen Würden. Er und seine Gemahlin bemächtigten sich jetzt ganz des Vertrauens der Königin; und mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister, Lord Godolphin, und der Staatssecretär, Lord Sunderland. Marlborough's Talente würden bereits so allgemein anerkannt, daß alle Verbündete Englands ihre Truppen seinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge von 1702 mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhundert immer siegreich gewesen, vor Marlborough fliehen, und ihm ihre Festungen überlassen. 1703 eroberte er Bonn, endigte den flandrischen Feldzug, und zog nach Deutschland, um den Kurfürsten von Baiern zu hindern, sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Da kam es, am

Schellenberge, bei Donauwerth (2. Juli 1704) mit den Franzosen und Baiern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oesterreicher siegten. Im August vereinigte sich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und beide siegten den 13. August in der Schlacht bei Höchstädt oder Blenheim (s. Blenheim), bei welchem Dorfe Marlborough den Marschall Tallard und 12,000 Franzosen gefangen nahm. Der Feind verlor über 40,000 Mann, 121 Standarten und 179 Fahnen; das deutsche Reich war gerettet und ganz Baiern erobert. Nachdem hierauf Marlborough die Franzosen über den Rhein zurückzugehn gezwungen hatte, reiste er nach Berlin und legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. Dann ging er nach London, wo er mit dem glänzendsten Jubel empfangen und zum Herzog von Marlborough erhoben wurde. Aber schon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbste machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiser Joseph I. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung des Fürstenthums Mindelheim in Schwaben. In den folgenden Jahren erfocht er die wichtigen Siege 1706 bei Romillies und 1709 bei Malplaquet (s. d. Art.) — Aber unterdessen verlor seine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin; sie beleidigte die von ihr selbst bei der Königin eingeführte Hofdame, Elisabeth Masham, welche bald die Gunst der Monarchin ausschließend gewann. Zugleich wandte sich die Neigung des Volks von den Whigs zu den Tories. Die Königin ernannte aus den letztern ein neues Ministerium, und das Volk wählte lauter Tories für das neue Unterhaus. Beide wollten den Frieden. Dadurch wurden die Whigs gestürzt, welche auf Fortsetzung des Kriegs drangen und zu welchen Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorschläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht zu Stande kam. Marlborough wurde schon 1712 aller seiner Stellen entsetzt, der Unterschlagung von Geldern und anderer Verbrechen beschuldigt, und wählte eine freiwillige Verbannung. Erst nach Annens Tode 1714 kehrte er in sein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle seine Aemter wieder, starb aber schon 1722 zu Windsorledge im 73. J. seines Lebens. Graf Chesterfield sagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht durch blendenden Witz und überraschende Ideen; aber an gesundem Urtheil und eindringendem Scharfsinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichsten Gesichtsbildung vereinigte er in allem, was er that, eine unwiderstehliche Anmuth. Er war ein gehorsamer Sohn, ein zärtlicher Ehegatte, ein treuer Freund, ein nachsichtiger Herr seiner Diener. Auf seinem Gesicht lag Wohlwollen. Sein ganzes Wesen war hinreißend, wahre Religiosität ein Hauptzug seines Charakters. Der brittische Partheihaß verfolgte den Helden. So gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, wie verschieden ihre besondern Zwecke und wie mißtrauisch ihre eignen Ansichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, so wußte Marlborough ihn sogleich durch seine Persönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In seiner Staatskunst leiteten ihn ganz die Liebe zu seinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geschwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Die englische Nation ließ in dem ihm wegen seines Sieges bei Blenheim geschenkten Flecken Woodstock den Palast Blenheim-House

für ihn erbauen. Auf der Ebene daselbst steht ein Obelisk mit einer Bildsäule des Herzogs. Die besten Nachrichten über sein Leben hat Willam Coxe aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben, unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correspondence. Lond. 1818. 4. I. Vol. mit Kupf. u. Charten.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein Flecken von 320 Feuerstellen und 1227 Einw. an der Seine, eine französische Meile von Versailles. Das von Ludwig XIV. daselbst erbaute prächtige Lustschloß ward in der Revolution von Grund aus zerstört, auch der schöne Park ist verschwunden, und man besucht den Ort nur noch der berühmten Wassermaschine wegen, welche Versailles mit Wasser versieht. Auch dieses künstliche Werk war während der Revolution fast gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch ein wenig zusammengesetztes Getriebe wieder in brauchbaren Stand gesetzt, welches auch noch den Vortheil gewährt, daß die Seineschifffahrt dadurch weniger gehemmt wird.

Marmont, Herzog von Ragusa und franz. Marschall, ist 1774 in Chatillon an der Seine geb. Schon im 16. Jahre nahm er Militärdienste und zwar unter der Artillerie. Die Revolutionskriege boten ihm bald Gelegenheit dar sich auszuzeichnen. Dies fand vorzüglich in den italienischen Feldzügen statt, wo er sich Napoleon unentbehrlich machte; so daß er ihn auch auf dessen Zuge nach Aegypten begleitete. Nicht minder war er einer der Wenigen, die in das Geheimniß der Rückreise Buonaparte's aus Aegypten nach Frankreich eingeweiht waren und den 18. Brumaire beförderten. Es würde hier für unsern Zweck zu weit führen M. von jetzt an allenthalben zu folgen, wohin ihn die Kriegsbegebenheiten riefen, und wir erwähnen daher nur, daß er in dem unglücklichen spanischen Kriege durch den Verlust der Schlacht bei Salamanka sich die Ungnade des franz. Kaisers zuzog. Jedoch wurde er 1813 in dem Kriege gegen die Alliirten wieder gebraucht. Auf dem Marsch derselben nach Paris wurde er bei Fere Champenoise geschlagen und war er es, der, als die Alliirten sich der Hauptstadt genähert hatten, mit ihnen einen Waffenstillstand abschloß, der sie im Besitz derselben stellte. Man sehe hierüber den Art. im 7. Bde: Paris, Einnahme im J. 1814. Nach dem 20. März 1815 folgte er dem Könige nach Gent, da Napoleon ihn wegen der Capitulation von Paris im J. 1811 gewissermaßen geächtet hatte.

Marmontel (Jean François), einer der klassischen Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der Akademie française, war 1723 zu Bort in Limousin geboren. „Ich habe das Glück gehabt", sagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Industrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig fast aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters, durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann sagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Unbiegsames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das selbst Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte Marmontel seine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen seine Aeltern, um einen Freitisch für ihn anzuhalten, den sie auch auf den Collegium von Toulouse erhielten. Als Jüngling zeichnete sich Marmontel durch sein bündiges

Raisonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen steifen und pedantischen Ton an, den der Umgang mit der Welt und sein langer Aufenthalt in der Hauptstadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm sein erster Versuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch, besonders durch Voltaire, dem er seine poetischen Arbeiten sendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preise in den Blumenspielen (jeux floraux) von Toulouse gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumständen, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftstellern zusammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinschaftlichen Ausgaben sorgte. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in ansehnliche Häuser. Sein erstes Trauerspiel: Denis, le Tyran, machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünstigung der Pompadour ward er Secretär bei dem Bauwesen zu Versailles (historiographe des bâtimens du roi) mit 1500 Livres Pension, aud erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des Mercurs. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine sehr lustige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälschlich zugeschrieben; um ihn dafür zu bestrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Er hatte seine literarische Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erschienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Historiographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alembert's Stelle Secretär der Akademie. Bei dem Ausbruch der Revolution verlor er seine Stellen, und zog sich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo sein edles und sanftes Herz die Uebel beseufzte, deren Zeuge er sein mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morellet linderte einigermaßen seine Leiden, und gewährte ihm Trost in der Abgeschiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinstituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwol man ihn 1798 in St. Aubain, aber nur aus Irrthum in der Person, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18. Fructidor des Jahres V. wurde seine Wahl cassirt; er zog sich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und starb daselbst 1799 unter einem Strohdach, wo er einsam, arm und vergessen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes schriftstellerisches Talent in seinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erschienen sind. Seine berühmtesten sind: Contes moraux, 3 Bände, welche Muster der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und übersetzt (deutsch von Schütz, Leipzig 1794. 2 Bde. 8.) worden sind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend (dieses Buch, in welchem er dem Fürsten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche sich bei dieser Gelegenheit lächerlich machte); Les Incas ou la destruction de l'Empire de Pérou, wenigstens theilweise anziehend; Elémens de littérature, eins der besten didaktischen Werke in der französischen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewol minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienst. Seine Poétique française, in einem trefflichen Styl geschrieben, ist reich an Paradoxien. Unter seinen historischen Werken ist das ausgezeichnetste:

Régence du Duc d'Orléans (Oeuvres posth. T. V. et VI. Paris 1805 enthalten sein Leben.)

Marmor, jeder Kalkstein, der wegen seiner Dichtigkeit und Härte Glanz annimt. Man verarbeitete ihn daher schon zeitig zu allerhand Kunstwerken, und die mehrsten auf uns gekommenen Werke der antiken Bildhauerkunst sind aus Marmor von der Insel Paros gearbeitet. Er ist weiß wie gebleichtes Wachs, und hat seines Ansehns und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Noch unterscheidet man unter den antiken Marmorarten besonders den grünen, verde antico, den gelben, giallo antico, den rothen, rosso antico, und den schwarzen, nero antico. Jetzt schätzt man den weißen von Carrara in Italien am höchsten, weil er sich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Klüfte brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutschland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italienischen der schwärzliche parangono; der bunte misto, der graue bardiglio, bigio antico, der rothaderige broccatello etc.; unter den französischen der röthlich bunte serancolin, der schwarz und weiß geaderte barbasan; der grüne campan; unter den deutschen ist der von Blankenburg (wo es auch eine Marmormühle gibt), welcher von allen Farben vorkommt, der beste. Der weiße Marmor, welcher sich in Deutschland findet, ist gewöhnlich von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor ist selten und theuer. Am häufigsten ist der bunte, der sich mit allerlei Farben gestreift, gefleckt, geadert, gewölkt 2c. in vielen Ländern, und besonders auch in Deutschland findet. In vielen Marmorarten finden sich dendritische, d. i. baumartige Zeichnungen, andere, wie der florentiner Ruinenmarmor, zeigen mitunter Umrisse von Gebäuden, Ruinen und allerlei andere Figuren (Bildermarmor), noch andere Sorten enthalten versteinerte Seethiere, Muscheln (Muschelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor ist von feinem Korn und specifisch leichter als der weiche, der, wegen besserer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Marmor sind: wenn er Knoten, oder sogenannte Nägel, Schmirgelstellen u. s. w. hat, welche schwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen, welches besonders beim weißen Statt findet. In Sachsen, Koburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinkugeln auf besondern Mühlen, die als Ballast nach Indien gehen, und obgleich sie am Orte der Verfertigung sehr wohlfeil sind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künstlicher Marmor (Stucco) wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eisenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leimwasser und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen stark genäßt und mit feinem Kalkpulver mittelst weicher Pinsel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik (arundelianische oder parische), oder auch arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr. Geb.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher parische Chronik), nach andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cekrops, 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Geb. Thomas, Graf Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte sie 1627 und sein

Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford, wo sie sich seitdem befindet. Sie ist von Johann Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, sehr prachtvoll) und Wagner (übersetzt und erläutert, nebst Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Englischen von Robertson und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben worden.

Maro, s. Virgil.

Marokko, eine große Landschaft oder seit 1670 sogenanntes Kaiserthum im nordwestlichen Afrika, nach den beiden vorzüglichsten Provinzen, die dazu gehören, das Reich Feß (Fez) und Marokko genannt. Es grenzt an das mittelländische und atlantische Meer, an die Wüste Sahara, und an den Staat von Algier. Zweige des Atlas mit Schneegipfeln, 12,000 Fuß hoch, ziehen sich durch das Land. Einige schätzen die Größe desselben auf 7425 Q. M., mit ohngefähr 3½ Millionen Einw. Jackson nimt auf 13,000 Q. M. 15 Millionen Einwohner an. Das Land ist schön, und von der Natur begünstigt, das Klima vortrefflich, und die Fruchtbarkeit des Bodens sehr groß. Die Küsten sind zwar sandig, und daher weniger angebaut, desto fruchtbarer und angebauter ist das Innere des Landes. Eine große Plage sind die Heuschrecken, welche bisweilen (zuletzt im J. 1816) die Felder fürchterlich verwüsten. Haupterzeugnisse sind: Getreide, Oel, Mandeln, Datteln und Gummi. Die schönen und zahlreichen Schaafheerden liefern gute Wolle; es gibt viel Hornvieh, und die Pferde von Feß werden für die besten in der Barbarei gehalten. An Mineralien finden sich vorzüglich Kupfer, wovon jährlich mehrere Hundert Centner ausgeführt werden, etwas Gold, auch Silber und Eisen. Die vorzüglichsten Fabrikate sind Saffian und Korduan, der besonders in den Städten Marokko (daher die französische Benennung Maroquin, s. d. Art.) und Feß bereitet wird, auch werden in der letztern Stadt seidene Zeuge verfertigt. Mit allen diesen Erzeugnissen wird ein bedeutender Handel getrieben, und die Europäer führen dieselben aus den marokkanischen Häfen: Sale, Mogador, Larasch, Tetuan, Tanger u. a. aus. Vorzüglich werden die spanischen und französischen Küstenländer in Zeiten des Mangels mit Getreide von daher versorgt. Die Marokkaner stören diesen für sie einträglichen Handel nicht durch Kapereien, wie ihre Nachbarn, die Algierer. Der jetzige Beherrscher von Marokko sucht vielmehr denselben auf alle Art zu begünstigen. Doch müssen die europäischen Nationen diese Gunst gewöhnlich durch jährliche Geschenke erkaufen. Der Beherscher von Fes und Marokko (Sherif, Kaiser) regierte ganz unabhängig von dem türkischen Sultan, und völlig despotisch; die Personen und Güter seiner Unterthanen sieht er als Gegenstände an, mit denen er nach Willkühr schalten könne. Seine Einkünfte werden auf zwei Millionen Gulden angegeben, sie fließen aus der Kopfsteuer der Juden, dem Tribut einiger ihm unterwürfigen kleinen Fürsten, dem Zehnten von den Erzeugnissen und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geschenken der Europäer. Sein Heer besteht in Friedenszeiten nur aus einigen Tausend Mann, kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 Mann vermehrt werden. Seine Seemacht hat bisher bloß aus 24 Fahrzeugen, darunter einige Fregatten, mit 6000 Seeleuten bemannt, bestanden. So friedlich und geneigt der jetzige Beherrscher dieses Reichs sich bisher gegen die Europäer bewiesen, so hat er doch am Ende des Jahrs 1817 die Absicht gezeigt, in ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß mit den benachbarten Räuberstaaten zu treten. Die Sache

blieb aber ohne Folgen, eben so wie die kaiserliche Einladung an alle Europäer sich hier nieder zu lassen. Das Heer besteht außer 12,000 Mann maurischer Reuterei, meist aus gemietheten Negern, die zu Fuß dienen. Die Einwohner des Landes bestehen 1. aus Mauren, ursprünglich Araber, (s. d. Art. Mauren); sie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2. Arabern, die auf dem Lande in Dörfern oder Hütten wohnen. 3. Berbern (Breber, Amazig), die ältesten Bewohner des Landes. (S. d. Art. Barbaresken.) 4. Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerstreut sind, und einen Theil des stehenden Heeres ausmachen. 5. Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand dem Katholischen vertrieben; sie sind äußerst verachtet und gedrückt und verhältnißmäßig sehr zahlreich. 6. Renegaten, von Juden und Christen, vorzüglich Spanier. 7. Christen, die als Kaufleute, Künstler oder auch als Sklaven da leben. Ueber die ältere Geschichte s. d. Art. Mauretania und Mauren. Im J. 1557 wurde Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammed, Besitzer von Feß und Marokko, und seine Familie behauptet noch jetzt diesen Thron, um dessen Besitz jedoch sehr häufig zwischen Brüdern und Vettern blutige Kriege, nicht ohne gewaltsame Erschütterung des Staats, geführt worden sind. Die meisten dieser Regenten waren grausame Despoten; der wildeste von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, starb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzogenen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende seiner Regierung sich wider ihn empört hatten, stritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge schloß. Er regierte nicht so despotisch wie seine Vorgänger war wißbegierig und haushälterisch, und starb 1790. Nach seinem Tode entstanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter seinen Söhnen. Der jetzige Kaiser Mulei Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid in der Regierung, und behauptete sich dabei gegen seine übrigen Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verschiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzosen führten, gab er zu dem Heere der ersten ein Contingent, schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserlich französischen Hof; mit der Regierung der Bourbons hat er keine Mißverständnisse gehabt. Marokko, die Hauptstadt und gewöhnliche Residenz des Kaisers, im 11. Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachsenen Gegend, zwischen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange, 30,000 Einwohner und ist sehr unreinlich und größtentheils schlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte als in andern Theilen des Landes; man findet bisweilen das Wasser vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Von Marokko aus gehen Karawanen durch die Wüste nach Timbuktu. Von Feß bis dahin zählt man 129 Tagereisen. Das kaiserliche Schloß ist sehr weitläuftig, befestigt und macht eine Stadt für sich aus. Der Kaiser hält sich auch oft zu Mekines auf, einer Stadt, die in einer schönen, fruchtbaren Ebene liegt, und 15,000 Einwohner hat. Feß, die Hauptstadt des Reichs dieses Namens, liegt am Fuße des Atlas in einem Thale, ist groß, hat 70,000 Einwohner, 50 Moscheen, eine für Afrika sehr bedeutende Bibliothek, Lehranstalten, und verschiedene Leder- und

Seidenfabriken. Die Einwohner von Sale, oder Salee, Abkömmlinge der aus Spanien vertriebenen Mauren, waren in frühern Zeiten wegen ihrer Seeräubereien besonders übel berüchtigt. Die Festung Ceuta (mit 7400 Einwohnern) und die festen Plätze (Presidio's) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von Marokko, gehören den Spaniern. Vergl. d. Art. Barbaresken und Feß.

Maroniten heißt eine Partei orientalischer Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeiten war. Im 7. Jahrh. war die Meinung, daß Christus zwar zwei Naturen, die göttliche und menschliche, in sich vereinigt, aber doch nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen, und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraklius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes 713 starb, wurden die Monotheleten feierlich verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Ueberreste dieser Partei erhielten sich in den Maroniten, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6. Jahrh. erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron diesen Namen führte. Ein anderer Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7. Jahrh. den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchsen sie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu vertheidigen wußte, und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft, gegen Erlegung eines Tributs, wie die Drusen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militärischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. Gemeingeist hält sie zusammen. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griechischen Kirche. Seit dem 12. Jahrh. haben sie sich mehrere Male dem Papste unterworfen und der römischen Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen, und sich dabei, wie die Griechen, schlichter Brode bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterehe nach Art der griechischen Kirche und der Gebrauch der arabischen Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyrischer Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloster Kanobin auf dem Libanon seinen Wohnsitz hat, und legt dem Papste allemal nach 10 Jahren Rechenschaft von dem Zustande der maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Geistlichen, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 maronitische Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des heiligen Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geistlichen besteht seit 1548 ein maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den

Geist der römischen Kirche ganz einzuflößen, und sowol die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Maroquin, marokkanisches Leder, (Saffian), dessen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Der Maroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern und an andern kleinasiatischen Orten von verschiedenen Farben bereitet, und die europäische Art, ihn zu verfertigen, steht noch immer gegen die türkische zurück, woran vielleicht auch die natürliche Verschiedenheit der dazu verwandten Häute schuld ist.

Marot (Clément), ein französischer Dichter, der sich besonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1405 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie sein Vater, Kammerdiener Franz I., und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem König nach Italien, und ward in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu sein, mußte Gefangenschaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 starb. Marot besaß bei einem ernsten und philosophischen Aeußern eine angenehme und fruchtbare Phantasie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle seine Gedichte, so wie auch seine, in Gemeinschaft mit Beza verfertigte Uebersetzung der Psalmen, die lange in den protestantischen Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Style abgefaßt. Natur und Naivetät sind der Charakter dieses Styls, der unter dem Namen Style Marotique eine eigne Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen bildet. Seine Werke sind einzeln, sehr sauber gedruckt, im Haag (1700. 2 Thle. in einem Bande nnd mit fortlaufender Seitenzahl), auch mit den Werken seines Vaters Jean und seines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zusammen erschienen. (Oeuvres à la Haye, 1731. 3 Voll. 4. und 6. Voll. 12.)

Marpurg (Frted. Wilh.), unser erster musikalischer Literator und Tonlehrer, war 1718 zu Seehausen geboren. Er verband mit dem Studium der Wissenschaften ein gründliches Studium der Musik, welcher er seine meiste Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben so scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaft gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir seine Anleitung zum Klavierspielen in zwei Bänden, seine Abhandlung von der Fuge, seine historisch kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik, sein Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition, seine Anfangsgründe der theoretischen Musik, seine Anleitung zur Singcomposition, seine kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik, seine kritischen Briefe über die Tonkunst und seinen Versuch über die musikalische Temperatur. Seine Geschichte der Orgel, die ihn in seinen letzten Lebensjahre beschäftigte, blieb unvollendet. Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie ist eine Art der mosaischen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedene Far-

ben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmen Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemälde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde theils durch Filippo Brunelleschi (s. d. Art.), theils durch Giuliano da Majano (geb. zu Neapel 1387, gest. 1457) wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiedenen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf darin alle Künstler seiner Zeit; er verfertigte Perspectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu selbst in's Ausland berufen. Giovanni da Verona (geb. 1469, gest. 1537), der bei Filippo Brunelleschi gelernt hatte, wurde zu Raphaels Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holze mit durchdringenden Oelen und siedendheißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspective und andere Malereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis ist ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutschem Sinne nicht zu verwechseln ist. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel und wurde hier, wo er bei den von Napoleon geschaffenen Adel nicht üblich gewesen war, nach der Herstellung des bourbonischen Hauses wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen; auch in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den ältesten Dichtern war er ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach spätern der Juno allein, der wildeste der Götter. Eigentlich ist Mars eine pelasgische Gottheit, welche in Thracien ursprünglich verehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den frühesten Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den Griechen das Sinnbild des Krieges, insofern nur Stärke, Kühnheit und Rohheit dazu gehören; da hingegen Minerva als Kriegsgöttin das Sinnbild der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbundenen Tapferkeit ist. In spätern Zeiten wird er immer menschlicher gebildet, als Retter der Unschuld ꝛc. Die Römer erhielten seinen Dienst schon in den frühesten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld (s. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienst verrichteten besondre ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (s. d. Art.), welche seinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht. Am 1. März und am 12. Oct. wurden ihm Feste gefeiert. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia (s. d.) wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten sie ihn Quirinus; gradivus, der Schreitende, im Kriege. Seine Gemahlin und Schwester war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen

schreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kinder mit der Venus und verschiednen andern Geliebten. Die Umarmung der erstern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieser verfertigte ein künstliches, überaus feines, eisernes Netz, warf es über beide, die er eben auf dem Lager beisammen fand, rief sodann alle Götter herbei und gab die beschämten Gefangenen dem Spotte der Olympier Preis. Venus gebar ihm die Harmonia (Eintracht); Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) sind seine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. Phobos ist sein steter Kriegsgefährte er und Deimos spannen seinen Kriegswagen an und lenken ihm im Gefechte; Enyo, die Städteverwüsterin (Bellona) und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. Die Fabel erzählt verschiedne einzelne Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den spätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Riesen zuerst an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber, wie die andern Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er sich in einen Fisch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes ward er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate schmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber seinen Aufenthalt dem Hermes und dieser befreite ihn wieder. Mit dem Hercules gerieth er zweimal in Kampf, indem er seinen Söhnen gegen ihn beistehen wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott selbst verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er seinen Blitz zwischen die Fechtenden schleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Euryte Sohn, weil er seiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollte. Neptun verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und lossprachen. Da Mars der erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areopagus, Hügel des Ares. Im trojanischen Kriege stand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntausend Männern schreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Aegide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden schmetterte, daß er sieben Hufen Landes mit seinem Körper bedeckt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüstung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Gesicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar; Helm, Speer, Schwert und Schild sind seine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet (s. Planeten); in der Chemie bedeutete dieser Name sonst auch das Eisen, in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Demoiselle), für's feine Lustspiel eine der ersten franz. Schauspielerinnen neuerer Zeit, s. Französ. Schauspielkunst und Pariser Theater.

Marsch ist ein kurzes Tonstück von ernsthaftem und feierlichem Charakter, in gerader Taktart und gemäßigtem Zeitmaße, welches vorzüglich zu militärischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht bloß die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern: so muß der Rhythmus dabei stark bezeichnet und herausgehoben werden. Leider wird der charakteristische Marsch der Deutschen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marschall, alt Marschalk. Man hat vielerlei Meinungen über die Abstammung dieses Worts. Einige leiten es, und zwar am wahrscheinlichsten, von dem alten Mär oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, also Einer, der bei den Pferden angestellt wäre, Stallmeister (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmid); Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen obersten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürstlichen Höfen einen der vornehmsten Hofbedienten ausmacht, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. leitet, und die Aufsicht über die Hofbedienten hat, so daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei besonderen Feierlichkeiten und Festen bestreiten und besorgen muß; daher es auch ein besonderes Hofmarschallamt gibt, welchem er vorsteht. So ist denn auch der Reichsmarschall Land = Erbmarschall auf einem Reichs = oder Landtage derjenige unter den Reichs = oder Landständen, welcher auf die äußere Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, insofern dies Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dergl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. Der Feldmarschall, auch General = Feldmarschall, ist der oberste Befehlshaber bei den Landtruppen. Im französischen Heere sind jedoch die Maréchaux de l'Empire, die unsern Feldmarschällen gleich stehen, wohl von den Maréchaux de Camp zu unterscheiden, die unter Napoleon Brigade = Generale heißen, und mit unsern General = Majoren zu vergleichen sind. Im Oesterreichischen ist der Feldmarschall = Lieutenant das, was in andern deutschen Heeren General = Lieutenant ist. Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Erzmarschalls des deutschen Reichs, welcher für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen mußte, bei der Kaiserkrönung das Geschäft hatte, zu Pferde von einem auf öffentlichen Markte aufgeschütteten Haferhaufen ein silbernes Maß voll Hafer zu holen, und solches dem Kaiser darzubringen. Er ließ sein Amt wieder durch einen Erbmarschall verwalten. Dieses Erzamt kam dem Kurfürsten von Sachsen zu. — Marschallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden, und an welcher der Hofmarschall den Wirth macht.

Marschländer nennt man tiefliegende, besonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, gewöhnlich schwarzen, tiefen, feuchten, aber doch stark zusammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der Rückstand ausgetrockneter Gewässer, daher auch die große Fruchtbarkeit derselben. Aehnliche Länderreien finden sich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Diese nennt man aber nicht sowol Marschländer, welche Benennung nur an den Meeresküsten üblich ist, sondern Bruchland. An der Nordsee sind die dittmarsischen die bekanntesten. BC.

Marseille (Massilia), Sitz der achten Militärdivision, die

Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, eine der ansehnlichsten Städte Frankreichs und wichtige Handelsstadt, in einer schönen, gegen Norden mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Busen des mittelländischen Meeres, dessen äußerste Spitze den Hafen bildet, liegt in Gestalt eines Hufes um den Hafen herum, und hat 12,000 Häuser und 102,000 Einwohner. Die Stadt ist nicht mehr fest; denn die Wälle sind geebnet und in schöne Spaziergänge verwandelt. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch eine schöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, geschieden werden. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden stehen und einen immerwährenden Jahrmarkt bilden. Die Häuser an dieser Straße haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, welche mit eisernen Geländern eingefaßt, und mit Orangenbäumen u. s. w. besetzt sind. Die Altstadt, welche den größern Theil der Stadt ausmacht, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, und ist zwar der volkreichste Theil, hat aber enge, steile und winkliche Straßen und meistens unansehnliche Häuser; die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt dehnt sich um den Hafen herum, und ist schön gebaut; die Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich, und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehören: das Stadt- oder Rathhaus; die Börse, die Domkirche, das neue Theater, das alte und neue Zeughaus, das große Lazareth mit musterhaften Quarantäneanstalten. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der neue Platz mit vier Springbrunnen und der St. Michaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, seit 1815 zu einem Freihafen erklärt, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst; er ist zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat nur 16 bis 22 Fuß Tiefe, aber wegen der verborgenen Klippen eine etwas beschwerliche Einfahrt, ist gegen alle Winde geschützt, und kann 900 Kauffahrteischiffe fassen, ist aber für Kriegsschiffe nicht tief genug. An und bei dem Freihafen in den über 6000 Fahrzeuge jährlich einlaufen, befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St. Jean, welches dreifache über einander liegende, mit starkem Geschütz besetzte Festungswerke hat, an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felsenkette tief in's Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken versehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felsen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Festungswerken besetzt ist. Es fehlt Marseille nicht an mancherlei literarischen Anstalten, wohin besonders die königliche Schule, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, ein Museum von Alterthümern, Gemälden ꝛc., eine medicinische Gesellschaft, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, eine Schiffahrts- und eine Zeichenschule gehören. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist sehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigsten sind die Fabriken in Seife, Stärke und Puder, Korallen, Kattun, rothen tunesischen Mützen, türkischem Rothgarn ꝛc. Der Handel wird besonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben, und durch das gut eingerichtete Lazareth mit musterhaften Quarantainanstalten für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Insel Pomergues, 6 Meilen von der Stadt entfernt,

unterstützt. Wegen des Handels, des schönen Klimas und der angenehmen Gegend halten sich immer viele Fremde hier auf; die Einwohner sind fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen 5000 bleibend weiße Landhäuser zwischen Oel- und Mandelpflanzungen. (S. den Art. Bastiden.) Die Straße von Aix bis Marseille ist eine der schönsten in Frankreich. Sie führt über eine kleine Bergkette, welche sich durch ein sieben Stunden langes Thal erstreckt. Aus den am Wege liegenden Wiesen steigt unaufhörlich ein balsamischer Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Melisse und Rosmarin wachsen hier als wildes Gesträuch. Immer blühende Rosen schmücken den Rand der Heerstraße. Kleine Wäldchen von Myrthen und Lorbeeren laden den ermüdeten Wanderer unter ihre duftenden schattigen Zweige zur Ruhe und Erquickung ein. An beiden Seiten des Weges liegen eine Menge Gärten und Weinberge mit schönen Landhäusern.

Marser. Mit diesem Namen wurden zwei verschiedene Völker bezeichnet; ein Mal ein kriegerisches Volk in Mittelitalien, das sich in dem Bundesgenossenkrieg, der auch nach ihm der marsische heißt, hervorthat; zweitens ein deutsches Volk, vom Stamme der Istävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und sich besonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber sich wieder in das Innere zurückzog. Es scheint, daß die Marser zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Märsfeld, s. **Märzfeld** und **Rom**.

Marsh (Herbert), einer der berühmtesten und fruchtbarsten politischen und theologischen Schriftsteller Englands, Bischof zu Llandaff, Doctor und Professor der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königl. Societät. Er ward zu London geboren, und zeichnete sich schon als Schüler durch seine mathematischen und andern Kenntnisse auf dem St. John's College vortheilhaft aus. Nachdem er in seinem Vaterlande eine Collegiatur und akademische Würden erhalten hatte, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommnen, er hielt sich einige Jahre in Göttingen, und zuletzt in Leipzig auf, und setzte sich so in den Stand, eines der gelehrtesten deutschen Werke (Michaelis Einleitung in das Neue Testament) mit Anmerkungen in's Englische zu übersetzen (1792—1801, 4. Voll. 8.) Zugleich theilte er die wichtigsten politischen Nachrichten, die er sich dort zu verschaffen wußte, der Regierung seines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm wegen dieses wesentlichen Verdienstes um sein Vaterland eine Pension. Als die französischen Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging Marsh nach England zurück, und erhielt 1807 die obige Professur. Mit einem löblichen Eifer in der Erfüllung seines neuen Berufes hielt er seine theologischen Vorlesungen, statt, wie vordem üblich war, in lateinischer, jetzt in englischer Sprache. Dadurch gewannen dieselben an Gemeinnützlichkeit, da jetzt Personen jedes Standes sie verstehen und besuchen konnten. Es sind drei Theile davon gedruckt worden. Er hatte das Schicksal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerst mit einem Archidiaconus Travis über einen Gegenstand der theologischen Kritik. Darauf suchte er in dem Werke: Patje's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated

from the German, 8. 1797, die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derselben zu vertheidigen, und seine Landsleute über den Zustand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er seine in seiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802 aufgestellte Hypothesen in mehreren Schriften, besonders gegen eine scharfsinnige, anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Bischof von Oxford zuschrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungssystem des Doctors Bell und Joseph Lancaster's verwickelt. Mit dieser Fehde war eine andere in Rücksicht der Bibelgesellschaft verbunden, wegen welcher Marsh von einem Schwarm erhitzter Köpfe mit einer Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenstandes durchaus unwürdig war. Während er sich auf diese Weise herumstritt, ward er schon wieder von einer andern Seite herausgefodert. Einer der beliebtesten katholischen Geistlichen in London, von dem Wunsche beseelt, einen so großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, suchte den theologischen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere seiner schärfsten Pfeile aus des Papstes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der katholische Bekehrer seinen Kräften zu viel, und der Stärke seines Gegners zu wenig getraut hatte. Er begann 1814 unter dem Titel: Horae Pelasgicae, Untersuchungen über den Ursprung und die Sprache der Pelasger (s. d. Art.), der ältesten Bewohner Griechenlands.

Marsigli (Lodovico Fernando, Graf von), geb. zu Bologna 1658, wurde für das Militär bestimmt, zeigte aber von Jugend an für die Wissenschaften eine große Neigung, die durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten Italiens vermehrt wurde. 1679 machte er mit dem venetianischen Gesandten eine Reise nach Konstantinopel. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück, sammelte dort die auf seiner Reise über das Kriegswesen der Türken und in der Naturkunde gemachten Beobachtungen, und gab sie nachher in besondern Werken heraus. Bei dem 1683 zwischen dem Kaiser Leopold und den Türken ausgebrochenen Kriege trat Marsigli in österreichische Dienste, und zeigte sich als einen geschickten Ingenieur. Er hatte das Unglück, in türkische Gefangenschaft zu gerathen, aus welcher er erst im folgenden Jahre befreit, dann zum Obersten ernannt, und zwei Mal nach Rom gesendet wurde, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der christlichen Waffen zu melden. In der Folge wurde Marsigli mit zu den Grenzbestimmungen gebraucht, welche in dem 1699 zu Carlowiz geschlossenen Frieden verabredet worden waren. Bei dem 1701 ausgebrochenen spanischen Erbfolgekriege wurde Marsigli Untercommandant der Festung Alt-Breisach, welche sich am 6. Sept. 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Durch den Ausspruch eines Kriegsgerichts wurde der eigentliche Commandant, Graf Arco, zum Tode verurtheilt, Marsigli aber aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen. Marsigli hatte in seinem Unglück den Trost, daß man allgemein dieses Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte, auch gab er eine Vertheidigung seines Betragens in Breisach heraus. Er nahm seine Zuflucht zu den Wissenschaften, mit denen er sich, auch während des Kriegsgetümmels, beständig beschäftigt hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen.

1708 berief ihn Papst Clemens XI. zu sich, um ihm den Oberbefehl eines kleinen Heers zu geben, welches er gegen den Kaiser Joseph in Bewegung setzen wollte. Der Krieg brach jedoch nicht aus, sondern wurde durch einen Vergleich beigelegt. Marsigli hielt sich hierauf in Bologna auf, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna 1730. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Institutes von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entstand und 1714 eröffnet wurde. Den Grund dazu legte Marsigli durch seine eignen beträchtlichen Sammlungen. Der Senat räumte derselbem Anstalt ein Haus ein. Es ward eine zahlreiche Bibliothek, ein physikalisches Naturalien- und Antiquitäten-Kabinet, auch ein chemisches Laboratorium angelegt; es wurden einige Professoren angestellt, die über Physik, Mathematik, Chemie &c. Vorlesungen halten sollten. Die Anstalt hat sich in neuern Zeiten von dem ursprünglichen Zwecke des Stifters entfernt, und viel von ihrem Ansehen verloren. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Kaffeh, über den militärischen Zustand der ottomanischen Pforte und verschiednen andern, hat Marsigli ein prächtiges und theures Werk herausgegeben unter dem Titel: Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. s. w. 6 Foliobände, Haag und Amsterdam 1726, mit 288 Kupfern. Er beschreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oesterreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte unwillig, daß sie das Gesicht beim Spielen entstelle, weggeworfen, und den, der sie wieder aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluch belegt habe, sei zufällig Marsyas der Finder dieses Instruments gewesen, auf dem er durch Uebung bald eine solche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen seien die Musen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der stärkere Flötenton die sanften Töne der Lyra, welche der Gott gespielt, übertäubt und schon sei Marsyas im Begriff gewesen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und sein Spiel mit Gesang begleitet habe. Dies habe ihm Marsyas mit seiner Flöte nicht nachthun können, und die Musen darauf für Apollo entschieden, welcher dem Vermessenen lebendig die Haut abgezogen und ihn so getödtet habe. Also sei der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Diese Mythe bezeichnet wol den Sieg, welchen die Cytharödik (Kunst zur Lyra zu singen) vor der Auletik (Flötenspielerkunst) bei den Erfindern dieser Mythe erhielt. S. **Böttiger** im alt. Museum 1. Bd. S. 235 u. ff. — Viele Künstler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, so wie die Strafe des Marsyas dargestellt.

Martens (Georg Friedrich von), geb. 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Professor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808—1813 die Stelle eines Staatsraths, und auch, vom Oct. 1810 an, die eines Präsidenten der Finanzsection des königl. westphälischen Staatsraths, war seit 1814 kön. hannöv. geheimer Kabinetsrath und seit 1816 Bundestagsgesandter zu Frankfurt und starb daselbst d. 21. Febr. 1821. Er hat dem Staats- und positiven Völkerrecht zuerst eine wissenschaftliche Form gegeben und durch Sammlungen wie durch eigne gediegene Schriften, beide Wissenschaften gleich verdienstlich gefördert. Von seinen Schrif-

ten verdienen vorzüglich Erwähnung: Recueil, des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761. Gött. 1790—1818. 8. 14 Bde. Einleitung in das positive europäische Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts. Gött. 1800, II. 4. Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe. Berl. 1801. III. 8. Grundriß einer dipl. Geschichte der europ. Staatshändel und Friedensschlüsse seit d. 15. Jahrh. Berl. 1807, 8. Versuch über Kapet. Gött. 1795. Grundriß des Handelsrechts ꝛc. Gött. 1805.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Freundschaft und Achtung erwiesen, 35 Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiser während seines Lebens, brandmarkte ihn aber nach seinem Tode. Trajan, der die Satyriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehen. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künste, verließ, um in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geschmack noch Gelehrsamkeit einheimisch waren, empfand daselbst lange Weile und Ueberdruß. Auch ward er von Eifersüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius der Jüngere eine Summe Geld gegeben. Dies beweist seine Armuth. Späterhin verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. — Er starb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom stand, wird angeführt, daß ein Patrizier, Stertinius, ihm eine Bildsäule in einer Bibliothek setzen ließ. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiser Verus ihn seinen Virgil nannte, wiewol man die Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern nicht einsieht. — Martials Ruhm gründet sich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er selbst mit Bescheidenheit sagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth seiner Epigramme einen hohen Begriff von dem fast unerschöpflichen Witz des Dichters. Die meisten derselben sind ungemein scharfsinnig und treffend, viele von Anmuth und attischen Salzes, viele aber auch; in denen er die Laster seiner Zeit bespottet, nach unsern Begriffen höchst unzüchtig und schamlos. — Eine Auswahl Martialischer Epigramme hat Ramler in's Deutsche übersetzt mit dem latein. Text herausgegeben 1787—93, in 5 Theilen. Hauptausgaben sind v. Schrovel (1670) und Rader (1627).

Martin (der Heilige), der berühmteste dieses Namens, war zu Sabaria in Pannonia (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 von heidnischen Aeltern geboren. Sein Vater war Kriegstribun, und nöthigte auch den Sohn mit dem 15. Jahre die Waffen zu ergreifen. Schon früh soll er seinem Vater entflohen sein und sich in einer christl. Kirche haben unterrichten lassen. Er diente unter Constantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muster aller Tugend erschien. Unter andern theilte er sein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende sagt, daß Christus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieses Kleides bedeckt, erschienen sei. Martin ließ sich

bald nach dieser Erscheinung taufen, 337, und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Bischof von Poitiers, ihn zum Exorcisten aufnahm. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückreiste, bekehrte er seine Mutter und widersetzte sich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrschten. Bei seiner Rückreise gerieth er unter Mörder, welche er bekehrte. Doch mußte er dafür eine öffentliche Geißelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der ersten Märtyrer zeigte. Er ließ sich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religiosen unter seiner Leitung versammelte, und viele Wunder verrichtet, z. B. einen seiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben soll. Im J. 374 ward ihm das Bisthum von Tours übertragen. Um sich mehr der Welt zu entziehen, erbaute er zwischen der Loire und einem steilen Felsen das berühmte Kloster von Marmoutiers, wo er 80 Mönche versammelte, und im J. 400 sein mäßiges Leben beschloß. Man hält dies Kloster für die älteste Abtei Frankreichs. Der heilige Martin ist der erste, dem die röm. Kirche öffentliche Verehrung erwiesen hat. Er machte sich durch seinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich sehr verdient. Die Anekdote, daß einst der Kaiser Maximinus bei einem Gastmahle, wo er ihn zu seiner Rechten sitzen ließ, ihm den Becher zuerst habe reichen lassen, um ihn aus seiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; sein Fest, das auf den 11. Nov. fällt, wurde ehemahls durch Schmausereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie auch die alten französischen Ausdrücke Martiner und le mal Saint Martin, für zu viel Trinken und Trunkenheit beweisen), gefeiert. Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeschobnes Werk gehalten.

Martin ist der Name von fünf Päpsten, unter denen folgende zwei die wichtigsten sind. — Martin I., aus Todi in Toscana gebürtig, genoß eine sorgfältige Erziehung und wurde 649 zum Papst erwählt. Er hielt sogleich eine Synode von italienischen Bischöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheleten und den Kaiser Heraklius feierlich verdammen. Zur Bestrafung dieses Schrittes ward er gefangen nach Konstantinopel geführt, und daselbst als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesstrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen seiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und sodann nach dem Chersones verwiesen, wo er 655 starb. Wegen dieser bestandenen Leiden ward er unter die Heiligen versetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geschlecht der Colonna, wurde 1417, nach Gregorius XII. Entsagung und Benedicts XIII. Absetzung, während der kostnitzer Kirchenversammlung zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je mit solcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildete den Zug. Sein erstes Geschäft war, eine Bulle gegen die Hussiten zu erlassen. Diese Bulle ist darum merkwürdig, weil darin der Papst die Obergewalt der Concilien anzuerkennen scheint. 1418 schloß er das kostnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beschwerden noch nicht abge-

stellt waren und die Spaltung in der Kirche noch bestand. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 starb, ward ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, welcher erst 1429 seinen Ansprüchen entsagte und als Entschädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenversammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, ward aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. Bald darauf starb er (1431). Er hatte das Verdienst, die Einheit in der Kirche wieder hergestellt und Italien beruhigt zu haben. Wir besitzen von ihm einige Werke.

Martin (Louis Claude St.), ein französischer Mystiker im guten Sinne des Worts. Er war von adeligem Herkommen (Marquis), geboren zu Amboise in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienste und widmete seine Musestunden dem Studinm alter und neuer Sprachen, religiösen Betrachtungen, der Tonkunst und der Natur. Um seine Ansichten ungestörter auszubilden und seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter frei sprach, ward dann Mitglied der ersten Wahlversammlung seines Departements, zog sich hierauf in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Letztrer spricht sich in allen seinen Werken größtentheils unter der Gestalt symbolischer Bruchstücke aus, in welchen er oft die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik mit einem genialen und religiösen Blicke beleuchtet. Doch sind dieselben auch nicht frei von gewagten Sätzen und überspannten Einfällen. Die Seltenheit eines solchen theologischen Geistes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke, erwarben ihm eine Menge Verehrer, so daß sich in Frankreich eine besondre theosophische Sekte bildete, welche sich Martinisten nannte. St. Martin übersetzte auch die Morgenröthe des, ihm geistig verwandten Jacob Böhme, schrieb sein berühmtes mystisches Werk: des erreurs et de la vérité, Lion 1775. 8. und öfter, (deutsch von Mathias Claudius, Hamb. 1782, 8.); Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, Edinb. Vol. II. 1782. 8.; de l'esprit des choses, 1800. Vol. II. 8. (vom Geist und Wesen der Dinge oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseins, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird, aus d. Franz. von D. C. G. Schubert. 2 Thle. Leipz. 1811. 8.): Ecce homo; le nouvel homme, 1796. 8.; Ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.; l'homme de désir, nouv. édit. Metz. Vol. II. 1802. 8. (des Menschen Sehnen und Ahnen übersetzt von Ad. Wagner. 1813.); le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII. chants, 1800. 8.; de Dieu et de la nature; titre rouge etc. Man hat in der neuesten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der, durch Verstandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutschen, sich von diesen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um so mehr, da die theosophischen Bruchstücke des St. Martin auf eine wunderbare Weise mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuen Philosophie übereinstimmen. —v.

Martin, s. Franz. Schauspielkunst und Pariser Theater.

Martin (Vincenzo), ein geborner Spanier und einer der beliebtesten italienischen Componisten, zeichnete sich schon um 1782 durch verschiedene Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf italienischen Theatern aufführte. Hierauf kam er nach Wien, wo er um 1785 seinen von Kennern sehr geschätzten Burbero schrieb. Den meisten Ruf erwarb er sich jedoch 1787 daselbst durch seine Oper Cosa rara (Lila, oder Schönheit und Tugend), welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italienischen und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat, obgleich Mozart von ihr gesagt haben soll, in 20 Jahren werde sie nicht mehr gefallen (italienisch im Clavierauszuge, und als Violinquartett, Wien bei Artaria; deutsch von Streicher, Mannheim). Sie ward zum ersten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen Anton aufgeführt. Auch sein Arbore di Diana (Baum der Diana), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft (italienisch im Clavierauszuge, Wien, bei Artaria; mit italien. und deutschem Text vom Verf. Bonn 1796). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Kapellmeister und Componist bei der russ. Oper angestellt wurde; 1798 ward er zum russ. kaiserl. Hofrath ernannt. Er starb 1816. Außer den genannten Tonstücken, haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: XII. Canoni per il Cembalo; XII. Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.; beide in Wien gestochen; il Sogno (der Traum), eine Cantate für drei Stimmen, für das Clavier ausgesetzt mit deutsch. und ital. Text, von Schicht, Leipz. 1793. Aus seiner Oper: gli Sposi in contrasto, ist nur die Ouverture und einige Arien, gest. zu Wien, 1794 erschienen. Bekannter ist seine Oper la Capricciosa corretta (die gebesserte Eigensinnige) gest. bei Simrock 1800.

Martin (San), s. Südamerikanische Revolution.

Martini (Giam Battista), ein geschickter Componist, und sehr gelehrter Musiker geboren zu Bologna 1706. Er trat schon in seiner Jugend in den Franziscanerorden. Ob er vor oder nach diesem Schritt mehrere Länder von Europa und selbst Asien besuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern, wissen wir nicht genau. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Musik. Seine Fortschritte in der Composition waren so schnell, daß er schon 1715 zum Kapellaristen des Franciscanerklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging, da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benützen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen: Saggio fondamentale pratico di contrappunto und seine Storia della Musica, wiewol beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur 3 Bände vollendete, hatte er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten nnd 300 geschriebnen Werken gesammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte. Martini wurde wegen seiner gründlichen theoretischen Kenntnisse auch außer seinem Vaterlande als Schiedsrichter in

der Tonkunst anerkannt. Er fiel durch sein anhaltendes Studieren in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und starb 1784 an der Brustwassersucht.

Martinique, eine Insel unter den kleinen Antillen (s. d. A.) oder karaibischen Inseln, die wichtigste Besitzung, welche die Franzosen in Westindien haben. Die Spanier entdeckten sie zuerst, nahmen sie aber nicht im Besitz, und sie wurde fortdauernd von Karaiben bewohnt. 1635 ließen sich 150 franz. Kolonisten, die von der Insel St. Christoph herüberkamen, in einem Theil der Insel Martinique nieder, und die Karaiben verließen, nach verschiedenen mit den neuen Ankömmlingen geführten Kriegen im J. 1658 die Insel auf immer. Die Niederlassung auf Martinique gehörte damals noch einer Gesellschaft von Privatleuten. Colbert kaufte ihnen (1664) die ganze Insel für 40,000 Thaler ab. Die Engländer haben, in ihren Kriegen mit Frankreich, diese Insel 1761, 1794 und 1809 erobert, aber sie auch jedesmal beim Friedensschluß an Frankreich zurückgegeben, dem sie noch jetzt gehört. Die Insel hat 16 Stunden in der Länge, und, ohne die vielen sich in die See erstreckenden Vorgebirge, 45 Stunden im Umfange, oder, nach andern Angaben, 17 QM. Flächeninhalt. Sie hat im Innern verschiedene, zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulkane zeigen. Aus diesen Bergen kommen viele kleine Flüsse und Bäche, welche das Land hinreichend bewässern. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß. Man baut vorzüglich Kaffee, auch Zucker, Kakao, Indigo, Baumwolle und Taback. 1718 wurden aus dem königl. botanischen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach Martinique gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man 1778, 8 Mill. Kaffeebäume zählte, welche jährlich gegen 100,000 Centner Bohnen liefern. Die Ausfuhr ist sehr bedeutend; sie betrug 1812 als die Engländer die Insel besaßen, über eine Mill. Pf. Sterl. Der Handel mit Martinique ist daher für Frankreich äußerst wichtig. Das Klima der Insel ist nicht gesund, besonders nirgends in der Nähe von Sümpfen und nahe bei den Urwäldern in der Mitte des Landes, in die selbst die entlaufenen Sklaven wegen des Verbandes der Hochstämme durch Lianen und wegen der vielen Schlangen und wilden Thiere nicht zu dringen wagen. Heftige Stürme richten bisweilen große Verwüstungen an. Die Bevölkerung betrug über 120,000 Menschen. Die Hauptstadt der Insel ist St. Pierre mit 30,000 Einwohnern, einem Fort und Hafen. Zwei andere Festungen und Häfen sind Fort Royal und la Trinité.

Martinifest, wird am 11. Novbr. in der katholischen Kirche dem heil. Martin zu Ehren gefeiert. An diesem Tage empfing auch die Geistlichkeit von den Gläubigen die Pflichthühner und Gänse. Im 10. Jahrh. entstand im Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahrs mit dem Feste Martini zu machen. Woraus dann in der Folge (in Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Rustwochen der Juden zu ihren Festen) die Gewohnheit erwachsen ist, das neue Kirchenjahr am ersten Sonntage des Advents anzufangen.

Marum (Martin van) einer der berühmtesten Naturforscher Hollands, geb. um 1750 zu Delft. Er widmete sich in früher Jugend der Mathematik, legte sich in Gröningen mit Eifer auf die Arzneikunde, und schrieb noch als Student (1776) eine schätzbare Abhandlung über die Electricität. Nach Vollendung seiner Studien, lebte er eine Zeitlang als ausübender Arzt in Harlem, wo er auch vielbesuchte Vorlesungen über Physik hielt; bald aber gab er seine

ärztlichen Geschäfte gänzlich auf. Er wurde darauf Secretär der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem, und gleich nachher Director des teyler'schen physikalischen Kabinets, das er durch seine Sorgfalt zu einer der trefflichsten Sammlungen in Europa erhob. Berühmt ist unter andern eine von ihm selbst erbaute Electrisir-Maschine von ungeheurer Größe. Auch verdankt ihm die Luftpumpe wesentliche Verbesserungen. Er machte sich durch viele schätzbare Beobachtungen in der Chemie und Physik bekannt, die er meist in einem zu Harlem herausgekommenen Wochenblatte bekannt machte. Man hat von ihm zwei von der botanischen Gesellschaft zu Rotterdam gekrönte Preisschriften über Electricität, und eine dritte über die Beschaffenheit der schädlichen Ausdünstungen von Sümpfem u. s. w. und den Mitteln, den dadurch erzeugten Nachtheilen abzuhelfen. Er ist Herausgeber der auch in's deutsche übersetzten Abhandlungen der batavischen Gesellschaft.

Märtyrer, Zeugen (von dem griechischen Worte μάρτυς, Zeuge), nennt die christliche Kirche diejenigen Personen, welche besonders in den frühern Zeiten des Christenthums, und während der sogenannten großen Verfolgungen, lieber Schmach und Tod erdulbeten, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten, und dadurch Zeugniß geben von der Festigkeit ihres Vertrauens auf die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre. Die Begeisterung, die der Glaube, wo er Widerspruch findet und unterdrückt werden soll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der christl. Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christl. Martyrer, worin sich aber viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologia genannt. Ueber die Verehrung der Märtyrer vgl. den Artikel Heilige. In weiterer Bedeutung versteht man jetzt unter Märtyrer überhaupt auch eine Person, welche unschuldig für gute, oder doch von ihr für gut gehaltene Sache leidet z. B. Märtyrer der Wahrheit; an einer Sache zum Märtyrer werden.

Märtyrerfeste sollen schon im zweiten Jahrhund. üblich gewesen sein. Bei den Gräbern der hingerichteten Märtyrer beteten die Christen und dankten Gott für das Beispiel, welches ihnen gegeben war. Die Feyer schloß mit dem Genuß des heil. Abendmahls und mit einer Almosenaustheilung. Man hielt den Märtyrern Lobreden und las die Thaten und Leiden der Hingerichteten vor. Man nannte diese Tage die Geburtstage der Märtyrer, weil sie an den Tagen ihres Todes zur Freude des ewigen Lebens gleichsam geboren waren. Martyria nennt man die den Märtyrern geheiligten Kirchen oder Kapellen. Bald enthalten sie deren Gebeine, bald nicht, bald sind diese Kapellen verschlossene Abtheilungen großer Kirchen. Martyrologium oder Märtyrerbuch enthält nach den Tagen des Jahrs, das Leben, das Leiden und den Tod der Märtyrer. Wenige dieser Geschichten mögen ganz echt sein; denn es war eine der Polizeimaßregeln der Christenverfolgungen, alle geschriebne Märtyrernachrichten zu vertilgen, wie das Individuum, das gemartert worden war. Der Bischof Clemens I. von Rom soll ein solches Buch zuerst entworfen haben. Das römische blieb unter den vielen nach und nach verfaßten Märtyrergeschichten immer das berühmteste.

März- oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wiesen- und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde nach Vertreibung des letzten

Königs, dessen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt und diente der röm. Jugend zu kriegerischen Uebungen. Auch versammelte sich daselbst das Volk, um seine Obrigkeiten zu wählen; daher schmückte man diese Gegend mit Prachtgebäuden und Bildsäulen. In der Nähe befanden sich Augusts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten sie, nach germanischer Sitte, unter freiem Himmel Volksversammlungen, die im 5. und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zusammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrh. verlegte sie Pipin, Carls d. Großen Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen sie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die fränk. Könige jährlich ihr Heer musterten, das Marsfeld genannt. Auf den Versammlungen des Maifeldes erschienen der König mit seinem Hofstaate, die Bischöfe, die Großen und das Volk, welches aber späterhin von diesem Rechte keinen Gebrauch machte, und es daher verlor. Die Beschlüsse über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Friede und Gesetze wurden durch die Stimmenmehrheit entschieden. Pipin berief noch den Adel und die Geistlichkeit; aber Carl d. Gr. verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen, oder an deren Stelle eben so viel der angesehensten seiner Unterthanen zur Reichsversammlung mit sich bringen sollte, welche das Volk vertraten. Die ersten Capetinger gingen hiervon auch wieder ab, bis Philipp IV. (regiert von 1285—1314) den dritten Stand (durch die Abgeordneten der Städte) wieder herstellte. In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann aber fielen auch blutige Auftritte vor. 1815 wählte Napoleon diesen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzosen des 19. Jahrh. Er wollte seine, nach der Rückkehr von Elba entworfene, Zusatz-Verfassungs-Urkunde, in der Form fränkischer Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staatsschaufest seiner zweiten Thronbesteigung in den Augen von ganz Europa den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieses Maifeld wurde den ersten Junius 1815 gehalten. Von seinen Brüdern Lucian, Joseph und Hieronymus, und von den Marschällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Uhr Morgens aus den Tuilerien nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgestellt worden waren, im Namen des franz. Volks, eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichs-Erzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluß zu den Grundverfassungsgesetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beschluß von dem franz. Volke angenommen sei. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon und erklärte in einer Anrede an die Versammlung, daß er als Kaiser, Consul und Soldat vom Volke alles habe u. s. w. Hierauf schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, ungefähr 20,000 Personen, erwiederte diesen Eid.

Nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Napoleon von seinem Thron, Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweise vor ihm aufzogen. Sie machten mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 M. aus. Nach diesem politisch-militärisch-religiösen Schaufeste rief Napoleon feierlich die Kammern der Pärs und der Volksdeputirten zusammen. So begann ihre erste Sitzung, die nach 3 Wochen seine Thronentsagung annahm.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte sich in der Hauptstadt als Fischer und Fisch- und Obsthändler im Königreich Neapel. Obgleich er in großer Armuth lebte, hatte er doch einen hohen, stolzen und unternehmenden Geist. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Aeußeruugen über den grenzenlosen Druck, den das Königreich Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlasses, ihn, dem es so wenig an Beredtsamkeit, als an Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu sehen, und dieser Anlaß ereignete sich 1647. Masaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer die Steuer verlangten. Er weigerte sich und da sie ihn bedrängten, warf er sich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich versammelte sich eine aufrührerische Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!“ auf das Steueramt drang. Von da liefen die Anführer zum Schlosse des Vicekönigs, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Masaniello zum Collegen annehmen solle. Umsonst suchte der Kardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen; umsonst erschien Johann von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Philipps IV., mit 22 Galeeren im Hafen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Masaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ 60 der ansehnlichsten Paläste in Asche legen, ohne daß man das Geringste rettete. Alle Zeichen des Königthums verschwanden. Alles war Masaniello verdächtig und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf den Fuß. Sieben Tage verflossen unter diesen Schrecknissen, bis man endlich von Capitulation sprach. Man kam überein, daß die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wieder hergestellt werden sollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewissen Zeit versprochen. Masaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in seinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen seines immer noch großen Anhanges dem Vicekönig, der sein Versprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich schien, faßte dieser den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu sich und mischte ihm wahrscheinlich Gift unter den Wein. Dieses tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn rasend, wozu jedoch auch seine Leidenschaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen. Das Volk, das in seinem Retter einen neuen Unterdrücker zu sehen glaubte, und durch seine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, strömte haufenweise gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Masaniello's Tod. Er floh in ein Karmeliterkloster; aber vier Verschworne, ehemals seine Freunde,

stürzten sich auf ihn und streckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten sich die wahren Gesinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückung fürchtend, die Unruhen von neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man selbst aufgeopfert hatte. Masaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, sein Körper aber ward mit den höchsten Ehrenbezeigungen und unter dem schrecklichsten Tumult begraben, ja selbst einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte, aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat diese Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Mascheroni (Lorenzo) ein 1750 zu Bergamo geborner berühmter Mathematiker, welcher 1800 zu Paris starb und zum Mitglied der Consulta in Mailand bestimmt war. Jung dichtete er in lateinischer und italienischer Sprache und lehrte die griechische in einem Collegio erst zu Bergamo und hernach zu Pavia. Erst im 27. Jahre kam er auf die Idee, die Mathematik zu seinem Hauptstudio zu machen und wurde hernach bald Professor der Geometrie. Als solcher entwarf er den Plan zur Geometrie des Cirkels, ein originales Werk, das in Frankreich unbekannt blieb, bis Buonaparte von der Eroberung Italiens zurückkehrte, da sein Beifall die Uebersetzung desselben veranlaßte. Früher waren bekannt: seine Nuove ricerche sul l'equilibrio delle Volte. Bergamo 1785. und Bemerkungen über Euler's Differentialrechnung. Seine Handschrift über die Pyradometrie ist noch ungedruckt. In der pariser Commission der Maße und Gewichte arbeitete er thätig, und war ein Mitglied des gesetzgebenden Körpers der cisalpinischen Republik. An den zu Bologna angestellten Versuchen, die Bewegung der Erde durch den Fall der Körper zu beweisen, hatte er viel Antheil.

Maschine, jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient, besonders wenn ihm durch mechanische Gesetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist (wie der Uhr); im engsten Sinne, ein zusammengesetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengesetzt — wie z. B. ein Getriebe, eine Wasserkunst) — welches zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maschinerie ist die künstliche Einrichtung solcher Triebwerke. Man trägt dieses Wort auch auf Menschen und deren geistige Erzeugnisse und Anstalten über, und nennt einen Menschen, der nur durch äußere Triebe, und gleichsam durch äußern Anstoß, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang hat, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung mechanisch oder maschinenmäßig. — Die Theorie des Maschinenwesens macht die praktische Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyklopädie des gesammten Maschinenwesens 6 Theile.

Maschinen in Fabriken. Die Brotlosigkeit ganzer Klassen von Staatsbürgern, welche die Einführung von Fabrikmaschinen hin und wieder veranlaßt, hat in unsern Tagen, besonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen selbst in Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, diesen Maschinen gerade den gegenwärtigen Flor ihrer Gewerke verdanken. Die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich

vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird; seit deren Einführung kann durch leblose Körper vollkommner und mit geringerm Kostenaufwand hervorgebracht werden, was sonst nur durch Menschenhände, und zwar weniger vollendet und brauchbar, zur Erscheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maschinen spinnen; allein die Finger können dem Faden nie einen solchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben, als die Spinnmaschinen; letztere können daher nicht bloß bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preise als die Spinner liefern, sondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Die Hälfte von Englands Bevölkerung würde kaum hinreichen, wenn Hände alles das spinnen sollten, was gegenwärtig von ungefähr 150,000 bei den Maschinen angestellten Personen geliefert wird; denn 100 Personen bei der Maschinenspinnerei liefern, nach Nemnich's Angabe, mehr und bessere Waare als 3000 der geübtesten Spinner. Bloß dem Mangel an solchen nützlichen Maschinen und am wohlfeilen Brennmaterial haben wir es zuzuschreiben, daß unsere deutschen Fabriken in so manchem Zweige des menschlichen Gewerbfleißes gegen die englischen nicht aufkommen können. Es ist zwar unleugbar, daß durch deren Einführung viele Arbeiter brotlos werden, und bei ermangelnder Gelegenheit zu anderweitem Verdienst in Verlegenheit gerathen müssen, aber dies Uebel kann nur vorübergehend sein, und wird durch die Vortheile, welche daraus der Nation erwachsen, weit überwogen; denn die vermittelst der Maschinen hervorgebrachten niedrigen Preise der Waaren haben gewöhnlich auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß binnen Kurzem nicht bloß die Anfangs außer Brot gesetzten, sondern noch viele andre, eben durch dieselben Verdienst erhalten. Die Erfahrung aller Zeiten hat dies bestätigt; einen schönen Beleg dazu liefert insbesondere die Maschine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen bestimmt ist, nämlich die Druckerpresse. In dem Augenblicke, da sie zuerst angewendet wurde, mußten eine Menge Abschreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker so viel Arbeit liefert, als 200 Abschreiber. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzugsweise vor den geschriebenen lesen konnte; der niedrige Preis, auf den dieselben herabsanken, und die Aufmunterung, welche dieser Umstand den Schriftstellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben; dies alles zusammengenommen verursachte, daß in sehr kurzer Zeit mehr Buchdrucker angestellt waren, als es vorher Abschreiber gegeben hatte; und könnte man gegenwärtig die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, sondern auch aller Personen, welche die Buchdruckerkunst in Thätigkeit setzt, wie z. B. Stempelschneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferstecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler erfahren, so würde man vielleicht die, mit der Bücherfabricatur beschäftigte Menschenzahl größer finden, als vor Erfindung der Druckerpresse. Eine Regierung, welche aus Besorgniß der Brotlosigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaschinen Hindernisse in den Weg legen, oder dieselbe gar verbieten wollte, würde nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlen, sondern sogar das Uebel noch ärger machen; denn eine solche Maßregel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maschinen im Auslande verhindern, die ausländischen Waaren würden daher bald, vermöge ihres niedrigen Prei-

ses und besserer Güte, die vaterländischen vom Markte verdrängen, und weil alsdann selbst die Arbeiter wegfallen würden, die außerdem bei den Maschinen wären angestellt worden, so müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Einer weisen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mitteln fehlen, die Uebel, welche bei der Einführung von Maschinen anfangs ganz unvermeidlich sind, gleich im Keime zu ersticken. Da die bisherige Beschäftigung der, hiedurch außer Brot gesetzten Staatsbürger größtentheils in Handarbeit bestand, so bietet sich der Staatsverwaltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer Kräfte dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, das Gemeinwohl befördernde Anstalten, z. B. Kanäle, Chausseen 2c. zu errichten wären? Immerhin mögen dann die Summen, welche der Staat in dieser Hinsicht aufzuopfern genöthigt ist, beträchtlich sein, es sind ja nur Vorschüsse, welche dereinst mit Wucherzinsen zurückkehren, und weit entfernt, den Nationalreichthum zu schwächen, wird dieser Aufwand das kräftigste Mittel, ihn zu erhöhen. K. M.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene, außerhalb des Kreises unsrer Erfahrung hergenommne Wesen, z. B. Götter, Engel, Teufel, abgeschiedne Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der, sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll Der Ausdruck schreibt sich von der griechischen Bühne her, auf welcher zu solchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen erschienen. So z. B. in dem Jon und in dem Hippolytos des Euripides. Horaz schon gab den dramatischen Dichtern seiner Zeit die Lehre; „Rette kein Gott, und nur als rettungswürdiger Knoten." Dem zufolge bezieht sich, was die Aesthetiker Maschine nennen, eigentlich nur auf die Entwicklung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen, worin man alle, darin mitwirkende höhere Wesen Maschinen nennt. Es ist gefragt worden, ob diese dem Epos wesentlich seien oder nicht. Weil sie in den epischen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man so fest an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kältesten personificirten Abstracta, Kälte über die ganze Darstellung hauchte, als sie wegließ. Daß dies geschehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epischen Gedichtes, hat uns Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, sie müßten überall wegbleiben. (S. d. Art. Wunderbar.) Ob Maschinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wol von dem behandelten Stoffe ab, ob dieser aus dem Kreise der Religion, der romantischen oder natürlichen Welt genommen ist. In Stoffe aus der natürlichen Welt sie einzumischen, wird immer etwas Anstößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen sie der innern und psychologischen Wahrscheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. d. d.

Mascov (Joh. Jac.), ein berühmter Publicist und Historiker, wurde zu Danzig 1689 geboren, studirte zu Leipzig erst die Theologie und ließ sich in die Montagspredigergesellschaft aufnehmen und hernach auf fremden Rath, dem er folgte, die Rechtswissenschaft, ging dann mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reisen, ward nach seiner Rückkehr 1719 zum außerodentlichen Professor zu Leipzig ernannt, noch in demselben Jahre in den dasigen Rath aufgenom-

men, darauf ordentlicher Professor der Rechte und der Geschichte, zog durch seinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig und starb 1761 als sächsischer Hofrath, Proconsul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutschen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (5 Auflagen 1729—1769) empfahlen sich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck so allgemein, daß sie lange Zeit auf den meisten Universitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dem Verdienste, welches er sich um die deutsche Geschichtschreibung erwarb. So wenig wir begehren, seine unvollendete Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie (Leipzig 1726. 1737. II. 4. auch englisch, französisch und holländisch übersetzt) als Muster historischer Composition zu preisen: so ist es doch nicht zu verkennen, daß er richtigere Ahnungen von dem Wesen der Geschichte hatte, als es sich von seiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutschen Geschichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und sämmtliche deutsche Historiker bloß entweder Reichs- oder Kaisergeschichten lieferten, unternahm er es, die Geschichte der Nation zu schreiben. Gelang es ihm auch in diesem Werke nicht immer, sich alles Einflusses seiner Zeit zu entäußern, so darf man nicht vergessen, daß es selbst zu unsrer Zeit noch Historiker gibt, welche in der deutschen Geschichte nichts, als die Geschichte des Staatsinteresse zu erblicken vermögen, und daß sein Werk auch von Seiten der höchst sorgsam und verständig angestellten Forschung, und selbst auch der freien, ungezwungnern Darstellung Aufmerksamkeit verdient. Als Fortsetzung gehören zu letzterm Werke drei lateinische Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 et 53. Außerdem schrieb er einen Abriß einer vollständigen Historie des deutschen Reichs, Lpz. 1722—30. 4. und Einleitung zu der Geschichte des röm. deuts. Reichs, Lpz. 1752, 4. u. a. A—s.

Masern, eine fieberhafte Krankheit mit einem, an Farbe, Gestalt und Verlauf bestimmten Ausschlage (s. Exantheme) auf der Haut verbunden. Es ist eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns gekommen ist (s. Blattern), und sich nun bloß durch Ansteckungsgift fortpflanzt. Jeder Mensch ist ihr ausgesetzt, hat wenigstens Empfänglichkeit dafür; jedoch hat auch diese Krankheit wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß sie die Empfänglichkeit, für sich selbst verlöscht, und den Menschen nur ein Mal befällt. In der Regel ist sie zwar gelind, doch hat man auch Maserepidemien gehabt, welche sehr tödtlich gewesen sind. Sehr oft kommt auch bei gelind scheinenden Fällen die meiste Gefahr erst hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in später Folge tödtlich werden. Die Masern kündigen sich an durch trocknen Husten, Niesen, Augenzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle sind nicht wesentlich, und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedes Mal herrschenden epidemischen Constitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage kommen zuerst im Gesicht kleine rothe Flecken von verschiedener Gestalt, die sich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem sie drei Tage gestanden haben, verschwindet die Röthe, die Haut schält sich in kleinartigen Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandensein des Exanthems, noch nach dessen Verschwinden hört der Husten und das Fieber auf. Sehr oft wird das letztere wieder stärker, Brustzufälle nehmen zu und ein hektischer Zustand folgt. Das Ma-

fergift ergreift vorzüglich die pneumatische Seite des Hautsystems, setzt sich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungensystems, und gibt daher nicht selten zu Lungenentzündung Anlaß. So gelinde daher auch die Krankheit erscheint, so ist doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Masinissa, ein berühmter König der Massylier in Numidien, des Königs Gula Sohn, ward in Karthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den König Syphax von Massäsylien, der sich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denselben aus dem Felde geschlagen, ging er mit den Karthaginensern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günstig. Nachdem er aber, nebst dem Asrubal und Mago, bei Bätula vom Scipio Africanus gänzlich geschlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündnisses zu ihnen über. Inzwischen war sein Vater gestorben und Mezetulus, ein Feind seines Hauses, hatte sich der Herrschaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Masinissa nach Afrika zurück, und war so glücklich, das väterliche Reich zu erobern. Karthago und Syphax hatten sich während der Zeit mit einander versöhnt, und Asdrubal seine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Masinissa versprochen gewesen, dem Syphax gegeben. Dieser griff auch, von Asdrubal angereizt, den Masinissa an und schlug ihn dergestalt, daß er mit wenigen Reitern flüchten mußte, eroberte sodann ganz Massylien, und sandte seinen Feldherrn Bochar gegen Masinissa, der ihn dergestalt in die Enge trieb, daß er nur mit vieren seiner Begleiter schwer verwundet entkam, indem er über einen reißenden Strom setzte. Da zwei von seinen Begleitern dabei ertranken, so glaubte man, Masinissa habe ein gleiches Schicksal gehabt. Dieser aber hatte sich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er, bis seine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er sich an die Grenzen von Massylien, wo viele der Einwohner sich zu ihm schlugen, mit deren Hülfe er nicht nur sein Erbe eroberte, sondenn auch in Massylien einfiel. Syphax rückte abermals gegen ihn an und schlug ihn so vollkommen, daß Masinissa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, seiner Bundesgenossen, in Afrika. Karthago in seiner Bedrängniß bewog zwar den Syphax, dem Masinissa sein Reich zurückzugeben, um ihn für sich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Masinissa stieß nur zum Schein mit seiner numidischen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth diesem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf seine Seite trat. Jetzt ward es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er schlug ihn in Verbindung mit den Römern mehrere Male, verfolgte ihn in sein eignes Land, und nahm ihn endlich nebst seinem Sohne gefangen. Durch die Besitznahme der Hauptstadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch seine ehemalige Geliebte Sophonisbe in seine Gewalt. Obgleich er beschlossen hatte, sie für ihre Untreue zu bestrafen, erwachte doch seine erste Liebe, als sie zu seinen Füßen um den Tod flehte, der sie allein von der schimpflichen Gefangenschaft der Römer befreien könne. Er wählte sie zu seiner Gemahlin, in der Meinung den Römern dadurch alles Recht auf sie zu nehmen. Allein Scipio

verlangte sie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürst, der sich ganz in der Gewalt der Römer befand, und kein andres Rettungsmittel für sie als den Tod sah, sandte ihr den Giftbecher, den sie mit der Aeußerung leerte, daß sie gern sterbe, da es auf seinen Befehl geschehe, und daß er ihre erste und stets einzige Liebe gewesen. Scipio ehrte den Schmerz des Masinissa und suchte ihn durch glänzende Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem versammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curulischen Stuhl u. s. w. und bewirkte die Bestätigung der Königswürde vom Senat. Massinissa blieb bei dem römischen Heere, und erwarb sich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbeeren. In dem Frieden mit Karthago bekam er nicht nur alle frühern Besitzungen zurück, sondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Karthago dauerte fort, und er machte auf Kosten desselben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn bestätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten punischen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwischen Masinissa und Karthago. Der rüstige König blieb trotz seines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende seines Lebens fing der dritte punische Krieg an; als Masinissa die Annäherung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu sich kommen, und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, als er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter, und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiserne) oder der Mann mit der eisernen Maske, heißt jener geheimnißvolle Gefangene, der bis auf die neuesten Zeiten die Neugier der Geschichtsforscher beschäftigt und so viele Muthmaßungen veranlaßt hat, ohne daß es gelungen wäre, eine Deutung des Räthsels zu finden. Folgendes sind die, ihn betreffenden Umstände, wie Voltaire in seinem Gemälde vom Zeitalter Ludwigs XIV. sie zusammenstellt. Um 1662 oder wahrscheinlicher 1664, wurde ein Gefangener von sehr edler Gestalt mit der größten Heimlichkeit auf das Schloß Pignerol an der mittägigen Küste von Frankreich gebracht, wo Saint-Mars Befehlshaber war. Der Gefangene trug eine Maske von schwarzem Sammet, die stählerne Häkchen und ein Gewinde hatte, daß er essen konnte, ohne sie abzunehmen, und man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entlarvte. Saint-Mars nahm ihn mit auf die Insel Sainte Marguerite, und man beobachtete auf der Ueberfahrt wieder die größte Vorsicht. Der Minister Louvois besuchte ihn, und bewies ihm eine Achtung, die an Ehrerbietung grenzte. Saint-Mars trug ihm selber die Speisen auf, entfernte sich dann, und verschloß die Thüre, deren Schlüssel er stets bei sich trug. Einst schrieb der Gefangene, erzählt man, mit einem Messer etwas auf einen silbernen Teller, und warf ihn dann aus den Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Fuße des Thurmes angelegt hatte. Ein Fischer nahm den Teller auf und brachte denselben zu dem Befehlshaber, der ihn erschrocken fragte, ob er die Schrift auf dem Teller gelesen, oder ob diesen sonst jemand gesehen hätte. Der Fischer versicherte, er könnte nicht lesen, und Niemand hätte den Teller gesehen. Erst nach einigen Tagen, als sich der Befehlshaber von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, wurde der Mann frei gelassen. Auch erzählt man von einem sehr feinen Hemde, das der Gefangene ganz voll geschrieben hatte, und das von einem

Mönche gefunden wurde, der trotz seiner Betheuerungen, nicht ein Wort von der Schrift gelesen zu haben, doch heimlich ermordet ward; aber vielleicht ist diese oder jene Geschichte nur eine Veränderung der andern. Saint-Mars nahm seinen, immer verlarvten Gefangenen mit in die Bastille, als er 1698 Befehlshaber derselben wurde. Man hatte ihm hier ein bequemeres und besser eingerichtetes Zimmer bereitet, als den übrigen Gefangenen. Er durfte aber nicht in den Hof der Bastille gehen, und seine Larve selbst vor seinem Arzte nicht ablegen. Man bewies ihm immer die größte Achtung und versagte ihm keinen Wunsch. Was man sonst noch von dem Aeußern und von den Gewohnheiten des Gefangenen erzählt, verräth auch, daß er von hohem Stande gewesen sein, und eine sorgfältige Erziehung genossen haben muß. Er unterhielt sich mit Lesen und Guitarrenspiel. Schon der Ton seiner Stimme war einnehmend; nie aber beklagte er sich über seine Lage, und ließ nie merken, wer er sein könnte. Er starb um 1704, nach einer Krankheit von wenigen Stunden, und man begrub ihn am folgenden Tage. Nach dem Todtenregister, wo er unter dem Namen Marchiali vorkommt, war er 45 Jahr alt, doch soll er 15 Jahre älter gewesen sein. Es mußte alles, was zu seinem Gebrauche gewesen war, verbrannt werden; die Wände seines Zimmers wurden aufgekratzt und neu geweißt, ja man ging so weit, den Fußboden aufzureißen, aus Furcht, der Gefangene möchte einen Brief darunter verborgen haben. Es würde zu weit führen, in die Gründe einzugehen, die man zur Unterstützung der verschiedenen Meinungen über dieses Geheimniß aufgestellt hat, das um so schwerer zu lösen ist, da während der Zeit, worein man, nach Vergleichung aller Umstände, die Verhaftung des Gefangenen setzen muß (1664 — 1671), kein bedeutender Mann in Europa vermißt wurde. Einige der versuchten Lösungen des Räthsels widersprechen theils bekannten Thatsachen, wie die Behauptung, der Gefangene sei der Graf von Vermandois, Ludwig's XIV. Sohn von seiner Geliebten, de la Vallière, oder der Minister Fouquet gewesen, und sind theils abgeschmackt, wie die Meinung, man habe den Herzog von Monmouth, der doch bis 1685 am englischen Hofe und im Heere war, und öffentlich zu London enthauptet wurde, vom Tode gerettet und heimlich aufbewahrt. Die meisten Vertheidiger fand die Vermuthung, es sei der Graf Mattioli, Minister des Herzogs von Mantua, gewesen, den der französische Hof 1679 oder, nach Andern, 1680 habe aufheben lassen, aus Besorgniß, die mit Piemont angeknüpften Unterhandlungen durch ihn vereitelt zu sehen, und selbst Dutens hat 1789 in seiner: Correspondence interceptée, und 1806 in seinen Mémoires d'un Voyageur qui se repose, deutsch: Amsterdam 1807. 2 Bde. (II, 204 ff.) diese Meinung verfochten, so unwahrscheinlich sie auch ist. Alle Wahrscheinlichkeit aber ist für die Vermuthung, der Gefangne sei ein Bruder Ludwigs XIV. gewesen, der so viel Aehnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung Gefahr hätte bringen können. Ob er aber (wie in den Mémoires du Maréchal de Richelieu vom Abbe Soulavie behauptet wurde) ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oesterreich, gewesen sei, oder endlich ihr natürlicher, so kurze Zeit nach ihres Gemahls Tode geborner Sohn, daß dessen rechtmäßige Geburt als möglich hätte angenommen werden können, läßt sich nicht ausmachen. Der, in Paris angesiedelte Schottländer Quintin Crawford sucht in seinen Mélanges d'histoire et de Lit-

térature (Paris, 1817) die letzte Meinung wahrscheinlich zu machen. Voltaire aber, der nach seinen Aeußerungen das Wort des Räthsels kannte, spricht in einem, ohne Zweifel von ihm herrührenden Zusatz zur Ausgabe von 1771 des Dictionaire philosophique (Art. Ana) die Vermuthung aus, der Unbekannte sei ein vor Ludwigs XIV. Geburt im Ehebruch erzeugter Sohn der Königin gewesen, den man heimlich erzogen und von dessen Dasein Niemand als Mazarin gewußt habe, nach dessen Tode auch Ludwig XIV. mit einem Geheimniß bekannt geworden sei, dessen Enthüllung nicht ohne großes Aergerniß möglich gewesen wäre. Die Lösung der Frage selbst ist allerdings nicht sonderlich erheblich; weit wichtiger aber wird dies Räthsel dadurch, daß es uns einen Aufschluß über den Zustand eines Landes gibt, wo die Regierung einen so angesehenen Gefangenen, als der Unbekannte nach allen Umständen gewesen sein muß, über 40 Jahre lang in entlegenen Kerkern und selbst in der Mitte der Hauptstadt, ungestraft fest halten konnte, wo man das unglückliche Opfer während dieser ganzen Zeit durch Todesdrohungen zwingen durfte, sein Gesicht zu verbergen, wo Niemand des Umstandes laut erwähnte, ja selbst die Zeugen der Gewaltthätigkeit nur davon zu flistern wagten, bis Voltaire lange nachher die Geschichte erzählte, und wo sogar einige Menschen plötzlichen Tod erlitten haben sollen, nachdem sie zufällig in eine Lage gekommen waren, welche die Enthüllung des wichtigen Geheimnisses möglich machte. Und dies war der Zustand eines Landes, das Manche als ruhig und glücklich preisen; dies war die Weise einer Verwaltung, die man, wie Jene in allem Ernst wollen, jeder Veränderung vorziehen, selbst allen Veränderungen vorziehen soll, welche die Revolution bewirkt hat!

Maskeline (Nevil), ein berühmter englischer Gelehrter und Astronom, war 1731 geboren und starb 1811. Nachdem er schon früh Beweise seiner Geschicklichkeit als Mathematiker und Astronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geschickt, um Harrison's Marine-Zeitmesser, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgesetzten Preis in Anspruch nahm, zu prüfen. Sein erstes Werk war: The British Mariner's Guide 1763, wodurch er seinen Ruf so vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1766 zum königlichen Astronomen ernannt wurde. 1767 erschien sein Bericht über Harrison's Uhr. 1774 gab die königliche Gesellschaft in einem Foliobande seine Tabellen heraus, um den scheinbaren Ort der Fixsterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von seinen astronomischen Beobachtungen, seit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angestellt, erschien der erste Band 1776, und dieses wichtige Werk wurde seitdem auf des Königs Befehl fortgesetzt. 1792 beschenkte Maskeline das Publikum mit den schätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meisterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganze wird. So ausgezeichnet Maskeline als Gelehrter war, eben so achtungswerth war er als Mensch wegen seiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anspruchlosigkeit. Sein Nachfolger ist John Pond.

Masken. Die Masken oder Larven (s. d. Art.) haben ihren Ursprung in dem grauesten Alterthume. Hier wurden sie besonders bei den Umgängen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in drei Grade gab: den Grad der Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jede dieser Grade seine eigenthümliche, ihn charakterisirende Maske.

Masken wenig Neues hinzu. Höchst anziehend und, besonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer, belehrend ist das italienische Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer. Nur das italienische Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altrömischen Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bolognesischen Doctor. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Raisonneur. Der Pantalon kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters, und stellt einen reichen venetianischen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venetianischen Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Costum des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke sein mußten. Daher nannte man auch in neuern Zeiten diese Strumpfhosen Pantalons. Sie waren bei dem alten Costume stets roth und die Zimarra stets schwarz. Als die Türken Constantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte diesen Verlust so schmerzlich, daß man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte; so blieb es seitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske ist verschieden; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz spitzig zu. Uebrigens wurde die Weste verlängert, und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben sich gleich. Dem Charakter nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger einfältiger Alter. Er ist meist verliebt und wird stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit, was sein gegebenes Wort betrifft, und sehr streng gegen seine Kinder. Doch bleibt es stets dabei, daß er angeführt wird. Er spricht venetianisch, wie der Doctor bolognesisch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den ältesten Masken der italienischen Bühne. Der eine derselben ist Arlechino, (Harlekin, s. d. Art.), der andere ist Scapin, beides listige und schelmische Bedienten im Dienste Pantalons und des Doctors. Weniger alt ist Brighella, wie sein mit grünen Bändern besetztes, im Geschmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweist. Ueber seine Entstehung theilt Sismondi, nach Malvezzi's Chronik, Folgendes mit: Als im J. 1200 der Adel von Brescia die Bürger nöthigen wollte, wider ihren Willen die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifrn, widersetzten sich diese. Es kam zu einem blutigen Gefecht in den Straßen von Brescia, in welchem die Adeligen aus der Stadt vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo sie einen militärischen Bund schlossen; die Volkspartei schloß einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella. Der Name hat sich auf der Bühne in

einen Widerruf an die Freiheit (Palinody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, dessen Gedichte und Briefe er nach dem Tode desselben nebst einer Lebensbeschreibung dieses Dichters herausgab. Sein Amt als Präcantor leitete seine Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die Musik; davon zeigt sein historischer und kritischer Versuch über die englische Kirchenmusik, für welche er die größte Einfachheit empfiehlt. Mason's Gedichte zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er starb 1797, u. man hat ihm in der Westminster-Abtei, unter den Dichtern eine Gedächtnißtafel errichtet.

Masora ist eine Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen jüdischer Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. Geb., über die Bücher des alten Testaments. Nachdem sich diese lange Zeit hindurch bloß mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher so viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden sie zu Anfang des 6. Jahrh. zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüdische Schule befand, in diese Sammlung vereinigt, und späterhin von Zeit zu Zeit mit Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und die kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andere ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beigeschrieben wurde. Sie ist für die Kritik des alten Testaments wichtig wegen der Verzeichnung der verschiedenen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche sehr schätzbare Beiträge; — leider verloren sich aber auch die Verfasser und Sammler derselben (Masoretten) in den mühsamsten und unnützesten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelsten Worte und Buchstaben eines jeden Buches auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebräischen Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzukommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gerathen war: so brachte sie zu Anfang des 16. Jahrh. R. Jacob Ben Chajim für den venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (Biblia rabbinica hebr. Vened. 1518, 1521, 1525—28. Fol.), und hundert Jahre darauf ergänzte Joh. Buxtorf der ältere die Arbeit seines Vorgängers (Basel 1618, Fol.) A—s.

Massageten war bei den Alten der Gesammtname der unbekannten nördlichen asiatischen Völker, welche auf der Ost- und Südseite des kaspischen Meers bis an die Grenzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d. Art.). Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben. A—s.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem bestimmten Raume, d. h. die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht. Die Atomisten stellen sich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor; deren Zahl die Masse des Körpers ausmacht. Da es unmöglich ist, die Atome zu zählen: so kann man nach dem atomistischen System die Masse eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Massen bestimmen. Nach der Theorie der Dynamisten kann die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleich mit jedem andern nur durch die Größe der Bewegung bei glei-

cher Geschwindigkeit geschätzt werden; denn da nach dieser Theorie die Materie bis in's Unendliche theilbar ist, so läßt sich auch nicht die Menge einer Materie durch die Menge der Theile unmittelbar bestimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, so kann man zwar, bei gleichartigen Materien, die Verhältnisse der Massen bestimmen, indem die Menge der Materie mit der Größe des Umfanges im Verhältniß ist; allein es wird sich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener specifisch verschiedenen angeben lassen. Man hat also weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu schätzen, so lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird, und es bleibt kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geschwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieser Voraussetzung läßt sich die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit schätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden, und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, insofern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung steht, schwer sein sollte. Nur an der elektrischen, magnetischen, so wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Massena, Herzog von Rivoli und Fürst von Eßlingen, Marschall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. s. w. Er war in der Grafschaft Nizza geboren, und stand beim Ausbruch der französischen Revolution noch als Unterofficier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überstiegen hatten, gesellte er sich 1792 zu ihnen, und that sich bald durch Muth und Einsicht hervor. Er ward Oberofficier und stand schon 1793 an der Spitze einer Brigade. Hier, ohne Meister, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg, und war glücklich in verschiedenen Gefechten. Im April 1794 wurde er Divisionsgeneral, und zeichnete sich als Anführer des rechten Flügels der italienischen Armee rühmlich aus, besonders aber als der unzertrennliche Waffengefährte Buonaparte's, der ihn seit dem glücklichen Kampfe gegen Beaulieu (1796) bei Roveredo das Schooßkind des Sieges nannte. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien gesandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um sie bestätigen zu lassen. Während Buonaparte in Aegypten focht, waren Massena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Divisionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz seine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber, die man hatte bezweifeln wollen. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges, wegen Jourdan's Mißgeschick an der Donau, bis zum Albis zurückweichen; hier aber erwartete er in einer festen Stellung den günstigen Augenblick und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korsakow's und Suwarow's, der bereits den Gotthard überstiegen hatte, zuvor. Dieser Sieg, die erste Niederlage der Russen in offener Schlacht seit einem Jahrhundert, entschied Rußlands Trennung von Oesterreich und rettete Frankreich. Als Massena die helvetischen und rhätischen Alpen wieder erobert hatte, ward er nach Italien gesandt, wo allenthalben die Oesterreicher siegend vordrangen. Massena eilte, mit den vorhandenen geringen Streitkräf-

ten Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieser Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erst, als alle Vertheidigungsmittel erschöpft waren, nahm Massena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber diese Schlacht vernichtete Oesterreichs Heer, und der Consul Buonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Genua's den Oberbefehl des Heers. Bald darauf erfolgte der Friede. Massena ward vom Seinedepartement in den gesetzgebenden Körper gewählt, und 1804 Reichsmarschall. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien. Er unterlag in der Schlacht bei Caldiero, als aber der Erzherzog Carl durch das Unglück der deutschen Waffen in Franken und in Baiern zum Rückzug in das Innere Oesterreichs gezwungen war, verfolgte Massena ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geschlossen, und Massena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieses Königreich für Joseph in Besitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napolen nach Polen berief, um den rechten Flügel des französischen Heers zu befehligen. Als nach dem Frieden von Tilsit der Krieg in Spanien sich entzündete, betrat Massena mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli diesen Kriegsschauplatz, von dem er 1809 nach Deutschland abgerufen wurde. Hier kämpfte er mit in den großen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram. In der zweiten rettete seine Standhaftigkeit und Ausdauer das französische Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er auf's neue nach Spanien, um Englands unbesiegtem Feldherrn sich entgegenzustellen. Dieser zog sich vor der französischen Uebermacht zurück, und begnügte sich, in einer felsenfesten Stellung die Hauptstadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Massena mußte sich endlich zurückziehen. Sein Heer litt bedeutend sowol durch Hunger, als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über diese ihm unerwünschten Ergebnisse des Feldzugs, rief Massena zurück, und ließ ihn bis zu seinem Sturze ohne Anstellung. Massena, der 1814 in Toulon commandirte, erklärte sich sogleich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St. Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 aber war sein Betragen in Toulon mindestens zweideutig. Als der Kaiser wieder eingesetzt war, schwor er zu seiner Fahne, und ward Pär und Commandant der pariser Nationalgarde. Als solcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er zurückgezogen, und mancherlei Kränkungen, womit die Royalisten ihn überhäuften, bescheunigten seinen Tod 1817.

Massenbach (Carl Aug. v.) königl. preuß. Oberst und Generalquartiermeister, geb. 1757 zu Schmalkalden in Kurhessen. Er ward unter den Augen seiner Mutter auf dem Stammgut Massenbach im Königreich Würtemberg erzogen, und kam später in die vom Herzog Carl gestiftete Kadettenschule. In seinem 20. Jahre verließ er die würtembergischen Dienste, und ward 1782 im preußischen General-Quartiermeisterstab angestellt. Eine Schrift über die Differenzialrechnung, eine Abhandlung über die Mechanik und eine kriegswissenschaftliche Zeitschrift empfahlen ihn dem nachherigen Könige Friedr. Wilh. II., der ihm den Unterricht seines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum basler Frie-

den bef. Während dieser Zeit focht er bei einigen Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne, die er entwarf, und manche Vorschläge zu Verbesserungen in der Einrichtung des Generalquartiermeisterstabes, wurden nicht beachtet und erweckten ihm, da er, wie es scheint, mit eigennützigen Rücksichten zusammenstieß, viele Gegner. Im Jahre 1805 sprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit diesem Staate; als aber der Krieg entschieden zu sein schien, rieth er zu einer schnellen Bewegung gegen den Rhein, um Oesterreich Luft zu machen. Die neue Richtung die Preußens Politik nach der Schlacht von Austerlitz nahm, veranlaßte ihn, die militärische Besetzung von Hannover vorzuschlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Als er bei den Vorbereitungen zum Kampfe gegen Frankreich, der gegen seine Ansichten war, nach Schlesien geschickt ward, um Kriegsvölker zu sammeln, erfüllte er mit Glück den Zweck seiner Sendung, und es macht seinem Scharfblick Ehre, daß er schon zu jener Zeit rieth, den ungewissen Beistand einer Coalition nicht zu erwarten, sondern die Gemüther der Deutschen gegen die Franzosen aufzuregen, und diese den Gefahren eines Volkskrieges auszusetzen; aber auch dieser Gedanke fand zu jener Zeit keinen Eingang. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war Massenbach Generalquartiermeister bei dem hohenlohe'schen Corps', zu dessen Uebergabe bei Prenzlau er auf eine Art beigetragen hat, die ihn in eine Untersuchung verwickelte, welche durch die Ereignisse des Krieges unterbrochen wurde. Seitdem lebte er zurückgezogen, theils auf einem vom König von Preußen ihm geschenkten Landgute im Herzogthume Posen, theils, aber später, in Würtemberg, wo er eines der eifrigsten Mitglieder unter der ständischen Oppositionspartei war. Nach Preußens Unfällen schrieb er seit 1808 verschiedene Werke, unter welchen die „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III. (Amsterd. 3 Bde.)" und „histor. Denkwürdigkeiten zur Gesch. des Verfalls des preuß. Staats seit dem J. 1792. (Amsterd. 1809 2 Bde.)" die wichtigsten sind. Das Streben des Verfassers, darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch seine Rathschläge abzuwenden gesucht habe, und sich geltend zu machen, ist zwar in diesen Mittheilungen nur zu sichtbar, sie sind aber, wegen vieler wichtigen Aufschlüsse über zeitgeschichtliche Verhältnisse, für den Historiker und Weltmann von nicht geringem Werthe. Massenbach hatte mehrmal um seine Entlassung aus dem preuß. Kriegsdienste angehalten, sie aber noch nicht erhalten, als er im J. 1817 von Neuem in Untersuchung gezogen ward. Er wurde in der freien Stadt Frankfurt, auf Ansuchen des preuß. Hofes, verhaftet und nach Küstrin gebracht. Wie verlautet, war er zu jener Zeit im Begriff, neue Denkwürdigkeiten über seine Verhältnisse zum preuß. Staate und insbesondere zum Herzog von Braunschweig herauszugeben, und man wollte behaupten, er habe, in Hinsicht auf die gedrohte Veröffentlichung wichtiger Schriften, Anträge gemacht, die einen unwürdigen Eigennutz verriethen; ein Umstand, worüber sich, bei der gegen ihn laut gewordenen Erbitterung und bei dem Mangel einer amtlichen Bekanntmachung der Verhandlungen über die ihm angeschuldigten Vergehungen, nicht ohne Gefahr, ungerecht zu urtheilen, absprechen läßt. Genug, man warf ihm vor, daß er, ein noch nicht verabschiedeter Officier, bereits früher, und neuerlich durch beabsichtigten Landesverrath, die Staatsgesetze verletzt habe, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften, für eine Uebertretung

der Dienstpflicht erklären. Es ward eine besondere Commission, ihn zu richten, ernannt, die ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Festungshaft verurtheilte. Er wurde 1820 von Küstrin nach Glatz gebracht, wo er (1823) noch lebt.

Massillon (Jean Baptiste), einer der größten französischen Kanzelredner, geb. 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17. Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich die Herzen allenthalben, wohin er geschickt wurde, durch sein einnehmendes Betragen, wie durch seinen Geist und seinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid seiner Mitbürger auf sich; man beschuldigte ihn einiger Liebeshändel und suchte ihn aus der Congregation zu entfernen, wie er sich denn auch auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben soll. Der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischoff Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General seiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen, und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit sich entwickelte. Nach Andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Kardinals Noailles, die er im Namen seines Klosters aufsetzen mußte, den Kardinal auf ihn aufmerksam, und auf seinen Befehl kehrte Massillon wieder zu dem Oratorium zurück, und legte sich ausschließlich auf Kanzelberedtsamkeit. Der Beifall, den er fand, war fast ohne Beispiel, und bald wünschte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er sprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht. Auch entging es Ludwig XIV. nicht, daß Massillon sich von allen andern Predigern unterscheide, und als er zum ersten Male zu Versailles gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Wenn ich andere Prediger gehört habe, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen." — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung seiner Worte bei. Mit scheinbarer Kunstlosigkeit, ja Nachlässigkeit, rührt und belehrt er sicherer, als Andere durch einen pathetischen Vortrag, dessen Erkünsteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimt. Der berühmte Schauspieler Baron brach einst am Schlusse einer Predigt Massillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das ist ein Redner, wir sind nur Komödianten." — Im J. 1704 erschien Massillon zum zweiten Mal am Hofe und fand denselben Beifall. Der König sagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahr zu hören wünsche. Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde er gewählt, um den Kardinal Noailles mit den Jesuiten wieder zu versöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter sei, Sünder zu bekehren, als Theologen auszusöhnen. Der Regent, der sein Verdienst kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Bischof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Kosten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erst neun Jahr alt war, predigen sollte, verfaßte er jene unter dem Titel: Petit-Carême (Fastenpredigten) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedtsamkeit sind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einschärft, ist auch die: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker herrschen solle, daß erstere nur die Diener und Bewahrer des letztern sind; daß die Völker sie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was sie sind, und daß sie das,

was sie sind, nur für die Völker sein sollen; daß die Fürsten an Macht verlieren, wenn sie mächtiger sein wollen als das Gesetz, und daß alles, was die Oberherrschaft verhaßt macht, sie entkräftet und vermindert. — 1719 trat Massillon in die Akademie française. Der Kardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er seinen Kirchsprengel nicht mehr, wo seine Tugenden, besonders seine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinste Liebe und Verehrung gewannen. Er starb 1742. Der Werth seiner Beredtsamkeit bestand nicht in jener declamatorischen Wortfülle und in jenem sichtbaren Aufbieten aller Künste der Rede, durch welche Bourdaloue sich die Gunst seiner Zeit mühsam errang, sondern in edlem und schlichtem Fluß der Rede, die, auf tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens gegründet, die Hörer ergreift und rührt, ohne sie zu betäuben, und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterläßt. Indem er vorzüglich das Gefühl ansprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilsamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmonische Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakterisiren seine Beredtsamkeit, besonders in dem Petit Carême. Der Neffe dieses berühmten Mannes hat eine vollständige Ausgabe der Werke seines Oheims besorgt 1745 und 1762 in 15 Bdn. (deutsch Dresden 1753, 15 Bände in einer schlechten Uebersetzung).

Massinger (Phil.), ein ausgezeichneter engl. Schauspieldichter, geb. zu Salisbury um 1585, studirte zu Oxford, ging darauf nach London, und schrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern englischen Schauspieldichtern seiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen ist er 94 Jahre alt geworden, nach Andern schon 1639 gestorben. Massinger ist nach Bouterwek ein verständiger und geistreicher Schriftsteller. Der Hauptvorzug seiner Stücke besteht besonders in einer kunstreichen und anziehenden Vertheilung und Verbindung der Scenen, in einer durchdachten Composition, die zu einer überraschenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein englischer Schriftsteller hat vor Massinger einen dramatischen Plan verständiger entworfen, und die Einheit der Handlung so glücklich mit der romantischen Mannigfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch ist die Regelmäßigkeit seiner Stücke von der französischen immer noch unterschieden, welche der Anstand mehr beherrscht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantasie war nicht reich, aber sie behandelte dramatische Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauspiele von ihm, worunter sich besonders einige Trauerspiele und Tragikomödien befinden. Ihr Stoff ist größtentheils aus Novellen oder aus der Geschichte geschöpft. Hierher gehört z. B. the Duke of Milan (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Darstellung der Leidenschaften. In Lustspielen war er weniger glücklich. Seine Dramatik Works haben Thomas Coxeter (Lond. 1761. in 4 Bänden, 8.) W. Mason (Lond. 1779. 6 Bände, 8.) und am besten Gifford (1813. in 4 Bden) herausgegeben. —s.

Mast. Masten heißen die großen Baumstangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen, und durch die sogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen vier solcher Masten. Man unterscheidet den großen, oder Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vor-

dern, oder auch Fockmast, Focke, und den hinteren Besan oder Besanmast, wozu noch das schief vorwärts hinausliegende Bugspret oder Bogspriet kommt, welches letztere jedoch, wenn man, wie es gebräuchlich ist, die Schiffe nach der Zahl ihrer Masten bezeichnet, nicht mitgezählt wird, indem die größten Schiffe doch immer nur Dreimaster genannt werden. Die meisten Masten sind von Fichten. Die längsten messen über 100 Fuß und sind unten 6—7 Fuß dick. Von diesen kostet das Stück bis über 300 Thaler. Nach denen, welche die Nadelhölzer im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordamerika.

Mastix, ist das Harz des immergrünenden Mastixbaums (Pistacia Lentiscus), der in verschiedenen warmen Ländern wild wächst. Das Harz besteht aus kleinen Körnern von verschiedener Größe, die trocken, gebrechlich, halbdurchsichtig und zitronengelb sind; es schwitzt aus dem Stamme und den größern Aesten des Baumes entweder von selbst, oder durch gemachte Einschnitte heraus. Der beste Mastix kommt aus Chio (s. d. Art.), einer Insel im griechischen Archipel, wo man jährlich gegen 50,000 Centner gewann. Je weißer und durchsichtiger der Mastix ist, für desto besser wird er gehalten. Er wird in einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver gebraucht. Der unter dem Namen Mastix bekannte Kitt ist eigentlich eine Vermischung ganz anderer Materialien.

Mastricht (Trajectum ad Mosam), vormals unter gemeinschaftlicher Regierung der vereinigten Niederlande und des Bischofs von Lüttich, jetzt die Hauptstadt der niederländischen Provinz Limburg. Sie liegt an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Jecker aufnimt und sich in zwei Theile trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 500 Fuß lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat ansehnliche Plätze, darunter der große Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 katholische und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen, 3000 Häuser und 18,000 Einwohner. Die Stadt ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Auch hat sie auf dem St. Petersberge, einem auf der Westseite der Maas gelegenen Berge, eine Citadelle, und durch Schleusen kann das flache Land zwischen der Stadt und dem St. Petersberge unter Wasser gesetzt werden. Es befindet sich hier ein reformirtes Gymnasium und auf dem Rathhause eine öffentliche Bibliothek. Die Einwohner, theils Katholiken, theils Protestanten, unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabaks- und Cichorienbau. In dem St. Petersberge ist ein trefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, wo Wagen leicht hineinfahren, und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Dieser Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch unzählige viereckige Pfeiler unterstützt werden. Hin und wieder sind Luft und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehälter. In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem sichern Zufluchtsorte. Es sollen in diesem Steinbruche, worin an 40,000 Menschen Platz haben, viele Wege sich durchkreuzen, und der Umfang 12 Stunden betragen. Ohne einen erfahrnen Wegweiser ist es gefährlich, sich in dieses Labyrinth von Gängen zu wagen.

Masurisch, Masure, ist ein polnischer Nationaltanz, dessen Melodie in den Dreiachteltakt gesetzt wird, und wobei die Grund-

stimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder sich in gebrochnen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, in der spanischen Sprache, wörtlich, ein Todtschläger. Dieser Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenspielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchsten Trümpfen, und daher scherzweise zuweilen auch von wichtigen oder reichen Personen braucht, schreibt sich vielleicht von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang dieses Jahrhunderts errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehen und das geringste Murren wider die Regierung mit dem Tode zu bestrafen; wenn nicht, was noch wahrscheinlicher ist, beide Benennungen von den bekannten spanischen Stiergefechten hergenommen sind, in welchen die Hauptkämpfer, die dem Thiere, wenn es auf's äußerste gebracht ist, den Todesstoß geben, ebenfalls Matadores genannt werden.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Mater, s. Filial und Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre. s. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder körperlicher Stoff ist dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten sein, daher ist die Vorstellung von Ausdehnung jedes Mal damit verbunden. Dessen ungeachtet ist der Raum nicht als Eigenschaft der Körper zu betrachten, sondern bloß als Form der äußern sinnlichen Anschauung. Die Materie ist Erscheinung unserer äußern Sinne überhaupt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit setzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle, und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen, und setzte das Wesen der Materie bloß in die Ausdehnung. Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind, und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomisten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker, wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen, in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (s. d. Art.), nach welchem alle Materie schlechterdings geleugnet, alle Vorstellungen aber, die man sich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geister überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch wei-

ter. Jener nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung sind, und erklärte alle geistigen und materiellen Erscheinungen als Zustände dieser einzigen Denkkraft und Ausdehnung. Hume, der weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbstständige Wesen annimt, betrachtet alles Geistige und Materieelle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibnitz, welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geistiges auf unsre Seele wirken könne, und daß alle unsere Begriffe von Materie sich zuletzt in bloße Begriffe von Erscheinungen und Eigenschaften auflösen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß sie wenigstens im Verstande theilbar sein müßten, mithin keine wahre Einheiten wären. Die Eigenschaften der Materie sah Leibnitz für bloßen Schein an, und den physischen Körper, so wie er sich unsern Sinnen darstellt, als eine verworrene Erscheinung der Wirkungen einfacher Substanzen auf die Organe unserer Sinne. Die einfachen Substanzen, d. i. die Monaden, sind den geistigen ähnlich, beide aber Vorstellungskräfte, wovon jede ihre Grundbestimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zusammenhängende Reihe solcher Vorstellungskräfte aus, deren Größe und Beschaffenheit verschieden ist. Die ruhenden Vorstellungskräfte sind die Substanzen der scheinbaren Materie; die wachenden aber sind Geister; die vollkommenste aller möglichen und wirklichen Vorstellungskräfte ist die Gottheit selbst, die sich alle mögliche Substanzen mit ihren Eigenschaften und Verhältnissen auf das deutlichste und ohne vorbildende Außendinge vorstellt. Priestley bildet die Meinung Boscowich's, daß die Materie bloß aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehen und abstoßen, weiter aus, und sagte, die Materie sei ein bloßes Anziehen und Abstoßen, welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach, läßt sich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche bloß aus Kräften besteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden besitzt. Dem widerspricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomistischen Vorstellungsart, und dem Dualismus zugethan war. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Wesen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugsam erhellte, daß mit Bestimmtheit nichts darüber entschieden werden kann. — In der Philosophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengesetzt. — Materiell ist sonach was der Materie angehört, Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengesetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetherischen entgegengesetzt. Dann auch dem Formalen entgegengesetzt, was den Inhalt, das Wesen eines Gegenstandes betrifft (besser material).

Materialismus, diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Substanz als Grundursache der Dinge angesehen wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondere ist Materialismus die Annahme, die Seele sei eine materielle Substanz (psychologischer Materialismus. Der Materialismus ist somit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus (s. d. Art.). Jener kann nun, wie dieser, entweder empirisch sein, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen

von der Sinnenwelt zu gründen, und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht, — oder transscendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowol, als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entstehenden Erfahrung. Der Materialismus ist aber verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im ersten Falle bald eine ätherische Materie, eine unsichtbare Flüssigkeit, bald das Licht, das Wasser ꝛc. als die Grundmasse annimt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In besonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialist daher, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor, oder sie sei Ergebniß der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von seiner eignen Vorstellung entstehen könne. Man erfand daher viele eben so unerweisliche Hülfshypothesen. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtsein der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht, und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der praktischen Philosophie nothwendig in den Eudämonismus über, so wie er in religiöser Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er sich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechselt wird, s. in dem Art. Realismus. Uebrigens ist der Materialismus eine sehr alte Vorstellungsart, und die herrschendere in der ältern griechischen Philosophie, Mythologie und Poesie: denn die Sinnenwelt regt zuerst das Nachdenken auf, der Mensch bildet sich zuerst sinnlich aus, auch ging darum der poetische Materialismus dem philosophischen vorher; nur wurden beide von einem phantasiereichen und sinnigen Volke sehr verfeinert und poetisch ausgebildet. T.

Mathematik, Mathesis, Größenlehre (von den Griechen vorzugsweise Lehre oder Wissenschaft genannt, da sie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle Größenverhältnisse, entweder als Gegenstände der bloßen Abstraction, ohne Rücksicht auf Materie und Gestalt (mit deren wissenschaftlicher Darstellung sich die reine Mathematik, mathesis pura, beschäftigt), oder als Gegenstände der Erfahrung (angewandte Mathematik, mathesis applicata). Wie überhaupt Größe erkannt und gewissen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philosophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen zu unterwerfen, ist der Zweck der Mathematik selbst. Alle Größen sind entweder zählbare (discrete, arithmetische), oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometrische). Erstere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlwissenschaft betrachtet; letztere entstehen durch Bestimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenstand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und besondere; jene wieder in Analysis des Endlichen und Analysis des Unendlichen, diese in niedere und

höhere **Arithmetik** (s. den besondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An sie schließt sich die Lehre von den Kreisfunctionen an. Einen besondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewissen Menge von verschiedenen Dingen lehrt, und worauf die Wahrscheinlichkeitsrechung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wissenschaften, insofern sie auf Gegenstände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungssätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören: die Rechenkunst mit benannten Zahlen, die Mechanik, Optik, Astronomie, Chronologie, Gnomonik, die architektonischen, nautischen und Kriegswissenschaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen bestimmten Raum durchlaufen, oder die Geschwindigkeit nebst der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt, als besondere Theile, **Statik** und **Mechanik** der festen Körper, **Hydraulik** oder **Hydrodynamik** und **Aëromatik** (s. d. bes. Art.) Die Mathematik hat übrigens, obgleich sie, bloß auf Principen a priori gegründet, gleich anfang's in einer gewissen Vollendung aus dem menschlichen Geiste hätte vorgehen können, dasselbe Schicksal mit allen übrigen Wissenschaften gemein gehabt, daß sie von geringen Anfängen an, erst allmälig sich emporgehoben hat. Wahrscheinlich haben sie zuerst Indier und Aegypter cultivirt, von denen sie auch zum Theil nach Griechenland mag übergegangen sein, wo sich Pythagoras, Plato und Eudoxus die ersten Verdienste um sie erwarben. Ihnen folgten die berühmtesten griechischen Mathematiker: Euklides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Konon, Nikomedes, Hipparchus und Andere, vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb.: Nikomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon und seine Tochter Hypatia, Proklus, Eutocius. Doch hob sich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat diese Wissenschaft nie sonderlichen Eingang gefunden, um so mehr aber bei den Arabern, bei welchen sie vorzüglich vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrh. blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang sie durch die Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo sich im 13. Jahrh. König Alphons von Castilien durch die Herausgabe der alphons'schen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an seinem Hofe versammelt hatte, bleibende Verdienste um die Mathematik erwarb. Im 15. Jahrh. betrieben sie zuerst in Deutschland: Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, mit vielem Eifer, von welcher Zeit an sie schnelle Fortschritte machte, so daß das 16. Jahrh. schon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Jüstus Byrge u. A. aufzuweisen hatte. Doch erst das 17. u. 18. Jahrh. zeichnete sich durch glänzende Entdeckungen aus: ersteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galilei, Torricelli, Pascal, Descartes, L. Hospital, Cassini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andere; das 18. Jahrh. durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Ber-

noulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch lebende, durch deren Bemühungen die meisten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt sind. Uebrigens ist die Mathematik eine solche Wissenschaft, deren Sätze die strengsten Beweise verstatten, und die einleuchtendste Gewißheit (Evidenz) gewähren; daher heißt mathematisch auch, was unumstößlich gewiß ist.

Mathematische Geographie ist die Wissenschaft von dem, was sich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmessen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Astronomie auf die Ausmessung der Erde. Schon die Alten hatten in dieser Wissenschaft nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunst auf der Erde von zwei Grundsätzen aus: ein Mal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens daß die Punkte und Kreise, welche man sich am Himmel denkt, mit ähnlichen Punkten und Kreisen auf der Oberfläche der Erde übereinstimmen und zusammenfallen. Man sehe die Art. Erde und Gestalt der Erde, Pol, Aequator, Wendekreise, Mittagskreise und Parallelkreise.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Gregor VII. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte sich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber stets von ihm getrennt und mochte das milde Klima Italiens nicht mit einem nordischen Himmel vertauschen. Im 30. Jahre Witwe, trat sie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urban II. gegen den Kaiser Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Gesellschafterin Gregors, stets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizustehen. Diese enge Verbindung gab schon der Mitwelt zu vielen ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch wahrscheinlich ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht bloß Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, so wird es durch alle Umstände immer glaublicher gemacht, das auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immer fort rein blieb. Mathilde war schon von ihrer Mutter gewöhnt worden, in dem Papste einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren. Auch war sie schon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war; so begreift man auch, wie sie so viel für Gregor wagen und thun konnte. Die berüchtigte Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die röm. Kirche (im J. 1077 oder 79; denn die Urkunde darüber ist verloren) darf wol kaum unter die Opfer gerechnet werden, die sie ihm brachte; denn dies kostete sie zuverlässig am wenigsten: aber es war dieser weibliche Genius, der in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegen zu gehen. Sie allein stand ihm 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregors Tode den offnen Krieg gegen den Kaiser fort. Ihr Tod erfolgte 1115, und

gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einen Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoletro, Verona, fast Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden. (Vergl. den Papst und Gregor VII.)

A—s.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche schriftliche Verzeichniß gewisser Personen, welche zu einem Stande gehören. So ist namentlich bei den Universitäten die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, so wie der Getauften, Gestorbenen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher Matricular Anschlag, die Bestimmung dessen, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrize heißt bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stücke Kupfer, auf welches der Buchstabe mittelst der Patrize eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichneter Maler, geb. in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inspectors über das dortige mengs'sche Gypskabinet, bildet sich zur Kunst unter Anleitung seines Vaters, und auf der dasigen Akademie unter Casanova. 1796 ward er zum Pensionär dieser Akademie aufgenommen, und trat mit einem, sein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris vorstellend, auf. Nach Casanova's Tode ging er nach Wien und setzte seine Studien auf der Akademie daselbst unter Füger mit großem Fleiße fort. Viele Lobsprüche erhielten seine im Jahr 1800 ausgestellten Gemälde, Kastor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth, nach Geßner's Dichtung. 1802 verließ Matthäi Wien, um sich in Italien noch weiter auszubilden; er blieb zuerst einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung 1803 ein Gemälde, wodurch er den ersten Preis gewann. Auch ward er zum Professor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin sandte er aus Italien mehrere Gemälde nach Dresden, die daselbst öffentlich ausgestellt waren; besonders großen Beifall erhielt 1807 seine Ermordung des Aegysthus, und seine Copie einer Grablegung Christi von Raphael, welche er 1808 bei seiner Rückkehr in sein Vaterland mitbrachte, 1812 aber ein dort ausgestelltes Gemälde, Christus, der die Kinder segnet. Zu seinen neusten Werken gehören das Abendmahl in der Kirche zu Plauen im Voigtland, und der Tod des Kodrus, den er für den Versammlungssaal der niederlausitzischen Völkerschaft malte. Seit 1809 ist Matthäi Professor an der dresdner Malerakademie. Man rühmt an seinen Gemälden besonders die Composition, die richtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber sein Colorit, welches sich der alten flo-

hatte, und ohne welcher er, nach der abergläubigen Vorstellung des Volks, nur dem Namen nach König war, zurückgeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1468—1478), siegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oesterreich nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen große Lasten aufzulegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkür. Nichts desto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur ehre und befördere, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftigte. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in seinem geliebten Musentempel Ofen zusammengebracht hatte, 20 Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von seinen Kriegsbeschwerden in wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, und versammelte Gelehrte und Künstler um sich. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Rechtskniffe in den Prozessen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, als er 1490 zu Wien starb. Die Nation verlor in ihm den größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umsonst sich bemühte, seinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthias Johann von Harlem, s. Wiedertäufer.

Matthisson (Friedr. v.), wurde 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, kurz nach seines Vaters Tode, geboren, und bis in sein 14. Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen. Er besuchte darauf die Schule zu Klosterbergen, studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, ward Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau, und nachher Hofmeister einiger jungen Liefländer, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei seinem Freunde von Bonstetten zu Nyon am Genfer-See. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein dortiges Handlungshaus, von wo ihn Familienangelegenheiten aber nach 4 Jahren wieder in die Heimath riefen. 1794 ward er Vorleser und Reisegefährte der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, und befand sich 1795—1796 in Rom und Neapel, 1799 theils im südl. Tyrol, theils im nördl. Italien, und 1801 und 1808 in der franz. Schweiz. 1809 trat er in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum geheimen Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz, Privat-Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienstordens ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Matthisson ist als lyrischer Dichter der Liebling des Publikums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe, Freundschaft und Sehnsucht weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken, und in Schilderung der Natur ist er ein Meister. Man darf ihn nur in dieser Gattung würdigen, wenn man seinen Werth unparteiisch bestimmen will. Dabei zeichnet sich sein Vers durch Wohlklang und rhythmischen Fluß vortheilhaft aus. Schade, daß er schon seit geraumer Zeit sich aus diesem Gebiet zurückgezogen hat. Auch als Prosaiker ist Matthisson

aufgetreten, ein Mal in seinen Briefen, dann in seinen Erinnerungen. Beide Werke enthalten anziehende Bemerkungen über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu seinem Aufenthalte wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehreren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei spricht sie allenthalben ein edler Sinn aus. Die Schreibart würde durch Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen haben. Eine wohlgeschriebene Selbstbiographie findet sich in den Zeitgenossen, Heft V. Nicht in gleichem Grade können wir die lyrische Anthologie, welche Matthisson in 20 Bänden herausgegeben hat, billigen, indem, abgesehen von der Auswahl und Unvollständigkeit, hier seine Feile auf eine unzweckmäßige Weise gewaltet und oft den trefflichsten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteristisches genommen hat.

Maubeuge (der Maler), s. Mabuse.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter gebräuchliche Kriegsmaschine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzustoßen. Sie bestand aus einem schweren, mit einem metallenen Widderkopf versehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen stand, in Stricken oder Ketten hing. Man schob sie an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehrere Menschen den Widderkopf mit möglichster Kraft, in wiederholten Stößen gegen dieselbe. Die Belagerer dagegen suchten die Maschine durch Feuerbrände und sonst zu zerstören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu fassen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirksam zu machen.

Maulbeerbaum, Morus. Die verschiedenen Arten des Maulbeerbaumes sind im gemäßigten Asien zu Hause, doch ertragen auch mehrere das europäische Klima. Unter diesen ist vorzüglich der mit schwarzen Beeren aus Persien, wegen seiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil seine Blätter zur Speise der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüssigkeiten benutzt, weil es sich im Wasser sehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieser Bäume sind zähe, und können zu Stricken verarbeitet werden; die des chinesischen Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zu Bereitung des Papiers.

Maulesel, Maulthier, ist ein Bastard vom Pferd und Esel. Der von einem Mutterpferde erzeugte ist etwas größer und hat mehr die Pferdegestalt, als der von der Eselin geborne; übrigens sind sie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Esel gemein. Wegen ihres sichern Ganges zieht man sie in den Gebirgsgegenden zum Lasttragen den Pferden vor, auch sonst wol, weil sie sich mit geringerm Futter befriedigen lassen. Spanien schätzt diese Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein; die Ausfuhr hingegen ist bei schwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papste und seinen Kardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientalische Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Maupertuis (Pierre Louis Morrau de), geb. zu St. Malo 1697 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in seiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswissenschaften. Er trat 1718 in Kriegsdienste, nahm aber nach einigen Jahren seinen Abschied, um sich ganz dem Studium der strengen Wissenschaften widmen zu können. 1723 ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenom-

men, und vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, sich zu belehren, nach London, wo die königl. Gesellschaft sich ihm öffnete. Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Basel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Ansichten und die Freundschaft dieser großen Mathematiker waren die Frucht dieser Reise. Sein Ruf und seine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden schickte, um die Gestalt der Erde zu bestimmen, eine Unternehmung, die in einem Jahre, mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, glücklich ausgeführt wurde. Nachdem Maupertuis mit seinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der berliner Akademie zu übernehmen. Dieser Monarch war damals mit Oesterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren desselben theilen, und setzte sich in der Schlacht von Mollwitz so aus, daß er gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiser ihn mit Auszeichnung aufnahm. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis besuchte Frankreich, wo seine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, seinem Vaterlande entsagt zu haben; Friedrich entschädigte ihn zwar für seine Verluste durch Wohlthaten und durch sein Vertrauen, aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Franeker und durch diesen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufsatz über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphysischen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff diesen Aufsatz nicht nur an, sondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derselbe einst an den Professor Hermann in Basel geschrieben haben sollte. Um die Beschuldigung eines Plagiats von sich abzuwenden, foderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als König diesen nicht beibringen konnte, dessen Ausstoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieses Krieges, in den sich jetzt auch Voltaire mischte. Dieser war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als seinen Lehrer in der Mathematik betrachtete und mit den größten Lobsprüchen erhob; später aber entzweite sie gegenseitige Eifersucht. Er trat zuerst mit einer sehr bittern Antwort eines Berliners an einen pariser Akademiker, betreffend den Streit des Präsidenten der berliner Akademie mit dem Professor in Franeker, auf. Diesem folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Person und Werke seines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Voltaire kühlte zwar durch diese Satyren seine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publikums und der Gunst des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn sogar, 1753 den preußischen Hof zu verlassen; er suchte Trost in neuen Satyren. Maupertuis schickte ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Possenspiel endigte damit, daß der König Voltaire sammt seiner Nichte in Frankfurt verhaften ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, diese Maßregel veranlaßt zu haben. Brustbeschwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reisen. Er blieb hier von 1756 bis zum

Mai 1758, und begab sich dann nach Basel, wo er 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli starb. Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit seiner Art sich zu kleiden, ein sonderbares Aeußere gab. Er war höflich, selbst einschmeichelnd und sprach mit Geist und Leichtigkeit. Aber dieser Vorzüge ungeachtet, führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürrischer, herrischer Charakter, und das allzugroße Bestreben emporzukommen, schadeten ihm sehr. Als Schriftsteller zeigte er sich geistreich, voll Feuer und Phantasie, aber oft auch gesucht, steif und parador. In seinem Style ahmte er Fontenelle nach. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, sind zu Lyon 1756 in 4 Octavb. erschienen.

Mauren. Unter diesem Namen versteht man jetzt eine Klasse der Bewohner des westl. Afrika, besonders der Reiche Fez und Marokko. Sie sind arab. Ursprungs, der mohammedanischen Religion zugethan, leben in den Städten und beschäftigen sich vorzüglich mit dem Handel, wegen dessen sie sich in verschiedenen Gegenden der afrikanischen Küsten verbreitet finden. Die Römer nannten einen Theil des westl. Afrika Mauritanien (s. d. Art.), und die Einw. Mauros. Ihre Kriege mit den Römern sind aus der Geschichte der Letztern bekannt. Ihr Land kam in der Folge unter die Herrschaft der Vandalen, deren König Genserich (429) ein mächtiges Reich stiftete, das aber (534) durch Belisar zerstört wurde. Die Sarazenen (Araber), Mohammeds Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in diesen Theilen von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Kalifen von Damascus regiert wurde. Diese Araber oder Sarazenen, welche die spanis. Geschichtschreiber: los Moros (Mauros), nannten, weil sie in dem alten Mauritanien wohnten, suchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie fanden die Veranlassung dazu in den Unordnungen, welche in dem Reiche der Westgothen in Spanien herrschten, gingen 711 mit einem Heere dahin, und unterwarfen sich binnen 2 Jahren ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils (s. d. Art. Spanien). Sie brachten Wissenschaften und Künste mit nach Spanien, und noch jetzt findet man in diesem Lande merkwürdige Ueberreste davon. Während der größte Theil des übrigen Europas in Barbarei versunken war, blühte die Gelehrsamkeit bei den Arabern in Spanien. Aber die Theilung des Landes unter verschiedene Regenten und ihre innerlichen Uneinigkeiten schwächten sie so, daß sie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entstandenen christl. Königreiche in Spanien nicht mehr widerstehen konnten, und zuletzt bloß auf das Königreich Granada eingeschränkt wurden. Ferdinand der Katholische eroberte nach einem zehnjährigen Kriege (1491) auch dieses, und machte dadurch der Herrschaft der Mauren in Spanien, nachdem sie beinahe 800 Jahre gedauert hatte, ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nun nach Afrika, die meisten blieben in Spanien, lebten da als fleißige, ruhige Unterthanen, und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Christenthums an. Diese Letztern nannte man in Spanien Moriscos, Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer (1610) gänzlich. Fast eine Million Morisken ging nach Afrika über. Da sie die geschicktesten und arbeitsamsten Einwohner Spa-

niens waren: so war ihr Verlust für dieses Land sehr nachtheilig, und er wurde noch lange nachher empfunden. Der Ackerbau gerieth fast gänzlich in Verfall. Ueberhaupt wird diese Vertreibung der Morisken als eine der Hauptursachen von dem Verfalle Spaniens angesehen.

Maurepas (Phelipeaux, Graf von), geb. 1701, wurde schon in seinem 26. Jahre, Minister des Seewesens in Frankreich. Auf seinen Vorschlag ernannte der Kardinal Fleury Amelot zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der nichts Wichtiges ohne Maurepas unternahm; in der Folge leitete er selbst das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab, wiewol er glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß besaß. Durch den Einfluß der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben sollte, ward er 1749 nach Bourges verwiesen. Von Ludwig XVI. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Ministerium. Seit 30 Jahren von den Staatsgeschäften entfernt, hatte er in dieser langen Pause die nöthigen Verwaltungskenntnisse verloren, wenn sie ihm je eigen gewesen waren. Mit dem Leichtsinn und der Unbesonnenheit seines frühern Alters verband er nun die Selbstsucht und Schwachheit eines Greises. Eifersüchtig auf fremdes Verdienst, beschützte er vorzüglich die Mittelmäßigkeit, und suchte den würdigsten Männern den Weg zu Staatsämtern zu vertreten. Der Ehrgeiz des listigen Hofmannes war nur darauf gerichtet, seinen Einfluß zu bewahren. Er besaß bis zu seinem Tode (1781) das Vertrauen des Königs, aber seine schlechte Verwaltung ist auch unter den nächsten Ursachen der Zerrüttungen aufzuzählen, die Frankreich bald nachher trafen. Einige Verbesserungen im Seewesen und Schiffbau sind alles, was ihm Frankreich verdankt. Er starb 1781. Anziehend, wiewol nachlässig geschrieben, sind seine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Maury (Jean Siffrein), geb. 1746 zu Vouréas, einer Stadt in der ehemaligen Provence. Seine Vorfahren waren meistens Kaufleute oder Advocaten; er widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt schon frühzeitig verschiedene Pfründen. Durch eine treffliche Lobrede auf Fenelon und durch seine großen Predigertalente hatte er sich einen solchen Ruf erworben, daß er schon vor Ausbruch der Revolution einer der königl. Kabinets-Prediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada, und Mitglied der franz. Akademie war. Er bewies der Regierung, die ihn mit so vielen Wohlthaten überhäuft hatte, seine Dankbarkeit dadurch, daß er seinen Muth und seine Beredsamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. 1789 wurde er zum Abgeordneten der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Generalstände erwählt, und war durch seine große Beredtsamkeit, seine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, und besonders durch seine Geistesgegenwart und einen nicht zu erschütternden Muth ein furchtbarer Gegner der sich damals erhebenden Opposition gegen die Regierung. Mit großem Nachdruck widersetzte er sich in der Kammer der Geistlichkeit der Vereinigung der drei Stände in eine Nationalversammlung, und als diese dennoch beschlossen wurde, verließ er die Versammlung und Versailles, ward zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der constituirenden Versammlung wieder freigelassen, und erschien bald wieder in derselben als eins ihrer thätigsten Mitglieder. Er zeigte die Nothwendigkeit der königlichen Sanction, und vertheidigte die Geistlichkeit in dem Besitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden sollten. Als am 9. November 1789 dieser letzt-

Gegenstand zum dritten Male zur Verhandlung kam, veranlaßte Maury durch seine glühende Rede einen sehr unruhigen Auftritt in der Versammlung. Als er darauf diese verließ, ward er von dem Volke mit dem Schreckensrufe: „à la lanterne!“ verfolgt. Seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart retteten ihn, und, anstatt die gewiß sehr ernstlich gemeinten Drohungen gegen ihn auszuführen, begleitete ihn der Pöbel mit schallendem Beifallsklatschen und wildem Gelächter nach seiner Wohnung. Dieser Beifall schlug seinen Muth nicht nieder, denn er sprach, so oft es die Gelegenheit gab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und seines Standes. Aber auch über andere nicht minder wichtige Gegenstände sprach er mit beredtem Nachdrucke, und vertheidigte die von ihm für besser anerkannten Grundsätze gegen die herrschende Mehrheit mit der warmen Lebendigkeit seines Charakters. Es würde zu weitläufig sein, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen er seine Talente und seine Beredtsamkeit entwickelte. Nach Auflösung der National-Versammlung, 1792, verließ Maury Frankreich, und begab sich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel, und schickte ihn noch in dem nämlichen Jahre, als apostelischen Nuntius, zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Bischof von Nicea, und 1798 zum Kardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution blieb Maury in Rom, und beschäftigte sich bloß mit den Pflichten seines bischöflichen Amtes und mit den Wissenschaften. Indessen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in seinen Hirtenbriefen u. s. w. seinen Abscheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszusprechen und den Bourbons seine Anhänglichkeit und Treue zu beweisen. Bis dahin hatte der Kardinal Maury eine Festigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundsätzen nicht übereinstimmten, ja selbst seiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm sollte die Stunde einer Versuchung schlagen, welcher er nicht zu widerstehen vermochte. Als Buonaparte 1804 die kaiserliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, sich der von der ganzen franz. Nation und fast allen Mächten Europas anerkannten kaiserlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte diesen Schritt einigermaßen vor sich selbst mit seiner stets bewiesenen Anhänglichkeit an monarchische Grundsätze entschuldigen; er konnte allein auf diese Weise hoffen, der Erweiterung der hierarchischen Gewalt, die ihm stets vor Allem an Herzen gelegen, und die durch das, am 15. Juli geschlossene und am 10 Sept. 1801 ausgewechselte Concordat in Frankreich sehr beschränkt worden war, föderlich zu sein; vielleicht schmeichelte sich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung, auf diesem Wege zu der höchsten geistlichen Würde in der kathol. Christenheit gelangen zu können: kurz, er schrieb in sehr ergebenen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiser Napoleon, und leistete ihm als Franzose förmlich die Huldigung. Es ist sehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des J. 1804 reiste er in dem Gefolge des Papstes nach Paris, und assistirte bei der Kaiserkrönung. 1808 ward er zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle seine Hirtenbriefe, alle seine Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam gegen Napoleons Decrete, und seine Anreden und Adressen an ihn erschöpften alles, was die niedrigste Schmeichelei zu leisten vermochte. Natürlich konnte ihm dieses Verfahren bei der im Früh-

ling 1814 erfolgten Veränderung nicht vortheilhaft sein. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII.; vielmehr mußte er, seines Widerstrebens ungeachtet, den erzbischöflichen Palast in Paris räumen. Das Kapitel wollte ihn auch nicht als Erzbischof anerkennen, da er kein päpstliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiste er nach Rom; aber die Aufnahme daselbst entsprach seiner Erwartung nicht. Statt der gewünschten Bestätigung in seinem Erzbisthum, ward er, weil er es ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft gesetzt. Er unterwarf sich verschiednen ihm auferlegten Bußübungen, und ward wieder als Kardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris, noch das dortige Ansehn wieder, und starb zu Rom im Mai 1817.

Mäusethurm bei Bingen am Rhein. Nach mündlichen Ueberlieferungen ward dieser, im Rhein erbaute Thurm vom strengen Erzbischof Hatto von Mainz erbaut, und alte Mährchen leiten den Namen von den Mäusen ab, welche, als er, zur Zeit des Kornmangels, von Ehrenfels hinüberflüchtete, schwimmend ihn bis zu dem Thurm verfolgten, wo sie ihn dann aufzehrten. Nach urkundlichen Nachrichten aber entstand der Thurm erst zu Anfang des 13. Jahrh. unter dem Erzbischof Seyfried, als Zollthurm, dessen Geschütz (Muserie genannt, woher der Name) die Ausweichenden anhielt.

Mausoleum, s. Artemisia.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon (Jacob), ein bekannter deutscher Gelehrter, geb. zu Leipzig 1743. 1756 kam er nach Braunschweig, wo sein Vater als Professor der franz. Sprache am Carolinum angestellt wurde. Er genoß hier einen trefflichen Unterricht, und sollte nun die Rechte studiren, wozu er aber keine Neigung hatte. Dagegen liebte er aber das Sprachstudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hegte, obgleich schwächlich und verwachsen, viel Neigung für den Militärstand. Im siebenjährigen Kriege trat er daher als Ingenieur in hannöversche Dienste, nahm aber nach dem Frieden wieder seinen Abschied. Auf seines Vaters Wunsch ging er nach Leipzig, dort die Rechte zu studiren, was er jedoch bald wieder aufgab. 1766 ward er Collaborator an der Schule zu Ilefeld, und bald darauf Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich Lehrer bei der Kriegsbaukunst bei dem Carolinum in Cassel. Jene Stelle gab er 1775 auf. Bei Errichtung des Cadetten-Corps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns. Sein Wunsch war, in preuß. Dienste zu treten; indeß brach er die mit Friedrich II. deshalb angeknüpften Unterhandlungen, der Neigung seiner Gattin nachgebend, ab. 1785 ward er zu Braunschweig, als Major, und späterhin als Oberstlieutenant, bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer bei dem dortigen Carolinum angestellt. Hier lernte er Mirabeau kennen, dessen Bewunderer und Freund er ward. Mirabeau legte ihm dem Plan vor, gemeinschaftlich ein politisch-philosophisches Werk über den preuß. Staat zu schreiben, worauf Mauvillon mit Feuer einging. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm posttäglich Materialien sandte, alle seine Muße. So entstand das berühmte Werk über die preuß. Monarchie, das Mirabeau in Paris unter seinem Namen herausgab. Mauvillon übersetzte es in's Deutsche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebst der Einkleidung, ihm aber die Darstellung und Ausführung der Einzelnen gehöre, und ließ später noch einen dritten Theil folgen. Die franz. Revolution gab ihm Gelegenheit, sich sehr lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu er

klären, wodurch er in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem bekannten Pasquill: Bahrdt mit der eisernen Stirn, war auch Mauvillon derb und unanständig angegriffen. Er behauptete öffentlich, diese Schrift rühre von Zimmermann her, und zog sich dadurch neuen Verdruß zu. Er starb 1794 zu Braunschweig. Mauvillon hat viel und in verschiedenen Fächern geschrieben und übersetzt. Wir begnügen uns, von seinen, jetzt zum Theil vergeßnen Schriften nur folgende anzuführen: Briefe über den Werth deutscher Dichter; Physiokratische Briefe; Einleitung in die militärischen Wissenschaften: Ueber den dreißigjährigen Krieg; Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen; Mann und Weib gegen (Brandes Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

Maxen, ein ansehnliches Dorf im meißnischen Kreise des Königreichs Sachsen, in dessen Nähe, besonders bei dem benachbarten Hausdorf, zwei Linden den Schauplatz des blutigen Kampfes bezeichnen, wo der preußische General Fink (s. d. Art.), den Friedrich II. mit 11,000 Mann von Freiberg entsendet hatte, von den Oesterreichern unter Daun eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen ward. Unweit des Dorfes sind gute Marmorbrüche, welche zum Bau der katholischen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten, jetzt aber nur Steine zu Kalk geben.

Maximilian I., römischer Kaiser, ein Sohn Kaisers Friedrich III., geb. 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Carl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römischen Könige erwählt, und bestieg den Kaiserthron 1493 unter sehr ungünstigen Umständen. Unter dem schwachen und unbeständigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs fast ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutschland in Verwirrung und Kraftlosigkeit versunken, Maximilian hatte durch jene Heirath die weitläuftigen Besitzungen Carl des Kühnen an das Haus Oesterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hat sich Maximilian unternehmend, staatsklug, edel, uneigennützig und persönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir in ihm einen Fürsten, der oft durch unzeitige Hitze und durch Mangel an Beharrlichkeit die besten Plane verfehlte, und bei schlechter Verwaltung der Finanzen, welche beständigen Geldmangel verursachte, nicht selten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungsgeschichte ist eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1403 eingefallenen Türken zurückzuschlagen, und sie sein ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz, nach einem 1498 und 99 sehr unglücklich geführten blutigen Kriege vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Italien einzuschränken, und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die besten Kräfte des Reichs erschöpften, ohne ihm den Besitz von Mailand zu sichern. Eben so verunglückte das große Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papst wider dieselbe geschlossen. Es schien um die

Republik geschehen zu sein, als Uneinigkeit die Verbündeten bewog, Separatfriedensschlüsse einzugehen. Maximilian zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde, und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem auf's neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. Weit ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit drei Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendsten Fehden, der schrecklichsten Barbarei und der zerstörendsten Gesetzlosigkeit gewesen war. Was so lange vergebens war versucht worden, das vollbrachte sein großer Geist allein, trotz der unablässigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerstandes der Großen, in dem kurzen Zeitraum einer 25jährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, der allen Befehdungen ein Ziel setzte, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die gerechteste Strenge aus. Um der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben diesem Reichstage das römische und kanonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf, eine Bestimmung, welche für die damaligen Zeiten den entschiedendsten Werth hatte; und stiftete das Reichskammergericht als höchsten und feststehenden Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Mißbräuche der westphälischen oder Vehmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Die Einrichtung der deutschen Kreise, welche den Frieden und die Sicherheit im Innern befestigen sollte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) stiftete er deren sechs: den bairischen, fränkischen, schwäbischen, oberrheinschen westphälischen und niedersächsischen; erst 1512 kamen der österreichische, burgundische, kurrheinische und obersächsische hinzu. Ferner errichtete Maximilian zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Polizeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, führte Posten und andere gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Anspruch nahm, suchte den Universitäten zu Wien und Ingolstadt aufzuhelfen, und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst, die er selbst vorzüglich übte. Auch hatte er verschiednen Gelehrten eine umständliche und romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiser seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Erntreitz: „das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen.“ Aber nach dem Tode des Kaisers, welcher 1519 zu Wels in Oberösterreich erfolgte, wurde das Buch vergessen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Max. Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Wien 1775, Fol. Lange Zeit wurde auch Maximilian für den Verfasser des Theuerdank gehalten, dessen Held er ist. Jetzt aber weiß man, daß sein Secretär Pfinzig, wiewol vielleicht mit Vorwissen Maximilians, es veranlaßt hat. (S. Theuerdank.) Der Kaiser starb am 12. Jan. 1519, und hatte, nach einem kurzen Zwischenreiche, seinen Enkel, Carl V. zum Nachfolger.

Maximilian II. römischer Kaiser, ein Sohn Ferdinands I., geb. zu Wien 1527, zum römischen Könige gewählt 1562, folgte seinem Vater 1564 in der Kaiserwürde. Er war das Muster eines weisen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten seiner Erziehung hatte er mehrere lutherische Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne sich jedoch auf irgend eine Art zu denselben zu bekennen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall sehr duldsam, und bestätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkische Kaiser, Soliman II., bekriegte Maximilian zur Unterstützung Johann Sigismunds, Fürsten von Siebenbürgen, in seinen Ansprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567, indem sein Nachfolger Selim einen 8jährigen Waffenstillstand schloß. Johann Sigismund blieb erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Bathori, und als dieser 1575 König von Polen wurde, desselben Bruder, Christoph Bathori, zum Nachfolger. Selim brach den Waffenstillstand 1576; aber Maximilian starb in demselben Jahre zu Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er sich nicht einem Weibe anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunderarzneien in Ruf stand. In einem einzigen Falle während seiner Regierung könnte man ihm den Vorwurf der Härte machen, nämlich bei der unabbittlich ewigen Gefangenschaft des Herzogs zu Sachsen, Johann Friedrichs, welchen die grumbach'schen Händel in's Unglück gestürzt hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach seinem Willen. Er hinterließ von seiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., außer 2 Töchtern 6 Söhne, die aber alle unbeerbt starben. Der älteste, Rudolph, folgte ihm nicht allein in der Kaiserwürde, sondern auch in den gesammten österreichischen Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der Erstgeburt im Hause Oesterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, auch der Erste, Kurfürst von Baiern, ein Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut, 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die lateinische, französische und italienische Sprache, fertig sprechen, verstand auch die spanische, studirte bis 1591 zu Ingolstadt, machte dann Reisen, und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbaiern an, welche ihm sein erst 1626 verstorbner Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet durch strenges Studium und Reisen und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volks zu sein, hätte er Baiern bei Ruhe von Außen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erheben können. Auch hatte er schon die Schulden seines Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiste, verbunden mit Oesterreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und brachten auch Baiern um einen Theil der schönsten Früchte, die es von Maximilians weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bairsche Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben, unter Friedrich IV. von der Pfalz, eine Union bildeten. Die katholische Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich hierauf mit Kaiser Ferdinand II. gegen Friedrich, brachte Oberösterreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiser räumte ihm zur Vergütung für 13 Mill. Gld. Kriegskosten die Kurwürde,

1623, und 1628, das ganze Land des unglücklichen Friedrichs ein. Auch war er glücklich gegen die dänischen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig, 1631 rückte Gustav Adolph 1632 nach Baiern, nahm Donauwerth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Ingolstadt zurückziehen. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Baiern, daß sich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land ward aber jetzt noch mehr als zuvor verwüstet. Der westphäl. Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Kurwürde nebst dem Erztruchseßamt (1648). Während dieses langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen seines Staates rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenthal nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludewig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Er starb 1651 zu Ingolstadt, und hatte seinen Sohn, Ferdinand Maria, zum Nachfolger. Seine Geschichte hat P. P. Wolf (Gesch. Maximilian I. in 2 Theilen. München 1807, fortgesetzt von Breyer, 3r. Theil 1809) trefflich beschrieben.

Maximilian Maria Emanuel, Kurfürst von Baiern, ein Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, geb. 1662, kam durch den Tod seines Vaters 1679 in den Besitz der Regierung, welche er unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg, antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oesterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm. Seine Vermählung mit Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, gab ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod seines Sohns, sie geltend zu machen. Da auch Oesterreich ihm viele Ursachen zu Kaltsinn gegeben hatte, verband er sich, beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs insgeheim mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, französischen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Aber nach zwei verlornen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, sein Land zu verlassen genöthigt, ward er 1706 nebst seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, der ebenfalls auf französische Seite getreten war, vom Kaiser Joseph I. für einen Reichsfeind, und in die Acht erklärt, welche auch, trotz der von Seiten des Fürstenraths, dessen Einwilligung dazu nicht begehrt worden war, eingelegten Protestation, erst im rastadter Frieden (1714) wo er zugleich seine sämtlichen Länder zurück erhielt, wieder aufgehoben wurde. Seitdem war er dem Hause Oesterreich getreu, und schickte demselben 1717 ein Hülfscorps unter seinem Kurprinzen, Carl Albrecht, wieder die Türken. 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverwesung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb 1726.

Maximilian Joseph III., Kurfürst von Baiern, ein Sohn des Kurfürsten Carl Albrecht, geb. 1727, war erst 13 Jahr alt, als sein Vater (s. d. A. Carl VII., Kaiser) nach Kaisers Carl

Mann, besonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Vorzüglich unterstützte er die Universität Bonn, und erweiterte sie durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Dagegen lebte er in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch, und war ein Feind alles zwecklosen Aufwandes. Ein theilnehmender und geliebter Vater seiner Unterthanen, war keinem der Zutritt zu ihm verwährt, er sprach auf eine gleich anziehende Weise mit Leuten aller Stände, und hatte in seiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, las die besten Schriftsteller der neuern Zeit, liebte die Musik sehr und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für schöne Natur bezeugten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Doch leider sollte er die Früchte seiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerstört, und sich von seinen geliebten Unterthanen losgerissen sehen. Der französische Revolutionskrieg brach aus. Mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes hatte er immer die strengste Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbste 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, die er nicht wieder sah. Er floh zuerst nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preußischen Neutralität) sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb 1801 zu Hetzendorf. Ueber ihn s. auch Dohm's Denkwürdigkeiten ꝛc. 1. Bd. No. 4.; und Maximilian Franz, letzter Kurfürst von Köln, vom Freiherrn von Seida. Nürnb. 1803. 8.

Maximilian I. (Joseph), gegenwärtiger König von Baiern, ward am 27. May 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreichischer Feldmarschall, seine Mutter, Francisca, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6. Jahre seines Alters nach Zweibrücken unter die Aufsicht des Herzogs Christian, seines Oheims. 1777 ward er als französischer Obrist zu Straßburg seinem Regimente vorgestellt, 1778 zum französischen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehrern Reisen in Frankreich verweilte er, von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution, 1789, in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. 1795 starb sein Bruder, Carl II., Herzog von Zweibrücken, und Maximilian folgte ihm in der Regierung. — Nach dem Erlöschen des pfalzsulzbachischen Stammes durch den Tod des Kurfürsten Carl Theodor, (16. Febr. 1799), gebührte die Erbfolge in Pfalzbaiern zunächst der pfalzzweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbaiern an. Seine erste Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoor zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56,000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bairischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt, so daß seit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem, nur 514 □M. großen Herzogthume 1570 neue, mei-

stens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. 1805 schloß sich Baierns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, Frankreich an, und proclamirte sich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon 1802 verbessert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domänial = Fideicommiß = und Schulden = Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums, durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien genossen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk. Es wurden das Familienschutzgeld und das Postwesen geordnet, 1808; eine Zoll- und Mauthverordnung 1807 festgesetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Lasten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derselben angeordnet. Noch größere Verdienste hat sich Maximilian durch Beförderung wahrer Volksbildung, des öffentlichen Unterrichts, der Wissenschaften und Künste erworben. Die aus den aufgehobnen Klöstern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für die Besoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Universitäten zu Landshut, Ingolstadt und Würzburg zweckmäßig organisirt; Schullehrerseminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet; u. s. w. die Akademie der Wissenschaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. festgesetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künste gestiftet und für die Besorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts = und Erziehungsanstalten eine eigne Section beim Ministerium des Innern angeordnet. Um alle diese Einrichtungen für die Folgezeit zu sichern, wurden sie in die Verfassungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 seinem Lande gab. Obschon Napoleon den baierischen Staat ganz für sich zu gewinnen, und dessen Regenten durch die Bande der Verwandtschaft an sich zu fesseln gesucht hatte: so verkannte doch Maximilian nicht das wahre Intresse der Deutschen, und sein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Oct. 1813) war von den entschiedensten Folgen. Dadurch hat er sich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutschen erworben. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter sowol im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend ist es zu sehn, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreise der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotischer Begeisterung überall, wo er sich zeigt, froh und jubelnd sich zu ihm

drängt und ihn als Vater liebt und verehrt. (Vergl. den Art. Baiern.)

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden soll, den höchsten Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der französischen Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Man hielt anfänglich diese Bestimmung für sehr heilsam; bald aber zeigte sie sich so nachtheilig für Landwirthschaft und Handel, daß man sie auch bald wieder abschaffte.

Mayer (Tobias), einer der größten deutschen Astronomen, 1723 zu Marbach im Würtembergischen, bildete sich durch Privatfleiß und schrieb in seinem 20. Jahree seine Erstlinge. Nachher war er in der homann'schen Officin zu Nürnberg angestellt; und 1751 ward er als Professor nach Göttingen berufen, wo er 1762 starb. Durch zwei Erfindungen hat er sich unsterblich gemacht, einmal durch das Artificium multiplicationis (die Kunst, einen Winkel mit Wiederholung zu messen), dann durch seine Mondtafeln, womit Niebuhr zuerst die Länge bestimmte. Beide Erfindungen greifen in einander. Um 1743 hatte Mayer ein Diopterlineal angegeben, mit dem er die Winkel mittelst der Sehne maß, welche die Oeffnung des Lineals angab. Auf dieses Instrument wandte er die Kunst an, die Winkel mit Wiederholung zu messen und gab ihm ein Fernrohr. Dies war gegen 1750. Als er nun später die Mondtheorie bearbeitete und erkannte, wo die Verbesserung der Tafeln gesucht werden müsse, stieß er auf die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern bis auf eine halbe Minute genau zu messen. Eine halbe Minute im Bogen ist eine ganze Minute Zeit, da der Mond in jeder Zeitminute eine halbe Minute in seiner Bahn fortrückt. Eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen Viertelgrad ungewiß, was auf der See etwas Unbedeutendes ist. Da der Spiegelsextant damals noch sehr unvollkommen war, so wandte er sein Artificium multiplicationis auf Spiegelwerkzeuge an, als die einzigen, womit man auf der See Winkel messen kann. Er erfand nun den Spiegelkreis, von dem er ein hölzernes Modell mit seinen Mondtafeln nach London sandte. Das Board of longitudes, welches Harrison für seine Seeuhren den Preis von 20,000 Pfund zuerkannt hatte, gab Mayern, oder vielmehr seiner Witwe (da er inzwischen gestorben war) 6000 Pfund, obwol er die Aufgabe eben so vollkommen wie Harrison gelöst hatte. Borda ließ 1779 den ersten mayer'schen Spiegelkreis verfertigen, den die Franzosen daher auch den Borda'schen nennen. Nachher verbesserte Ramsden die Sextanten und gab ihnen durch seine große Theilmaschine eine so genaue Eintheilung, daß man mit ihnen einen Winkel bis auf eine Viertelminute genau messen kann. Dies hinderte das Allgemeinwerden der Spiegelkreise. Mayer gehörte zu den klaren besonnenen deutschen Naturen, die an den Dingen gleich das Wesentliche und Wahre erkennen. Lichtenberg sagt von ihm, er habe nie gewußt, wie viel er gewußt habe, und der Gelehrte und der Mensch sei bei ihm aus einem Stück gewesen. Alle Nachrichten über Tobias Mayer finden sich gesammelt in der von Benzenberg besorgten neuen Ausgabe seiner Erstlinge.

Mayer (Simon). Dieser schon seit lange gleichsam in Italien heimische Compositeur, der eine Reihe von Jahren, fast allein

Aufsehen machte, ist 1763 zu Mendorf (unweit Ingolstadt) in Baiern geboren. Sein Vater, Organist in dem kleinen Orte, gab ihm den ersten musikalischen Unterricht. Mayer war zwar für die Wissenschaften bestimmt, bezog auch die Universität, allein seine Neigung zur Musik veranlaßte ihn, diesen Lebensweg zu verlassen. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Italien, und fand an dem Grafen Bergamo einen großmüthigen Beschützer. Dieser verschaffte ihm Mittel, daß er sich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Kapellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen konnte. Nach dem Tode seines Wohltäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. 1802 ward Mayer zum Kapellmeister der Kirche di Sta Maria Maggiore ernannt. Man hat eine große Anzahl von ihm komponirter ernsthafter und komischer Opern Oratorien, Cantaten, u. s. w.

Maynard, (François,) ein älterer französischer Dichter, und eins der ersten Mitglieder der neu errichteten französischen Akademie, geb. in Toulouse im J. 1582. Freund von Desportes und Regnier, wurde er mit Racan ein Zögling Malherbés, der von beiden sagte: der eine bearbeite seine Verse besser als der Andere, der dagegen mehr Kraft habe; aus ihnen vereint würde aber ein guter Dichter werden. Im Jahr 1634 folgte M. dem französischen Gesandten am päpstlichen Hofe Marq. v. Noailles nach Rom, wo er sich mit dem berühmten Kardinal Bentivoglio genau verband. Papst Urban VIII. nahm ihn ebenfalls sehr wohl auf, und beschenkte ihn mit einem Prachtexemplar seiner lateinischen Gedichte. Maynards Glücksumstände wollten sich indessen nicht heben und Richelieu, an den er eine Supplik in Versen schickte, worin er sagte: daß er an den Ufern des Cocyt bald Franz I. sehen werde,

qui fut le pere des savans
dans un siècle plein d'ignorance

er aber nicht wisse, wenn er ihn fragen werde

s'il me demande à quel emploi
tu m'as occupé dans ce monde
et quel bien j'ai reçu de toi,

was er ihm antworten solle (que veux tu, que je lui reponde?). Richelieu hatte die Härte ihm darauf zu antworten: rien. Um sich ein wenig zu rächen, machte M. ein hübsches Sonnet über das Glück, ohne Amt alt zu werden. Am Schluß desselben wendet er sich darin an Richelieu,

et si le ciel, qui me traite si bien,
avait pitié de vous et de la France
votre bonheur serait égal au mien.

Seine gesammelten Gedichte erschienen zuerst 1646 in Paris in 4. Er hatte auch Priapien gedichtet, die aber nie gedruckt sind. In seinen übrigen Gedichten befinden sich schon Stellen genug, die höchst schlüpfrig sind.

Mazeppa, (Johann), Hetman den Kosacken, in Podolien geb., gehörte zu einer der vielen armen adelichen polnischen Familien, die in den reichern Häusern zur Fristung ihres Daseins Anstellung suchen müssen. Er wurde bei Johann Casimir Page. Dieser liebte das Wohlleben und die Frauen, aber auch die Künste und die Literatur. Mazeppa erhielt dadurch Gelegenheit sich man-

cherlei Kenntnisse zu erwerben, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden. Ein galantes Abenteuer, dessen Folgen ihn hätten verderben können, wurde der Grund seiner spätern Erhebung. Ein polnischer Edelmann überraschte M. bei seiner Gemahlin. In seiner Rache ließ er ihn nackt auf ein wildes Pferd binden, und gab ihn so seinem Schicksal Preis. Das Pferd war aus der Ukraine. Dahin richtete es also seinen Lauf und brachte sein Schlachtopfer. Einige arme Bauern nahmen sich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegerisches Nomadenleben sagte ihm zu. Er machte sich durch Gewandheit, Körperstärke und Tapferkeit gegen die Tataren sehr bemerkbar und wurde dadurch eben so geachtet als beliebt. Seine Kenntnisse und Einsichten erhoben ihn zum Secretair und Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und im J. 1687 wurde er an dessen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peter des Großen, der ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Endlich zum Fürsten der Ukraine erhoben, entschloß sich Mazeppa, eben so unruhig als thätig, die untergeordnete Rolle zu verlassen, die ihm längst lästig gewesen war. Er näherte sich Carl XII., der eben Polen einen König gegeben hatte, und suchte durch ihn sich der Oberherrschaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewissen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Diese und andere Ränke, welche M. gegen Petern eingeleitet hatte, wurden endlich dem letztern durch Kotschubey, Kosaken-General und Isra, Obersten von Pultawa entdeckt. Peter maß diesen Beschuldigungen aber keinen Glauben bei, sondern schickte die beiden Ankläger dem M. selbst zur Bestrafung zu. Dieser hatte auch die Frechheit, sie hinrichten zu lassen. Endlich wurden Petern doch die Augen geöfnet. Viele seiner Anhänger wurden eingezogen und hingerichtet, und er selbst im Bildniß gehangen. Flüchtig werdend, wendete er sich jetzt mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern zu Carl XII., der seinen Versprechungen mehr, als den warnenden Rathschlägen seiner Generale vertrauend, auf dem Zuge nach der Ukraine war, wo er in den Ebenen von Pultava seine Niederlage und seinen Untergang fand. M. flüchtete sich nun auch nach Bender, wo er im J. 1705 starb. In der Geschichte M. hat Lord Byron einen so anziehenden Stoff gefunden, daß er ihn zum Helden eines seiner schönsten Gedichte gemacht hat.

Mazarin (Jules) Ludwigs XIV. Prinzipalminister und Kardinal, geb. zu Piscina in Abruzzo (nach Flassan zu Rom) 1602, von adeliger Herkunft, studirte auf der spanischen Universität Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den päpstlichen Truppen Kriegsdienste. Er stand als Capitän bei seinem Corps in Veltlin, als er im Auftrag des Generals Torquato Conti einen Waffenstillstand unterhandelte, der zu Rivalta den 14. Sept. 1630 zwischen den französischen, spanischen und kaiserlichen Generalen zu Stande kam. Damals stellte ihn der Nuntius Bagni Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpstlicher Minister mehrere Zusammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen beiden geschickt. Die Franzosen, welche vor Casal standen, waren im Begriff, die Feindseligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den spanischen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede!" — Er erklärte, unter wel-

chen Bedingungen man bereit sei, Casal zu räumen; die französischen Anführer nahmen sie an. Durch diese Unterhandlung erwarb er sich die Freundschaft Richelieu's, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Kardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige so dringend, daß dieser ihn sogar in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsraths ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) übertrug ihm die Königin Anna von Oesterreich, als Regentin, die Stelle eines ersten Ministers. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der eisernen Maske (s. d. Art.) ableiten wollen. Er trat Anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, selbst ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieser Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten, und machte seine Person, seine Sitten, seine schlechte Aussprache lächerlich. Ueberdieß seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Diese Umstände machten es dem Herzoge von Beaufort, dem Coadjutor von Paris, Retz, dem Prinzen von Conti und der Herzogin von Longueville leicht, einen Volksaufstand vorzubereiten. Als nun das Parlament sich weigerte, neue Geldfoderungen zu genehmigen und der Kardinal deßwegen den Präsidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Broussel in's Gefängniß hatte setzen lassen, griff das Volk (1648) zu den Waffen. Diese Unruhen, auch der Baricadentag genannt, weil die Pariser, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen der Stadt mit Ketten sperrten, hatten einen Bürgerkrieg, die Fronde (s. d. Art.) zur Folge. Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Minister welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe ächtete, nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm, auf die Einladung der Rebellen, Theil an den Unruhen und der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, versammelte Truppen. Dies bewog die Königin, welche den Krieg weder führen konnte, noch mochte, sich 1649 mit dem Parlamente zu vergleichen. Das Parlament behielt die Freiheit, sich zu versammeln, die man ihm hatte nehmen, und der Hof seinen Minister, den Volk und Parlament hatten stürzen wollen. Allein der Prinz Condé, dem der Staat diese Aussöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin mit Trotz behandelt und die Regierung verhöhnt. Mazarin, gezwungen undankbar zu sein, bewog daher die Königin, ihn nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville verhaften zu lassen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beschluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen frei zu geben. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Kardinal erst nach Lüttich, dann nach Köln flüchtete. Aber selbst von dort aus regierte dieser Minister den Hof und Frankreich. Schon im Febr. 1652 rief der nunmehr volljährige König Mazarin zurück, der, wie Voltaire sagt, jetzt nach Frankreich kam, "weniger wie ein Minister, der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte." Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Kosten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er sich zugeeignet, aufgestellt hatte, begleitet Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr hob Gaston d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Kardinals verlangt hatte,

Truppen in Paris aus, und das Parlament erneuerte seine Beschlüsse, verbannte Mazarin und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zugleich setzte sich der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, in Marsch gegen den König, dessen Heer Turenne befehligte, der die Spanier verlassen hatte. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entscheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verschiednen Malen; das Ganze glich mehr einem Possenspiel als einem ernsten Kampfe. Der Kardinal sah sich genöthigt, auf's neue den Hof zu verlassen und begab sich nach Sedan 1652, worauf der König von Paris wieder Besitz nahm. Dieser hatte nämlich, um die Ruhe ganz herzustellen, eine Erklärung erlassen, in welcher er seinen Minister verabschiedete, indem er seine Dienste rühmte und seine Verbannung bedauerte. Als aber die Ruhe zurückgekehrt war, rief ihn auch der König im Febr. 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten und das Parlament eilten, ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der sich in die spanischen Niederlande geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt. Nun setzte Mazarin den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anstrengung fort, und verband sich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden. Er unterhandelte ihn selbst im J. 1659 auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro. Diesem (pyrenäischen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten seiner Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Ansehn. Uebrigens that Mazarin in dieser Zeit der Ruhe nichts für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeschränkten Herrschaft nicht durch eine einzige rühmliche Anstalt. Das Collége des Quatre-Nations war eine Verfügung seines Testaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Nach Flassan hatte er 1,800,000 Livres Einkünfte und ein Vermögen von 22 Millionen, was nach heutigem Gelde ungefähr das Doppelte machen würde. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesamten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und schon fing der Kardinal an, ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. Mazarin starb 1661 den 9. März. Er hinterließ als Erben den Marquis La Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Herzog von Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Herzog von Nevers, und vier andere Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Herzog von Mercoeur und der Herzog von Bouillon heirateten. Carl II. (Stuart) hatte zur Zeit seiner Noth um eine derselben angehalten; als später sich seine Angelegenheiten verbessert hatten, bot sie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abschlägige Antwort. Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin," sagt Hénault, „war eben so sanft als Richelieu heftig, eins seiner größten Talente war, die Menschen

genau zu kennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung anderer Mittel anwenden zu müssen und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Köln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemessenes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern spottete man; aber beide waren Gebieter des Staats." Mazarin schmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abschlagen lassen. Bei solchem Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erscheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böse eher verziehen, als das mit Schwäche gethane Gute. Dazu kam, daß seine Talente nicht hervorstechend genug waren, um seine Fehler: Herrschsucht, Habsucht, Furchtsamkeit, List und Kleinmuth zu verdecken. Er hatte nicht den stolzen Muth, den romantischen, überwältigen den Geist des Kardinals Retz, noch in den Geschäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomischen Ansichten die Grundsätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colbert's, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß, und zeigte sie im westphälischen und pyrenäischen Frieden. Er brachte Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könnte. Das Aeußere des Kardinals war sehr einnehmend. Mit der schönsten Gesichtsbildung verband er den heitersten Ton im Umgange, welcher ihm alle gewann, denen er gefallen wollte. Die Menschen kirrte er mit Hoffnungen. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundschaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenschaft stören; und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatpersonen vergaß er oft, was er versprochen, aber Staatsverträge hielt er gewissenhaft, um Frankreichs Achtung, die Richelieu verscherzt hatte, wieder herzustellen. Die Briefe Mazarin's über die Unhandlungen des pyrenäischen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, sind über diesen Gegenstand sehr belehrend.

Mazzola (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Maler hervorgebracht hat, einer der berühmtesten Maler der lombardischen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen: dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, soll zwei seiner Oheime, welche ebenfalls die Malerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er seines Landsmanns Marmitta Unterricht genossen haben. In seinem 16ten Jahre vollendete er schon die Taufe Christi, ein Gemälde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgestellt wurde, jetzt aber sich im Palast der großen Sanvitali befindet, und von seinen ungemein Talenten zeigt. Correggio's Anwesenheit in Parma, um 1521 machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Die kriegerischen Unruhen in seinem Vaterlande bewogen ihn, sich nebst seinem Bruder (nach Andern seinem Vetter)

Girolamo nach Viadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemälde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und malte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemälde, das man im Kloster della Nunziata bewundert, das aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. Seine Reise nach Rom, 1523, welche er nebst seinem Oheim in der Hoffnung machte, dort unter der Herrschaft eines Clemens VII. Proben seiner Talente abzulegen, macht in seinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphael's, der einige Jahre vorher gestorben war, den tiefsten Eindruck auf ihn, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken sichtbar zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphael's Ausdruck zu vereinigen suchte. Er wurde von dem Papste und den Großen Roms auf das zuvorkommendste aufgenommen, verkaufte einige seiner mit nach Rom gebrachten Gemälde sehr vortheilhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vasari beschriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom, 1527 beraubte ihn nicht nur seines Geldes, sondern auch mehrer Gemälde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferstecher, Antonio da Trento, mit mehrern seiner Handzeichnungen durchging, welche späterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden, vom Grafen Ganetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer gestochen worden sind. Zu den ausgezeichnetsten Gemälden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, die jetzt in der dresdner Gallerie befindliche Madonna dalla Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in sein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen schnitzenden Cupido, und schmückte die neu gebaute Kirche della Steccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Gesundheit hatte damals schon sehr gelitten, die Aufseher jenes Baues drangen sehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man seine Nachlässigkeit bemerkte, in's Gefängniß setzen, aus welchem er nur nach gegebener Versicherung, jene Arbeit zu vollenden, entlassen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Casalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 starb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine sehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln an ihm, daß er oft nach einer gewissen gesuchten Grazie gestrebt habe, und Fiorillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, so wie das Einwickeln der Glieder in den Gemälden des Parmegianino. Dennoch schätzt man ihn als einen der ersten italienischen Maler, und rühmt vorzüglich sein Feuer, seine Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichung, so wie die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte. Man hat ihn sonst mit Unrecht als Erfinder der Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, angesehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen, und vollendete einige seiner Gemälde.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), aus einem gräflichen Geschlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daselbst 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens. Außer Einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrern Andern) hat er in seinem italienischen Schrift-

stellerlexikon: Gli Scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia 1751 — 63 6 Bände in Folio ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Nachrichten nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt und so weitläufig, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsonnirendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761. 1763. 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk.

Mecca (Mekka). Diese berühmte Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptstraßen sind ziemlich regelmäßig, und die Häuser sämtlich von Stein. Die Stadt ist offen, hat aber zu ihrer Beschützung drei Kastelle. Sonst hatte Mekka 100,000 Einwohner, jetzt aber nur 16 bis 18,000; denn es gibt ganze Quartiere, welche gänzlich verlassen sind, und ⅔ der Häuser stehen leer. Sie ist eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Karavanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist ferner der Geburtsort Mohammeds (im J. 571), der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mekka zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andere statt ihrer. Zu Mekka befindet sich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabisches Gebäude, von welchem Mohammed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mohammedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und Anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden sein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch er ganz ungleich geworden ist. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur dreimal geöffnet, einmal für die Männer, das andre Mal für die Weiber und das drittemal, um das Haus Gottes zu waschen und zu reinigen. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Kairo. Die Einkünfte der Kaaba sind überaus reich, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind. Zum Dienste bei der Kaaba sind vierzig schwarze Verschnittene als Wächter und Aufwärter angestellt. Nicht-Mohammedaner dürften sich Mekka nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mohammeds ist und der

Sherif von Mekka heißt. Im J. 1803 eroberten die Wahabiten diese Stadt; sie ist aber jetzt wieder von ihrer Herrschaft frei. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mekka und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht erwählen), schickt Kadi's oder Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besetzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre François André), berühmter Astronom, geb. 1744 zu Laon. Er kam 1772 nach Paris, wo de Lalande sich theilnehmend seiner annahm. Er machte sich bald 1781 durch die Entdeckung zweier Kometen bekannt, deren Bahnen er berechnete, und war der erste, der die streitige Planetennatur des Uranus genauer bestimmte. Sein literarischer Ruhm stieg, als er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 gesetzten Preis gewann, und 8 Jahre später, wo der Komet wieder erschien, ward seine Berechnung bestätigt. Mechain widmete sich der Sternkunde mit so rastlosem Eifer, daß er im Laufe von 18 Jahren 11 Kometen zuerst entdeckte, deren Bahnen er auch berechnete. Keine wichtige Erscheinung am Himmel entging ihm, und er legte seine Beobachtungen in der Connaissance des temps, die er seit 1785 herausgab, nieder. Als die constituirende Versammlung die Einführung eines neuen Meßsystems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet sein sollte, war Mechain einer der beiden Astronomen, die den Unterschied zwischen den Parallelkreisen von Dünkirchen und Barcelona messen sollten. Er bekam die zwischen Barcelona und Rodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianenmessungen waren vorgenommen worden, und er mußte mit Schwierigkeiten kämpfen, die sogar sein Leben bedrohten, und ihn eine Zeitlang seine Freiheit beraubten. Er kehrte 1803 zu seinen Arbeiten zurück, um sie bis zu den balearischen Inseln fort zu setzen, starb aber 1805 zu Barcelona am gelben Fieber, ein Opfer seines unermüdlichen Eifers für seine Wissenschaft. Außer seinen Abhandlungen in der Connaissance des temps und seinen Denkschriften über verschiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen Grundlage des neuen Decimal-Meßsystems (Base du système métrique décimal. — 3 Vol. Paris 1806—1810) die Ergebnisse seiner Beobachtungen.

Mechanik, ein Zweig der angewandten Mathematik (s. d. Art.) ist im Allgemeinen die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung der Körper, von den Kräften, wodurch die Wirkung der Körper auf einander hervorgebracht werden kann, und von den Mitteln, diese Kräfte so anzuwenden, daß sie stärkern überlegen sind. Ursprünglich verstand man unter Mechanik bloß die Lehre vom Gleichgewicht, oder Statik (s. d. Art.) späterhin hat man dagegen das Gebiet derselben, durch die Aufnahme der Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts aller sowol festen, als flüssigen unelastischen und luftförmigen, (flüssigen elastischen) Körper, noch mehr erweitert. Der Eintheilungsgrund der Wissenschaft in diesem weitern Sinne beruht darauf, daß man die festen und flüssigen Körper und die auf dieselben wirkenden Kräfte entweder im Zustande des Gleichgewichts, oder die Bewegung betrachtet. Sie theilt sich daher: 1. in die Statik, die vom Gleichgewicht überhaupt und besonders bei festen Körpern (Geostatik) handelt; 2. die Hydrostatik (s. d. Art.) oder die Lehre vom Gleichgewicht flüssiger unelastischer Körper, sowol unter sich, als mit festen Körpern; 3. die Aerostatik (s. d. Art.) die vom

Gleichgewicht flüssiger elastischer Massen, unter sich und mit andern Körpern spricht; 4. die Mechanik fester Körper, welche von der Bewegung fester Körper handelt, und wenn sie auf die bewegenden Kräfte Rücksicht nimt, Dynamik (s. d. Art.) im entgegengesetzten Fall aber Phoronomie heißt; 5. die Hydraulik, die Lehre von der Bewegung der flüssigen unelastischen Körper; 6. die Pneumatik, welche die Bewegung der flüssigen elastischen Massen betrachtet. Die Anwendung der höhern Mathematik auf die Bewegung fester und flüssiger Körper und auf die bewegenden Kräfte gibt die höhere Mechanik. Wenn auch diese Wissenschaft, deren Anwendung die Macht des Menschen im Gebiete der Natur begründet, erst in spätern Zeiten ausgebildet werden konnte; so mußten doch, selbst schon im rohesten gesellschaftlichen Zustande, einige der mechanischen Mittel da sein, die zur Befriedigung unserer frühesten Bedürfnisse nothwendig waren. Naturtrieb und Beobachtung, wozu jene Bedürfnisse auffodern, oder auch Zufall, führte auf die einfachsten mechanischen Werkzeuge. Der Hebel, der Flaschenzug, die Winde, der Krahn, wurden beim Bauen gebraucht, lange vorher, ehe es in der Wissenschaft dämmerte, und Griechen und Römer gebrauchten ihre Kriegsmaschinen, ehe man nur den geringsten Versuch machte, die einfachsten Gesetze des Gleichgewichts zu erklären. Seit undenklichen Zeiten scheinen sich die Alten derselben Mittel zur Hebung und Fortschaffung von Lasten bedient zu haben, die noch jetzt gebräuchlich sind. Schon in den Schriften des Aristoteles finden sich einige Spuren einer Theorie der Mechanik, aber seine Begriffe waren so dunkel und verwirrt, daß die Ehre der eigentlichen Gründung der Wissenschaft dem großen Archimedes gebührt, der in seinen Schriften eine vollständige Erklärung von den Eigenschaften des Hebels gegeben, und die Lehre vom Schwerpunkt begründet hat. Auch schreibt man ihm die Theorie des Flaschenzuges und der Schraube zu. Ungeachtet aber seitdem mehrere Erfindungen gemacht wurden, die auf den Gesetzen der Mechanik beruhten, und die Kenntniß des Maschinenwesens bedeutende Fortschritte machte, so war doch die Theorie von den Zeiten des Aristoteles und Archimedes bis in's 16. Jahrh. nicht einen Schritt weiter gekommen. Der Marquis Guido Ubaldi war um 1577 der Erste, der die Mechanik wissenschaftlich zu begründen suchte, wobei er alle Maschinen auf den Hebel zurückführen wollte. Nächst ihm förderten die Wissenschaft: der Italiener Benedetti durch Begründung mehrerer Lehren der Mechanik; der Niederländer Simon Steven (Stevinus) der (1586) Systeme der Statik und Hydrostatik aufstellte; der Römer Lucas Valerius, der um 1604 die Lehre vom Schwerpunkt wieder aufnahm, wo Archimedes sie gelassen hatte. Der große Galilei (1592—1642) erweiterte die Wissenschaft, besonders durch die Entdeckung der Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung, und die Zurückführung der Naturerscheinungen auf diese Theorie kann als die Grundlegung der Lehre von der Schwerkraft betrachtet werden. Toricelli erläuterte (1644) diese Lehre durch schärfere Begründung. Der wichtigste Fortschritt aber, den in neuern Zeiten die praktische Mechanik machte, ward durch die, um diese Zeit erfundene Dampfmaschine (s. d. Art. und Watt) veranlaßt, wozu den ersten Gedanken um 1663 der Marquis von Worcester in seiner Schrift: Century of inventions gab. Viel verdankte die Mechanik durch theoretische Entdeckungen und wichtige mechanische Erfindungen dem großen Huygens, der auch die von Galilei bereits aufgestellten Gesetze der Bewegung des Pendels wissenschaftlich begründete, und das Problem des Centrums der Oscil-

lation zuerst auflöste. Er, Wallis und der berühmte Baumeister Christoph Wren (s. d. Art.) stellten die Gesetze der Collision auf, Borelli erläuterte die Lehre von der Percussion. Unter den Franzosen war Mariotte derjenige, der die wissenschaftliche Bearbeitung der Mechanik einführte; besondre Verdienste erwarb sich Varignon, der vorzüglich die Lehre vom Gleichgewicht erläuterte. Die höhere Mechanik wurde durch Newton, Leibnitz und Johann Bernoulli gefördert, und nach ihnen machten sich d'Alembert, Leonhard Euler, David Bernoulli, und d'Arcy, durch strengere Begründung der Dynamik verdient. Lagrange förderte die Wissenschaft durch eine systematische Darstellung (Mécanique analytique), welche zu den wichtigsten Werken gehört, die während des 18. Jahrhunderts über Mechanik erschienen, und unter den Deutschen erwarben sich gleiches Verdienst: Lambert, Kästner, Karsten, Langsdorf und Baader. Die Hauptwerke welche den jetzigen Zustand der Wissenschaft darstellen, lieferten unter den Franzosen, außer dem angeführten von Lagrange: Bezout (principes généraux de la mécanique, précédés des principes du calcul) Prony: (mécanique philosophique und Leçons de mécanique analytique) Carnot (principes fondamentaux de l'equilibre et du mouvement 1803) unter den Engländern: Olinthus Gregory (Treatise on mechanics theoretical practical and descriptive — 1806) Robison (System of mechanical philosophy 1804) Playfair (Outlines of mechanical philosophy 1814) unter den Deutschen: Eytelwein (Handb. der Mechanik fester Körper und der Hydraulik) Langsdorf (Handb. der gemeinen und höhern Mechanik ꝛc. 1807).

Mechanisch. Mechanische Künste. Mechanische Werkzeuge oder Instrumente. Mechanisch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anstoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (s. d. Art. Maschine). Man setzt daher das Mechanische auch dem Dynamischen und dem Organischen entgegen. Mechanische Künste sind solche, deren Erzeugnisse nicht auf freier Thätigkeit der Phantasie beruhen (s. Kunst, Künste) sondern hauptsächlich dem Verstand und der äußern Fertigkeit ihren Ursprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem physischen Bedürfnisse dienen, insbesondere die Hervorbringung mechanischer Werkzeuge bezwecken. Letztere sind solche Kunsterzeugnisse, welche nach mathematischen und physikalischen Gesetzen verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßstäbe, Luftpumpen, musikalische Instrumente u. s. w.; insbesondere aber Maschinen im eigentlichen Sinne, d. i. künstlich zusammengesetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maschine, als solcher.

Mecheln, Malines, eine schöne Stadt mit breiten Gassen und vielen ansehnlichen Gebäuden in dem ehemaligen österreichischen Brabant an der Dyle, zwischen Löwen, Brüssel und Antwerpen, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande, und ist der Hauptort eines Bezirkes. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, der sonst den Titel als Primas der Niederlande führte. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Hauptkirche mit ihrem 348 Fuß hohen Thurme, das große Beguinenhaus, worin gegen 800 Frauen unterhalten werden, das Leihhaus, der erzbischöfliche Palast u. s. w. Es sind hier ein katholisches Seminarium, eine Malerakademie 10 wichtige Spitzenmanufakturen, welche die trefflichsten Spitzen liefern,

20 große und kleine Hutfabriken, 19 Woll-Deckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Fluth können schwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker, (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmied und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das J. 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den ersten Unterricht genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk gewesen sei. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er späterhin zu Bocholt lebte, und um das J. 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Malerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemälde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsorte für die seinigen ausgibt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen und unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so anziehend machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und für die Geschichte der Kunst schätzbar. BC.

Mecheln (Christian von), geb. zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst in Nürnberg bei Heimann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unsers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und ward sogar, nach seiner Rückkehr dahin, zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf seiner 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitgliede auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen- und Kupferstecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Katalog der düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbein's, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meistern vorzüglich auszeichnen. Er ward nun auch zum kurpfälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Anordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Katalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wandte er sich 1803 nach Berlin, wo er 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigt.

Medaille, Medailleur, Medaillon. Unter dem Worte Medaille versteht man eine, in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall, oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheiden sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu sein. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihrer Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Art. Münzkunde verweisen, fügen wir noch Einiges über die Medaillen insbesondere bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlich werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius; unter den neuern alle von dieser Zeit an auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfällen ausgezeichneter und vornehmer Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte 2c. geprägte Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind, als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Diese letztern zeigen die größte Mannigfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem 3. Jahrh. nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe 1000 Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14. Jahrh. findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Maler aus St. Vigilio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431—1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII., Jean Varin (1604—1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit der Wiederherstellung der Wissenschaften

hält, und welche auf den 1415 zu Kostnitz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sei, scheint noch zweifelhaft. Besonders reich ist Holland an historischen Denkmünzen aller Art aus aus dem 16. und 17. Jahrh. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne: die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden deutschen Medailleurs und Graveurs sind: Abrahamson und Loos in Berlin. In Frankreich und Italien ward die Kunst Medaillen zu schneiden besonders unter Napoleon zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Die von Denon entworfenen, und von Simon, Süsse, Andrieu, Jeuffroy, Tiolier ꝛc. ausgeführten Denkmünzen auf die Siege der großen Armee, werden sehr geschätzt. Englische Künstler in diesem Fache sind wenig bekannt. Sammlungen von Medaillen oder Medaillen-Kabinette findet man an Höfen großer Herren und im Besitz reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche, geschichtliche und diplomatische Kenntnisse. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik überhaupt studiren vorzüglich; gehören hieher: T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romains, Paris 1806 etc. 4 Bände. 8.; Köhler's Münzebelustigung ꝛc.; Lochner's Medaillensammlung und Joachim's neu eröffnetes Münzkabinet ꝛc. Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Kolchis. Als Mutter wird von einigen Idyia, des Okeanos Tochter, von Andern Hekate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jason (s. d. Art.), für den sie die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, half ihm durch ihre Kunst aus allen Gefahren, und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete, und diesen verjüngte und wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Akastus überlassend, mit ihr nach Korinth, und verlebte 10 Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Kreon, Glauke oder Kreusa, eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach Andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeschenk, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin

eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenk bringen. Kreon's Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Herkules, nach Andern zum König Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier ward sie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und ward von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichtkunst gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, so auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Mediateur, Vermittler, im Völkerrechte eine Macht, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorstehenden oder schon ausgebrochenen Krieg zwischen andern Mächten, mit deren Einwilligung friedlich zu schlichten bemüht ist. Die Mediation oder Vermittelung ist wesentlich verschieden von der schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter sehr gewöhnlich, und in Deutschland eine verfassungsmäßige Art der Entscheidung von Streitigkeiten unter Fürsten, und ist in der neuesten Zeit wieder üblich geworden. (Vergl. Austrägalinstanz). Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverstanden sind, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, sind sie darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgesucht, wie z. B. kürzlich von Spanien geschah, als es die Dazwischenkunft der in Aachen 1818 versammelten europ. Hauptmächte in seinem Kampfe mit seinen amerikanischen Kolonien für sich erbat, was aber von jenen weislich abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleistung zu Gunsten Spaniens die Rede sein konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei verbündeten Höfen der Fall sein; auch thut es wol der neutrale Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts, vergrößern. Aus dieser Rücksicht ist Frankreich sehr oft, in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Oesterreich, für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zustande von Europa sind die fünf in Aachen 1818 unter sich durch dieselben politischen Grundsätze verbundenen Hauptmächte Europas — Oesterreich, Frankreich, Großbrittannien, Rußland und Preußen — die Vermittler bei allen zwischen den übrigen Staaten entstehenden Streitigkeiten. Für diesen Zweck sind ihre Minister in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen versehen, so wie die Monarchen selbst alle 3 Jahre deshalb persönlich zusammenkommen wollen. K.

Mediatisirte deutsche Fürsten. Der westphäl. Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der Secularisation ein, welchem der lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der presburger Friede hatte den Rheinbund zur Folge, welcher das deutsche Reich auflöste, und als Unterpfand der gänzlichen Trennung des Reichsverbandes die Mediatisirung erfand. Napoleon unterwarf nämlich von Paris aus (12. Juli 1806) regierende Fürsten, der Oberhoheit ihrer ehemaligen Reichsstände. Es gab bis dahin im deutschen Reiche reichsmittelbare und reichsunmittelbare Geschlechter. Die unmittelbaren standen, in Ansehung ihrer Personen sowol als ihres Landesgebiets, unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte, nach den Reichsgesetzen, diese politische, nur der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit allein im Fall eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveräne an, während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherren waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbarkeit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah im tiefsten Frieden. So wurden mediatisirt (d. i. der souveränen Gewalt eines andern Fürsten unterworfen): die fürstlich öttingenschen Besitzungen, 24 □M. mit 60,000 Einw.; die fürstlich fürstenbergischen, 30 □M. mit 74,000 Einw.; die fürstlich leiningenschen, 27½ □M. mit 83,000 Einw.; die fürstlich hohenloheschen, 33 □M. mit 100,000 Einw.; selbst der Fürst von Nassau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 □M. mit 248,000 Einw. besaß, wurde ohne Weiteres mediatisirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des neu ernannten Großherzogs von Berg (Murat) gestellt. Auch zwei der noch übrig gebliebenen freien Reichsstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Baiern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 □M., 150,000 Einw.; die fränkische Reichsritterschaft 76 □M., 190,000 Einw.; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 □M., 25,000 Einw.; der Fürst von Thurn und Taxis 16 □M., 40,000 Einw.; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 □M., 58,000 Einw.; die Grafen von Bentheim 32 □M., 45,000 Einw.; die Grafen von Salm (Horstmar) 30 □M., 55,000 Einw. Noch wurden mediatisirt: das Johanniter-Fürstenthum Heitersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Truchses-Waldburg, von Königsegg, die Fürsten von Metternich, Fürst von Salm-Reiferscheid, Graf von Wallmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. m. Sämmtliche durch den Rheinbund mediatisirte Lande, die 70 — 80 altfürstlichen oder gräflichen Häusern und reichsunmittelbaren Geschlechtern gehörten, enthielten 450 □M. mit 1,500,000 Einw., ohne die zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim gehörenden Bezirke von 42 □M. mit 150,000 Einw. Unter den Souveränen, welche über mediatisirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg,

Würtemberg, Baiern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen, erfuhren indeß keine gleiche Behandlung der mediatisirenden Fürsten. Die mediatisirten Häuser suchten daher, als der Rheinbund aufgelöst und im pariser Frieden vom 30. Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben worden war, bei dem Congresse in Wien um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Abgeordnete derselben: der Fürst von Wied-Neuwied, der Graf von Erbach-Erbach, der Landgraf von Fürstenberg und die Fürstin Vormünderin von Fürstenberg hatten den 22. Oct. 1814 beim Kaiser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig sein wolle. Darauf setzte der 14. Art. der deutschen Bundesacte fest, 1. daß die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser auch künftig zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollen, indem ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundnen Begriffe verbleibe; 2. daß die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staate, zu dem sie gehörten, sein, daß sie und ihre Familien die privilegirte Klasse in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung bilden und daß sie überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle Rechte und Vorzüge behalten sollen, welche aus ihrem Eigenthume herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie können daher ihren Aufenthalt in jedem Bundeslande, oder mit dem Bunde im Frieden lebenden Staate frei wählen; sie können ferner über ihre Güter und Familienverhältnisse, jedoch mit Vorwissen des Souveräns und der höchsten Landesstellen, frei verfügen, auch werden die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten; sie haben einen privilegirten Gerichtsstand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien; sie behalten die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster, und wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz; auch behalten sie die Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, die Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, so wie über milde Stiftungen; indeß sind sie in der Ausübung dieser Rechte an die Vorschrift der Landesgesetze gebunden, welchen sie, so wie der Militärverfassung, unterworfen bleiben. Die nähere Bestimmung der angeführten Befugnisse soll auf die Grundlage der darüber erlassenen königlichen baierschen Verordnung vom J. 1807 von dem Bundestage getroffen, und dadurch ein in allen deutschen Bundesstaaten übereinstimmender Rechtszustand der mittelbar gewordnen Fürsten, Grafen und Herren begründet werden. Dem ehemaligen unmittelbaren Reichsadel sind bloß die Rechte, sich einen Aufenthaltsort frei zu wählen, und über seine Güter Familienverhältnisse frei, mit Vorwissen des Souveräns zu verfügen, so wie den begüterten Antheil an der Landstandschaft, die Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, das Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtsstand zugesichert worden. Die wichtige Frage, ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen, wie der 6. Art. der Bundesacte hoffen läßt, auch einige Curiatstimmen im Pleno zugestanden werden sollen, weshalb die Mediatisirten, sowol in Frankfurt, als bei dem Congresse zu Aachen im J. 1818 Vorstellungen übergeben haben, ist noch nicht entschieden. Mehrere souveräne Fürsten haben bisher die ehemaligen unmittelbaren Dynastengeschlechter durch landständische und andere

Vorrechte zufrieden zu stellen gesucht, wie die neuen Verfassungsgesetze von Baiern und Baden beweisen. Ihretwegen ist vorzüglich die Trennung der Volksstände in zwei Kammern beliebt worden. Doch muß man, da einmal die Wiederherstellung in den vorigen Stand, mit der neuen Ordnung der Staatenverhältnisse nicht vereinbar ist, bei der Entschädigung der mediatisirten Geschlechter ihre sogenannten Ehrenrechte und ihre Ansprüche auf Regierungsrechte wohl unterscheiden. In Ansehung ihrer Ehrenrechte wird jeder Billigdenkende keine Beschränkung wollen; und es können allerdings, selbst in Ansehung des Hausvermögens, privatrechtliche Normen, z. B. Fideicommisse gelten, wodurch die Erhaltung des Glanzes dieser fürstlichen Geschlechter gesichert würde. Auch gebührt ihnen eine Entschädigung, wenn von Verwandlung nutzbarer, durch ihre jetzige Form dem Wohle des Staats nachtheiliger Rechte in Geld die Rede ist. Anders verhält sich die Sache, wenn die Frage ist von Begünstigung der Standesherren in ihrer Eigenschaft als erblicher Staatsbeamten, von ihrem Einwirken in die öffentliche Verwaltung, mithin von einem Reichsverhältnisse. Hier kann ihnen nichts zugestanden werden, was dem Staatszwecke, d. i. dem Besten aller Staatsbürger nachtheilig sein könnte. Der Regent hat vielmehr die Pflicht, diesen Zweck bei neuen Einrichtungen so vollständig als möglich zu erreichen zu suchen, insbesondere also möglichst die Uebel zu vermindern, die mit dem Dasein der Patrimonialjustiz und Patrimonialpolizei immer verbunden sind. Große Grundbesitzer, wie die Standesherren sind, haben in ihrem Grundeigenthum ein großes Privatinteresse, das, wenn zugleich die öffentliche Verwaltung von ihnen abhängig ist, leicht mit der letztern in Reibungen gerathen und dadurch ihren ehemaligen Unterthanen nachtheilig werden kann. Von den Rheinbundesstaaten, sind Westphalen, Frankfurt, Berg und Isenburg gänzlich verschwunden; dagegen ist Naßau-Oranien mit Luxenburg entschädigt und Isenburg neumediatisirt, Sachsens Königreich verkleinert und Hessen-Homburg mit Vergrößerung redintegrirt worden. Die Reclamation des Reichsgrafen von Bentink wegen der Souverainetät der Herrschaft Kniphausen, blieb bisher unerledigt, bei dem aachener Congreß, woselbst sie angebracht wurde.

Mediceer, Medici. Es ist eben nicht selten, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu sehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Menschenaltern unter den Regierern des Staats, ja wol allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griechischen und italienischen Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst, solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien im Flor erhält, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmälig zur Alleinherrschaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet: dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Glück ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen vermochte. Dies ist der Fall bei dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ih-

nen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht so hoch gestiegnen, deutschen republikanischen Geschlechts, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen da, wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfange des 14. Jahrh., schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst genannt, wiewol sie nach Andern auch die Absichten des Kardinals von Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem sei, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, aus welchen die Bürger-Oligarchie von Florenz bestand. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente, und unter andern Johann von Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo, entdeckt wurde; aber das gute Glück der Medici wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleisteten Beistandes, wieder zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit 50 Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk zu den Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um diese Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Geschlechts. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Ammonizionen (wie man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen, unter dem Vorwand des Gibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verschwörung gegen die albizzische Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, welcher Magistratsperson war, vertraute. Eben dieser Salvestro setzte, 1378 zum Gonfaloniere di Giustizia ernannt, ein Gesetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde, und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salvestro das große Ansehn, das zu dem, seitdem immer ge-

stiegnen Einflusse seines Hauses den Grund legte. Seine und seiner Verwandten Mäßigung rettete sie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth sich selbst den Sturz bereitete. So sahen die Medici, ungestört in ihrem Ansehen und Wohlstand, die Häuser Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um sich fallen, denn sie strebten nie, wie diese, nach der Herrschaft der Republik, als hätten sie gewußt, daß das Schicksal sie ihren Nachkommen gleichsam von selbst in die Hände spielen würde. Dennoch wurden auch sie, wenigstens auf eine Zeit lang, Opfer des republikanischen Parteigeistes, vor dem die Unschuld und Rechtlichkeit nicht schützt, sondern wol oft als Verbrechen erscheint. In einem Aufstande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, 1393, drang der ungestüme Haufe in Veri dei Medici, Salvestro's Sohn und damaliges Haupt der Familie, sein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können; auch wandte sein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieser Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente sich solcher Liebe und solchen Einflusses beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr gestillt. Kurze Zeit nach dieser glorreichen Handlung war es, wo der sonst immer günstige Himmel sich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke schlecht erfüllten, was sie unter Veri's Vermittelung versprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhnische Regierung einige Drohungen, welche sich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salvestro abstammenden Linie nebst ihren Freunden zu verbannen. Einige von diesen Verwiesenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverständniß mit Freunden zu Florenz, 1397 den Versuch zurückzukehren und das Regiment an sich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden sie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beistand, und mußten sich in die Kirche S. Reparata flüchten, wo sie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verschwörung, die der Herzog von Mailand 1400 unter den florentinischen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben sollten, wurden wieder zwei Medici und das ganze Haus, bis auf einige Wenige verbannt. Aber diese Wenigen, welche fortfuhren, sich durch große, glückliche Handelsgeschäfte zu bereichern, wußten den Namen ihres Hauses fortwährend unter den ersten der Republik zu erhalten, und seinem Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich als die herrschenden Aristokraten von seiner Mäßigung und Parteilosigkeit sich ganz überzeugt hatten, im Sept. und Oct. 1421 auch Gonfaloniere di Giustizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Opposition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er sich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er starb 1429, von allen Parteien bedauert. Von seinen Söhnen Cosimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; dieser ward der Stammvater der Großherzoge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene gesäet. Cosimo hatte schon 1416 in der Signoria gesessen. So wenig er auch gegen die herrschende Partei etwas unternahm, so bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche

sein ungeheurer Reichthum verstattete, selbst eine neue zahlreiche Partei um sich, die, auf die Albizzi eifersüchtig, nichts verabsäumte, sie zu verkleinern und zu schwächen. Obgleich dies, wie es schien, nicht auf Cosimo's Antrieb geschah, und selbst seine Partei sich nicht nach ihm, sondern nach einem gewissen Puccio Pucci nannte, der nebst Averardo dei Medici am eifrigsten war, ihm Anhänger zu werben, so erschien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichster Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt sie dieser von thätigen Unternehmungen gegen Cosimo zurück; aber nach dessen Tode brach ihr Haß aus. Cosimo, ohne daß man ihm, außer seiner herzengewinnenden Leutseligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Bestechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren seine Freunde so zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen bestand, die ihn zurückrief, und Rinaldo und dessen Anhängern mit der Verbannung vergalt. Durch diesen Sturm ward Cosimo's Ansehn und Einfluß erst erhöht und gesichert, die Partei der Medici nun erst die herrschende. Gleichwol verschmähte Cosimo, Gewalt gegen seine Feinde zu brauchen; nur wurden 1442 einige Verdächtige verbannt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu stehen wagten; unter andern suchte der verdiente Neri Capponi, sich der Politik des Cosimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzusetzen. Cosimo duldete dies, begnügte sich, durch die Menge der Freunde vor Feinden sicher zu sein, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieser, durch die Furcht vor diesen klug im Zaume zu halten. Die herrschende Partei pflegte in Florenz Einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magistratspersonen geben zu lassen. Cosimo selbst bewirkte, daß Neri unter diesen Machthabern war, und versöhnte ihn so seiner Partei, die die schwächere des Neri in sich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Frist der Balia abgelaufen war, bediente er sich nicht, wie wol früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, sondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenstellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieselben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf 8 Jahre durchsetzte. So liebte er immer, in anscheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu seinem Vortheil handeln zu lassen. Wie früher Pucci Puccio das Haupt seiner Partei geheißen, so regierte er seit 1458 die Republik durch Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so unsichere Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulus,

Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maße genossen: denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsamer Staatsmann zu sein. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Kredit ihn kräftig unterstützten. Nachdem Cosmus so alles gethan, was seines Hauses Macht auf dem unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger (1464) mit kummervollen Aussichten in die Zukunft; denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edlen großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit den wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben; Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm Wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene, aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maßregeln, zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Carreggi zu tödten, und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Aug. 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel; und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer wohlgesetzten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich darauf ward der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu großer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia diese Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, fast immer bettlägrig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verbannten

Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchen fehl geschlagenen Versuchen endlich, am 26. April 1478, in der Kirche S. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem Sturze büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in dem Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, persönlich nach Neapel gereist, diesen König, seinen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine weisen Maßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er beim öffentlichen Schatze, oft große Summen hatte borgen müssen: so fand er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im Stande, weitläufige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur diese mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statuten und trefflichen Gemälden ausgeschmückten Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorillo, daß alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch Lorenzo der Prächtige genannt. (Vergl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784 2 Vol. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo rc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797). Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben

zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem 14. Jahre Kardinal, und nachher Papst Leo X. (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Piero, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlecht verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung lief das Volk in die Häuser der Medici und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es jenen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand Piero in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst 1513 erlangte sein Bruder, der Kardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er 1514 Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehen. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikanischen Geistes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer ersticken sollte. Auf Clemens VII. Veranlassung belagerte Kaiser Carl V. Florenz (1531), setzte nach der Einnahme den Alessandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihn mit seiner natürlichen Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Cosimo, von Lorenzo bei Medici (aus der von Cosimo's Bruder Lorenzo stammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen schwachen Versuch, die Republik herzustellen; aber von neuem griff Carl V. ein, und sein Machtwort beförderte Cosimo I. (aus einem andern Zweige derselben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Cosimo I. (s. d. Art.) besaß, wie seine Nachfolger, zwar die Verschlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er seine Größe verdankte. Diese Größe zu sichern, ließ er sich vor allem angelegen sein, die Strozzi, Erbfeinde seines Hauses, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beschützung des levantischen Handels gegen die Türken stiftete er einen neuen geistlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch stiftete er die große Sammlung von Bildnissen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuen-

sammlung, die sich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentinischen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er sich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557) und durch mehrere andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er sich vom Papst Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), aber erst sein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von Kaiser Maximilian II., dessen Schwester Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Bestätigung dieses Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterstadt, um sie dieser Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello). Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieser nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Alessandro ausgestorbene, den Handel aufgegeben; selbst alle Fürsten trieben Cosimo I., Franz und dessen Bruder, der gewesene Kardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künste, so wie des letztern Sohn Cosimo II. (folgte 1609), ihn fort, Franz sogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter diesen Großherzogen standen zu Florenz Künste und Wissenschaften in erfreulicher Blüthe, und daran sowol als an der feinen Politik, die sich besonders bei dem bedenklichen Stande zwischen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Cosimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 Jahren zur Regierung kam. Während seiner Minderjährigkeit gewann die Geistlichkeit und durch sie der päpstliche Hof, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und bestimmte ihn, mit Verlassung der Politik seiner Väter, sich Spanien und Oesterreich in die Arme zu werfen; eine Freundschaft, die von diesen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte 49, und sein mönchisch erzogner, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., 53 Jahr (von 1670 — 1723), ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch ungeheure Staatsschulden und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstandes in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Gasto's, der verwittweten Kurfürstin von der Pfalz, der letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Unter der sechs und zwanzigjährige Regierung seines Sohnes, des weisen und guten Leopolds, vergaß Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall. HC.

Medicin, Arzneigelahrheit, die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. Es ist noth-

wendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sei, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber keine eine unbedingte Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur insofern überhaupt der Verstand vor der praktischen Seite sich den Vorrang zueignet, insofern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sei, und man hat diese Bezeichnungen zu anmaßend gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es leugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sei? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über irgend einen Grundsatz derselben! Wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! Wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorherging! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt sein müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehrlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln, selbst des besten Arztes, zu einem bloß empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt, nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch das, was wir bis jetzt in der Medicin erkannt haben, ist des Namens einer Wissenschaft wol schon werth; nicht minder würde der Arzt, der, daß die Medicin eine Kunst sei, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkürlich) über die einzelnen Zweige derselben gesetzt, so muß er auch alle diese einzelnen Zweige derselben in sich enthalten. Daher sind Gesundheit, Krankheit und Heilung die Gegenstände derselben, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht von einander abzuleiten; sie bestehen neben einander und müssen demnach von etwas Höherm, Allgemeinerm abgeleitet werden; dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Eigenschaften eines wissenschaftlichen Princips hat: so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein sehr Bedeutendes. Jedoch sind nicht alle Aeußerungen des Lebens gleich bedeutend für die Medicin; sie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besondres Individuum oder eine Klasse von Individuen bezieht, auf die nämliche, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Was aber für die Wissenschaft als Idee erscheint, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht sich, selbiges zu verwirkligen; ihr Zweck ist es, das Leben in seinem vollkommensten Zustande zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden: so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden. Zuerst aber trit die sinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegen-

stände der mannichfaltigsten Art. Sie sollen indeß nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und, ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier trit Freiheit und Willkür schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindungen von Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzu fest bestimmt. Sind eine Menge von Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann sucht der Verstand Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an. Abstraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und sind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer auf's neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entspringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne so begründen, daß etwas sie weiter Begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erscheint als ein Ganzes, weil sie in sich selbst begründet sind und aus sich selbst entstehen; die äußern Dinge können sie erwecken und zum Bewußtsein bringen, sie mußten aber schon da sein, um erweckt werden zu können. Arm ist das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wissenschaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wissenschaft, daß der Verstand sie beachtet, sie von den übrigen absondert, und sie darstellt. Daß für die medicinische Wissenschaft die Idee des Lebens die durchzuführende sei, ist schon gesagt worden; und eben indem der Verstand diese beachtet und sie mittelst seiner Abstraction auf die einzelnen Erscheinungen überträgt, entsteht die Wissenschaft der Medicin, und indem das, was wir praktische Vernunft nennen, die Idee zu verwirklichen bemüht ist, entsteht die Kunst derselben. Bei dieser Verschiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weise bearbeitet wurde; und ein Jeder ist auch jetzt noch geneigt, in der Hauptansicht derselben sich nach seiner Individualität zu richten. Bald aber wird der sinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abstacten Begriffen des Verstandes (Dogmatismus, Eklektismus, Skepticismns), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrschaft eingeräumt. a) Der Empirismus bleibt in seinem rohesten Zustande bloß bei der Erscheinung stehen, und behauptet wol gar, man könne nicht weiter, man solle nichts anders als sehen, und nach dem Gesehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder selbst beobachtet hat, daß sie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt sie, ohne weitere Betrachtungen anzustellen, und ohne andre Gründe zu haben. Sieht sich der Empirismus als untergeordnet unter den Verstand an, dann wird er der geläuterte genannt; dieser stützt sich in seinem bessern Zustande auf den Begriff der Causalität, als welcher zur Unterscheidung der Erscheinungen gebraucht wird: so werden die Heilungsversuche schon mehr begründet und individualisirt, die Gründe, dieses oder jenes Mittel anzuwenden, schon näher be-

stimmt. Aber des menschlichen Geistes vollkommen würdig wird erst dann der Empirismus, wenn er sich auch der Vernunf unterwirft (der rationelle Empirismus); denn so erst wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verstand unfehlbar Veranlassung gibt, und so wird sie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verstandes immer getrübt und gestört wird. Der rationelle Empiriker nur schätzt die Beobachtungen, aber überschätzt sie nicht; er sieht in den Erscheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erscheinung erst Erscheinung, da sie von dem rohen Empiriker für die Sache selbst gehalten wurde. (S. d. Art. Erfahrung in der Medicin.) b) Eben so wie der Empirismus, erscheint auch die Verstandesansicht der Medicin unter drei Gestalten, am reinsten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abstracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abstraction von derselben gewonnen sein, oder er mag bloß hypothetisch vorausgesetzt werden, irgend ein Abstractum wird als Grundsatz hingestellt, damit von demselben die einzelnen Erscheinungen abgeleitet, und aus demselben, wie man sagt, erklärt werden. So entstanden die Systeme der Medicin, die sich vervielfältigten, weil verschiedene Begriffe so gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andere auszuschließen und zu verdrängen bestrebt ist, weil der Verstand es nicht begreifen kann, wie sie neben einander bestehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. So wie aber die Erscheinungen auf die drei Klassen der mechanischen, chemischen und dynamischen zurückgeführt werden: so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. Die mechanische Ansicht des Organismus bildete sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Jatromathematiker (von dem griechischen ἰατρική [jatrikê] die Heilung) aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes Philosophie veranlaßt, und von Keil, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeitet wurde. Diese suchten durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas Aeußeres hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch noch von Solidartheoretikern zum Theil andere Grundsätze zu Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich sein, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organismus an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Aeußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe so viel Kräfte an, als es Functionen gibt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollten. Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Strenge, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde von J. Brown diese dynamische Ansicht des Organismus durchgeführt. In allen auf solchem Grund gebau-

ten Systemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sei, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen von ihm aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vor sich geht, so räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein, und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsre Zeiten aufgestellt worden ist. Der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie die dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachtet und benutzt, sucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. Höher aufstrebend erblicken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jeder Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Aerzten bisweilen, obwol seltner, als jede andere Betrachtungsweise, gezeigt. c) Wol hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalismus) der Naturwissenschaft und Medicin geregt; wol öfter sind Ideen aus dem Schoße der Vernunft genommen, unter verschiedenen Namen ausgesprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Wort und Bilde stehen, und erhoben sich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden sollte; oder man trug der Vernunft-Idee unmittelbar und nicht durch die Deduction und Abstaction auf die Erfahrung, die sich wol fügen mußte, über, und stellte so religiöse und mystische Systeme auf, oder man begnügte sich wol gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die gepriesene Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. So ist denn Wissenschaft und Kunst der Medicin seit mehr als 2000 Jahren bearbeitet worden, und hat endlich eine solche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, sie in mehrere Theile oder Zweige (Doctrinen) zu theilen. Zunächst ist es die Aufgabe 1. der allgemeinen philosophischen Naturwissenschaft, die auch wol Metaphysik der Natur, Naturphilosophie genannt wurde, die Idee des Lebens selbst aufzufassen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Sein, Zeit und Raum, Kraft und Materie müssen hier ihre Betrachtung finden. In dieser Betrachtung werden die einzelnen Erscheinungen, die sich eben als Aeußerungen des Lebens zeigen, begründet; diese selbst lassen sich auf mechanische, chemische und dynamische zurückbringen. Die beiden ersten Klassen beziehen sich vorzugsweise auf den Raum (und zwar die mechanischen auf den äußern, die chemischen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es ist 2. die Physik, die die Betrachtung der mechanischen (Größe, Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Elektricität, Galvanismns, Schall, Wärme, Licht) bestimmt; dahingegen 3. die Chemie die Mischung, oder die sogenannten chemischen Erscheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und das Mittel derselben, durch Versuche, die Erscheinung selbst

kennen lernen, beide sind daher als bloß empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. Es äußert sich aber das Urleben in verschiedenen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedener Doctrinen führen. Insofern seine Aeußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden: so erhalten wir 4. die Kosmologie (gewöhnlich Astronomie genannt) und Kosmogenie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Gestirne, ihres Standes gegen einander, und ihrer Bewegung führt; diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Ahnungen. Mehrere und mannichfaltigere Kenntnisse gewährt uns dagegen 5. die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner ist und unsrer Individualität näher liegt. Als Theile der erstern sind die Atmosphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgestellt worden: denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüssigen und Starren erscheinen uns die Theile der Erde. Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde derselben (Humus genannt, den man, als ein in sich geschlossenes Ganze gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie sind in zwei große Klassen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt; und 6. die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und dessen Erscheinungen, die sich sämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derselben beziehen. Höher steigert sich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thierischen, irritable nämlich und sensible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, wird am besten mit dem Namen 7. der Zoologie belegt, und faßt die sogenannte anatomia und physiologia comparata und die Naturgeschichte oder äußere Beschreibung der Thiere als Theile in sich. Alle diese Wissenschaften sind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, streng genommen, nicht zu der Medicin und werden auch gewöhnlich nicht dahin gerechnet; sie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Ist nun aber der Mensch das Individuum, an welchem die Medicin die Aeußerungen der Idee des Lebens erkennen will, ist er es, den sie, als Kunst, im vollkommensten Zustande erhalten will: so werden natürlich alle die Wissenschaften, die den Menschen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr stehen. So namentlich 8. Anthropologie, die zwar verschieden, aber am besten wol so bestimmt wird, daß sie die Eigenthümlichkeiten des Menschen und seine Verschiedenheit von den Thieren betrachte; 9. die Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menschen auf der Erde und die daher rührende Verschiedenheit der Raçen handelt; 10. die Psychologie, die die geistigen Lebenserscheinungen am Menschen kennen lehrt; 11. die Anatomie, welche die Gestalt und Lage der Organe durch ein künstliches Oeffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen, als Osteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Nevrologie die Nerven, als Adenologie die Drüsen beschreibt; 12. die organische Physik, in welcher die mechanischen Erscheinungen des menschli-

chen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Gestalt u. s. w.) 13. die Anthropochemie, in welcher die Mischung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14. die Physiologie, welche alle die genannten Erscheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamischen, die ihr Eigenthum sind, betrachtet, und sie zugleich als Aeußerungen des Lebens erkennt, und dieses eben in ihnen allen nachzuweisen hat. In dieser erkennen wir die Grundlage aller der Wissenschaften, die im strengsten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufstellen wollen. Sie stützen sich aber auf den dreifachen Zustand, in welchem uns das Leben erscheint: auf die Gesundheit, Krankheit und Heilung. Die Wissenschaft nämlich von der Gesundheit, ihrem Wesen, ihren ursächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15. Hygienie genannt, oder 16. Diätetik, wenn aus jener Sätze hergeleitet und als Regeln des Verhaltens hingestellt werden, so daß jene eine reinere Wissenschaft ist, diese aber auch einen Kunstzweck fördert. Besondre Formen der letztern sind: die Makrobiotik (s. d. Art.), Eubiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17. Pathologie dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Wesen, ihrer Entstehungsart und ihren Erscheinungen genannt. (S. d. Art.) Aber es erscheint die Krankheit, obwol sie ihrem Wesen nach nur eine ist, unter sehr mannichfaltigen Gestalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18. die Nosologie handelt von diesen, ihren Ursachen und Symptomen, und ist insbesondere bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 19. Die pathologische Anatomie gibt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen; 20. die pathologische Chemie, wenn sie einst existiren wird, von den Mischungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zustande. 21. die Anamnestik oder die Kunst, aus den vorhergegangenen Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand zu schließen. 22. die Semiotik, Diagnostik, Prognostik. Die erste ist die Kunst, aus den Symptomen auf den Krankheitszustand; die andre die Kunst, bei ähnlichen Symptomen auf eine verschiedne Krankheit zu schließen; und die dritte endlich die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zustand, den Ausgang der Krankheit zu errathen. 23. Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und sie erhält, indem sie dies leistet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24. die specielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieser aber zur Seite stehend und mannichfaltig in sie eingreifend erblicken wir 25. die psychische Heilkunde, die sich mit den Geistesstörungen und der Art und Weise, durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26. die Chirurgie, welche die mechanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27. die ars obstetricia, Entbindungskunst, die die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeschäfts zum Zwecke hat. Gehen wir aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, so erhalten wir 28. die materia medica, die den Begriff eines Arzneimittels vorausschickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organismus angibt; an diese schließt sich 29. die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zusammengesetzten, die im-

mer in der Officin vorräthig (officinell) sein sollen, zuzubereiten lehrt; und 30. das Formulare an, als welches die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden; 31. die Klinik oder medicinische Praxis benutzt die Ergebnisse aller dieser Doctrinen, und macht Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form, und stellt vielmehr Kunstregeln auf. Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und die Art und Weise ihrer Ausbildung erforscht 32. in der Geschichte und Literaturgeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen, und wird dann 33. Staatsarzneikunde genannt, die in die medicinische Polizei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34. man sucht auch Laien dieses und jenes aus der Medicin mitzutheilen, und stellt dann eine populäre Medicin auf, von der wol die Hebammenlehre den wichtigsten Theil ausmacht. Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die praktische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der medicinischen Kunst erfodert noch mehr. Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Oekonomie, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die schon dem angehenden Arzte Noth thut, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärzlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt derselben. Auf Akademien wird gewöhnlich der medicinische Unterricht ertheilt; jedoch wird Niemand sich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, sondern es muß zu diesem fleißiges und gewähltes Lesen, so wie eigne Uebung, Beobachtung ꝛc. hinzukommen. Die Zeit des akademischen Cursus ist auf 4 bis 5 Jahre zu bestimmen, und auch um ihn in dieser Zeit zu vollenden, muß man die einzelnen Wissenschaften recht ängstlich eintheilen. Folgender Studienplan scheint der zweckmäßigste: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt, und vorzugsweise vorbereitend sein soll, ist fortzusetzen: a) das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lateinischen und griechischen Klassiker zu hören; b) das Studium der schönen Künste und Aesthetik; c) Studium der Philosophie, nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören; an diese aber muß sich das Studium der philosophischen Systeme, vorzüglich der neuesten Zeit anschließen; d) die Mathematik; e) Botanik, die keine großen Vorkenntnisse voraussetzt; f) Osteologie und Syndesmologie; g) medicinische Encyklopädie und Methodologie, von Einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr sei vorzugsweise der Betrachtung der leblosen Natur gewidmet. a) Die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers in seinem todten Zustande ist hier die Hauptwissenschaft, daneben muß aber auch b) Physik, c) Chemie, d) allgemeine Naturgeschichte und e) allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andre philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Aesthetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beschäftigung des dritten Halbjahres sind: a) Physiologie als Hauptwissenschaft, b) Psychologie, c) Antropologie, d) Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e) Hygienie, f) Mineralogie, g) Wiederholung der

Anatomie in einem Examinatorium, h) Widerholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zustande und der Mittel gegen diesen Zustand bestimmt ist, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei aber muß sich der Schüler c) im anatomischen Präpariren üben und sich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d) die psychische Heilkunde jezt schon studirt und darüber gehört werden; e) die Physiologie aber ist und zwar am besten in disputatorischer Form zu wiederholen. Auch ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen wird noch Zeit übrig sein. Im fünften und sechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehresten jezt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig ist, ob sie im fünften, sechsten oder siebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zustande der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a) die allgemeine und specielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der Entbindungskunst die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d) das Studium der Pharmacie, e) die Lehre vom Formulare, Receptirkunst, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei, g) die Geschichte uud Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das sich jezt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen; i) die Nosologie und nosologischen Systeme; k) Semiotik und l) pathologische Anatomie können wol dem Privatstudio überlassen bleiben. Das siebente, achte und wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr sind nun endlich der praktischen Uebung selbst bestimmt und es ist diese zu erhalten a) in einem Spitalklinico; b) in einem Poliklinico (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgischen Klinico und d) im Gebärhause. Ueberdies wird jezt auch noch ein oder das andere Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Uebungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die Specimina ausgearbeitet. So ist die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer sie gewissenhaft benuzt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten; er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müssen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geschehen, welche Hülfe suchen. (Vergl. d. Art. Arzt). B. P.

Medicin (gerichtliche), medicina forensis (s. d. vorig. Art.). Sie unterscheidet sich von der mediciniscben Polizei dadurch, daß sie der Inbegriff aller Kenntnisse, aus den sämmtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in den Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsäze klar gemacht werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und keiner sollte dazu ernannt werden, der nicht nur in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besizt, sondern auch sich täglich mit den Fortschritten derselben bekannt macht. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzungen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w.; oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verlezten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Un-

terleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt (s. d. Art. Lungenprobe); Untersuchung über vorgegebne oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienst; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Medicinische Geographie, d. h. die Erdkunde angewendet auf die Medicin, umfaßt alle Gegenstände der Geographie, welche einen Einfluß auf die Gesundheit, die Körperbeschaffenheit, die Geistesthätigkeit und die Krankheiten der Menschen haben. Da der Mensch nämlich einerseits in zahllosen Familien sich weiter über die Erde verbreitet, als irgend ein andres organisches Wesen (sei es Thier oder Pflanze) ob er in den brennenden, dürren Steppen der Aequatorialländer sowol als auf den eisigen Gefilden in der Nähe des Poles lebt und gesund sein und sich wohl befinden kann, da er allein bald auf der Oberfläche des Meeres jahrelang oder an den Küsten seine ganze Lebenszeit hindurch sich aufhalten, bald fern vom Wasser in den Binnenländern wohnen, auf den höchsten Gebirgen gemsenartig herumklimmen und in tiefen Thälern und Schachten, in der Nähe von Sümpfen oder in ihnen selbst sich herumtreiben muß: so ist es doch anderseits sehr begreiflich, daß die verschiednen Umstände und äußern Verhältnisse, unter denen er lebt, auf sein ganzes Sein einen sehr großen Einfluß haben müssen. Denn zu solcher Herrschaft erhebt sich hienieden auch der Mensch nicht, daß die Beschaffenheit der Außenwelt, in der er lebt, ihm gleichgültig sein könnte. Im Gegentheil erweißt die Beobachtung die größten Verschiedenheiten des (körperlichen und geistigen) Menschen, welche von den äußern Umgebungen abhängen. Man vergleiche den kräftigen, hitzigen, leidenschaftlichen Sohn der arabischen Steppen mit dem kalten, blassen, schlecht genährten Nordländer, den lebhaften, cholerischen Italiener mit dem bedächtigen Holländer u. s. w. finden sich so große Verschiedenheiten in ganzen Völkern ausgesprochen: so müssen sie wol von allgemeinen Verhältnissen der äußern Natur abhängen, welche nicht auf einzelne Menschen bloß, sondern auf ganze Völker ihre Herrschaft ausüben. Wo aber die Beschaffenheit des Menschen im gesunden Zustande schon verschieden ist, da wird sich dies in Krankheiten noch auf eine viel ausgezeichnetere Weise äußern. Manche Krankheiten bilden sich bloß in gewissen Gegenden aus und erhalten sich hier (wie z. B. das Pellagra in Norditalien, der Weichselzopf in Polen u. a.) oder verbreiten sich vorzüglich durch Ansteckung dann nach und nach weiter aus. Die Uebel, welche nur durch Ansteckungen entstehen: wie die Blattern, Masern, Lustseuche u. a. haben sich höchstwahrscheinlich zu irgend einer, freilich ziemlich entfernten Zeit an gewissen Orten und unter Umständen, die freilich vor den mehrsten sehr ungewiß, von vielen ganz unbekannt sind, einmal gebildet und sich dann durch Uebertragung von einem auf den andern erhalten. Jene berührten äußern Umstände müssen ferner auf den Verlauf der gewöhnlichen und allgemein verbreiteten Krankheiten, vorzüglich der fieberhaften, einen großen Einfluß haben und bewirken es endlich auch, daß für die Arzneimittel in den verschiednen Ländern bei einer und derselben Krankheit eine sehr verschiedne Empfänglichkeit vorhanden ist. Aus dem letzten

Grunde ist die Ausübung der Medicin in verschiednen Ländern sehr abweichend. Wir wollen auf die einzelnen Gegenstände der medicinischen Geographie, welche einen so wichtigen und großen Einfluß auf den Menschen haben, kürzlich aufmerksam machen, da es uns freilich nicht möglich sein kann, jeden einzelnen Ort, oder auch nur jedes Land in medicinischer Hinsicht zu beschreiben. Hier ist aber 1) Zuerst das Verhältniß der Erde zur Sonne und dem Monde, wahrscheinlich auch zu andern Himmelskörpern zu berücksichtigen. So wie die Erde unter dem Einflusse derselben steht, so auch der Mensch, die Thiere und Pflanzen, welche parasitenartig auf der Oberfläche derselben leben. So wie die Sonne den Unterschied des Tages und der Nacht bewirkt, so erfährt auch der Mensch denselben und er äußert sich im Menschen so auffallend, daß Kieser sogar das Tag- und Nachtleben unterscheidet; jenes steht unter dem Einfluß der Sonne, dieses unter Vorherrschaft des tellurischen Princips. Die regelmäßige Abwechselung von Schlaf und Wachen, die Regelmäßigkeit in den Ausleerungen und in der Aufnahme neuen Stoffes, und in der Wiederkehr mancher Krankheitszustände zu gewissen Stunden (z. B. der Paroxysmen in den Wechselfiebern, der Abendverschlimmerungen in andern Krankheiten) beruht auf diesem Grunde. Den Einfluß des Mondes auf den Verlauf der Krankheiten erkennt man in den Aequatorialgegenden am deutlichsten, aber auch anderwärts ist die an dem 7., 14. und 21. Tage so oft erscheinende Krisis, die alle Monate wiederkehrende Reinigung der Weiber, oder die in gleichen Perioden erscheinende Hämorrhoidalblutung, die größere Heftigkeit, mit welcher die Anfälle mancher Krankheiten, z. B. die Epilepsie, in manchen Mondsphasen wiederfahren, Beweis dieses Einflusses. Und wenn auch die Träumereien der Astrologie sich nicht bestätigen, ja wenn auch directe Erfahrungen von der Einwirkung der Gestirne schwer zu sammeln und bis jetzt noch gar nicht in hinreichender Anzahl vorhanden sind; so ist dieser Einfluß deshalb noch nicht abzuleugnen. 2) Der schiefe Stand der Erdaxe im Verhältniß zur Sonnenbahn veranlaßt die Abwechslung der Jahreszeiten, d. h. der jedes Jahr periodisch wiederkehrende Grad von Wärme und Kälte und die verschiedne Tag- und Nachtlänge. Nun weiß man aber, welch einen großen Einfluß Wärme und Licht auf alle organischen Wesen haben; sie beleben im eigentlichen Sinne, die Kälte und Finsterniß bewirken Schlaf und Unthätigkeit, ja in der erstern erstarrt alles Lebendige. Den Jahreszeiten entsprechen die Erdzonen; die heiße, ein potenzirter Sommer, der nur durch Feuchtigkeit gemäßigt wird, erzeugt gallichte, nervöse und fauligte Krankheiten, in ihr befinden sich höchst wahrscheinlich die Quellen der contagiösen Krankheiten und der scheußlichsten Hautübel. Die kalte Zone, ein wenig unterbrochner Winter erzeugt eine kümmerliche, dürftige, kleine und schwache Organisation, die Krankheiten sind mehr lymphatisch und kachektisch. In den gemäßigten Zonen entwickelt sich der Mensch zu der höchsten Blüthe des Daseins in körperlicher und geistiger Hinsicht, die Krankheiten der heißen und kalten Zone wechseln mit den Jahreszeiten und durch den Wechsel selbst wird eine Gelegenheit zu vielen andern (z. B. zu Katarrhen, Rheumatismen, Entzündungen 2c.) gegeben. 3) Das Terrain, welches der Mensch bewohnt, das Meer, die Gebirge und Felsen, welche die Erdkugel in mehrere Theile trennen, veranlassen selbst in einem und demselben Klima große Verschiedenheit der Wohnörter, welche auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Lebensarten und den Gesundheitszustand einen sehr großen

Einfluß hat. Außerdem hängt auch die Temperatur der Atmosphäre, die meteorische Veränderung derselben und die Beschaffenheit des Wassers zum großen Theil von diesen Umständen ab, deren großer Einfluß auf die Entstehung mancher Krankheiten bekannt genug ist, und von welchen namentlich viele endemische Krankheiten veranlaßt werden. 4) Muß die Atmosphäre, ihre Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, ihre Bewegung und elektrische Verhältnissen, lauter Umstände, welche sehr mannichfaltige Modificationen erleiden, berücksichtiget werden. Bald athmet man eine reine Luft, bald ist sie mit vielen Ausdünstungsstoffen angefüllt, die Ausdünstung wird bald vermindert bald vermehrt, das Blut mehr oder weniger oxygenisirt; alle diese Umstände, so wie die Schwere der Luft in den Thälern, die größere Leichtigkeit und dünnere Beschaffenheit auf hohen Gebirgen, müssen die Konstitution sehr merkbar verändern. Beispiele dieses Einflusses sind die Kretinen in manchen Thälern, die lebhaften, schnellfüßigen Bergbewohner, der trockne und biliöse Beduine in Vergleich zu den fetten und lymphatisch-venösen Muselmann an den feuchten Ufern des Nils. Eben so unterdrücken die feuchten und warmen Mittagswinde die Lebenskräfte, die trocknen und kalten Nord- und Morgenwinde erhöhen die Beweglichkeit und regen die Lebensthätigkeit überhaupt auf. 5) Die Nähe oder Entfernung des Meeres, die vulkanische Beschaffenheit des Bodens erzeugen anderweit Veränderungen in der Konstitution des Menschen. Die Meresküsten und Inseln sind feucht und deshalb erreicht weder die Kälte noch die Hitze hier den hohen Grad, wie in den Binnenländern derselben Breite. Die vulkanischen Länder sind zwar oft ziemlich fruchtbar, immer reich an Mineralwässern, Schwefel- und Wasserstoffgas werden ausgehaucht; in solchen Gegenden kommen auch Erdbeben öfters vor und erzeugen theils durch den Schreck, den sie verbreiten, theils durch atmosphärische Veränderungen mancherlei Krankheiten. 6) Selbst die Staatsverfassung und der Kulturgrad hängt zum Theil von der physischen Beschaffenheit des Landes ab. Gebirgige Gegenden, welche dürftig eine mäßige Bevölkerung ernähren, verhindern das Gedeihen der Civilisation und die Herrschaft des Gesetzes. Raub, Mord, und Krieg lieben die kräftigen und kühnen Bewohner derselben, ihr Streben nach Freiheit artet in Anarchie aus. Doch sind sie zur Mäßigkeit gezwungen, Jagd und Viehzucht ist ihre einzige Beschäftigung. Die Nähe des Meeres und großer Flüsse bildet Fischer und Kaufleute, hier erzeugen sich gern republikanische Verfassungen. Denn der Handel bedarf des Gesetzes, will aber seiner Natur nach, weder einen Adel noch sonst Jemand über sich dulden, Freiheit und Gleichheit ist sein Element. Endlich begünstigen weite und fruchtbare Ebenen das monarchische Princip, den Ackerbau, den Grund der Monarchie, welcher die Einwohner an die Erdscholle, ihr Eigenthum, bannt. Gewerbe, Wissenschaften und Künste gedeihen und finden Belohnung. Hier artet die Monarchie, wenn die Völker träge, sinnlich und entnervt werden, in Despotismus aus. Niemand aber wird es bezweifeln, daß nicht nur die Lebensart welche unter so verschiednen Verhältnissen geführt wird, sondern auch die Staatsverfassung selbst unmittelbar einen großen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Konstitution und die Krankheiten der Menschen haben. Selbst Revolutionen einzelner Länder verändern die Konstitution und die Beschaffenheit der Krankheiten, wie oftmals ist beobachtet worden. 7) Es ist bekannt, daß die Pflanzen in ihrer Ausbreitung und leichtern und gedeihlichen Kultur sich nach den ein-

zelnen Ländern, ja oft nach einzelnern kleinen Districten richten und die eine hier, die andre dort besser gedeiht. Da diese nun theils zur Nahrung, theils zur Bekleidung benutzt werden, so wird auch dieser Umstand auf die Konstitution und die Krankheiten der Bewohner verschiedner Länder, Einfluß gewinnen. So müssen ja die Gewürze der Tropenländer, die verschiednen Weine in einzelnen Gegenden, die Getreidearten ꝛc. ihnen Einfluß auf die Bewohner solcher Gegenden äußern. 8) Endlich wird auch von den einzelnen Thierarten und ihrer Verbreitung über den Erdboden dasselbe gelten. Der häufigere Genuß der einen oder der andern muß einen wichtigen Einfluß auf die Beschaffenheit der Menschen haben. Der leicht bewegliche Franzose liebt das Geflügel, der träge Grönländer seinen Thran. So steht der Mensch inmitten unzähliger Dinge, welche seine Neigungen und seinen Charakter bestimmen, seine Existenz beherrschen, seine Gesundheit stören, er wähnt sich frei und ist ein Naturwesen, wie jedes andre; er macht sich zum Herrn der Erde und muß ihr dienen, wo er auch lebt.

Medicinische Topographie, die Beschreibung der einzelnen Orte, Städte, Dörfer und Angabe der zahlreichen und mannichfaltigen Umstände, welche einen Einfluß auf die Entstehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben. Es leuchtet von selbst ein, daß die Kenntniß dieser Umstände für den praktischen Arzt sehr nothwendig, ja ein unentbehrliches Bedürfniß ist. Dies hat man auch so allgemein anerkannt, daß nicht nur von den mehrsten größern Städten, sondern auch von vielen kleinen besondre Beschreibungen erschienen sind. Man bestimmt zuerst die geographische Lage des Orts um den es sich handelt; sind Gebirge vorhanden: so wird ihre Lage, Form und Höhe und die Beschaffenheit der Thäler mit Berücksichtigung der Himmelsgegend angegeben; die Wälder die sich in der Nähe befinden, ihre Ausbreitung, Dichtigkeit und die Baumart, welche sie bildet, werden aufgezeichnet. Hierdurch schon bestimmt sich die Richtung der vorherrschenden Winde, welche so einflußreich auf die Entstehung der Krankheiten sind. Ferner zieht das Wasser die Aufmerksamkeit auf sich, die Flüsse und Kanäle sowol, als das Quellwasser; die chemischen Bestandtheile desselben sind von großem Einflusse. Sodann muß die Beschaffenheit des Bodens ausgemittelt werden. Endlich aber müssen alle Details, welche sowol die Bauart der Häuser, ihre Höhe und Einrichtung, die Richtung und Form der Straßen, als auch die Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, Beschäftigung und Vergnügen der Einwohner betreffen, mit möglichster Genauigkeit aufgefaßt und zusammengestellt werden. Daraus ergibt sich dann der Schluß auf die vorherrschenden Krankheiten und ihre zweckmäßige Behandlung von selbst.

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, der sich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalpersonen und Medicinalanstalten bezieht. Mit Unrecht wird dieser Theil der Staatsverfassung in den mehresten Staaten vernachlässigt, und den übrigen Theilen der Staatsverfassung nachgesetzt. Seine besondere Einrichtung muß sich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach besondern Oertlichkeiten, und nach der Staatsverfassung selbst richten. Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, und, seine nicht bloß berathende oder gesetzgebende, sondern auch ausübende Gewalt haben muß (s. medicin. Po-

lizei). Ist das Land für ein solches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, so müssen demselben mehrere andre untergeben sein, welche am füglichsten mit den Universitäten zu verbinden sind, wenn jenes nothwendig in die Residenz gehört und unter den Augen des Fürsten arbeiten muß. Diesen Ober- und Untercollegien wird Alles, a) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist, b) die Aufsicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung desselben, so wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wol auch der Krankenwärter zu übertragen sein. c) Sollen sie die Aufsicht über alle die Anstalten führen, die der Staat zum Unterricht der jungen Aerzte, Chirurgen rc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanstalten, Krankenhäuser) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen sie auch Gutachten, im Fall eine gerichtliche Entscheidung sich auf medicinische Kenntnisse stützt; sie verwalten also die gerichtliche Medicin (s. d. Art.) In Hinsicht auf gerichtlich-medicinische und medicinisch-polizeiliche Gegenstände sind die sogenannten Physici die Repräsentanten und Organe dieser Collegien, und sollten wol besser besoldet werden, als gewöhnlich der Fall ist; auch wäre es zweckmäßig, sie von den Collegien nicht bloß prüfen, sondern auch wählen zu lassen. Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künstler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Besoldung hängt von der Willkür der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter strengere Aufsicht genommen, sie müssen nach Vorschriften (Dispensatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derselben an einem Orte ist bestimmt. Zweckmäßige Anstalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanstalten und Krankenhäuser) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. s. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfassung aus; denn diese können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. B. P.

Medien, die größte und wichtigste Provinz des persischen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Persis nnd Susiana, gegen Abend Assyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caspische Meer waren; so daß es das heutige Iran, Aderbidshan, Gilan und die Westhälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge seiner vielen Gebirge von Natur fest, von streitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der persischen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geschichte bekannt. Ninus, der Stifter der assyrischen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der assyrischen Herrschaft gelang es einem Statthalter der Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es war nun bald das mächtigste unter den Reichen, welche aus der assyrischen Monarchie entsprungen waren, und vereinigte sie endlich, wenigstens das Neu-Assyrische, unter seinem Zepter. Durch Cyrus (s. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrschaft beraubt und den Persern unterworfen, welche sie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Besiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, sondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des persischen Reichs; nur die nordwestlichen Striche, welche vor Cyrus zu Assyrien gehört zu haben scheinen, rissen sich auf ei-

nige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die persische Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländischen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebene Stelle wieder. Aus der spätern Geschichte aber erhellt, daß dieser sich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien seinen eignen macedonischen Statthalter erhielt. Er vererbte seine Würde auf die Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbaren, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgibigkeit, theils mit bewaffneter Hand, sich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrschaft der Parther. Medien bestand eigentlich aus drei Haupttheilen; aus dem südlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptstadt Ekbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene, und aus den nördlichen Strichen längs der Küste des caspischen Meers, Nordmedien.

Medinah, Medina al Nabi oder die Prophetenstadt, in der arabischen Provinz Hedschas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt ist, daß Mohammed im J. Chr. 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm selbst erbauten Moschee begraben liegt. Der angeblich noch unversehrte Leichnam befindet sich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Kalifen Abubekr und Omar auf der Erde steht und mit kostbaren Teppichen bedeckt ist. Das Grab wird von vierzig schwarzen Verschnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes sollen große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen befindlich sein, lauter Geschenke frommer Seelen; sie sind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs bestimmt. Die Stadt Medina steht unter dem Sherif von Mekka, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt. Auch hat der türkische Kaiser einige Soldaten dort.

Medusa, eine von den drei Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit, und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der sie ansah in Stein zu verwandeln. Perseus tödtete sie. (S. Perseus). In den Zeiten der schönen Kunst Griechenlands wurde das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttiger's Furienmaske finden sich drei Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6½ Millionen geogr. Q. M. umfaßt. Will man nur einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnen, so bestimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantisches, indisches, mittelländisches Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Uebermaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu sein zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entstehenden Flüsse, so wie überhaupt zur Fortsetzung des ewigen chemischen Prozesses in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen

herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig sein würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte beweisen die unwiderleglichsten Thatsachen. Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten, Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem festen Lande, findet man auf ihm abwechselnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält das Meer den schönsten Marmor auf seinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern oder Wäldern von Korallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die vielen Inseln, welche nichts anderes als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel sind; da, wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sich Untiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Gnüge erhellt aus dem Gesagten, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden sein müsse. Die Abwechselung ist in einigen Gegenden ungemein groß und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuern Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil, und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkältet, nimt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich-grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forster und Andre leiten diese Farbe aus dem Wiederscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dergl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flachere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen: rothes, schwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölicht, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann, und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeug darin. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne

Maschinen auf den Schiffen, deren man sich im Nothfalle bedient, um die Mannschaft vor dem Verdursten zu bewahren. Wenn man das Seewasser chemisch zerlegt, finden sich als Bestandtheile desselben: süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittersalz bestehendes Mittelsalz, etwas Gips und Kalkerde, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiednen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewasser 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig ist der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewassers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es sehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es stinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewasser alles leichter und schneller fault, als in reinem Wasser. Durch das Verdünsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer, als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe, ungleich größere Lasten führen können, als Flußschiffe. Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, öfters leuchten aber alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, und wieder zu andern Malen scheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen übersäet zu sein. Forster leitet diese Erscheinung aus drei verschiednen Ursachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Elektricität; eine Behauptung, welche durch Versuche, welche Buffon angestellt hat, bestätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windstillen schreibt Forster phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Stoffen zu; auch dafür sprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, so weit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische, welche man schwimmen sieht, aus Feuer gebildet scheinen, ist, wie mehrere Versuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuschreiben, deren es verschiedene Arten gibt. (Vergl. Mollusken.) Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als Flüssigkeit, fast allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch besondre Umstände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen stärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe desselben. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beständiges Andringen des schwerern oder stärker angezognen Wassers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter ist, mithin das Wasser unter dem Aequator höher stehen, als unter den Polen und selbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter den Polen auch höher ist. Ein anderer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers

zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschloßnen Meerbusen einige niedriger sind als andere. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das harlemer und die Südersee, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entsteht durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßne Theil über den nächstliegenden, dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, so daß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller, als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden, auch ohne Wind, nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von Osten nach Westen. An mehrern Orten, wo sich Widerstand findet, nimt sie eine andre Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von Westen nach Osten, also gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Hauptursache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Axe. Aber außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andere an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden gibt es auch periodische Ströme im Meer, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu andern westlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes, hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entstehn, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schiffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar

sind. Ueber die Ebbe und Fluth sehe man den eignen Artikel. Meerbusen (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meers, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er unterscheidet sich von den Buchten und Baien bloß dadurch daß er größer ist als diese. Meerenge (lat. Bosporus, fretum) ist ein schmaler Durchgang des Meers zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Kanal, Sund.

Meergötter. Die Phantasie der Griechen, welche alles belebte, sah auch in dem Meer göttliche Wesen, und bildete dieselben nach den verschiedenen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle sind untergeordnet dem Neptun. Die wichtigsten sind Okeanos, der Beherrscher des äußern Meeres, und dessen weibliche Nachkommen (Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer, bekannt sind, und Tethys, seine Schwester und Gattin; ferner Pontus, der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin, die Okeanide Doris, nebst ihren funfzig Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous), und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Okeanos). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannichfaltigen, von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Abzeichen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern rc. und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze rc.

Meereslänge, s. Länge.

Meermann (Joh.), Herr von Dalem und Buren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines Thesaurus juris civilis et canonici und der Origines typographicae der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutsche Reichsoberhaupt in den Freiherrnstand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angesehenen Geschlechte, und im Haag 1753 geboren. Der Sohn war nicht minder groß und berühmt als sein Vater. In seiner Geburtsstadt und in Rotterdam genoß er den ersten Unterricht. Hier, kaum zehn Jahr alt, übersetzte er Moliere's Mariage forcé und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. In einem Alter von vierzehn Jahren setzte er seine Studien unter Ernesti und dann zu Göttingen unter Heyne fort, welcher sein ausgezeichneter Freund blieb. Hierauf besuchte er Leyden, wo er griechische Literatur, römisches Recht, das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht studirte. Noch jung begab er sich auf eine lange Reise durch England, Italien, Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten schrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii res publicas, welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl seiner Schriften über Gegenstände sehr verschiedner Art beweist seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein Eifer für Tugend und Religiosität umsomehr, da er sie unter vielen Amtsgeschäften herausgab. Im J. 1787 vermählte er sich, und begab sich, mit seiner

Gattin auf Reisen nach England, Schottland und Irland. Sieben Jahre nachher besuchten sie einen großen Theil Deutschlands und Italien, einige Jahre darauf die nordischen Reiche; von welchen großen Reisen Meermann sehr ausführliche und genaue Berichte in 11 Bände drucken ließ. Einen andern Theil seiner Zeit verwandte er, nach seiner Rückkehr, auf wichtige Arbeiten und Berufsgeschäfte zum Wohl des Staats, der Kirche, und zur Beförderung gelehrter Gesellschaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor seinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er drei Jahre das Amt und den Titel eines französischen Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland in Begleitung seiner Gattin besuchte. Hier starb er auch den 19. August 1815, als der letzte seines Geschlechts, sehr geehrt. Außer seinen bekannt gewordnen zahlreichen Schriften, besonders historischen und staatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künste und Wissenschaften auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der Jaarboeken van Wetenschappen en Kunsten in het Konigryk Holland over de Jaren 1806—7. welche 1809—10. gedruckt worden sind. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer anziehenden Schrift: Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort par Jean Vandenesse beschäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete.. Auch hatte er Klopstock's Messias in's Holländische übersetzt (Gravenhage 1803—1815. IV. Voll. 4.) Seine Witwe, selbst eine geschätzte Dichterin, hat sein Leben beschrieben.

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erst in neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieses weißgelbliche, oder blaßisabellfarbene, fettige, seifenartig anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen, matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist, und sich zerschneiden läßt, aus gleichen Theilen Kieselerde und Bittersalzerde zusammengesetzt ist. Den Namen hat es von seiner schwammigen Beschaffenheit, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (sonst Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von der Stadt Cognie oder Coni (sonst Iconium), und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht starken Adern. Die frisch gegrabene Erde ist weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tabakspfeifenköpfe tauglich ist. Man bohrt und schneidet dann die Masse. Es werden jedoch aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man diese in Formen (in welche mancherlei Figuren geschnitten sind) preßt, die Löcher hineinbohrt, und die Masse dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen ist, bringt man sie in einen ausgewärmten Backofen, wo sie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden sie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man sie nach Konstantinopel, wo sie zum Theil noch verschiedentlich gefärbt werden. In Ansehung der Farbe und specifischen Schwere sind die echten Pfeifenköpfe verschieden; die weichen sind die besten. Da man die Meerschaumpfeifenköpfe in der Türkei nicht sonderlich schätzt, und ihnen die kleinen rothen thönernen Pfeifenköpfe vorzieht: so werden sie durch griechische Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody

und Ternopol, und nach Deutschland versandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkischen Pfeifenköpfe ist zu Triest, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nächstdem befinden sich auch in Wien einige Niederlagen von Meerschaum-Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur leipziger Messe in mit Baumwolle ausgefütterten Kisten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf. Der größte Theil dieser Köpfe kann nicht geschnitten, sondern nur gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommnen Stücke und der ungeformte Meerschaum erfodert den Schnitt. Die Fabriken, welche sich in Deutschland mit dem Schneiden abgeben, sind zu Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheisen abgedreht. Die geschnittenen Köpfe sind von viel gleicherer, mehr gelber Masse, als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerschaum über Triest und Semlin zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die Meerschaum-Köpfe werden sehr täuschend nachgemacht. Christoph Dreiß zu Suhl fing vor mehrern Jahren an, den Abgang des Meerschaums zu benutzen, welche aber den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andre, z. B. Wagner in Suhl, ahmten dies nach; einige verfertigten sogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerschaum-Kopf nimt, wenn man ihn mit einer Silbermünze streicht, den bleistiftähnlichen Streif nicht an, wie der unechte Meerschaum.

Megalanthropogenesie, die Kunst große Menschen zu erzeugen. Zwar hat man es oft bezweifelt, daß es gut wäre, wenn der Geist aller Menschen den höchsten Grad von Ausbildung erlangt hätte, und es fehlt im Leben nicht an Anstalten, welche dies verhindern. Doch mag man es wenigstens für einen verzeihlichen Irrthum der Väter halten, welche in ihren Nachkommen ausgezeichnete Männer zu haben wünschen und jene Kunst sich anzueignen bestreben. Solche Väter aber werden zuvörderst wohlthun, wenn sie selbst die Eigenschaften zu erlangen streben, welche sie an ihren Kindern wünschen. Denn auch in dieser Hinsicht findet eine Erblichkeit Statt, welche theils durch die organisch-physische Verbindung, theils durch die Erziehung vermittelt wird. Fortes creantur fortibus et bonis. Sie mögen sich Weiber nehmen, welche Eigenschaften besitzen, die man an den Kindern wieder zu finden wünscht. Doch vertraue man hierauf, so wie auf die ganze Kunst, welche einen so langen Namen hat, nicht allzuviel und mit zu großer Sicherheit. Auch im Reiche des Geistigen spielt das Schicksal eine große und wichtige Rolle, welche oft mehr vermag, als die sorgfältige Berechnung des klügelnden Menschenwitzes.

Megära, eine der Furien, (s. d. Art. Eumeniden).

Mehl wird von allerhand Sorten Getreidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbestandtheil ist Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer nährenden Eigenschaften wegen verbraucht man die Mehlsorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen sich zu Brote Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Besonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und in verschiedenen englischen Häfen ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland schickt

viel Roggen und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Rostock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, besonders Pensylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und rein von Geruch sein, sich lange halten und im Brote gehörig aufgehn. Es muß trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze noch dumpfig, oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerroggenmehl ist weißer, als das vom Winterroggen. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und gibt kein so trocknes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschtem und im Wasser ausgedrücktem Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehen, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen; oder er wird von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondre Art des Mehlthaues ist der Honigthau. (S. d. Art. Honig.)

Mehul, ein berühmter franz. Componist, 1763 in Givet geb. 1779 kam Mehul nach Paris, wo ihm der Zufall die Bekanntschaft und die Freundschaft des Ritters Gluck verschaffte, der um diese Zeit nach Paris gekommen war, um sein letztes und unsterbliches Meisterwerk: Iphigenie in Tauris auf die Bühne zu bringen. Gleich bei der ersten Zusammenkunft würdigte der große deutsche Künstler die ausgezeichneten Talente des jungen Franzosen und munterte denselben auf, solche auf alle Weise auszubilden. Ja Gluck nahm an dieser Ausbildung selbst Theil. Mehul gestand es gern, daß Gluck ihn in den philosophischen und poetischen Theil der Tonkunst eingeweiht habe. Gluck ließ ihn unter seinen Augen drei Werke als Versuche componiren, die durch die Erörterungen, welche solche herbeiführten, dem Schüler Gelegenheit gaben, die ganze Tiefe des Genies seines großen Lehrers, der sich hiedurch eben so sehr als durch seine Werke selbst beurkundete, auf's neue bewundern zu lernen. Aber bald verließ Gluck Paris, um es nicht wieder zu sehen. Mehul war nun auf sich selbst verwiesen. Er debütirte bei der komischen Oper 1790 mit Euphrosine und Corradin, die den vollständigsten Erfolg hatte. Noch jetzt wird das Duo des zweiten Acts unter dem Namen: „Duo de la Jalousie“ zu den affektvollsten der franz. Opernmusik gezählt. Dann gab Mehul Stratonice für dieselbe Bühne und er erntete damit ebenfalls den größten Beifall ein. Mehul wurde jetzt zu den Lieblingscomponisten Frankreichs gerechnet und die Mehrzahl seiner Opern kam auch auf die deutsche Bühne, wo sie eben so gut als in Frankreich selbst aufgenommen wurden. Wir führen davon an: une Folie — l'Irato — les aveugles de Tolède — Joseph und Valentine von Mailand, die erst nach seinem Tode zur Aufführung gekommen ist, seinen Verlust aber auf's neue dem Publikum recht fühlbar gemacht hat. Mehul huldigte den Grundsätzen der Revolution und seine Compositionen mehrerer Volksgesänge wie die des Chant du depart, des Chant de victoire und des Chant de retour gehören zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art und sind von dem größten Effect. Er starb in Paris 1817.

Meibom (Joh. Heinr.), lat. Meibomius, gelehrter Arzt in Lübek, geb. 1590 in Helmstädt, gest. 1655. Zu den vorzüglichsten seiner lateinischen Werke rechnet man sein „Leben Mäcen's.“ Mehr Berühmtheit hat sein Sohn Heinrich erlangt. Dieser wurde 1638 in Lübeck geboren, studirte in Helmstädt und auf einigen holländischen Universitäten, durchreiste Deutschland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 Professor der Medicin in Helmstädt, 1678 Professor der Geschichte und Dichtkunst daselbst, und starb 1700. In der Anatomie erhält er sein Andenken durch die meibomischen Drüsen, seine vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterschlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateinischen) Schriften sind sehr geschätzt, vorzüglich die historischen, welche meistentheils Deutschland betreffen. Sein wichtiges Werk ist: Rerum Germanicarum tomi tres, fol. 1668. Meibom (Marr), ein Verwandter der Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geboren, beschäftigte sich vorzüglich mit der Musik der Alten, und gab 1652 zu Amsterdam eine lateinische Uebersetzung der alten Schriftsteller über die Musik (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Christine von Schweden zueignete. Diese berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel Vergnügen an seinen Beschreibungen der alten Musik, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen machen ließ, und Meibom bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griechische Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griechischen Tanz tanzen sollte. Die ganze Versammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend sprang Meibom auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm, und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen, und zum königl. Rath und Professor am Gymnasium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er diese Stelle niederlegte, und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot seine Beschreibung der alten Tiremen aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück, und starb daselbst 1711. Man hat noch mehrere Werke von ihm, worunter eine Verbesserung des hebräischen Textes der Bibel, der, nach seiner Behauptung voll Fehler sei, auch Ausgaben des Vitruv, Diogenes, Laertius u. a. m.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, ist überhaupt eine Person, welche mehr als eine andre ist, und andern Personen oder auch einer Sache vorgesetzt ist. So hießen im Mittelalter die obersten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In frühern Zeiten nannte man auch so diejenigen vornehmen Hofbeamten welche den lateinischen Namen Major domus führten. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Person, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der peinlichen ausübte. Noch führen geringere Vorgesetzte und Aufseher den Namen Meier, dergleichen die Vorgesetzten der Landwirthschaft sowol einer ganzen Gegend als eines einzelnen Gutes sind, besonders aber der Vorgesetzte eines jeden Landgutes, der gegen ei-

nen Jahreslohn die Aufsicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofmeister genannt.

Meil (Joh. Wilh.), einer der vorzüglichsten Zeichner und Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, widmete sich anfangs zu Baireuth und Leipzig den Wissenschaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst auszubilden suchte. Unablässig übte er sich im Zeichnen und Radiren, und schuf sich so eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf und mit, bis dahin noch nicht gesehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Gestalten ausführte. Die ganze Sammlung seiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichsten deutschen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tausend. Zu den gelungensten gehören seine meisterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neuesten Ausgabe von Sebaldu's Nothanker, welche beweisen, wie vortrefflich er physiognomische Charaktere darzustellen wußte. Dabei besaß er eine genaue Kenntniß von dem Costume der alten und mittlern Zeit, und hatte sich daher, durch Angabe richtiger und geschmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zn Berlin großes Verdienst erworben. Er starb zu Berlin 1805, als Vicedirector der dortigen Akademie der Künste. Ihn überlebte sein älterer Bruder Joh. Heinr. Meil.

Meile, ein Längenmaß weiter Entfernungen. Es hat seinen Namen von dem lateinischen Mille (tausend), weil die römische Meile 1000 geometrische Schritte, jeden zu 5 römischen Schuhen, ausmachte. Die Länge der Meilen ist in den verschiednen Ländern sehr verschieden. Geographischer Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographischen wird die deutsche Meile gleichgeachtet, wiewol sie eigentlich etwas größer ist, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges oder 12000 Schritte (23,661 rheinische Fuß) berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegische, $10\frac{7}{8}$ dänische und schwedische, $13\frac{1}{2}$ ungarische, $19\frac{2}{3}$ niederländische (Stunden), 20 gemeine spanische, $26\frac{2}{3}$ castilianische 22 polnische, 25 gemeine französische, 60 italienische, wie auch geographische englische, $66\frac{2}{3}$ türkische (Berri), $69\frac{1}{4}$ englische $104\frac{1}{2}$ russische (Werste) und 250 chinesische (Li) Meilen. Die Seemeilen sind etwas verschieden, indem $17\frac{1}{2}$ spanische und 20 französische, englische und niederländische (Leagues) so viel als 15 deutsche Meilen betragen.

Meiler sind regelmäßig, zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzscheite, daß sie sich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen sollen. Sind die Scheite senkrecht an einander gelegt, so daß das Ganze einem stumpfen Kegel gleicht, so heißen sie stehende, liegen sie horizontal, liegende Meiler. In Deutschland zieht man die erstern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meiners (Christoph), ein bekannter deutscher Literator, war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete sich seit 1767 auf der Universität Göttingen, zu deren würdigsten Lehrern er nachher gehörte. Er hat sich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine derselben konnte die oft nur aus schonender Achtung schweigende Kritik versöhnen. Indeß beurtheilte man ihn oft auch einseitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher Manches seiner

Werke z. B. die Briefe über die Schweiz, zu sehr erhoben hatte: so verkannte man später auch das wahrhaft Verdienstliche seiner Compilationen. Unbestrittnere Verdienste hatte Meiners als akademischer Lehrer. Rastlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Augusta, und seine Liebe für diese Universität erzeugte in ihm die Idee zur Geschichte derselben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern sein wird. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte der menschlichen Kultur und insbesondere der Religion, wozu er schon in seinen frühesten Schriften, besonders in seiner Historia doctrinae de Deo vero den Grund gelegt hatte. Schade daß grade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: Allgemeine kritische Geschichte der Religion (Hannover 1806. 2 Bde. 8.), so ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Denkers, und sind der Aufbehaltung werth. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 15. und 16. Jahrh. wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreisen durch Deutschland und die Schweiz. Sein unleugbares Verdienst wurde auch im Auslande anerkannt. Eine französische Uebersetzung der Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1781, 2 Bde.), verschaffte ihm die Mitgliedschaft des Nationalinstituts; auf seine Entscheidung beriefen sich italienische Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Sein letztes, sehr anziehendes Werk war: Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern (Tüb. 1813. 2 Thle. 8.). Er starb, mehr lebenssatt, als erschöpft, 1810. in seinem 64 Lebensjahre. Vergl. Heynii memoria ejus commendata. (Goett. 1810. 4.)

Meinhard (Joh. Nic.), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1746 nach Helmstädt und studirte sie zwei Jahre, entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man sich zu sehr dem Zwange in den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde die Welt zu sehen und kennen zu lernen. Mosheim verschaffte ihm 1748 eine Hauslehrerstelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur seinen Zöglingen sehr nützlich war, sondern auch die alten und neuen Klassiker mit dem größten Eifer studirte. Aus Liebe zur Veränderung beschloß er 1751 über Kopenhagen nach Holland zu reisen. Ungünstige Winde hielten ihn aber in Kopenhagen zurück, und endlich schiffte er von da nach Deutschland zurück. Seine Sprachstudien fortzusetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, dessen Klima seiner Gesundheit am besten zusagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg, und reiste im folgenden Jahre mit seinem Zöglinge durch Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach seiner Rückkehr 1759 seiner Familie nicht zur Last zu fallen, promovirte er zu Helmstädt, und wollte Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten. Aber sein unsteter Geist trieb ihn bald von dort weg nach Braunschweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieser war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm nach. Sie wurden bald Freunde.

Meinhard kehrte mit ihm nach Braunschweig zurück und ließ hier seine Versuche über die italienischen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unsrer Sprache zu betrachten sind. Täglich im Umgange mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern, vergaß er eine Zeit lang seine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz der glänzendsten Anerbietungen, Braunschweig zu verlassen und nach Leipzig zu gehen, wo er Gellert's und Weiße'ns Umgang genoß. Auf den Rath seiner Freunde begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeister auf seinen Reisen. Er besuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er seinen Grafen dem Vater zu Kopenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunschweig zu seinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging sodann (noch im Herbste 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für seine Gesundheit zuträglichstem Ort, wo er beinahe zwei Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause lebte. Ganze Wochen brachte er in der Einsamkeit zu im Genuße seiner auserlesenen Büchersammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Junius starb. Meinhard besaß bei einer großen Bescheidenheit, die gegen Fremden bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er verstand griechisch, lateinisch und die meisten lebenden Sprachen in weitem Umfange. Außer seinen obengenannten Versuchen (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundsätze der Kritik, den Heliodor und einiges Andre übersetzt.

Meiningen (Sachsen-) oder Meinungen. Das Herzogthum Meiningen, welches einem Zweige des sächsischen Hauses ernestinischer Linie gehört, ist ein Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöschen des Mannesstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem jene 1554 eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen besitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Koburg; allein auch Koburg, welches ehedem die neue Herrschaft Henneberg genannt wurde, gehörte jenem alten gräfl. Geschlechte und war erst 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen. Die gegenwärtigen Besitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerst an die alt-koburgische Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den Frommen von Gotha, dessen dritter Sohn Bernhard der Stifter der meiningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich (1681) nur Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber sein Bruder Albrecht, der in der Theilung Koburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlassenschaft. Unter seinen drei Söhnen welche gemeinschaftlich regierten, und von denen nur der jüngste, Anton Ulrich, das Geschlecht fortpflanzte, wurden die Besitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildische Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernst des Frommen, ausstarb, und dessen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghausen vertheilt wurde. Zwei Söhne,

Anton Ulrichs Carl und Georg, folgten ihm unter mütterlicher Vormundschaft. Herzog Carl starb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinschaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte 9. Dec. 1800 das Recht der Erstgeburt ein. Bei seinem 1803 erfolgten Tode succedirte ihm sein dreijähriger Sohn, Bernhard Erich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Luise Eleonore, die Vormundschaft führten. Die gesammten meiningischen Länder, in 11 Aemter getheilt, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen, enthalten 18½ (nach Andern 20) Q. M., mit 54,000 sehr betriebsamen, evangelisch-lutherischen Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geschätzt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, in einem Thale der Werra, mit ungefähr 4,000 Einwohnern. In dem herzoglichen Residenzschlosse sind verschiedene wissenschafliche und Kunstsammlungen, und das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg. In der Stadt gibt es mehrere Bildungsanstalten, und eine bedeutende Anzahl Barchentweber. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Holzwaaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der allein dem Lande jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich-sachsen-meiningischen Länder haben mit den Fürsten der ernestinischen Linie gemeinschaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesversammlung, im Plenum aber führt der Herzog eine Stimme. Das Land hat Stände, deren Verfassung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Meiningen setzt, seiner mütterlichen Abstammung wegen, dem gemeinschaftlichen sächsischen Titel noch hinzu: Graf von Sayn und Wittgenstein. Das Wappen ist das herzoglich sächsische.

Meißen, die älteste Stadt des Königreichs Sachsen, die Wiege des Markgrafthums Meißen und der Kultur des Landes, ward von K. Heinrich I. als Schutzwehr seiner deutschen Ansiedlungen gegen die umwohnenden Slaven zwischen den Jahren 922 und 930 erbaut. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Domes und die Stiftung eines Bisthums, dessen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, durch Heinrich I. erbauten Befestigungen sind nur noch wenige Ueberreste zu sehen. Die Markgrafen von Meißen, die Landesherrn, lebten hier selten, da sie ihren Sitz schon im 13. Jahrh. zu Dresden hatten und die Stadt war oft ein Gegenstand des Zwistes zwischen ihnen, den Bischöfen und den Kaisern. Die Landesherrn erlangten 1436 auch das Burggrafthum Meißen, wozu unter der Oberhoheit des Kaisers mehr Vorrechte und Besitzungen gehörten und endlich 1581 auch die Besitzungen des Bisthums Meißen. Die Stadt liegt auf und zwischen Hügeln am rechten Ufer der Elbe, über welche die älteste Elbbrücke des Landes führt, die wahrscheinlich schon im 11. Jahrh. erbaut, aber dreimal, 1547, 1757 und 1813, aus Rücksichten kriegerischer Vertheidigung verbrannt wurde. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört vorzüglich die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem, wahrscheinlich aus der nicht ganz genau zu bestimmenden Zeit der ersten Erbauung herstammenden Thurm, der in einer 60 Fuß hohen Spitzsäule von durchbrochener Arbeit sich endigt. An die Kirche stieß die um das J. 1425 von dem ersten Kurfürsten von Sachsen aus dem meißnischen Hause, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß seines Stammes erbaute Fürstenkapelle mit dem ehernen Grabmahle des Stifters. Das an die Domkirche grenzende Schloß, die Albrechtsburg, vor Zeiten der gemeinschaftliche Wohnsitz des Markgrafen des Burggrafen und des Bischofs, wurde 1471 fast

ganz neu erbaut. Seit 1710 ist hier eine Porzellanfabrik, die älteste in Europa. Die vom Kurfürst Moriz 1543 gestiftete Fürstenschule ist in den Gebäuden des ehemaligen Afraklosters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Die Stadt, die der Sitz eines Kreisamtes ist, und über 5000 Einwohner hat, nährt sich von der Porzellanfabrik und von dem Weinbau, zu dessen Beförderung seit 1799 hier eine Weinbau-Gesellschaft besteht. In der Nähe der Stadt, in dem anmuthigen, wegen des Vorkommens von Pechstein geognostisch merkwürdigen Triebischthal, liegt das Buschbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrh. gefaßte Heilquelle.

Meißner (Aug. Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlausitz geboren, kam aber in späterer Jugend nach Löbau. Er studirte von 1773 bis 76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Hier lernte er Engel kennen, bekam eine entschiedene Vorliebe für's Theater, und schrieb für die seilersche Schauspielergesellschaft mehrere Operetten nach dem Französischen. Er wurde um diese Zeit Kanzellist beim geheimen Concilium, später geheimer Archivs-Registrator zu Dresden, und gewann sich die ausgezeichnete Gunst des Minister von Wurmb. Auf einer Reise, die er durch einen Theil der österreichischen und deutschen Staaten machte, hatte er sich viele Freunde erworben. Dies verschaffte ihm einen Ruf nach Prag, wo er seit 1785 als Professor der Aesthetik und klassischen Literatur lebte. 1805 ward er nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er 1807 starb. Die Werke dieses fruchtbaren Schriftstellers gehörten eine Zeit lang zu den gelesensten in Deutschland. Blühende Einbildungskraft, schöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie, empfahlen seine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, geschraubte Wendungen, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik vorwarf. Die bekanntesten seiner Schriften sind: Skizzen, 14 Sammlungen (Leip. 1778—1796). Sie enthalten allerlei prosaische Aufsätze von verschiedenem Inhalt, Anekdoten und Erzählungen, Fabeln u. s. w.; Alcibiades, 4 Theile (Leip. 1781—88);) Bianca Capello, 2 Theile (1785); Epaminondas Biographie (Prag 1798); Leben des Julius Cäsar (1799 u. 1801, 2 Thle. fortgesetzt und vollendet von Haken, 1812, ebens. 2 Thle.) Alle diese Werke bis auf das letzte gehören zu den historischen Romanen, die ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurden. Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's, 2 Thle. Prag 1803—8.; Unter seinen Arbeiten für die Bühne ist sein Johann von Schwaben (Leip. 1780) die vorzüglichste. Er war mit Kanzler 1783—1785 Herausgeber einer Quartalschrift für die ältere Literatur und neuere Lectüre, und gab 1793 ꝛc. die Monatsschrift Apollo heraus. Er hatte als Mensch viele edle Eigenschaften.

Meister (Leonh.), war 1741 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden seine Lehrer. Nebst der klassischen Literatur zogen Geschichte und schöne Wissenschaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine Schriften eine Reihe von Jahren hindurch bei der Lesewelt fanden, wurde Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Die Schrift über

die Mode eröffnet, und die Meisteriana beschließen den Kreis. Die 1773 angetretene Professur der Geschichte an der züricher Kunstschule vertauschte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. 1799 verschlugen ihn die politischen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber sehnte er sich nach den stillern Musen zurück, und schon 1800 war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige Jahre später legte er die Stelle nieder, um ausschließlich den Wissenschaften und dem Privat-Unterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Pastoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 starb.

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im 13ten Jahrh. in sorgsamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten fast ganz auf, an dieser friedlichen edeln Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von neuem dem kriegerischen Leben in den mannigfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Friede zu finden, nur da konnten friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neuesten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit ja nie selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Gesetzlosigkeit unter ihnen aufkommen könnte. Diesem Zwange mußten sich nicht nur eigentliche Handwerker, sondern auch die freien, schönen Künste fügen, so wie ihre Anfänge in den friedlichen, sie zu erzeugen und zu fördern allein geschickten Städten sich zeigten oder ihre Reste aus dem unruhvollen platten Lande dahin sich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen, stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten, darauf, sie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eschenbach (s. d. Art.), Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten, und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der untergeordnete Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte der vorhergehenden Jahrhunderte zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder, und im Epischen auf Reimerzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernste das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form

aber, in den Versmaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgeleiteten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieser bestand jedes Lied (Bar) aus mehrern Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Gesätze), jedes Gesätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein Abgesang (Mesode) von anderm Versmaß und Melodien, und den Beschluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes (Epode). Es wurde in diesen Liedern auf gehörige Abwechselung der weiblichen (klingenden) und männlichen (stumpfen) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (Waisen), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Ein einsylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine Pause, ein zweisylbiges dergleichen ein Schlagreim u. s. w. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Prosodie hatte die Zuhft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens auf Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der Weise oder des Tons begriffen. Solcher Weisen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Versen. Sie waren durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Blutton, die spitzige Pfeilweis, die Blasii Luftweis, die verschloßne Helmweis, die gelbe Lilienweis, die englische Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drahtweis und dergleichen scheinbar sinnlose, wol zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse Vorsteher, welche Merker genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten, wie andre Zünfte, ihre Zusammkünfte auf ihrer Herberger oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singschulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden sie zu einer solchen Uebung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singschule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem Freisingen gemacht, wo Jeder, der auch nicht Meistersinger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptsingen, welches die Meistersänger allein bloß von Gegenständen aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste am Altar an einem Tische, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieser Platz hieß das Gemerke. Der erste der vier Merker gab Acht, ob das Gesungene der aufgeschlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß sei, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geschenk Hans Sachsens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König David-

Gewinner. Er hatte das Recht, das nächstemal mit im Gemerke zu sitzen, und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranz von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingekunst zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, sondern bloß die Fortpflanzung der Kunst ward dabei beabsichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, sehr gesucht. Nach ausgestandner, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs, haben in mehrern deutschen Reichsstädten bis weit in's 17., in Nürnberg bis in's 18. Jahrh. bestanden. Dort erhielt sie wol der Stolz auf den Ruhm Hans Sachsens, des einzigen dichterischen Geistes unter diesen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeschilder gemalt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenossen. (S. Deutsche Poesie.) HL.

Meklenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum, im ehemaligen niedersächsischen Kreise, das ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübek, und nordwärts an die Ostsee grenzt. Das Land enthält auf 260 QM. gegen 460,000 Einw., hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandstriche; im Ganzen ist es aber fruchtbar, und besonders für Getreidebau und Viehzucht sehr ergibig. Die Geschichte von Meklenburg wird erst mit Carl dem Großen etwas bekannter. Wir wissen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küsten der Ostsee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als sie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, slavische (wendische) Stämme von Osten her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im westlichen Meklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holstein) bestanden, überwanden um diese Zeit die Wilzen (im östlichen Meklenburg zwischen der Warnow und Peene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft. Seitdem hatte der obotritische König eine Art von Obergewalt über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Circipaner und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern, eroberte endlich das Land, und verwüstete es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Versuche, die Religion ihrer Väter und die angestammte Freiheit zu behaupten, wagen durften. Nachher versöhnte sich Heinrich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte seine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 seine Erbländer (mit Ausschluß der Grafschaften Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürstenthums wieder ein. 1170 wurde Pribislaus zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Dieser Pribislaus ist der Stamm der nachfolgenden meklenburgischen Für-

sten, die unter allen europäischen Regenten die ältesten und die einzigen von unstreitig slavischer Abkunft sind. Den Namen Meklenburg nahmen sie von dem alten obotritischen Hauptorte Meklinborg an, der früh zerstört wurde und jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel ist. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewin's wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewin's II. durch die Theilung seiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güstrow (oder Wenden), Rostock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloschen. Johann Theologus genannt (gestorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, wurde von der pariser Universität zum Doctor der Theologie creirt. Sein Enkel Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29) brachte durch seine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1340 vom Kaiser Carl IV. zu Herzogen erhoben. 1436 erlosch die wendische Linie und 1471 starb Ulrich II., der Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Kurbrandenburg aber bestritt die Erbfolge, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der meklenburgischen Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II., wegen ihres Bündnisses mit Dänemark, entsetzt und Wallenstein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein schon 1632 setzte Gustav Adolph die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der schwerinischen Linie stifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. seine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeborne Sohn, Christian Ludwig, folgte in Schwerin. Im westphälischen Frieden wurden von der schwerinischen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Pöhl und Neukloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die secularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. 1692 starb Herzog Christian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entstand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrow'sche Linie ausstarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güstrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollten. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen schweriner Linie) folgte 1713 sein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiserliche Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder, Christian Ludwig, Administrator des Landes. Der Versuch Carl Leopolds, sich der Regierung gewaltsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem 1747 erfolgten Tode wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785 sein Brudersohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louise,

Prinzessin von Sachsen-Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im westphälischen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler erkaufte und wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsschlusse von 1803 wurden sieben lübeckische, im Meklenburgischen eingeschloßne Dörfer dem Herzoge als Entschädigung für zwei evangelische Kanonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartschaft erhalten hatte, zuerkannt. In der strelitzischen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II sein Sohn Adolph Friedrich III., und diesem seines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Diesem folgte 1794 sein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zwei Mal vermählt, mit zwei Schwestern aus dem hessendarmstädtischen Hause; aus der ersten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (seit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghausen, die Fürstin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe stammte der Herzog Carl Friedrich August, der 182.. starb. Beide Herzoge traten zum Rheinbunde und veränderten die ständische ältere Verfassung wenig. Am 25. März entsagten solchem Beide. Der Herzog von Meklenburg-Schwerin besitzt 224 QM. mit 388,000 Einw. und 1,800,000 Fl. Eink.; die Hauptstadt ist Schwerin. Meklenburg-Schwerin hat im Plenum der Bundesversammlung 2 Stimmen. Das Bundescontingent 3580 M. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im Plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt seiner Lande ist 37 QM. mit 72,000 Einw. Einkünfte, gegen 450,000 Gulden. Das stehende Militär 800, das Bundescontingent 718 Mann. Die Hauptstadt ist Neustrelitz. Beide Fürsten erhielten 1815 die großherzogliche Würde und nehmen zusammen in der Bundesversammlung die 14. Stelle ein. Sie führen ein gemeinschaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr; ihre Lande stehen durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung, deren Landstände einen Körper, die alte Landesunion bilden. Auch besetzen beide Großherzoge und die Landstände das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im Uebrigen regieren beide Häuser unabhängig von einander. Die herrschende Kirche ist die evangelisch-lutherische. Zu Rostock, welche Stadt große Freiheiten besitzt, ist eine, ihrem Großherzoge und Rath gemeinschaftliche Universität. Die Bauern in Meklenburg sind jetzt nicht mehr leibeigen, was sie im höchsten Grade waren. Die Aufhebung dieser Erbunterthänigkeit ist zwar beschlossen, die Vollziehung und die künftige Setzung der Erbunterthänigen, ist aber gesetzlich noch nicht regulirt worden. Der ehemalige Domänenbau ist vortrefflich gesetzt worden, und eben so reichlich wurden die Landschulen dotirt. Schwerlich dürfte aber die Ritterschaft diesem Beispiele ganz folgen.

Melampus, des Amythaon und der Idomenea Sohn, Bruder des Bias, ist im Alterthume als Arzt und Wahrsager berühmt. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von seiner Heil- und Wahrsagerkunst. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einst, während er schlief, seine Ohren geleckt hatten, bemerkt er, daß sie dadurch geöffnet worden: so daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand, und alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Bias liebte die schöne Pero, aber deren Vater, Neleus, König von Pyles, und der Brüder Oheim, verlangte als

Brautgabe die Rinderheerde des Iphykles, eines thessalischen Fürsten. Melampus versuchte, die Heerde zu rauben, ward aber gefangen, und nur durch seine Seherkünste gelang es ihm, den Iphikles zu gewinnen, der ihm nicht allein die Freiheit, sondern auch, für Bias, die Rinder schenkte. Melampus heirathete Iphianasse, die Tochter des Prötus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, ist unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weisen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienst, so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Griechenland gebracht habe; weshalb er nach seinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (psychische Krankheit), welche in die Klasse der Gemüthskrankheiten gehört. Sie besteht darin, daß eine fixe traurige Idee sich des Gemüths eines Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmälig die ganze übrige Welt entschwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondre Stärke der innern Empfindung in seiner Ruhe und in seinem regelmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte so gestört, daß seine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect gesteigerte innere Empfindung ist entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecte haben eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hiebei die Freiheit des Bewußtseins; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseins verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. Der Melancholische hat die Welt außer sich verloren, er lebt nur in sich; in dem Zirkel einer fixirten Idee dreht er sich herum; wie bezaubert vermag er diesem engen Kreise nicht zu entfliehen; außerhalb desselben ist für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der seines ewigen, grenzenlosen Unglücks, lebt in ihm und nagt an seinem Innersten. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von statten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtsein. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft sein, nur geschieht die Ueberlegung unter falschen Voraussetzungen und auf einen einseitigen Zweck gerichtet; jene als falsch zu erkennen, diesen zu ändern, dafür hat der Kranke seine freie Willkür verloren. Die Thätigkeit des Kranken ist bloß auf Einen Zweck, der seiner fixen Idee entspricht, gerichtet, außer diesem ist sie gemeiniglich gänzlich geschwächt. Seine Verrücktheit bezieht sich oft bloß auf einen einzigen Gegenstand. Jeder Zufall ruft die herrschende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre hindurch ein hartnäckiges, düstres Stillschweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholische findet in seinem Gedächtniß nichts mehr, als den Namen seiner Geliebten, oder das letzte Abschiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß sich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erschüttert die Ursache ihrer Melancholie dermaßen, daß das sogenannte Verlieren ihrer Gedanken entsteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinstarrt, und sie gleichsam mechanisch unaufhörlich wiederholt. Man unterscheidet mehrere Arten der Melancholie, be-

ren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr häufige Ursache ist unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher seine Geliebte ohne Hoffnung, sie zu besitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein Andrer sie raubte, ist in der unglücklichsten Gemüthsstimmung. Dieses Gefühl ist nicht bloß Eifersucht, sondern Vernichtung des Innersten des Menschen, Zertrümmerung seines Heiligsten, und so manches Gemüth mußte schon über dieser Erschütterung zu Grunde gehen! Eine andre Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. haben. Manche bilden sich z. B. ein, von Gott zu besondern Werkzeugen auserkohren zu sein, andre verzweifeln an seiner Gnade und ihrer Seeligkeit, fürchten seine Strafe und können in dieser Verzweiflung sogar den Selbstmord ergreifen. Man bemerkt auch eine sogenannte unstäte Melancholie, wobei die Kranken die Menschen fliehen, einsame, meistens traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu sein. Der Verlauf der Melancholie ist verschieden; manchmal dauert sie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst, oder wird durch die Kunst geheilt, öfterer geht sie entweder in andre Arten von Wahnsinn oder in körperliche Krankheiten, Brustwassersucht, Lungensucht, Hirnwassersucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten sollen Melancholische an der Gicht leiden, oder von epidemischen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Ursachen der Melancholie hat man sonst mehrere körperliche Uebel gezählt, besonders auch den Ueberfluß an schwarzer Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallsucht (von den griechischen Wörtern μελας schwarz und χολη die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervensystems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt, als entfernte Ursachen dazu wirken. In Hinsicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet, er also auch keinem Strafgesetze unterworfen werden. Zuweilen aber ist es außerordentlich schwer, den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem seine Handlungen betrachtet werden müssen, zu fassen, indem ein Melancholischer oft dem Anschein nach vernünftig spricht, selbst mit Ueberlegung handelt, und doch in Rücksicht seiner fixen Idee die Herrschaft der Vernunft und Freiheit seines Bewußtseins verloren hat. H.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine, im Mittelstande geboren. Von seinem Vater, George Schwarzerd, der ein Rüstmeister des Pfalzgrafen war und 1507 starb, und von seiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des großen Humanisten Reuchlin, ging der Geist einer strengen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geistesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die schnellen Fortschritte in den alten Sprachen, durch die er sich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reichlin's besondre Neigung und Aufmerksamkeit. Auf dessen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, seinen Namen Schwarzerd in den griechischen Melanchthon, und ging schon 1510 auf die Universität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologischen und philosophischen Studien bald allen andern voran, so daß er schon das Jahr darauf Baccalareus der Philosophie und Instructar einiger jungen

Grafen werden konnte. Doch da ihm diese Universität wegen seiner allzuzarten Jugend die Magisterwürde versagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er sich, neben seinen bisherigen Studien, besonders der Theologie ergab und 1514, nach erlangter Magisterwürde, Vorlesungen über griechische und lateinische Schriftsteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit seiner Kenntnisse hatte schon eine griechische Grammatik, die er um diese Zeit herausgab, das günstigste Zeugniß abgelegt. Sein gelehrter geistvoller Vortrag als akademischer Lehrer machte ihn aber bald zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und der große Erasmus selbst gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Belesenheit, genauen Kenntniß des klassischen Alterthums und beredten geschmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verlust seiner vorzüglichsten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlin's Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieser Universität in seinem 22. Jahre die Professur der griechischen Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch eine echt klassische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Philosoph und Exeget, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der standhafte Eifer, mit dem er die gefundne Wahrheit festhielt und vertheidigte, dieser zu allen Zeiten seltne Verein großer Eigenschaften und Verdienste, hat unstreitig eben so viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Melanchthon's Ueberlegenheit als Gelehrter, sein sanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschickt; Niemand wußte besser als er, Luther's Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangensten Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine 1521 zuerst erschienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfassung Sachsens seine 1527 auf Befehl des Kurfürsten abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächsischen Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollten, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, der seiner Partei den Namen gab, und bewundernswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer, jeder Rücksicht Gnüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der augsburgischen Confession bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der augsburgischen Confession trugen den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung

der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so ward doch sowol diese, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthon's nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden sich vielfältige andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Geschäften seiner Partei, Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, ward er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luther's, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschloßne Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten, den Frieden, den er so sehnlich wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Katholiken ihn bei dieser Gelegenheit auf's neue hochschätzen lernten, mußte er von seiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorsicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben so ging es ihm, da er, vom Kurfürsten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die katholischen Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther, noch sonst einer seiner Freunde, die sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannten, an der Reinheit seiner Absichten an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben so sehr, als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun ihm zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem schmalkaldischen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete, und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Kurfürst Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der ganzen lutherischen verdächtig gewordnen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luther's Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon schon bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung des päpstlichen Ansehns nicht so gefährlich schien als Luthern; auch war die allmälige Annäherung seiner Ansicht, von der Gegenwart Christi im Abendmahle, an die schweizerische, Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der augsburgischen Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowol in den spätern Ausgaben seiner locorum theolog., als auch in andern öffentlichen

Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter, und nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung schriftmäßiger erklärte, und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem augustinischen System unumwunden gestand, konnten alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Gewohnheit, immer weiter zu forschen, und seine Ueberzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieser Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden; wenn er auch aus letzterm Grunde seine Worte oft milder stellte, als die steifen Lutheraner wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und wer mag sein Bestreben, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unsrer Zeit in jenen Ansichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf seiner Seite? Doch zu einer so billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenossen Melanchthon's keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachsen, welche Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die alten Mißbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Eiferern die beste Veranlassung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoristische Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulassenden Nebendinge in der Religionsübung, worin Flacius ihn nun alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob und endlich die synergistischen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noch kurz vor seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er seines Ruhms und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wol nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürsten Moritz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im Jan. 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die 1554 zu Naumburg veranstaltete Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit zu seiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier gestiftete Versöhnung mit seinen Feinden nur scheinbar, und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher Melanchthon's letzter Wunsch, als er den 19. April 1560 in einem Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste seines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche und theure erstgeborne Tochter Anna war nach einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus schon 1547 vor Gram gestorben; 1557 war ihm seine Gattin, Katharina, eine Tochter des Bürgermeisters Crapp zu Wittenberg, die er schon 1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das schwache, ängstliche Gemüth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als unter den Seinigen. In den ersten Jahren seiner Ehe sah man ihn seine Kinder wiegen und in ihrem Kreise arbeiten

Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum ersten Male sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei seiner strengen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den großen Reformator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen, kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist an, den diese zarte Hülle umschloß, und erheiterten, wenn er sprach, sein ganzes Angesicht. So hat ihn Lucas Kranach in seinen Gemälden aufgefaßt. Frohe Scherze wechselten in seiner Unterhaltung mit den scharfsinnigsten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern sah er Gesellschaft an seinem Tische, und Dürftige fanden bei ihm so reichliche Unterstützung, daß er durch seine Freigebigkeit bisweilen selbst in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug seines Charakters war, umfaßte er alles, was sich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall sein Herz sprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unschuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm so natürlich, daß es ihm schwer wurde, irgend einem Menschen etwas anders zuzutrauen; und vielfältig getäuscht und gemißbraucht, lernte er erst spät die Ränke und unedlen Leidenschaften kennen, die sich seinen besten Absichten so oft in den Weg stellten. Aber eben dieser arglose, milde Charakter machte ihm zum Gegenstande der innigsten Liebe und Ergebenheit seiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's strömten Studirende nach Wittenberg, um sich zu seinen Füßen zu versammeln, und der Geist der Gründlichkeit und unbefangnen Forschung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach seinem Tode wohlthätig fort, so wie überhaupt seine Verdienste um die Erziehung unvergeßlich sind. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erste Stelle unter den berühmten Männern seines Jahrhunderts streitig machen, der liebenswürdigste, reinste und gelehrteste wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E.

Melchisedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jerusalem der Stadt des Friedens), das er zuerst gegründet haben soll, zugleich ein Priester Gottes, ist nur aus einem Auftritte in der Geschichte Abrahams bekannt. Als dieser Freund Gottes aus einer Fehde siegreich zurückkehrt, kömmt Melchisedek ihm mit Brot und Wein entgegen, segnet ihn und dankt dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, für seinen Sieg. 1. Mos. 14. 18. Nicht mehr sagt die Geschichte von diesem ältesten Priesterkönige. Ein ähnlicher, Anius, König von Delos und Priester seines Vaters Apollo, bewirthet den Aeneas (Virg. Aen. III. 80 fg.) Aus diesen Beispielen, in denen das Historische sich schwer von dem Mythischen scheiden läßt, ist nicht ohne gegründeten Widerspruch auf eine in der vorhistorischen Zeit üblichen Verbindung der priesterlichen Würde mit der königl. geschlossen worden. Der fromme Glaube, der in Melchisedek ein Vorbild Jesus sieht, hat das Ansehn des Briefes an die Hebräer für sich. Ganz grundlos aber war die Annahme der Hierakiten, Melchisedek sei der heilige Geist. Diese von Hierax, einem christlichen Gelehrten in Aegypten, gegen Ende des 3. Jahrh. gestiftete ketzerische Sekte, die durch ihre allegorischen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Christi habe nur in der Verkündigung einer strengern Sittenlehre bestanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflösung christlicher Lehrsätze in sinnbildliche

Redensarten, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der Melchisedekiten und erlosch bald. Ihre strenge Askese ging in das Leben christlicher Einsiedler und Mönche über. E.

Melchiten, syrisch: Königliche, hießen ursprünglich im 6. und 7. Jahrh. diejenigen orientalischen Christen, die sich, dem Willen des Kaisers gemäß, den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlungen unterwarfen, daher kaiserlichgesinnte. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxie selbst. Neuerdings wird er von Reisebeschreibern den Jacobiten in Mesopotamien und den mit der römischen Kirche unirten Kopten in Aegypten beigelegt. E.

Melchthal (Arnold von), von seinem Wohnort im Canton Unterwalden so genannt, einer der Gründer der schweizerischen Freiheit. Der Landvogt Alberts von Oesterreich hatte Arnolds Vater, einem reichen Gutsbesitzer, ein Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen lassen, und der Knecht des Zwingherrn dabei geäußert: „Die Bauern mögen selber den Pflug ziehen, wenn sie Brot haben wollen." Aufgereizt von diesen Worten, schlug und verwundete Arnold den Knecht, und um der Vergeltung zu entgehen, rettete er sich durch Flucht. Grausam aber ward die Rache an dem Vater geübt, dem der Landvogt die Augen ausstechen ließ. Arnold verband sich mit seinen Freunden Fürst und Stauffacher und alle drei beschworen in der Novembernacht (1307) den heiligen Bund zur Rettung des Vaterlandes auf dem Rütli am Waldstättersee. Sie versprachen sich eidlich, ihr Leben zu opfern, sich nie zu verlassen, und alles zu wagen für des Vaterlands Befreiung. Jeder verpflichtete sich, in seinem Canton die Sache des Volks zu vertheidigen und es mit dem Beirath der Gemeinen um jeden Preis in den Genuß seiner Freiheit zu setzen. Dabei aber ward ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in seinen Gütern und Rechten nicht zu schädigen, sich nicht vom deutschen Reiche zu trennen, noch auch den Aebten und Edlen zu verweigern, was ihnen gebührte. Es sollte so viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, sich selber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu sichern.

Meleager, I) ein Sohn des kalydonischen Königs Oeneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parzen zur Althäa, und bestimmten sein Schicksal. Klotho sagte, er werde großmüthig, Lachesis, er werde tapfer sein, und Atropos, er werde nicht eher sterbon, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt sein werde. Althäa nahm sogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Meleager zeigte sich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Akastus angestellten Leichenspielen den Preis mit dem Wurfspiele, zeichnete sich aber vorzüglich bei der kalydonischen Jagd (s. Kalydon) aus, zu welcher er die angesehensten Heldenjünglinge Griechenlands versammelte. Er selbst erlegte den Eber und schenkte die Haut desselben, als den vornehmsten Preis, seiner geliebten Atalanta, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter, Idrus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und beraubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltsam die Haut. Meleager, der sie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. Im wüthenden Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn in's Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen starb. Von Andern

wird die Geschichte noch anders erzählt. Wir besitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildsäulen des Meleager. 2. Meleager aus Syrien, s. **Anthologie**.

Meletianer hießen die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykon in Aegypten, der unter Diokletian's Verfolgung 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Christen, die er verweigerte, und wegen willkürlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Bischof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte seine Partei die Kirche der Märtyrer, und erkannte die Metropolitanrechte der alexandrinischen Kirche über ganz Aegypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptischen Geistlichkeit verursachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des bischöflichen Amtes untersagte, bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. Gegen die Partei des orthodoxen Bischofs **Athanasius** (s. d. Art.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derselben anzunehmen. Schismatiker desselben Namens entstanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Bischof daselbst 360 von den Arianern gewählt und wegen seiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Bischof hielten, und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit seinem Tode (381) erlosch dieser Name, doch später erst die Spaltung der antiochenischen Kirche. Die römische und griechische Kirche rechnen diesen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und in's Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde, und als solche den Namen Palämon erhielt (s. **Athamas** und **Ino**). Die Seefahrenden verehrten ihn als einen schützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern **Portumnus** (s. d. Art.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüssel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie sonst bei größern Meergöttern geschieht, auf einem Wagen fahrend, sondern schwimmend vorgestellt. In vielen Hafenstädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Insel Tenedos wurden ihm sogar Kinder geopfert.

Melismatisch wird diejenige Art des Gesanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten gesungen werden, entgegengesetzt dem sogenannten syllabischen Gesange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehrern Noten zusammgesetzte, nur auf eine Sylbe gesungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der syllabische Gesang wird im Recitative und im Chorale unvermischt gebraucht: der melismatische hingegen, welcher in den übrigen für den Gesang bestimmten Tonstücken vorkommt, erscheint jedesmal mit dem syllabischen Gesange vermischt. Dann heißt auch melismatischer Gesang ein verzierter Gesang, und melismatisch, was zur Verzierung des Gesanges gehört: melismatische Gesänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten sind.

Melissus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um 444 v. Chr. In der Geschichte seines Vaterlandes ist er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Als Philosoph wird er zur eleatischen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derselben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen

punkten ab. Dieser dachte sich die Weltsubstanz nur als intelligibel und gab die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, wie sie uns die Sinne darstellen, zu; Melissus aber stellte sich die Weltsubstanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrungen durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß seine metaphysischen Grundsätze mit der gemeinen Erfahrung in Widerstreit lägen, machte Melissus die relative Wahrheit zum Merkmal der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er schloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandene ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und sich überall gleich sei, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müsse, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: so müsse man sich an jene halten, und diese für falsch erklären, oder wenigstens jene vorziehen und diese dahin gestellt sein lassen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wisse noch wissen könne.

Melodie bedeutet im Allgemeinen eine gewisse Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechselung der Höhe und Tiefe, Kürze und Länge angenehm erscheint; im eingeschränkten Sinne des Worts auch den Gesang irgend eines bestimmten Musik- oder Singstücks, auf welche man hindeuten will (wenn man sagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componist das Ideal der Empfindung, welche er zu malen sich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geschieht in unsern mehrstimmigen Kunstwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptstimme, welcher die übrigen Stimmen bloß zur Unterstützung beigesellt sind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Wesentlichste jedes Tonstücks sei, und daß ihr die Harmonie, so wichtig auch die Vortheile sind, die sie gewährt, und so sehr auch durch dieselbe die Ausdrucksmittel der Kunst vermehrt werden, dennoch untergeordnet sein müsse. Die Musik hat den Gesang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmste Aufgabe, zum steten Ziele, und alle Künste der Harmonie haben bloß den schönen Gesang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum ist es eine eitle Frage, ob in einem Tonstücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmste Erfoderniß sei. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel, der Melodie als Zweck stets untergeordnet bleiben. Daher ist es für den Tonsetzer von der größten Wichtigkeit, die wesentlichen Eigenschaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch diese zu erreichen steht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componist in den Stand gesetzt wird, mittelst melodischer Verbindung der Töne ein schönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, sind die Verschiedenheiten der Töne und die Verschiedenheiten ihrer Bewegung, insofern sie den Aeußerungen der verschiedenen Empfindungen angemessen sind, und also auch wiederum auf unsre Empfindungen wirken können. Nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Mensch durch die Vögel auf die Nachahmung des Gesangs gekommen sei; es ist wahrscheinlicher, daß der Gesang auch allmäliges Erzeugniß der Natur des Menschen selbst sei, denn die einzelnen Töne, woraus der Gesang gebildet ist, sind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menschen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider seinen Willen auspreßt. Der Mensch ist geneigt, sowol den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und sich in denselben gleichsam einzuwiegen. Wir sehen, daß Kinder, die noch nichts von Gesang wissen, wenn sie in vergnügter oder trauriger Stimmung sind, sich durch dazu passende Töne darin zu unterhalten suchen.

Durch diese Töne bekommt das Gefühl gleichsam etwas Körperliches, woran es sich festhalten und wodurch es sich eine Fortdauer verschaffen kann. Diese allein machen aber den Gesang noch nicht aus. Denn erst wenn abgemessene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entsteht der eigentliche Gesang. Auch diese scheinen in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine Wiederholung solcher Töne, ohne bestimmte Wiederkehr und Abwechselung mit Länge und Kürze, vermag die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derselben nicht zu bewirken. Dieses thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung besser. So ist es eine nicht seltne Erscheinung, daß nicht bloß das Kind, sondern auch der rohe erwachsene Mensch mit der Wiederholung leidenschaftlicher Töne eine gewisse gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken desselben verbindet, worin der Ursprung des Takts (s. d. Art.) zu suchen ist. Nichts ist bequemer, uns eine Zeit lang in einer und eben derselben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gefesselt wird. Und so läßt sich einigermaßen der Ursptung des Gesangs erklären, den man als eine, in bestimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne bestimmen kann. Gesang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menschliche Stimme, sondern auch auf den Instrumenten hervorgebracht werden. Aber der Gesang der menschlichen Stimme ist freilich der ursprünglichste und vollkommenste, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes, jedem Ton auf das Genauste die besondre Abstufung, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderstehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, so hat der Gesang vor allen andern Werken der Kunst den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande ist. Dies legt dem Tonsetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Gesangs oder der Melodie die größte Aufmerksamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonsetzern, wegen der herrschenden harmonischen Ueberladungen, anzuempfehlen ist. Melodie und Rhythmus sind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu versetzen, und wo jene fehlen, da ist die höchste Reinheit der Harmonie eine ganz unwirksame Sache. Das eigentliche Wesen der Melodie besteht nun aber einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung schildern, und jeder, der sie hört, muß sich einbilden, er höre die Sprache eines Menschen, der, von einer gewissen Empfindung durchdrungen, diese an den Tag zu legen strebt. Insofern nun aber diese Melodie in den Händen des Tonsetzers ein Werk der Kunst und des Geschmacks ist, muß sie auch, wie jedes andre Werk der Kunst, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden sind. Dieses Ganze muß eine gefällige Form haben und sowol überhaupt, als in seinen einzelnen Theilen, so beschaffen sein, daß das Ohr des Zuhörers zur beständigen Aufmerksamkeit gereizt werde und sich ohne Anstoß, ohne Zerstreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Lust überlassen und hingeben könne. Jeder Gesang, der diese doppelten Eigenschaften hat, ist gut. Die verschiedenen besondern Eigenschaften, welche einer guten Melodie eigen sein müssen, sind in Kurzem folgende. Zuerst ist schlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrsche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemessene Abwechse-

lung seine verschiedenen Abstufungen bekomme. Dies kann nur dadurch geschehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer bestimmten Tonleiter (s. Ton) genommen werden. Geschähe dies nicht, so würde unter den einzelnen Theilen kein Zusammenhang sein. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie gibt den aus derselben genommenen Tönen den nöthigen Zusammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemessen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eigenen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonsetzers ist, diesen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, desto glücklicher wird er in besondern Fällen in der Wahl des Hauptton sein, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloß aus ein paar Hauptsätzen bestehen, kann man durchaus bei dem Hauptone bleiben, oder auch allenfalls in seine Dominante (s. d. Art.) übergehen; längere Stücke hingegen erfodern Abwechselung des Tons, damit der leidenschaftliche Ausdruck, auch in Absicht auf das Harmonische, seine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens ist zu einem guten Gesange der Rhythmus (s. d. Art.), d. h., die Abmessung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nöthwendig. Jeder Gesang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton ist als eine kleine Rückung, deren eine bestimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzusehen. Es scheint überhaupt eine so natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Gang und der Bewegung des Gesanges zu sein, daß überall, auch bei den rohesten Völkern, die ersten Gesänge, die unter ihnen entstanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleicht, ist, selbst beim bloßen Anschauen schon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, so harmonisch richtig man auch deren Fortschritte fände, wenn unter denselben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vorhanden wäre, unsre Aufmerksamkeit keinen Augenblick unterhalten, sondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden sein, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Musik Takte genannt werden, eingetheilt sein. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehrern kleinen Rückungen bestehen, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der ersten Rückung stärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Takte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder Takte in gefälliger Abwechselung auf einander folgen, und es ist deswegen nöthig, daß die Dauer des Taktes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit, die den Gesang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichst gefühlvollen Ausdruck, welcher durch eine schnelle oder langsame Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die Töne einzeln abgestoßen oder geschleift, stark oder schwach vorgetragen, hoch oder tief gesungen werden), durch größere oder kleinere, consonirende oder dissonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Takt und durch die daraus entstehenden verschiedenen Accente, durch die besondre Art oder Anzahl

der einzelnen Theile des Takts, durch die Austheilung der Töne in dem Takte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einschnitte und Abschnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder dieser Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens muß eine gute Melodie singbar oder spielbar und, nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen sein. Wo diese Eigenschaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienste einer Composition verdunkelt und unwirksam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonsetzer sowol den ausübenden Gesang, als die Natur aller derjenigen Instrumente, für welche er setzen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Gesanges kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu merken, daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatonische Tonleiter ist in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichste. Die fünfte und letzte Eigenschaft einer guten Melodie besteht in der Nothwendigkeit, den Ausdruck eines Textes so viel als möglich durch die Melodie wiederzugeben. Der Tonsetzer muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Dabei ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth sich dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Manieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Satze, so werden ihm Bewegung und Takt, wie sie dem Texte angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der Fall ist, gegen das Ebenmaß der Musik: so muß sich der Setzer mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte, weinet nicht, und der Tonsetzer wollte nun auf dem ersten Worte Töne setzen, die etwa das Weinen nachahmen sollten? Und doch trifft man dergleichen Verstöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Taktes die Melodien höchst unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entstehen, wenn man Dissonanzen auf Takttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreiviertel-Takt können z. B. die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen aber in diesem Takte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen fallen die Dissonaozen im Sechsachtel-Takte auf das erste und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet. Pq.

Melodrama (Duodrama, Monodrama) bezeichnet ein kleines musikalisches Drama, besonders diejenige Art des Dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner Sätze durch Instrumental-Mu-

sik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich dadurch von der Oper, daß der Dichter den dazu gewählten Gegenstand lyrisch bearbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichsam nur andeutet, und der Musik dadurch Gelegenheit gibt, diese Gefühle auszudrücken. Zur Unterscheidung nennt man gewöhnlich Monodrama ein solches musikalisches Drama, wenn es nur eine Person hat; Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen Pygmalion veranläßt, Brandes die gerstenbergische Cantate Ariadne, so wie nachher Gotter die Medea bearbeiteten, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den Beifall werfen, welchen diese beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erscheinung in einem so hohen Maße erhielten: so müssen wir allerdings erstaunen, daß diese Gattung späterhin so wenig Nachahmer gefunden, und sich der Geschmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderst den mechanischen Bau der vorhandenen Melodramen betrachten: so werden wir finden, daß eine einzige Person außer Stande ist, eine dramatische Handlung zu beginnen, an das zu gewährende Interesse nothwendig geknüpfte Verwickelungen durchzuführen, und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuschauer in sich harmonisch zu beenden. Um einem solchen harmonischen Uebelstande wenigstens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben gesucht. Hieraus entsteht aber der grelle Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unsrer anschaulichen Kenntniß gelangen. Wir sehen Wirkungen, ohne die Ursachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweises, daß ein solches Werk, dem statt der dramatischen Handlung stets Gefühle und Empfindungen untergeschoben werden, seines Mangels an innerer Haltung wegen, auf keine fortdauernde Theilnahme Anspruch machen könne. Anders verhält es sich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, schon größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechanischen Hülfsmittel immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um dem Componisten durch die mit diesem Charakter nothwendig verbundne Lyrik, hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber der ernste Charakter einer solchen lyrischen Handlung, durch Mangel an äußerer Bewegung, nothwendig sehr beengt sein muß, und dieser Mangel an Bewegung, durch die eben so nothwendig beschränkte Handlung einer oder zweier Personen, nicht gehoben werden kann: so scheint sich daraus zu ergeben, daß ein ernster Inhalt für diese Art dramatischer Arbeiten durchaus unstatthaft sei. Man scheint dies insofern beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen kleinen musikalischen Dramen, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komischen Charakter gegeben hat. Ein andrer Verstoß gegen die nothwendig zu erregende Theilnahme, welcher jene Mängel der Poesie noch übertrifft, liegt in der Art und Weise, wie man die Musik zu diesen Melodramen bisher behandelt hat. Wer vermöchte an jenen stets gewaltsam abgerißnen, im Charakter sich fast immer einer dem andern widersprechenden, musikalischen Sätzen, selbst wenn sie an und für sich

die vortrefflichsten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Dichter solcher Melodramen glaubt, dem Componisten nicht genugsame Gelegenheit zur Entwickelung seiner Kunst zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen sich unter einander selbst bestreiten läßt. Dadurch entsteht natürlich ein solcher Mangel an Einheit in der musikalischen Darstellung, daß fast jede musikalische Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verschiedenen und sich oft vernichtenden Charakter zur Erscheinung bringt. Aus allen diesen angeführten Gründen geht hervor, daß das sogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouterweck sich ausdrückt, zwei Künste, die dasselbe Ziel verfolgen, mit besondrer Höflichkeit einander abwechselnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg trit, insbesondere seines musikalischen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unstatthafte Gattung dramatischer Erzeugnisse zu erklären ist, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entschieden hat. Unter Melodrama, sagt Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, verstehen die Franzosen nicht, wie wir, ein Schauspiel, worin Monologe mit Instrumentalmusik in den Pausen abwechseln, sondern wo in emphatischer Prosa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch sinnliche Handlungen nebst den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe sich etwas Besseres bauen; denn leider sind die meisten Melodramen bis zur Abgeschmacktheit roh und gleichsam Fehlgeburten des Romantischen. Pq.

Melone, Cucurbita Melo, eine kürbißartige Garten- und Feldfrucht von angenehmen, süßgewürzhaften Geschmack. Sie ist in Asien zu Hause, und kann in Deutschland kaum unter freien Himmel gezogen werden. In der Gegend um Astrachan erbaut man sehr graße, wohlschmeckende Melonen, Arbusen genannt. Die deutschen Gärtner ziehen besonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden warzigen, unförmlichen Früchten, von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnschaliger ist und früher reift, als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Wassermelone, Cucurbita Citrullus, welche besonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermischt genießt.

Melos, griech. der Gesang, Gesangspoesie, daher melisch so viel als lyrisch, reinlyrisch (s. Lyrik).

Melpomene, die Muse des Trauerspiels. Sie wird abgebildet mit einer ernsthaften Maske, wol auch mit einem Cypressenzweig in der einen, und einem Dolch in der andern Hand. (S. den Art. Musen.)

Melusine. Die durch ein artiges Mährchen gar wol bekannte schöne Melusine, war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern stammte sie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelsus macht sie zu einer Nymphe; die meisten aber bezeichnen sie als eine mächtige Fee, die sich mit einem Fürsten aus dem Hause Lusignan vermählte. Sie war, wie die meisten Feen jener Zeit, gezwungen, gewisse Tage des Monats Fischgestalt anzunehmen: alsdann wandte sie alle Sorgfalt an, sich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten sehen zu lassen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar zu gern wissen wollte, was Melusine so eingeschlossen vornehme, unvermuthet

in's Zimmer, und erblickte sie in einem Wassergefäß in einer Gestalt, worin er sie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, sein Erstaunen auszudrücken; sobald sie sich entdeckt sah, stieß sie einen lauten Schrei aus und verschwand. So oft seitdem ein Glied des Hauses Lusignan von einem Unfall bedroht war, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weise sterben sollte, erschien sie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schlosses Lusignan, das sie hatte bauen lassen, und ließ dort Seufzer und Wehklagen hören.

Memel, im Königreich Preußen, im Regierungsbezirk Königsberg, an der Einfahrt in das kurische Haff, ist die nördl. Stadt in Preußen (55° 42′ 15″ Breite, 38° 45′ L.) und liegt 122 Meilen von Berlin, nicht weit von der Grenze. Memel hat 630 Häuser mit 8000 Einwohnern, die vom Schiffbau, Fabriken und Handel (besonders mit England) leben. Es gibt hier verschiedne große Handelshäuser. Der Hafen ist gut, sicher und wird durch die Festung vertheidigt. Ein 73 Fuß hoher Leuchthurm liegt vor demselben auf einem Sandhügel. Es kommen jährlich 5—600 Schiffe in demselben an. Außer Getreide, Hanf und Häuten wird besonders guter Leinsamen und Holz aus Litthauen von da ausgeführt. Im J. 1807 wählte der königl. preuß. Hof diese Stadt zu seinem einstweiligen Aufenthalte. Memel ist auch der deutsche Name des Flusses, den die Polen Niemen nennen. (S. d. Art.)

Memnon, nach dem Mythus ein Sohn des Tithon und der Aurora und ein Bruder des Emathon. Nach Einigen war er König der Aethiopier, nach Andern der Assyrer. Zu Abydos in Aegypten erbaute er einen prächtigen Palast und ein Labyrinth; einen andern Palast zu Susa in Persien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, mußte ihn durch das Geschenk eines goldnen Weinstocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen; er verrichtete dabei mehrere tapfre Thaten, und verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, ließ Jupiter aus seiner Asche eine unzählige Menge Vögel entstehen (Memnonsvögel), welche jährlich zu seinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Nach seinem Tode ward er als Heros verehrt. Bei Theben sah man seine zum Theil noch vorhandne Bildsäule, oder eigentlich zwei Bildsäulen in kolossaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beschien, gab sie einen fröhlichen Klang von sich; ging sie unter einen traurigen. Man erzählt sogar, daß sie Thränen vergossen und Orakelsprüche in sieben Versen ausgesprochen habe. Man hörte den Klang noch bis in's 4. Jahrh. n. Chr. Geb.; Beschreibungen dieser tönenden Memnonssäule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pausanias und Strabo, und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber ihre Beschaffenheit und über die Erzählung vom Memnon hat man mehrere Hypothesen. Die Säule befindet sich jetzt in England.

Mémoire. Memoiren. Mit diesem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine schriftliche Vorstellung, einen Aufsatz zur Anregung eines Gegenstandes, Eingabe. Dann insbesondre I. Staatsschriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, besonders die Besiegelung fehlen. Sie kommen bei Unterhandlungen der Minister häufig, bisweilen auch bei Antworten und Resolutionen der Herrscher vor, weil man durch diese Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonial-

streitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterscheidet drei Arten derselben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Mémoire in Briefform); 2. solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Mémoire schlechthin); und 3. solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern a) Circularnoten an das diplomatische Corps d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu ersuchen; gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretairs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Gesandten auf dessen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Mémoire zu übergeben. Die Denkschreiben der Gesandten an den Höfen, wo sie residiren, sind meist eigentlich sogenannte Mémoires, bisweilen auch bloß Noten; in Briefform werden sie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter historischen Mémoiren versteht man solche Schriften, in denen Jemand selbst erlebte Geschichten zur Erinnerung für sich selbst aufgezeichnet hat: Denkschriften. Sie unterscheiden sich von einer vollständigen Geschichte oder Chronik dadurch, daß sie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstand haben; 2. daß deren Verfasser entweder selbst an der beschriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können, und 3. daß sie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Aus dem letztern Grunde macht man an sie keine große Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich historisches Kunstwerk, und gesteht ihnen zu, daß sie minder zusammenhängend und sorgloser im Ausdruck sein können, obschon ihr Werth um so größer ist, je weniger sie von jener Erlaubniß Gebrauch machen und mit Leichtigkeit, ohne störende Nachlässigkeit erzählen. Sie liefern dem Forscher anziehende Einzelnheiten, entdecken oft die geheimsten Triebfedern, bringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geschichtsbüchern vernachlässigte oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeutete Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge und Entwürfe, von denen bloß das letzte Ergebniß in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die rein sich aussprechende Individualität des Schreibenden, durch seine Art, die Begebenheiten zu betrachten (gesetzt auch, daß sie einseitig, beschränkt, ja selbst parteiisch sein sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt), durch Eigenthümlichkeit, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung. Durch diese Eigenschaften erhalten sie vor andern Gattungen historischer Schriften den Vorzug, daß sie den bloßen Liebhaber wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachlässigkeit ihrer Form, diesen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen ist, daß in letzterer Rücksicht die historische Kritik bei den-

selben ein schweres Geschäft hat. Als die ältesten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Cäsars Berichte von seinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Bischofs Ditmar Chronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Literatur sie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit sind, und wo sie, vom Ende des 15. Jahrh. an, immer häufiger werden. Besondre Erwähnung verdienen: Phil. de Comines Mémoiren, der die Geschichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464—1498) in lichtvoller und kunstloser Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürsten erzählt (London 1757, 4 Bde. 4.); Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochenen Nationalsinn merkwürdige Mémoiren gehen von 1513—1516 (Paris 1569 Fol., modernisirt herausgegeben von Lambert, Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaise de Montluc ist in seinen Mémoiren (von 1521—1569, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12) eben so offenherzig in seinem Selbsttadel als in seinem Selbstlobe; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, so wir durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau (Mém. von 1559—1570, Brüssel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoiren (Oeuvres, Paris 1787, 8 Bde. 8.) sind durch eine besondre Mischung von schamloser Naivetät mit cynischer Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unstätigkeit des abgeschliffenen höfischen Wüstlings charakteristisch. Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561—1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde., 8. deutsch, von Fried. Schlegel, Leipz. 1803, 8.). Aubigné (1550—1600. Amsterd. 1623, 3 Bde. Fol.) ist bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähsucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem gesuchten, oft unverständlichen Ausdrucke ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger, wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender Schriftsteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältnissen, in denen er lebte, und bei seiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom ersten Range, ob er gleich beschränkt und parteiisch, selbst unfreundlich und bitter in seinen Urtheilen über Menschen und Hofverhältnisse, und in seinem Vortrage nachlässig und oft ermüdend, weitschweifig ist (Paris 1788, 5 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenner, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648—1652) mit Meisterhand, hat bei unverschleierter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde.. 12. Paris 1804. 18.). Des Kardinals de Retz Memoiren (Genf 1777, 7 Bde. 12. deutsch. Jena 1798—1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der psychologische Kritik anzuwenden versteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteristik ist sprechend und verräth den

geübten und tiefblickenden Kenner, die Darstellung ist geistreich, witzig, reich ausgestattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachlässigkeit der feinern Umgangssprache und viel natürliches Feuer. Aus der großen Menge der vorhandenen übrigen franz. Mémoiren führen wir noch folgende an: die von Joinville, sehr anziehend durch ihre Naivetät, die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy, und Montyon, für Diplomatrn von besonderem Interesse; die von St. Simon, Dûclos, der Madame d'Epinay; hieher zu zählen sind auch die Werke des Abbé Soulavie; die Bekenntnisse von J. J. Rousseau; die Correspondenz von Grimm, die Correspondenz von Laharpe; das Tagebuch von Bachaumont; die Considérations sur la Révolution der Frau von Stael; das Werk von Süard über das 18. Jahrhundert; die Denkwürdigkeiten der Madame Laroche Jacquelin und andere. In Paris sind seit einigen Jahren vier große Sammlungen von Mémoiren begonnen worden, die für Bibliotheken und Sammler von großem Interesse sind: die Erste ist: Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe Auguste jusqu'au commencement du 17. Siècle; avec des notes sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrage par M. Petitot. Diese Sammlung besteht aus 42 Bänden und ist vollendet, der Preis jedes Bandes ist 6 Francs. Die zweite ist eine Folge und Fortsetzung der vorhergehenden unter dem Titel: Collection etc. depuis l'avènement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763; und ist wie gleich die Erste von Herrn Petitot geordnet und besorgt. Der Preis ist ebenfalls für den Bd. 6 Francs. Bis jetzt (April 1823) sind von dieser zweiten Folge 23 Bde. erschienen. Beide Sammlungen sind im Verlage des Buchhändlers Foucault herausgekommen, und mit der größten typographischen Sorgfalt ausgestattet. Die dritte ist eine Sammlung von bereits gedruckten und noch nicht gedruckten Mémoiren über die französische Revolution. Es wird auch diese mit großer Aufmerksamkeit von den Herrn Berville und Barrière herausgegeben und kann solche in ihrer Art für musterhaft gelten. Jedes einzelne Werk ist mit einer einleitenden Biographie des Verfassers oder der Verfasserin versehen; der sehr correcte Text dann mit berichtigenden, erläuternden und ergänzenden Noten und am Schluße sind in der Regel größere Beweisstücke (pièces justificatives) mit großer Einsicht und Sorgfalt zusammengebracht und gewählt. Von dieser Sammlung sind bis zum April 1823 bereits 18 Bände wirklich erschienen; vollständig wird sie aus den Mémoiren der nachstehend genannten berühmten Männer und Frauen bestehen: nämlich den Denkwürdigkeiten der Madame Roland, des Marquis de Ferrières; von Linguet; Dûsault; vom Marquis de Bouillé; Baron Besenval; von Bailly; Rabaud de St. Etienne; Mounier; vom Marquis von Lally Tolendal; Marquis von Rochambeau; von Riouffe; Rivarol; Louvet; vom General Puisaye; Marquis von Montesquiou; Camille Desmoulins; St. Jûst; Necker; Clery; Mallet dû Pan; von Barbaroux; Fréron; Garat; vom General Doppe; Beaumarchais; Ramel; Aymé; Marmontel; Phelippeau; Antonelle; Courtois; Dûmouriez; von Madame Campan; Morellet und noch anderen mehr, von welchen die thätigen Unternehmer die Gebrüder Baudouin in Paris sich noch in Besitz setzen werden. Die vierte Sammlung betrifft Mémoiren über die englische Revolution; übersetzt und herausgegeben von einem der geistreichsten franz. politischen Schriftsteller der jetzigen Zeit, Herrn Guizot. Auch diese Sammlung ist mit großer

Verständigkeit angelegt; mit Einleitungen, Noten, Beweisstücken begleitet und verdient eine Stelle in jeder größern Bibliothek. Man hat im ganzen 24 bis 30 Bände zu erwarten. Erschienen sind bis jetzt, die Mémoiren von Thomas May oder Geschichte des langen Parlaments; die von Philipp Warwick über die Regierung Carl des Ersten; die von John Berklay, Thomas Herbert und Price; erwartet werden noch die von Sollis, Fairfax, Huntington, der Frau Hutchinson, Ludlow, Clarendon, Burnet, Temple, Rokesby und Andere. In der deutschen Literatur sind Denkwürdigkeiten dieser Art eine Seltenheit, und ihrer nur wenige anzuführen. Zu den anziehendsten sind zu rechnen, die der Markgräfin von Baireuth, Schwester Friedrich des Großen ursprünglich aber ebenfalls in franz. Sprache geschrieben, und zu den wichtigsten die von Friedrich den Großen selbst (Histoire de mon temps u. and.) Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 gab der Oberst von Massenbach im Verlage des Herausgebers des Conv. Lex. drei Werke heraus, die hierher zu zählen sind und eine Erwähnung verdienen. Es sind folgende: Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preuß. Staats seit dem J. 1794, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug 1806. 2 Thle. mit Karten und Planen 8. 1809. — Rückerinnerungen an große Männer. 8. 1819. — Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und III. 3 Thle. mit Karten und Planen. 8. 1809—1810. Der vierte Theil des letztern Werks, schon gedruckt, wurde auf den Wunsch der preuß. Regierung gänzlich unterdrückt und die ganze Auflage eingestampft. Dohm's übrigens höchst schätzbare Denkwürdigkeiten können nicht mit Recht hieher gerechnet werden, da sie nur aus zusammen gereiheten historischen Aufsätzen über Begebenheiten unserer Zeit bestehen, an welchen Dohm entweder geringern oder größern Theil genommen oder über solche Forschungen angestellt hat. Von Gagern hat dagegen kürzlich angefangen unter dem Titel: mein Antheil an der Politik, Memoiren herauszugeben, die über manche Begebenheiten unserer Zeit interessante Aufschlüsse geben. Napoleons Verbannung nach St. Helena und sein dort erfolgter Tod hat die neueste Zeit auch zur Bekanntmachung vieler Schriften dieser Art geführt, durch welche wir über die wichtigsten Begebenheiten der neuern Zeit und die hervorstehendsten Charaktere in derselben die belehrendsten Aufschlüsse erhalten haben und ferner erhalten werden. Die Bedeutendsten derselben sind: des Chirurgen O'Meara Tagebuch über Napoleon auf St. Helena (Napoleon in exile; or a voice from St. Helene; 2 vols Lond. 1822. 8.) zweimal in's Deutsche übersetzt: Stuttgart bei Cotta und Dresden bei Hilscher; das Mémorial de St. Helena vom Grafen Las Cases, von welchem bis jetzt 4 Bde. erschienen sind, denen noch vier andere folgen werden. Auch dies ist zweimal in's Deutsche übersetzt: bei Cotta in Stuttgart und bei Arnold in Dresden; endlich die Memoiren von Napoleon selbst, die er seinen Begleitern dictirt hat und die jetzt in Paris und London von dem Grafen Montholon und dem General Gourgaud herausgegeben werden. Zwei Bände sind davon bis jetzt (April 1823) erschienen. Buchh. Reimer in Berlin besorgt vom Original einen Abdruck für Deutschland und eine deutsche Uebers. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, besonders die in gelehrten Gesellschaften vorgelesenen Denkschriften, werden mit diesem Namen belegt. Die Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres und mehrere andere Sammlungen dieser Art sind allbekannt. A—s.

Memphis, ehemals Hauptstadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptstadt Aegyptens und die zweite Residenz der ältern Könige, auf der Westseite des Nils gelegen. Sie wird als eine Kolonie von Theben angesehen, und war ein mächtiger, eine Zeit lang der herrschende Priesterstaat in Aegypten. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Phtha, und Paläste zierten sie. Nach und nach aber sank sie von ihrer Höhe herab, und im 7. Jahrh. eroberten und zerstörten sie die Sarazenen. Jetzt soll das Dorf Moniet Rahinet unter den Trümmern von Memphis liegen.

Menage (Gilles), ein bekannter französischer Gelehrter, geboren zu Angers 1613, zeigte früh Neigung für die Wissenschaften. Nach Vollendung seiner Studien wurde er königl. Sachwalter an seines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn, seinem Vater diesen Posten zurück. Er trat in den geistlichen Stand, bekam einige Pfründen, widmete sich ganz dem Studium der schönen Künste, und bezog das Kloster Notre-Dame, wo er eine Gesellschaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zusammen kam, und die er seine Mercuriale (Versammlung zur Abstellung von Mißbräuchen) nannte. Sie bestand gegen vierzig Jahre. Menage besaß viele Kenntnisse und ein ungeheures Gedächtniß. Die italienische Sprache hatte er so inne, daß er mit Leichtigkeit darin versificirte. Seine italienischen Gedichte verschafften ihm die Aufnahme in die Akademia della Crusca. Er würde auch in der französischen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seiner Requête des Dictionaires (einer satyrischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionaire derselben spöttisch angegriffen hätte; überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und sein Leben war ein beständiger Krieg. Menage hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius (1663) ist mit sehr geschätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bdn.) und seine Origini della lingua italiana (1669 u. 85.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungner Etymologien. Unter seinen Satyren gegen Montmaur ist die Metamorphose dieses Pedanten in einen Papagei die beste. Seine lateinischen, italienischen, griechischen und französischen Poesien sind ziemlich werthlos. Er starb 1692. Nach seinem Tode erschienen Menagiana, erst in einem, dann in vier Bänden, eine Sammlung von einzelnen Zügen aus seinen Gesprächen, deren Werth sehr ungleich ist.

Menander, der berühmteste unter den griechischen Lustspieldichtern, war ein Sohn des Diophetis und der Hegesistrate, und im J. 342 vor Chr. zu Athen geboren. Er soll sich in einem Alter von 52 Jahren, vor Verdruß über den größern Beifall den sein Nebenbuhler Philemon erhielt, ersäuft haben; übrigens ist von seinen Lebensumständen wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als hundert belief, erwarb ihm bei den Griechen den Beinamen eines Fürsten des neuern Lustspiels; und es ist sehr zu bedauern, daß wir außer einigen Bruchstücken (Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus, Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis gnomicis) nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelssohn, s. Moses Mendelssohn.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaso de la Vega der Zeit nach der dritte unter den spanischen Klassikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in den glänzenden Zeitalter Carls V., aus dem alten Hause Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada 1503 oder 1504 und starb zu Valladolid 1575. Als Dichter und Geschichtschreiber half er den Ruhm der castilianischen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeschmack eine entscheidende Richtung; aber als Geschichtschreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeist, so wenig als sein öffentliches Leben die rein menschlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitssinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrnen, Weltmanns beurkundet hat. Er handelte im Geiste seiner Nation, hart, grausam und unterdrückend, stolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik seines Hofs. Bei seltnen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, selbst mit der hebräischen und arabischen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdiensten, zu welchen ihn Carl V. berief, nicht den Charakter der Humanität, sondern den des Zeitalters der Inquisition der Autos da Fe, der Soldatenherrschaft, der Mißhandlung der Völker und des Machiavellismus der Höfe. Der geistvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Carl V. als Gesandten nach Venedig schickte, hierauf als kaiserlichen Bevollmächtigten auf die tridentinische Kirchenversammlung, dann 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlands zu erkennen gaben. So unterwarf er, als Generalkapitän und Statthalter von Siena, diese Republik der Herrschaft von Cosmus I. Medicis, unter spanischer Lehnshoheit. Mit dem eisernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte Don Diego nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowol durch Gewaltmißbrauch, als durch seine vielen Liebesabentheuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, wo Carl V. von den wiederholten Klagen aller seiner italienischen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Minister auf den Monarchen selbst überging, ermüdet, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griechischer Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften aufsuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehn, in welchem er am Hofe Solimans stand. Nach Carls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einst wegen eines Liebeshandels mit einem seiner Nebenbuhler in Streit. Dieser zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte seinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schlosses auf die Straße. Er kam darüber in's Gefängniß, wo er Liebesklaglieder dichtete, und ward nach Granada verwiesen, wo er mit Aufmerksamkeit den Gang des Aufstandes der Mauren in dem Alpujarra-Gebirge beobachtete, und die Geschichte desselben schrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der ersten Geschichtswerke in Spanien geach=

tet wird. Noch beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit der Uebersetzung und Erklärung eines Werks von Aristoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; sie ist eine der Zierden des Escurials. Ueber seinen Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. In seiner poetischen Epistel gab er seinen Sprachgenossen das erste gute Muster für dieses Fach. Die meisten sind dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiste leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menschenkundigen Mann; andere schildern das häusliche Glück und die sanfteren Empfindungen mit so viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrannen von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlen Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. In den Formen der spanischen Poesie, in den redondillas, quintillas und villancicos, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satyren, oder burlescas, wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der spanischen Prosa, wenn anders diese ohne freies Denken überhaupt vorhanden sein kann. Sein komischer Roman: Lazarillo de Tormes, den er als Student schrieb, und den ein gewisser Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, ist in die Sprachen des Auslandes übersetzt. (Vida de Lazarillo de Tormes. Tarrag. 1536. 12. fortgesetzt von Henr. de Luna. Zarag. 1652. 12.) Der Held des Romans ist ein Bettler, von der Klasse der verschmitzten Landstreicher, die in Spanien ein Gegenstand des Volkswitzes geworden sind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in seiner verschiedenen Abstufung mit Fielding's Geist in der frischesten Lebendigkeit dargestellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der spanischen Literatur eine eigene Gattung hervor, die man el Gusto Picarresco (den Geschmack am Schelmischen) nannte. Auch war dieser echtkomische Roman das letzte spanische Buch, in welchem die Inquisition angegriffen wird. Das zweite Meisterwerk Mendoza's, die Geschichte des Krieges, von Granada, ist nicht unähnlich den Geschichtswerken des Sallust und Tacitus. Die Erzählung ist einfach, der Ausdruck bisweilen fast zu gewählt. Man erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht selbst, aber man sieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkür die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher erlaubte die spanische Regierung den Druck dieses Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglassungen. Die erste unverstümmelte und vollständige Ausgabe erschien 1776. (Guerra de Granada. Valencia 1776. 4.) Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. K.

Menelaus, ein Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von seinem Schwiegervater Tyndareus, mit dessen Tochter Helena er sich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand sich auf Kreta, um seines mütterlichen Großvaters Kretus Verlassenschaft zu theilen, als Paris ihm seine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab sich Menelaus mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da diese verweigert wurde, fodertet er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er selbst führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte sich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen seines lauten Rufs in der Schlacht (βοην ἀγαθος). Nach der Er-

Beisein der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen seine Liebe so, daß er zur katholischen Kirche übertrat, und sich mit ihr vermählte. 1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohns ganze Baarschaft, Haushalt u. s. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in sein Vaterland zurückgekehrten Sylvester zum ersten Hofmaler mit Erhöhung seines Gehaltes auf 1000 Thlr. Als 1751 die katholische Kapelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Raphaels Schule von Athen. Darauf verzögerte der siebenjährige Krieg, weil während desselben sein Gehalt ausblieb, die Vollendung des Alterblattes (welches erst in Spanien fertig wurde). So nahm er im J. 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestiner-Mönche 1757 die Decke in St. Eusebio zu malen. Diese seine erste Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Späterhin malte er für den Kardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemälde, den Apoll und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der italienischen Künstler ihren Ruhm stets behaupten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Oelgemälde, eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. s. w. Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem unser Mengs seine Ideen über die Kunst mittheilte, die Webb in seinen Untersuchungen über die Schönheit für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht hat. 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und trug bald über seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter seinen dort ausgeführten Werken haben ganz besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme seinen Ruhm erhöht. Auch bei der dortigen Akademie suchte er Verbesserungen einzuführen, bis die Ränke seiner Gegner ihn nöthigten, sich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seine Gesundheit wieder zu stärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, und malte unter andern daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemälde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer sein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren begab er sich seiner Gesundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. In Rom verlor er 1778 seine Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beschleunigte seinen 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in S. Michele Grande

oberung Troja's nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in sein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er seine Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägyptischen Küste der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Dieser prophezeihte ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in's Elysium werde versetzt werden.

Menestrels, Menetriers, s. Provençalen und Troubadour.

Mengs (Anton Raphael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrhunderts, wurde zu Aussig in Böhmen 1728 geboren, und ist zugleich das einzige Beispiel, daß ein Künstler bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung zu einer so hohen Vollkommenheit gelangen konnte. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, war in Dänemark geboren, und von August III. nach Dresden als Maler berufen worden. Er hatte mehrere Kinder, die er tyrannisch behandelte. Den jungen Raphael wollte er schlechterdings zum Künstler bilden, und bediente sich dazu einer höchst sonderbaren Methode, die nur bei einem Talent, wie das des Sohnes war, glücklich ausschlagen konnte. Schon vom sechsten Jahre an mußte der junge Mengs sich täglich und stündlich im Zeichnen üben, ohne die seinem Alter zukommenden Vergnügungen genießen zu dürfen; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon im Oel-, Miniatur- und Email-Malen. Fast kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der bestimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. So hatte Raphael sich in den ersten Regeln der Kunst schon festgesetzt, als sein Vater Dresden verließ, und ihn 1741 mit sich nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle, übergehen, und hiedurch vorbereitet, endlich den göttlichen Raphael in seinen unerreichten Werken im Vatikan studiren. Früh Morgens führte ihn dann der Vater in den Vatikan, ließ ihn dort bei einer Flasche Wasser und etwas Brot zurück, und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewisse Schüchternheit, eine Vernachlässigung der äußern Verhältnisse mußte aus der Unbekanntschaft mit der Welt hervorgehen, und diese wurde auch in der Folge für ihn selbst und seine Familie auf manche Weise verderblich. 1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mehrere Pastellarbeiten schon bewährte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler. Dabei bedang sich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweitenmal begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anatomischen Stunden im Hospital Spirito santo u. s. w. 1748 trat er zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die den ungetheiltesten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte. Ein schönes Bauernmädchen, das im

an seiner geliebten Margaretha Seite in der Gruft beigesetzt, die er einige Jahre früher hatte für sich bereiten lassen. Acht Tage später kam ein königl. Diplom an, worin er zu Errichtung einer Akademie nach Neapel berufen wurde. Mengs war von mittler Größe, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dabei besaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte besonders viele junge Künstler. Von seinen 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur sieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und bedeutende Summen verwendet. Dieses sowol, als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der königlichen Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart u. s. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist schon, daß ihm zwei prächtige Denkmale gesetzt wurden, das eine vom Ritter Azara an Raphaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt (vielleicht auch zuweilen gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig, gewählt und ideal; ja es besteht in der Schönheit der Form, auf welche sein Bestreben vorzüglich gerichtet war, sein allergrößtes Verdienst. Im Ausdrucke hatte er stets den hierin unübertrefflichen Raphael zum Vorbild genommen, und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Freskogemälden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemälden kräftig, klar und oft in Tizian's Geschmack. Er impastirte stark, und malte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch aber sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Weg, den er sich selbst gewählt hatte, gehen. Obgleich seine vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königlichen Kapelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col bambino, und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige der Hauptwerke des großen Künstlers. Höchst belehrend sind auch seine Schriften in italienischer, spanischer, französischer und deutscher Sprache; (italienisch herausgegeben vom Ritter d'Azara, Bassano 1783), besonders seine Beurtheilungen der Schönheiten in Raphaels, Correggio's und Tizian's Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. Mengs hatte noch zwei Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich zu geschickten Miniaturmalerin-

nen bildeten. Die eine derselben, Therese Concordia, heirathete den Maler Antonio de Maron, aus Wien gebürtig, einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom 1806 im 81. Jahre. BC.

Meninski (Franz a Mesgnien), Ritter von Jerusalem, erster kaiserlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und starb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er studirte zu Rom, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polnischen Gesandten nach Konstantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines ersten Dolmetschers bei der Gesandtschaft anvertraut wurde. Der Credit, den er sich in diesem Amte erwarb, machte daß er bis zum Gesandten stieg. Er erhielt das polnische Indigenat und verwandelte jetzt seinen Familiennamen Menin in Meninski. 1661 begab er sich nach Wien, und trat als Dolmetscher in die Dienste des Kaisers; 1669 machte er die Reise nach Jerusalem, um das heilige Grab zu besuchen, und trat in den Orden der Ritter dieses Namens. Meninski hat sich um das Studium der arabischen, persischen und türkischen Sprache durch seinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum die größten Verdienste erworben. Dieses Werk erschien 1680 und 87, zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimt. Gewöhnlich kommen nur die drei ersten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger gesucht, seitdem eine zweite, von Jenisch bearbeitete, und um mehr als das Doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden (Wien, 1780—1802) erschienen ist. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitschriften verfaßt.

Mennige (Bleizinnober, minium), ein rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt wird, und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, auch zu Chesterfield und Wirklesworth in Derbyshire, und zu Zschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt zu dem Ende das, durch sechzehnstündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhaltene Massikot oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hoch gelbroth und schuppigpulverig, aber gleich dem Bleie ein schleichendes Gift. Die Apotheker haben sich bei dem Ankauf des Mennigs sehr vor der häufigen Verfälschung desselben, mit Ziegelmehl zu hüten.

Menologium ist ungefähr in der griechischen Kirche das, was Martyrologium in der katholischen ist (s. den Art.). Von diesem sind die Mänea unterschieden, abgetheilt in 12 Monat. Jeder Tag enthält die Namen, Lebensbeschreibungen und Todesart der Märtyrer und Meldung der bei den Kirchenfesten gebräuchlichen Gesänge und Ceremonien (officia).

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarsen in Friesland, trat aus dem katholischen Priesterstande 1536 zu den Wiedertäufern, sammelte die nach Beilegung der münster'schen Unruhen zerstreuten Haufen derselben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihrer Schwärmerei der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszusöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutschland bis Liefland brachten seine Lehre in Umlauf und viele, denen die protestantischen Kirchen in der Verbesserung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen schienen, zu seiner Partei.

Außer einigen unfruchtbaren Grübeleien über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrscheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzustellen versuchte, und der den Taufgesinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Christen getauft werden dürften, stimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rücksicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteristische seiner Partei — die strengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verleugnen, doch ihren Dünkel von besonderer sittlicher Vollkommenheit und theokratischer Begriffe so weit gemäßigt, daß sie durch ihn der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno starb 1561 zu Oldeslohe im Holsteinschen, und die deutschen und holländischen Taufgesinnten legten sich nach ihm den Namen Mennoniten bei; jedoch bliebt der Name Taufgesinnte der allgemeinere, weshalb eine nähere Schilderung der Schicksale und Eigenthümlichkeiten der Mennoniten unter diesem Art. zu suchen ist. E.

Menou (Baron von), ein, durch seine Theilnahme an den Begebenheiten der franz. Revolution sehr merkwürdig gewordenen französ. General, geb. 1750, stammte aus einem sehr alten Geschlechte. Er trat früh in Kriegsdienste, war beim Ausbruche der Revolution bereits Marechal de Camp, und wurde 1789 von dem Adel seiner Provinz zum Abgeordneten bei den Reichsständen (Etats généraux) gewählt. Er war hier einer der heftigsten Gegner der Parlamente, und sehr eifrig bemüht, die Auflösung des alten Heeres, und die Bildung eines neuen zu befördern, und als der Ausbruch des Kriegs drohte, trug er viel zur Ausbildung und Bewaffnung der Nationalgarde bei. Nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes suchte er mit einigen Freunden den Thron wieder zu erheben, und war einer von den Stiftern des unnützen Clubbs der Feuillans. Er focht 1793 gegen die Vendée, und ungeachtet Henri de La Roche Jacquelin ihn entscheidend schlug, so zeigte er doch so viel Tapferkeit, daß die gegen ihn von Robespierre erhobene Anklage ohne nachtheiligen Erfolg blieb. Bei dem Aufstande der Vorstadt St. Antoine gegen den Convent (1795) befehligte er die Linientruppen, und bezwang die Empörer. Er weigerte sich jedoch gegen den Willen der Commissarien des Convents, die Vorstadt anzuzünden. Bei dem Aufstande im October desselben Jahres, als die Section Lepelletier sich gegen den Convent erhob, und die Nationalgarde sich weigerte, nach der ergangenen Auffoderung die Waffen zu strecken, sondern sich in Vertheidigung setzte, wollte Menou, der die Linientruppen anführte, es ebenfalls nicht zugeben, die Nationalgarden anzugreifen. Menou lebte seitdem zurückgezogen, bis Buonaparte bei der Eröffnung des Feldzugs gegen Aegypten ihn zum Divisions-Chef ernannte. Er zeigte während des ganzen Kriegs viel Tapferkeit. In Rosette heirathete er die reiche Tochter eines Badebesitzers und nahm mit dem mohammedanischen Glauben den Namen Abdallah Jacob Menou. Nach Kleber's Tode (1800) erhielt er den Oberbefehl, erwarb sich aber, entweder durch seine wahre oder erheuchelte Anhänglichkeit an den Islam, oder durch seine Verwaltung viele Feinde. Bei der Landung der Engländer unter Abercrombie (1801) ward er geschlagen, und die Trümmer des Heeres zogen sich nach Alexandrien zurück, wo sie den heftigsten Widerstand leisteten. Menou's Zwistigkeiten, mit

mehrern Offizieren, besonders mit dem General Regnier, wurden so heftig, daß er diese nach Frankreich schickte, wo Regnier eine Denkschrift gegen ihn herausgab. Als er sich genöthigt gesehen hatte, sich auf Bedingung zu ergeben, ging er 1802 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn später zum Gouverneur von Piemont, wo er sich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge kam er in gleicher Eigenschaft nach Venedig wo er 1810 starb.

Mensch. Die Naturgeschichte des Menschen ist noch so sehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich ist, irgend etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu liefern. Unter den organisirten Wesen unserer Erde gebührt dem Menschen ohne Widerrede der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. Der Mensch gehört in die Klasse der Säugethiere, deren erste Ordnung er allein einnimt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichen Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sei, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel länger als die Arme; das Gelenk am Ellbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich sein kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene. Ein auffallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen. Insonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, daß dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hiedurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehöre, ist zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiednen Himmelsstrichen gibt; allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, als aus natürlichen Ursachen nach und nach entstanden erklären, so daß alle nur eine Gattung ausmachen, und sämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachten werden können. (Vergl. d. Art. Abstammung des Menschen). Die

bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiednen Himmelsstrichen haben dazu geführt, mehrere Menschenraçen festzusetzen. Die Bestimmung derselben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptraçen an: 1. die kaukasische Raçe. Hieher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseits des Oby, des kaspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Raçe soll sein: eine weissere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen. Wie schwankend diese Merkmale für die Bewohner eines so ungeheuern Erdstrichs sind, wie viele Abstufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongolische Raçe. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien; die finnischen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Raçe sehen meist weizengelb aus, haben weniges, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlieder und seitwärts hervorragende Backenknochen; 3. die äthiopische Raçe. Hiezu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger; 4. die amerikanische Raçe. Zu ihr gehören, die Eskimo's ausgenommen, alle ursprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterscheidungszeichen derselben sind: die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen; 5. die malaiische Raçe. Sie umfaßt die Bewohner der meisten ostindischen Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarz-lockigten Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. Von diesen Raçen soll die kaukasische als die Stamm- oder Mittelraçe anzusehen sein. Demnach wäre die weiße Farbe die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannigfaltigen Abstufungen erst nach und nach durch den Einfluß des Klima's entstanden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen immer ein schwarzes wollartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen: so entsteht daraus eine halbschlächtige Raçe. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunterliegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; aber wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, ist immer noch unentschieden. Möglich ist, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Aequators nach mehrern Generationen die schwatze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedne Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Die Abweichungen in der Blidung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattungen betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender, als

bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer und zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wässeriger und milder; die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrerm Fette versehen; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in dem Bau des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine grader, die Rippen dünner, und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied Statt. (S. Geschlecht und Geschlechtsverhältnisse). Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaßes gebaut sei, fällt in die Augen. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Zehn Gesichtslängen betragen grade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Uebrigens rechnet man nach Gesichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse $2\frac{1}{2}$; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$: Beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehrern oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150 bis 180, ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6 bis 8 Pfund. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzusehen ist. Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Klima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut wie der beeiste Pol sein Vaterland sein. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu sein. Ein brennendes Klima erschlafft ihn mehr und hemmt seine Thätigkeit; eben so bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich Genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel). Aber auch als ein mit Geisteskräften ausgerüstes Wesen haben wir den Menschen zu betrachten. Zwar ist ihm in einigen das

zur Humanität und die Idee derselben ist nie untergegangen (vgl. d. Art. Bildung und Human), wenn gleich die Völker im Aufstreben zur Bildung den Menschen oft über dem Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edlen einzuschränken pflegte. Dem 18. Jahrh. war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksklassen in Anspruch zu nehmen, und von Rousseau bis auf Pestalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zu Entwickelung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife (Selbstbestimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintrit. Wie schön und herzerhebend aber auch diese philanthropische Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Beschränkungen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Klasse, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansichten des Standes seiner Aeltern wächst es heran, und wer weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben entscheidenden Umstand das Reinmenschliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Aeltern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht sein, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft leben und eine bestimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondere Verhältnisse bestimmtes, und dadurch der reinen Menschheit schon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande sein, alle jene früheren Eindrücke zu verwischen und die Idee der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt ist viel stärker und eindringender, als die geistige Macht der Schule. Und auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefodert; sie soll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlicher Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten sind nach dieser Foderung eingerichtet und auf besondere Verhältnisse und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Menschenschulen, Anstalten für die Bildung zum Menschen schlechthin sind noch von keinen Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er das, was jedem Menschen zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt, und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weise von der öffentlichen Erziehung nicht ver=

langen und selbst die häusliche oder Instituts-Erziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung sein. Der Zeitpunkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner Kräfte und zum vollen Besitze der Würde seines Geschlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogischer Einwirkungen. Das vielgestaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, so wie die Kraft der sittlichen Gefühle und Grundsätze des Individuums selbst vollenden früher oder später, was die Erziehungskunst nur zu wecken und in Gang zu setzen vermag. Eben daher soll diese Kunst, mit Kindern, welches Standes und welcher künftigen Bestimmung sie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht, wie durch lebendiges Beispiel auf Entwickelung des Reinmenschlichen hinarbeiten, und was dem widerstrebt, soviel sie vermag, abwehren und unschädlich machen, um, indem sie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältnissen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menschheit die hülfreichen Brüder, deren sie bedarf, und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entziehen. E.

Menschendarstellung. Diesen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. Im weiterem Sinne eignet sie dem Historiker und den bildenden redenden Künsten (siehe hierüber Historie und Charakter), im engeren bezeichnete zuerst Iffland damit die Kunst des Schauspielers, weil er damit zugleich den Zweck desselben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunst neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. „Die Vorstellung des Menschen,“ sagt dieser denkende Künstler, „betrifft mehr dessen Aeußeres, ist beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin ist sie dem Handwerk zuzugesellen, und die es treiben, möchten Schauspieler sein und heißen. Die Darstellung des Menschen betrifft das Innere desselben, den Gang der Leidenschaften, die hohe, einfache, starke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechseln und allmälig zum Ziele führen. Das ist Kunst, eine Sache, kein Spiel, und muß also auch nicht so genannt werden.“ Da nun eine solche Veräußerung des Innern sich zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Gesichts in der Mimik, und durch entsprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Gesticulation, so sehe man darüber diese Artikel. dd.

Menschenkenntniß. Unter allen Gegenständen, die in den Kreis unserer Beobachtungen fallen, ist keiner so wichtig für uns, als der Mensch, der Stolz und das größte Räthsel der irdischen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtsein unsers Daseins und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer sich nie diese Fragen im Ernste vorlegt und mit Sorgsamkeit zu beantworten versucht hat, der hat noch nicht als Mensch in der Welt gelebt, und kann sich nicht rühmen, je der

Weisheit Stimme vernommen zu haben; denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Reizes, der den forschenden Geist in die Arme der Philosophie führt, die man mit Recht, wenn sie echter Art ist, als das Licht und die Führerin des Lebens preist. Wer also ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er selbst sich fremd geblieben ist. Der Mensch lebt aber hier nicht bloß als Mensch, sondern auch unter Menschen und mit Menschen; er soll wirken auf sie, und sie wirken auf ihn; beide machen Ansprüche auf einander, ihre Ansprüche durchkreuzen sich, und es entsteht Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von dieser einzigen Frage und deren richtigen Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unsers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unserer Plane, Erreichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenkten, sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung stimmten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlerne, ist demnach gewiß eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiset man den, der sich für das Leben bilden, und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte, die eine zahllose Menge von Beispielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will man aber aus der Geschichte den Vortheil ziehen, den sie gewähren kann und soll, muß man dann nicht nothwendig einen Maßstab haben, an welchen man die Personen der Geschichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher wird man aber diesen Maßstab nehmen, den die Geschichte nicht selbst geben kann? Es ist eine eigne Wissenschaft, durch die man ihn erhält, eine Wissenschaft, welche gleichsam die Vorhallen der Philosophie und Geschichte aufstellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnen's reicht. Diese Wissenschaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menschen, vorzüglich die pragmatische (s. d. Art. Anthropologie und Psychologie). Denn sie liefert 1. die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenklassen. In jener erlangt man also Kenntniß des Menschen; diese führt zur Kenntniß der Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allgemeine Menschennatur sich in einzelnen Wesen dieser Gattung zeigt. Dieses ist es, was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Aus dem, was hierüber unter dem Art. Charakter gesagt worden ist, geht hervor, daß man, um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, stets Rücksicht nehmen müsse auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Charakter. In allen diesen zeigen sich die größten Mannichfaltigkeiten, hervorgebracht durch Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Lebensart und des Klima's, worüber man die Werke über Anthropologie und Psychologie insbesondere nachzusehen hat. Alle diese Schriften lehren aber nur, was sie allein lehren können, theoretische Menschenkenntniß, die man nur nicht für überflüssig halte; denn sie gibt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick für's Praktische schärfen, so gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatischen, zu den Geschichtschreibern, den Biographen und guten Charakteristikern in die Schule. Durch sie wird unsere Kenntniß leben-

diger, anschaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche selbst Knigge's Umgang mit Menschen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von diesem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptrücksicht stets die Neigung; denn diese wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Ansichten des Geistes, welche wieder auf die Beschlüsse und die Handlungsweise zurückwirken. Hier ist die meiste Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter ist man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradesten Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, fast möchte man sagen, sie instinktmäßig zu errathen, der ist der echte, praktische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft schweres Lehrgeld kostet.

Menschheit und deren Geschichte. Der Ausdruck Menschheit wird in sehr verschiedner Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit 1. das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2. die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höhern Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehne Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menschheit auch für diese Bedeutung gebräuchlicher ist, so haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zusammenhang sehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menschheit und Humanität gebraucht worden sind. Nirgend ist diese Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es fast so viele verschiedne Vorstellungen gibt, als Verschiedene dieselbe behandelt haben. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Grenzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher, nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmälige Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geistes und Herzens auseinandergesetzt, und dann die verschiednen Grade der Bildung, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder, und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbgebildeten, beschrieben und mit einander verglichen werden. Wer sieht aber nicht, daß diese Geschichte der Menschheit nichts anders sein würde, als eine Naturgeschichte der Menschenspecies mit nachfolgender Culturgeschichte, und mit Ethnographie vermischt? Ist aber überhaupt Geschichte der Menschheit etwas an-

ders, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wissenschaften und Künste, der Erfindungen, Verfassungen, Religionen u. s. w., wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieser Meinung gewesen sind, ist unverkennbar; Andre behaupten, die Geschichte der Menschheit verhalte sich zur Culturgeschte, wie die Universal- zur Specialgeschichte. In der Culturgeschichte, sagen sie, wird untersucht, was die Menschen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden sind; in der Geschichte der Menschheit wird dargestellt, was der Mensch, als Repräsentant seines Geschlechts, durch die Perfectiblität seiner Natur geworden ist. Diesem nach wäre Geschichte der Menschheit Darstellung dessen, was das menschliche Geschlecht als Gattung, und wie sie es geworden ist. Das menschliche Geschlecht wird hierbei betrachtet als ein sich fortbildendes Ganze, welches bestimmt ist, nach einem Vernunft-Ideal zu streben, von dessen Erreichung seine Würde und seine menschliche Glückseligkeit abhängig gemacht ist. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menschen, in seinen körperlichen, geistigen, moralischen und ästhetischen Bedürfnissen, und somit ist die Geschichte der Menschheit im Grunde nichts anders, als eine Entwickelungsgeschichte der Anlagen der menschlichen Natur in ihrem Fortschreiten zu einem Vernunft-Ideal des menschlichen Zustandes. Auf diesem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menschlichen Entwickelungsgeschichte, denn der Mensch beginnt mit dem instinktmäßigen Leben, geht von diesem zur Vermenschlichung über, schreitet fort zur Verfeinerung, und soll den Punkt der Versittlichung erreichen. Hier allein ist Menschheit; vorher gab es nur Thierheit oder Menschlichkeiten. Geschichte der Menschheit in diesem Sinne wäre eigentlich Geschichte des Menschenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menschliche Geschlecht als eine perfectible Gattung sinnlicher Vernunftwesen sich dem, der Würde und dem Charakter seiner höhern Natur angemessenen Vernunft-Ideal seines Zustandes genähert habe oder von ihm entfernt sei. Noch besitzen wir eine vollständige Geschichte dieser Art nicht; allein mancherlei schätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iselin, Home, Falconer, Ferguson, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Pestalozzi, Eggers u. A. geliefert und Herder's Ideen über die Philosophie der Geschichte der Menschheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieser Art bleiben. Eine solche Geschichte, gleichsam als Ergebniß und Blüthe der Weltgeschichte, zweckmäßig dargestellt, ist auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchst ersprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßstab liefert, den Grad ihrer echtmenschlichen Bildung, zu welcher sich unsere Gesellschafscultur verhält, wie Tanzmeistermanier zu schönen Anstand, zu messen. Es ist das Lebensgeschäft aller Guten und Edlen, wenn sie selbst den höheren Charakter der Menschennatur erworben, das Ganze zu sich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinst die Menschheit auf dem Punkte der Versittlichung in der Geschichte darstellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer solchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit solche Träume solcher Schwärmer unser Geschlecht seinem Ziele näher geführt? dd.

Mensur, Maß, bedeutet in der Musik so viel als Zeitmaß. Die Instrumentmacher nennen Mensur diejenige mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Um-

fang des Steges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, oder diese Verhältnisse selbst; beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem die Länge und Weite der Orgelpfeifen ausgemittelt wird. Man sagt daher, eine Orgelstimme habe enge Mensur, wenn die Pfeifen enge, aber desto länger sind; man redet bei dem Klavier, der Geige ꝛc. von einer guten oder schlechten, langen oder kurzen Mensur. In der Fechtkunst ist Mensur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunst das Maß, nach welchem die Theile des Models auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Vor Zeiten unterschied man durch dieses Wort diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmusik, die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Mensuralgesang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde, und sich bis gegen das 13. oder 14. Jahrh. unserer Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verschiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, so daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Mensuralgesang ist nichts anders als unser jetziger Figuralgesang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulysses, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute. Bekannter noch ist er dadurch, daß er bei des Ulysses Sohne, Telemachus, die Stelle eines Lehrers vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher sein Name bei uns zum Appellativum geworden ist.

Menuet heißt: 1. ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im ¾ Takt, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten bestehend. Oefters ist auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, dabei, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der Charakter der Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfalt verbunden; daher die abgemessene, lansamere Bewegung; auch verträgt sie nicht harte Ausweichungen. Schubart sagt von ihr: sie ist ein zierliches, in Kunst gekleidetes Compliment nach dem Geiste der Franzosen; 2. der sie begleitende Tanz, der wegen seines sanften Charakters für feinere Zirkel sich eignet, und für die Bildung des Körpers sehr vortheilhaft ist. „Er gibt," sagt Martinet, „den Gliedern einen sanften Umriß, Kraft, Ebenmaß in den Stellungen, eine grade Richtung, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten u. s. w." Uebrigens ist die Menuet ein französischer Nationaltanz, und soll aus der Provinz Poitou ursprünglich eine schnellere Bewegung gehabt haben, ungefähr wie sie dieselbe in den nicht zum Tanz bestimmten Menuetten der Symphonien noch hat. Der Name kommt her von menu, klein, zierlich, weil die Menuet mit kleinen, zierlich abgemessenen Schritten getanzt wird.

Menzel (Friedrich Wilhelm), dieser Mann, einst als Canzellist, mit dem Titel: Geheimer Secretär, in Dresden angestellt, trug durch die Verrätherei welche er sich gegen seinen Herrn erlaubte, viel zu dem beschleunigten Ausbruch des siebenjährigen Krieges, und

dem Unwillen des Königs von Preußen gegen Sachsen bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden in der Stille ihm unvortheilhafte Unterhandlungen gepflogen wurden, und gab deswegen seinem Minister am sächsischen Hofe den Auftrag, ihm über das Nähere derselben möglichst Licht zu verschaffen. Ein Zufall machte den Gesandten mit Menzeln bekannt, der im geheimen Kabinett arbeitend, allerdings die besten Ausschlüsse geben konnte. Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben, hatten Menzeln in vielfache ökonomische Verlegenheiten gestürzt, und ihn sogar zu dem Verbrechen getrieben eine unterhabende Kasse anzugreifen; durch ein neues und grösseres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten. Als er nämlich dem preußischen Gesandten einst auf einem Spaziergange in dem damaligen moscinski'schen Garten begegnete, wo er eben in Gedanken über seine traurige Lage verloren, mit dem Stock in einem nach der Sitte jener Zeit mit bunten Steinen und Porzellanscherben geschmückten Bassin wühlte, ward er von diesem gefragt: was er sinne, worauf er denn halb scherzend, halb traurig verwiederte: „Ich denke wie ich diese Steine und Scherben wohl kann in Geld verwandeln." Diese Aeußerung faßte der Gesandte auf. Er ließ sich näher in ein Gespräch mit dem Manne ein, und bald sehend, daß er an ihm denjenigen gefunden hatte, den er schon längst suchte, versprach er Menzeln reichen Ueberfluß falls er sich entschlösse ihm Abschriften von der geheimen Correspondenz zu verschaffen, welche zwischen Sachsen, Rußland und Oesterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Zu seinem Unglück folgte Menzel der Verführungsstimme und übergab von jetzt an dem preußischen Minister Copien von allen Depeschen die zwischen den genannten Höfen gewechselt wurden. Um dies zu können schlich er sich, aber spät Abends, wenn seine Collegen das geheime Kabinet längst verlassen hatten, wieder dahin und arbeitete oft bei dem Schein einer verdeckten Lampe, die ganzen Nächte hindurch, wobei er sich durch mitgebrachten Wein oder Kaffee munter zu erhalten suchte. Einst überraschte ihn jedoch dennoch der Schlaf und er wäre vielleicht von seinen sich früh einstellenden Collegen auf der That ertappt worden, hätte ihn nicht das Gezänk von ein Paar Schildwachen auf dem Vorsaale zeitig genug erweckt. Eben so geheimnißvoll wie den Frevel selbst, betrieb aber Menzel auch seinen Verkehr mit dem preußischen Gesandten. Um durch sein Erscheinen in dessen Hause keinen Verdacht zu erregen, ließ er sich nie daselbst sehen, vermied überhaupt jede Gelegenheit, öffentlich sich in dessen Nähe, oder auch nur in die von dessen Leuten zu kommen, und spielte dem Geschäftsträger die copirten Depeschen entweder bei geheimen Zusammenkünften im moscinzki'schen Garten zu, oder legte sie des Abends im Dunkel in die Vertiefung, welche eine Säule am Hause des Gesandten mit der Wand bildete, was denn auch zugleich der Ort war, woselbst er von Zeit zu Zeit die Belohnungen für sein Bubenstück fand die so reichlich waren, daß er seiner Neigung zu einem luxuriösen Leben völlig Gnüge thun konnte. Dies übertäubte denn sein Gewissen auch eine Weile; bald nahte sich ihm aber dennoch die gerechte Befürchtung vor Entdeckung und er ging oft wie ein Verzweifelnder umher, um so unglücklicher, da Umkehr nun nicht mehr möglich war, indem er sich dadurch, wie ihm gedroht wurde, des ihm vom Gesandten im Entdeckungsfall zugesicherten Schutzes verlustig machen würde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die

Spur, nachdem man ihn schon eine zeitlang, aufmerksam gemacht durch seinen, für seine Umstände übertriebenen Aufwand, schärfer in's Auge gefaßt hatte. Auch sein, ihm von den Vorgesetzten als Fleiß angerechnetes öfteres früheres Kommen und späteres Gehen auf und von der Kanzelei hatte denn doch zuletzt einigen Verdacht erregt und den Ausschlag gab die Anzeige einer vor dem Hôtel des preußischen Gesandten, postirten Schildwache, welche eines Abends bemerkt haben wollte, daß Menzel eilig in das Haus hineingeschlüpft, nach kurzem Verweilen sogleich aber wieder eben so ängstlich davon geeilt sei, wie er gekommen war. Die förmliche Entdeckung des Verräthers geschah indeß; wie und auf welche Art, vermögen wir jedoch nicht anzugeben, durch den General-Lieutenant von Spärkau, der den Kurfürsten und damaligen König von Polen sogleich durch einen eigens nach Warschau deshalb gesandten Courier davon benachrichtigte. Menzeln selbst überraschte die Nachricht von der Entdeckung seiner Verrätherei, in einer fröhligen Gesellschaft, und er hatte noch Zeit genug, einen Versuch zu wagen, sich durch die Flucht zu retten; doch kam er nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächsischen Hofes fest genommen und erst nach Brünn, hierauf aber nach Abschluß des Hubertsburger Friedens, unter Militär-Escorte, nach der Bergfeste Königstein gebracht wurde, woselbst er 33 Jahre lang, namentlich die erste Zeit, in sehr strenge Haft gehalten wurde. Während seiner Gefangenschaft zu Brünn hegte er übrigens immer noch die Hoffnung, Preußen werde sich seiner annehmen und seine Befreiung vielleicht im Friedensschlusse bedingen, als aber der hubertsburger Tractat unterzeichnet war, und er nur nach dem Königsstein abgeführt wurde, da sah er wohl, daß ewige Gefangenschaft sein Loos sein und bleiben würde. Durch die Gnade des jetzigen Königs von Sachsen wurde übrigens dem Unglücklichen sein Geschick in der letzten Zeit seines Lebens etwas erleichtert, und er erhielt nicht bloß bessere Nahrung, sondern auch die Erlaubniß sich dann und wann an freier Luft bewegen zu dürfen; auch nahm man ihm die schweren Ketten und Sperreisen ab welche er viele Jahre lang hatte tragen müssen. Er starb im Mai 1796 in einem Alter von 70 Jahren.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, und 1674 geboren. Er ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, (s. Fort, le) dessen Aufmerksamkeit er als ein munterer und gescheidter Bursche auf sich zog, machte ihn zu seinem Bedienten, und beschloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verstand des jungen Menschen bemerkte, ihn für den Dienst des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienste des Zaars, nahm ihn auf der großen Gesandtschaft 1697 mit; machte ihn selbst auf alles Wichtige aufmerksam, gab ihm Unterricht in Militärgeschäften, und suchte besonders seine politischen und staatswirthschaftlichen Grundsätze ihm so einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Fort's Tode räumte ihm Peter die Stelle dieses Günstlings ein. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Zaar ihm bewies, indem er nichts ohne seinen Rath unternahm: so fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Mißfallen. Die Gewinnsucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, die seine Feinde dem Kaiser hinterbrachten. Dreimal unterlag er der strengsten Untersuchung; auch ward er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt. Aber doch

blieb mancher Zug des Eigennutzes und der Treulosigkeit dem Monarchen unbekannt. Daß Menzikoff stets über seine Ankläger siegte, war großentheils Katharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieser Fürstin zu befördern, die Sorge für seinen eignen Vortheil. Auf seinen Betrieb wurde Katharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem so mächtigen Günstlinge wie er, der dem Kaiser und der Kaiserin sich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnungen von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der wiener Hof hatte ihn schon längst zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürsten ernannt; die Höfe von Kopenhagen, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden. Peter selbst ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erster Staatsminister und General-Feldmarschall war er schon. Peter starb und Menzikoff war es besonders, welcher Katharinen auf den Thron hob, und durch sie herrschte (s. d. Art. Katharina). Nach Katharinens Tode bestieg Peter II. den russischen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) stieg seine Macht auf's höchste, als er plötzlich von dieser Höhe herabstürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiser für seine Schwester bestimmt hatte, unterzuschlagen. Der Kaiser, durch die steten Einflüsterungen der Dolgorucki ihm schon gehässig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien, und sein Vermögen, das außer ansehnlichen Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, wurde eingezogen. Im Sept. 1727 reiste der noch vor Kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkte stand, durch Verheirathung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow ab, wo er ein kummervolles armseliges Leben führte. Er richtete sich so sparsam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch so viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher er selbst als Zimmermann arbeitete. Sein Geist versank in tiefe Schwermuth; er sprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Wasser. Er starb im November 1729. Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war eigennützig und habsüchtig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind seine Verdienste um die Bildung seines Volks, um die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Ansehns der russischen Monarchie im Auslande.

Mephitisch wird eine jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lateinischen Mephitis her (Schwefelgeruch), unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schützerin wider böse und schädliche Ausdünstungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hieher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerstoffgas, oder doch zu wenig, als daß er sich wirksam zeigen könnte. Man belegt daher mit dieser Benennung das kohlensaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Wasserstoffgas, z. B. in manchen unterirdischen

Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verschlossen gewesenen Gewölben, Kellern, Gefängnissen, auch in Orten, wo viele Menschen in einem engen verschlossenen Raume sich befinden, der Antheil von Sauerstoffgas in der Luft verzehrt, und diese dagegen mit Kohlensäuregas, und andern Ausdünstungen angefüllt wird; u. s. w.

Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich vom Minister Colbert auf die Bahn gebrachtes, und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edlen Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edlem Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte **Handelsbilanz** (s. d. Art.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie im Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt, als sie ihnen abnimt, weil alsdann, dieser Theorie zufolge, der Ueberfluß in edlem Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt das Mercantilsystem folgende Maßregeln vor: 1. Hemmung der Einfuhr a) solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich irgend im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und b) fast aller Arten von Waaren aus solchen Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2. Begünstigungen der Einfuhr solcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht, oder wenigstens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann, und die, durch einheimischen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimischen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze ersparen, theils auswärts verkauft werden, und sonach mehr Metallmünze, als sie dem Lande gekostet haben, wieder hineinbringen können; 3. Begünstigungen der Ausfuhr aller Waaren, fremder sowol, deren Einfuhr zu erlauben man für rathsam erachtet, als vornämlich einheimischer; 4. Hemmung der Ausfuhr solcher rohen Stoffe, die sich zu Fabrikaten für den einheimischen Bedarf, oder für den auswärtigen Absatz benutzen lassen; 5. Begünstigung des activen Handels vor dem passiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren sich das System zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, so bestehen dieselben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich solchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf sie gelegt sind, zur Absicht haben. Die Begünstigungen aber sind: 1. Vergütungen a) an Accise, die auf einheimische oder fremde Waaren bei deren inländischem Verbrauche gelegt ist, und die ganz oder zum Theil erstattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet, und bei der Wiederausfuhr derselben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2. Prämien, d. i. Geschenke, womit man solchen Handelszweigen oder solchen Arten von Fabriken, die man begünstigen will, aufzuhelfen sucht. 3. Vorrechte, diese sind zweifacher Art, sofern nämlich für die Nation a) durch einen Handelsvertrag in einem fremden Gebiete mäßigere Zollsätze und überhaupt größere Vortheile, sowol beim Ankaufe der dortigen, als

beim Absatze ihrer eigenen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden sind; oder b) insofern der Nation durch Stiftung von Kolonien und durch Erwerbung von Besitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit diesen Nebenländern ein Monopol zugesichert wird. Die Unhaltbarkeit des Mercantilsystems geht aus der Falschheit seines Grundsatzes hervor; es ist nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet, und nicht derjenige Handel allein ist einer Nation vortheilhaft, welcher derselben edles Metall zuführt. Der Reichthum besteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig sind, Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen; nicht darum sind Länder arm, weil sie wenig edles Metall besitzen, sondern eben weil sie arm sind, fehlt es ihnen an edlem Metalle. Die falsche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus diesem staatswirthschaftlichen Systeme hervorgegangen, hat so unglückliche Wirkungen gehabt, daß man das System selbst mit Recht als die schrecklichste Geißel des 18. Jahrh. betrachten kann. Zu den vorzüglichsten Wirkungen dieser Art gehören: 1 die Erschwerung des Verkehrs der eigenen Nation mit Fremden; 2. die Begünstigung des städtischen Gewerbfleißes auf Kosten des ländlichen; 3. die Beförderung des auswärtigen Handels auf Kosten des innern; 4. die Nationaleifersucht der Völker; 5. die Unterdrückung der Kolonien; 6. das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehr durch Ausschließung und Einschränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir 7. die Empörung der unterdrückten Kolonien oder Provinzen im letzten Jahrhundert, so wie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neuern Zeit betrachten. Den Bemühungen der Physiokraten und späterhin des großen Britten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte; aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet, und hatten in den Verwaltungen der meisten Länder so tief Wurzel geschlagen, daß man noch gegenwärtig fast überall die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgen sieht. Insbesondere haben Friedrich der Große durch dessen Einführung in seinen Staaten, so wie Lord Chatam und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Systems beigetragen, und es kann vielleicht noch sehr lange dauern, ehe dessen Spuren in den Verwaltungsmaßregeln gänzlich verschwunden sein werden. KM.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geboren zu Ruremont, 1512. Er widmete sich den Wissenschaften schon in früher Jugend mit unbeschreiblichem Eifer. Dann studirte er zu Löwen, besonders Mathematik und machte, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte. Später trat er als Kosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, beschäftigte sich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und starb 1594 zu Duisburg. Seine theologischen Schriften sind vergessen; aber seine Verdienste um die Geographie, deren Ansichten er zuerst durch Graphik und Mechanik versinnlichte, so wie er sie durch genauere Bestimmungen der Lage und Beschaffenheit der Länder erweiterte, machen sein Andenken unsterblich. Er hatte die Kupferstecherkunst erlernt, und stach und illuminirte selbst seine Karten, so wie er auch seine mathematischen Instrumente selbst verfertigte. Kaiser Carl V. schätzte

ihn sehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Karte seiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man schätzt noch jetzt als frühen Kunstversuch die von ihm gestochenen Globen und Landkarten (Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seekarten ist die von ihm (1550) erfundene und nach ihm benannte mercatorische Projection, nach welcher die Karten mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright schon 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 angewandten Verbesserungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelst seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis 1568. Nach seinem Tode erschien seine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Karten, Amsterdam 1605. Fol.

Mercier (Louis Sebastian), der Verfasser des zu seiner Zeit sehr berühmten „Gemäldes von Paris" und mehrerer andrer Schriften, die ihm in der französischen Literatur einen gewissen und ehrenvollen Rang verschafft haben. Er war 1740 geb. und vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Sich zu den Grundsätzen der Revolution mit dem lebhaftesten Interesse hinneigend, wurde er in den Convent und in den Rath der 500 gewählt. Dort wurde er zu der gemäßigten, hier zu der republikanischen Partei gezählt. Auch war er zum Mitglied des National-Instituts (bei dessen erster Zusammensetzung) ernannt worden. Er starb 1814 in einem Alter von 73 Jahren. Von seinen Schriften verdient das oben erwähnte Gemälde von Paris (sowol vollständig als auszugsweise in's deutsche übersetzt) vorzüglich genannt zu werden. Es ist mit vielem Geiste, einem feinen und echten Humor und oft mit schlagendem Witze geschrieben. Die Sitten und der Charakter der Franzosen, insbesondre der Pariser, wie beides vor der Revolution war, ist nirgends mit schärferer Beobachtungsgabe, als hier geschehen, aufgefaßt und es verdient in dieser Rücksicht noch immer studirt zu werden. Eine neue Folge dieses Werks, die wol zunächst auf C. Fr. Cramer's Veranlassung (da Cramer mit seinem gewöhnlichen Enthusiasmus Mercier anhing und stets beschäftigt war, mit ihm allerhand literarische Plane auszubrüten) auf Vieweg's in Braunschweig Kosten erschien, und die Pariser wie sie durch die Revolution geworden, darstellen sollte, machte weniger Glück und ist in jeder Hinsicht dem ersten Werke unter zu ordnen, ob es gleich einige meisterhaft entworfenene Kapitel enthält. Nicht minderes Aufsehen als das erste Tableau de Paris machte, seiner Zeit (es erschien zuerst 1772) „das Jahr 2440" worin er einen Pariser nach einem siebenhundertjährigen Schlafe erwachen, und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Von seinen zahlreichen Theaterstücken hat sich bloß „der Schubkarren des Essighändlers," in Deutschland durch Ifflands Bearbeitung und Darstellung bekannt, auf dem Repertoire erhalten. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er die Grille, Newton und Copernicus widerlegen und eine andere Theorie des Planetensystems in Gang bringen zu wollen. So lange C. Fr. Cramer in Paris lebte, war Mercier genau mit ihm verbunden und man findet in den cramer'schen Tagebüchern, in Poels Frankreich und anderwärts viel individuell Interessantes über den liebenswürdigen und geistreichen Sonderling.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde

nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit sieben Saiten bezog, und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Tönen seine Geburt. Die Lyra in der Wiege verborgen, suchte er sich Speise, wozu er listigen Trug ersann. Nach Pierien ging er mit Einbruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, und, selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte, und nachdem er am Alpheosstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er sorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo seine Rinder und ging aus sie zu suchen. Aber nirgends konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylos sagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wundersam forttreibend, gesehen habe. Durch seine Wahrsagerkunst erkannte jetzt Apollo, daß Merkur der Räuber sei. Er eilte zu Maja und redete scheltend den Knaben an, der sich stellte, als ob er schliefe, und selbst durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabschleudern wolle, sich nicht schrecken ließ, sondern seine Unschuld standhaft betheuerte. Apoll ließ sich aber von dem Listigen nicht täuschen, und brachte seine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier leugnete Merkur. Aber Jupiter durchschaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, sondern lächelte ihm freundlich, daß er so schön und klug den Diebstahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Merkur die neuerfundne Lyra zu spielen anfing, ward Apollo so entzückt, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, die Kunst des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erstaunen blickte Apollo auf den erfinderischen Gott, als dieser auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen einen Vertrag. Merkur versprach, dem Apoll nie seine Lyra oder seinen Bogen zu entwenden, und nie seiner Wohnung zu nahen; dieser gab ihm dagegen den goldnen Friedensstab, Caducëus (s. d. Art.). Die Alten stellen uns den Merkur als Herold und Gesandten der Götter dar. Er führt die Seelen der Abgeschiedenen zur Unterwelt, und ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der sterblichen Augen zu schließen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erfoderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, List, des ränkevollen Betruges und sogar des Meineides. Man muß sich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit diesen Begriffen verband, wie wir. Wer sich in Listen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulysses, war ein Liebling Merkur's, und erfreute sich seines Beistandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Merkur angesehn, besonders wenn List und Klugheit dabei angewendet wurde. Eine solche symbolische Bedeutung hatten schon die Unternehmungen seiner Kindheit. Aus seinem männlichen Alter gehören hierher noch folgende,

die von seiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Herkules, als dieser den Cerberus entführte; rettete mit dem Aegipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; stahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeschlossen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Io; stand dem Perseus bei, als er die Medusa zu tödten ausging, und lieh ihm den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelschuhe; der Nephele, der Mutter des Phryxus und der Helle, gab er den Widder mit goldnem Felle, auf dem sie ihre Kinder entführte, da sie auf Anstiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden sollten. Im Gigantenkriege trug er den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, sich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er sich in einen Ibis. Auch als Redekünstler erscheint er schon bei Homer, noch deutlicher aber bei Hesiod. Von seinen Erfindungen findet sich bei Homer noch nichts. Spätere schreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Musik, der Erdmeßkunst, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Fechtkunst, der Buchstaben u. s. w. zu. Auch wird er als Beschützer der öffentlichen Verträge und Vorsteher der Straßen angesehen. (Vergl. den Art. Hermen). Liebschaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Merkur ward in allen griechischen Städten verehrt; der Hauptsitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa, und wurden auf verschiedne Weise gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und sein Fest wurde den 15. Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja den Namen führen soll) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunst stellt den Merkur verschieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erscheint er noch bärtig; späterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrschend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei diesem letztern Ideal behielt sich die Kunst einen Spielraum vor: sie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwischen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid besteht in einer kurzen ledernen Tunika; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er schalkhaft über eine ersonnene List. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Stellungen, bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caducëus, bald mit dem Reisehut, stehend, sitzend und im Fortschreiten begriffen. Die Meister der spätern gereiftern Kunst gesellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorstechende in seinem Charakter ist das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig. In seinem schönen kräftigen Körperbau sieht man den Erfinder der Gymnastik; in dem Stande, in der Gebärdung und Miene den Besonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behändigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Merkur ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wundersam

vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befestigte Flügel, bald ist ihm der Hut aufgesetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht sind (petasus). Der Hut, welcher hauptsächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine schmale Krämpe; auf Vasenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hängender Krämpe und spitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befestigt: so sieht man sie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caducëus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunst den Hahn, um Wachsamkeit oder Streitlust (wegen der Gymnastik); die Schildkröte, um seine Erfindung der Lyra; den Beutel, um den Gott des Handels; Widder und Patera, um den Anordner der religiösen Gebräuche und Opfer; den Stumpf des Palmbaums, an den sich seine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunst (auf Palmblättern); die Harpe oder das sichelförmige Messer, um den Argostödter; den Hund (bloß auf alexandrinischen Münzen), um Scharfsinn und Wachsamkeit anzudeuten. Ueber den Planeten dieses Namens s. den Art. Planeten.

Mercurialmittel, Merkurialsalze, Merkuria, s. Quecksilber und Quecksilbermittel.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale seiner Zeit, wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Seine Neigung zog ihn früh zu den Waffen, und er trat in die Dienste des Kurfürsten von Baiern, wo er sich einzig durch sein Talent, schnell von Grad zu Grad empor schwang. 1643 schon General, nahm er Rotweil und Ueberlingen weg, und das Jahr darauf das damals sehr wichtige Freiburg, in dessen Nähe er ein festes Lager bezog, hier aber von dem berühmten Condé angegriffen und nach einem dreitägigen blutigen Kampf zum Rückzug gezwungen wurde, auf welchem ihn der Marschall Türenne immerwährend beunruhigte, dennoch aber keine wesentlichen Vortheile über ihn erhalten konnte, so daß Mercy's Feldherrnruf keineswegs durch diese Retirade verlor. Ein Jahr später (d. 5. Mai 1645) schlug er dagegen Türenne bei Marienthal, aber schon am 3. August desselben Jahres fand er in den Ebenen von Nördlingen seinen Tod. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und der Stein welcher sein Grab deckte erhielt die Inschrift: „Sta viator, heroëm calcas“ (Weile Wandrer, du stehst auf dem Grab eines Helden). Nicht ohne Recht bemerkt J. J. Rousseau in seinem Emil, daß die einfache Nennung eines seiner Siege das Denkmahl des tapfern Feldherrn besser geziert haben würde, wie diese pomphafte, dem Alterthum abgeborgte Inschrift. — Mercy (Florimond Claude de), ein Enkel des Vorhergehenden, und nicht minder berühmter General, wurde gleichfalls in Lothringen 1666 geboren. 1682 bot er seine Dienste dem damaligen Kaiser Leopold I. an, und zeichnete sich hier auch, als Freiwilliger in der österreichischen Armee dienend, bei der Vertheidigung von Wien aus, welches durch die Türken belagert wurde. Als Lieutenant in einem Küraßier Regimente angestellt, machte er hierauf den ganzen Feldzug in Ungarn mit und seine, namentlich in der Schlacht von Zeuta (1697) bewiesene Tapferkeit erwarb ihm die Stelle eines Majors. Später zu der Armee in Italien gesendet, führte er (1701) den kühnen Streich

aus, bei Vorgoforte sechs Escadrons feindliche Cavallerie mit nur 300 Reiter anzugreifen und in die Flucht zu schlagen, hatte aber den folgenden Tag das Unglück, in einen Hinterhalt zu fallen und gefangen zu werden. Ein Jahr später begegnete ihm derselbe Unfall noch einmal; er wurde bei Cremona gefangen, bald jedoch abermals ausgewechselt, wo er dann ein eignes Regiment Cavallerie erhielt, mit welchem er an den Rhein beordert wurde, und sich in der Schlacht von Friedlingen auszeichnete. 1705 stürmte er die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzosen sich unter die Kanonen von Straßburg zurückzuziehen, und 1706 deckte er durch geschickte Manövres Landau, welches er mit neuen Mundvorräthen und Truppen versah. Drei Jahre darauf wagte er sich jedoch zu tief in den Elsaß hinein, und griff den bei Rumersheim verschanzten Marschall du Bourg an, von welchem er dermaßen geschlagen wurde, daß eine große Anzahl seiner Leute bei dem übereilten Rückzug über den Rhein ihr Leben in den Fluthen dieses Stromes verloren; ein Unfall bei dessen Erwähnung Voltaire in seiner Geschichte des Zeitalters von Ludwig XIV, bemerkt: „Es ist ein eignes Geschick welches diejenigen haben, die den Namen Mercy tragen. Ohne Glück im Felde haben sie dennoch Ruf als Feldherren." In der That zeigte sich die Wahrheit dieses Ausspruches auch nach der unglücklichen Schlacht von Rumersheim. Mercy wurde zum Feldmarschall ernannt und erhielt 1716 das Commando eines Theils der gegen die Türken agirenden Armee. Der Sieg von Peterwardein und die Einahme mehrerer Städte waren die Früchte dieses Feldzuges, denen noch im nächsten Jahre die gewonnene Schlacht von Belgrad folgte, wobei überall Mercy sich auf's vortheilhafteste auszeichnete. 1719 erhielt er das Obercommando in Sicilien, wo er gleichfalls mit Geschick gegen die Spanier focht, und bei dem erneuten Kriege 1734 ward er zum Obergeneral der österreichischen Armeen in Italien ernannt. Hier fand er jedoch das Ende seiner Laufbahn; denn, als er am 29. Juni, nachdem er den Po passirt und das Herzogthum Parma besetzt hatte, den Angriff bei Croisetta in Person leiten wollte und eben im Begriff stand, den Befehl zum allgemeinen Beginnen der Schlacht zu geben, streckte ihn eine Musketenkugel nieder. Seine Leiche wurde nach Reggio gebracht und daselbst auf's feierlichste beerdigt. Da Mercy keine Kinder hatte und das mit dem Grafentitel belegte Lehen Mercy in Lothringen gern seiner Familie erhalten wollte: so vererbte er seinen Namen an einen jungen Verwandten, den Grafen Antoine von Argenteau, der gleichfalls in österreichische Dienste tretend, sich sowol in den spätern Feldzügen in Ungarn, Baiern und in Elsaß, so wie 1746 bis 1748 in den Niederlanden auszeichnete, und 1767 als General-Gouverneur in Esseck starb.

Mergel (Marga), eine mehr oder weniger grau, gelb-bräunlich und grünlich-weiß gefärbte Erdart, welche beim Anhauchen einen Thongeruch verbreitet undaus kohlensaurem Kalk, Thonerde, Kieselerde, etwas Eisenoxyd, oft auch Gips, seltner Erdharz und Manganoxyd, in sehr verschiednen Verhältnissen gemengt ist. Je nachdem der eine oder der andre Bestandtheil vorherrscht, erhält er im gemeinen Leben die Namen: Kalk-, Thon-, Eisen-, Sand- und Gipsmergel. In der Mineralogie unterscheidet man bloß erdigen, verhärteten Mergel und Leutrit. Er ist dem Flözkalkstein untergeordnet und bildet in diesem mehr oder minder mächtige Lager und Schichten. Er macht eine sehr feuchte, kalkbedürftige und zugleich an

schlafender Vegetationskraft reiche Erde viel fruchtbarer als sie zuvor war.

Merian ist der Name einer berühmten Künstlerfamilie, aus der zuerst Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Basel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ sich in Frankfurt am Main nieder, trieb einen starken Kunsthandel und starb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete sehr sauber mit der Radirnadel. Seine vornehmsten Werke bestehen in Vorstellungen der wichtigsten Städte in Europa, besonders in Deutschland, die er mit ihren Beschreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm selbst nach der Natur gezeichneten Ansichten von Städten, insonderheit die perspectivischen, sind meisterhaft. Er hat auch Geschichten, Landschaften, Schlachten, Jagden und andre Vorstellungen geätzt. Sein jüngerer Sohn Caspar übte auch die Aetzkunst, wiewol nicht mit der Geschicklichkeit des Vaters, aber der ältere Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Basel 1621, war ein guter Maler in wohlgetroffnen, stark und lieblich gefärbten Bildnissen. Er hatte bei Joseph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um 1644 zu Rom studirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. s. w. bereist. Sein Sohn, Johann Matthäus, ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künstlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Graf, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Morefels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Insekten aller Art in Wasserfarben malte. Ihre große Liebe zu diesem Fache war Ursache, daß sie eine Reise nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Insekten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entstehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 B. 4.; eine Geschichte der Insekten Europas, und eine Abhandl. über die Erzeugung und die Verwandlungen der Insekten von Surinam, mit 60 prächtigen Kpf. Sie starb zu Amsterdam 1717.

Merian (Jean Bernard), dieser berühmte Philosoph wurde 1723 zu Liechstall im Kanton Basel geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Er studirte in Basel und widmete sich hier besonders den philosophischen und metaphysischen Wissenschaften; den Wünschen seiner Familie zufolge, fing er aber nach Verlauf einiger Zeit an, Theologie zu studiren, besonders auch darum mit, weil ihm, trotz den Wünschen des Publikums und trotz seiner Fähigkeit dazu, mehrmal sein Gesuch um Anstellung bei der philosophischen Facultät mißglückte; da er doch innerlich wenig Beruf zum geistlichen Stande in sich verspürte: so sehnte er sich bald wieder in seine frühere Laufbahn zurück, verließ Basel, und lebte einige Zeit erst zu Lausanne, im Hause der Frau von Savigny, dann in Amsterdam, bei dem bekannten M. Witte, als Hauslehrer. Durch Bernouille, dem damaligen Präsidenten der berliner Akademie, Maupertuis empfohlen, erhielt er hierauf einen Ruf als Mitglied der philosophischen Klasse, dahin, wo er sich denn bald durch seine eben so geistreichen als scharfen und

witzigen literarischen Kämpfe gegen König und die wolff'sche Philosophie, so wie überhaupt durch mehrere treffliche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände der speculativen Philosophie, bekannt machte. Im Jahre 1770 übertrug ihm König Friedrich II. die Direction der Klasse der schönen Wissenschaften bei der Akademie, und auch hier auf diesem neuen Felde zeichnete er sich durch Tiefe, Gelehrsamkeit und geläuterten Geschmack aus. Von dem großen König ward Merian sehr geschätzt und oft in dessen Privatzirkel gezogen, in welchem dann Friedrich, im Kreise ihm verwandter Geister, sich ganz als liebenswürdiger Mensch und enthusiastischer Verehrer der Wissenschaften und Künste zeigte. 1767 übertrug der König dem Philosophen noch die Inspectur über das franz. Collegium und 1772 ward er zum Studien-Director ernannt, so wie nach Formey's Tode zum immerwährenden Sekretair der Akademie. Als Mensch war Merian gleich hochachtungswerth wie als Gelehrter, und ihm folgte das Lob in's Grab, ein guter Sohn und Gatte gewesen zu sein. Er starb an Alterschwäche den 12. Febr. 1807 über 83 Jahr alt. Fr. v. Ancillon hielt ihm im Januar 1810 in der Akademie die gebräuchliche Gedächtnißrede. Seine mehrsten Abhandlungen und Schriften finden sich in den Jahrbüchern der berliner Akademie, doch sind auch einige, wiewol wenige Sachen von ihm, einzeln im Druck erschienen.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine, ausgesuchte Wolle) heißt eine in Spanien einheimisch gewordene, und von da aus in mehrere europäische Länder verpflanzte Schafrace, die sich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Diese Schafe stammen ursprünglich aus der Berberei, woher sie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte des 14. Jahrh., und später der bekannte Kardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos daselbst gegen 5 Millionen, die im Durchschnitt jährlich 125—130,000 Centner Wolle lieferten. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden, nennt man sie auch wandernde Schafe, tras humantes, während die andern, ursprünglich spanischen, deren Anzahl man auf drei Millionen schätzt, und die größtentheils eine gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die Merinos wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon; im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden sie in Heerden zu 10,000 Stück getheilt, und aus diesen wieder Haufen zu 1000 bis 1200 Stück gemacht, die von zwei Schäfern geführt werden. Die Schafe selbst bezeigen, aus Gewohnheit oder Naturtrieb, eine sichtbare Unruhe, wenn die Zeit ihrer Wanderungen eintrit. Anfangs waren diese Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden sie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Das Weidegeld, das für die Huthungen der Schafe bezahlt wird, ist sehr mäßig. So lange die Schafe auf dem Marsche sich befinden, sind sie berechtigt, auf allen Huthungen zu weiden, und es muß ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße

zu ihrem Wege eingeräumt werden; welches alles für die Unterthanen drückend ist. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen, Preußen und Oesterreich verpflanzt. (Vergl. Schafzucht). Vor einigen Jahren ist die veredelte Race aus Sachsen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odessa, verpflanzt worden. Schätzbare Nachrichten über die spanischen Schafe und die Wolle derselben finden sich in Bourgoing's Reisen durch Spanien (1789) Theil 1. und 3. In neuern Zeiten ist ein glatter, geköperter Serge von vorzüglichem, gezwirntem Gespinnst Merino genannt, als Handelsware sehr beliebt worden.

Merk, s. Göthe.

Merlin, ein berühmter Zauberer, Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloster von Vaer-Merlin Nonne war. Merlin ward von dem Vater in allen Wissenschaften unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeschichte Englands ihm zuschreibt. Er war der größte Philosoph und Mathematiker seiner Zeit; der Rathgeber und Freund von vier englischen Königen, Vortigern, Ambrosius, Uterpen-Dragon und Arthur, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beschloß auf den Rath seiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm an irgend einem Ort seines Königreichs zu erbauen, um sich gegen die Sachsen zu sichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verschlang, ohne daß eine Spur zurückblieb. Die Magiker sagten dem König, er müsse die Grundsteine, um ihnen Festigkeit zu geben, mit dem Blute eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren sei. Nach vielen Nachforschungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausspruch der Magiker vernommen, stritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen seien, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachsen vorstelle. Man grub alsbald nach und die beiden Drachen waren nicht sobald gefunden, als sie einen schrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen und seine Weissagungen hinsichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von Merlin erzählt werden, gehört, daß er, als Uterpen-Dragon sich in die schöne Ingerne verliebte, dem Könige die Gestalt ihres Mannes verliehen und so den Genuß der Geliebten verschafft; ferner daß Merlin Felsen von Irland nach England versetzt habe, welche die Gestalt von Riesen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambrosius gebildet hätten. Ausführlich handeln von Merlin die: Histoire de Merlin et de ses prophéties, und die Vita di Merlino, in Venetia.

Merope, eine Tochter des arkadischen Königs Cypselus, Gemahlin des Kresphontes, Königs von Messene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngste Aepytus (nach andern Telephontes) hieß. Da Kresphontes zum Besten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten sich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebst allen seinen Söhnen, den Aepytus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuschickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Messene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufsuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachsen war, ging er, mit dem Ent-

schluß, seinen Vater zu rächen, heimlich nach Messene, wo er von Polyphontes den auf seinen Kopf gesetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Aepytus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil sie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeschickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieser kam mit der Nachricht zurück, Aepytus sei verschwunden. Jetzt zweifelte sie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder sei. Sie beschloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm gemeinschaftlich die Maßregeln verabredete, sich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Versöhnung an, und versprach ihm seine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Aepytus das Leben und bestieg den väterlichen Thron. Dieser Stoff ist von mehrern dramatischen Dichtern bearbeitet worden, als von Voltaire, Maffei u. s. w.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch (Van der), bei den Unruhen in den Niederlanden im J. 1789, Anführer der brabantischen Patrioten, ward zu Menin geboren. Zuerst eröffnete er seine militärische Laufbahn in französischen Diensten, wo er unter Chevret stand und sich den Beinamen des tapfern Flamländers erwarb; hierauf trat er in österreichische Dienste, wo er sich gleichfalls auszeichnete und sie als Oberst-Lieutenant verließ, um sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen. Hier lebte er, geehrt von seinen Mitbürgern, in ruhiger Muße, bis zu dem Zeitpunkt wo die Unruhen in Flandern begannen, und die mit Oesterreichs Verwaltung Mißvergnügten sich in Breda versammelten (1789). Van der Mersch war zu sehr Freund der Freiheit und seines Vaterlandes, um sich nicht sogleich anzuschließen, und die Achtung welche er sowol als Mensch wie als Krieger genoß, machte, daß man ihm das Commando des schnell zusammengerafften Haufens Truppen übertrug, mit welchem man sich der Macht des Kaiserhauses entgegenstellen wollte. So schmeichelhaft dies Vertrauen nun auch war, so sah doch van der Mersch recht gut das Gefährliche der ganzen Sache ein; denn, theils war der zusammengeraffte und ihm übergebene Haufen, gegen die Kräfte des Feindes gehalten, in jeder Beziehung zu unbedeutend; theils wurde auch durch die Unentschlossenheit und das häufige Auswandern der reichsten und angesehensten Belgier, dem Volke gleich von vorn herein der Muth genommen. So wie die Verhältnisse standen, konnte nur rasches und energisches Handeln einen glücklichen Erfolg gewähren, und van der Mersch war der Mann dazu. Schnell rückte er mit seinen schlecht bewaffneten und größtentheils kriegerisch völlig undisciplinirten Truppen, deren Bestes ihr Haß gegen den Feind war, aus Holland nach Brabant vor, und lieferte den Oesterreichern bei Hoogstraaten ohnweit Antwerpen, ein glückliches Treffen, wodurch der Muth seiner Partei natürlich ungemein gehoben wurde. Ein ähnliches wichtigeres noch fand bald darauf zwischen ihm und dem kaiserlichen General Schröder in und um Türnhout Statt, wohin sich Schröder unvorsichtigerweise mit seinen Schaaren hatte locken lassen, und woselbst den Patrioten die ganze zahlreiche Artillerie und Bagage der Feinde in die Hände fiel. Bald darauf nahm van der Mersch auch Gent und Brüssel ein, worauf er denn von seinen dankbaren Landsleuten einstimmig zum General en chef der sämmtlichen belgischen Truppen ernannt wurde, die sich nun schon vermöge der errungenen Erfolge weit bedeutender zeigten wie Anfangs, und

eine ansehnliche Menge gedienter Leute in ihren Reihen zählten. Bald änderte sich jedoch dies für die Sache der belgischen Freiheit sowol, wie für van der Mersch günstige Verhältniß durch den Einfluß welchen sich van der Noot und van Eupen auf die Versammlung der Volksrepräsentanten zu erwerben wußten. Mit sträflichem Leichtsinn fing man an, die Gelder, welche zur Bezahlung der Truppen und zur Bestreitung anderer öffentlicher Ausgaben zusammengebracht worden waren, zu vergeuden. Mißtrauen und Zänkereien traten an die Stelle bisheriger Einigkeit und die Vorstellungen, welche van der Mersch bei der Regierung gegen dies heillose Treiben eingab, dienten nur dazu ihn verhaßt und verdächtig zu machen. Die Spannung welche somit zwischen ihm und den Behörden herrschte, kam aber bald auf den Punkt, daß man darauf dachte, ihn vom Commando zu entfernen. Dies war jedoch, wegen der Liebe der Truppen zu ihm kein ganz leichtes Unternehmen; man fing daher damit an, einen Preußen, den General Schönfeld, an die Spitze eines andern Corps zu stellen; so daß nunmehr zwei Armeen sogenannter Vaterlandsvertheidiger in Brabant waren, von denen jeder gutgesinnte Patriot fürchten mußte, sie würden sich bald, statt gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen, untereinander bekriegen. So weit kam es indeß doch nicht. Van der Mersch, müde solcher Erbärmlichkeiten und sehend, daß man alles aufbot jetzt die Truppen so von ihm abwendig zu machen, wie man früher, auf seine Drohung, gerade zu nach Brüssel zu marschiren um den Unwesen der Parteien ein Ziel zu setzen, das Volk gegen ihn und seine Freunde erbittert hatte: ließ sich geduldig fest nehmen und vor Gericht stellen, wo man ihm zwar nichts anhaben konnte, dennoch aber den unerschrockenen Vaterlandsvertheidiger in die Citadelle von Antwerpen schickte, wo er auch so lange blieb, bis die Oesterreicher das Land wieder ersetzten, welches bekanntlich bald darauf geschah, indem Unordnung, Verrath und Zwietracht unter den Belgiern immer mehr überhand nahmen, und Schönfeld keineswegs der Mann war, um van der Mersch zu ersetzen, der den 14. Sept. 1792, auf seinem Gute bei Menin, geachtet und bedauert von den Bessern, starb. Die mehrmals aufgestellte Behauptung: ein ihm beigebrachtes Gift habe sein Ende beschleunigt, hat durch nichts erwiesen werden können.

Merseburg an der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, sonst eine Stiftsstadt im Königreiche Sachsen, jetzt der Sitz der Regierung des Bezirkes gleiches Namens im preußischen Herzogthume Sachsen, enthält 900 Häuser mit 7500 Einw., und ist besonders wegen des Bieres, das hier gebraut und weit verführt wird, bekannt. Die Stadt ist alt und schlecht gebaut, hat ein gutes Gymnasium, ein Hebammeninstitut, mehrere fromme Anstalten, und einige Fabriken. In der Vorstadt Altenburg ist eine kön. Stutterei. Die Domkirche hat 4 schöne Thürme und eine der größten Orgeln; in ihr liegt der Bischoff Ditmar einer der trefflichsten Geschichtschreiber des Mittelalters, begraben. Das Domkapitel wurde vom K. Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Kurfürsten von Sachsen administrirt. Die Herzoge von Sachsen-Merseburg starben aus 1738.

Mesmer (Ant. Friedr.), ein durch Entdeckung oder wenigstens Wiederauffindung des thierischen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmter Arzt. Er wurde 1734 in der Schweiz geboren, und starb 1815 zu Mörsburg am Bodensee. 1766 trat er zuerst in Wien, wo er stu-

birt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge seiner neuen Lehre auf. Dies geschah in einer Dissertation über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper. In derselben lehrte er, daß die unter so manchen Entstellungen bei den verschiedensten Völkern herrschenden Meinungen von den Einflüssen der Himmelskörper auf unsre Erde aus Beobachtungen von allgemein und anhaltend sich zeigenden Naturwirkungen herrühren und etwas Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, sagt er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechselseitig bestimmend auf einander wirken; daß sowol die Sonne, als auch der Mond bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der sich in verschiedenen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmosphäre offenbart; daß aber eben so auch diese Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächse und lebenden Geschöpfe, ja selbst auf alle Theile, woraus ein belebter Körper besteht, ausüben, wie wir aus den periodischen Veränderungen und Erscheinungen im menschlichen Körper wahrnehmen. Dieser Einfluß geschehe besonders mittelst eines das ganze Weltall erfüllenden höchst feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere sich durch die höchste Steigerung und den Nachlaß der Eigenschaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organisation zukommen, als der Schwere, dem Zusammenhang der Theile, Elasticität, Elektricität, Irritabilität. Die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thierischen Magnetismus. Die Wirkungen dieses Einflusses auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beschäftigten nun denselben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, und er glaubte, diese Grundsätze durch seine Erfahrungen bestätigt zu sehen. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand gesetzt, nach seinen Grundsätzen die verschiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszusehn. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt seiner Lehre über, das Dasein einer gleichen Wechselwirkung, derjenigen der Himmelskörper entsprechend, zwischen den auf der Erde befindlichen Körpern, und besonders unter den lebenden Organismen selbst zu entdecken, vermittelst welcher er künstlich die periodischen Revolutionen im menschlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenschaften des Magnets mit dem System des allgemeinen Einflusses veranlaßte Mesmern, ihn als das beste Material anzusehen, um Versuche anzustellen. Er bestrich mit künstlichen Magneten krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Kuren damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derselben belehrt, und auf die Verschiedenheit des animalischen und mineralischen Magnetismus aufmerksam gemacht, ging er davon ab, und bediente sich bloß der Hände. Er theilte seine Theorie dem kaiserlichen Leibarzte Störk in Wien mit; doch versagte dieser einer Lehre, die den damaligen Ansichten in der Heilkunst und Naturlehre nicht entsprach, seinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendschreiben an einen fremden Arzt, 1775, der Welt seine Theorie öffentlich vor. In Wien selbst wurde seine Lehre verkannt, und verfolgt, er selbst als Schwärmer dargestellt, und diejenigen, welche sich seinen Kuren unterwarfen, für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmer's Ruf nahm dessen ungeachtet in eben dem Verhältnisse zu, als ihn seine Gegner zu unterdrücken suchten. Er reiste 1774 — 75 nach Schweden, der Schweiz und Baiern, wo er den Kurfürsten mit seiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mit-

gliede der Akademie der Wissenschaften in München ernannt wurde. 1776 ward er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Kuren verrichtete. Nach seiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Mesmer nichts mehr öffentlich daselbst unternehmen, ließ sich jedoch endlich bestimmen, mehrere Kranke in die Kur zu nehmen, worunter die als Tonkünstlerin berühmte Demoiselle Paradies war. Diese war von ihrem dritten Jahre an blind gewesen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodischem Wahnsinn. Er behandelte sie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten, und von der durch seine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken selbst den größten Undank erfuhr. Ob sie völlig hergestellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Verfolgungen, Deutschland, und begab sich 1778 nach Paris. Hier theilte er den Gelehrten und Aerzten die Grundzüge seiner Lehre in zusammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch die Heilung verschiedner Kranken, welche er glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung seines Verdienstes, und Ränke gegen ihn. Mesmer legte nun zwar seine Lehre in 27 Sätzen öffentlich vor, behielt aber das eigentliche Technische seines Verfahrens noch für sich, oder theilte es nur sehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die franz. Regierung ihm für die Entdeckung seines Geheimnisses einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, so schlug er dieses doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subscription von 100 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetisirens mittheilte. In der Folge bildeten sich zuerst in Paris, dann in Straßburg ꝛc. die sogenannten harmonischen Gesellschaften, deren Zweck es sein sollte, die erhaltene Lehre in geschlossenem Verein mittelst Beobachtung der vorgeschriebenen Versuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution vertrieb Mesmer aus Frankreich, und die Lehre des thierischen Magnetismus kam ziemlich in Vergessenheit. Mesmer zog sich nach der Schweiz zurück, und lebte daselbst zu Frauenfeld im Kanton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, seine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in seinem schon weit vorgerückten Alter, legte er selbst seine während dieser Zeit geläuterten und durch fortgesetzte Versuche fester gegründeten Lehrsätze nochmals in einem schriftlichen Aufsatz nieder, und hatte die Genugthuung zu sehen, wie der von ihm ausgestreute Samen in Deutschland nicht gänzlich untergegangen war. Schon 1787 überbrachte Lavater den durch Puysegur verbesserten animalischen Magnetismus einigen Aerzten in Bremen, z. B. Wienholt, während Andre, z. B. Gmelin, ihn von Straßburg aus erhielten. Diese widmeten demselben ihre Untersuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch damals noch die meisten Aerzte in Deutschland sich gegen ihn erklärten. Mesmer's Theorie selbst stand, wie natürlich, nicht gleich anfangs auf dem Punkte, auf welchem jetzt die Lehre vom animalischen Magnetismus steht. Sein Studium der ältern Mystiker, Astrologen und Aerzte, z. B. Paracelsus, Kircher's, so wie die Beschaffenheit der damals herrschenden medicinischen Theorien leitete ihn zuerst auf den Siderismus, oder den Einfluß der Gestirne auf den Menschen, und nun entwickelte sich bei ihm das System der Wechselwirkung, dessen Grundzüge folgende sind: Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren also auch die Bewegung unsers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meeres, die Einwirkung des Mondes auf den Wachsthum der Pflan-

zen, auf die Gährung u. s. w., die Abwechslung der Jahreszeiten, der Trieb der Thiere zu periodischen Wanderungen u. s. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Wesen in der Natur hindeutet. Dieser Einfluß besteht in der wechselthätigen Aus- und Einströmung eines subtilen Fluidums, und ist bei den Erscheinungen des Magneten sichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreisen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Ursache dieser wechselseitigen Anziehung, breitet sich über alle Bestandtheile des Erdballs aus, indem sie durch die tägliche Umdrehung desselben das abwechselnde Steigen und Fallen (Intension und Remission) der Eigenschaften der organisirten Materie bestimmt. Dies ist die allgemeinste Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die ersten Begriffe, empirisch von der Welt aufgefaßt, sind Materie und Bewegung. Die Materie ist flüssig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung sind, oder fest, wenn sie neben einander in Ruhe sind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit seiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältnisse ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur ist die Harmonie der Verhältnisse, in welcher alle Theile der Materie beisammen stehen und in der die Bewegung sich folgen. Es bilden sich hiernach verschiedne Klassen (Serien), Arten der Combination nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen sie bestehen; homogen ist die Materie einer bestimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinstimmen; heterogen das Entgegengesetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Wasser, Luft und Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Universum zu einer Masse vereinigt, sind die sämmtlich bestehenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüssigen Materie ist die örtliche oder innere (intestine); — confus, oder in einem bestimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, sich durchkreuzend und ausbreitend, ohne sich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer besondern innern Bewegung sein (Ton), der zum Grad seiner Flüssigkeit in einem eignen Verhältnisse steht, bei dem Wasser wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erscheint. So sind in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben so viele verschiedene Töne, welche in die organisirten Körper aufgenommen, die sonst unbgreiflichen Erscheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Elektro-Magnetismus ꝛc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thierischen Körper betrachtet, ist das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß desselben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben, und durch ihn geschehen die Verrichtungen der Organe. Der Mensch befindet sich im Ozean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet sind, die tonificirten Bewegungen einiger von den Serien desselben ausschließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. s. w. Vom Nerv geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung besteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact, daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innersten Organismus

der Muskelfiber einwirken, und ihre Verrichtung bestimmen. Daher Zusammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen. Irritation, Reiz, besteht in der anhaltenden Verkürzung der Fiber. Das abwechselnde Erweitern und Zusammenziehen des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt: 1. wenn der Muskelfiber die Reizbarkeit abgeht, sich zu verkürzen; 2. wenn ein Gefäß in einem Zustand von Reizung sich befindet. Dieser Zustand setzt die Verstopfung, Obstruction und Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Ursache der Abweichung von der Harmonie des thierischen Lebens, daher also Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beschaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der festen Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide &c. abhängt, so liegt die erste Ursache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen. Die Ursache der Bewegung wirkt gegen den Widerstand; um ihn zu besiegen, muß sie ihn überwiegen. Dieser Zustand heißt im Allgemeinen die Krise, deren Erscheinungen die kritischen Symptome, die Erscheinungen vom Widerstand gegen die Naturwirkungen, die symptomatischen Symptome, eigentlich die Krankheit sind. Es gehört also zur vollständigen Krise 1. Perturbation, der Kampf der Naturkraft gegen den Widerstand; 2. Coction, Auflösung oder Bereitung des stockenden Safts zur Absonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Gesunden. Dagegen eine unvollständige Krise Statt findet, wo diese Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chronische Krankheit sich darstellt. Unmittelbare Ursachen aller Krankheiten setzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obstruction in den verschiedenen Arten der Gefäße, voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität oder die Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen herzustellen; 2. die Hindernisse, die sich dieser Einwirkung entgegensetzen können, wegzuschaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelst des allgemeinen Fluidums die Eigenschaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dies auch in Ansehung der Irritabilität, so daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und selbst ihre Heilung durch diesen Einfluß geordnet und bestimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Diese freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Wesen sich äußern, welche sich der Zeit und ihrer organischen Beschaffenheit nach dazu besonders gestimmt befinden. Das Ein- und Ausströmen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des subtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einflusses zwischen zwei Individuen aus, so daß, wenn eine tonische Bewegung in einem Körper erweckt worden ist, es nach dem Gesetz des Vollen möglich ist, in einem andern festen Körper eben dieselbe Bewegung, ohne Unterschied des Zwischenraums zu bewirken, und durch diese wechselseitige tonische Bewegung die Eigenschaften, welche bloß in ihren individuellen Organisationen begründet sind, zu erwecken und zu verstärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einflusses können verschieden sein, z. B. zwischen dem allgemeinen und thierischen Magnetismus, wie zwischen Feuer und Wärme. Der thierische Magnetismus, als Agens betrachtet, ist ein unsichtbares Feuer; es

kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verstärken, und auf die Ursache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zusammenhang zu entdecken ist; 2. die Hindernisse zu erkennen und zu beseitigen, welche seine Thätigkeit und die gradweise Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, stören oder aufhalten können; den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszusehen, um den Verlauf bestimmen, und mit Festigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des mesmer'schen Systems. Man sieht daß er damals auf die Krise, als den Zustand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der festen Theile auf die Krankheitsursachen (Hebung der innern Hemmungen der harmonischen Lebensthätigkeit) das meiste Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derselben das Wesentliche der magnetischen Heilung suchte. Es wurde daher die magnetische Einwirkung so viel als möglich verstärkt, bis sie auf den Grad stieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Verzuckungen oder doch als heftige Krämpfe sich äußerten. Diese sahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei seiner und der magnetischen Behandlung seiner Schule errichtete man daher die sogenannten Krisenzimmer (chambres de crise), deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung versetzten Kranken sich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Straßburg sich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer selbst wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis von Puysegur, verbannte die sogenannten Krisenzimmer; die heftigen Krisen wurden vermieden, und die magnetische Behandlung dahin geleitet, daß sie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Krisen waren sanft, zeichneten sich durch ein Gefühl des höchsten Wohlseins, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zustandes, so wie auch des Zustandes anderer, mit dem magnetisirten in Verbindung gesetzten Kranken aus. Diese Methode wurde in der Folge die allgemeinste, und verbindet die Methode der ehemaligen mesmer'schen Schule, welche hauptsächlich nur physisch, durch starkes Berühren mit den Händen, oder mittelst metallner und gläserner Conductoren, der magnetisirten Wannen und Bäume, der magnetisirten Bäder, des Trinkens von magnetisirtem Wasser, des Tragens magnetisirter Glasplatten u. s. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Ostende, unter der Direction eines gewissen Ritters Barbarin sich bildete, und bloß physisch, durch Fixirung des festen Willens auf den Kranken, alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen suchte. Diese Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualisten. Mesmer's Theorie (Mesmerismus) ist später von Wolfart in Berlin, der Mesmer'n in der Schweiz besuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargestellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchalisches Leben führte, von seinen Umgebungen sehr verehrt wurde, und auch im hohen Alter eine solche magnetische Kraft besaß, daß er durch das bloße Ausstrecken der Hand schon magnetisch wirkte. (Mehr über den animalischen Magnetismus in dem Art. Magnetismus.) Ueber die Ausbildung des Magnetismus erscheinen seit 1818 von Wolfart, „Jahrbücher des Lebensmagnetismus", welche Beachtung verdienen. H.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen (El-

Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschloßne Landschaft, die im Norden der Taurus und Masius begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getreide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Edessa, Zoba (Nesibin), Antiochia, Mygdoniä, Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Kuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Nesibin erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, so daß die Kuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwischenraume von mehr als 700 Jahren (2000 Jahr v. Chr. Geb.) kommt Kusan Rischataim als König von Mesopotamien vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die schon in Palästina saßen, mußten ihm 8 Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der assyrischen Macht, 790 v. Chr. Geb., ward Mesopotamien diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. Geb. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange in ungestörtem Besitze. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanidischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Mesopotamien diesen Stürmen gehorchen. 1040 fiel es den Seldschuken in die Hände. Seit dieser Zeit hatte es schnell auf einander folgende Beherrscher. Dschingischan machte sich 1218 davon Meister. Allein es ging 1360 schon wieder an den Tur-Ali-Beg verloren. Vierzig Jahre darauf ward Mesopotamien von Tamerlan erobert, und 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt. Aber auch diese Einverleibung hatte keinen Bestand; denn 1554 mußten die Perser mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob sie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an sich brachten: so konnten sie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebst mehrern Provinzen auch diese 1637 mit seinem Reiche vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieses Landes wird auf 1700 □M. angegeben, die nur von 800,000 Menschen bewohnt sind. Die Hauptstadt, Diarbekir, am Tigris (50 bis 100,000 Einw.) ist eine ansehnliche Fabrik- und Handelsstadt.

Messa di voce, im Gesang, das allmälige Anschwellen der Töne.

Messalianer (a. d. Syrischen) oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthusiasten und Pneumatiker (Geistliche, wie sie sich selbst nannten), hießen die Glieder einer ketzerischen Sekte, die um 360 zuerst in Mesopotamien entstand, und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt römischer Schwärmerei und pietistischen Dunkels. Die Messalianer hielten das Gebet für eine unablässig fortzusetzende Uebung, der sie alle die Wirkungen zuschrieben, welche die von ihnen geringgeschätzten Sacramente und gottesdienstlichen Handlungen für gläubige Christen haben sollen. Sie arbeiteten nicht, nährten sich durch Betteln und ergaben sich am liebsten einer träumerischen Beschaulichkeit, die sowol die dem Manichäismus nicht

unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientalische Mystik gebauten Ansicht der christlichen Lehren, als auch ihren Wahn, eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen zu können, erklärt. Damit hängen die ascetischen, zum Theil auch unzüchtigen Ausschweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren sie beschuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Erscheinungen, deren sie sich rühmten, und ihre Verachtung des herrschenden Kirchenthums zusammen. Ungeachtet der Gegenanstalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiser und Bischöfe erhielten sich Messalianer beiderlei Geschlechts, obwol nicht zahlreich, unter den orientalischen Christen bis zum Ende des 7. Jahrh. Die ohne Grund mit ihnen verwechselten neuen Messalianer oder Bogomilen sind den Paulicianern näher verwandt. (S. Paulicianer). E.

Messalina 1. Valeria. Diese durch ihre zügellosen Ausschweifungen berüchtigte römische Kaiserin war die Tochter des Messala Barbatus und Gemahlin des Kaisers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlassen, an Unverschämtheit und Frechheit die schamlosesten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hause des Kaisers gehörigen Männer hatte sie zu Geliebten, Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauspieler, nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunst genossen hatte. Nicht zufrieden, sich selbst der Schande Preis zu geben, zwang sie die edelsten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den bestrafte sie mit dem Tode. Endlich wagte sie sogar, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günstling des Kaisers, Namens Narcissus, der ehedem selbst ein Liebhaber der Messalina gewesen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abwesend war, diese neue Schandthat seiner Gemahlin. Da aber dieser mit ihrer Bestrafung zögerte und Narcissus einsah, daß sein eignes Leben auf dem Spiele stehe, wenn es der Kaiserin gelingen sollte, sich bei ihrem schwachen Gemahl wieder in Gunst zu setzen; so gab er selbst einigen vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, im J. 46 v. Chr. Geb. 2. Statilia Messalina, die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurückversetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredtsamkeit und der schönen Künste, und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (lat. missa), hieß zuerst in der lateinischen Kirche die ganze Abendmahlshandlung. Diese Benennung rührte daher, daß man die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ, und die Beendigung des letztern jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte daß ein Kirchendiener die Worte rief: ite, missa est sc. concio (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverständniß ward nun die folgende Handlung selbst missa, und nachher durch Verstümmlung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-katholischen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche

Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (starb um 604) bildete die Meßgebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung des Leidens Jesu sein sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie noch gegenwärtig in der römisch-katholischen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hostie, die gewöhnlich in einer kostbaren Kapsel (die Monstranz) befindlich ist; 2. die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll: 3. die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Musik selbst, welche in einer Komposition der Worte des Kyrie, Gloria, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei besteht, wird von den Musikern eine Messe genannt. Nach den verschiedenen Graden der Feierlichkeit und den mehrern oder wenigern dabei ministrirenden Personen wird sie in hohe oder große und niedrige Messe (zu welcher auch die stille, bei welcher die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; sie ist noch feierlicher wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, so wie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angestellt werden. So wird die Heilige-Geistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten, und bei derselben der Gesang veni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondere Art von Messen sind die Seelenmessen und Todtenmessen; sie sollen den besondern Zweck haben, die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder dasselbe zu lindern. Sie werden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten bestellt, und mit Erbschaften oder Vermächtnissen, welche man an Kirchen und Geistliche spendet, reichlich belohnt; sie gehören daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmessen (Missa pro defunctis) haben ihre besondern Feierlichkeiten (s. Exequien und Requiem). Eine ganz besondere Art der Messe ist noch die sogenannte trockne Messe, d. i. diejenige, welche auf der See gelesen wird, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Die Einrichtung der Messe in der griechischen Kirche weicht von der römischen ab. Endlich ist auch die Zeit der Messe verschieden; zu den außerordentlichen Messen in dieser Hinsicht gehören diejenigen, welche in der röm. Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heil. Christnacht.

Meßgewand ist die beim Messelesen vor dem Altar gebräuchliche priesterliche Kleidung. Diese besteht nach der verschiedenen Zeit aus fünferlei Farben. 1. weiß von Christabend bis zur Octava epiphaniae inclusive, wie auch in den Messen de Spiritu S. de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Pas-

chate. 2. Roth vom Pfingst-Heiligabend bis auf den folgenden Sonnabend wie auch in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, das Johannisfest ausgenommen. 3. grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae. 4. violett vom ersten Advent bis zum Christabend auch in der Fastenzeit. 5. am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelmessen.

Messen (Handels-). Da bei feierlichen Kirchenmessen gewöhnlich viele Menschen zusammen kamen, so gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die hier zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den drei Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig, Frankfurt a. M., und Braunschweig, feierlich ein- und ausgeläutet, und theilen sich in die Vor-, Meß-, und Zahlwoche. Bei kleinern Messen schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erst auf der Messe contrahirt, oder wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch ist es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen darf. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein sehr wichtiges Mittel zur Belebung des Geldumlaufs und des Handels, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerksamkeit. Nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern gibt es berühmte Messen, z. B. in Mexiko, Portobello und Havanna, ferner zu Alessandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tyrol, zu Zurzach in der Schweiz zu Makariew in Rußland, welche jetzt nach Nischnei-Nowgorod verlegt ist, zu Warschau in Polen u. s. w. In Deutschland sind die berühmtesten Messen zu Leipzig, Frankfurt a. M., Braunschweig, Frankfurt a. d. O., Breslau, Kassel und Naumburg. Die leipziger- und braunschweiger Messen sind besonders wichtig für die nördl. Länder Europa's, die frankfurter mehr für die südlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Messen, die Neujahrsmesse, welche den 1. Jan., die Jubilatemesse (Ostermesse), welche den Nachmittag des Sonntags Jubilate und die Michaelismesse, welche den Sonntag nach dem 29. Sept. anfängt. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern sind bedeutend. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geschäft in sächs. Wolle, in sächs. Tüchern und Rauchwaaren. Auch sind die Wechselgeschäfte sehr bedeutend. Noch ganz besonders zeichnet sich die leipziger Ostermesse dadurch aus, daß sie die einzige ist, auf welcher im Buchhandel bedeutende Zahlungen gemacht werden. Frankfurt a. M. hat zwei Messen, die Oster- und Herbstmesse, und Braunschweig ebenfalls zwei, die Licht- und Laurenciimesse.

Messenia, Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes. Messene mit der Bergfestung Ithome war seit 369 v. Chr. Geb. Hauptstadt des Landes; Methone, Korone und Pylos waren seine Hafenstädte. Berühmt sind die Kriege der Messenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Messenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten. Der erste fällt in das J. v. Chr.

743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alkamenes Führung in Messenien ein, ohne den Vorschlag des Königs der Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphiktionen oder den Areopag schlichten zu lassen, anzunehmen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Aepytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Aepytiden als freiwilliges Opfer fiele, seine Tochter zum Opfer bot, und als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, zürnend erstach, öffnen und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feste Ithome endlich bezwungen. Nach fast 40 Jahren erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 vor Chr. der zweite messenische Krieg, welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte. (Vergl. Aristomenes).

Messias. Dieses hebräische Wort bezeichnet einen Gesalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpften die Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sei, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er damit nichts anders sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißne Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sei. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messianischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chilialismus. N.

Messier (Charles), dieser berühmte Astronom wurde zu Badauville in Lothringen den 26. Juni 1730 geboren. Zwanzig Jahre alt, kam er nach Paris, wo der Astronom Delille ihn zum Abschreiber seiner Manuscripte und zum Zeichnen von Karten brauchte. So wurde Messier in eine Wissenschaft eingeweiht, für welche er in der Folge so viel thun sollte. Auf Delille's Empfehlung erhielt der junge Mann, der sich mit rastlosem Fleiße dem Studium der Sternkunde hingab, und davon manche Proben seiner Kenntnisse darin abgelegt hatte, nach einigen Jahren die Stelle eines Commis beim Karten-Depot mit 500 Livres Gehalt, und schon 1758 übertrug man ihm, auf eine, von Dresden gekommene Nachricht, die Beobachtung eines Kometen, welcher in diesem Jahre durch sein Erscheinen die Astronomen beschäftigte. So war er auch einer der Ersten, welcher den von Halley für das Jahr 1759 angekündigten Kometen auffand, wie denn überhaupt durch ihn eine zahllose Menge solcher Irrsterne, auf deren Erkundung er den Fleiß seines ganzen Lebens wandte, entdeckt worden sind. In seinem Privatleben war Messier die Einfachheit und Gutmüthigkeit selbst, und seine fast stets beschränkten Umstände, vermochten nie seinen Geist zu trüben. Wegen seiner Vorliebe die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn seine Freunde nur scherzweise: le furet de Comète, und man muß in der That, über das was er leistete, erstaunen, wenn man bedenkt, daß

bei der Beschränkung seiner Mittel, ein gutes Telescop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Instrumente waren, welche ihm zu Diensten standen. Sein ungemein scharfes Auge, half ihm indeß viel und machte, daß er gewöhnlich früher wie andre Astronomen die aufgesuchten Gegenstände entdeckte. In Betreff der Berechnungen war er jedoch nicht so ausgezeichnet wie im Beobachten, welches sein eigentliches Feld war, auch widmete er sich letzterm ausschließend. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er das Unglück, durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel zu zerbrechen, so daß er über ein Jahr alle Arbeiten einstellen mußte. Endlich wieder hergestellt, und im Begriff sein Observatorium wieder zu besuchen, das ihm, als Marine-Astronom (welchem Titel man ihm in spätern Jahren nebst einer kleinen Gehaltzulage gegeben hatte) anvertraut worden war, traf ihn das Schicksal infolge der Staatserschütterungen sowol sein Gehalt als die ihm von der Akademie, auf die Verordnung vom Präsident Saron u. a., bewilligte Gratification zu verlieren, und dadurch in so traurige Lage zu kommen, daß es ihm oft an dem Nöthigsten fehlte. Demohngeachtet setzte er aber doch selbst während der Schreckenszeit, seine Beobachtungen unbekümmert um das blutige Treiben unter ihm, fort, während der Sturm der Zeit die andern Astronomen der Hauptstadt gleichsam nach allen Winden hin zerstreut hatte. Als endlich Ruhe und Ordnung in Frankreich zurückkehrten, gingen auch für Messier beßre Tage auf. Früher schon in fast alle europäische Akademien aufgenommen, kam er nun auch mit gutem Gehalt als Mitglied in's Institut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Bis in sein 82. Jahr erlaubte ihm sein Gesicht der Wissenschaft zu leben; da verließ es ihn aber plötzlich, und er konnte nur noch durch Hülfe sehr scharfer Gläser lesen und schreiben, was ihm denn sehr beschwerlich war und Veranlassung mit ist, daß er seine Papiere nicht, wie erst sein Wille war, ordnete. Es ist dies aber um so mehr zu bedauern, da er, alle seine, fast immer höchst genauen Beobachtungen niederzuschreiben pflegte. Er starb 86 Jahr alt, den 12. April 1817. Das Wenige was von ihm in Druck erschienen ist, findet sich meist in den Jahrbüchern der Akademie und in den: Connaissance des temps. Eine Abhandlung von ihm über seine Beobachtungen der Sonnenflecken und die von ihm darüber aufgestellte Theorie, wird, neuern Nachrichten zufolge, die pariser Akademie bekannt machen.

Messina, eine sehr alte und dem Range nach die zweite, Stadt Siciliens, im Val Demona, die Hauptstadt der Intendanz Messina, hat eine reizende Lage am Faro di Messina, eine starke Citadelle und 6 Forts. Sie hat 4 Vorstädte, eine Domkirche mit einem schönen Platze vor derselben, viele Kirchen, 2 große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und sichern Hafen, 13,000 Häuser und 70,000 Einw., welche einen bedeutenden Handel mit sicilischen Erzeugnissen, und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im August eine stark besuchte Messe gehalten. Auch ist Messina der Sitz eines Erzbischofs. 1743 suchte die Pest Messina heim und 1783 ward ein großer Theil der Stadt durch Erdbeben gänzlich zerstört. Seitdem ist sie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebaut worden.

Messing, aurichalcum, die bekannte Mischung des Kupfers mit dem Zink oder Galmei. Beide sind desto tauglicher dazu, wenn sie nicht mit fremdartigen Theilen vermischt sind. Gemeiniglich werden zu 100 Pfund Kupfer 50 und mehr Pfund Galmei nach dem

Verhältnissen seiner Güte genommen. Dieser vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 — 40 Procent. Je mehr Zink, desto heller gelb, je weniger, desto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Mischung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. s. w., die hellern Messing. Natürliches Messing hat man bis jetzt nirgends gefunden. Das Messingbrennen (eigentlich ist es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Messingbrenner erhalten, geschieht auf den Messingwerken oder Messinghütten. Gemeiniglich wird erst die Masse in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandstein zu Tafeln und Platten gebildet, während die Masse noch warm ist, gebrochen, und in Stückmessing verwandelt. Die stärksten Tafeln, welche geschnitten werden können, sind 4 Linien dick, die stärkern hingegen kommen ungeschnitten unter den Hammer. Die ungeschnittenen Tafeln werden von dem Messingschneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zersägt oder zerschnitten, worauf sie dem Messingschläger oder Luggoldschmiede übergeben werden, der sie auf Hammerwerken, welche das Wasser treibt, zu Blechen schlägt. Die allerdünnsten Bleche, welche wie feines Papier sind, heißen Luggold. Die Messingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil sie dann schwarz aussehen, von den Messingschabern gebeizt und mit dem Schabeisen auf dem Schabebock hell und glänzend gemacht. Der Messinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegossene Metall theils wieder zu Tafeln verschiedener Stärke, theils zu Küchengeschirr, Draht, und Blech. Auf den Tiefhämmern werden besonders Kessel ꝛc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeschmiedet.

Meßkatalog (Leipziger). In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher selbst, und machten zu diesem Behuf ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der älteste bis jetzt entdeckte der des Augsburger Druckers Johann Bämler um das J. 1473 ist. Als der Buchhandel in der Folge sich von der Buchdruckerkunst trennte, und die Büchermessen zu Frankfurt a. M. der Hauptsitz desselben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 (nicht aber schon 1554) zuerst auf den Gedanken, jede Messe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu lassen. Die gute Aufnahme desselben bewog auch andre Buchhändler, sowol zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichnisse zu liefern, obgleich neben denselben das willersche, welches man noch im J. 1610 findet, regelmäßig fortgesetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der sämmtlichen von 1564 — 1592 gedruckten einzelnen Kataloge erschien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erschienen diese Verzeichnisse, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiserl. Privilegium heraus kamen (das letzte bekannte ist von 1616), mit sächs. Privilegium bei Abr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derselben an den dasigen Buchhändler Henning Große, dann an seinen Sohn, Gottfried Große, nach dessen Tode an Gottfried Sohn, Johann Große und endlich an Johann Großens Erben kam, von welchen der Katalog auf die weidmann'sche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortsetzt. Die frühere systematische Einrichtung desselben ist späterhin mit der alphabetischen vertauscht, und statt des Quartformats seit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbesserung dieser Verzeichnisse ist zwar vieles erinnert (unter andern lieferte

Friedrich Koch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Ostermeßkatalogs dieses Jahres als Muster), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entsprechen sie den Anforderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und selbst auch der einsichtsvollere Buchhändler, an sie zu machen berechtigt ist. Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetischen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil sie für den vorhergehenden Katalog zu spät kamen, entweder schon früher oder gar noch nicht wirklich erschienen sind, und vorzüglich die Unterlassung der Preisangaben sind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derselben zum Theil unvermeidlich sind, aber eben deshalb den Wunsch rechtfertigen, daß neben diesen zweimal im Jahr erscheinenden alphabetischen Verzeichnissen, oder wol noch besser statt derselben, ein fortlaufendes chronologisches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzosen in der trefflichen Bibliographie de la France besitzen. As.

Messungen, Meßinstrumente, Meßkunst. Messungen haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenständen überhaupt zu erforschen, d. i. zu untersuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (s. d. Art.) in der zu messenden Größe enthalten sei. Alle Messungen geschehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu messende Größe selbst (die Fertigkeit, dieses bloß mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß), oder durch Berechnung der zu messenden Größe aus andern schon gemessenen, mit denen sie in geometrischer Beziehung steht. So wie nun die reine Geometrie von der Messung der geraden Linie anfängt, und von da zu Ausmessung von Figuren, Flächen und Körpern fortschreitet, eben so muß auch die praktische Geometrie dieselbe Folge beobachten. Diese begreift: 1. Feldmeßkunst oder praktische Geometrie im engern Sinne, welche die Messung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die sphäroidische Gestalt der Erde noch keinen Einfluß auf sie hat, während 2. die Geodäsie oder mathematische Geographie hingegen die Gestalt von Ländern, Welttheile und der ganzen Erde selbst finden lehrt, wobei ihre sphäroidische Gestalt auf's genauste berücksichtigt werden muß; 3. praktische Astronomie, welche den Lauf der Gestirne beobachten und messen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu bestimmen. Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemessen werden, so geschieht dasselbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Meßstäbe. Diese sind also die Instrumente des Feldmessers Die Signale (gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 — 2 Zoll Dicke und 6 — 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Bretter, an langen Stangen befestigt, oder endlich, wo diese noch nicht hinreichen, dreiseitige Pyramiden) dienen zum Abstechen einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geschieht, daß mehrere derselben in zweckmäßigen Entfernungen durch Visiren in die zu messende gerade Linie gebracht werden, um beim Messen als Zwischen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geschieht die unmittelbare Messung selbst durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von starkem Eisendraht von ½ oder 1 Fuß Länge bestehend, die durch messingene Ringe mit einander verbunden sind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eisernen Spitzen versehene Stäbe, d. ist. Kettenstäbe, gespannt und vermit-

telst derselben in die Richtung der schon abgesteckten Linien gebracht wird. Bisweilen bedient man sich auch der Maßstäbe, welche an eine ausgespannte Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßschnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie messen, sondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon auf's Papier bringen, so daß man, sobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemessene Linie, welche Standlinie oder Basis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maßstabe auf das Papier getragen ist, auch die übrigen Linien auf dem Papier selbst messen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls messen, oder aus jenen Linien berechnen kann: so hat man von jedem Endpunkte der Basis aus, nach den vorspringenden Punkten des Feldes zu visiren und den Winkel dieser Visirlinie mit der Basis zu bestimmen; dann gibt der Durchschnittspunkt der beiden Visirlinien eines und desselben Punktes, von den beiden Enden der Basis aus gezogen, dessen Lage an. Hierzu braucht man verschiedene Instrumente, worunter der Meßtisch, das Astrolabium und das Scheibeninstrument die vorzüglichsten sind. Der Meßtisch ist eine ebne rechtwinklige Tafel (Mensel, fast immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Gestelle oder Stativ, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel selbst in die Horizontalebne gebracht und in derselben herumgedreht werden kann. Zu derselben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Diopteren (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) versehen, um sie in die Richtung der Gegenstände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Mensel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeist so angefüllte cylindrische Glasröhre, daß noch eine Luftblase zurückbleibt, die sich natürlich immer nach dem höchsten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtisches gefunden. Auf eine solche Tafel kann nun eine ganze Gegend durch bloßes Visiren nach den Gegenständen von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemessen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, so muß man sich des Astrolabiums (s. d. Art.), eines in Grade, Minuten u. w. sorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Diopteren oder ein Fernrohr befestigt sind, versehenen messingenen Kreises bedienen, der auf einem Stative beweglich ist, so daß er in alle mögliche Lagen gebracht werden kann. Durch dieses Instrument werden dann die nöthigen Winkel gemessen und aus ihnen und der gemessenen Basis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geschieht. Das Scheibeninstrument gibt die Schenkel der Winkel in Linien an, die dann auf ein Blatt Papier mit einem Parallellineal abgeschoben werden. Ueber das Höhenmessen und Nivelliren nebst den dazu nöthigen Instrumenten s. d. Art. Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, so wie über die Kenntniß der Instrumente selbst, gibt Mayer's praktische Geometrie, ein klassisches Werk, überall eine äußerst vollständige und befriedigende Auskunft. Die bei der Feldmeßkunst erwähnten Operationen sind auch bei der Geodäsie, nur in einem weit größern Maß-

stabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Instrumente, und mit beständiger Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu messendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographische Lage der Hauptpunkte auch durch astronomische Beobachtungen bestimmt werden muß. Von Instrumenten sind hier zu erwähnen: der Theodolit, ein Astrolabium mit einem senkrecht darauf stehenden eingetheilten Kreise, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelsextanten und Spiegelkreise, d. h. Sechstel- und ganze Kreise, auf denen kleine Spiegel befestigt sind, die so gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct gesehenen Gegenstand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt in's Auge gelangen läßt, und dieses Bild zur Deckung mit einem andern Gegenstande bringt, wodurch der Winkel zwischen beiden Gegenständen genau gemessen wird. Das vollständigste Werk über Geodäsie ist: Puissant, Traité de Topographie und sein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutsche Uebersetzung von Schuhmacher erschienen. Hierher gehören noch die Gradmessungen (s. den Art.), welche zur genauen Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde angestellt sind, und wozu Delambre in der Base du Système métrique eine vortreffliche, alles umfassende Anweisung, nebst einer Geschichte der großen französischen Gradmessungen selbst gegeben hat. Ueber die zur praktischen Astronomie gehörigen Instrumente s. d. Art. Sternwarte. L.

Mestizen (span. Mestizos, von dem lat. Mixtus, was von vermischter Raçe ist), nenet man in Südamerika und Westindien diejenigen, welche von einem europäischen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abstammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Gesichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern sehr zurückgesetzt, und machten die 3. Klasse der Bewohner des span. Amerika aus.

Metalle sind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper von folgenden Eigenschaften: sie sind undurchsichtig, besitzen einen eignen spiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektrische Fluidum, sind im Wasser unauflöslich, haben in der Regel ein großes specifisches Gewicht, sind mehr oder weniger dehnbar, schmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, absorbiren dabei in der Regel den Sauerstoff der Luft und verwandeln sich in pulvrige Massen, d. i. Oxyde, und bilden auf irgend eine Weise mit Sauerstoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflösungen Schwefelalkalien und blausaure Verbindungen meist farbige, seltener weiße Niederschläge bewirken. Sie finden sich in der Natur entweder gediegen, d. i. ohne Beimischung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerstoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutralisirt, d. h. im Zustande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle ist wegen ihrer Unbestimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metallischen Körper unter folgende Klassen: I. Metalloide. A. Alkalische Metalle, d. h. Metalle, welche sich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Kalium oder Potassium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4 Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Gly-

cynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Kolumbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchsten Temperatur merklich oxydirt werden, das Wasser nicht zersetzen, und deren Oxyde für sich reducirbar sind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Quecksilber. C. Gemeine Metalle, d. h. solche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzustellen sind. *α*. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchst strengflüssige und nur in dem höchsten und anhaltendsten Grade der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Urgan, 14. Mangan. b. Etwas weniger strengflüssige, oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15 Kobalt, 16. Eisen, 17. Kupfer; c. Leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19 Blei, oder flüchtige: 20 Tellur, 21. Antimonium, 22. Bismuth, 23. Zink. *β*. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arsenik, oder sehr strengflüssige: 25. Chromium, 26. Molybdän. Wir fügen dieser Eintheilung einige allgemeine Bemerkungen über die Metalle bei. Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommensten zurück, weshalb man auch den ihnen eigenthümlichen besondern Glanz Metallglanz genannt hat. In sehr verschiedenem Grade besitzen sie die Eigenschaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch sie besonders in den Künsten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich ist diese Eigenschaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß ist zu erwarten, daß man sie auch bei den übrigen; sich spröde erweisenden Metallen, wenigstens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall ist bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit, vielmehr ist die Zerlegung des Ammoniums der erste Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zusammensetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymisten) gegeben sein. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieselbe durch gewisse Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen sehr vermehrt werden. Je größer die Biegsamkeit oder Elasticität der Metalle zugleich mit der Härte ist, desto heller und stärker ist der Klang, den sie beim Anschlagen verursachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andre wirken auf das Geschmacksorgan; aber beides geschieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme sind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und diese Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunkt der Metalle ist sehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüssigen genau bestimmt werden. Einige sind bis jetzt noch unschmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle: das Eisen, Nickel und Kobalt, sind des Magnetismus fähig. Sie sind die besten Wärme- und Elektricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherem Grade die entgegengesetzten Elektricitäten als andere ungleichartige Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff; einige absorbiren ihn schon in gewöhnlicher, andre in erhöheter Temperatur; einige am begierigsten,

wenn das Sauerstoffgas in Wasser aufgelöst ist, und sie zersetzen zugleich das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur; andre erst in der Rothglühhitze. Die edlen Metalle zersetzen weder das Wasser, noch absorbiren sie den Sauerstoff der Luft. Alle Metalle oxydiren sich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Wasser oder die Säure zerlegt wird. Durch diese Aufnahme von Sauerstoff verwandeln sich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination).

Metalliques, s. Staatspapiere.

Metallkalk, s. Calcination und Metalle.

Metallnadeln, s. Perkinismus.

Metallreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunst, die Metalle aufzusuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Diese Bearbeitung geht von dem Zustande des Erzes an; daher sind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. s. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne versteht man darunter nur die Operationen, mittelst welcher die Metalle von ihren Erzen geschieden werden. (S. d. Art. Hüttenkunde). Die Kenntniß von Bereitung der Metalle ist ein wichtiger Theil der praktischen Chemie, und hat in neuern Zeiten, besonders in Deutschland und Schweden, die Form einer Wissenschaft erhalten.

Metapher (wörtlich Uebertragung), ist derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anschaulicher und kräftiger zu schildern sucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beschreibenden Eigenschaften werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter aussprechen müssen; so daß dadurch ein Gegenstand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beschwingte Eile;" „frostige Warnungen," und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens," „das Ruder des Staats," „Feuer der Rede." Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine solche, welche das Sinnliche vergeistigt, z. B. „der zürnende Sturm;" 2. die, welche das Geistige verkörpert, z. B. aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne seines Verdienstes;" 3. welche das ähnliche derselben Sphäre auf einen größern Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond," „das Licht des Leibes." Die erste Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (s. d. Art.) angesehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert stehen bleibt. Die letztere ist ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens ist Kürze und Kraft des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in seiner Vorschule der Aesthetik (2. Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, sagt von ihr richtig: „Sie ist der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finsterniß." Die Metapher ist endlich ein Erzeugniß des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derselben zeigt den

geschmackvollen Redner und Dichter. (S. die Art. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verschiedener Hinsicht gerechnet werden kann). Metaphorisch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbesondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphrase, die Uebersetzung eines Gedichts in Prosa.

Metaphysik, die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche (metaphysische) Erkenntniß sein soll; auch Transscendentalphilosophie, rein speculative Philosophie. Den griechischen Namen soll diese Wissenschaft zufällig erhalten haben; gewiß ist es aber, daß Aristoteles in den Büchern, welche späterhin die Ueberschrift erhielten, aus welcher durch Zusammenziehung dieser Name entstanden ist, auch diejenigen Gegenstände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieses theoretischen Theils der Philosophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, sondern von dem Wesen und den höchsten Gegenständen derselben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegensatze der Logik (als einer formellen Wissenschaft) Materialphilosophie, im Gegensatz der empirischen Naturlehre insbesondere Metaphysik genannt worden ist. Dieser ist auch in dem Maße Haupttheil der Philosophie, daß alle Verschiedenheit der philosophischen Ansichten hauptsächlich von der Verschiedenheit der Metaphysik abhängig ist, und in derselben zum Vorschein kommt. Daher nannte man sie auch sonst die erste und vornehmste Philosophie; und der Name Metaphysiker, metaphysisch, Metaphysik wird oft mit der Benennung: Philosoph, philosophisch, Philosophie, gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptsächlich kommt es bei allen Philosophien darauf an, was man für das Grundwesen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß desselben für möglich hält; auch sind hiernach die Systeme der Metaphysik und überhaupt der Philosophie selbst verschieden. Seit Wolf, der ihr die wissenschaftliche Form gab, theilte man sie in metaphysische Ontologie, Kosmologie (diese wiederum in metaphysische Körperlehre und Geisterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphysische Psychologie gehörte) und metaphysische Theologie; in jener ging man von den abstractesten Begriffen des Seins aus (metaphysischen Begriffen), um aus denselben nachher das Wesen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch diese Verstandesbegriffe nicht fähig sind, die Dinge selbst zu erkennen (s. d. Art. Kant), setzte jedoch an die Stelle der Metaphysik nur eine Kritik derselben, worin ihm seine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphysik der Natur und der Sitten redet. Eine Wissenschaft übersinnlicher Gegenstände, meinen sie, sei nicht möglich, weil die übersinnlichen Gegenstände und die Dinge an sich in keiner Anschauung gegeben werden können, oder weil dieselben kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung sein könnten. Die Ideen aber seien Erkenntnisse, deren Gegenstände sich nicht bestimmen und erkennen lassen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß sei aber bloß subjectiv. Indessen konnte sich das Bedürfniß des Geistes, eine höhere, philosophische Weltansicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphysische Systeme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphysik durch tiefere Untersuchungen einzunehmen trachteten, indem sie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinstimmung des Bewußtseins mit sich selbst im Wissen, als die

Grundfoderungen des Philosophirens betrachteten. So verschieden und wechselnd nun auch diese metaphysischen Ansichten und Systeme sein mögen, und so mißtrauisch man daher gegen eine solche Wissenschaft geworden ist: so beweist dies doch nichts gegen die Metaphysik selbst, sondern bezeugt nur eine Freiheit des Geistes, und eine Regsamkeit desselben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus versinken würden. Uebrigens ist zwar in keiner Ansicht die Wahrheit, aber auch keine Ansicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbstthätigkeit dazu, sich derselben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geistes ist dem engherzigen Despoten, der alle, selbst die innerste Regung der Freiheit vertilgen möchte, diese Selbstthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Mystiker verhaßt, weshalb jener die Metaphysik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geschehen, letztere sie oft als eine unnütze Grübelei verschreien, ohne sie zu kennen. Weil aber die Metaphysik die schwersten philosophischen Untersuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philosophischer Scharfsinn und Ausbildung des Verstandes erfodert werden: so hat auch hiedurch der Ausdruck metaphysisch die Nebenbedeutung des schwer zu Durchdringenden, Tiefsinnigen und über die gemeine Ansicht Erhabenen mit Recht erhalten, worüber sich der gemeine Verstand eines Urtheils enthalten soll. T.

Metastase, in der Arzneikunde die Versetzung des Krankheitsstoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metastasio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit seinem wahren Namen Trapassi, und war 1698 zu Assisi, als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poesie entwickelte sich früh, besonders durch das Lesen des Tasso. Schon als Knabe verrieth er sein poetisches Talent durch Reimen und Improvisiren; allein er mußte letzteres, seines angegriffenen Nervensystems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der sein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu sich, nannte ihn, den Namen Trapassi in's Griechische übersetzend, Metastasio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für seine Erziehung, sondern hinterließ ihm auch, als er 1717 starb, „als einem Jüngling von den größten Hoffnungen, sein ganzes Vermögen." Metastasio, der sich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ sich jetzt seiner Neigung für die Poesie, und unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italienischen Singspiels. Schon in seinem 14. Jahre hatte er eine Oper: il Giustino geschrieben. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Musik aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter, und machte sich auf derselben bald so berühmt, daß ihn 1729 Kaiser Carl VI. nach Wien berief, zu seinem Hofdichter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Fest Statt, das er nicht durch seine Verse verschönerte. Selbst König Ferdinand IV. von Spanien, der seine Opern durch Farinelli's Gesang lieb gewann, sandte dem Dichter ein schmeichelhaftes Geschenk. Aber Metastasio beschränkte seinen Ehrgeiz auf den literarischen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Theresia, ihm ertheilen wollten. Er starb 1782. Pius VI., der damals in Wien war, besuchte ihn selbst, und sandte ihm seinen apostolischen Segen in articulo mortis. Die wichtigsten Werke Metastasio's sind seine Opern, und musikalischen Cantaten, die in mehreren

Ausgaben erschienen sind. (Schon 1748 kamen die Opere dramatiche in Venedig zum neunten Male heraus; besser zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere posthume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern klassisch geworden ist, sind die vollkommenste Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbesondere der sanfteste Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdruckvollste Rhythmus seiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunst, die wesentlichen Züge einer poetischen Situation in der Kürze zusammenzufassen; seine Lieder, womit die Personen abgehen, sind fast immer der gediegenste musikalische Auszug einer Gemüthsstimmung, der sich geben läßt. Aber freilich muß man gestehen, er schildert die Leidenschaft nur nach ganz allgemeinen Bestimmungen: sein Pathos ist geläutert, sowol von allem charakteristischen als contemplativen Gehalt, und so kann die poetische Darstellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Musiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlassen. Metastasio ist durchgehends musikalisch, aber ganz und gar nicht malerisch. Seine Melodien sind leicht und gefällig, allein sie wiederholen sich mit weniger Abwechslung; wenn man einige seiner Stücke gelesen hat: so kennt man sie alle, und die Composition im Ganzen ist immer ohne Bedeutung. Die Galanterie seiner Helden, die Zärtlichkeit seiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth sein, als die Wahl solcher Stoffe, deren strenger Ernst sich nicht ohne einen auffallenden Uebelstand mit solchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragischen Ansprüche hat er sich selbst geschadet; seine Kraft war ihnen nicht gewachsen. Zu dem erstaunlichen Glück, das Metastasio in ganz Europa und besonders an den Höfen gemacht, hat es besonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge seines Amtes, sondern auch durch seine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; prosaische Gesinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetischen Sprache ausgestattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenschaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und scheinbare Sittsamkeit: alle diese Eigenschaften mußten diese tragischen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben sich nur wenige Opern des Metastasio erhalten; da der veränderte Geschmack in der Musik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. Diesen Namen führten einige berühmte Römer. 1. Quint. Cäcil. Metellus, mit dem Beinamen Macedonicus, den er wegen der glücklichen Besiegung der macedonischen Kronbewerber, und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römische Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Consul erwählt, und führte eben so glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriatus, worauf er noch im Jahre der St. 622 das Amt eines Censors verwaltete. Er starb im hohen Alter und hinterließ 4 Söhne, die sämmtlich die höchsten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. Q. Cäcil. Metelus Numidicus. Dieser als Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt seinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidischen Fürsten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Sallust kennen als einen ungemein thätigen, verständigen und tapfern Heerführer, und als einen sehr unbescholtenen und edlen, wenn auch auf seinen alten Adel etwas stolzen Mann. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unversöhnlichem

Hasse verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollste Weise wieder aus seiner Verbannung zurückgerufen, und sein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der sich ebenfalls im Bundesgenossen-Kriege und gegen Sertorius in Lusitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichsten Bitten um die Zurückberufung seines Vaters an den Tag legte.

Metempsychosis, Metempsychose, Metensomatosis, s. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore sind Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wässeriger und brennbarer Dünste u. dgl., welche von der Erde aufsteigen, und bei den verschiednen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiednen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. (S. Meteorologie). Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verursacht, sobald sie an verschiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verschieden ist, eine Bewegung der mehr elastischen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo sie weniger elastisch ist, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt. (S. d. Art. Wind). Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünstung aufsteigende Wasser werden die wässerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, verdichteten sich die am Tage aufgestiegenen Dünste, und werden in tropfbare Gestalt als Thau (s. d.) abgeschieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif (s. d.) wird. Nebel (s. d.) ist das Wasser, das durch Vermehrung des Drucks der Atmosphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunste niedergeschlagen, und wegen seiner höchst feinen Zertheilung in der Luft schwimmend erhalten wird. Wolken (s. d.) sind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft schwimmende Nebel, deren scheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Entfernung herrührt. Wenn die Zersetzung der wässerigen Dünste in den obern Regionen der Luft schnell genug und in hinreichender Menge geschieht, so daß das niedergeschlagene Wasser zu Tropfen zusammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern specifischen Gewichts von der Luft nicht mehr getragen werden können: so entsteht Regen (s. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (s. d.) wird, wenn aber bei seinem Herabfallen dem Wassertropfen durch irgend eine Ursache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (s. d.) bildet. Hieher gehören noch die Tromlen oder Wasserhosen (s. d.). Außer jenen luftigen und wässerigen Lufterscheinungen sind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerst das Gewitter (s. d.) eine der allgemeinsten ist, das allein in der Elektricität seinen Grund hat, wie schon 1746 Winkler zuerst behauptet und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (s. d.) ist bloß ein starker elektrischer Funken und seine Erscheinungen lassen sich alle im Kleinen mit der Elektrisirmaschine nachmachen. Der Donner (s. d.) entsteht aus der durch den Blitz bewirkenden Erschütterung der Luft, und das Wetterleuchten ist ein Blitz, bei welchem wir den Donner nur wegen der großen Entfernung nicht hören. Das Nordlicht (s. d.), die glänzenste und schönste Lufterscheinung, ist wahrscheinlich auch ein elektrisches Meteor. Der Regenbogen (s. d.) entsteht bekanntlich durch Bre-

chung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematisch erklärt werden. Eben so entsteht durch Brechung des Lichts in den Dünsten der Atmosphäre die Abend- und Morgenröthe (s. letztere), so wie die Höfe (s. Hof), größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich haben auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter und Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln (vergl. diese und Meteorsteine) sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre.

Meteorologie ist die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, (s. d.) welche besonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem starken Knalle oft in einer sehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tausend) Stücke, welche noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist in unsern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt, und die Physiker haben sich um die Erklärung desselben bemüht. Einige halten jene Massen für Erzeugnisse unserer Atmosphäre, durch große chemische Prozesse bewirkt, wobei es übrigens fast unbegreiflich bleibt, wie bei der höchst verdünnten Luft an der äußersten Gränze unserer Atmosphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, solche feste Körper aus Stoffen, über deren Dasein in der Luft wir gar nichts wissen, gebildet werden könnten. Wahrscheinlicher möchte daher die Behauptung sein daß sie aus den Mondvulkanen zu uns herabgeschleuderte Massen wären (Mondsteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der starken Compression und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens ist es mathematisch erwiesen, daß bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterem mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8,293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geschwindigkeit einer 24 pfündigen Kanonenkugel, ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerst ihren kosmischen Ursprung beweisen wollen, und die Möglichkeit gezeigt, daß sie auch Stücke kleiner, sich um unsere Erde bewegender Planeten sein könnten. Hierher gehören auch die großen Massen von Gediegen-Eisen, das sogenannte Meteoreisen, namentlich die 71 Pfund schwere Masse, die 1751 am 26. Mai zu Hraschina unweit Agram in Kroatien herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch Pallas 1772 in Sibirien am Jenisei aufgefundne, auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich Oelstein

eingesprengt findet; die auf 30,000 Pfund geschätzte, in der südamerikanischen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene, von Rubin de Celis 1782 untersuchte Masse; so wie das mehrere tausend Pfund schwere Stück Gediegen-Eisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollständige Aufzählung aller bis jezt gefallnen Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilbert's Annalen der Physik. (Vergl. Feuerkugel).

Meth oder Meht wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bewirkt, und ist ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. Oft gibt man ihm durch Zusaz von allerhand Obst (Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je bessern Honig man dazu nimt, desto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen, und er nimt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Für Ungarn ist er als Handelswaare von Bedeutung.

Methode (griechisch) ist der Weg, die Art, wie man etwas zu erforschen oder zu erreichen sucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem ästhetischen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß verfährt, und empirischer Natur ist, unterschieden wird. Manier ist das Eigenthümliche in der Kunst; die Methode aber gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an, und gibt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter. Gleichwol ist die strenge (systematische) Methode bei der großen Lesewelt wenig beliebt, und Schriftsteller, die dasselbe über speculative Wissenschaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der systematischen Darstellung die fragmentarische vorgezogen, die aber nur dann den wissenschaftlichen Charakter behaupten kann, wenn ein methodisches Denken aus ihr hervorleuchtet, wie z. B. in Platner's Aphorismen; denn aphoristisch ist derjenige fragmentarische Vortrag der Wissenschaft, dessen Gang durch ein methodisches Denken geregelt wird. Die Schriftsteller bedienen sich, nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedener Methoden. Die strengste ist die mathematische, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Erklärungen, Schlüssen und Beweisen die größte Anschaulichkeit zu geben vermag. Sie ist aber nur für eine Wissenschaft, die es, wie die Mathematik, bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philosophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiste der Systeme, bei denen sie angewendet wurden, hervorgingen: die skeptische, die, wie bei Hume, was sie aufstellt, in Zweifel zieht und das menschliche Wissen ungewiß macht; die kritische, die, wie bei Kant, auf Untersuchung der Gründe vorgetragener Säze ausgeht; und die dogmatische, die, wie Schelling thut, apodiktisch behauptet und beweist. Uebrigens ist die Methode in Rücksicht des Fortschreitens der Säze einer Wissenschaft entweder analytisch, d. h. sie geht von Ergebnissen aus und sucht die Gründe, oder synthetisch, d. h. sie folgert aus den Gründen die Ergebnisse: allemal aber muß sie, auf unbestrittne Elementarsäze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logischer Strenge verfahren, um wissenschaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverständlich) ist sie, wenn sie nur vom

Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Theilnahme zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode sein, deren man sich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wissenschaft, die er behandelt, Genüge zu leisten, sondern vorzüglich sie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher ist die akroamatische Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein spricht, nur für schon gebildete Zuhörer und für den akademischen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerksamkeit erst gewonnen und fest gehalten werden soll, hat die erotematische Methode, d. h. die abfragende, welche die Abhandlung des Lehrstoffes vermittelst eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Historische Lehrstoffe lassen freilich nur solche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenschaft abfodert, ob er die gehörte oder gelesene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wissenschaften aber, deren Gründe in der menschlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, ist die katechetische Methode an ihrem Orte. Diese Methode nämlich nimt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anspruch, damit der abzuhandelnde Lehrstoff aus seinen Antworten selbst erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geschieht dies durch eine Fortsetzung nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüsse und kann an eine vorgeschriebene Reihefolge formaler Uebungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. Pestalozzi und Anschauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der katechetischen Methode, bei der das Positive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag, und schon Worte genug hat, um sich darüber auszudrücken. Auch verdient das Katechisiren dann erst den Namen der sokratischen Methode, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet, und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode, oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll, und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand gibt, wird alle Mal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können, den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art mit einander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigket zu erwerben, da nur das Selbsterworbene ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiset; auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun sein, ihrem Zöglinge eine Menge von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bell's und Lancaster's (s. Lancaster) thun, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Men-

schen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit die pestalozzi'sche Methode, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grundsatze finden, bei dem Unterricht der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne, zum Fortschreiten nach festen Regeln anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu lassen, und dadurch die innere Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglich höchsten Grade zu bringen. Ueber diesen Grundsatz selbst, und den Mechanismus stufenweis geordneter Uebungen, dessen sich die pestalozzi'sche Methode zur Erreichung ihres Zweckes bedient, sind die Stimmen in der pädagogischen Welt sehr getheilt. (S. d. Art. Pestalozzi). In einer Geschichte der Erziehungsmethoden wird die schöne Idee dieses Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen, als der Philanthropismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerstreuten. Der Ernst der pestalozzi'schen Methode hat viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun, und den der neuern Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen, jene geistlosen Erzieher aber, die sich nur im Gleise eines Schlendergangs, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, auf's neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieses oder jenen gangbaren Lehrgegenstandes, sondern die Uebung der Kraft überhaupt, und die Bildung des Kindes zum Menschen, der höchste Zweck alles Unterrichts sei. Die Aufgabe aber, eine untrügliche Methode, die unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff die beste sein müsse, zu erfinden, hat die pestalozzi'sche Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöst, auch scheint sie überhaupt nicht gelöst werden zu können, da wol die Theorie unbedingte Grundsätze aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon gebrauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiedenen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach der Persönlichkeit der Lehrer, und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden arten. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehl erzwingen zu wollen; da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geschicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßige ist, welche sie schon inne haben. E.

Methodisten wurden im 17. Jahrh. diejenigen Schriftsteller der katholischen Kirche genannt, welche den Streit mit den Protestanten durch neuersonnene dialektische Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu stellen wußten. Mit diesem Streite selbst ist auch der Name in neuern Zeiten erloschen, und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgesellschaft beigelegt, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der englischen Kirche entstanden ist. Wie die Pietisten in Deutschland, vereinigten sich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und strengern Sitten; besonders beabsichtigten sie eine genauere Beobachtung der Vorschriften des neuen Testaments, als damals in der englischen Kirche gebräuchlich war, und widmeten sich

Werken der Liebe, z. B. dem geistlichen Zuspruch und Besuch der Gefangenen und Missethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. s. w. Ihre anders gesinnten akademischen Mitbürger sagten daher, sie hätten eine neue Methode des christlichen Lebens erfunden und nannten sie scherzweise Methodisten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieser neuen Gesellschaft allgemein gebräuchlich und von ihr selbst angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten sich besonders John Wesley, der Stifter dieses frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Ansehn aus. Der erstere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er, als Heidenbekehrer, zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete, und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei diesem Geschäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei seiner Rückkehr nach England beschloß, jene kleine Gesellschaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefield's Predigten hatten das Volk an mehreren Orten auf ein solches Unternehmen vorbereitet. Bald sammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathause Erbauungsstunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen bischöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geistlichkeit dieser Kirche den methodistischen Predigern, welche ohne bestimmte Anstellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen suchten, die Kanzeln verbot, und der Zulauf bei ihren Verträgen so groß wnrde, daß jede Kirche ihnen zu klein schien, fingen sie an, im freien zu predigen, und eine besondere Kirche nach dem Muster der apostolischen zu bilden. Die Neuheit der Sache, und der ganz eigne Charakter dieser Feldpredigten, die sich von den trocknen moralischen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der bischöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Gemeinverständlichkeit, Nachdruck und religiöse Begeisterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der englischen Geistlichkeit von den Kanzeln fast verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menschen, von der Versöhnung durch Jesum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt, mit aller Gewalt der Beredtsamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodisten zusehends vermehren. Whitefield, der feurigste und kühnste von allen, sah oft auf Wiesen, Kirchhöfen, ja selbst auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Abstichs wegen am liebsten auftrat und die Laster der Zeitgenossen strafte, bei 12,000 Zuhörer um sich versammelt, die der Donner seiner Rede in Erstaunen setzte und so gewaltig erschütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn diese plötzliche Bekehrung, die sie mit den Pietisten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodisten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Absicht, nicht selten erreicht. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein, und bauten sich, um vor dem schlechten Wetter und vor dem Unfuge des Pöbels geschützt zu sein, eigene Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerst eine selbstständige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches sah, schritten sie nun ungestört zur Einrichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vornehmen mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muster der Brüdergemeinde, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl

1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten eine allgemeine Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie ist ganz das Rituale der hohen bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach sechs Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel, und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Klassen, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammen kommt und sich über den Herzenszustand ihrer Glieder bespricht. Alle Bands und Klassen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind, und in eignen Betstunden auf's neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulassungsbillet zu den Privatzusammenkünften der stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten eine gedruckte Sittenordnung zur Nachachtung, worin grobe und vorsätzliche Sünden namentlich verpönt sind. Die Uebertretung dieser Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde: Verweisung, Bann und endlich Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Besoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortsetzen dürfen. Man sieht daher in den Tabernakeln der Methodisten Aerzte, Militärpersonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn sie haben keine besondre geistliche Tracht. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde sieben Aelteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Klassen und Bands und die Krankenbesucher zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schuhllehrer, und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt, die seiner Partei als Predigerseminar dient. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Wesley, der das Ansehn eines Patriarchen und Oberhauptes seiner Partei genoß, hatte darauf bis an seinen Tod 1791

*) Ein solcher methodistischer Krankenbesucher, Dr. Peckwell, stiftete die unter dem Namen der Krankenfreund berühmte Gesellschaft zu London, deren Zweck die Aufsuchung und Pflege hülfloser Kranken von allen Religionen ist, und der schon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer seine Rettung verdankt.

den entschiedensten Einfluß. Als aber zu dieser Zeit unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, das sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten, und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durch's Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf, und 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium bildete. Diese den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verschaffte den neuen Methodisten einen ansehnlichen Zuwachs und sie sind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im J. 1808 hatten die Methodisten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meisten zu der Volksklasse der Matrosen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodisten getreten ist und ihre Grundsätze vertheidigt hat, sind selten bei dieser Partei, die überhaupt auf gesellige und gelehrte Bildung nicht Anspruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung sind die Methodisten eben so leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch ist ihre Meinung schwärmerischer und ihr Thun und Treiben weniger weltklug. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht nur darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die englische Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starker Gemüthsbewegung halten. Auch stehen sie in der Meinung, durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düstern Selbstquälern und Heuchlern. Das große Verdienst, die niedern Volksklassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten und wohlthätigsten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieses Lob den Methodisten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefield's und anderer Missionaire zwar einen großen aber eben nicht sehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daselbst durch die Predigten Shady-Ilands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnsinn verkehrte. In den Versammlungen dieser Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reisende, wie Perrin du Lac vom J. 1805 und Michaud vom J. 1808, die tollsten Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei gesehen. Die Versammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erst mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Verzuckungen, welche sie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodisten von Jonathan Crowther (A portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists. Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und

Verfassung genauere Nachrichten, so wie auch Robert Southey's Lebensgeschichte Wesley's schätzbare Nachrichten über die Ausbildung der Anstalt mittheilt. Im brittischen Reiche befinden sich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodisten in Europa und Amerika soll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wissenschaft; sie verbindet sich gewöhnlich mit der Encyklopädie einer Wissenschaft. In der Logik hat man auch seit Kant einen Theil dieser Wissenschaft so genannt, besonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wissenschaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechslung, nennt man die rhetorische Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe statt der eigentlichen, z. B. die Ursache statt der Wirkung, oder jene statt dieser, das Vorhergehende statt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen statt der bezeichneten Sache, der Raum statt der darin befindlichen Gegenstände u. s. w. gesetzt werden. Z. B. die Arbeit der Stiere, für Getreide; graue Haare, für Alter; sich empfehlen, für weggehen; Oelzweig für Frieden; der Wald singt sein Lob, für die Vögel ꝛc.

Metopen, Zwischentiefen. Mit jener griechischen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptsache gewesen sein, warum man sie bei der jonischen und korinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Ansehen hatte.

Metre, s. französisches Decimalsystem.

Metrik ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus, als Grundlage aller Vermessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, sofern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Wir verweisen darüber vornehmlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Aristoxenus und Heliodor, sind verloren gegangen, und was die Scholiasten und Grammatiker darüber mittheilen geschieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man zwar das Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, aber die Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein System zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerst das Rechte, wie seine Abhandlung über die Versmaße des Terenz beweißt. Nach ihm stellten Brunck und Reiz gute Forschungen über die Metrik an, aber erst der gelehrte Hermann entwickelte seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft. Allein schon Bernhardi hatte an Hermann's Theorie den Mangel einer musikalischen Grundlage gerügt, welchen zuerst Apel in seiner Metrik mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergl. d. Art. Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maß- und Gewichtkunde.

Metronom, s. Taktmesser.

Metropolit oder **Metropolitan** ist der griechische Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griechischen Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechischen Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne so viel als Maß, Takt, in der Dichtkunst das Sylbenmaß und das Versmaß. Metromanie daher die Sucht, Verse zu machen. **Metrometer**, der **Taktmesser** s. d. Art. u. **Rhythmus**.

Mette (aus dem lateinischen matutina verstümmelt) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der einem großen Feste in der katholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Metternich. Das fürstliche Haus Metternich leitet seinen Ursprung aus einem alten rheinländischen Dynastengeschlecht her, das dem deutschen Reiche im 16. und 17. Jahrh. drei Kurfürsten, zwei von Mainz und einen von Trier (Lothar, der 1623 starb, und die katholische Ligue mit befördert hatte), gegeben, und schon im Freiherrnstande, vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen sechs Linien, worein sich diese Familie in frühern Zeiten theilte, ist jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche seit 1696 die reichsgräfliche und seit dem 30. Juni. 1803 die reichsfürstliche Würde führte. Winneburg und Beilstein, im ehemaligen Kurfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich, nachdem das Haus Winneburg und Beilstein ausgestorben war, im Anfange des 17. Jahrh., durch die Begünstigung des Kurfürsten von Trier, Lothar, aus dem Hause Metternich. Die Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben, nebst mehrern andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins, im ungestörten Besitze des Hauses Metternich, bis solche 1803, bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit, an Frankreich kamen. Das gräflich-metternich'sche Haus wurde für diese verloren gegangnen reichsständischen Besitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, die außer dem Kloster und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegnen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fischbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen besteht, in dem Maße entschädigt, daß es diese Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden, und mit der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8,150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März 1803 in Besitz dieser Entschädigung, doch verlor es durch die Bildung des rheinischen Bundes im Juli 1806 seine Souveränitätsrechte, welche Würtemberg zu Theil wurden. In der neuesten Zeit haben sich zwei Staatsmänner aus diesem Geschlecht berühmt gemacht. Fürst Georg Metternich, geboren zu Koblenz 1746, war seit 1773 k. k. außerord. Gesandter und bevollmächt. Minister an den Kurhöfen von Mainz, Trier

und Köln und am westphälischen Kreise. 1790 war er Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Minister in den so eben wieder unterworfenen Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem rastadter Congreß war er österreich. Principal-Commissarius, und 1810 verwaltete er, in Abwesenheit seines Sohnes, provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kagenegg, und starb den 11. Aug. 1818. 2. Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Graf, und seit 1813 Fürst von Metternich des gleichen, seit 1816, Herzog von Portello, in Sicilien, des vorigen Sohn und Nachfolger, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Minister, wie auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geboren 1773, ist vermählt seit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Ministers, und als Allodialerbin desselben Besitzerin der Herrschaft Austerlitz. Dieser mit seltenen Talenten ausgestattete Staatsmann eröffnete seine diplomatische Laufbahn auf dem rastadter Friedenscongresse, als Gesandter des westphälischen Grafencollegiums, 1801 ernannte ihn der österreichische Hof zum Gesandten in Dresden wo er während der Verhandlungen über die deutsche Entschädigungssache verblieb. Im Winter 1803 — 1804 kam er nach Berlin, in dem wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Besetzung Hannovers, die Gewaltstreiche gegen die englischen Gesandten, die Verwandlung des Consulats Buonaparte's, in erbliche Kaiserwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Buonaparte's Gewaltstreiche in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmälig herbeiführten. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußischen Gebiets im Anspach'schen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anwesenheit des Kaisers Alexander und des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Anton in Berlin, Oesterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Universalmonarchie hinstrebende Plane gewaffnet zu haben. Er erhielt dafür das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Austerlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, vereitelten die Früchte jenes Tractats. 1806 ging den Grafen Metternich statt des Grafen Philipp Cobenzl als Botschafter nach Paris, wo er sehr wirksam für Oesterreich und selbst von den französischen Machthabern geliebt und geehrt war. Am 10. Oct. 1807 schloß er zu Fontainebleau die Uebereinkunft, welche jene höchstbedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Besetzung der Booche di Cattaro durch ein russisches Geschwader endigte, den Isonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein Anderer vor ihm begonnen hatte, setzte er 1808 mit Scharfblick und seltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob sich gegen Napoleon, die französischen Adler verloren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zusammenkunft in Erfurt schien dies nur allzusehr zu sichern, so blieb Oesterreich wol nur das Schicksal, zuletzt zu unterliegen. Aus dieser Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1813 möglich gemacht hat, wiewol das Ergebniß so rühmlicher Anstrengungen den

Erwartungen damals nicht entsprach. Fast gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand sich späterhin in des Kaisers Hoflager zu Komorn ein und leitete die Friedensverhandlungen zu Ungarisch-Altenburg mit dem französischen Minister Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürsten Lichtenstein. Graf Metternich ersetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botschaft zu Paris Fürst Carl Schwarzenberg. Napoleons Vermählung mit Marie Louise von Oesterreich war dieses Friedens erste Folge. Dieses Opfer rettete das schwer bedrohte Oesterreich, und gewann ihm unschätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiserin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beschwören, scheiterten an Napoleons unersättlichem Eroberungsdurst. Noch in Dresden, wo Metternich ihn zum letztenmale sah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrscht, das ihn doch schon verlassen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, so wie der Rücksichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht da zu stehen, wo Europa Oesterreich erwarteten, und zur Entscheidung seines bessern Schicksals nicht entbehren konnte. Das berühmte Manuscript von St. Helena ist das glänzendste Geständniß, mit welcher Geistesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäischen Menschheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moralische Anstand, mit dem er eine der verwickeltsten diplomatischen Aufgaben gelöst, wird noch ein edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollständig eröffnet sein werden. Er brachte die Verbindung glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerschlacht von Leipzig ertheilte Kaiser Franz ihm die österreichische Fürstenwürde für sich und seine Nachkommen. Späterhin in Paris erhielten er und der Fürst Carl Schwarzenberg das österreichische Wappen in das Herzschild des ihrigen, und nur sie beide allein, dieser das Großkreuz des aus den eroberten Kanonen gegossenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienste gestifteten goldnen und silbernen Ehrenkreuzes. Auf dem wiener Congresse, beim zweimaligen pariser Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Gestaltung der Welt und die Wiederkehr der alten Ordnung betrafen, schimmert sein Name vor andern und die Geschichte kann schwerlich einen Staatsmann aufweisen, der in diesem Alter so viele glänzende Auszeichnungen in sich vereinigt hätte, so wie die Epoche seines Ministeriums gewißlich die der glänzendsten Machtbegründung Oesterreichs ist. Im Februar 1816 ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzoge von Portella, mit 60,000 Ducati Einkünfte. Auch besitzt er seit dem Juni 1816 den Johannisberg als ein Geschenk des Kaisers Franz I. Es verdient noch höhere Achtung, daß Fürst Metternich mitten unter den großen Ansprüchen der Gegenwart gleichwol der Zukunft niemals vergessen, an den innern Angelegenheiten, der Herstellung der Finanzen, so wie der Verbesserung in allen Zweigen der Verwaltung den lebendigsten Antheil genommen, umfassenden Unternehmungen zu Gunsten der Nothleidenden thätig vorgestanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländische Wissenschaft und Kunst eifrigst befördert hat. Wie Kaunitz der Stifter, so war Metternich der Wiederhersteller der Akade-

mie der vereinigten bildenden Künste in Wien. Das österreichische Alterthum, die Geschichte, und, wie die Diplomatie, so auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenstände seiner Sorgfalt. Eine Fortführung dieses Art. s. in der neuen Folge dieses Werks B. XI. und XII.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einflusse der Seille in die Mosel, die Hauptstadt des franz. Moseldepartements. Sonst war sie eine freie Reichsstadt, ward aber 1552 von franz. Truppen besetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Sie ist stark befestigt und hat außerdem drei Citadellen. Man zählt hier 5800 Häuser und 36,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflasterten Straßen, schönen Häusern und mehreren hübschen öffentlichen Plätzen; doch ist im Ganzen die Stadt altmodisch gebaut. Zu den sehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauspielhaus und die Intendantur. Metz ist der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdivision, eines Bischofs, der unter dem Erzbischofe von Besançon steht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule. Außer wichtigen Gewerken in Kattun, Zitz, Parchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugnissen, und bauen viel Obst. Jährlich wird im Mai eine Messe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Mosel, befinden sich die Trümmer einer großen römischen Wasserleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Maler der niederländischen Schule, war 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amsterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken rc. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden kann, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meudon (Schloß und Flecken bei Paris). Dieser, auch in der Revolutionsgeschichte Frankreichs bekannt gewordene Ort liegt im jetzigen Departement der Seine und Oise und gehört zum Arrondissement von Versailles und den Kanton Severs. Nach der Meinung einiger Alterthumsforscher soll der Flecken Meudon schon zu Cäsar's Zeiten existirt haben; Andre verneinen dies jedoch, wie es uns scheint, mit Recht. Auch das Dasein des alten Schlosses reicht in weit entlegne Zeiten hinauf. Im 17. Jahrh. gehörte dasselbe dem bekannten Louvois, der den schon von der Herzogin von Etampes, Anna de Pisselû (der Geliebten Franz des I.) fast anderthalb Jahrhunderte früher angelegten Park, bedeutend erweitern ließ, und der damals ihre Sessionen noch nicht im Louvre haltenden Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, das Schloß von Meudon zu ih-

ren Sitzungen einräumte. Nach Louvois Tode kaufte Ludwig XIV. das Schloß und schenkte es dem Dauphin (nachherigem Ludwig XV.) welcher neben dem alten, von Philibert de Lorme, erbautem Gebäude, einen neuen, prachtvollen Palast aufführen und durch den berühmten le Notre (s. d. Art.) den Garten ungemein verschönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnte Marie Antoinette und der Dauphin, so wie auch nach dessen Tode, dieser unglücklichen königl. Aeltern zweiter Sohn, der junge Herzog von der Normandie und nachheriger Dauphin (von den Royalisten in der Revolution und nach des Königs Hinrichtung nur Ludwig XVII. genannt) Meudon, das indeß mit dem Fall des Königshauses aufhörte ein Vergnügungsort zu sein und laut Befehl des Wohlfahrtsausschusses vom 20. October 1793 die Bestimmung erhielt dem Nationalinstitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten welche hier betrieben wurden und deren Zweck mehrentheils Vervollkommung der zum Kriege nöthigen Dinge war, desto sicherer und geheimnißvoller ausführen zu können, umgab man das Schloß und einen Theil des Parks festungsartig mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen, und der patriotische Eifer der hierzu aufgebotenen Einwohner des Fleckens und der Umgegend war so groß, daß die Sache in höchst kurzer Zeit vollendet war, worauf denn der Wohlfahrtsausschluß sich gemüßigt fand, den Leuten deswegen ein eigenes Belobungsschreiben zu ertheilen. Mehrere Arbeiten wurden nun hier in den, einst dem Luxus geweihten Sälen verfertigt die auf den ausgebrochenen Krieg nicht ohne bedeutenden Einfluß blieben und wir nennen hier die daselbst zuerst zum Besuch von Recognoscirungen angegebenen und dann bei der Schlacht von Fleurus im J. 1794 angewendeten Luftballons, durch welches Mittel die Stellung der Feinde von den Franzosen erkundschaftet, die Verbündeten eingeschreckt, und dadurch vereint, der Sieg errungen wurde. Im März 1795 brach durch Unvorsichtlichkeit eines Arbeiters Feuer im alten Schlosse aus, wodurch dasselbe gänzlich in Asche gelegt und nur mit vieler Mühe das neue von Ludwig XV. als Dauphin aufgeführte Gebäude gerettet werden konnte. Unter Napoleons Herrschaft wurde das Schloß von Meudon wieder seiner ersten Bestimmung zurückgegeben, auf's prachtvollste von neuem eingerichtet und von dem Kaiser hernach seinem Sohne so lange zum Aufenthaltsort angewiesen als derselbe noch die Brust erhielt. Später bewohnte die Kaiserin Marie Louise, während Napoleons unglücklichem Feldzug nach Rußland, nebst dem jungen Napoleon das Schloß, das nun wieder eine Domaine der königl. Krone von Frankreich geworden ist. Für die Bewohner des Fleckens Meudon ist theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen, Haupterwerb. Diese Kreidebrüche, deren Ergebniß in Frankreich im Handel gewöhnlich nur blanc de Meudon genannt wird, sind von großer Ausdehnung und ziehen sich von Meudon aus längst der Seine (oft hart an deren Ufer über Moulineaux (woselbst der Haupteingang dazu ist) bis nahe an Sevres (den Sitz der bekannten Porzellanfabrik) hin. Die Höhlen welche hier in die ungemein tief liegenden Kreidelager, theils von der Natur, theils durch die Hand der Menschen gebildet worden sind, geben, wenn man sie beim Schein der Fackeln besucht, einen höchst pittoresken Anblick und die Ausbeute welche hier nicht selten an oft sehr schönen Versteinerungen und andern Formationen gemacht wird, vermehren das Interesse dieser Gegend, auch noch in mineralogischer und naturgeschichtlicher Hinsicht.

Meulen (Anton Franz van der), ein berühmter Schlachtenmaler, wurde zu Brüssel im J. 1634 von reichen Aeltern geboren. Peter Snayers, ein zu seiner Zeit in Ruf stehender Maler, war sein Lehrer; bald übertraf aber der Schüler den Meister. Einige von dem damals noch jungen van der Meulen nach Frankreich gekommene Arbeiter machten den berühmten Lebrün auf den Künstler aufmerksam, und veranlaßten ihn, den Minister Colbert anzugehen, er möge den talentvollen Mann wo möglich in's Land zu ziehen suchen. Colbert that dies auch und van der Meulen ward mit einem Gehalt von 2000 Livres und freier Wohnung in der Gobelinmanufaktur, nach Paris gerufen. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn hier nun besonders dem König (Ludwig XIV.) der ihn fortan stets in sein Gefolge nahm wenn er in's Feld zog, und nicht selten ihm selbst die Gegenstände anwieß die er durch des Künstlers Pinsel verewigt wünschte. So fand, durch die Kriegslust eines eitlen Fürsten begünstigt, der Maler Gelegenheit, sich immer mehr und mehr in seinem Fache zu vervollkommen, und er wird mit Recht, vermöge der Wahrheit und des Ausdrucks welchen er seinen Arbeiten zu geben wußte, als einer der ersten Schlachtenmaler anerkannt. Aber auch in der Landschaftmalerei zeichnete sich der Künstler sehr vortheilhaft aus, und man hat Gemälde von ihm die zu dem Besten was man in diesem Fache kennt, gerechnet werden. Unter die ausgezeichnetsten seiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieses Königs in Arras; die Belagerung von Mastricht; ein Reiter welcher ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer spricht, die eben ihre Guitarre stimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man noch von ihm viele trefflich gearbeitete Ansichten der verschiedenen königl. Schlösser in Frankreich und mehrere Arbeiten die er eigens zum Behuf der Gobelinmanufaktur machte, und die seitdem verschiedentlich auf diese kunstreiche Art nachgewebt worden sind. Besonders glücklich war übrigens van der Meulen in dem Ausdruck den er seinen Pferden zu geben wußte, wo er wirklich die höchste Natur erreichte. Dies bewog denn auch seinen Freund und Schwiegervater Lebrün ihm die Ausführung der Pferde in dessen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmtesten Kupferstecher seiner Zeit, wie: Lepautre, Sylvester, Huchtenburg, Bonnart, de Hooghe, van Schuppen u. A. ist eine Reihe von 152 Platten nach van der Meulen's Gemälden gestochen worden, unter denen sich besonders die von seinem Schüler Baudoin ausgegebenen auszeichnen, und jetzt den 16. 17. und 18. Bd. der großen unter dem Namen Cabinet du Roi bekannten Kupfersammlung, bilden. 1673 wurde van der Meulen zum Mitglied der Akademie ernannt. Er starb 1690 im 56. Jahre seines Alters. Ein sehr ähnliches Bildniß von ihm in Kupferstich, findet sich von van Schuppen verfertigt, zu Anfang des 16. Bandes der oben erwähnten Sammlung von Abdrücken seiner Gemälde.

Meusel (Joh. Georg), ward 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Ritterkanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte die Rathsschule und das akademische Gymnasium zu Koburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde, und wandte sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis

er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen, und in demselben Jahre zum quedlinburg'schen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebte er als Hofrath, Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, machte sich bis in sein hohes Alter durch Vorlesungen und nützliche Schriften verdient. Kurz vorher zum geheimen Hofrath ernannt, starb er zu Erlangen den 19. Sept. 1820, in seinem 78 Jahre. Sein Schriftenverzeichniß ist ein Beweis des ernsten und unverdroßnen Fleißes, und der Vielseitigkeit seiner gelehrten Thätigkeit. Mit gleichem Glück hat er sich in der Statistik, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literargeschichte versucht, ganz vorzügliche Verdienste sich aber in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutschland (5. Ausg. Lemgo 1796 ff.), sein Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller (Lpz. 1802 ff.), seine Bearbeitung von B. G. Struv's Bibliotheca historica (Th. 1 — 9. Lpz. 1782 — 1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben bearbeitet hatte, größre Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexikon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artistischen Inhalts. 1 — 30. Heft. Erfurt 1779 f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1 — 18. Stück. Mannheim 1787 ff. Neues Museum u. s. w. 1 — 4. St. Lpz. 1794 f. Neue Miscellaneen artistischen Inhalts, 1 — 14. St. Lpz. 1795 ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber. Dresden 1803 ff.) Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie (5. Aufl. Lpz. 1816. gr. 8.), Literatur der Statistik (Leipz. 1806. 1807. 2 Bde. 8.), und durch sein Lehrbuch der Statistik (3. Aufl. Lpz. 1805. 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlungen (der Geschichtforscher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner Geschichte von Frankreich (als 35 — 39. Theil der allgemeinen Welthistorie), und in seinem Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit (1 — 3. Abthl. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffes werden lassen. Er starb 1821.

Mexiko oder das spanische Vicekönigreich Neuspanien liegt in Nordamerika. Das eigentliche Mexiko, jetzt Altmexiko, eroberte Ferdinand Cortes in den J. 1519 — 21. Dieses Land grenzt gegen Norden an Neumexiko und das Mar vermejo, gegen Süden an die Meerenge von Panama, gegen Osten an den mexikanischen Meerbusen, und gegen Westen an das Süd- oder stille Meer. Neuspanien überhaupt begreift die Länder Alt- und Neumexiko und Kalifornien, zusammen 42,652 □M. mit 7½ Mill. Einw. Die Kordilleren oder Andes bilden hier eine 6 — 8000 Fuß hohe, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebene. Einige Spitzen der Andes-Kette erheben sich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 □M. liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßten Zone. Das Klima ist an den Seeküsten heiß, feucht und ungesund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landstriche sind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und

das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Haupterzeugnisse sind: Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balsam, Cochenille und Kakao. Der größte Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf sie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Nach v. Humboldt lieferte Neuspanien zu Anfange des 19. Jahrh. jährl. 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaster an Werth. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf 5 Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Kusko in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu sollicitiren oder Beschwerden zu führen. Neuspanien wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantschaften, getheilt. Die Intendantschaft Mexiko enthält 2133 QM. mit 1,511,809 Einw. Unter den übrigen sind Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Die Hauptstadt Mexiko liegt 7240 Fuß über dem Meere, an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreise und schwimmende Gärten haben. Sie ist der Sitz des Vicekönigs, des Erzbischofs und der Audiencia, auch hat sie eine Universität und eine Münze. Sie ist eine der regelmäßigsten Städte in der Welt, und die prächtigste Stadt in Nordamerika, indem sie ein vollkommnes Viereck bildet und schnurgerade Straßen hat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch. Die Stadt hat weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberschwemmungen. Eine Wasserleitung führt ihr gesundes Wasser zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Spanien und Ostindien zählt sie die reichsten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 150,000. Als sehr entfernte Häfen von Mexiko sind an der Südsee Acapulco, und am mexikanischen Meerbusen Vera Cruz anzusehn. Neumexiko ist eine große Landschaft in Nordamerika, welche gegen Westen an Kalifornien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuspanien, gegen Osten an Luisiana und gegen Norden an das Gebiet Missuri grenzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Despejo aus Cordova entdeckt, ist gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Krystall und Smaragde. Das Land wird von verschiedenen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander stehen, und zum Theil zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Die Hauptstadt ist Santa Fé. Die Herrschaft des Gouverneurs erstreckt sich zugleich über Neu-Navarra und Kalifornien, wo die Spanier einige zerstreute Kolonien haben. Ueber die 1810 in Mexiko ausgebrochene Empörung, sehe man den Art. *Südamerikanische Revolution*. Im J. 1820 nahm Neuspanien die Constitution der Cortes an, allein dennoch gelang es Iturbide unter dem Namen Augustin I. sich 1822 zum Kaiser von Mexiko erwählen zu lassen. Als solcher leistete er einen merkwürdigen Eid, welcher die Unterthanen von der Pflicht freispricht, wenn er die dem Reiche vor dem Volke zu gebende Verfassung nicht beobachten würde. Er kämpft indeß noch mit einer spanischen und mit einer republikanischen Partei in diesem Reiche.

Mey. Dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zuletzt zu Aschaffenburg als Conditor in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige 20 Jahre früher war er in

Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und sein Herr, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber noch war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstwerk in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgends eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte und weder Gelegenheit, noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, so würde er vielleicht abermals seinen Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalberg's Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als: Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit eben so viel Zierlichkeit, als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet (vergl. Phelloplastik).

Mezeray (François Eudes de), Historiograph von Frankreich, war 1610 zu Ry bei Falaise in der Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen: de Mezeray, von einem, bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Er erhielt die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm, und sich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker, verbindlich machte, von seinen unbemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem, mit seinem Wappen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amsterd. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser, als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller franz. Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zu Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Ausgabe, welche aber nur schwache Milderungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogne Geld in ein Kästchen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom

Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört, von ihm zu reden." Freie, oft derbe Aeußerungen dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines, durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der amsterdamer Ausgabe seines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt, steht bestimmt, klar und frei da. Ja in gewissen Augenblicken erhebt er sich zur Höhe eines Tacitus, und schildert mit einem starken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er sich Ungenauigkeit gar nicht übel; seine große Geschichte ist voll davon, weniger der Auszug. Unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich sein: Traité sur l'origine des Français, durch außerordentliche Gelehrsamkeit aus. Auch schreibt man ihm einige Satyren auf die Regierung unter dem Namen: Sandricourt, zu, welche ein Gemisch von Laune, niedrigen Possen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrsamkeit sind. Von Ausschweifungen war sein Leben nicht frei Er starb zu Paris, 1683.

Mezzotinto. Mit diesem italienischen Ausdruck bezeichnet man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entstehen. Oefters gebraucht man statt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck: Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochne Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen sie gemischt sind) oder Tinten schlechthin. In der Kupferstecherkunst ist die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich schwarze Kunst nennen.

Micha, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Testaments. Er war gebürtig aus der Stadt Maresa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandne Buch enthält drei Strafreden, an Israel und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrschende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes schließen sich, nach prophetischer Weise, Worte des Trostes und Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber seine Darstellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umrisses und in Erhabenheit mit seinem Zeitgenossen Jesaias um den Rang streite.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieser zu früh verstorbne deutsche Dichter war geboren 1746 zu Zittau; sein Vater, ein Handelsmann, war bei Einäscherung der Stadt im Jahr 1757 völlig verarmt. Ein Lehrer am dortigen Gymnasium, Namens Schneider, nahm sich des armen Jünglings liebevoll an, entflammte ihn für die griech. und röm. Dichter und machte ihn auch mit den Schriften der damals ästhetisch-gebietenden Franzosen: Boileau, Batteux und Du Bos bekannt. Der Ruhm, welchen zu jener Zeit Klotz mit lateinischen Gedichten einerndete, reizte den Zwölfjährigen zu gleichen Versuchen, nachdem er schon früher auch deutsche Verse gemacht hatte, um sie den Predigten einzuschieben, welche er sonntäglich den Seinigen vortrug. Ein Buchhändler gab ihm eine Sammlung Gelegenheitsgedichte für den Druck zu ordnen; es glückte ihm, einige eigne Gedichte denselben einzuschwärzen, und die Freude, sich gedruckt zu sehen, war überschwänglich. Die Neigung zur deutschen Poesie war für immer erwacht. 1763 reiste er mit seinem Vater nach Dresden, wo er der regierenden Kurfürstin eine poetische Supplik um ein Stipendium

überreichen ließ; dies veranlaßte seine Bekanntschaft mit einer geistreichen Dame, welche sich seiner annahm und ihn bewog, dem mächtigen Gottsched ein Geburtstagscarmen zu schicken. Der junge Dichter hatte seine Leyer so niedrig, als möglich gestimmt und das Gedicht that seine Wirkung. Auf das von Gottsched erhaltne Versprechen freier Wohnung und freien Tisches ging er 1764, ohne Geld und weitere Aussicht, auf die Hochschule nach Leipzig, um auf Anrathen, nicht aus Neigung, Medicin zu studiren. Die Dürftigkeit seiner Lage ward hier bald durch die Nachricht von dem völligen Ruin seines Vaters, und durch den immer stärker sich einfindenden Ekel vor dem erwählten Studium erhöht. In dieser unglücklichen Zeit machte er eine Menge von Gedichten, ohne allen Gedanken daran, sie je drucken zu lassen. Trotz der äußersten Sparsamkeit hatte sich ihm aber eine Schuldenlast von 30 Thlr. aufgethürmt. Auf Anrathen eines Bekannten versuchte er, zu schriftstellern und fing einen Roman an. Die Gläubiger aber wurden täglich ungestümer, und der Roman täglich schlechter; da griff er endlich, verzweifelnd, zu seinen Gedichten, und trug eine Sammlung Fabeln Lieder und Satyren zitternd zum Buchhändler Heinsius, welcher ihm dafür 2 Louisdor gab. Während der 19jährige Autor in seiner Pauliner-Zelle angstvoll das Urtheil des ersten Recensenten erwartete, veranlaßte jene Sammlung seine Bekanntschaft mit Oeser und Weiße, welche sich nun seiner triftig annahmen. Eine Baurede, welche er für den Zimmermeister des neuen Theaters machte, fand so allgemeinen Beifall, daß ihm häufig einträgliche Aufträge von Gelegenheitsgedichten wurden; zugleich machte die Verleihung des großen silverstein'schen Stipendiums der Noth ein Ende; nur war es schlimm, daß die Annahme dieser Wohlthat ihn zum medicinischen Studium verpflichtete. In dieser Zeit lernte er Gleim, Gellert, Garve &c. kennen. Er konnte endlich dem Ekel des ihm aufgelegten Studiums nicht länger widerstehen, und sah sich genöthigt, dem Stipendium zu entsagen. Der Dürftigkeit wiederum Preis gegeben, veranlaßte er die Sammlung: Einzelne Gedichte. Leipzig 1769. 1770 erhielt er durch Ebeling den Ruf nach Hamburg, zur Redaction des Correspondenten. Er ging dahin ab, übernahm aber nur den literarischen Artikel jener Zeitung. Aerger aller Art verleidete ihm bald das Geschäft; er gab es auf, um bei der seiler'schen Gesellschaft für die Bühne zu arbeiten. Goldne Berge wurden ihm verheißen, aber nur Trübsal und allerlei Noth ihm gewährt, und er ward schon 1771 aus Mangel an Geld entlassen. Er faßte den Entschluß, über Halberstadt nach Leipzig zurückzukehren, Gleim's und Georg Jacobi's Freundschaft aber fesselten ihn an Halberstadt bis an seinen Tod, welcher, am 30. Sept. 1772, Deutschland einen seiner hoffnungsvollsten Dichter raubte. Alle öffentlichen Urtheile über diesen Dichterjüngling stimmen darin überein, daß seine Satyren Juvenal's Feuer und Persius finstre Laune athmen, daß er zur horazischen Epistel in Deutschland glücklich die Bahn gebrochen, daß in seinen Operetten, poetischen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend, und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung sei. Seine sämmtlichen Handschriften, zum Theil noch ungedruckt, werden in Gleim's Archive zu Halberstadt aufbewahrt, und eine gnügende Ausgabe von Michaelis Werken kann nur von dorther erwartet werden.

Michaelis (Joh. David), Professor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientalist, wurde den 27. Febr. 1717

zu Halle geboren, woselbst sein Vater, Christian Benedikt, als Professor an der dortigen Akademie angestellt war, und sich gleichfalls in denselben Wissenschaften, wie der Sohn, auszeichnete. Anfänglich von seinem Vater unterrichtet, besuchte er später zugleich mit Reiske und Alex. Theophilus Baumgarten (die sich in der Folge beide, der Eine als Orientalist, der andre als Philosoph bekannt machten) die Schule des hallischen Waisenhauses und zeichnete sich hier sowol, wie nachher auf der Akademie bald sehr vortheilhaft, sowol durch seinen Geist, als seinen Fleiß aus. Nach Vollendung seiner Studien und nachdem er promovirt hatte, unternahm er eine Reise nach England, woselbst er sowol mit mehrern Gelehrten in der Hauptstadt, als in Oxford, so wie auch bei seiner Durchreise durch Holland, in Leyden, eben so vortheilhafte, als ehrenvolle, freundschaftliche Verbindungen schloß; zurückgekehrt in's Vaterland aber setzte er nicht allein seine Studien mit erneuetem Eifer fort, sondern übernahm auch nach dem Tode seines einstigen Lehrers, des Prof. Ludwig, die Anfertigung eines wissenschaftlich geordneten Katalogs der Universitätsbibliothek (in Halle); eine Arbeit, die für die Erweiterung seiner bibliographischen Kenntnisse von großem Nutzen war. Durch den, um die Gründung der hohen Schule zu Göttingen sich so verdient gemachten Freiherrn von Münchhausen, erhielt Michaelis endlich im Jahre 1745 einen Ruf als Professor der Philosophie dahin, welchen denn auch der junge Mann annahm und von nun an eine Zierde dieser berühmten Universität wurde. 1751 übernahm er hier mit Haller die Ausarbeitung der Grundgesetze der damals eben errichtet werdenden königl. Societät der Wissenschaften, deren Secretär und nachheriger Director er wurde (welche Stelle er jedoch später, wegen Mißhelligkeiten mit einem seiner Collegen, wieder niederlegte und aus der Gesellschaft trat) und von 1753 bis 1770 die Direction und Mitredactur der göttinger gelehrten Anzeigen, so wie er denn auch gleichfalls noch von 1761 bis 63. die Function eines Bibliothekars bei der Universität versah und zugleich von derselben Zeit (1761) an, da Geßner starb, sich freiwillig und ohne Vergütigung der Führung des, ohne ihn mit Auflösung bedachten philosophischen Seminariums unterzog, aus welchem schon so viele in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer hervor gegangen sind. Es verdient aber dieser letztere Umstand umsomehr bemerkt zu werden, da sich dadurch am besten der oft gemachte Vorwurf widerlegt, als sei Michaelis ausnehmend geizig gewesen. Ordnungsliebend und ökonomisch, wie er war, liebte er es nur nicht, denen Nachlaß von seinem rechtmäßig erworbnen Honorar zu gewähren, die theils durch seine Lehren vom Katheder, theils durch den Verlag seiner vielfachen Werke Nutzen von ihm zogen, und es wird hinreichen, die in diesem Punkt über ihn von Einigen ausgesprengten, seinen Charakter beschmutzenden Gerüchte völlig zu widerlegen, wenn wir die Thatsache anführen, daß er derjenige unter Göttingens Bewohner war, welcher am mehrsten unterschrieb, als man daselbst einen Unterstützungsfond für Unglückliche gründete. Obschon seit der Zeit, da Mißverständnisse und Verwickelungen Michaelis bewogen, sich von der göttinger Societät zurückzuziehen, die hannöver'sche Regierung ihn etwas kalt zu betrachten schien: so wankte er aber doch nicht in seiner Treue und Anhänglichkeit für die Universität, zu deren Ruhm er so viel beitrug, und lehnte verschiedentlich die Anerbietungen ab, welche ihm von Seiten Friedrichs des Großen gemacht wurden, der einen Mann, wie ihn, gern für sein Land gewinnen wollte. Während der Unruhen des siebenjährigen Krieges be-

schäftigte sich Michaelis mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreise in Arabien, die nachher von Niebuhr (s. d. Art.) unternommen wurde, und manche wichtige Aufhellung zur Erläuterung einzelner, bis dahin dunkler Stellen in der heil. Schrift gab. So verband der, als Theolog, Philosoph und Exeget berühmte Michaelis seinen Namen noch mit dem von Niebuhr, und nützte auch hier durch die trefflichen und klaren Blicke und Ansichten, welche er gleichsam als Leitsterne dem Reisenden, mitgab, der im Begriff stand, jene Länder, die für unsre Religionsgeschichte von so großer Wichtigkeit sind, zu untersuchen. Uebrigens hielt sich Michaelis die letzte Zeit seines Lebens in möglichster Zurückgezogenheit von der Welt und ihrem Treiben und man sah ihn fast nirgends anders, als auf dem Katheder, wo stets eine große Anzahl Schüler mit Aufmerksamkeit seinen Lehren horchten, oder am Schreibtisch, woselbst er die Menge jener gelehrten und geistreichen Werke ausarbeitete, die seinen Namen sowol im In-, als Auslande bekannt und geachtet machten. Er starb, ununterbrochen thätig bis an sein Ende, den 22. August 1791, 74 Jahr alt und hinterließ den Ruhm eines eben so rechtschaffenen, als gelehrten Mannes. Sein Wirken für biblische Geschichte und Exegese war groß und mehrere seiner Schriften, von denen wir hier nur sein Werk über die mosaische Gesetzgebung, seine Introductionen in das Studium des neuen und alten Testamentes, sein Spicilegium geographiae Hebraeorum und seine Paraphrasen über verschiedne einzelne Episteln in der heiligen Schrift nennen wollen, sichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit. Die Akademien von London und Paris ernannten Michaelis zu ihrem Mitgliede und der deutsche Kaiser verlieh ihm den Titel eines Reichshofraths, welche Würde damals noch nicht so verschleudert wurde, wie dies wol zuweilen in späterer Zeit der Fall war; auch ward er 1787 noch zum Geheimenrath ernannt. Von seinen berühmten Zeitgenossen, Heyne und Eichhorn, sind ihm Gedächtnißschriften gewidmet worden, die da hinreichend zeigen, welchen Werth er in jeder Beziehung hatte. Die von ihm selbst verfaßte Geschichte seines Lebens ist mit einem sehr ähnlichen Brustbilde von ihm geziert. Sein Sohn, Christian Friedrich Michaelis, zeichnete sich als gelehrter Arzt aus. Er starb 1814 zu Marburg, woselbst er als Professor angestellt war, in der treuen Befolgung seiner Pflicht, indem er sich der Kranken in den damals in jener Stadt befindlichen Militärhospitälern auf's sorgfältigste annahm, wodurch er sich denn selbst eine Krankheit zuzog, die seinen Tod verursachte. Mehrere von ihm herausgegebene medicinische und chirurgische Schriften zeugen von seinem Geist und seinen Kenntnissen.

Michaux (André). Dieser berühmte Reisende und Botaniker wurde 1746 auf dem, bei Versailles gelegnen Pachthof Sartory geboren, wo sein Vater Landwirthschaft trieb. Neigung zu derselben Beschäftigung und zu wissenschaftlicher Ausbildung zugleich, theilten die Zeit des jungen Mannes, der sich früh verheirathete und den Stand seines Vaters ergriff. Der schnelle Tod seiner geliebten Gattin riß ihn indeß bald aus diesem ruhigen und glücklichen Dasein heraus. Er übergab einem jüngern Bruder seine Wirthschaft und sich nach Paris wendend, ward er daselbst mit dem berühmten Lemonier bekannt, der ihm zuerst den Geschmack an botanischen Forschungen mittheilte. Von jetzt an besuchte Michaux täglich den königl. Pflanzengarten und wohnte den Vorlesungen des gelehrten Naturforschers B. de Jüssieu bei, wodurch er sich denn bald so viel vervollkommnete,

daß er mit den Botanikern Delamarck und Thouin eine wissenschaftliche Reise, erst nach Auvergne, dann in die Pyrennäen und nach Spanien unternehmen konnte. Durch Lemonier's Verwendung erhielt er hierauf die Erlaubniß, den im Jahr 1782 an den persischen Hof gesandten Consul Rousseau begleiten zu dürfen. Michaux verweilte 2 Jahre in jenen Gegenden und kehrte dann 1785 nach vielen überstandnen Gefahren, bereichert mit schätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen, nach Frankreich zurück. Sein Wunsch, abermals nach Asien zu gehen um das zu jener Zeit noch wenig durchforschte Tibet zu untersuchen, ward von der Regierung nicht gebilligt. Man zog es vor, ihn nach Nordamerika mit dem Auftrag zu senden, in der Nähe von New-York eine Art von Entrepot zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumschule von Rambouillet verpflanzt werden sollten. Michaux reiste dem zufolge im September 1784 dahin ab, untersuchte Neu-Jersey, Pensilvanien, Maryland rc. und gründete zu Charlestown eine ähnliche Anlage, wie die ihm zu Neu-York anbefohlene; auch die Floridas und die Ufer des St. Georg- und St. Johannesflusses wurden von ihm durchforscht, und als endlich die Revolution in seinem Vaterlande ausbrach, und er dadurch alle Unterstützung von daher verlor, negocirte er bei ihm bekannt und gewogen gewordnen amerikanischen Handelshäusern die nöthigen Fonds, um seine Untersuchungen wo möglich bis an die Gestade der Hudsons-Bay ausdehnen zu können. Dies gelang ihm jedoch nur zum Theil, indem er durch die Widerspenstigkeit seiner Führer in jenen rauhen Gegenden gezwungen wurde, ohnweit dem Ziele umzukehren. Zurückgekommen nach Philadelphia, schlug er der philosophischen Gesellschaft daselbst vor, auf ihre Rechnung eine Entdeckungsreise in die westlichen Länder der vereinigten Staaten zu machen, und er war, da diese dies mit Vergnügen annahm, eben im Begriff, dahin abzugehen, als der Minister des republikanischen Frankreichs ihm den Auftrag ertheilte, Louisiana zu untersuchen. So wurden denn von ihm die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und später auch noch auf einer andern Reise, Virginien, die Gestade des Missisippi und das Land Illinois besucht. Im Jahr 1796 kehrte er endlich nach Europa zurück, hatte aber das Unglück, an den holländischen Küsten Schiffbruch zu leiden und dadurch einen großen Theil seiner kostbaren Sammlungen zu verlieren. Zur Vermehrung seines Schmerzes fand er nun auch noch, in Frankreich angekommen, daß die revolutionaire Zerstörungswuth auch seine aus Amerika, herübergesandten Baumstämme nicht verschont hatte, indem in Rambouillet von 60,000 Stämmen die er geschickt, nur noch wenige übrig waren. Auch sein rückständiger Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt, und um seinen Unfällen die Krone aufzusetzen, sah er nicht allein sein eignes Vermögen fast ganz verloren, sondern mußte auch noch den Tod seines innigsten Freundes, Lemonier, betrauern, der in seinen Armen verschied. Nichts desto weniger fuhr jedoch Michaux fort, mit Eifer seinem Fache zu leben und die durch die Revolution fast ganz zerstörten Anlagen von Rambouillet möglichst wieder herzustellen. Als endlich 1800 die bekannte Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüstet wurde, schiffte er sich auf Antrag der Regierung von neuem ein, untersuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France, an welchem letzterm Orte er Baumschulen (wie einst in Neu-York und Charlestown anlegte) und ging dann, sich trennend von der Ausrüstung, nach Madagascar, welches er schon längst zu durchforschen brannte. Hier unterlag er jedoch dem Ein-

fluß des ungesunden Klima's und starb an den dort herrschenden Fiebern im November 1802. Seine Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale und seine Flora boreali-americana, sind Werke von ausgezeichnetem Werth. Man kann von ihm mit Recht sagen: er lebte und starb für die Wissenschaft, die an ihn einen ihrer treuesten und einsichtsvollsten Verehrer verlor, der eben so schätzbar durch seinen Charakter als Mensch, wie als Gelehrter war.

Michel Angelo, s. Angelo.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch in der Wiege lag, kamen Ameisen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrsager phrophezeiten, daß er einst große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte sich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunsch zu thun. Midas wünschte, das alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunsch. Bald aber erkannte Midas seine Unbesonnenheit, als auch Speise und Trank, die er genießen wollte, bei seiner Berührung sich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, sein schreckliches Geschenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus stromaufwärts zu gehen, den Kopf in die Quelle desselben zu tauchen und sich darin zu baden. Dadurch ging die, alles in Gold verwandelnde Eigenschaft auf den Paktolus über. Aber diese Erfahrung hatte den Midas nicht vorsichtiger gemacht. Als später Apollo und Pan in ihrem musikalischen Wettstreit ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eselsohren bestraft. Daher stammen die Midasohren, welche man unwissenden Kritikern beilegt. Midas bemühte sich zwar, diesen verdächtigen Hauptschmuck durch seine königliche Mütze zu verbergen Doch mußte er seinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härtesten Drohungen Stillschweigen anempfahl, so drückte diesen doch das Geheimniß so sehr, daß er, um seinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub, und in dasselbe leise die Worte hineinrief: „König Midas hat Eselsohren;“ worauf er das Loch wieder zuscharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büschel Schilfrohr empor, welches, so oft der Wind es bewegte, deutlich die Worte flüsterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch das Geheimniß bekannt wurde.

Middelburg, Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Zeeland, liegt fast in der Mitte der Insel Walcheren, und ist befestigt und gut gebaut. Durch einen Kanal hat sie Gemeinschaft mit Westerschelde. Er trägt die schwersten Kauffahrteischiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Ostseite der Insel, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch steht diese Stadt durch einen Kanal mit Vließingen in Verbindung. Middelburg hat eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst und eine naturforschende Gesellschaft, und zählt jetzt nur 14,000 Einw., welche, außer einiger Lein- und Tuchweberei, vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter treiben.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkshire

geboren, und wurde von seinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17. Jahre seines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 1717 Doctor der Theologie und erster Universitätsbibliothekar ward. 1724 reiste er, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, seine Vermögensumstände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden; auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Flugschriften geschrieben und veranlaßt, als er. Er starb 1760 zu Cambridge. Sein Hauptwerk: the History of the life of M. T. Cicero, erschien zuerst in London 1741, 2 Bde. 4. Unstreitig nimt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Uebersetzung der ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sei, auch daß seinem Style Reinheit und Bestimmtheit fehle. Die vorzüglichsten seiner übrigen, größtentheils theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. s. w. 4 Quartbde. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn, wegen seiner Liebe zur Musik, den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broschüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley, for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721, wodurch sein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde echter Bibelkritik, bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des neuen Testamentes zu liefern, aufzugeben.

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmtesten Maler der niederländischen Schule, geb. zu Leyden 1635, woselbst sein Vater Goldschmied und Juwelier war. Er studirte unter Vliet, Gerard Douw, und Van den Tempel; besonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieser Meister an, als dessen vorzüglichster Schüler er anzusehen ist. Seine Arbeiten sind Porträts, Familienstücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douw's wußte Mieris die Gegenstände besser zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit ist auch reiner und sein Pinsel kräftiger und geistvoller. Die verschiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemälde haben den Werth, der der nachahmenden Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit gebührt; sie wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt, so daß Mieris seinen stündlichen Verdienst auf einen Dukaten anschlagen konnte; der Preis mehrerer seiner Stücke stieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er, wegen seiner Nachlässigkeit und Unenthaltsamkeit, stets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn sogar in's Gefängniß und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung seiner Kunst ihr Geld und sich die Freiheit verschaffen solle; er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schlösser und Riegel der Pinsel aus der Hand fallen würde. Eine seiner schönsten Arbeiten war das Gemälde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls geschickte Maler. Des letztern Sohn Franz Mieris der Jüngere, ist von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag, heißt im Allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den Gebrauch einer Sache oder gewisse Dienste gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum, und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebne Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an sich nicht Andern überlassen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur sein, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht, noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht also eigentlich und an sich die Miethe nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienste (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werkes, einer Arbeit jemandem (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; Dienstvertrag, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gedungne dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seine Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von demselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: Kauf bricht Miethe.

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher französischer Maler, geb. 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein sein Vater, welcher aus England stammte, änderte denselben in den Namen: Mignard. Er war anfangs bestimmt, Medicin zu studiren, zeigte aber schon im 11. Jahre so großes Talent zur Kunst, daß ihn sein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte. Hierauf studirte er in Fontaineblean die Werke des Primaticcio), Rosso und Niccolo dell' Abbate. In seinem 15. Jahre malte er schon die Schloßkapelle zu Coubert en Brie aus, und besuchte dann die Schule des berühmten Vouet. 1636 ging er nach Rom, und bildete sich nach Raphael's und Tizian's Meisterwerken. Bald zeichnete er sich durch mehrere historische Gemälde und Porträts, worunter sich die Bildnisse der Päpste, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, auf's vortheilhafteste aus. Auch malte er späterhin eine sehr große Menge Porträts während seines Aufenthalt in Venedig. 1658 berief ihn Colbert in die Dienste Ludwigs XIV. Mignard fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich die schmeichelhafteste Aufnahme, ward zum Haupte der Akademie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebrun, mit dem er in immerwährender Feindschaft gestanden hatte, an dessen Stelle zum ersten königlichen Hofmaler erwählt. Während dieser Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich besitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es stellt dieselbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten

u. s. w. sieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch schmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verschiednen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Versailles, malte viele Porträts, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch, außer den obgedachten Stellen, noch die Direction der königl. Kunstsammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunst bis an seinen Tod thätig gewidmet und starb 1695. Wenn auch Mignard in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört: so wird er doch immer den Ruhm eines großen Malers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in seinen Gemälden, besonders in seinen Madonnen herrschen, das Glänzende und Harmonische seines Colorits, die Leichtigkeit seines Pinsels lassen viele Mängel übersehen, die man in seinen Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls ꝛc. findet. Höchst merkwürdig war sein Talent, andre Meister zu kopiren und nachzuahmen. Er täuschte selbst die größten Kunstkenner, unter andern seinen Widersacher Lebrun, durch eine in Guido's Geschmack gemalte Magdalene.

Migräne, das franz. Wort Migraine, von Hemicrania (aus den Griechischen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meistens rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der sich bis in den Kopf fortpflanzt (s. den Art. Kopf).

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menschen, insofern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum (s. d. Art. Mensch).

Mikrometer, ein Werkzeug zur Abmessung kleiner Größen, welches insgemein bei Fernröhren und Vergrößerungsgläsern angebracht wird. Gascoigne fiel um's J. 1640 zuerst darauf, solche bei astronomischen Fernröhren anzuwenden. Viele Physiker haben dazu manche, sehr von einander abweichende Vorschläge gemacht. Kirch zu Berlin erfand 1679 den Schraubenmikrometer, Cassini das astronomische Netz von 45 Graden, welches Zanotti 1749 beschrieb. Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer, die aus Gittern von Pferdehaaren oder Linien auf Glas bestehen, die ein Diamant in ebenes Glas schneidet, in solcher Feinheit, daß sie kaum $\frac{1}{200}$ einer Linie breit wurden und daß ihre Abstände $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{20}$ einer Linie betrugen, so daß ein bloßes Auge solche nicht zu erkennen vermag.

Mikroskop oder Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenstände, die, wegen ihrer Kleinheit, einem gewöhnlichen Auge ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu diesem Zwecke. Das einfache, das zusammengesetzte und das reflectirende oder Spiegelmikroskop. Die einfachen Mikroskope sind einzelne Glaslinsen (s. den Art. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall, und einem bequemen Handgriffe. Sie sind unter dem Namen: Lupen, bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroskops, oder einer erhabnen Linse überhaupt, beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen

kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroskops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von $\frac{1}{16}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge, einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases, sowol vom Auge als vom Gegenstand selbst, verschieden sein. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher, als Weitsichtige. Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundne Wassermikroskop, welches bloß darin besteht, daß man einen Wassertropfen, der die Glaslinse vertrit, mit einer Nadel aufnimt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt; nur erfodert der Gebrauch viel Geschicklichkeit und Uebung. Die zusammengesetzten Mikroskope mit zwei Gläsern sind den Fernröhren ähnlich und bestehen aus zwei Convergläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem solchen Mikroskop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind und die man nach Willkür in einander schieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Instrumenten verschiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, Undeutlichkeit entsteht. Man glaubte, die Wirkung dieser Abweichung durch einen metallnen Hohlspiegel zu vermeiden, dessen hohle Fläche man dem Augenglase entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenstand ist vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroskop betrachten will, muß sehr klein und zugleich völlig durchsichtig sein, weil er sonst das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt; doch gibt es verbesserte Spiegelmikroskope, mit mehr als einem Spiegel, und die den Vortheil gewähren, daß man auch undurchsichtige Körper dadurch sehr genau sehen kann. Der Naturkunde hat das Mikroskop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die ersten Mikroskope waren einfach, und bestanden aus großen Linsen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerst aufkamen. Später erst erfand man die zusammengesetzten. Die Erfindung des Mikroskops legen Einige Zacharias Jansen in Middelburg, Andre dem Neapolitaner, Franz Fontana bei; das zusammengesetzte Mikroskop soll Drebbel erfunden haben; das verbesserte Spiegelmikroskop verdanken wir dem berühmten Lieberkühn (s. auch Sonnen-Mikroskop).

Milch, eine allgemein bekannte Flüssigkeit, von weißer Farbe und süßlichem Geschmack, welche von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgesondert wird und zur ersten Nahrung für ihre Jungen dient. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe, dem Pferde und dem Esel geliefert. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deshalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch läßt sich in drei verschiedne Theile zerlegen: Rahm, käsigen Bestandtheil und Molken. Der Rahm sammelt sich als eine dicke Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig steht, und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte

Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemeng von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmacke. Werden sie allmälig verdampft, so krystallisirt sich Milchzucker (s. den Art.) Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tataren wissen deshalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm säuerliches Getränk (Kumüß genannt), sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmücken brennen sogar Branntwein aus der Milch, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiednen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiednen mancherlei Modificationen dar. Sie ist verschieden, nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genusse der Nahrungsmittel; ein Umstand, der vorzüglich in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein. Die Frauenmilch unterscheidet sich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. sie enthält weniger Käse; 2. der butterige Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert; 3. sie enthält eine größere Menge Milchzucker. Der Säuergehalt nimt zu bei vieler vegetabilischer Nahrung, dagegen das Kali bei vieler animalischer Kost. Einige Pflanzen wirken auf den Geruch, Geschmack und auf die Färbung der Milch. Mit dem Alter der Jungen nimt der Käse und Butterreichthum der Milch zu. Das elektrische Fluidum befördert das Gerinnen der Milch. Alkalien verhindern in der frischen Milch als Zusatz ihr Gerinnen, ja sie lösen den gefällten käsigen Niederschlag wieder auf. Die Eselsmilch unterscheidet sich ebenfalls in drei Stücken: 1. sie hat mehr Rahm, 2. weniger käsige Bestandtheile; 3. mehr Milchzucker. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächsten. Die Anwendung der Milch im Leben ist sehr mannichfaltig. Am wichtigsten ist sie als ein fast allgemeines Nahrungsmittel; außerdem aber findet sie in der Medicin und selbst in den Künsten vortheilhafte Anwendung. BG.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchsäure, eine freie Säure. Sie besteht aus verschiednen thierischen Flüssigkeiten und aus dem Muskelfleische nach Berzelius und ist auch in einigen Pilzen enthalten, übrigens der Essigsäure verwandt.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch Jacobsstraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die Kassiopeja, den Perseus, den südl. Theil des Fuhrmanns u. a., und ist in dem Schiffe am hellsten. Was sie eigentlich sei, soll nach Plutarch schon Demokrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixsternen, die, ihrer großen Entfernung wegen, nicht einzeln gesehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die spätern Astronomen, welche sich der Fernröhre bedienen konnten, bestätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum sind an diesen Stellen des Himmels die Fixsterne so gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen fast öde aussieht? Darauf

antwortet die Astronomie, freilich nur vermuthungsweise, also: die Sterne der Lichtzone sind in Vergleich mit den übrigen wahrscheinlich nicht näher zusammengedrängt, sondern stehen daselbst in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben so übereinander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; sie erscheinen uns aber hier deswegen gehäufter, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach sehen, ungefähr so, wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt sehen, enger beisammen erblicken, als sich die neben uns stehenden zeigen. Hiernach schiene es, als ob die Fixsterne mit ihren Planetensystemen nicht kugelförmig, sondern in einer linsenförmigen Gestalt aufgestellt wären, und ist dies: so müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß sich unser Sonnensystem nicht in der größten Fläche dieser unermeßlichen Linsengestalt, sondern etwas außerhalb derselben befände.

Milchzucker, ist ein süßlich-erdiger, krystallischer, weißer Stoff, den man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (s. d. Art. Milch), und von der Schweiz und andern Milchländern aus in den Handel bringt. Er diente als Arzneiwaare; da er aber selten verlangt wird, so gibt man sich weniger, als vormals, die Mühe, ihn zu produciren. Er hat mehr Kohlen- und weniger Sauerstoff, als der Rohrzucker.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch Mileas-Espain (Milesius Hispanus) ist der Name eines sich in die graue Vorzeit verlierenden Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeschichte knüpfen, dessen halb wahre, halb fabelhafte Geschichte man aber kennen muß, um die seit undenklichen Zeiten in Irland her bekannten Traditionen verstehen zu können, auf welche hinwiederum ein großer Theil der Benennungen, Einrichtungen und Gebräuche dieses Landes gegründet waren, als die Britten im 12. Jahrh. die Insel in Besitz nahmen, ja zum Theil noch gegründet sind. Es reicht aber die Geschichte von Mileagh und überhaupt der Cyclus der sogenannten mileagh'schen Sagen in so entlegene Zeiten zurück, daß schon der Historiker Campden mit Recht bemerkt: das Alterthum andrer europäischer Völker sei gegen das der Ibernier oder Irländer gehalten, beinahe für nichts zu rechnen. Nach den Chronikenschreibern soll Mileagh, oder Mileas-Espain der Beiname des Stammvaters aller alten irländischen Dynasten gewesen sein, und so viel bedeutet haben, als spanischer Krieger, oder der aus Spanien gekommne Held. Sein eigentlicher Name, heißt es, war Gollamh, Sohn von Bile, Sohn von Breogan, und die Dichter und zugleich damaligen einzigen Geschichtsbewahrer seines Volks, die Druiden und Barden, lassen ihn und sein Geschlecht von einem alten skytisch-phönicischen König, Phönius Farsa abstammen, dessen Nachkommen nach vielen Geschlechtern, Abenteuern und Kriegszügen, mit einem Theil ihres Volks, welches nach einem aus Phönius-Farsa's Blut entsprossenem Helden, Godhal, Gadel-Ghlas oder Gadelas genannt wurde, in Spanien landeten, woselbst den Breogan, der Großvater von Gollamh oder Mileagh, das Land Gallegos, oder das heutige Gallicien, mit dem Schwert in der Hand eroberte und eine Stadt baute, die er Brigan (Brigantium, das heutige Coruña) nannte, welche in der Folge von Julius Cäsar erobert und zerstört wurde. Nach Breogan herrschte Bile, dessen Sohn Gollamh nun früh gewaltige Heldenthaten verübte, das Gebiet seines Vaters über Asturien und Biscaya ausdehnte, hierauf in's Morgenland zog, sich

mit der Tochter des scytisch-phönicischen Königs Riflois, seines Verwandten verband, in Egypten dem Pharao Nactonebus gegen die Aethiopier beistand, hierauf nach Spanien zurückkehrte, den Thron seines Vaters einnahm und, nach den Barden, in 54 offenen Feldschlachten die Feinde seines Volks schlug, wofür ihm denn der Name Mileagh-Espain, der spanische Held, beigelegt wurde. Da indeß die Gadelas oder Gallicier, durch diese vielen Kriege doch zu sehr geschwächt worden waren, um ferner mit Glück ihren Gegnern wiederstehen zu können: so versammelte Gollamh die Aeltesten der Stämme, und man beschloß, auf den Rath des Druiden Armegyn, eines Sohns von Gollamh, ein andres Vaterland im Westen aufzusuchen; denn also, sagte Armegyn, ist der Wille der Götter. Unter Anführung von Mileagh's Onkel, Ith, segelte hierauf eine Abtheilung von Gadelassen oder Gadelins ab, die von den Göttern ihnen bestimmten westlichen Inseln aufzusuchen, und als sie an den Küsten von Irland landete, da pflanzte Ith daselbst seine Paniere auf, gerieth jedoch bald mit einem Theil der Bewohner, die sich Danaans nannten und vermuthlich dänischen Stammes waren, in Händel, in denen er, obschon ihm der andre Theil der Einwohner, die Fir-Bolgs (Viri Belgae vielleicht) beistanden, unterlag und sein Leben verlor. Sein Sohn, Lugadh, kehrte nun mit dem Rest der Mannschaft und der Leiche des Vaters nach Spanien zurück, wo die übrigen des Volkes sich entschlossen, Blutrache für die Erschlagnen zu üben. 75 Segel, nach dem Gabhail clana mile, oder dem Buche von der Eroberung Irlands durch die Mileaghsier, 150 aber nach Angabe der Sammlung von alten irischen Denkmälern und Sagen, unter Anführung der 8 Söhne Gollamh's, denen wieder 8 Enkel und 7 Vettern, benebst dem schon genannten Lugadh, dem Sohne Ith's folgten, stachen in See und mit ihnen war noch Scota, Gollamh's Wittwe und ihrer aller Aeltermutter. Als sie jedoch an die Küste der westlichen Inseln kamen, da erhob sich ein furchtbarer Sturm, den, nach Ausspruch der Druiden, die Söhne Kearmada's, des verstorbnen Herrschers der Danaan's, durch Zauberkünste erregt hatten, und es gingen von der mileaghsischen Flotten so viele Schiffe unter, daß mehr als die Hälfte Volks und 5 Söhne des alten Gollamh's umkamen, und nur drei, der Druide Armegyn, Heber und Heremon, mit ihren Verwandten, Leuten und Schiffen entrannen, die, nun sich mit den Fir-Bolgs, den alten Feinden der Danaan's, verbindend, letztre bekriegten, die 3 Söhne des einstigen Königs Kearmada in heißer Schlacht erschlugen, und die westliche Insel, fortan Hibernien, Verne, Invernien, Erin, auch Irin genannt, sich unterwarfen und also theilten, daß Heber den nördlichen, Heremon den südlichen Theil derselben empfing. (Armegyn, als Geweihter der Gottheit, nahm kein Land). Unter den mileaghsischen Brüdern regierten aber die danaansischen und fir-bolgischen kleinen Häuptlinge in lehnsmannlichen Verhältnissen zu den Herrschern über ihre Hintersassen fort; wer jedoch den eingedrungnen Eroberern nicht gehorchen wollte, ward außer Land, nach Britannien, gebracht, oder auch wol, nach Befinden der Umstände, niedergehauen. Die auf diese Art hergestellte Ruhe dauerte indeß nur kurze Zeit; denn bald entspann sich zwischen den Brüdern ein Krieg, der erst mit dem Tode und der Niederlage Heber's endigte, worauf den Heremon als erster König von ganz Irland und Stifter der mileaghsischen Dynastie auftrat, die von ihm bis auf den König Turlogh-o-Connor, welcher im J. 1166 n. C. G. starb, das Land beherrschte und die in einer Menge verwandtschaftlichen Nebenzweige

bald so zahlreich wurde, daß sie alle andre Häuptlingsfamilien verdrängte, und so in ihren Gliedern zum Besitz aller Allodial- und Lehnländereien kam. Nach einigen Geschichtsangaben steigt die Zeit des ersten Einfalls der Mileagsier bis auf 2173 Jahre, nach andern aber nur bis ungefähr 1262 Jahre vor Christus hinauf. Uebrigens wird die theilweise historische Wahrheit der eben erzählten Vorgänge durch mehrere übereinstimmende, sowol spanische, als irländische Chronikenangaben, und auch durch viele, noch in Irland gebräuchliche Benennungen von Orten u. dergl. (wie z. B. Moy-Ith, die Ebene von Ith rc.) verbürgt. Ein im J. 1327 von Donald-ó-Neill, der sich selbst König von Ultonien und, durch Erbrecht, seit undenklichen Zeiten, Herrscher von ganz Ibernien nennt, an den Pabst Johann XXII. geschriebner Brief, gibt unter andern, in Bezug auf den mileaghsischen Einfall in Irland, an, daß von da bis auf die Zeit des heiligen Patrik (des Apostels der Irländer, der um's Jahr 435 lebte) 3500 Jahre verflossen wären, was denn freilich wol etwas weit über die Grenzen historischer Glaubwürdigkeit hinausgeschweift ist.

Milet, am Mäander, das jonische Athen und, nach Ephesus und Smyrna, die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens Klein-Asien. Sie gewann schnell Reichthum und Macht, gründete eine bedeutende Anzahl Kolonien, und führte lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus ward auch Milet, wie ganz Jonien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt, und blieb unter der persischen Oberherrschaft, obgleich innere Unruhen sie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlstande bis zu dem unglücklichen jonischen Kriege, in welchem sie (494 v. C.) von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten sie zwar wieder auf, aber ihr altes Ansehn konnte sie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Aeschines und der berühmten Aspasia. Vorzüglich berühmt waren im Alterthum die milesischen Wollenwaaren.

Militärgrenze heißt ein Landstrich der österr. Monarchie, von 881 Q.M. mit 950,000 Einw., welcher sich 227 Meilen längs der ganzen ungarischen und siebenbürgischen Grenzen, so weit sie das türkische Gebiet berühren, erstreckt und seine eigne militärische Verfassung hat, indem die Bewohner desselben stehende Sold und Bauern zugleich sind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewisser Leistungen erhalten, worunter der Kriegsdienst oben an steht, und bilden einen ununterbrochnen, bewachten Grenzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieser Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das demselben in Friedenszeiten nichts kostet. Der wirkliche Stand des dienenden Grenzmilitärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 Mann. In dem Kriegsjahre von 1815 belief es sich auf mehr als 62,000 Mann. Dieses geübte, disciplinirte Militär beschützt (ohne Sold zu empfangen) sein eignes Grenzland sowol gegen feindliche Angriffe, als auch gegen das Eindringen der Pest, und dient gegen gewöhnlichen Sold seinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beschwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürsten, von Ehrgeiz beseelt, von frühester Jugend an die kriegerische Lebensart seiner Voraltern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betrit, bald vertraut, ein geschickter, gewandter Schütze, vereinigt der Grenzer alle Erfo-

dernisse eines trefflichen Soldaten in sich. Im dreißigjährigen, im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege, wurden ihre Dienste wichtig; aber noch mehr leisteten die Grenzer in allen Türkenkriegen. Gleich im Anfange des französischen Revolutionskriegs erschienen 100,000 Mann aus denselben im Felde. Nie ließen sie sich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militärgrenze hat auch gänzlich eine, ihrem Zweck gemäße militärische Einrichtung in Hinsicht auf ihre Verwaltung. Die höchste Provinzstelle ist das Generalcommando. Unter demselben stehen im Lande selbst die Regimentscommando's, welche die Districtsbehörden vorstellen, und nicht nur alle rein militärische Verrichtungen leiten, sondern auch alle politischen, ökonomischen und Justizgeschäfte besorgen. Eingetheilt wird das österreichische Militärgrenzland in fünf Generalate, nämlich: 1. in das Generalat der beiden vereinigten Grenzprovinzen Carlstadt und Warasdin; 2. in das Generalat der kroatischen Banalgrenze; 3. in das peterwardeiner oder slavonische; 4. in das banater oder ungarische, und 5. in das siebenbürger Generalat. Die Größe der vier ersten Generalate beträgt 610 Q. M.; die der siebenbürger Militärgrenze läßt sich, weil sie nur in einigen Gegenden reines Militärland, in den meisten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermischt ist, nicht wohl ausmitteln, und wird auf 253 Q. M. geschätzt. An bewohnten Ortschaften wurden 1815 in allen fünf Generalaten drei Festungen, elf Städte oder sogenannte Militärcommunitäten, die ihre eignen Magistrate haben, vier und zwanzig Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieser Zahl waren aber in Siebenbürgen allein 223 gemischte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialisten bewohnt waren. In dem carlstädter und warasdiner Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Cariopago, Zengh und Bellowar; in dem Banal-Generalate: Petrinia und Costainicza; in den peterwardeiner oder slavonischen Generalate: Alt- und Neu-Gradiska, Peterwardein, Carlowitz und Semlin, wohin auch der District der Tschaikisten (s. d. Art. Tschaiken) gehört; in dem ungarisch banalischen Generalate: Pancsowa, Weißkirchen und Karansebeo. In dem siebenbürger Generalate sind keine bemerkenswerthen Orte. Nächst dem Ackerbau und der Viehzucht, ist der Wein- und Obstbau sehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf und Tabak werden gebaut. Der Färber-Sumach, die Färber-Scharte und der Bohnenbaum sind hier einheimisch und wachsen im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Districten häufig gezogen. An geschätzten Mineralien hat das Grenzland gewiß einen nicht minder großen Reichthum, als an andern Naturerzeugnissen, und schon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verschiednen Gegenden, vorzüglich im Banate und in der siebenbürger Grenze blühend; aber bis jetzt werden diese verborgnen Schätze noch wenig benutzt. Der Gewerbfleiß ist auf einer niedern Stufe; am stärksten werden die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, besonders die Färberei und die Verfertigung mannichfaltiger Holzwaaren betrieben. Die meisten Handwerker sind in den sogenannten Communitäten ansässig, wo auch fast durchgehends die Handelsleute wohnen, welche sich sowol auf den Waarenverkauf im Kleinen, als auf den Großhandel legen. Außer vier Hauptnationen, welche das Grenzland bewohnen, sind wenigstens noch eben so viele Nationalverschiedenheiten unter den Einwohnern wahrnehmbar. Am zahlreichsten sind die Slaven. Diesen folgen die Wallachen; dann

kommen die Ungarn und Szekler und die Deutschen. Die Mehrzahl sind Anhänger der nicht unirten griechischen Kirche. Fast eben so stark ist die Zahl der Katholiken. Auch finden sich Bekenner der griechisch-katholischen, der reformirten und lutherischen Kirche und Unitarier. Was die Geschichte der Militärgrenze betrifft, so gehörten die Gebiete, welche jetzt dieselbe bilden, in der Römerzeit theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem dacischen Reiche. Noch lange nach dem Verfalle des weströmischen Reichs blieben diese Länder Bestandtheile des oströmischen oder byzantinischen. Zwar wurden sie mehrmals von barbarischen Völkern von Nordosten her überschwemmt (als von den Vandalen, Gothen rc.), aber fast immer nur auf kurze Zeit. Hernach setzten sich Slaven und Magyaren in diesen Gegenden fest; besonders behaupteten sich die letztern in dem Landstriche, welchen gegenwärtig die Militärprovinzen einnehmen, bis die Türken nach Europa kamen, und auch dem oströmischen Reiche ein Ende machten. Von des ungarischen Königs Ludwig I. weitläufigen Eroberungen ging der größere, auf dem rechten Sau- und Donau-Ufer gelegne Theil unter seinem Nachfolger und Schwager Siegmund verloren. Schon unter Siegmund wurde durch die Errichtung des zengher Capitanats der Anfang der Militärgrenze gemacht. Noch mehr wurde diese Einrichtung fortgesetzt, als der ungarische König Ludwig II. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, die festesten Plätze Kroatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte des 16. Jahrh.) scheint auch bereits die Grenze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu sein. Die kroatische Grenzprovinz war also die erste, welche entstand. Die übrigen Grenzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden; denn erst die Befreiung, dieser bei der Wiedereroberung durchaus entvölkerten Provinzen von türkischer Gewalt, was durch den carlowitzer Frieden geschah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung einer Anstalt, die sich in Kroatien sehr nützlich bewiesen hatte. In keinem andern Districte Ungarns wächst wegen der großen Vertheilung des Grundeigenthums die Bevölkerung schneller und doch stellt die Militärgrenze Oesterreichs Heeren in allen Kriegen sehr viele Rekruten und wandern in Frieden viele junge Leute, die keinen Landsitz zur Ernährung einer Familie erlangen können, aus. Am spätesten entstand die siebenbürgische Militärgrenze. Das vorzüglichste Werk über diesen Landesstrich ist: Statistik der Militärgrenze des österreichischen Kaiserthums von Hietzinger. Wien 1817 u. f.

Militärschulen. Man muß Militärakademien von Cadetenhäusern und Militärspecialschulen unterscheiden. Die Militärakademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Officiere (s. d. Art. Militärwissenschaften). Der Unterricht wird von Professoren und Offizieren in akademischer Form ertheilt; denn man setzt die nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen, Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung und mechanischen Grundfertigkeiten, so wie ein schon entwickeltes Fassungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwissenschaften mit besondrer Rücksicht auf den Dienst im Felde, werden aber auch die militärischen Hülfswissenschaften, insbesondre Kriegsgeschichte, militärische Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden sich Militärakademien in Residenz- oder Hauptstädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an Gelegenheiten zur praktischen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben die Anstalten eine militärisch-disciplinarische Einrichtung. Wäre dies nicht

der Fall, so würde es unstreitig zweckmäßiger sein, den Vortrag der Militärwissenschaften einer besondern Facultät bei den Universitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wissenschaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der besondern käme. Zu den Militärspecialschulen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Akademien, welche gewöhnlich in Einer Anstalt vereinigt sind. Der Unterrichtsplan derselben ergibt sich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens (s. die Art. Artillerie und Ingenieurkunst). Cadettenhäuser sind militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen Offiziersöhne, und gewöhnlich adelige Jünglinge, auf Kosten des Staats, unter militärischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den obern Klassen aber insbesondre für den Dienst im Felde unterrichtet und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1. als Freischulen für die Söhne des ärmern Adels, insbesondre der Offiziere; 2. als Elementarschulen, indem die Knaben die ersten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntnisse und der mechanischen Fertigkeiten darin erlernen; 3. als Kriegsschulen, indem die Zöglinge vom Knabenalter, gewöhnlich schon vom 10., 12. Jahre an, als Soldaten reglementsmäßig verpflegt, gekleidet und an militärische Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17., 18. Jahre in allem, was der Subalternoffizier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wissen muß, unterrichtet werden. Dieser dreifache Zweck erschwert ihre Einrichtung: denn pädagogische Grundsätze und militärische Formen lassen sich nur unter einer sehr einsichtsvollen Leitung zweckmäßig verbinden, so daß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus ersticken, diese nicht für die Jugend einen Maßstab aufstellen, der nur für Erwachsene berechnet ist, oder, im entgegengesetzten Falle, selbst in bloßes Formenspiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenseite als Hauptsache ansieht, und den Ernst seiner Bestimmung über das Soldatenwesen im Kleinen vergißt. Eine zweite Schwierigkeit betrifft die geistige Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahre in Einem Hause, unter denselben Verhältnissen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wissenschaftlichen Grundsätzen ihres männlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwiesen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Klassen Ermüdung, und blicken nicht mit frischem Geiste in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen sich öffnen soll; sie bringen in dieselben mehr die Sehnsucht nach baldigem Verlassen des Hauses und nach der Offiziersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in diesen Klassen entweder Alles auf eigentlichen militärischen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk ist, beschränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu seiner Hauptsache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu schwer, d. i. die Denkkraft zu sehr in Anspruch nehmend, oder als unnütz zu seinem Offizieravancement erscheint. Die dritte Schwierigkeit ist moralischer Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Freischulen besteht aus armen Knaben, oft aus Waisen, deren erste Erziehung nicht selten vernachlässigt war. Unter ihnen regen sich daher wenig Vorstellungen von geistig-edler Bildung, die ihnen früheres Beispiel oder Unterricht eingeflößt haben könnten. Haben auch einige solche Vorstellungen empfangen, so verlieren sie sich unter der Menge, oder stehen zu einzeln, um auf den Geist der übrigen einzuwirken; noch weniger können sie selbst durch vielseitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden.

Mit einem Worte: in solchen Schulen herrscht nicht selten ein beschränkter Blick und ein gemeiner Ton; in jedem Falle aber ist einseitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kastengeist zur Folge hat, und den Krieger der bürgerlichen Welt entfremdet, nicht zu verkennen: daher war sonst der Offizier, wenn er nicht nach dem Cadettenhause eine höhere Lehranstalt besuchte, oder sonst in günstigen Verhältnissen lebte, in der formalen geistigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelstande zurückgeblieben. Der vieljährige, von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienste erlernte Mechanismus lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geistige Selbstthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Aber eben jene Entfrembung ist andern Theils dem neuern Heerwesen günstig gewesen, insofern dieses, von dem Volksleben, dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung geschieden, eine todte Kraft vorstellen sollte, die nur durch den Geist und Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll dagegen das Heer ein Nationalheer sein, so darf die Offiziersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national sein. Sie wird dies, wenn Bürger und Offizier eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimt. Daß übrigens Cadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfre Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht. Frankreich hat sie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehrern Residenzen Cadetten-Compagnien, als Ludwig XV. zuerst 1751 eine École royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8. bis 11. Jahre an gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'École Roy Milit. Paris, 1762. Als wesentliche Verbesserungen der Militärschulen überhaupt sehen wir folgende an: 1. wenn Vorbereitungsschulen und Specialschulen getrennt werden; 2. wenn jene eine rein pädagogische, diese eine akademische Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hauswesens, aber bloß dieser, militärische Form haben kann; 3. wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, so daß in den Cadettenschulen der Jüngling bis zum 16. und 17. Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsstufen alles lernt, was man Gymnasial- oder encyklopädische Grundbildung nennt, mithin Sprachen und Sprachfertigkeiten; Geschichte; Erdbeschreibung und Literatur; Arithmetik und Geometrie; Kunstfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen; Schwimmen, Rudern 2c. überhaupt alle sogenannten Turnübungen; kriegerische Gymnastik insbesondre. Die militärischen Specialschulen aber sollten in wahre polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die pariser war seit 1796 (s. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verschiednen Abtheilungen bestehen, nach den verschiednen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes, als: des Infanterie-Offizierdienstes; des Artillerie-, des Ingenieurwesens; des Bergbaues; des Straßen-, Wasser- und Brückenbaues; der bürgerlichen Baukunst; der Cameralwissenschaft. Hieraus würde sich 4. folgende Verbesserung ergeben, daß in beide Anstalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höhern Staatsdienst sich bilden sollen, aufgenommen werden könnten, wo der Staat für die ärmern und fähigen Söhne verdienter Aeltern Freistellen, für alle übrigen aber Koststellen errichtete, und

wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme Vorbereitete sich befänden, diesen in irgend einer Volks-Elementarschule, oder auch abgesondert, den nöthigen Unterricht, bis sie zur Aufnahme in die Cadettenschule reif wären, angedeihen ließe. Zu den vorzüglichsten Militärschulen in Deutschland gehören die österreichischen, preußischen, sächsischen und baierschen Cadettenhäuser und Militärakademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und besondern Militärerziehung. Wiener. Neustadt, 1787. Die russischen Militärerziehungsanstalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbesserungen erhalten.

Militärverfassung nennt man die Einrichtung, die ein Staat seinen Heeren hauptsächlich in folgenden drei Hinsichten gibt: 1. Verhältniß der Stärke des Heers zu den Kräften des Staats, 2. Grundsätze der Ergänzung, 3. allgemeine Form der Streitmittel, Zucht rc. Leider hat die Masse von Soldaten, welche Frankreich seit 1792 in's Feld stellte, bisher fast alle europäische Herrscher genöthigt, die erstgedachte Rücksicht ganz außer Augen zu setzen, und erst späterhin hat man des Militäretats denken können, um die Ueberspannung der ungeheuern Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — möglichst mit dem Zustande der erschöpften Länder zu vereinigen. Es hat daher die, zur augenblicklichen Verstärkung der Heere bestimmte, leichte Landwehr so großen Beifall gefunden, daß sie an vielen Orten als bleibend in den Staatsorganismus aufgenommen worden ist. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufstellen möge, so gilt doch dafür der allgemeine Grundsatz, daß jede Militärverfassung, wesentlich nur darauf gerichtet sein könne, die Aufstellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichsten Schonung der innern Verhältnisse zu vereinigen; eine Aufgabe, die bei dem jetzigen Stande der Heere immer schwierig bleibt, übrigens aber der verschiedensten Modificationen fähig ist. Da natürlich der verschiedne Stand der Bildung, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, selbst die Landes- und Volksart verschiedne Maßnehmungen erheischen — so haben wol z. B. diejenigen, die als einziges Heil allgemeine, unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienst anpreisen, und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrscheinlich vergessen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abwesenheit, eingeschüchtert, wie sie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, so daß die Arme der Bürger und ihre Aufsicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der wahre oder eingebildete Bedarf an Streitmitteln das Maß dessen überschreitet, was der Staat eigentlich leisten kann, desto schwieriger wird auch die Feststellung der Ergänzung sein, und der Sache nach wird, wie die Dinge jetzt stehen, die so grausam geschmähte Conscription doch beibehalten werden, wenn auch unter andern Benennungen, da die nicht minder gelästerte Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Heere, viel zu kostspielig und doch in keinem Falle hinreichend sein würde. Was endlich die Formen der Militäreinrichtungen, die Kriegszucht rc. betrifft, so versteht es sich auch bei ihnen von selbst, daß nur da etwas Ersprießliches zu hoffen sei, wo das Naturell des Volkes und seine Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden; denn ein russisches Heer bedarf andrer Einrichtungen und anderer Zuchtgesetze als ein preußisches, und Kroaten und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter gesteckt sein wie dies bei jenen Joseph, bei diesen Baiern, zu ihrem Nachtheil, erfuhren.

Militärwissenschaften, Kriegswissenschaften, umfassen alle Kenntnisse, die zur Führung eines Kriegs erfodert werden. Es gibt davon schon mehrere encyklopädische Uebersichten von Cancrin, Auracher, Krug u. A. m., die theils sehr gelehrt, theils überladen sind. Das Wesentliche folgt aus dem Begriffe der Sache selbst. Krieg ist der durch Waffengewalt zu entscheidende Streit zweier oder mehrerer Völker. Da jede Partei ihre Foderungen von der andern anerkannt wissen will, so hat der Krieg keinen andern Zweck, als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Rest von Kräften bleibt, um seinen Vortheil zu benutzen. Jeder Staat muß sich immer in der Lage befinden, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja sich gegen die Uebermacht behaupten zu können, wozu Vorbereitungen nöthig sind, die, in ihrer Allgemeinheit zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen Kriegsverwaltungskunst begriffen werden, obwol dieses Wort eigentlich keinen deutlichen Begriff der Sache gibt. Wir rechnen dahin: einen allgemeinen Plan zur Vertheidigung des Staates überhaupt, die darauf begründete Einrichtung der gewaffneten Macht, Festungssysteme, Dotirung der Festungen, Hauptdepots von Kriegsvorräthen aller Art in befestigten, schicklich gelegnen Orten in der Nähe der wahrscheinlichen Kriegstheater u. s. w. Die Heerversorgungslehre, sonst ein Hauptzweig der Kriegswissenschaften, kann jetzt nur bei den Vorbereitungen genannt werden; ohne Magazine war sonst kein Krieg denkbar, seitdem aber von Frankreich aus das Requisitionssystem sich über Europa verbreitet hat, rücken die zahlreichsten Heere ohne die mindeste Fürsorge für die Verpflegung vorwärts, und wie sie ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den überschwemmten Ländern ziehen: so müssen ihnen diese auch Bekleidungsmaterial, Bespannung u. s. w. liefern. Im Kriege selbst kann sich deshalb jetzt die Heerversorgungslehre nur auf die regelmäßige Versorgung mit solchen Streitmitteln beziehen, die man nicht überall entnehmen kann; vorbereitend trit sie dagegen bei der Versorgung der etwanigen verschanzten Läger und Aufhäufungen von Magazinen in den Theilen des Landes auf, wo die Anwendung des Requisitionssystems nicht Statt finden kann. Vor Aufzählung der Kriegswissenschaften im engern Sinne mag noch des in unsern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterschiedes zwischen Taktik und Strategie gedacht werden, obwol selbst die genaueste theoretische Feststellung desselben nirmals praktischen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, dem Sinne des Wortes nach, überhaupt die Kunst des Feldherrn, d. i. die Kriegsführung begreift, so ist dies ganz richtig; aber eben so gewiß ist es, daß sie in diesem Sinne nie ein Theil der Kriegswissenschaften sein könne. Will man sie aber, wie häufig geschehen, zur Theorie einer gewissen Art von Bewegungen machen, und auf diese Weise von der Taktik unterscheiden: so ist dies ein vollendeter Irrthum, und der geistreiche Verfasser des „Kriegs für wahre Krieger" hat sehr Recht, wenn er sagt: wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Taktik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel. So wie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes ist, so wird auch durch die Taktik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält sich zu dieser, wie das Besondre zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieses Unterschiedes bekommt denn auch das beliebte, oft gemißbrauchte Beiwort: strategisch, Bedeutung. Nach diesen vorausgeschickten Be-

merkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswissenschaften (mit Ausschluß der Vorbereitungswissenschaften) vollkommen deutlich sein. 1. Taktik, d. i. die Lehre von der Ausbildung, Aufstellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hieher gehört die Lehre vom Geschütz — Artillerie — (Scharnhorst's, Rouvroy's und Decker's Lehrbücher) von dem kleinen Feuer-(Seydel) und von den blanken Waffen. Wer sich dem Artilleriedienste widmet, muß natürlich die erstere vorzugsweise in allen ihren Theilen studiren, deren Angabe hier zu weit führen würde; für den Offizier der übrigen Waffen reichen die Kenntnisse von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geschütze hin (Scharnhorst's Handbuch, 1 Theil); b) in die niedere oder Elementar-Taktik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Heerbewegungen, und wird durch die bei jeder Armee vorhandnen Reglements bestimmt; c) in die eigentliche Taktik, d. i. die Lehre von der Aufstellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verschiednen Waffengattungen. Es läßt sich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Castrametation, (Müller's hinterl. Schriften, 1. Band) verbinden, obwol sie seit Einführung des Requisitionssystems fast ganz außer Anwendung gekommen; auch schließt sich die Pontonierwissenschaft gewissermaßen hier an, insofern sie nicht Hauptstudium für den ist, der diesen Dienst wählt (Hoyer's Handbuch der Pont. Wissensch.). Zu bemerken ist noch, daß Einige auch eine höhere Taktik angenommen haben, die aber mit der Kriegsführung fast gleich ist. 2. Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung der Erdoberfläche im Kriege. Obwol die jetzige Taktik sie gar sehr in den Hintergrund stellt, während das Terrain bei der sonstigen Fechtart in langen, zusammenhängenden Linien eine Hauptrolle spielte, so kann sie doch nicht ganz entbehrt werden. Man trieb vordem große Spielereien damit und betrachtete gleichsam jeden Maulwurfshaufen durch das Mikroskop. Das Recognosciren von Gegenden ist darauf begründet, das Aufnehmen (Geodäsie) und Planzeichnen innig damit verbunden (Müller's nachgel. Schriften 2. Theil, Lehmann's Lehre der Situationszeichnung). 3. Kriegsbaukunst oder Fortification, worin gelehrt wird, irgend einen Punkt durch künstliche Hülfsmittel so zu befestigen, daß sich darin Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt: a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Festungen (fortification permanente oder royale). Hier wird eben so der Entwurf des Grundrisses (tracé), als die Construction der Werke (Profil), die Anwendung der besten Baumaterialien, und die Einrichtung der in den Festungen nöthigen Militärgebäude gelehrt (Montalembert, Struensee, Bousmard u. s. w.; brauchbares Handbuch, Hoyer's Lehrbuch der Kriegsbaukunst, 1. Theil); b) die Lehre vom Angriffe und von der Vertheidigung fester Plätze (attaque et défense des places), deren Name schon die Sache hinlänglich bezeichnet (Aster's Festungskrieg, Hoyer's Lehrbuch, 2. Theil; Carnot's überschätztes Buch kann nicht als Lehrbuch betrachtet werden); c) in die Feldbefestigungskunst (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldschanzen, welche nur zu vorübergehendem Gebrauche bestimmt, nicht so dauerhaft gebaut sind, als die eigentlichen Festungen. Wir nennen sie absichtlich zuletzt, weil wir überzeugt sind, daß der, welcher sie studiren will, nothwendig hinlängliche Kenntnisse, wenn auch nur von den

allgemeinen Grundsätzen, der permanenten Befestigung haben müsse (Gaudi, Reiche, Scharnhorst's Handbuch, 2. Theil). Hülfswissenschaften gibt es gar viele von verschiedner Wichtigkeit; man muß jetzt sogar die in unsrer Zeit wissenschaftlich behandelten körperlichen Uebungen dazu rechnen. Als unentbehrlich nennen wir die Mathematik; nicht minder nöthig ist die Statistik und sogenannte Militär-Geographie, insofern sie sich auf die Kenntniß der Straßen u. s. w. beschränkt; sonst ist damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor allen aber kann das Studium der Kriegsgeschichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein daß man durch sie, bei richtiger Methode des Studiums, die verschiednen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Heere und die Ursachen kennen lernt, aus welchen diese Unternehmung scheiterte, jene gelang: so nährt sie auch, wie Friedrich der Große so wahr sagt, die Einbildungskraft, und gewährt einen Vorrath von Ideen, nicht zu gedenken, welchen Eindruck sie auf empfängliche, ehrliebende Gemüther machen muß. (Unsre Literatur ist an guten militärischen Werken noch arm; vor allen sind zu nennen: Tempelhof's Geschichte des siebenjährigen Krieges, des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzuges von 1796 in Deutschland; Stutterheim's Geschichte des Feldzuges von 1809; Müffling's Geschichte des Feldzuges von 1815). So weit das, was der Soldat lernen kann; wenn aber der Feldherr auch alle diese Kenntnisse nicht füglich entbehren kann, so wird er doch durch sie noch lange nicht, was er sein soll; denn sein Beruf, die eigentliche Kriegsführung, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, sondern ihre Grundlage in der Gemüthskraft und dem schnellen Urtheile hat, steht als Kunst so hoch über jenen Wissenschaften, als der Geist in Raphaels Werken über der Lehre von der Perspective; aber sie unterscheidet sich dadurch so wesentlich von allen übrigen Künsten, daß sie auf's äußerste durch die Zeit bedingt ist, daß bei ihr für das Gelingen nur Ein günstiger Augenblick besteht, in welchem sich Gedanke und Ausführung vereinigen müssen, während allen übrigen Muße zu Versuchen bleibt, deren Mißlingen den Künstler nicht vernichtet. Es sind darüber zwar unter vielen schlechten einige gute Werke erschienen (Erzherzog Carls Grundsätze der Strategie; Jomini ist durchaus einseitig); doch scheint uns, als ob sie nur wenige ganz einfache Grundsätze anerkennen könne, deren richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltsten Fälle dann von der Geisteskraft des Feldherrn, so wie das Gelingen seiner Plane immer mit vom Glücke abhängt. Hätte Friedrich der Große in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle seines eignen großen Geistes schöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln nicht vom Untergange gerettet. Die neuern Strategen, diese Nachtreter Bülow's, welche den Krieg auf dem Papiere nach Winkeln und Linien führen, und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmesser erschwingen wollen, zeigen daher nur, daß sie das Wesen des Kriegs niemals begriffen haben. Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane, die sogenannte Kriegsdialektik, nicht existiren könne, geht wol aus dem Gesagten deutlich hervor.

Miller (Joh. Mart.), wurde zu Ulm 1750 geboren. Sein Vater war daselbst Prediger am Münster und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Unser Miller ging 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen, wozu er durch die Unterweisung seines Vaters gut vorbereitet war. In Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, den mit

ihm Bürger, Boie, Hahn, Hölty, Leisewitz, die Brüder Stolberg, Voß u. s. w. bildeten. Von Göttingen ging Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er 1775 nach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vicar der obern Klasse des Gymnasiums zu. 1780 ward er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm; im folgenden Jahre ward ihm die Professur des Naturrechts am Gymnasium zu Ulm aufgetragen, die er aber sehr bald mit der ihm angemessenern Professur der griechischen Sprache vertauschte. Statt derselben erhielt er 1797 die Professur der katechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war. Die nachmaligen politischen Veränderungen seiner Vaterstadt im J. 1808 änderten auch seine Verhältnisse. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Decanat Ulm, und ertheilte ihm den Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er zu Ulm 1814. Miller gehört zu den wenigen Schriftstellern Deutschlands, die einen sehr großen, fast auf alle Stände wirkenden Einfluß hatten. Er hat zugleich als Romanenschriftsteller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; Briefwechsel dreier akademischen Freunde; Geschichte Carls von Burgheim und Emiliens von Rosenau; Geschichte Gottfried Walther's, eines Tischlers, und vor allen Siegwart, haben ihn am meisten, selbst im Auslande bekannt gemacht. Der unterscheidende Charakter seiner Romane ist keusche, tugendhafte, fast übersinnliche Liebe, oft mit einem religiösen Anstrich, die lauterste Moral, einfache und doch hinreißende Darstellung, und ein leichter, natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine ungehörige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung, Einförmigkeit in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindsamkeit bei einer gewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich gewesen, ihnen überall bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu verschaffen. Siegwart insonderheit hat in der Denk- und Empfindungsweise eines großen Theils unsrer Nation, am meisten des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieser Rücksicht kann er vollkommen mit Werther's Leiden verglichen werden, ohne beide Werke deswegen, auch in Ansehung des poetischen Werthes, gleichstellen zu wollen. Die sogenannte siegwart'sche oder empfindsame Periode ist zwar längst vorübergegangen, aber ihre Wirkungen waren noch lange nachher, sowol in der literarischen, als in der gewöhnlichen Welt, bemerkbar. Die Ausdrücke: siegwart'sche Liebe, siegwartisiren, sind noch jetzt verständlich. Auch Siegwart erweckte ein Heer von Nachahmern, denen es eben so, wie gewöhnlich allen Nachahmern, ging. Was in Miller's Schriften Empfindsamkeit im bessern Sinne war, wurde bei diesen kalte und läppische Empfindelei und war daher nicht von Dauer. Ausgezeichneter ist Miller als lyrischer Dichter. Seine Elegien und Lieder haben sich durch sanfte Frömmigkeit und zarte Liebe, dann durch Natürlichkeit, Leichtigkeit, Wärme und durch Gefälligkeit der Versification und Sprache empfohlen. Mehrere derselben sind Volkslieder geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambrosia u. s. w." Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf versammelt sich u. s. w." Lob der Alten: „Es leben die Alten u. s. w." Abschiedslied: „Traurig sehen wir uns an u. s. w." Miller's Predigten athmen den Geist und das Gefühl echter Religiosität und Sittlichketi; sie unterscheiden sich durch eine gemeinfaßliche Beredtsamkeit,

und durch eine einfache, würdige Sprache. Miller war ein edler, liebenswürdiger, anspruchsloser Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit, doch immer gemeinnützig zu werden strebte. In den Zeitgenossen, St. XIII., befindet sich eine sehr gute Biographie und Charakteristik Miller's. DH.

Millin (Aubin Louis), Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufseher (Conservateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Kabinets der kaiserlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er war einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienst, unsre Gründlichkeit seinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben, theils durch sein schätzbares Journal: Magazin encyclopédique, theils durch sein Dictionnaire des beaux arts, durch die verbesserte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré und durch seine Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienste um die Archäologie hat er sich erworben durch seine Peintures des vases antiques, seine Galérie mythologique, 2 Voll. 1811. Paris, und seine Beschreibung mehrerer Münzen und Medaillen. Durch diese Schriften sowol, als durch seine Vorlesungen, deren Besuch zum guten Ton gehörte, hat er den Geschmack an der schönen Kunst des Alterthums in Paris gar sehr befördert. Um die Kunstgeschichte seines Vaterlandes hat er sich durch seine Voyage dans les départemens du midi de la France, durch seine Histoire métallique de la révolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon bedeutende Verdienste erworben. Mehrere kleine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie, bieten eine leichte und angenehme Uebersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft dar. Zwar dürften wir Deutsche in den meisten dieser Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man liest auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufseher des Antikenkabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhel's doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Gefälligkeit, womit er stets bereit war, auch Fremden die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reisenden mit Ruhm. In Frankreich tadelte man seinen etwas nachlässigen Styl, da er schnell arbeitete. Das Magazin encyclopédique hat er beinahe 20 Jahre ohne den geringsten Ertrag herausgegeben. Der Verleger bezahlte bloß die Druckkosten. In seinen letzten Jahren ließ Millin seine Werke auf eigne Kosten drucken, und besorgte selbst den Absatz derselben. Da sie größtentheils mit illuminirten Kupfern versehen waren, so ließ er alles in seinem Zimmer, wie in einer Werkstatt, betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm fast alle seine Sammlungen in seiner pariser Wohnung, als er auf einer Reise nach Italien begriffen war. Die Beschreibung dieser Reise ist sein letztes, unvollendet gebliebnes Werk. Er starb 1818 zu Paris im 60. Jahre seines Alters. Er war immer unverheirathet geblieben. Da er Ursache hatte, mit seinen Verwandten unzufrieden zu sein, so vermachte er sein Vermögen seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais. Sein letzter Wille (Paris 1817) enthält sein sittlich religiöses Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn s. im 15. Hefte der Zeitgenossen.

Millot (Claude François Xavier), ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller im historischen Fach, Mitglied der Akademie und

Lehrer des unglücklichen Herzogs von Enghien welcher am 21. März 1804 in den Gräben von Vincennes erschossen wurde, ward 1726 zu Ornans, einer kleinen Stadt in der Franche-Comté geboren. Nach geendeten Studium trat er in den Orden der Jesuiten und wurde Professor der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede die er zu Ehren Montesquieu's hielt, und die den Preis von der Akademie von Dijon bekam, (1757) zog ihm aber den Haß seiner Obern zu, was ihn dann veranlaßte in die Welt zurückzutreten, wo ihn der Hr. v. Montazet, damals Erzbischof von Lyon, zu seinem Vikare ernannte. Da Millot jedoch, nachdem er zu Lüneville und Versailles ohne sonderlichen Beifall gepredigt hatte, einsah, ihm gehe die Beredtsamkeit für die Kanzel ab: so begab er sich dieser Art öffentlicher Vorträge für immer, und wandte seinen ganzen Fleiß auf die Geschichte. Die von ihm zum Unterricht der Jugend verfaßten Grundrisse der Geschichte von England und Frankreich, erwarben ihm großen Ruhm, und bald ward er durch den Herzog von Nivernois, dem Minister Marquis de Felino in Parma empfohlen, welcher Staatsmann damals ein Collegium für den jungen Adel in Parma errichtete. Millot erhielt 1768 an dieser neuen Lehranstalt das Professorat der Geschichte, ein Amt, welches er auch so lange bekleidete, bis Felino, verfolgt von Gegnern die den fanatischen Pöbel gegen ihn aufhetzten, der es sogar wagte, den wackern Staatsmann öffentlich zu insultiren, sich zurückzog, worauf denn Millot, den keine Rücksicht von seinem Gönner abwendig machen konnte, nach Frankreich zurückkehrte, woselbst ihm der Hof, zum Lohn für sein edles Benehmen bei dieser Gelegenheit, eine Pension von 4000 Livres aussetzte, und ihm später die Erziehung des jungen Herzogs von Enghien übertrug, der er auch bis an sein Ende mit Treue und Sorgfalt vorstand. Millot starb d. 21. März 1785, also gerade am denselben Tage an welchen 19 Jahre später, sein königlicher Zögling den Tod erlitt. Im Jahre 1777 kam Millot an Greßet's Stelle in die Akademie, obschon damals das Haus Noailles und mehrere Philosophen, sich seiner Aufnahme unter allerlei Vorwänden, heftig widersetzten, die D'Alembert jedoch mit dem Witzwort beseitigte: „Millot habe nichts vom Priester an sich, als das Kleid.“ In Betreff seines Charakters, äußerte derselbe Philosoph später über ihn: „er sei unter allen seinen Bekannten derjenige, welcher die wenigsten Ansprüche mache und am freiesten von Vorurtheilen sei.“ Wirklich war Millot auch von großer Bescheidenheit, still und einfach in seinem Benehmen und Sitten und dabei in seinem Fach, von bedeutender Gelehrsamkeit. Man hat von ihm eine Menge Werke, die in einem reinen und fließenden Styl geschriebene Zeugnisse von der Tiefe seiner Einsicht geben. Die vorzüglichsten darunter sind: 1) Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV. (3. B.) 2) Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II. (3. B.) 3) Elémens de l'histoire universelle (9. B. in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: des Abbé Millot's Universalhistorie, aus dem Französischen und mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. 11 Thl. 1777—1789, fortgesetzt von Hormayr.) 4) L'histoire des Troubadours (3. B. Dieses nach St. Palaye's Handschriften bearbeitete Werk, ist eine der besten Quellen zur Geschichte der Troubadours.) 5) Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV. 6) Histoire philosophique de l'homme. Die als ein nachgelassenes Werk von ihm 1807 erschienenen Elémens de l'histoire de l'Allemagne, sind untergeschoben.

Milo von Krotona in Italien, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmtesten griechischen Athleten, welcher sechsmal in den olympischen Spielen den Sieg davon trug. Von seiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beispiele angeführt. Einst wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einstürzen. Milo ergriff die Hauptsäule, und verhinderte dadurch den Einsturz so lange, bis alle Anwesende sich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf seinen Schultern zum Opfer, und tödtete ihn mit einem Faustschlage. Aber seine Stärke ward auch die Ursache seines Todes. Er sah in einem Walde einen starken Baumstamm, den man mit Keilen vergebens zu spalten versucht hatte. Er wollte ihn aus einander brechen, allein seine Kräfte versagten ihm; die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren heraus gefallen, und so blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm Niemand zu Hülfe kam, so wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerrissen.

Miltiades. Dieser berühmte atheniensische Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine atheniensische Kolonie glücklich nach dem Chersones geführt, und verschiedne Inseln im Archipelagus seinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heers zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Aristides und Themistokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes zagenden Athenienser zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme stellte 1000 Mann unter einen Anführer. Dieses kleine Heer rückte in die Ebene von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenossin abgeschickt hatte, dazu stießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Aristides und einige andre Anführer unterstützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Kallimachus trat des Miltiades Gründen bei, und so ward der Angriff beschlossen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechselte, wurde von allen dem Miltiades überlassen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, sondern den Tag abwartete, der ihn gesetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieser erschien, stellte er seine Truppen an den Fuß eines Berges in einem, mit Bäumen besetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten sollten, in Schlachtordnung. Die Platäer standen auf dem linken Flügel, Kallimachus befehligte den rechten, Aristides und Themistokles das Mitteltreffen. Miltiades befand sich allenthalben, wo seine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perser widerstanden mit Ruhe, aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrstündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand sich Datis, der persische Feldherr, selbst mit seinen besten Truppen, und bedrängte Aristides und Themistokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, seine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte sich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perser verloren 6400, die Athenienser 192 Mann; Miltiades selbst war verwundet. So glorreich dieser Sieg war, so hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf seinem Rückzuge Athen selbst überfallen, und schon umsegelte seine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, sich mit dem Heere sogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch seine Gegen-

wart den Entwurf des Feindes zu vernichten, und ihn zur Rückkehr nach den Küsten Asiens zu zwingen. Miltiades ward zwar nach seiner Rückkehr von den Atheniensern hoch geehrt, bald aber auch beneidet und verfolgt. Seine Feinde stellten vor, er könne leicht in Versuchung kommen, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksversammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüstete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und versprochen, mit selbiger die Athenienser in den Besitz großer Reichthümer und Vortheile zu setzen. Vermuthlich war seine Absicht, die persischen Küstenstädte zu plündern, und die Inseln des ägäischen Meers, die es mit den Persern gehalten hatten, zu bestrafen.

Milton (John), der große englische Dichter, war den 9. Dec., nach Walker, 1608 in London geboren, und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsschule unterrichtet worden, bezog er 1624 das Christ-College zu Cambridge, wo er 1628 und 1632 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magister annahm, und sich durch seine großen Fortschritte in den Wissenschaften, so wie durch verschiedne poetische Versuche in lateinischen Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt sich darauf mehrere Jahre bei seinem Vater auf, der jetzt auf seinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamshire lebte. 1634 schrieb er Comus, ein Theaterstück von derjenigen Art, welche die Engländer **Maske** (s. d. Art.) nennen, und welches noch jetzt zuweilen auf den londoner Theatern aufgeführt wird. Sein nächstes Werk war: Lycidas, eine Monodie auf den Tod seines Freundes E. King. 1638 erhielt er von seinem Vater Erlaubniß, auf Reisen zu gehn. Er begab sich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Grotius besuchte, nach Italien, dessen Literatur er mit großem Fleiße studirt hatte, wie verschiedne seiner Jugendgedichte, die in italienischer Sprache abgefaßt sind, beweisen. Er ward überall mit großer Achtung aufgenommen, und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquisitionsgefängnisse zu Rom besuchte, Bekanntschaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland übersetzen; allein die Nachricht von den in seinem Vaterlande ausgebrochnen Unruhen änderte seinen Entschluß, und veranlaßte ihn, nach England zurückzukehren. Er brachte nun seine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er sich einige Zeit mit der Erziehung seiner Schwestersöhne beschäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochnen Religionsstreitigkeiten Theil, und gab 1641 fünf Abhandlungen über das Kirchenregiment heraus. Im J. 1644 schrieb er Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing. Im folgenden Jahre wurden seine Jugendgedichte zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke l'Allegro und il Penseroso findet, in denen er die verschiednen Gesichtspunkte, woraus der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erschienen seine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels, und sein Εικονοκλαστης. Durch diese und mehrere andre, in gleichem Geiste geschriebne Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lateinischen Sekretär des Staatsraths ernannt wurde. 1651 schrieb er seine berüchtigte Defensio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmasius herausgegebne Defensio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch

sein unablässiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, ward er um diese Zeit völlig seines Gesichts beraubt, wodurch er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes, noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern ließ. 1654 gab er seine Defensio secunda und im folgenden Jahre seine Defensio pro se heraus. 1659 schrieb er eine Abhandlung von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen und Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church. Am Ende des J. 1659, da schon Richard Cromwell sein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth, und wenige Monate vor der Restauration seinen ready and easy way to establish a free commonwealth drukken. Daß er bei Carls II. Rückkehr seinen Secretariatsposten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg sich, bis die Vergessenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet seine Defensio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen. 1665 vollendete er seine berühmte und erhabne Epopee: the Paradise lost (das verlorne Paradies, deutsch von Bodmer, Zürich 1780, Zachariä, 1760, Bürde, Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; französisch von Delille). In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfassers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meisterstück der englischen Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem Zuschauer zergliedert hatte, fing die Nation an, sich näher damit bekannt zu machen. 1670 gab der Dichter eine Geschichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normannische Invasion reicht. 1671 erschien sein zweites Epos: Paradise regained (das wiedergefundne Paradies), welches dem erstern nachsteht, und sein Samson Agonistes, ein im Geschmack der Alten geschriebnes Trauerspiel. 1672 ließ er eine Logik und 1673 seine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10. Nov. 1674 zu London starb. In neuern Zeiten ist ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet worden. Milton lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden größtentheils in der Unhaltung mit seinem Freunden und der Beschäftigung mit Musik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet. Er verstand die hebräische, griechische, lateinische, französische, italienische und spanische Sprache. Von den Dichtern seiner Nation schätzte er am meisten: Spenser, Shakspeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den drei ersten der genannten Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten möchten. Uebrigens war er ein offener, redlicher Mann, von schneller Fassungskraft, mit treffendem Witze und scharfen Urtheil versehen. Verheirathet hatte er sich dreimal. Seine sämmtlichen poetischen Werke findet man in Johnson's Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderson, auch in den Taschenausgaben. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardson und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner, als die Leber, von länglich runder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß

des Alters des Menschen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche ist gewölbt und dem Zwergfell (Zwergmuskel) zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehölt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedne Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwergmuskel, und die innere Fläche an den Magen befestigt ist. Das Innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aestchen sich selbst in die Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine, nach Verhältniß andrer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang sich in mehrere Aeste abtheilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der Milz eindringen und sich hier auf das Vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker, als die Arterie, im Verhältniß, wie 1 zu 5; sie setzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zusammen, welche sich in die Leber zur Bereitung der Galle begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Aeste zu dem Magen, die sogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und versorgen diesen mit Blut (s. Magen). Außer der Zeit der Verdauung ist die Milz schlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrscheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magensaft zum Vorrath abzusondern. Ist der Magen mit Speisen angefüllt, so strömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt sie so aus, daß sie gespannt, glatt und glänzend erscheint. In dieser Zeit ist ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wässeriger ist, als andres Venenblut, insbesondre als das dickere, schwärzere und fettigere Pfortaderblut. Diese Verwandlung des Milzblutes geht wahrscheinlich in den Zellen der Milz vor sich, welche in ihrem ausgedehnten Zustande eine durchsichtige Flüssigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas begeistete Blut (s. Lunge) in die Milz so reichlich überführt, daß die Menge desselben eben so viel beträgt, als die sechsmal größere Leber bekommt, so wird in dem Innern der Milz, vermöge ihrer specifischen Lebensthätigkeit, das Sauerstoffgas zum Theil mit dem Wasserstoffgase zu wässeriger und lymphatischer Flüssigkeit verbunden, welche in großer Masse mit dem Venenblute zu der Leber hingeht. Dieses wässerige Milzvenenblut beträgt eben so viel, als das übrige sämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrscheinlich dazu, die Galle flüssig, auflöslich und sauerstoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz freigewordnen Sauerstoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magensaftes. Ob dieser Uebergang durch die sogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wol das Wahrscheinlichste ist, oder ob eigne, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden sind, ist noch zweifelhaft. Indessen ist doch durch Versuche (von Home angestellt) erwiesen, daß Flüssigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht, und von dieser in den Kreislauf des Blutes kommt. — Die Milzkrankheiten können von verschiedner Art sein, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr

verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird, und zu beständiger Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung gibt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehen, welcher seines langsamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Blutes in der Milz und Auftreibung derselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt, und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dick und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehen. Die ältern Aerzte nannten diesen Zustand Milzsucht. Sie sahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu bestimmt sei, die Leber und das Blut von den dicken, schwarzgallichten (melancholischen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem sie dieselben, als mit ihnen verwandt, an sich ziehe, und zum Theil sich selbst davon ernähre, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil sie in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die schwarzgallichten, dicken Säfte sich anhäufen, ohne Abgang zu haben, so entstehe Verstopfung, Verhärtung und Skirrhosität derselben; das Blut selbst werde von diesen Säften nicht mehr gereinigt, beschwere das Gehirn, und so entstehe zunächst die Krankheit, welche sie Milzsucht nannten, mit Angst, Traurigkeit, wunderlichen, trübsinnigen Gedanken verbunden sei, und endlich in Melancholie übergehe. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmälern vorgestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu sein. Davon verschieden waren die Mimen des Sophron aus Syrakus (um 420 v. Ch.), die wir nur in Bruchstücken besitzen, und welche dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa abgefaßt, und nicht fürs Theater, sondern nur zum Lesen und zur Recitation bestimmt waren. Sie beschäftigten sich mit möglichst treuer Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Theokrit ahmte sie in seinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk belustigten; nach und nach bildete sich daraus ein regelmäßiges Schauspiel, in welchem man besonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Geberdensprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weise darstellte. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, Mimen, und sie waren von den Pantomimen, die alles durch Geberden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Ch.) und Publius Syrus, sein Zeitgenosse sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. S. Ziegler de mimis Romanorum, Götting. 1789. Wir nennen Mimen jeden mimischen, d. i. solchen Künstler, der durch Gebärden darstellt, mithin auch den Schauspieler, (vergl. den Artikel **Pantomime**.)

Mimik, die Kunst, durch **Gebärden** (im weitern Sinne — s. d. Art.) die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des

menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen, durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar anscheinenden Zuständen ist. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist daher in gewissem Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist aber schöne Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetischen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von dieser selbstständigen, aber natürlich in Hinsicht ihres Inhalts beschränktern Mimik handelt insbesondere der Artikel Pantomime. Die erstere Art der Mimik aber schließt sich den verschiednen Dichtungsarten, nach deren besonderm Charakter an, und ist daher mit der Declamation (s. d. Art.) genau verbunden. Sie ist in so fern in didaktischen und erzählenden Gedichten im Ganzen ruhiger; bewegter in lyrischen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der dramatischen Poesie. Hier macht sie einen Haupttbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, so wie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt, und sich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich soll die Objectivität der Darstellung die Subjectivität des Darstellers beherrschen, und der Darstellende soll als ein Andrer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine solche Kunst daher von der Nachahmung anfange, von der sie auch den Namen führt, ist ganz natürlich; aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Für's erste kann die Nachahmung eines Andern, besonders zum Behuf des Spottes und der Lust, zu dieser Kunst zwar die Veranlassung sein, und das Talent des Darstellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunst soll nicht sowol das Einzelne, als vielmehr das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtsein darstellen. Mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Darstellenden hervorgehen, und jeder einzelne Theil derselben sich aus ihr in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeußerungen entwickeln. In dieser Beziehung gibt es auch analog der ebenfalls successiv darstellenden Tonkunst einen mimischen Rhythmus und mimischen Accent. Um ferner wahr zu sein, muß die Gebärdendarstellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derselbe muß zu einem freien künstlerischen Zwecke, zu einem poetischen Ganzen verbunden, und so aufgefaßt werden, wie er sich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derselben Lage zusammenhängend gezeigt haben würde. Hierin besteht die Natürlichkeit des mimischen Spiels, welche sich mit des Kunst verträgt, und hieraus ist begreiflich, inwiefern der Mime die Natur, d. h. den mannichfaltigen Ausdruck der verschiednen Gemüthszustände in der Wirklichkeit studiren muß. Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen: so sind es die Gestalt selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, so wie im Aeußern die Drappirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um jene Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Uebergänge bestimmt auszudrücken. In letztrer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen, deren Triumph darin besteht, die Ruhe in der Bewegung darzustellen, und den Ausdruck des Affects, der den bloß nach Natürlichkeit strebenden Künstler leicht zum Häßlichen und Manierirten verleitet,

durch das Maß der Schönheit zu beherrschen. Doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerlaßliche Erfoderniß des Mimen ist nun ein, von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgestalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere, die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, sie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale bestimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht. Was die Geschichte der Mimik bei den kunstgebildetsten Völkern anlangt, so wollen wir hier nur einige Züge derselben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der Neuern mehr malerisch ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschloßnen, selbstständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „bestimmte Gestalten kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von bloßer Repräsentation, wie sie heut zu Tage Statt findet.“ Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Deklamation und Musik auf der einen, und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden (s. d. Art. Pantomime). Letztres beweisen die mimischen Tänze (s. Tanz), von welcher Art Xenophon in seinem Gastmahl und in der Anabasis VI. 1 §. 3, 8, uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen, oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetsten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor Allen berühmt, dessen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet (s. d. Art.). Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturalisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel ꝛc. herausheben (s. d. Art. Schauspielkunst, und in Hinsicht besonderer Arten der mimischen Darstellung die Art. Attitüden, Tableaux und Pantomime). Ueber die von den Künstlern jetzt sehr vernachlässigte Theorie der Mimik haben uns schätzbare Beiträge geliefert: Engel in seiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785 2 Thle. (oder 7. und 8. Bd. seiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehrern Schriften, z. B. in seiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in seiner Kritik der Kunst, ebendaselbst; ferner in seinen Vorlesungen über die bildende Kunst des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorlesungen über Deklamation und Mimik, Braunschweig 1816, denen man noch hinzufügen kann: Klingemann's Vorlesungen für Schauspieler, und das viel umfassende Werk des Engländers

Gilb. Augustin Chironomia ꝛc. welches eine besondre Notenschrift für die Geberden liefert, und in einem deutschen Auszuge, Lpz. bei Baumgärtner 1818, 8. erschienen ist. Ueber die Mimik des Redners (s. d. Art. Beredtsamkeit) gibt es mehrere Schriften, z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredtsamkeit, Hamb. 1792. T.

Mimische Darstellungen nennt man insbesondre die mimischen Stellungen (s. Attitüden) und Handlungen und die tableaux vivans, welche in neuer Zeit sich vielen Beifall erworben haben.

Mimosa Sensitiva (mimosa pudica L.), eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Leguminosen, deren Stämme in Aeste sich verbreiten, welche mit Härchen besetzt sind, 15—20 Paar längliche Blättchen stehen federförmig an einem Stiele. Die Blumen sind hellroth und sehr klein. Die Pflanze ist in Brasilien und andern Aequatorialländern von Amerika zu Hause, wird aber seit längerer Zeit bei uns ihrer merkwürdigen Eigenschaften wegen in Gärten gezogen. Bei der geringsten Berührung der Blätter nämlich ziehen sich dieselben zusammen, und kehren einige Zeit nachher in ihre frühere Stellung zurück. Die Hitze und Kälte, der Wind, der Dampf des kochenden Wassers, des brennenden Schwefels, flüchtiger Dinge (z. B. der Naphthen) veranlassen dieselbe Erscheinung, welche in der Pflanzenwelt einzig und allein an der Sensitiva, welche daher diesen Namen bekommen hat, vorkommt. Den nächsten Grund dieser Contractilität und die Theile der Pflanzen, in welchen sie ihren Sitz hat, kennt man nicht.

Minden, ein vormaliges Bisthum im westphälischen Kreise, welches im westphälischen Frieden 1648 säcularisirt wurde und als ein Fürstenthum an Kurbrandenburg kam, wurde 1814 von Preußen wieder in Besitz genommen und zu der neugebildeten Provinz Westphalen geschlagen, und bildet jetzt nebst Paderborn, Corvey, Ravensberg, Rietberg, dem osnabrück'schen Amte Reckeberg, Rheda und Gütersloh einen von den drei Regierungsbezirken der Provinz Westphalen, welcher von der Hauptstadt Minden den Namen führt, 93 □ M. mit 335,000 Einw. enthält und in 12 Kreise getheilt ist. Die Hauptstadt Minden ist jetzt wieder befestigt, und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt, und wodurch die bekannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof; die Häuser sind größtentheils massiv und altmodisch gebaut. Man zählt hier 6 Kirchen, 1150 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Die Domkirche zeichnet sich unter den hiesigen Kirchen durch ihre Größe und solide Bauart aus. Minden ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Gymnasiums und eines Schullehrerseminariums. Die Einwohner unterhalten außer dem ansehnlichen Ackerbau, mehrere Fabriken, worunter besonders die Zuckersiederei beträchtlich ist, viele Branntweinbrennereien und einen beträchtlichen Handel und Schiffahrt auf der Weser. Am 1. Aug. 1759 erfocht bei dieser Stadt Prinz Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen unter Contades den entschiedensten Sieg, und die Franzosen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weshalb er auch von einem Kriegsgerichte für dienstunfähig erklärt wurde.

Mine ($\mu\nu\tilde{\alpha}$) betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Rthlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen $69\frac{1}{3}$ Aß.

Mine, Minirkunst. Unter einer Mine versteht man überhaupt einen in die Erde gegrabnen und mit Pulver gefüllten Kasten, um die darüber befindliche Erde und alles, was darauf ist, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft sprengen zu können; dann auch den Gang oder Keller, in welchen dieser Kasten eingesetzt wird. Sobald der Kasten nicht tiefer als ungefähr 10—12 Fuß in die Erde eingegraben ist, heißen solche Minen Flatterminen, und werden in der Feldbefestigungskunst gebraucht. Die Minen einer Festung heißen Contre- oder Gegenminen, die gemeiniglich in einem Minengang (Gallerie) bestehen, welche unter dem bedeckten Wege am äußersten Rande des Grabens fortläuft und Gallerie-Maggistrale heißt. Von dieser gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minenäste oder Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anstalten des Feindes in seinen Angriffsminen zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kasten heißt der Pulverkasten, und das Loch, welches gegraben werden muß, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, heißt der Brunnen, neben dem zur Seite ein Loch für den Pulverkasten gemacht wird, welches der Minenofen oder die Minenkammer heißt. Diejenige Linie, welche aus dem Mittelpunkte des Pulverkastens senkrecht gegen die nächste Oberfläche, gegen die das Pulver seine Wirkung äußern soll, gezogen wird, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkasten aus eine Pulverleitung in einen Schlauch von Leinwand, Leder u. s. w. (Zündwurst), oder in einer hölzernen Rinne (Leitkasten) bis zu einem sichern Orte zum Minengange hingeführt werden, wo man vom Feinde ungesehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine springt oder spielt, so entsteht durch den büschelförmigen Auswurf aus der Erde die Erdgarbe oder Minengarbe, ein Loch, der Trichter, dessen obere Seite sein Durchmesser genannt wird, dessen Größe von der Stärke der Pulverladung (Minenladung) abhängt, die für den gewöhnlichen Feldgebrauch durch die Regel bestimmt werden kann, daß man die in Füßen ausgedrückte kürzeste Widerstandslinie auf den Würfel erhebt und diese Cubikzahl durch 10 dividirt, worauf der Quotient die Pulverladung in Pfunden ausgedrückt gibt. Wenn das Pulver so tief in die Erde eingegraben wird, daß sich die Wirkung desselben, wenn es entzündet wird, nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann: so entsteht in der Erde eine kugelförmige Gestalt, in welcher alle Erdtheile erschüttert, und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verschüttet werden, welche kugelförmige Gestalt die Wirkungssphäre heißt, und von ihrem Erfinder Belidor Globe de Compression genannt wurde, welchen Namen man aber heutiges Tages mehr für die sehr stark geladnen Minen des Belagerers einer Festung gebraucht, um die Contreminen zu zerstören. Durch Versuche, die von Belidor in den Jahren 1725, 1732 und 1753 angestellt und von dem preußischen Major le Fevre 1754 wiederholt wurden, ist es erwiesen, daß das Pulver seine Wirkung bis auf die dreibis viermalige Länge der kürzesten Widerstandslinie rund umher zeigen könne, und daß bei einer so starken Ladung, daß die Wirkung des entzündeten Pulvers sich zu Tage zeigt, der Durchmesser des Trichters $5\frac{1}{2}$ Mal so groß werden könne, als die kürzeste Widerstandslinie, während man vor Belidor's Zeiten ihn nicht größer als

das Doppelte derselben zu machen wußte, welche Minen jetzt Flatterminen heißen. Tafeln für die zu einem Trichter von gegebner Größe erfoderliche Pulverladung findet man bei Vauban und Belidor, und in andern Schriften über Minirkunst. L.

Mineralien, Mineralogie. Mineralien sind die nächsten Erzeugnisse des Erdelements, unter dem Einflusse der übrigen Elemente (des Wassers, der Luft und des Lichts oder Feuers) entstanden: starre, irdische Körper, ohne eigenthümliche Bewegung. Die Mineralien bilden zusammen nicht die ganze Masse des Erdkörpers, sondern nur dessen Rinde. Die Gesammtheit der Mineralien macht nur die Hülle des Erdkerns aus, dessen wahre Beschaffenheit man nicht durch Erfahrung ausmitteln kann, weil die Dicke seiner Hülle für die menschliche Kraft und Kunst zu groß ist, und ihrer Durchbrechung sich unüberwindliche Hindernisse entgegen stellen. Nach wissenschaftlichen Bestimmungen hat man sich den Erdkern als eine völlig gleichartige, metallähnliche Masse, oder als reines Erdelement vorzustellen, worin der Magnetismus im Großen, der Erdmagnetismus, herrscht, welche die eigenthümliche Thätigkeit des Erdelements, gleichsam das Leben des Erdkerns ist. An der Oberfläche ist der an sich gleichartige Erdkern durch den erwähnten Einfluß der höhern Elemente, durch Wechselwirkung mit ihnen in eine Mannigfaltigkeit irdischer Körper, Mineralien, auch Fossilien genannt, zerfallen. Die Gesammtheit der Mineralien bildet das Mineralreich. Dessen Bedeutung erkennt man noch deutlicher durch die Vergleichung mit den übrigen Naturreichen. Die Reiche sind große Entwickelungsstufen der Natur, wovon mithin, eben weil es Stufen sind, immer eine höher (von größerm Werthe) ist, als die andre, und eine auf die andere fußt, indem diese ihr zur Grundlage und Geburtsstätte dient. Die unterste Stufe ist das Mineralreich; denn es gehört noch zum Erdkörper selbst, ist nur seine Rinde, oder die Hülle des Erdelements, aus welchem es unmittelbar geboren ist. Im Pflanzenreich trit die Natur auf ihre zweite Stufe: die Pflanzen erheben sich, lebend und wachsend über das Erdreich, dem Licht und der Luft entgegen; das Thierreich endlich, als dritte Stufe der sich bildenden Natur, reißt sich ganz vom Erdkörper los, und bewegt sich, wachsend, lebend und empfindend, frei über der Oberfläche der Erde. Aber erst auf dem Gipfel des Thierreichs (im Menschen) wird auch der Geist frei und bildungsfähig zur Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarung, der Natur. In dieser Stufenfolge oder gesetzmäßigen Aufsteigung der Natur erkennt man also das Mineral und Mineralreich, dadurch den Zusammenhang des Ganzen in seiner wahren Bedeutung. Es ist nur Eine Natur (s. d. Art.) nur Ein Leben (man vergl. auch d. Art.); nur offenbart sich die eine Natur als Sein und als Leben auf mannichfaltigen Stufen. Im Mineral oder dessen Reiche ist das Leben noch verhüllt durch das Uebergewicht des Materiellen (Massigen) oder des Seins. Wir sind freilich gewohnt, die Mineralien todte unorganisirte Körper zu nennen, und kaum entschließt man sich, der Pflanze Leben zuzugestehen, indem man es nur im Thierreiche zu finden meint. Aber das ist Vorurtheil der gewöhnlichen Ansicht; denn Leben und Sein, wie Geist und Materie (s. d. Art. Geist) sind die beiden Seiten (man kann auch sagen, Pole) die das Wesen der Dinge ausmachen. Der sogenannte Tod des Mineralreichs kann nur gebundnes Leben sein, nicht Mangel des Lebens; wie könnte sich sonst aus ihm und aus den Elementen das Leben entwickeln? Auch ist das Leben der Elemente und Mineralien keines-

wegs ohne Aeußerung: der Magnetismus (welcher die starrsten Körper belebt), der Elektricismus, Chemismus, Galvanismus sind genugsame Zeugen davon. Die Wissenschaft, welche die Kenntniß der Mineralien oder Irden (nach Oken) nach ihren Eigenschaften, unterscheidenden Merkmalen, Bestandtheilen, nach ihrer Gestaltung und ihrem örtlichen Vorkommen zum Gegenstande hat, und sich mit der naturgemäßen Anordnung ihrer Gesammtheit (des Mineralreichs) beschäftigt, heißt Mineralogie, Oryktognosie oder Irdlehre. Eine verwandte Wissenschaft, welche aber die Kenntniß der Mineralogie voraussetzt, ist die Geognosie oder Geologie, (Gebirgs- und Felsenlehre, oder Wissenschaft vom Gesammtbau der Erdrinde), welche Einige, mit Werner, unterscheiden, Andre für identisch nehmen. Oken theilt die Mineralogie oder Irdlehre zweckmäßig in folgende sechs Zweige oder untergeordnete mineralogische Wissenschaften: I. Chemische Irdlehre (Mineralchemie, Irdstofflehre), in welcher von den Bestandtheilen der Mineralien und deren Verhältnissen die Rede ist. II. Physische Irdlehre. Hier kommen die physischen Eigenschaften der Mineralien, z. B. Härte, Schwere, Farbe, Geruch, Geschmack, Schmelzbarkeit in vergleichende Betrachtung; III. Mathematische Irdlehre (krystallographische Mineralogie, Gestaltungslehre der Mineralien). Der Drusbau (Krystallisation) ist gleichsam die Organisation der Mineralien, so wie umgekehrt der organische Bau der Pflanzen und Thiere eine Krystallisation auf höhern Stufen des Lebens genannt werden kann. IV. Geographische Erdlehre (auch mineralogische Geographie) lehrt das örtliche Vorkommen und die natürliche Gruppirung der Mineralien in der Irdrinde. V. Systematische Irdlehre. (Systematik oder Klassification des Mineralreichs). Diese beschäftigt sich mit zweckmäßiger Eintheilung und Anordnung der Mineralien. VI. Felsenlehre (Wissenschaft der Gebirgsarten). Von diesen sechs Zweigen der Mineralogie wird nun die Geologie als Ganzlehre des Planeten unterschieden, welche die Gebirge im Ganzen und nach der Lagerung, Richtung, Höhe und Tiefe ihrer Felsen u. s. w. betrachtet, mithin den Bau des Planetenleibes untersucht und wissenschaftlich bestimmt. Was nun die systematische Grundlehre (als eigentliche Oryktognosie) betrifft, so setzt sie die vier ersten Zweige der ganzen Wissenschaft, nämlich die chemische, physische, mathematische und geographische Irdlehre voraus, und verhält sich zu diesen Zweigen, wie deren Blüthe, die sich aus ihnen entwickelt hat. Unter allen frühern Versuchen, die Mineralogie systematisch zu bearbeiten, d. h., ein System des Mineralreichs darzustellen, hat sich die werner'sche Eintheilung am meisten behauptet, ohne Zweifel, weil sie der Natur (dem natürlichen System) am nächsten kam. Aber alle künstlichen Systeme sind einseitig, weil sie die Eintheilungsgründe willkürlich von einzelnen Merkmalen und Bestimmungen hernehmen, und sich insofern von der Natur entfernen, welche allseitig aufgefaßt sein will. Solcher Systeme des Mineralreichs gibt es mehrere, aber folgende drei sind die bekanntesten und fanden die meisten Anhänger: 1) das System der äußern (physischen) Kennzeichen beginnt mit Wallenius und erreichte durch Werner seine Ausbildung; 2) das chemische System, welches mit Cronstädt begann und durch den Engländer Kirwan ausgebildet wurde (indem hier, mit Vernachlässigung der äußern Kennzeichen, die Eintheilung der Mineralien nach dem Verhältniß der chemischen Bestandtheile bestimmt wurde); 3) das krystallographische oder mathematische System verdankt seinen Ursprung dem französischen Naturforscher

Hauy, und seine Benennung zeigt schon an, daß die Eintheilung hier von dem Dasein und dem Mangel einer bestimmten Krystallisation und deren Beschaffenheit abhängig gemacht ist, so daß man bei der Klassification der Mineralien ausschließlich auf die Formenverhältnisse der Krystalle, auf das innere Gefüge (Structur, Gewebe) und daher auch auf den Bruch Rücksicht nimt und darnach die Kennzeichen bestimmt. Unter diesen drei Systemen (welche aber selten rein angewendet werden) verdient das der äußern Kennzeichen, als das brauchbarste, für die Anschauung geeignetste, den Vorzug, besonders wenn dabei die chemischen und krystallographischen (besser krystallotomischen) Kennzeichen mit zu Hülfe genommen werden. Dagegen ist das rein chemische das allerunbequemste und unvollkommenste; denn die Chemie kann nur Hülfswissenschaft für die Mineralogie sein, und das sogenannte chemische Mineralsystem würde in seiner Reinheit nichts anders als Mineralchemie sein, welche selbst aber zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung einer andern, auf bessern Gründen ruhenden Klassifikation des Mineralreichs bedarf. Einseitigkeit also und Willkür hinsichtlich der Wahl einzelner Kennzeichen zur Grundlegung der Klassifikation ist der Charakter aller künstlichen Systeme; allseitig kann nur ein System sein, dasjenige nämlich, welches mit der Natur, in allen Hauptpunkten wenigstens, zusammentrifft (congruirt), indem es den Gesammtcharakter der Mineralien zum Eintheilungsgrunde nimt, und daher das natürliche (im Gegensatz der künstlichen Systeme) genannt wird. Dieses System (für alle Reiche oder deren Wissenschaften) zu finden, ist die große Aufgabe der Naturforscher, deren vollständige Lösung nicht Sache eines Einzelnen, sondern Aller ist, welche Talent haben, dazu beizutragen. Das Verdienst, die ersten Grundlinien zum wahren Natursystem gezogen zu haben, gebührt Oken, dessen Lehrbuch der Naturphilosophie diese Grundlinien in philosophischer Darstellung enthält, während er in seinen Lehrbüchern der Naturgeschichte (Leipzig, bei Reclam), dessen erster Theil die Minerologie enthält, auch die nähere systematische Ausführung in historischer Darstellung versucht hat. Die Gründe, worauf, nach ihm vorerst im Allgemeinen, das System der Mineralogie beruht, sind folgende: Da, nach einem allgemeinen und göttlichen Gesetz, in der Natur alles in stufengemäßer Entwickelung aus einander hervorgeht, indem das Höhere aus dem Niedern sich entwickelt, und dieses sich zu jenem als das Vorbild zu seinem höhern Ebenbild verhält: so sind, nach dem gleichen Naturgesetz, auch die organischen Dinge unter dem zeugenden Einfluß der Sonne, ursprünglich aus dem Planeten geborne, und gleichsam seine Kinder. Der Planet muß also selbst organisch sein, und sein organischer Bau und der des thierischen Körpers z. B. müssen einander entsprechen. Das vollkommenste Individuum, der Mensch ist ein Ganzes nur durch verschiedenartige Theile. Die Theile sind wieder zweierlei, entweder einfache, wie Nerven, Gefäße (z. B. Adern), Knochen, Muskeln, welche man anatomische Systeme zu nennen pflegt, oder aus diesen zusammengesetzte, als Lunge, Arm, Auge, Ohr, welche Organe heißen; diese machen durch ihre Aneinandersetzung und stattliche Verbindung den Leib aus. Die organischen Systeme sind aus Urformen zusammengesetzt, wie die Drusen (Krystalle), welche (Urformen) bald Zellen (Zellgeweb) bald Kugeln (Bestandform der Knochen), bald Fasern (Fleisch), bald Punkte (Nerv) sind. Diese vier Urformen entsprechen den Urdrusen (Kerngestalten der Krystalle), und also dem Tetraeder, dem Prisma und dem Pfeiler, wozu wol noch

das Oktaeder als das vierte kommen kann; das Tetraeder ist der Punkt, das Prisma die Faser, das Oktaeder die Kugel, der Pfeiler die Zelle. Dies auf's Irdreich angewandt, gibt folgende Stufen: 1) Urdruse, entsprechend dem organischen Grundgeweb. 2) Druse, den organischen Systemen; die einfachen Irden sind also organische Systeme (des Erdkörpers). 3) Den thierischen Organen müssen irdige Organe entsprechen, also Zusammensetzungen aus den Irden, welches Berge, Gebirgsarten, Felsen sind. 4) Der thierische Leib ist endlich aus seinen Organen zusammengesetzt, so muß die Zusammensetzung der Gebirgsarten einen irdigen Leib hervorbringen, welches der Planet (oder dessen Organisation) ist. Die Irdlehre zerfällt also in vier Lehren; 1) in die Lehre von den Urbestandtheilen des Planetenleibes, Bestandtheillehre (chemische und mathematische Irdlehre); 2) in die Lehre von den Systemen des Planetenleibes, oder den (einfachen) Irden, Stücklehre (als eigentlich systematischer Theil der Irdlehre); 3) in die Lehre von den Organen des Planetenleibes oder den Felsen, Theillehre (Geognosie in engerm Sinne); 4) in die Lehre von dem ganzen Leib des Planeten oder vom Planeten selbst, Ganzlehre des irdigen Leibes (Geologie). — Diese Eintheilung der Mineralogie oder Irdlehre im umfassendsten Sinne in besondere Lehren oder Wissenschaften beruht sonach auf wissenschaftlichen Gründen und ist daher keineswegs willkürlich. Dasselbe findet bei der Stücklehre (nach dem natürlichen oder genetischen System), bei der systematischen Mineralogie in engerm Sinne Statt. Die Mineralien (Irden) sind, wie früher erwähnt wurde, aus dem Erdelement und dessen Wechselwirkung mit den übrigen Elementen, durch Assimilation (Verähnlichung) oder Vereinigung hervorgegangen. Denn die Elemente sind die Uranfänge aller Naturkörper und diejenige Stufe der Natur, welche dem Mineralreich zunächst vorhergeht, also gleichsam die nächsten Vorfahren der Mineralien. Diese müssen daher auch die Spuren ihrer Abkunft, die Abzeichen ihrer Erzeuger oder Eltern an sich tragen, und je nachdem bei ihrer Entstehung bald das eine, bald das andre Element, hier z. B. die Luft, dort das Wasser überwiegend auf das Element eingewirkt hat, während an andern Orten das Erdelement dem Einfluß der andern Elemente kräftiger widerstanden hat, werden die Mineralien verschiedne Verwandtschaften zeigen. So sind z. B. die Salze unter den Irden Verwandte des Wassers, denn sie verdanken ihren Ursprung der Einwirkung des Wassers auf das Erdelement, und verrathen ihre Verwandtschaft durch ihre Auflöslichkeit (Lösbarkeit) im Wasser. Es gibt daher im Mineralreich vier Hauptunterschiede oder Klassen, weil es vier Elemente gibt, welchem das ganze Reich sein Dasein verdankt. Die Klassen werden durch die Elemente bestimmt; es sind (nach Oken) folgende: 1) Ird-Irden (Erden), 2) Wasser-Irden (Salze), 3) Luft-Irden (Brenze, Inflammabilien), 4) Feuer-Irden (Erze). Es sind also die werner'schen vier Klassen, aber durch Oken sind sie als natürliche Klassen nachgewiesen, indem er gezeigt hat, daß die Elemente den Eintheilungsgrund enthalten, wobei alle Willkür wegfällt. Werner traf bei der Klassenbestimmung nur zufällig mit der Natur zusammen; daher reicht auch die weitere Ausführung des natürlichen Systems von dem werner'schen sehr ab, wie nachher gezeigt werden soll. Die Kennzeichen der Klassen beweisen ihre Naturgemäßheit (Natürlichkeit): Die Ird-Irden sind allein oder vorzugsweise mit dem Erdelement verwandt, „sie widerstehen dem Wasser, der Luft und dem Feuer: sind daher unauflöslich, unentzündlich, unschmelzbar

(nämlich im gewöhnlichen Feuer). Dieses sind daher die eigentlichen Irden. Die Wasser-Irden sind auflöslich im Wasser, Salze. Die Luft-Erden sind idio- (selbstständig) elektrisch, wie die Luft (s. d. Art. **Elemente, physische**), entzündlich, d. h. auflöslich in Luft durch die Flamme (welche die Erscheinung elektrischer Ausgleichung ist), also luftverwandt, Brenze (Inflammabilien). Die Feuer-Irden sind unauflöslich, unentzündlich, aber schmelzbar (lösbar in Wärme oder Feuer), mithin feuerverwandt, Erze. Bei der fernern Erzeugung der Mineralien treten nun theils die vier Klassen mit einander selbst in Wechselwirkung, wodurch neue Unterschiede innerhalb der Klassen entstehen, theils haben die Elemente ferner Einfluß auf eine Klasse von Irden und erzeugen so neue Verschiedenheiten und Verwandtschaften, nach welchen die Ordnungen jeder Klasse natürlich bestimmt werden können. Hiervon noch ein Beispiel: Die Erden theilen sich wieder nach den 4 Klassen in 4 Ordnungen, weil sie sich nach der einen oder andern Klasse hinneigen müssen, indem nichts anders weiter von ihnen da ist, von dem sie Eigenschaften annehmen könnten. Die Erden sind nun entweder ganz selbstständig, oder sie haben Salznatur, oder Brenznatur, oder Erznatur, und es gibt mithin: I. Ordnung, Erd-Erden; II. Ordnung, Salz-Erden; III. Ordnung, Brenz-Erden: IV. Ordnung, Erz-Erden. Die Erd-Erden widerstehen nicht bloß den Elementen, sondern auch den andern Erden; sie sind auch durch Säuren (welche den Salzen angehören) unauflösbar, unverbrennlich und völlig unschmelzbar. Solche Erden heißen Kiese. Die Salz-Erden werden von den Salzen oder den Säuren überwältigt, sind schmelzbar, zerfallen in der Feuchtigkeit, und zeigen dann ihre Verwandtschaft mit dem Wasser, indem sie sich kneten lassen. Solche Erden heißen Thone. Die Brenz-Erden werden gleichfalls durch Säuren aufgelöst, verwittern an der Luft zu glatten Blättchen, und schmelzen im Feuer, haben aber keine Verwandtschaft zum Wasser und lassen sich nicht kneten. Solche Erden heißen Talke. Die Erz-Erden endlich sind völlig auflöslich in Säuren, verwittern an der Luft, sind sogar zersetzbar durch das Feuer und werden ätzend. Solche Erden heißen Kalke. Ueber die weitere Entwickelung und Ausführung des Systems muß man sich aus dem angeführten Werke selbst belehren. Auch findet man es in kürzerer Darstellung in Oken's Naturgeschichte für Schulen; mit Kupfern; Leipzig, bei Brockhaus, 1821. Abgesehen von dem natürlichen System, haben sich in neuer und neuester Zeit viele, zum Theil sehr angesehene deutsche Schriftsteller, namentlich Batsch, Hoffmann, Mohs, Hausmann, Steffens, Karsten, Struve, Reuß, Brunner u. A. durch mehr oder weniger gelungne Werke über die Mineralogie Verdienste erworben.

Mineralwasser (oder mineralische Wasser), Quellen, in deren Wasser Gasarten oder mineralische Theile aufgelöst sind. Unter den Gasarten, welche solche Mineralwässer enthalten, sind die vorzüglichsten: das Kohlenstoffgas oder die sogenannte Luftsäure, fixe Luft, und das geschwefelte Wasserstoffgas, oder Hydrothionsäure (s. d. Art. **Gasarten**). Unter den Mineralien, die man in diesen Wässern aufgelöst findet, sind die vorzüglichsten: Kalkerde, Bittersalzerde (Magnesie), Thonerde, schwefelsaurer Kalk (Gyps), salzsaurer Kalk, kohlensaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkstein), schwefelsaure Magnesie (Bittersalz), salzsaures Mineralalkali (Kochsalz), schwefelsaures Mineralalkali (Glaubersalz), salpetersaures vegetabilisches Laugensalz (Salpeter), Eisen, meistens in Kohlensäure aufgelöst,

auch schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol). Da das Wasser schon bloß für sich auflösende Eigenschaft hat, so findet man selten ein Quellwasser, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in sich aufgelöst erhielte. Deswegen macht man schon im gemeinen Leben einen Unterschied zwischen hartem und weichem Wasser. In dem erstern ist eine ansehnliche Menge erdiger Stoffe, meistens Kalkerde, in Kohlensäure aufgelöst, vorhanden, wovon das Wasser einen salzigen, erdigen Geschmack enthält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirksamer ist, zum Waschen untauglich wird, da es die Seife schwer auflöst, zum Theil zersetzt, so daß die Fettflocken sich absondern. Hülsenfrüchte kochen darin nicht weich, weil während des Kochens das flüchtige Auflösungsmittel (die Luftsäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwischenräumchen der darin gekochten Erbsen u. s. w., verstopfen. An den Wänden der Geschirre setzen sie sich an, und machen den sogenannten Wasserstein. Durch das Kochen selbst wird also hartes Wasser schon reiner, aber man kann es auch durch Zusatz von Alkali oder Lauge verbessern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Wasser nennt man solches, das wenige oder gar keine solcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwasser, Flußwasser. Wenn von den oben genannten Bestandtheilen einige in so beträchtlicher Menge sich in dem Wasser aufgelöst befinden, daß es davon einen sehr merklichen Geschmack enthält, dann erst belegt man es mit dem Namen Mineralwasser, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilsame Wirkungen auf den menschlichen Körper zeigt, Gesundbrunnen. (S. d. Art.) H.

Mineralwasser (künstliche). Seitdem die neue Chemie den Weg zur gründlichen Untersuchung der Mineral-Körper gebahnt hatte, und die Bestandtheile der Mineralwässer mehr oder weniger genau ausgemittelt worden waren, hat man sich mannichfaltig an der Nachbildung der letztern versucht. Die Resultate dieser Bemühungen sind jedoch wenig befriedigend ausgefallen, betrachte man sie von Seiten der Aehnlichkeit der äußern Kennzeichen, welche die Nachbildungen mit den Originalen haben sollten, oder von Seiten der Heilkräfte auf den kranken Körper, welche die natürlichen Quellen auszeichneten. Diese unvollkommnen Erfolge haben allmälig eine ungünstige Meinung über künstliche Mineralwässer verbreitet und häufig den Glauben veranlaßt, daß das Wirkende in den Mineralwässern etwas andres und höherer Art sei, als was bei dem dermaligen Standpunkte der Chemie und der Physik sich auffassen und wägbar darstellen lasse. Die Wichtigkeit des Gegenstandes hätte es jedoch verdient, die Gründe einer solchen Annahme vorher ernster zu prüfen, und vor allen zu untersuchen, ob das, was man künstliche Mineralwässer nannte, auch wirklich verdiene, mit dem Erzeugnissen der Natur verglichen zu werden. Wie wenig jedoch diese Kunsterzeugnisse geeignet waren, sich mit der Natur zu messen, wird selbst aus einer flüchtigen Darstellung der Ansichten hervorgehen, die der Verfertigung künstlicher Mineralwässer zum Grunde lagen. Die höchste Aufgabe dabei konnte sein: die Bestandtheile der Wässer in dem Mengenverhältnisse und in derselben Verbindung darzustellen, wie sie die chemische Analyse ausgemittelt hatte. Die Resultate derselben hielt man für, in dem umgesetzten Wasser befindlich gewesene Educte; von ihnen nahm man den Maßstab her zur Beurtheilung der Heilkräfte eines Wassers. Darum hielt man fast durchgängig die kohlensaure Kalk- und Talkerde für Zugaben, die in ihrem Einflusse auf den Körper wenig zu beachten seien; die Kiesel-

erde galt für etwas ganz Indifferentes; das nämliche Schicksal hatten Metalloxydule, wenn ihre Mengen höchst gering waren, und die Wasserfabrikanten fanden sich um so geneigter, diese Ansicht geltend zu erhalten, je schwieriger es war, ja bei vielen Wässern unmöglich, bei den bisherigen Verfahrungsarten und Hülfsmitteln die erwähnten schwer löslichen Körper in denselben Gewichtsverhältnissen den Wässern einzuverleiben, welche die Untersuchung als vorhanden bestätigt hatte. Diejenigen, die von Kalk und Talk ihren Producten ein willkürliches Maß zugegeben hatten, glaubten schon überflüssige Beweise ihrer Sorgsamkeit gegeben zu haben. Das höchste Streben war, den kalten Mineralwässern ein tüchtiges Maß Kohlensäure zuzutheilen; denn an eine volle Nachbildung der warmen Wässer hatte man sich theils gar nicht gewagt, oder die Verfahrungsarten waren so roh, daß es kaum nöthig ist, sie zu erwähnen. Uebrigens war man unbekümmert, ob die mit einem Wasser verbundnen Gasarten mit demselben in inniger oder sehr lockerer Verbindung waren, und die Beobachtungen der Aerzte über die Verschiedenheit der Mineralquellen in diesem Bezuge gingen für die Nachbildung verloren. Die Mängel dieser Methode und der Ansichten, auf welche sie sich stützte, waren zu auffallend, um nicht von einer Verbesserung derselben auch mehr Gleichheit der Wirkungen der Kunstproducte auf den organischen Körper mit denen der Natur hoffen zu können. Es war klar, daß die Verbindungen, welche die Analyse als in dem Wasser vorhanden angab, nur Producte der Art der chemischen Behandlung waren. Eine andre Methode der Untersuchung gab sehr häufig auch andre Verbindungen der Kalien und Erdarten, und der Streit über Salze, die gleichzeitig in den Wässern bestehen könnten oder nicht, war in den mehrsten Fällen zwecklos. Die Bestandtheile konnten in den Wässern entweder zu einzelnen Verbindungen zusammengegangen, also nur neben einander gelagert gedacht werden; oder sie waren zu einer Gesammtverbindung oder zu mehrern dergleichen vereinigt. Genauere Untersuchungen haben die erste Annahme als unstatthaft in den mehrsten Mineralwässern gezeigt, besonders wenn die Zahl ihrer einzelnen Bestandtheile vielfacher und das Mengenverhältniß derselben größer, als gewöhnlich war. Directe Beweise gibt der von den natürlichen Wässern so sehr abweichende Geschmack mancher künstlichen, die auf dem einfachen Wege der Mischung, ohne Zuziehung andrer Hülfsmittel, bereitet werden. Für das Zusammentreten der Bestandtheile zu componirten Verbindungen sprechen die Niederschläge, die sich aus manchen natürlichen und den ihnen treu nachgebildeten künstlichen Wässern bald schneller, bald nach Jahren allmälig bilden, ohngeachtet die Summe der Lösungsmittel für ihre Erhaltung in flüssigem Zustande mehr, als hingereicht hätte. Eine Analogie für diese Annahme geben die Mineralkörper, deren einzelne Bestandtheile zur homogenen Gesammtverbindung sich verschmolzen haben. Da sich jedoch diese flüssigen Verbindungen direct nicht darstellen lassen, und ihr Bestehen nur aus einer Menge andrer Erscheinungen gefolgert werden kann; so kam es darauf an, die Bedingungen, unter denen sie sich bilden, möglichst aufzusuchen. Ich führe als solche das Zusammentreten der Bestandtheile unter bestimmten und gemessnen Druckgrößen, die Ausschließung des Einflusses der Atmosphäre und eine bestimmte Reihenfolge an, in welcher den Bestandtheilen die Einwirkung auf einander gestattet wird*). Zur Erreichung dieser Bedingun-

*) Von ihnen hängt zugleich die Innigkeit der Verbindung der Gasarten,

gen sind seit einigen Jahren durch Herrn D. Struve in Dresden mannichfaltige Apparate geschaffen, verändert und verbessert worden. Und so hat sich allmälig eine Anstalt gebildet, die in zwei wesentlich verschiedne Abtheilungen zerfällt. Die Aufgabe der einen ist, mit einer gegebnen Menge reinem Wasser alle die Bestandtheile, keinen ausgeschlossen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie sie die Prüfung auf chemischem Wege und die Vergleichung der natürlichen Wässer mit den künstlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzeichen gelungner Erfolge genügt hierbei nicht bloß die Darstellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemische Untersuchung in den natürlichen Wässern findet; Geschmack und Geruch müssen auf gleiche Weise übereinstimmen; die Art, wie die Gasarten sich entfernen, ob langsam oder schnell, in großen Blasen und stürmisch oder in kleinen Bläschen und längere Zeit hindurch dauernd, die Zeit und Reihenverhältnisse, in welchen sich Eisen, Kalk, Talk in Verbindung mit Kieselerde oder ohne dieselbe allmälig aus der Verbindung trennen, müssen die gleichen sein. Da jedoch ein Mineralwasser in der geöffneten Flasche sich um so mehr von seiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher an Bestandtheilen, Gas und Erdarten, und je mehr die Flasche geleert ist, so bedurfte es noch einer zweiten Anstalt, das, was in der Bereitungsanstalt gewonnen worden, bis zu dem Augenblicke zu sichern und zu erhalten, wo der Patient sich den Becher füllen läßt. Diese Aufgabe löst die zweite Abtheilung, die Erhaltungs- und Schenkanstalt. Sie vertrit das, was in der Natur durch die ununterbrochne Erneuerung der Quellen durch stetes Zuströmen neuer Massen bewirkt wird; durch sie ist es namentlich gelungen, den so leicht zerstörbaren Charakter der warmen und heißen Wässer bis zum Augenblicke ihres Genusses in seiner Vollkommenheit zu erhalten. Die Wirkung der in der struve'schen Anstalt bereiteten und getrunknen künstlichen Mineralwässer ist oft überraschend wohlthätig und im Ganzen der der natürlichen gleich. Darum hat auch die struve'sche Anstalt nicht nur in ihrem Geburtsorte (Dresden) sehr viel Theilnahme gefunden, sondern ist auch im Jahre 1822 nach Leipzig verpflanzt worden, wo sie fleißig und mit dem größten Erfolge besucht wurde. Gegenwärtig (1823) werden, wie man hört, auch in andern großen Städten (Berlin, London u. a.) unter der Leitung und auf Kosten des ersten Unternehmers ähnliche Anstalten errichtet.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten des Olymps eine der vorzüglichsten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich zur ersten Genossin die Metis, eine Tochter des Okeanos. Ein Orakelspruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweissagt, daß Metis zuerst eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrschaft zu entreißen bestimmt sei. Diesem Schicksale zu entgehen, suchte er sich ihrer mit List und Schmeichelei zu bemächtigen, und verschlang sie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er sich vom Vulkan mit einer scharfen Axt den Kopf spalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüstung heraussprang. Sie tanzte mit kriegerischem Muthe daher, schwang ihren Speer, und schlug damit auf den tönenden Schild, als ob sie sich zum Angriff eines Fein-

die Art, wie sie aus dem Wasser sich losreißen, und die Dauer der durch derselben bewirkten Verbindungen die Erdarten und Metalle ab.

des bereite. Als weise Kriegerin, im Gegensatz von dem wilden, blutdürstigen, rohen Mars, trit sie zuerst in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenschlachten besiegte sie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Herkules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegasus zähmen und die Chimära besiegen, begleitet Perseus auf seinem Zuge gegen die Gorgonen, schenkt dem Tydeus Unsterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, schütz dessen Gattin und geleitet seinen Sohn in der Gestalt Mentors. Eben so begünstigt sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: sie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erscheint sie aber auch als Beschützerin der Künste des Friedens, und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel, die malerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und so wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen. Daher steht auch eine geschickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf sie sich nicht stolz erheben, wie Arachne (s. d. A.). Von den bloß weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beschäftigungen der Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische und der bildende stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Denker, wie der Redner und Dichter; und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche Päoina, Higieia genannt. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letztrer jedoch nur, in so fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas in Erfüllung (s. d. Art.). Die Liebe verschmähend, weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete. Mit diesem Charakter des reinen, kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Kalter Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist untheilnehmender Ueberlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erscheint sie völlig gerüstet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein stolzer Mähnenbusch herabwallt, gepanzert mit dem Harnisch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorsteherin der friedlichen Kunstfertigkeit aber erscheint sie in der Tracht griechischer Matronen. Zu den Kennzeichen der Göttin gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argolische Schild von runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwerk gehört die Eule (auf Münzen auch der Hahn), um die Wachsamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Gesundheit füttert sie aus der Schale den Drachen, und der Oelzweig ist das Symbol der friedlichen Verkehrs, der durch sie gedeiht. Ein besondrer athenischer Mythus sagt, daß, als einst Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen

stritten, die Götter den Streit dahin entschieden, sie solle nach dessen Namen genannt werden, der den Menschen das nützlichste Geschenk hervorbringen würde. Neptun schlug mit seinem Dreizack in die Erde und es sprang das kriegerische Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, sproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geschenk ward für das heilsamste erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attika besonders aber Athen ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele Tempel. Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von dem Händen keuscher Jungfrauen geschah. Die Römer verehrten sie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona) später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Ihr war nebst Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht, und ihr Fest wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von ursprünglich deutschen Aeltern geboren. Ihr Vater, der in österreichischen Militärdiensten stand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, sich nach Schlesien zu begeben, und nahm sie dahin mit. Nach seinem Tode that ihr Oheim sie zu den Ursulinerinnen. Die Musik, die man hier zuweilen gab, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Aebtissin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen könnte. Die Aebtissin willfahrte ihr endlich, und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweisung in den ersten Anfangsgründen der Musik. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete sie sich gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem schon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehn. Porpora, der damals in des Königs Diensten war, empfahl sie auf das Angelegentlichste, und verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Er selbst beschäftigte sich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Faustina und Hasse waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten sich aber, nachdem Madame Mingotti sich das erstemal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eifersucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete sich bald durch Europa, so daß sie nach Neapel eingeladen wurde, um daselbst auf dem großen Operntheater zu singen. Sie fand hier den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand sie Hasse an der Spitze der Kapelle. Dieser war eben mit der Composition der Oper Demofonte (1748) beschäftigt, und setzte eigens für die Mingotti das Adagio: Se tutti i mali miei, bloß mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwannigen Fehler im Gesang desto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallstrick wohl wahrnehmend, löste alle Schwierigkeiten so vollkommen, daß ihre Feinde und selbst Faustina verstummten. 1751 ging sie nach Spanien, wo sie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli sang. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während dessen sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte sie Paris und London, um auch hier ihr Talent bewundern zu lassen. Darauf bereiste sie Italien. So lange

der König August lebte, hörte sie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach seinem Tode 1763 aber ließ sie sich in München nieder, woselbst sie als Hofsängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehrere neuere Sprachen, verstand viel Musik, und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Miniaturmalerei, diejenige Art der Wassermalerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinselspitze aufträgt, welches punktiren (pointiller) heißt. Sie unterscheidet sich von den andern Arten der Malerei dadurch, daß sie weit feiner ist, und mithin in der Nähe gesehen werden muß, und daß sie daher im Kleinen, meistentheils auf Pergament und Elfenbein angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man spart den Grund des Pergaments oder Papiers zu den höchsten Lichtern auf, einige brauchen aus diesem Grunde sogar kein Weiß. Die besten Farben dazu sind die, welche am wenigsten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke ꝛc., welche man, um sie sehr fein zu haben, in vielem Wasser auflöst, dann abgießt und trocknen läßt. Diese Art der Malerei erfodert übrigens, wegen der feinen Punkte, aus denen sie besteht, und welche so reinlich neben einander gesetzt werden müssen, daß sie verrieben und gleichsam mit einander vereinigt scheinen, die meiste Zeit. Miniaturmalereien kommen schon aus dem neunten und zehnten Jahrh. als Verzierungen der Handschriften in Italien und Frankreich vor. (S. Rive Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscripts. Paris 1782). Ueberhaupt war diese Malerei eine Beschäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, so erhielten diese den Namen illuminatores oder miniatores, weil man sich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieser Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst und durch das Emporkommen der Kupferstecherkunst in Verfall. In der neuern Zeit hat man sie vorzüglich zum Porträt angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern Zeit: waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Westermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretischen Schriften gehören: Violet's Anweisung zur Miniaturmalerei, aus dem Franz. Hof, 1793, und d'Arotais de Montany's Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen, aus dem Franz., Straßburg, 1769. 8.

Minimen, oder mindeste Brüder des heiligen Franziscus à Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15. Jahrh. gestifteter Mönchsorden, der sich seit 1493 in allen Ländern ansiedelte, und späterhin, namentlich in Frankreich, auch einige Frauenklöster hatte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten die Minimen ihrem strengen Fasten, da sie nichts, als Brot, Früchte und Wasser genießen dürfen. Ihre Kleidung ist schwarz und, wie bei den Franziskanern, mit Leibriemen und Geißeln versehen; ihr Leben ist ganz der stillen Andacht gewidmet. Sie gehörten zu den Bettelorden, und hatten es im 18. Jahrh. auf 450 Klöster in 30 Provinzen gebracht. Im Herbst 1815 wurde ihnen ihr, im Neapolitanischen (wo sie Paolotti heißen) gelegnes Stammkloster von Ferdinand IV. wieder geschenkt. (Vergl. d. Art. Franz von Paula). E.

Minister, Ministerium. Mit dem Worte Minister bezeichnen wir die höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten, und in den verschiednen Zweigen der Verwaltung die höchsten Behörden bilden, indem sie entweder einzeln jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen, und über die dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangne Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten Vorträge thun, oder gemeinschaftlich alle wichtigern, die verschiednen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen, und dem Regenten das Ergebniß ihrer Berathschlagungen vorlegen. So gibt es in den verschiednen Staaten eine mehr oder weniger starke Zahl von Ministern, je nachdem die Ausdehnung und die besondern Verhältnisse des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verschiedner Geschäfte möglich machen. In den mehresten Staaten gibt es daher einen Justizminister, einen Finanzminister, neben dem sich noch zuweilen ein eigner Minister für den öffentlichen Schatz findet, einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einen Kriegs- und, nach Beschaffenheit der Umstände, einen Seeminister, einen Minister des Innern, zuweilen auch noch einen besondren Minister des Handels, ingleichen einen besondern Minister des Cultus und einen besondern für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verschieden von dem Ministerium ist noch in einigen Staaten das Kabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Minister in Staats- und Kabinetsminister, unter welchen letztern hauptsächlich die Minister der auswärtigen Angelegenheiten verstanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminister, welche letztern, wie der Name schon angibt, in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung stehen, jedoch in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch sogenannte Staatsminister, welches aber dort nur ein Ehrentitel ist, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Auch bilden die Minister in diesem Reiche, so wie in manchem neuern Staate, kein ministerielles Collegium; sondern jeder besorgt für sich die in sein Departement einschlagenden Geschäfte und communicirt höchstens, eintretenden Falls, mit einzelnen seiner Collegen, ohne daß jedoch collegialische Berathschlagungen Statt fänden; eine Methode, der man den Vorzug schnellerer Besorgung der Geschäfte nicht absprechen kann, die aber, in andrer Rücksicht nicht ohne Nachtheil ist, indem das allgemeine Wohl der Gesammtverwaltung darunter nicht selten vernachlässigt wird. Auch ist es eine nicht zu übersehende Verschiedenheit, ob die Minister in ihren Departements nur an der Spitze besondrer Collegien als Präsidenten stehen, oder ob sie unmittelbar und unumschränkt im Bureau regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten sogenannte Principal- oder Premierminister unter verschiednen Namen, die in der Abwesenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle versehen, nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz führen können und dieselben controliren. Den Namen Ministerium führt endlich auch noch das geistliche Consistorium, so wie die Gesammtheit der Geistlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Ministerialparthei. Mit diesem Namen wird in England und in andern Ländern, welche sich repräsentativer Verfassungen erfreuen, die politische Partei genannt, welche im Parlament oder in den Kammern die Maßregeln der Minister vorzüglich begünstiget, und solche bei den Verhandlungen selbst, so wol aus dem besten Gesichtspunkt darzustellen sucht, als beim Abstimmen über alles was dem Ministerium angenehm ist und von diesem gewünscht wird, sich für dasselbe erklärt. Da ohne Stimmenmehrheit im Parlament oder in den Kammern sich in einem constitutionellen Staate kein Ministerium erhalten kann, so ist natürlich, daß das jedesmalige Ministerium sich diese Stimmenmehrheit auf alle Weise zu erwerben und zu sichern sucht. An Mitteln dazu kann es einem gewandten und geschickten Ministerium nicht fehlen. Besonders da nicht, wo die Besetzung aller öffentlichen Stellen, die im weitesten Umfang zum Staatsdienst erfoderlich sind, von der Regierung abhängt, und diese das Recht hat, darin nach Willkür Veränderungen, Ab- und Versetzungen vornehmen zu können. In England wird nicht minder wirksam das System der Verleihung von Sinecuren und der Aristocratismus der, der Regierung einmal ergebener Familien zu demselben Zwecke angewandt; die Art der Wahlen der Repräsentanten ist in Frankreich, wie in England zur Bildung einer Ministerialpartei ebenfalls gleich günstig. Dort dient dazu das Sistem des doppelten Wahlrechts das einer Anzahl der reichsten Gutsbesitzer in jedem Departement zusteht, hier das System der sogenannten, rotten boroughs (s. diesen Art. im R.) Man vergl. übrigens den Art. Oppositionspartei.

Minne. Das alte deutsche Wort Minna und Minnen ward erst überhaupt von Liebe und Freundschaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutschen Dichtern des Mittelalters eine emphatische Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geschlechtsliebe (die auch einmal vom Minnesinger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterschieden wird). Gespräche über diese Minne finden sich im Titurel, bei Veldeck, Ulr. von Lichtenstein, Howart und der Winsbekia. Eine Erklärung des Wortes Minne aus jener Zeit ist zu schön, als daß sie hier übergangen werden sollte. W. v. d. Vogelweide sagt: „Minne ist zweier Herzen Wonne, theilen sie gleich (d. i. theilen sie einander gleichmäßig diese Wonne über ihre Herzen mit), so ist die Minne da." Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, besonders der Deutschen, sehr edel gefaßt, und schon damals hat sich die Liebe bei den deutschen Dichtern viel reiner, inniger und idealischer ausgesprochen, als etwa bei den Franzosen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poëtes allemands et français, deutsch in Reinhard's Polyanthea 1807, und im vaterländischen Museum 1810). Eschelbach sagt daher, mit Recht sang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht geht vor in Allem." Uebrigens kommt bei den altdeutschen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen sie Frau Minne (von Brenneberg auch Frau Liebe genannt), so wie ihren Stern den Minnestern. F.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Größtentheils wären sie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetisch:, zwischen Krieg,

Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutschen Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oesterreich, Landgraf Hermann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Sitte (bei ihnen Hübschheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provencalischen jeux mi partis (s. Troubadours) gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen, und ihre Lieder hören zu lassen. Aber eben so viele waren auch reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten, und mit beiden abwechselnd den schönen Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrichs von Lichtenstein in seinem Frauendienst geschildertes Leben (herausgegeb. von Tieck, Tüb. 1812) statt aller Beispiele ist. Ja nicht wenig Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne selbst zärtlich zu besingen, und sich in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Gesang zu erfreuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre Ritterpoesie war, so befremdet es nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit stets, und in unerschöpflichen Variationen die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, diese Liebe der Natur, welche liebende Herzen so wunderbar sympathetisch anspricht, besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den kecken Stolz und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebensabentheuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectivsten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meist unhistorische) Zeit der besungnen Helden, sondern die des Besingenden spiegelnd, mit den lebhaftesten Farben uns vorführen. So eigenthümlich und so echter, inniger Begeisterung Kinder jener Dichter Werke sind, so haben sie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälschen (französischen) Dichtern, (Troubadouren und Trouveren) gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte gehen, und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei sind diese Lieder so mannichfaltig in Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechselung in ihren Melodien schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Natursinn, von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und

Spielleute. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die zwischen vierzehn und funfzehnhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat Rüdger Manesse, des Raths zu Zürich, im Anfange des 14. Jahrh. also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger, zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris, und Bodmer hat sie in Druck gegeben. Aus dieser manessischen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung sich die mit dem altdeutschen Idiom unbekannten Freunde altdeutscher Poesie am besten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtuug und des Grundtons jene Dichtungen doch einen verschiednen, die Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser aussprechenden Charakter haben. Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Veldeck, von welchem auch eine Bearbeitung der Aeneis nach einer französischen Uebersetzung und das Leben Herzogs Ernst von Baiern berühmt und sehr gelesen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. lebten und sangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13. Jahrh., nach dessen Ablauf sie nach und nach verstummten, gehören Conrad von Würzburg und Johann Hadloub. Unter den epischen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Eigenthümlichkeit und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Nibelungen (s. d. Art.), das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das spätere Heldenbuch umfaßt. Es hat dieses deutsche Volkssagengedicht mit dem griechischen die Ungewißheit des Urhebers gemein. Sonst haben Sagengedichte aus diesem Fabelkreise aufgestellt: Heinrich von Ofterdingen (König Laurin), Wolfram von Eschenbach (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürst der epischen Dichter im Fabelkreise von Arthur und den Pflegern des Graals ist Wolfram von Eschenbach durch seinen Titurel, Parcival und Lohengrin; an ihn schließen sich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Tristan), Wirin von Gravenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälschen Dichtern, Troubadouren und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreise Carls des Großen und seiner Pärs dichteten, ebenfalls nach französischen Mustern, Conrad Flecke (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eschenbach (Wilhelm von Oranse). So groß ist aber der epische Reichthum des Mittelalters, daß diese Gedichte, deren Verfasser wir kennen, bei weitem der kleinste Theil des ganzen Vorraths sind (s. Romantische Poesie). Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in eine romantische Begeisterung, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Ueberlegung der neuern, überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfang des 14. Jahrh. hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhellen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrhundert, von dem Adel, der auf's neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerkmäßig zu treiben wußten, und in deren

Händen sie zum wahren Handwerk wurden (s. Meistersänger). Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht diese von einem kindlichen, fast verliebten Tändeln mit der Sprache aus, sobald die Menschen sich dieser bewußt werden, und fängt so unwillkürlich, durch das Vorherrschen des Gemüths und der Phantasie, mit Poesie an; in diese Zeit der deutschen Literatur fallen die Minnesänger. Später, wenn der mündig gewordne Verstand sich das alltaugliche Werkzeug der Prosa bildet, wird über diese die Poesie fast vergessen, bis endlich eben dieser Verstand, der das Gemüth eingeschüchtert hat, nach erlangter beßrer Einsicht und gewonnenem Bewußtsein seiner Einseitigkeit, von selbst zum Gemüth zurückkehrt, und aus ihrer Vermählung eine neue Poesie erzeugt wird, die ihres Wesens, was jene frühere nicht war, sich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer strengern Kritik unterworfen ist, deren höchste Hervorbringungen aber nie auf die Art, wie die unnachahmliche Unschuld und naive Genialität jener alten, rein poetischen Zeit rühren und erquicken können. HL.

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut annehmen und seine Geschwister mit Geld absinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Ostseite von Spanien gelegnen baleariscben Inseln (s. Balearen). Sie gehört jetzt zu dem spanischen Königreiche Mallorca (Majorca). Der Flächeninhalt der Insel wird zu 15 geogr. Q.M. angegeben. Die Bevölkerung schätzt man auf 30,000 Menschen. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Wein- und Oelbau, und mit dem Handel, der, als die Insel noch unter englischer Herrschaft war, lebhaft betrieben wurde. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Kapern, Käse, Obst gibt es im Ueberfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Hauptstadt Puerto Mahon, auf der Südwestseite gelegen, hat einen guten und stark befestigten, durch das Fort St. Philipp vertheidigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. Der Besitz von Minorca hat wegen des Handels im mittelländischen Meere immer wichtig geschienen. Daher nahmen die Engländer im spanischen Erbfolgekriege (1708) sie, zwar angeblich für Carl III., in Besitz, eigentlich aber in der Absicht, sie für sich zu behalten. Sie verblieb ihnen auch im utrechter Frieden. Im J. 1756 eroberten sie die Franzosen unter Richelieu. Der englische Admiral Byng (s. d. Art.), der sie nicht entsetzt hatte, wurde deswegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 kam sie wieder an England, 1782 ward sie von den vereinigten französisch-spanischen Truppen erobert, 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden von Amiens, 1802, aber wieder zurückgegeben.

Minorennität (Minderjährigkeit), ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach römischen Rechten, sowol bei männlichen als weiblichen Personen, mit zurückgelegtem 25., nach deutschen Rechten aber schon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verschiedne Abstufungen. Bis zum 7. Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Gesetze ausnahmsweise in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18., bei dem weiblichen erst mit dem 14. Jahre eintreten lassen, so gibt diese Unterscheidung die Be-

griffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität sind im Allgemeinen, daß erstlich minorenne Personen sobald sie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu stehen, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geschäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzustehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie ohne dessen Einwilligung wol Andre sich, aber keineswegs sich Andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Gesetze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur insofern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinsicht ihrer Person verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. bei Abschluß eines Eheverlöbnisses der Fall ist. Hinwieder kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen, ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommnen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der sie verletzt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deshalb erst nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; sie müßten denn während dieser das Geschäft genehmiget, oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei dessen Abschließung sich böslicher Weise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmsweise ertheilt die höchste Staatsgewalt auf Berichtserstattung der Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25. Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21., deshalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Ueberhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos I., ein berühmter König auf der Insel Kreta, der um das Jahr 1406, vor der christl. Zeitrechnung lebte, und mit seinem Enkel gleiches Namens nicht verwechselt werden darf. Er wird als ein weiser Gesetzgeber, und als ein Mann von strenger Gerechtigkeitsliebe gepriesen. Um die Kretenser durch Einigkeit und kriegerische Gesinnungen mächtig und furchtbar zu machen, ließ er sie oft gemeinschaftliche Mahlzeiten halten, und sich anhaltend in den Waf-

sen üben. Die Fabel hat die Geschichte dieses Königs mit mancherlei Zusätzen ausgeschmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle neun Jahre seine Gesetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach seinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeakus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt. Alle drei saßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos sprach als der oberste Richter die Endurtheile. II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Kreta herrschte, hatte zur Gemahlin die Pasiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermischung den Minotaurus gebar (s. d. Art.).

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Pasiphae und eines Stiers und gibt ihm Menschengestalt mit einem Stierkopfe. Er nährte sich von Menschenfleisch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen jährlich als Tribut zu liefernden Jünglinge und Mädchen zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus, der sich unter diese Jünglinge gemischt hatte, durch Ariadne des Minos Tochter, belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athenienser von diesem blutigem Tribut befreite (s. Theseus).

Minstrels, s. Troubadour.

Minute bezeichnet überhaupt den sechzigsten Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Malerei und Zeichenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und besonders auf den Schiffen beim Lootsen gebraucht wird.

Miosma (griech. μιοσμα, Schmuz, Verunreinigung.) Dieser Ausdruck wird in der Lehre von den ansteckenden und epidemischen Krankheiten in sehr verschiedner Bedeutung gebraucht. Bei einigen Schriftstellern ist er mit Contagium gleichbedeutend, bei andern bezeichnet er den Ansteckungsstoff der chronischen Krankheiten, in andern den Ansteckungsstoff, der sich in die Atmosphäre verbreitet und dadurch dieselbe einwirkt, (sonst auch flüchtiges Cantagium genannt); wieder andre verstehen darunter das Vehikel des Ansteckungsstoffes, z. B. das Eiter der Blattern, welches den eigentlichen Ansteckungsstoff in sich enthält; endlich werden von andern die eigenthümlichen Stoffe, welche sich in der Atmosphäre befinden, ihren Ursprung theils der Fäulniß thierischer und vegetabilischer Körper, theils der Ausdünstung der erstern verdanken und specifische Krankheiten erzeugen, darunter verstanden. In welcher Bedeutung man dies Wort auch gebrauchen mag, immer wird dies mit einiger Willkühr geschehen.

Miquelets nennt man die Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den französischen Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind meistens Hirten, Jäger, Köhler u. s. w., dabei kriegerisch und räuberisch. Auch geleiten sie die Reisenden auf den Gebirgswegen, und lassen sich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege sind sie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweise in Frankreich einfallen. In Catalonien haben sie sich den französischen Truppen durch ihre Ueberfälle im letzten Kriege sehr furchtbar gemacht.

Mirabeau (Honoré Gabr. Victor Riquetti, Graf von). Dieser kühne Redner des dritten Standes in der ersten Nationalversammlung wurde durch die hinreißende Kraft seines Worts der Hebel der fran-

zösischen Revolution. Necker's Entwürfe waren die Unterlage dieses Hebels, dessen Ruhepunkt das Deficit und dessen Gewichte die herrschenden Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten Bewegung, der revolutionären Masse gab aber nicht Mirabeau, sondern Sièyes die demokratische Richtung. Mirabeau wollte endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da rief er das prophetische Wort aus: La révolutiou de France fera le tour de l'Europe. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2. April 1791) stammte aus einer berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft; daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. Vierzehn Jahr alt kam er in eine Pension, wo er zwei Jahre lang Mathematik studirte, und einige Fortschritte in Musik und Zeichnen machte. Auch trieb er mit Lust und Leichtigkeit körperliche Uebungen. Aber da man seine sittliche Bildung ganz vernachlässigte, so wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf. Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sklaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Noch jung nach Ruhm dürstend, gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andre Gedichte heraus. Jetzt wurde Locke sein Führer, der seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümen Genius zügelte. Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften alles verdankte. In ihnen fand er jene klare, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredtsamkeit gibt. Aus der Schule trat er in Kriegsdienste; aber im Umgange mit jungen und ungebändigten Offizieren ward er mit allen von diesen Wüstlingen als Ehrenpunkte gefeierten Lastern vertraut. Hier durchbrach er zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich ergriff ihn die Liebe, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten seines Charakters. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der diese Neigung unerbittlich verfolgte. Er ward daher, auf des Vaters Veranstaltung, in die Festung auf der Insel Ré eingesperrt, und sollte sich nach den holländischen Kolonien einschiffen. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau wußten es zu hintertreiben. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht von Despotismus. Der Zwang erhöhte nur die Kraft seines Charakters. Nach seiner Befreiung ward er als Freiwilliger nach Corsica geschickt. Er zeichnete sich aus und bekam das Patent als Dragonerhauptmann; da ihm aber sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, so gab er, wiewol ungern, den Militärstand auf. Nach seinem eignen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Kriegs in Corsica schrieb er eine Denkschrift über denselben mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Nach dem Verlangen seines Vaters vertauschte er jetzt das Schwert mit dem Pfluge. Aber ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage. Dazu kamen unglückliche häusliche Verhältnisse. Im J. 1771 hatte er, nach langer Bewerbung

in Aix die Hand des Fräuleins von Marginane, einer jungen liebenswürdigen Dame, erhalten, mit der Aussicht auf ein großes Erbtheil. Da er aber von 6000 Livres jährlicher Einkünfte seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, gerieth er, bei seinem Hange zur Verschwendung, in eine Schuldenlast von 160,000 Livres. Dies wurde der Grund seines unglücklichen Schicksals. Sein rauher, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit seines Sohnes und wirkte beim Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn sehr beschränkte. Indeß lebte dieser mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, streng zu sein, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf verließ er den ihm von seinem Vater gesetzlich angewiesenen Ort seines Aufenthalts, und ein neuer Verhaftbrief sperrte ihn 1774 in das Schloß If ein. Hier erheiterte eine hübsche Gefängnißwärterin, welche von ihrem Ehemann oft unbarmherzig geschlagen wurde, die Einsamkeit des 24jährigen Gefangnen und versteckte sich sogar bei ihm; dies zog ihm strengere Aufsicht zu. Sein Vater machte ihm Vorwürfe über seine Unthätigkeit. Er verantwortete sich durch die Bekanntmachung seines schon im 21. Jahre angefangnen Versuchs über den Despotismus. Dieses Epigramm erzürnte den Vater noch mehr. Ein junger Mann wagte, seine Gebieter anzuklagen, und sogar im Gefängniß! Endlich gestattete ihm der harte Vater 1775 nach Jour bei Pontarlier zu gehen. Hier sah Mirabeau zuerst seine Sophie. Seine Gemahlin war entfernt, und hatte sich sogar geweigert, ihn in seiner Gefangenschaft zu besuchen. Sophie, an den 79jährigen Präsidenten Lemonnier verheirathet, war zärtlich; Mirabeau's Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig. Aber unglücklicher Weise war St. Maurice, der Commandant der Festung, sein Nebenbuhler. Um sich daher den Verfolgungen dieses Mannes und seines Vaters zu entziehen, flüchtete er nach Dijon, wohin seine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, sich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen, und sein Vater wirkte einen neuen Verhaftbrief aus. Indeß hatte der Herr von Malesherbes, der damals Minister war, für den jungen Mirabeau viel Wohlwollen, und ließ ihm den Wink geben, in's Ausland zu fliehen. Schon befand er sich auf der Flucht, als ihm seine Sophie schrieb, daß ihr Mann sie in ein Kloster sperren wolle; und daß ihr nichts übrig sei, als die Flucht oder der Tod. Mirabeau entfloh also mit ihr. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; Mirabeau wurde zum Tode verurtheilt, und diesem Urtheil zufolge ward sein Bildniß an den Galgen gehangen. Er verbarg sich damals in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu unbemerkt mit seiner Sophie, seinen Büchern und einigen Freunden lebte. Während der J. 1776 und 1777 erhielt er sich und seine Freundin nur durch literarische Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Mirabeau übersetzte unter andern eine Geschichte Englands, und schickte Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser bewirkte dagegen, daß man das Völkerrecht verletzte, und einen Polizeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe nach Holland schickte. Mirabeau wurde gewarnt, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden 1778 ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. Mirabeau ward in den Donjon zu Vincennes ge-

bracht, Sophie aber, welche hoch schwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man sie in das St. Clarenkloster nach Gien. In jener beinahe dreijährigen Gefangenschaft schrieb Mirabeau die berühmten Lettres à Sophie (Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792. Von diesen Lettres écrites du Donjon de Vincennes, (1777 — 1780) 3 vol. erschien 1820 eine neue Ausgabe). Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen sie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Mirabeau's Prozeß ging unterdessen fort, und seine mit Mäßigung abgefaßte Vertheidigungsschrift gegen seinen Vater war ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Logik. Unter vielen körperlichen Leiden schrieb Mirabeau damals seine Erotica biblion, ein originelles Werk, zu dem Calmet's Commentare über die Bibel ihm dem Stoff lieferten. Zugleich entwarf er eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie, übersetzte den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Weil man ihm Papier versagte, so riß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter. Seine Schriften bekamen dadurch einen noch gedrungnern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter in dem Futter seiner Kleider, und verließ das Gefängniß mit dem so eingenähten Manuscript seiner Lettres de cachet. Die lange Einkerkerung hatte endlich die Verfolgung ermüdet. Auch die Richter sahen ein, daß Mirabeau's Vater, der selbst sehr unsittlich lebte, nur von Rache und Haß sich leiten ließ. So wurden 1780 Mirabeau's Fesseln gelöst, und es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Aufhebung des früher in Pontarlier gegen ihn gesprochnen Todesurtheils zu betreiben, welches ihm 1782 gelang. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf kehrte Mirabeau in die Provence zurück, und versuchte sich mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Allein nichts konnte die Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau besiegen. Mirabeau wendete sich daher an die Gesetze, und es entspann sich ein Prozeß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau begab sich jetzt nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb er daselbst die Considérations sur l'ordre de Cincinnatus; einen Orden, den er als den Anfang einer militärischen Aristokratie für das freie Nordamerika mißbilligte. Sein Urtheil blieb von der Republik nicht unbeachtet. Noch schrieb er gegen Josephs II. Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguet's bekannte Schrift seine Doutes sur la liberté de l'Escant. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift: le Courier de l'Europe. In seinen darauf folgenden Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, verbreitete er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smith's Grundsätzen, mit vieler Beredtsamkeit. Dies und die satyrischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwol hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne fürchtete sein Talent, und man entfernte Mirabeau 1786 nach Preußen, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr-

als ruhmvoll war. Dort entwarf er sein geistvolles aber nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la Monarchie Prussienne. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillon's u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er zeigte die feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk vom Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II. Friedrich wußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an ihn den Befehl, den preußischen Staat unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld. Unterwegs verweilte er in Nancy, um die Aufführung der Dido zu sehen. Hier verliebte er sich in eine Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und leerte sie fast gänzlich. Als darauf ein Rad seines Wagens brach, ließ er Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen Sou baares Geld, nach Paris. Hier schrieb er eine Fortsetzung seiner dénonciation de l'agiotage. Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf schrieb er seinen Avis aux Bataves und seine Histoire secrète de la Cour de Berlin, die seinen Ruf wie seine Feinde nur vermehrten. Denn auch gegen Necker hatte er sich erklärt. Jene Correspondance secrète war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich schätzen, die unterste Stelle eines Secretärs in dieser Versammlung, von der ich die erste Idee gehabt, zu bekleiden." Als nun die Reichsstände wirklich berufen wurden, ging Mirabeau in die Provence, um gewählt zu werden. Unterdessen hatte man jener Correspondance secrète wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet; allein auch vor gesprochnem Urtheil fand man für gut, den gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag schon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris. Hier verwandten sich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun so lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Nun begab sich Mirabeau wieder in die Provence, sah sich aber von der Wahl für den Adelsstand durch die Besitzer großer Lehnsgüter ausgeschlossen. Da schwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Er hatte nämlich einen Tuchladen gekauft, um als Tuchkrämer gewählt zu werden. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsstände gesprochen, so beherrschte er die Menge durch seine stürmische aber lichtvolle Beredtsamkeit. Die wichtigsten Beschlüsse, welche die constituirende Versammlung faßte, gingen auf seinen Antrag durch. Nach des Duc de Levis Urtheil liebte Mirabeau die Monarchie und selbst den Adel, wiewol er die Neigung für den letztern geschickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen diese selbst. Er war Royalist aus Grundsatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, so zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen seine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch selbst, sich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war

er groß, doch oft incorrect. Viele seiner Reden sind nicht von ihm; aber überarbeitet hat er sie gewiß. Durch sein Genie machte er alles zu seinem Eigenthum. Mitten in der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal sagte er: „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen." Er war vielleicht der Einzige, der, hätte ihn Ludwig zum ersten Minister gemacht, der Revolution durch eine heilsame Gegenrevolution würde Einhalt gethan haben. Seine kühne Beredtsamkeit zeigte zuerst der Reichsversammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie ihrem Herrn," erklärte Mirabeau den 23. Junius 1789, dem Ober-Ceremonienmeister Brezé, welchen der König abgeschickt hatte, um die Sitzung der Versammlung aufzuheben: „daß wir hier versammelt sind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieser Stelle vertreiben kann, als das Bajonnet." Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau konnte sich nicht an diesen rechtlosen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrsucht anschließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenlosigkeit. Mirabeau wollte anfangs keiner Partei angehören, sondern allein die Versammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn sein zerrütteter Vermögenszustand, sich dem Hofe und den Ministern wieder zu nähern. Als ihm dies nicht gelang, wollte er sich beim Volke geltend und dadurch dem Hofe nothwendig machen. Endlich entschloß sich der König, Mirabeau zu sehen. Ein Erzbischof führte Mirabeau in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat sogleich den König, ihm zu sagen, ob er hoffe, seine vorige Gewalt wieder hergestellt zu sehen; in diesem Falle könne er ihm keinen Dienst erzeigen. Der Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, und entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber seine Beredtsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Der Hof soll damals Mirabeau's Schulden, die sich auf 207,000 Livres beliefen, bezahlt und ihm eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert, die Königin verließ sich so ganz auf Mirabeau, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt." Aber schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahre alt, an einem Entzündungsfieber starb, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Andre sagen, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. Uebrigens ist die Abschaffung des Adels in Frankreich so wenig durch Mirabeau bewirkt worden, daß er vielmehr das Gegentheil behauptete, und zu derselben Zeit seinen Bedienten Livrée gab, und sich Herr Graf nennen ließ, als er in der Nationalversammlung nur Riquetti heißen durfte. Um Republikaner zu sein, war er nicht streng genug sittlich. Indeß hat er, wenn er auch, selbst im reifern Alter noch von gefährlichen und erniedrigenden Leidenschaften beherrscht, die Tugend nicht übte, sie dennoch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken

und Bestürzung. Cerutti hielt ihm die Todtenrede. Als aber die Schreckensmänner den Convent beherrschten, ward (im Sept. 1794) Marat's Leichnam in's Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Im J. 1800 befahl der erste Consul, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuillerien aufzustellen. Wohl zeigt Mirabeau, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean 1791. Vol. V. 8. Esprit de Mirabeau, 1804. 8. und Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry. Paris 1806. 2 Bde. und sein Oeuvres oratoires vollständig zu Paris 1819. 2 vol. Ueber seine Verbindungen mit dem Hofe findet man unter andern in den Memoiren der Madame Campan (Paris 1823. 3 Bände) viele menschlich und geschichtlich merkwürdige Aufschlüsse. K.

Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, ward geboren in Caraccas, und stammte aus einer alten spanischen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caraccas. Zwanzig Jahr alt, durchwanderte er Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im spanischen Heere den Grad eines Obersten, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu besondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege, durchwanderte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altspanien, das er glühend haßte, und bereiste auf's neue, in militärischer Hinsicht, Süd- und Nordamerika. 1789 befand er sich in Petersburg, wo ihn Catharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Der Ausbruch der französischen Revolution bewog ihn, sich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Minister Pitt, ward auf Petions Verwendung zum Generalmajor ernannt, und befehligte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntnisse mit seltnen Talenten vereinigte, so wurde er von dem Heere eben so sehr geachtet, als er in Paris die Gunst der Republikaner besaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Mastricht zu belagern, mußte aber von dem General Valence zu wenig unterstützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden, die Dumouriez verlor, befehligte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verlust derselben zur Last, allein er rechtfertigte sich durch eine eben so gründliche als nachdrückliche Vertheidigungsschrift. Er hatte sich damals, gleich Dumouriez, gegen die Partei der Jacobiner erklärt. Jetzt erschien ihm Dumouriez selbst verdächtig, und er theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, seine Besorgnisse mit. Dies schützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften (s. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondisten verrichtet hatte, ward auch der General Miranda vor das Revolutionstribunal gestellt; jedoch rettete ihm noch Thomas Payne's Beredtsamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig, und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer sollte er verbannt werden; allein er machte sein Recht

als französischer Bürger geltend, und lebte eine Zeit lang im Verborgnen, bis das Directorium ihn, nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), au'fs neue zur Deportation verurtheilte, und da er sich derselben durch die Flucht nach England entzogen hatte, im J. 1799 auf die Emigrantenliste setzen ließ. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er sich in Verbindungen gegen den ersten Consul eingelassen haben sollte, verbannt. Jetzt beschloß er mit der vollen Kraft seines Charakters die Ausführung des längst gefaßten Gedankens, die spanische Herrschaft auf dem festen Lande von Amerika zu stürzen. In dieser Absicht begab er sich nach Jamaika und Trinidad, hierauf nach Newyork, wo er 1806, im Geheimen von England unterstützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. drei Schiffe ausrüstete, und 900 entschloßne Männer zur Befreiung seines Vaterlandes Caraccas vereinigte. Allein das Unternehmen mißglückte. Die Spanier eroberten den 28. Apr. 1806 zwei seiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Von seinen geheimen Freunden unterstützt, bewerkstilligte er zwar am 1. Aug. d. J. eine neue Landung, in Venezuela; sein Aufruf zur Freiheit machte aber so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon den 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Erst am Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen (s. das Weitere unter Westindien.) Nach mehrern Triumphen und noch größern Unfällen, verfolgt vom Hasse der Priester und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, sah er sich zuletzt durch die Siege des spanischen Generals Monteverda genöthigt, die (a. a. O. erwähnte) Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuschließen, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloser Weise als einen Gefangnen behandelte. Man brachte ihn endlich in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarsten Kerker der Inquisition bei Cadix, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einsperrung gestorben ist. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben sein Geräth den Flammen. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Er schätzte Wissenschaften und Künste, hatte einen scharfen Blick und viel Geschmack, schrieb bündig und leicht, und war mit der Verfassung, den Gesezzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militärischen Verfassung genau bekannt, Plutarch und Livius waren seine Lieblingsschriftsteller; Timoleon, Thrasybul und Epaminondas seine Helden. Ob er wol in seinem politischen Verhalten in Venezuela jacobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit eben so viel Beharrlichkeit als Geist und Muth Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht. K.

Mirandola (Joh. Pico, Fürst von), mit dem Beinamen der Phönix, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 geboren. Er war der jüngste Sohn von Joh. Franz von Mirandola und Julia, aus dem edlen Geschlechte Bojardo. Eine Feuerkugel, so erzählen abergläubische Geschichtschreiber jener Zeit, ward über dem Bette seiner Mutter gesehen, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht geschickter Lehrer, und gab die außerordentlichsten Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das kanonische Recht zu studiren. Nachdem er

zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur und Wissenschaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen, und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verschiedne Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Aber niemand wagte zu erscheinen. Dagegen suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola schlug diese Angriffe durch seine Apologia zurück; ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Beschuldigungen und Anklagen nicht abließen, so viel als möglich jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er fünf Bücher italienischer Liebesgedichte in's Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darstellt. Mirandola widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht desselben war der Heptaplus, eine mystische oder kabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Kapiteln de Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31. Lebensjahre starb. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltensten Gaben des Körpers und Geistes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick seiner Schriften nicht eben so urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Mirkhond oder **Mirchond**, s. **Persische Literatur**.

Mischna, **Mischnah**, s. **Talmud**.

Miserere, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt: Miserere mei domine, genannt. Besonders berühmt ist davon die Composition des **Allegri** (s. d. Art.) Miserere nennt man auch das Bild des gekreuzigten sterbenden Heilands. Dann heißt auch so eine schreckliche Krankheit, welche durch Verstopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Misericordia nennt man in den Klöstern das, was wider die Ordensregeln den Mönchen gegeben wurde. Auch der Ort wo sie diese Bewilligungen genossen. — **Misericordia**, die Stühle worauf alte und schwache Geistliche beim Gottesdienst saßen indeß die rüstigern stehend fungirten. — **Misericordias domini** ist

der zweite Sontag nach Ostern an dem der Gottesdienst mit den Worten: misericordias domini cantabo in aeternum anfing.

Missa, Misse, s. Messe.

Missalen, Missalbuchstaben, nennt man die größten Buchstaben, weil ehemals die Missalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der katholischen Messe enthalten, damit geschrieben und gedruckt wurden. Missalia heißt das für eine Seelenmesse an den Priester bei einem Begräbnisse bezahlte Geld.

Missionen, Sendungen, wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen oft Christen, entweder aus eigenem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche war durch solche Glaubensboten, welche man später Missionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im 8. Jahrh. gegründet. In den letzten Jahrhunterten geschah von Seiten der katholischen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte) mehr als von der protestantischen für das Missionswerk, weil sich hier mit dem religiösen Vortheil der hierarchische verband; weil, ehe England auf dem Meere herrschte, das katholische Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das protestantische; weil die katholische Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte; und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß (s. Propaganda); nicht zu gedenken, daß eifrige Katholiken schon in dem Gedanken, daß ihr Glaube der alleinseligmachende sei, einen weit stärkern Antrieb zu dem schwierigen Bekehrungsgeschäft hatten, als die Protestanten. Die merkwürdigsten Missionen der katholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Christenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden ist. In China aber und auf der Küste von Koromandel dauern die zur Ausbreitung des Christenthums gegründeten Niederlassungen fort. Durch die Ereignisse, welche der französischen Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Stiftungen in ihrer Wirksammkeit gehemmt, und da sich überdies die Aufmerksamkeit der katholischen Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte: so konnte sie nur wenig für die Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehmen. Unter den protestantischen Völkern haben sich theils die Dänen, theils die Britten um das Missionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen seit 1704 zu Trankebar gegründete Mission dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren sind die Berichte der dortigen Missionäre auch in Deutschland bekannt geworden. Zu den seit frühern Zeiten in England vorhandenen Missionsanstalten gesellte sich 1794 eine große Missionsgesellschaft, unter deren Unternehmungen besonders die Sendungen christlicher Prediger nach Südafrika und Australien bemerkenswerth sind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in allen Weltgegenden Missionäre. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben

und der sittlichen Verwilderung der meisten heidnischen Völker hat, muß dieser Unternehmungen sich freuen und ihnen auch für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünschen. Ein vollständige Kenntniß der Missionen, welche auch für Länder- und Völkerkunde so wichtig geworden sind, und ihrer Geschichte erlangt man durch folgende Werke: Nachrichten von der Ausbreitung des Reichs Jesu Christi überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden insbesondre. Elberfeld, 1815. Mit diesen sind die halleschen Missionsnachrichten. (Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, wovon in Halle 1815 das 65. Stück von Dr. Knapp herausgegeben worden ist) und das Magazin für die Geschichte der neuesten protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften von Blumhardt. Basel, 1816—18. zu vergleichen, welche von den dänischen und englischen ältern Missionen Nachricht enthalten. Kürzlich ist auch in Basel eine Missionsanstalt entstanden. Mehr hierüber in der neuen Folge dieses Werkes, Band XI. und XII.

Missisippi, der längste Strom in Nordamerika. Er entspringt aus verschiednen Seen, wird erst ungefähr in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann einen einzigen Wasserfall, St. Antonius, ausgenommen, völlig schiffbar, nimt, nebst vielen andern Flüssen, auch die großen Flüsse Missouri, Ohio und den rothen Fluß, auf, und ergießt sich, nach einem Laufe von 820 Meilen, in den mexikanischen Meerbusen. Seine Ufer sind fast überall fruchtbar und durch den Handel und die Dampfschiffahrt belebt. Für die vereinigten Staaten ist dieser Fluß von großer Wichtigkeit, daher auch verschiedene Forts an demselben angelegt sind. Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Mündungen der vorerwähnten drei Flüsse in diesen Strom liegen, bilden den 1817 in die Union aufgenommnen Staat Missisippi, der auf 4186 Q. M. über 104,000 Einwohner zählt. Die Hauptstadt ist Natchez. Am Misisippi liegt die seit 1803 an die vereinigten Staaten abgetretne Landschaft Louisiana (s. d. Art.), welche im Anfange des 18. Jahrh. durch den berüchtigten Actienhandel in Frankreich unter Law viel Aufsehen verursachte. Neuorleans liegt 35 Stunden von seiner Mündung.

Mistel, s. Druiden.

Mitau, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt russischen Gouvernements Kurland oder Mitau, mit 12,400 Einwohnern, unter denen 5100 Deutsche, die übrigen sind Letten, Russen und Juden. Es wird hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben, welchen die aus Deutschland nach Petersburg führende Hauptstraße begünstigt. Das hiesige 1775 gestiftete akademische Gymnasium hat eine Bibliothek und eine Sternwarte. Außerhalb der Stadt liegt das schöne Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Kurland.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Hauptgottheit späterhin auch in Rom und Griechenland verehrt, und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlerflügeln, auf einer Kugel stehend, um seinen Körper eine Schlange gewunden, vorgestellt wurde.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteste war. Er war bei seines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrschsucht, Grausamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenschaften, welche sich früh in ihm entwickelten.

Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er seine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in's Gefängniß warf, wo sie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift starb. Nicht zufrieden, seinen Körper gegen alle Beschwerden abzuhärten, soll er ihn durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, unternahm er eine Reise durch Asien, theils um die Gebräuche, Gesetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zwei und zwanzig Sprachen gesprochen habe), theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordene Gemahlin, die ihn zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüstungen zu seinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er sich auch des unter römischen Schutze stehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er sein Augenmerk auf Kappadozien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und dessen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nikomedes, König von Bithynien, in Kappadozien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs, und vermählte sich mit Laodice, der hinterlaßnen Wittwe, einer Schwester des Mithridates. Dieser nahm hiervon Gelegenheit in Kappadozien einzufallen, eroberte es und setzte, gegen seinen anfänglichen Plan, seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth, und nöthigte den jungen Fürsten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, sondern bot den Frieden an, lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein, und tödtete ihn mit einem Dolche, im Angesicht beider Heere. Die Kappadozier, die ihren Herrn fallen sahen, befiel ein panischer Schrecken, und Mithridates bemächtigte sich des Landes fast ohne Gegenwehr. Aber Nikomedes, der mit größter Besorgniß den Mithridates immer mächtiger werden sah, verabredete mit seiner Gemahlin einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben, und diesen die Römer um Hülfe anflehen zu lassen. Laodice reiste selbst nach Rom, um die Aussage zu bestätigen. Mithridates, von allem unterrichtet, bediente sich desselben Betrugs, indem er den Römern zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Kappadozien übergab (welches sein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sei. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, nahmen dem Mithridates Kappadozien, und dem Nikomedes Paphlagonien und die Kappadozier wählten Ariobarzanes zum Könige. Kaum aber hatte Sylla, dessen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Asien verlassen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, und mit dessen Hülfe seinen Sohn in Kappadozien wieder einsetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land seinem Bruder Sokrates Christos. Bald setzten jedoch die Römer alles wieder in den

vorigen Stand, ohne daß Mithridates sich widersetzt hätte. Er rüstete sich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom selbst, und brach, da die Römer seine Foderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Kappadozien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht bestand aus 250,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithynischen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Cassius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er schlug nicht nur den Nikomedes, sondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er seine Vortheile. Phrygien, Karien, Mysien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in seine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Asiens. Die römischen Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm sogar von dem Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ letzterm zu Pergamus geschmolznes Gold in den Hals gießen, die Habsucht der Römer damit verspottend. Die asiatischen Freistaaten Magnesia, Mitylene, Ephesus u. s. w. öffneten dem Sieger die Thore, der so große Schätze zusammenbrachte, daß er seine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römischen Bürger, welche in Kleinasien wohnten, ließ Mithridates sammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionysius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, Appian auf 80,000 an. Sein Glück weiter verfolgend, eroberte Mithridates die Inseln des ägäischen Meers; Rhodus widerstand jedoch so kräftig, daß er von seinem Vorhaben abließ, und nach Pergamus zurückkehrte. Von hier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verschiedne andre Plätze wurden erobert, während ein andrer seiner Feldherren, Metrophanes, Euböa verwüstete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ Mithridates seinen Sohn Ariarathes mit einem mächtigen Heere in Macedonien einfallen, welches nebst Thrazien in Kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren seine Waffen siegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht werde, die Römer zu kräftigen Maßregeln aufschreckte. Sylla begab sich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinasien und belagerte in der Festung Pitane den Mithridates selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte ward zweimal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu schließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, und mußte den Römern 80 bemannte Kriegsschiffe nebst einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Kolchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römische Feldherr Muräna, der verwüstend in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Gabinius in Asien erschien. Kappadozien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Bosporer; und kaum hatte er Sylla's Tod erfahren, als er

die Wiedereroberung der abgetretnen Provinzen beschloß. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Kappadozien ein, während er selbst, nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung, Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Consuln Lucullus und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieser als Befehlshaber der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Cotta war nicht glücklich; Lucullus hingegen vermied vorsichtig eine Hauptschlacht gegen den überlegnen Feind, erfocht aber mehrere so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Zwar, während er Amisus belagerte, sammelte Mithridates ein Heer, und erfocht damit einen ansehnlichen Sieg doch wußte Lucullus das Verlorne wieder zu gewinnen, und bald sah Mithridates sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundschaftlich aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraus sah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, verabredete er mit Mithridates, daß dieser mit 10,000 M. nach Pontus gehen, dort ein Heer versammeln und mit demselben zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell, und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem Mithridates. Tigranes sammelte jedoch ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte Mithridates seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus auf's Haupt, worauf er sich nach Kleinarmenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdessen hatte an Lucullus Stelle, der Consul Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl des römischen Heers erhalten, und die mit diesem Wechsel verbundne Verwirrung war von den verbündeten Königen benutzt worden, sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Kappadozien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er Mithridates in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat ein. Dieser schlug sich zwar durch, ward aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und erlitt die entschiedenste Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Kolchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, sich auf dem Gebiete eines scythischen Fürsten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg auf's neue. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abentheuerlichen Entschluß, an der Spitze seines Heers zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien ein-

zubrechen. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnazes stand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich Mithridates, weil genommnes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieser berühmte König im J. 64 v. Chr. Geb., nachdem er 59 Jahre über Pontus regiert, und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mitra, s. Bischofsmütze.

Mittag ist diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unsrer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder Mittagszeit, ist der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts trit. Die Astronomen fangen den Tag von Mittag an und zählen nach einander 24 Stunden bis zum nächsten Mittag fort. In Deutschland und den mehrsten europäischen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung, in dem Augenblicke der Mitternacht, der Tag angefangen. Sowol die astronomische, als bürgerliche Zeitrechnung richtet sich nach dem wahren Mittag, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung gibt den Unterschied an. — Mittagsfläche heißt die Ebene, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne sowol des Horizonts als Aequators senkrecht steht. Der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes befindet sich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche. — Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist. — Mittagskreis oder Meridian, ist ein angenommner größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieser Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die östliche und westliche. Es ist für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben trit. Außerdem gibt es auch Mittagskreise der Erdkugel. Dies sind gleichfalls größte Kreise, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreise gehen. Sie sind desjenigen Ortes der Erde, den sie treffen, wenn sie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Ortes redet, so versteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreises, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andre Hälfte ist in diesem Sinne der entgegengesetzte Meridian des Orts. Die Oerter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreise liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, also einerlei Zeit. Die Oerter des entgegengesetzten Mittags sind in Rücksicht der Zeit um 12 Stunden verschieden. Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d. Art.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommne Kugel, sondern in den Polen abgeplattet ist: so folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer sein müssen, als gegen und unter dem Aequator. Alle

Oerter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge. Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. Er ist willkürlich (s. d. Art. Länge.) — **Mittagslinie**, heißt die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhr richtig bezeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauche die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sich bis Callioure, und J. Casini, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde. Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranstaltung versehen, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris. — **Mittagspunkt** oder **Südpunkt**, ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er ist einer von den vier Kardinalpunkten. In der Schiffersprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menschen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer sittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Ueberlegung, mit Recht das Mannesalter der Menschheit genannt worden ist, so darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menschen gleich gelten; nicht nur wegen seiner Stellung zwischen der alten und neuen Zeit (man gibt diesen Namen den Jahrhunderten vom Untergange des weströmischen Reichs, oder enger von Carl d. Gr. an bis zur Reformation), sondern ganz eigentlich zufolge seines Wesens; denn was dem Jüngling eigen ist, stolzes Gefühl der persönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zur Begeisterung gesteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das sogenannte Mittelalter aus. Nachdem die Selbstsucht des Alterthums in der römischen Universaldespotie und die Sinnlichkeit desselben in der Ueppigkeit der Welthauptstadt ihre äußerste, sich selbst vernichtende, Höhe erreicht hatten, da schleppte das Menschengeschlecht durch mehrere Jahrhunderte hindurch ein charakterloses Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland sich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einseitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, frischen Leidenschaftlichkeit, die jene allein charakterisirten, besaßen diese noch jenen Feuereifer für das Hohe und Heilige, der die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menschheit geben die Erklärung der vielen hervorstechenden, so ganz ausschließend eigenthümlichen Erscheinungen jener Zeit; sie geben diese Erklärung besser, als die, gewöhnlich zu hoch angeschlagne Verschmelzung des barbarischen Charakters mit dem der Römer; denn diese hatten keinen, und die neuen Be-

dürfnisse, welche die Deutschen durch sie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Wesens, nicht dieses selbst, bestimmt. Dies gilt selbst von der einflußreichsten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Christenthum. Trotz auf eigne Kraft, eifersüchtige Ueberschätzung persönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnswesens und des Faustrechts, wie des städtischen Lebens und der Gilden und Zünfte; die Begeisterung jener Zeit die Quelle der lieblichen und hohen Poesie, die damals geblüht, so wie sie auf der andern Seite das Mönchswesen und die Ausbildung des Priesterregiments möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erscheinung der Ritterschaft. Wie der Deutsche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, sich überall durch eigne Kraft selbst zu helfen, wie er deswegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigste Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern spät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfassung sich ausbilden können; wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile seiner Uebermacht nach Gutdünken sich bedient, und was seine Faust vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Art. Landfrieden so vollständig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Art. Lehnswesen aber dargestellt, wie in jenen Zeiten jeder, der seine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewisse Macht zu behaupten dachte, eine Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehnsverhältnisse bald über die Völker sich ausbreiteten, und an die Stelle der Staatsgewalt traten, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand, und das Mittelalter gewissermaßen verschlief, um in der neuern Zeit desto fruchtbarer aufzuwachen; wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unsrer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Person oder Idee, die wir dort als dem Lehnsweisen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruch mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäischen Staaten mit einer unabsehbaren Menge reicher, und durch Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolze kein Gesetz kannten, als das selbstgeschaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfne, zum Dulden geschaffne Menschenklasse verachteten. Sollte diese Klasse unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbesitz sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Aebte, denen sie später so furchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11. Jahrh. durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu einem Wohlstand, der sie in den Stand setzte, die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen bald, kleine Staaten im Großen zu bilden, ja die meisten durften es wagen, Niemand als Kaiser und Reich über sich anzuerkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tap-

ferkeit der Bürger, der Städte Freiheit, und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbst viele vom Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzulassen, ja sie geizten darnach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald rissen sie, des Befehlens gewohnt, diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen, die monarchische Richtung der neuern Zeit veranlaßte selbst das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu desto größerem Flor, zu desto ansehnlicherer Macht sehen wir dessen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im 12. Jahrh. völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders 200 J. nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen, und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieser Länder zu der Macht der deutschen und italienischen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardische Bund, in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische (s. d. Art. Italien, Hanse und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze solcher Macht und hinter der Friedigung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen, so daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das städtische Wesen den Grund gelegt hat. Die wichtigsten Erfindungen, die wir jetzt so hochschätzen, rühren am meisten von Bürgern jener kleinen Freistaaten her, oder sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laster Athens und Sparta's und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder, wo auch das Klima dem der anderthalbtausend Jahre früher untergegangnen gleich war; dieselbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeitzigen Ränke, eben die, nur anders gestaltete, Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Aber auch die Gemeinheiten blieben selbst im Innern von dem Einflusse des trotzigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freistaaten so gefährlich, wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar und nöthigte die schwächern Bürger, in derseben Noth, die ihrer Vaterstadt die Entstehung gegeben, zu demselben Auskunftsmittel: sie verbanden sich zusammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte

man Gilden oder Zünfte (arti), und sie wurden durch Zunftmeister vertreten. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften später für Geld auch Andre die Aufnahme in eine Zunft, deren Hantierung sie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrh. so stark und mächtig, daß sie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich an sich rissen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keineswegs beitrug, auch nicht zieme, sie zu beherrschen. Der Adel, so weit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindung (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündnisse gegen die Macht der Städte (s. d. Art. Landfrieden). Ueberhaupt wurde das Gildenwesen, das den Bessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgends Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die nicht auch sich enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie Künste hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben; denn nichts ist ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttische Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit sich führt. Eben so hatte auch die merkwürdigste Anstalt jenes Zeitalters, die charakteristische Blüthe seines ganzen Wesens, die Ritterschaft, alle Eigenheiten zünftiger Verfassung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur Jahre langer Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchstgebornen auf den Ritterschlag Anspruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfüllt von demselben Geiste der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr die Ehre dem kraftstolzen Germanen das Höchste war, so waren jene feurigen Menschen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. Jene ergreift, besonders in der Gestalt, die sie damals, dem Zeitalter sich anschmiegend, gewann, mächtig jedes schwärmerische Gemüth, und die Frauen hochzuachten war uralte germanische Sitte. Wie konnte also jene Kriegerkaste der Edeln anders, als Arm und Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegerischen Uebungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat (s. Ritterwesen)? Die Begeisterung des Mittelalters für die Religion zeigte in ihren Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsre Kühle kaum begreifen kann. Hier sehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigsten Lebensblüthe, in finstere Mauern sich einschließen, oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kasteiungen zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende barfuß und fastend viele hundert Meilen weit über Land und

Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern und menschlich und liebenswürdig zu machen; aber eigennützige Menschen wußten sie auch zu selbstsüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Ketzer- und Judenmordungen, der üppige Glanz des päpstl. Hofes und die ganze weltumklammernde Maschine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieses Mißbrauches. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnswesen, das Heer der Vasallen, allein Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach aller Glauben im Besitz der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu lösen, beherrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Christi, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehorsam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nichtigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrundgesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, alles wagten, was sie vermochten, war es unschätzbarer Gewinn, daß der Papst Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen stand; aber die Ueppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Verfinsterungssucht der Geistlichkeit, vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönch, blieb ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergeblich strebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Wikleff und Huß und seine Anhänger, die Hierarchie zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edlen Streben den schmähligen Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrh. verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu dringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiösen Schwärmerei schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, der einzige Luther die Mündigsprechung Europa's feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit sein; jene Menschen, die alles, was sie begannen, mit so ganzer Kraft, mit so kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunst fähiger sein, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Uebungen getheiltes Leben unmittelbar und willkürlich poetisch gestimmt und auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir, vom 12. Jahrh. an, zuerst

unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in so großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetischen Zeit sei jeder sinnige und sittige Mensch ein Dichter. Im südlichen Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich auch die ersten Funken der neuern Poesie; die provençalischen Troubadours, die zumeist an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald sangen ihnen die franz. Trouvères (ménétriers) und die deutschen Minnesinger in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençalischen, und die Engländer, aus gleichem Grunde in der französischen Sprache. Aber bald bildeten auch die Minstrels eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit der große Dante die toskanische Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben und Feststellung der Formen für die neuere Poesie, einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die katalonische Poesie eins mit der provençalischen, die kastilische aber und die portugiesische mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutschlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen selbst die Fürsten die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunst, die hier von der zartesten Galanterie, dort von der glühendsten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Wesen hatte. Daher dichteten und sangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch sie diese Kunstthätigkeiten, die nur Unvermögen zum Nachtheil der Kunst getrennt hat) in ihren süßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieser lyrischen Poesie bildete sich auch die epische, die bei jeder poetischen Nation das dichterische Streben beginnt und ihm Festigkeit und Mittelpunkt gibt, wunderbar schön und groß in Kraft und Umfang aus. In vielem erinnern ihre Werke an die Epopöen der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon sie durchdrungen sind, berechtigt uns, diese Epik unter dem Namen der Romantik (s. d. A. Romantisch), von der alten zu unterscheiden und ihr gewissermaßen entgegenzusetzen. Drei Fabelkreise sind es, in welchen die episch romantischen Dichtungen des Mittelalters sich hauptsächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer sehr großen Menge noch vorhandener und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd; denn diesem galt für Alles sein großer Dante, der hoch über und weit außer allem diesen steht, so sehr auch seine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entspricht. Der erste, und echt deutsche, unter jenen Fabelkreisen ist der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andern Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom brittischen König Artus, seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittischen oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohin Titurel, Parzival, Tristan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der dritte, ursprünglich französische Fabelkreis von Carl dem Großen und seinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser drei Kreise gehörig ist der Roman von Amadis von Gallien (vergl. Ritterwesen). Außer diesen Stoffen verarbeitete die poetische Lust

des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders Alexanders d. Gr. Thaten und die Kreuzzüge, auch biblische Geschichten, und sogar die Stoffe der ältern Epopöden Homer's und Virgil's zu neuen großen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth (s. Minnesinger). Aber, mochte es an politischen Ursachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pflegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindheit vor dem herannahenden Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14. Jahrh. an fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen Petrarca und Boccaccio, England seinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13. Jahrh. nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre; wenn die manessische Sammlung allein von 136 Dichtern dieses Jahrhunderts über vierzehnhundert Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14. unter den Rittern fast gar kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der Alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verwässert hatte, vergessen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutschland in die plumpen Hände der Meistersänger, die sie zerdrückten, und durch Regelzwang und zünftige Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten sich mühten (s. Meistersänger). So blieb es auch im 15. Jahrh., das gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorher gingen, so wie der kalten Ueberlegung, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geistesspiel, von der fröhlich unbefangnen Selbstbetrachtung und Umschauung glücklicherer und poetischer Zeiten. Erst am äußersten Ende des Mittelalters, als der frühere Dichtergeist nur noch in der Erinnerung lebte, als auch jene entgegengesetzte Begeisterung der Reformatoren und die Bewegungen, die sie erregte, sich schon etwas gelegt hatten, rief Ariost die Fabeln von den Pärs des großen Carl aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Welcher Unterschied aber zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausströmten, so daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie geordnet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz die Söhne der neuern Zeit sogleich verkündet, und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters welche die Welt nahmen, wie sie war, und, mehr Organe der Volkspoesie als selbstständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe, der vorherrschend wirksamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgsam nachsprach! Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die Baukunst aus durch völlige Eigenthümlichkeit. Wenn in den herrlichsten Bauwerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses, und somit die Entstehung aus dem Bedürfniß unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des letztern unter schöner gefälliger Form erscheinen und nichts sein wollen, als eben schöne Gebäude: so liegt dagegen das Wesen der sogenannten gothischen Baukunst (s. den Art. Baukunst) in einer tiefen großen Idee, die

sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von sich verschlingendem Geäste ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Meister, die die Dome zu Mailand und Köln, den Münster und die Westmünsterabtei schufen, und die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14. und 15. Jahrh. aus Griechenland in's Abendland kamen, sah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die schwächste Seite des Mittelalters ist die wissenschaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menschen taugten schlecht zum sitzenden Leben, zum anhaltenden emsigen Studium. Die Bemühungen, die Carl d. Gr. der Beförderung und Aufmunterung wissenschaftlichen Strebens und der Volksbildung widmete, wirkte kaum seine Lebenszeit hindurch; denn sie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germanischen Mann nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zn führen und sein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könne. Diese Barbarei ging so weit, daß die meisten Laien, die Vornehmsten nicht ausgenommen, kaum lesen oder schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltner Ausnahme, mehrere Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr, als Zauberer und Hexenmeister verbannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langeweile, so wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateinischen Sprache, welches der römische Ritus mit sich brachte, zu einer Art von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden. Aber ihre literarischen Arbeiten beschränkten sich auf das Abschreiben alter Schriftsteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meist magere gedankenlose Chroniken damaliger Ereignisse. Gleichwol sind wir für beider Art Arbeiten ihnen Dank schuldig. Durch ihren Fleiß sind die kostbaren Ueberreste des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigstens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Jahrbüchern schöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäischen Geschichte ist, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder seit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, so übergehen wir die wissenschaftlichen Bestrebungen gleichzeitiger Araber, wovon im Art. Arabische Literatur die Rede ist. Eben so kennt das griechische Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter; denn matte Greise können sich nicht verjüngen. Daher ist die todte Wissenschaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung so lange fremd bis sie, auf den edeln Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeistes keine entschiedene Einseitigkeit lange erträgt, so ward im 11. Jahrh. auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geschmack an den Wissenschaften hier und da, zum Theil von den Klöstern aus, meist aber später durch den Gewerbfleiß des Bürgerstandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenstaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfon-

so's, und andere geistreiche Fürsten Aufmunterung. Von dieser Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte ihrer Zeitgenossen gegen die Wissenschaften den Feuereifer für dieselben nur verstärkte. Da mochte man wol, fühlend, daß das Ueberwiegen der Phantasie und des Gemüths bis jetzt den wissenschaftlichen Geistesthätigkeiten im Wege gestanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieses Verhältnisses hinlänglich sei, sie zu fördern. Wie wäre man sonst auf eine neue, dem Geiste jener Zeit eigentlich widerstreitende Einseitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verstandes, oder vielmehr nur des Scharfsinns, so schnell und ausschließend gefallen? Diese Richtung äußerte sich besonders in der scholastischen Philosophie und Theologie, welche zugleich, bei der damaligen Seltenheit der Bücher, sich durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrsamkeit empfahl; dieselbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit so großen Geschmack an der unerschöpflichen Schatzkammer menschlichen Scharfsinns, dem römischen Gesetzbuche, finden, welches zu studiren, auswendig zu lernen, mit Glossen und Erläuterungen zu versehen, besonders die Italiener nicht müde werden konnten. Eben so machten es die Philosophen mit dem scharfsinnigen Aristoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabischen Uebertragungen oder vielmehr Umschmelzungen kannte, eine unbegrenzte Verehrung hatte. Das Schlimmste aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortschritte war, daß man über jene Commentare, Glossen und Compendien bald die Quellen selbst vernachlässigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an einem Orte sich die Universitäten bildeten, trugen sie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wissenschaften so hinderlichen, zünftigen Form, auch in dieser ausschließend dialektischen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Jurisprudenz, Theologie, und was man Philosophie nannte, oder besser, die Kunst über alles dieses spitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und besonders seit der Mitte des 12. Jahrh. verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienstvollen Arabern und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sklavin der Astrologie und ein Gegenstand der Speculation so schamloser, als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüdischer Nation. Die Philologie hatte zu Lanfrank's und Abälard's Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrh. wieder ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrer Seits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Werthlosigkeit hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwand der Kathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachsame Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist durch Luther's in Wittenberg angeschlagne Sätze, eine unbedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung, und somit des neuern Lichts in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt sind, die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Frei-

heit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Konstantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch die guten Köpfe und wissenschaftliebenden Großen Italiens zumeist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Brüderschaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende. Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuerer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienste genannt hat. Die in unsern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wol besser gewesen, unsre oder jene, scheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünscht nicht oft seine Jünglingsjahre zurück? Das Selbstvertrauen, mit dem er, kämen sie wieder, so manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, ist freilich nur Selbsttäuschung, insofern Jugend und Erfahrung sich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geschichte des Mittelalters, das Ausführlichere den einzelnen Staaten gewidmeten Artikeln überlassend. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten, zunächst nach der Völkerwanderung, folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Carl des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweckten römischen Kaiserthums; eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltungen der europäischen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Sarazenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft endlich Meister wird. Kolonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von diesen romantischen Abenteurern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slavischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit, so wie des Ritterthums, wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte, des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Gr. und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserlichen Ansehns in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Konstanz und Basel. Untergang des griech. Kaiserthums, daher einer Seits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, andrer Seits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien, Reformation. Das gehaltreichste historische Werk zur Uebersicht der Begebenheiten dieser Periode ist: Rühs Handb. der Geschichte des Mittelalters. Berl. 1818. HL.

Mittelländisches Meer führt diesen Namen von seiner Lage zwischen Europa, Asien und Afrika. Es ist eigentlich ein Theil des atlantischen Ozeans, und hängt gegen Westen durch die 7 Mei-

len lange und 2 M. br. Meerenge von Gibraltar mit demselben zusammen. In der Mitte dieser Meerenge bemerkt man einen starken Strom aus dem Ozean in das mittelländische Meer und an jeder Seite einen andern, auch einen in der Tiefe, welche längst der Küste in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländ. Meere in den Ozean fließen. Da aber diese Seitenströme weit schwächer sind, als der mittlere Strom, und kaum das durch diesen empfangne Wasser wieder zurückschicken können, daß das mittelländ. Meer noch außerdem eine ungeheure Menge Wasser durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dnister, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüsse empfängt, die sich in dasselbe ergießen: so macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo diese Menge Wasser bleibe, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, sich mit Macht in den Ozean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzustellen. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß es sich seines Ueberflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung entledige, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieses Meers befindlichen großen Feuerheerd verursacht wird; und daß ein solcher vorhanden sei, scheinen die vielen vulkanischen Ausbrüche in demselben und um dasselbe hinlänglich zu beweisen. Theile des mittelländischen Meers sind: das etrurische Meer, das adriatische Meer, der syrtische Busen, das ägeische oder griech. Meer (Archipelagus), die Meerenge oder Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Konstantinopel oder der Bosporus, das schwarze Meer, das asow'sche oder das faule Meer. Die Größe des mittelländ. Meeres schätzt man auf 40,000 Q.M. Es hat vermöge seiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Fluth.

Mittelsalze oder **Neutralsalze** heißen in der Chemie diejenigen zusammengesetzte Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen oder mit asorbirenden (einschluckenden) Erden entstehn, wenn diese Laugensalze oder Erden mit Säuren gesättigt sind. Man theilte sie ehemals in vollkommne oder wahre, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen entstehen (Neutralsalze im engern Sinne), und in unvollkommne oder erdige, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letztern Mittelsalze. Es gibt deren so vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt sie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. schwefelsaure Bittererde, Bittersalz, englisches Salz, schwefelsaure Alaunerde, Alaun u. s. w. Das Glaubersalz, das gemeine Kochsalz sind feuerbeständige Mittelsalze, die mineralische Laugensalze zur Grundlage haben.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen **Stimmen** (s. d. Art.), welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen, und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vocalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola 2c.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, s. **Halbschatten** und **Mezzotinto**.

Mitternacht oder Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache Norden. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unsrer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h.

der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehrere Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht oder Mitternachtzeit ist der dem Mittage, von dem sie um 12 Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den vier Kardinalpunkten.

Mitylene, s. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtnißkunst, nennt man die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondre Methoden zu Hülfe zu kommen. So gibt es künstliche Methoden, sich der Orte, und andre, um sich der Zahlen leichter zu erinnern. Diese Methoden sind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich Einige der äußern Gegenstände (Topologie), welche am meisten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfner Bilder (Symbolik), welchen sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, Andre hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner um alle Theile seiner Rede im Gedächtniß zu behalten zweckmäßig, wenn er vorher den Ort besichtigt, wo er diese Rede halten soll, hier die auffallendsten physischen Gegenstände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derselben einen Theil seiner Rede knüpft. Will er z. B. in seiner Rede im Vorbeigehen von der Wachsamkeit des Turenne sprechen, so nimt er sich vor, daß einer der ihm gegenüberstehenden Pfeiler die Tugend dieses Feldherrn bedeuten soll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, so wie jedes andern Gegenstandes, an welchen er einen Theil seiner Rede geknüpft hat, nach dem Gesetze der Ideenassociation jeder Gegenstand seiner Rede gegenwärtig sein. Was die Methoden betrifft, gewisse Zahlen im Gedächtnisse zu behalten, so gibt es deren mehrere. Unter andern hat man z. B. vorgeschlagen, gewisse Worte so zu bilden, daß sie, nach einer vorausbestimmten Bedeutung der Buchstaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geschieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieser Methode ist vorzüglich bei der Geschichte sichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. seinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäsar 46 J. v. C. die Oberherrschaft über Rom erlangt, so verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dies als der Endsylbe, nach vorstehendem Schema, die Zahl 46 gibt, so wird man sich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an diese Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergessen, daß Alexander d. Gr. seine Herrschaft im J. 331 v. Chr. stiftete, so sage man statt Alexander Alexita, indem dieses ita nach vorliegendem Schema, die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus verwandelt in Cyruts auf dieselbe Weise das Stiftungsjahr seiner großen Monarchie. Alles dieses sind jedoch nur Specialme-

thoden, um das Gedächtniß für gewisse Gegenstände und in gewissen Fällen zu unterstützen. Andre haben versucht, eine Mnemonik von umfassendrer Art nach allgemeinen Grundsätzen zu bilden. Indessen hat noch kein Versuch dieser Art etwas Vorzügliches geleistet, und bis jetzt haben alle diejenigen, welche sich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieses bloß der Natur und Uebung, nicht einer künstlichen Methode zu verdanken gehabt. Die Alten kannten die Mnemonik; sie soll, wie Einige behaupten, aus dem Orient zu den Griechen gekommen sein; Andre geben den griechischen Dichter Simonides (s. d.) als ihren Erfinder an. Zu den Zeiten des Cicero war sie unter den Römern bekannt; nach Quintilian's Zeiten kam sie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholastikern die tabellarische Methode auf. Conrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrh. stellten die Mnemonik wieder her und bildeten sie aus. In den neuesten Zeiten haben sich verschiedne Gelehrte mit derselben beschäftigt. Die vorzüglichsten Werke darüber sind folgende: Mnemonik oder die Gedächtnißkunst der Alten, von Kästner, Lpz. 1805. Systematische Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, vom Freiherrn v. Aretin, Sulzbach 1810. Mnemonik oder praktische Gedächtnißkunst ꝛc. nach Feinaigle, Frankfurt a. M. 1811.

Mnemosyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie ist, wie die Mythe erzählt, die Bildnerin des menschlichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses (daher ihr Name) welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Musen (s. d. A.), indem sie neun Nächte in seinen Armen ruhte.

Mobilien, Mobiliarvermögen. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Bestimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztre, welche man sonst auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, sind solche, welche unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortschaffung schwer oder leicht sei, macht, wenn die Gesetze nicht etwas Besondres dabei bestimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis) keinen Unterschied. Zu den beweglichen Sachen im juristischen Sinn rechnet man gewöhnlich 1. Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen sind, und der Inbegriff derselben macht das bewegliche oder sogenannte Mobiliarvermögen aus; 2. Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleich geachtet werden); 3. Schuldfoderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungsfrist verflossen ist, nicht aber das Kapital; 4. die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelösten und einige andre Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht diese selbst; auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. solche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinsamen Gebrauch bestimmt sind; Möbeln oder solche bewegliche Sachen, welche zu bequemem Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind; Geräthschaften, die zum Betrieb eines gewissen Geschäfts oder Gewerbes bestimmt sind; Moventien, d. i. Sachen, die sich selbst bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geschöpfe versteht; Kapitalien oder Kapitalvermögen, edle, aber

noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsstücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören 1. alle liegende Gründe oder sogenannte Grundstücke, d. h. solche unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten Gebäude (praedia urbana); 2. Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich sind, aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbesondre a) wenn sie durch einen künstlichen oder natürlichen Zusammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigstens durch die Eigenschaft einer Zubehörung (accessorium) derselben diesen Charakter annehmen (z. B. Fenster, Thüren, Dachziegel, Thürschlösser); b) alle Foderungen und Ansprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche sich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. s. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewissen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und als solche schwer fortzuschaffen sind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rechte aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es sich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbewegliche Güter getheilt werden. Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlasses (Mobiliarvermögens).

Mocca, Mokka oder Moka, auch Mocha, eine Stadt am arabischen Meerbusen in der Provinz Jemen, mit einen geräumigen Hafen, und 5000 Einw. Sie ist eine der vornehmsten Handelsstädte in Arabien und den angrenzenden Ländern, welche Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, und von fast allen andern Nationen besuchen. Ehedem war dieser Ort ein bloßes Dorf, aber im 16. Jahrh. zog der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, nach Mokka, der seitdem sehr zugenommen hat. Die Europäer bringen vornehmlich indische Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Kaffee (welcher daher Mokka Kaffee genannt wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih fast noch größere Geschäfte mit diesem Artikel gemacht werden), Aloe, Balsam, Gummi u. s. w. ein. Vom Mai bis zum August ist der Handel am lebhaftesten, und es kommen während dieser Zeit gewöhnlich 90 — 100 Schiffe aus allen Gegenden daselbst an. Die größten Geschäfte machen die Engländer. Die Regierung zu Mokka führt ein Statthalter (Dola) des Imans oder Beherrscher des Jemen.

Modalität. Die Modalität ist diejenige Kategorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorstellungen des ganzen Urtheils zum Verstande bestimmt. Es ist also die Modalität der Urtheile die Art und Weise des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Fürwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er es als bestimmt gibt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodiktischen Urtheilen. Im Allgemeinen lassen sich die Modalitäten so ausdrücken: Es kann sein, daß A das Prädicat B hat (problematisch); alle A sind B (assertorisch), alle A sind nothwendig B (apodiktisch). Das allgemeine Prinzip, welches dem allen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen

auf irgend eine Art verknüpft sein. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist, ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, existirt nothwendig.

Mode. Diese Tyrannin des Menschengeschlechts, der sich noch kein Volk entzogen hat, und die in der alten Welt so gut herrschte und herrschen wird, wie in der neuen, ist bereits vielfach der Vorwurf gelehrter Definitionen und ungelehrter Philippiken gewesen; auch die Sprachforscher, deren Mode es ist sich häufig mehr um den Schall (das Wort) und dessen Entstehung als um die dadurch bezeichnete Sache mit gelehrter Emsigkeit zu bekümmern, haben nicht verfehlt in dem großen Redeschatz aller Nationen nach der Wurzel des Wortes „Mode" zu graben, und da sind denn in Folge aller dieser Bemühungen zum Theil sehr durchdachte, zum Theil sehr wunderliche Auseinandersetzungen erschienen die immer wieder, oft sammt ihren tiefsinnigen Urhebern aus der Mode kamen, während die Mode selbst stets Mode blieb. Da hier indeß weder der Ort noch der Raum ist, dem Leser alle jene für, über und gegen die Mode gesagten Dinge, auch nur in extenso anzuführen: so müssen wir uns bezwingen und bemerken daß das auch bei uns Deutschen eingebürgerte, aus dem lateinischen stammende Wort „Mode," im Allgemeinen der Begriff von dem bezeichnet, was gerade eben an einem Orte Sitte und Gewohnheit, sowol im Handeln als Benehmen, in der Art sich zu kleiden, zu wohnen, kurz zu leben ist. In einen engern Sinn genommen, bezeichnet es aber die gerade herrschende Art sich zu tragen (zu kleiden). Daß übrigens jedes Volk, auch das rohste, seine eigenen Moden dem weitren Begriff nach hat, ist eben so bekannt, wie daß die Mode in den beschränktern Sinn der Art sich zu kleiden und zu schmücken genommen, auch bei ihm herrscht, ihr Wechsel, ihre Ausdehnung u. d. m. aber freilich nach dem mehr oder mindrem Grade der Bildung, der Industrie und des Reichthums eines Volks abhängt, eben so wie auch von der geographischen Lage und der staatlichen Einrichtung eines Landes. Je ärmer, unkultivirter, unbevölkerter oder auch abgeschnittner von dem Weltverkehr ein Volk ist, je weniger wird natürlich bei ihm das Kind der Industrie, die Mode, dem Wechsel unterworfen sein, und derselbe Fall wird auch eintreten, wo ein despotisches Joch seine freie Beweglichkeit, also die der Mode hemmt (wie z. B. in den mehrsten asiatischen Ländern) oder starres Festhalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abschließen gegen alles Fremde (wie z. B. in China) den Geist wie in Allem, so auch hierin, einseitig macht und festbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Gesetzgebungen herrschen, wo der häufige nnd immerwährende Verkehr mit andern nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimischer Industrie der nationale Wohlstand blüht, da muß natürlich und folgerechte Art und Weise der Einzelnen zu leben, sich einzurichten, zu kleiden, zu schmücken rc. den vielfachsten Wechsel haben und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit, mancher so genannten Philosophen dazu, um unbedingt das Anathema über das wechselnde Kind des Augenblicks, die freilich oft in ihren Erscheinungen bequem genug auftretende Mode, zu sprechen. Daß sie eine Beleberin der Industrie ist, die ohne sie sich lange nicht, in dem blühenden Zustande befinden würde, in welchem sie in manchen Län-

dern sich zeigt, ist gewiß, und eben so daß nur dann das Bestreben die Aeußerlichkeit um und an sich möglichst zu verschönen und ihr durch Wechsel einen Reiz zu geben, Tadel verdient, wenn die Sache bis zur stutzerhaften Narrheit und so weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres versäumt, der Ruin des häuslichen Wohlbefindens herbeigeführt und die Nebensache zur Hauptsache im Leben gemacht wird. Welche Spielereien die Sucht eitler Personen sich auszuzeichnen, verbunden mit dem Speculationsgeist der Handelsleute, schon im Reiche der Mode hervorgerufen haben, was übrigens jeder und die oft seltsamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, sowol bei Männern als bei Frauen, so wie die manchmal höchst lächerlichen Benennungen derselben und der gerade getragen werdenden Farben (man denke nur an die Hüthe à la Ypsilanti und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwarow, an die Uhrketten à la Nelson rc.), beweisen dies genugsam. Als Heimath- und Geburtsland der Moden wurde bisher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anspruch auf diese Ehre, und man muß gestehen daß in der Bizarrerie und Verschrobenheit der Art zu kleiden die brittischen Elegants und Petitmaitres es den französischen in unserer Zeit meist bedeutend zuvorthun, wie nicht allein die Mehrzahl der jetzt auf dem Continente umherziehenden echten englischen Gentlemans und Lady's dies beweist; sondern auch die unechten, unsre Deutschen nachtretenden Stutzer und Stutzerinnen. Bemerken wollen wir übrigens schließlich noch, daß die jetzt unter uns so verbreiteten, der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitschriften deutschen Ursprungs sind, (angefangen in der löblichen Absicht, um die Erfindungen der pariser und londoner Schneider und Putzmacherinnen möglichst allgemein bekannt im Vaterlande zu machen), daß andre Länder uns diese Mode nachgemacht haben, daß die erste Zeitschrift dieser Art: „Mode und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" in Erfurt 1758 erschien und daß jetzt das weimarische „Journal des Luxus und der Moden," die wiener „Zeitschrift für Literatur, Kunst, Theater und Mode" und das frankfurther „Mode-Journal" darunter den ersten Platz behaupten.

Modell, Vorbild, Musterbild, nennt man in der Malerei eine männliche oder weibliche Person, welche der Künstler nackend vor sich hinstellt, um sie zum Gegenstande seines Studiums zu machen. Ein Gemälde nach solch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunst heißt das Modell ein künstlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künstler aus einem härtern Stoffe zu bilden vor hat, besonders wenn er im vorgegebnen Maßstabe (wie das architektonische Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier ist also das Modell eigne Erfindung und Vorarbeitung des Künstlers; in der Malerei etwas Gegebenes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet ist. Das Studium nach Modellen kann und soll keinen andern Zweck haben, als die verschiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geschlechtern nach Verschiedenheit des Alters, der Lage und Handlungen kennen zu lernen, das Auge dadurch zu schärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommne mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzustellen. Soll der Künstler diesen Zweck erreichen, so darf er sich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, sondern muß die Natur in ihren mancherlei Vorbildern für Geschlecht, Alter und Charakter studiren. Hat der Künstler die

Idee irgend einer Gestalt oder eines Charakters deutlich gedacht, so wird er dieselbe bei der Ausführung überall vorwalten lassen. Bildete er aber von mehrern Modellen verschiedne Theile mit sklavischer Beobachtung der Individualität nach: so müßte ein unharmonisches Ganze entstehen, wie es kein denkender Künstler, sondern bloß ein geistloser mechanischer Copist liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Gestalt abformen, ein Modellmacher (modeleur) ist derjenige mechanische Künstler, der Körper nach verjüngtem Maßstabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltischler. Modellschneider ist derjenige Künstler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüssen rc. in Holz schneidet. dd.

Modena und das Haus Oesterreich-Este. Das souveräne Herzogthum Modena, liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewässert. Es grenzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena sind durch den wiener Congreß auf's neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gleiches Namens an den reizenden Ufern des Tessone, Ariosto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Maler dieses Namens, oder Antonio Allegri, geboren ist), Carpi und Rivoli; zusammen 81 Q. M., mit 337,000 Einw.; ferner Massa und Carrara (Stadt, 8500 Einw., mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebst den vormaligen kaiserl. Reichslehen in der Landschaft, zusammen 15 QM. mit 37,500 Einw.; das Ganze also 96 Q. M. mit 375,000 Einw. in 10 Städten, 63 Marktflecken und über 400 Dörfern. Die Haupt- und Residenzstadt Modena (20,000 Einw.) ist schön gebaut (Strada Maestra und das an Gemälden reiche Schloß), sehr reinlich und besitzt mehrere Kunstsachen. Die modenesische Bildergallerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena ist die Geburtsstadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch seine Forschungen in der italienischen Geschichte berühmten Muratori, und des Dichters Tassoni, der die erste komische Epopöe in Italien schrieb, la Secchia rapita; ein Gedicht, zu dem ein Eimer Anlaß gegeben hat, welchen die Modeneser 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet und als Throphäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, besonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1½ Mill. Fl. Einkünfte, und wird monarchisch von einer Seitenlinie des Hauses Oesterreich, von dem Herzog von Oesterreich-Este, regiert. Das Haus Este, eins der ältesten in Europa, stammt aus der Lombardei. Es besaß ehemals Güter im Toscanischen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. (†. 1097), Herr von Mailand, Genua u. s. w., wurde der Stammvater der Häuser Braunschweig und Este. Der mit seiner ersten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II. Herzogs von Baiern Tochter, erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich seinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutschland, und von seinem zweiten Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Baiern, stammt das Haus Braunschweig ab. Der von Albert Azzo II. mit seiner zweiten Gemahlin, Garsende oder Irmgard Gräfin von Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Este (Ateste, Stadt im Paduanischen) und Stifter des Hauses Este. Die Nachkommen dieses Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podesta u. a. Stellen. Dadurch stieg ihr Ansehn, und bei den Unruhen, welche damals das republikanische Oberitalien zerrütteten, wählten

die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290, und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Este zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieses Obizzo, Borso von Este, wurde vom Kaiser Friedrich III. 1452 zum Herzoge von Modena und Reggio erhoben. Der letzte ebenbürtige Herzog dieses Geschlechts Alfons II. erhielt vom Kaiser Rudolph II. die Erlaubniß, einen in morganatischer Ehe erzeugten Sohn seines Oheims, Cäsar von Este, zu seinem Nachfolger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi beliehen wurde, indem der Papst Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara als ein erledigtes Lehen der päpstlichen Kammer einzog. Von diesem Cäsar stammten die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiser 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Herkules III. Reynald, verm. 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia von Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, verm. mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.). 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der lüneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ diese Provinz seinem Schwiegersohne, und starb 1803 zu Treviso. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805, und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1779, und verm. 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den wiener Congreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Ueberdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewisse Striche davon an Modena gewiesen, ohne daß die Lage noch sonst ein Grund diese Losreißung rechtfertigt (m. s. die Kritik dieses Art. in Schöll's Traités de Paix. XI. P. 383). Der Herzog rief 1814 die Jesuiten in seine Staaten zurück. Er hat einen Erbprinzen, geb. 1819, und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Este und Maximilian von Este. Das Haus Modena-Este besitzt noch in der Provinz Treviso die reichen Fideicommißgüter des Hauses Obizzi, das mit dem Hause Este eines Stammes war, die 200,000 Fl. jährlich einbringen. Solche erbte der Herzog Herkules III. dessen Erbtochter Beatrix sie an das jetzige Haus Modena Este brachte. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen diese Staaten an Oesterreich. K.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d. Art.), dem Geschmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Aesthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des antiken (s. d. Art. Antik). Die neuere Bildung, sagt A. W. Schlegel, ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und von den Bruchstücken des Alterthums zusamt mengeschmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem ger-

manischen Völkerstamm, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu sein; Vieles scheint in dem germanischen Charakter begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über dieses durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christliche Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten offenbarten sich jene Züge in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12. Jahrh. an), denn die Kunst ist es, welche vorzüglich den unsterblichen Geist einer Zeit in sich aufnimt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehn (vergl. d. A. Romantisch). In der christlichen Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem klassischen Alterthume verschiednen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darstellung mehr verschwand, und die Kunstdarstellung subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichsam die Farbe seiner Ansicht gab, und das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondre die Poesie, sogar im Epischen, lyrischer und musikalischer, die züchtige Malerei unter den bildenden Künsten (s. Malerei) die herrschende, und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte die Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Malerei erschuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunstvoll verbundnen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Malerei an (s. d. A. Pittoresk), und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztre zu erreichen vermag. Die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und kolossalen Gebäuden der christl. Tempel. Diese in Allem herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. die stärkere Empfindsamkeit (s. d. A. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich mit phantastischem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiener, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohllautender; gigantischer, ernster und düstrer der Nordländer. Ja selbst im Komischen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt eine neue Epoche, in welcher der romantische, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des

Verstandes und der Wissenschaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunst geringer; daher sehen wir auch hier die Kunst die verschiedensten Richtungen z. B. die moralische oder intellectuelle, historische oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verschiedensten Zeiten behandeln, jedoch so, daß auch die Behandlung der Gegenstände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verleugnen kann, welcher größtentheils auf Rührung und Wirkung hingeht, und einen elegischen Grundton hat (moderne oder sentimentale Behandlung); ja es möchte selbst das Hinneigen der Poesie zur Philosophie, namentlich zu dem in derselben vorherrschenden Idealismus, zu den weniger hervortretenden Zügen dieser Kunstepoche gehören, die man oft, im Gegensatze der romantischen, vorzugsweise modern nennt. Aus jenen Zügen, so wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt sich auch die Verbreitung des Romans, gleichsam eines Schattens der romantischen Poesie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe sagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt zu verschaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poesie zu erheben strebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauspiels und der Familiengemälde, die Herrschaft der didaktischen und elegischen Poesie, so wie der Landschaft, der Prospecte und der Porträts in der Malerei. Ueberhaupt herrschen in dem Leben der Modernen die (mehr systematische) Wissenschaft und die Gewerbe noch über die Kunst, weshalb auch die Naturpoesie seltner, die Knnst mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Erzeugniß einzelner zerstreuter Genien geworden ist. T.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne gebraucht. Im ersten Falle versteht man darunter die mannichfaltige und schickliche Abwechselung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine solche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechselt wird, oder dasjenige Verfahren, welches man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird also dadurch die Kunst bezeichnet, den Gesang und die Harmonie aus dem Hauptttone durch andre Tonarten, vermittelst schicklicher Ausweichungen, durchzuführen und dann wieder in den ersten, oder Hauptton, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonstücken, die nur aus einem Satze bestehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeit lang in dem Hauptttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, besteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechselung und Mannichfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommnen Tone fortsetzt und am Ende darin beschließt. Hiezu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang seiner wesentlichen Töne der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Gesang, so wie die Harmonie, durch die verschiednen Töne der angenommnen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derselben fremde Töne, weder im Gesange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei ist aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechselung empfinde. Man muß nicht, wie wol beschränkte Harmonisten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder sich in solchen Versetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder dessen erster Abschnitt

beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen ist, zurückkommen, und in demselben schließen. Die Regel, daß man nur solche Töne hören lasse, die der angenommnen Tonleiter zugehören, ist so zu verstehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichsam im Vorbeigehn Statt finde, und dieser selbst sogleich auch wieder entlassen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieser wieder zurück in den Hauptton gehen, ohne daß durch diese zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieser Tonleiter selbst verletzt oder vernichtet würde. Nur müssen nicht solche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich widersprechend sind, wie, wenn man in dieser Tonart cis oder dis hören lassen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation versteht, erfodert schon mehr Kenntniß der Harmonie, und ist größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie besteht nämlich in der Kunst, längern Stücken durch öftere Abwechselung des Tones eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig ist, in längern Stücken Gesang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren: so ist hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer solchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müsse, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechselung zur Absicht habe, oder ob sie zur Unterstützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen solle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonsetzer in besondern Fällen die Regeln seines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone sich weit entfernen, oder wo er in dessen Nähe verweilen könne, ob er schnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo seine Ausweichungen sanfter und allmälig sein sollen. Denn Ausweichungen sind die wichtigsten Hülfsmittel des musikalischen Ausdrucks. In Stücken von sanftem und ruhigem Affecte ist es nicht erlaubt so oft auszuweichen, als in denen, welche ungestüme und heftige Leidenschaften auszudrücken haben. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation so durch den Ausdruck bestimmt werden, daß jeder einzelne melodische Gedanke in dem Tone vorkommt, der sich am besten für ihn schickt. Zärtliche und schmerzhafte Melodien sollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zusammenhanges wegen nothwendig zu berühren sind, sollten gleich wieder verlassen werden. Es ist einer der schwersten Theile der Kunst, in der Modulation stets untadelhaft zu sein. Daher ist es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunst schreiben, sich über diesen wichtigen Gegenstand so wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn sie zeigen, wie man mit guter Art von dem Haupttone durch den ganzen Cirkel der 24 Töne herumwandeln und am Ende wieder in den ersten Ton einlenken soll. Pp.

Mogul, s. Mongolen.

Mohacs oder Mohatsch, ein Marktflecken in Niederungarn, in der baranyer Gespannschaft, nicht weit von der Donau, mit einem festen Schlosse, wird von Ungarn, Deutschen und Raitzen bewohnt, und ist vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn 1526 von den Türken eine völlige Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe

Czelje in einem Sumpfe erstickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiserlichen, welche der Herzog von Lothringen befehligte (1687).

Mohammed, s. Mahomed.

Mohn, Mohnsaft, Mohnsamen auch Magsamen, ein kleiner, weißer, sonst aber auch fleischfarbiger, schwarzer, aschgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Samen aus den Fruchtbehältnissen des zahmen Garten- und Feldmohns, wovon der weiße oder graue die gewöhnlichsten sind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchsafte in vielen Gegenden von Deutschland in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Samen wird für den besten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen, und einem bald weißen oder etwas fleischfarbnen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aschgrauen Samen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Samen gepreßte treffliche Speiseöl (welches unter allen Oelen zum Malen das vorzüglichste ist, gut trocknet und den Farben nicht schadet, es wird dadurch verbessert, daß man es mit weißem Sande durchschwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwol etwas trübe, aber völlig flüssig und brauchbar wird), den Samen, der einen angenehmen, süßen Geschmack hat, dabei fett, ölig und nahrhaft ist (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Brustbeschwerden als Arznei) und das Opium (s. d. A.). Die Mohnpflanze wird fast in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutschland liefert Thüringen, und insbesondre die Gegend von Erfurt den meisten.

Mola. Unter diesem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Maler der italienischen Schule, nämlich: 1. Pietro Francesco Mola, geb. zu Coldre im Mailändischen 1621. Aus Albani's Schule kam er nach Venedig. Hier bildete er sich aus des Albani und Guercino Manier einen eignen Styl, vervollkommnete sich im Colorit, und sah sich durch des letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Josephs in der Gallerie von Monte Cavallo malen ließ, und ihn sehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof ein, aber er starb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man noch jetzt viele Frescobilder von ihm sieht. Auch in dem kön. Palaste zu Paris sah man mehrere treffliche Bilder von ihm, z. B. den heil. Johannes in der Wüste predigend, den heil. Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptische Flucht, Tancred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler. 2. Giovanni Battista Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jakob Bernhard von), der letzte Großmeister der Templer, berühmt durch sein Unglück, stammte von dem Geschlechte derer von Longeric und Raon aus Burgund. Noch sehr jung wurde er um's Jahr 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen und nach Palästina geschickt, wo er sich im Kampf gegen die Ungläubigen

hervorthat. Als Wilhelm von Beaujou, damaliger Großmeister, starb, ward Molay, obschon er sich zu der Zeit gerade nicht im Orient befand, seiner Tapferkeit, Rechtschaffenheit und Klugheit wegen, einstimmig an dessen Stelle zum Oberhaupt des Ordens erwählt und als 1299 Jerusalem zum zweiten Male von den Christen erobert wurde, zeichnete er sich dabei durch thätige Theilnahme aus. Bald ging Jerusalem indeß nochmals verloren und der Templerorden sah sich genöthigt sich erst nach der Insel Arat, dann nach Cypern zurückzuziehen, wo Molay eben beschäftigt war eine neue Ausrüstung gegen die Sarazenen zu betreiben, als er unter dem Vorwande einer beabsichtigten Vereinigung der Templer mit dem Orden der Ritter vom Hospital des heil. Johannes zu Jerusalem (die damals ihren Sitz auf Rhodus hatten) von König Philipp den Schönen nach Frankreich eingeladen wurde (1305.) Hier erwartete den unglücklichen Großmeister, der sich mit 60 Rittern argwohnlos eingefunden hatte ein schreckliches Schicksal. König Philipp und Papst Clemens V. beide begierig nach den Schätzen des Ordens und beide darin einverstanden ihn durch jedes Mittel zu unterdrücken, verhingen über die Templer ein so furchtbares Gericht daß in wenig Jahren der so reiche, mächtige und zahlreiche Orden vernichtet und viele von dessen Gliedern dem schauderhaftesten Tode Preis gegeben wurden. Auch Molay entging diesem Schicksal nicht. Anfänglich von dem heuchlerischen Philipp mit der größten Freundschaft aufgenommen und sogar von ihm zur Uebernahme der Pathenstelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, ward er mit allen in Frankreich auf ihren Comthureien und Balleien zerstreut lebenden Rittern, am 13. October 1307 plötzlich und unvermuthet verhaftet, vor ein gedungnes Gericht gestellt und nach Jahre langem Leiden im Kerker und nach den grausamsten Mißhandlungen durch Tortur, am 18. März 1314 in Paris auf einer kleinen Insel in der Seine, auf derselben Stelle wo später die Bildsäule Heinrichs IV. stand, nebst dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greise, bei langsamen Feuer verbrannt. Früher schon waren 54 Tempelritter auf gleiche Art hingeopfert worden, (vergl. den Artikel: Tempelherren.) Die schändlichen und nie erwiesnen Beschuldigungen welche damals und auch noch später so wol dem Orden als dem unglücklichen Molay gemacht wurden und die offenbar nichts anders als muthwillige Verdrehungen und Unwahrheiten waren, welche sich die Tyrannei eines habsüchtigen Königs im Verbande mit der feilen Dienstfertigkeit, von Clemens V. auszustreuen erlaubte, sind in neuerer Zeit durch den rühmlichen Forschungseifer einiger Gelehrten, (z. B. Raynouard's in Paris, der auch ein mit Beifall aufgenommnes Trauerspiel: „die Templer," geschrieben hat) in ihrer Nichtigkeit dargethan und dadurch ein neuer Beweiß geliefert worden, welcher Greuelthaten unbeschränkte Willkür und Fanatismus fähig sind. Bemerkung verdient noch, daß Molay und sein Todesgefährte der alte Prior Guido, im Gefühl ihrer Unschuld und des ihnen wiederfahrenden gräßlichen Unrechts, im Sterben noch, sowol König Philipp als Clemens V. mit lauter Stimme vor dem Throne Gottes zur Rechenschaft foderten, und daß die beiden Genannten noch in demselben Jahre plötzlich vom Leben scheiden mußten.

Moldau, eine Provinz, welche zur europ. Türkei gerechnet wird, weil sie unter einem mittelbaren, der Pforte als Vasall unterworfenen Fürsten oder Hospodar (ein slavisches Wort, das so viel als Herr bedeutet) steht. Sie grenzt an das russische Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei, wird in die obere und

untere Moldau eingetheilt, und soll, nach der 1812 an Rußland gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derselben, dermalen 570 Q. M. mit 280,000 Einw., unter welchen 4000 Bojaren, enthalten. Die Moldau hat mit der ihr benachbarten Walachei fast stets gleiche Schicksale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten diese beide Provinzen den Namen Dacia transalpina (das jenseits der Karpathen gelegne Dacien). Im 11. und 12. Jahrh. wohnten hier die Kumanen, und das Land hieß nach ihnen Kumanien. Als diese 1239 nach Ungarn gingen, setzten sich die aus Thrazien angekommnen Walachen hier fest, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldova) auf. Ob nun gleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprung und, einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Abneigung. Die Moldau hat ihre eignen Fürsten, die aber mit ihren Nachbarn öfter in Kriege verwickelt wurden. Von 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erst 1503 übertrug Fürst Bogdan III. ihnen sein Land zu Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkürlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich, diese Würde einem Griechen, indeß wählte die Pforte 1822 einer Bojar Stourza zum Hospodar, der aber das Land nach arger türkischer Verwüstung nach der Verjagung der griechischen Hätaristen in Besitz nahm. Die Moldau ist von den Russen mehreremale erobert, aber immer wieder zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensschlusse zu Bukarest 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 Q. M., in welchem die bekannte Festung Choczym liegt, bis an den Pruth, der nun die Grenze macht, abtreten. Schon 1777 war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau 178 Q. M., der seitdem den Namen Buckowina erhalten hat, an Oesterreich abgetreten worden (s. Buckowina). Ein Theil der untern Moldau, der 400 Q. M. enthält, an das schwarze Meer grenzt und unter dem Namen Bessarabien bekannt ist, war schon seit langer Zeit den Moldauern von den Türken entrissen worden, wurde aber von diesen in dem Friedensschlusse im J. 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Die Moldau ist ein äußerst fruchtbares Land, doch zum Theil noch unangebaut, wozu die häufigen Kriege zwischen den Russen und Türken viel beigetragen haben. Ganz vorzüglich sind die Viehweiden dieses Landes, und die Viehzucht jeder Art ist daher außerordentlich stark. Es wurden sonst jährlich 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochsen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo sie als polnische Ochsen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Ursache des großen Ueberflusses an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh schlachtet, sondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht ist bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Konstantinopel, das Wachs aber meistens nach Venedig verkauft. Eine häufige und große Plage für das Land sind die Heuschrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern, der Aberglaube den Einwohnern nicht gestattet. Die Moldau ist reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachlässigt die Aufsuchung derselben fast gänzlich. Doch werden verschiedne Salzgruben, besonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinsalzes ist beträchtlich. Die Einwohner sind der griechischen Religion zugethan.

Die Bauern sind nicht leibeigen, stehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürsten, die nur Reichthümer zu sammeln suchen, und der Edelleute (Bojaren); sie sind daher träge und im Ganzen von schlechtem Charakter. Es halten sich viel Türken, Armenier, Griechen Juden und Russen, in deren Händen der Handel ausschließlich ist, im Lande auf. Die Einkünfte des Fürsten betrugen 400,000 Thaler. Die Haupt- und Residenzstadt ist Jassy oder Jaschy (s. d. A.). Okna, an der Grenze von Siebenbürgen, ist wegen seiner Salzgruben bekannt. Galacz ist eine offne aber ansehnliche Handelsstadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieselbe fällt. Der Hafen ist immer mit türkischen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem schwarzen Meere moldauische Producte nach Konstantinopel führen.

Molé, (Fr. René) s. pariser Theater und franz. Lit.: 11—12. Abth. dramatische Poesie und Schauspielkunst.

Molé (Mathieu), Präsident des Parlaments von Paris und ein ausgezeichneter Staatsmann, wurde 1584 geboren. Sein Vater, General-Procureur und später gleichfalls Parlaments-Präsident, hatte während den Kämpfen der Ligue dies Amt rühmlich verwaltet, der Sohn stand ihm während den Streitigkeiten der Fronde mit gleichem Ruhme vor. Seine Rechtschaffenheit, Geradheit und Unerschrockenheit ließ ihn selbst unter dem despotischsten aller Minister, unter Richelieu, oft siegreich der Willkür wiederstehen und nicht minder gelang es ihm unter den nicht weniger herrschsüchtigen aber minder kraftvollen Mazarin, sich die Achtung aller streitenden Parteien zu erhalten. Schon im Jahr 1614 folgte Molé, damals erst 30 Jahr alt, dem Herrn v. Bellievre, in der Stelle eines General-Procureurs und 1641 ward er durch Richelieu selbst, dem er sich eben erst in einer Streitsache mit dem Marschall v. Marillac wiedersetzt hatte, zum ersten Präsidenten des Parlaments ernannt. Bald darauf brachen die Händel der Fronde aus (s. d. Art.) und wurden für Molé der wahre Probierstein eines klugen Staatsmannes. Mit eben so viel Klugheit als Geschick wußte er in diesem, Frankreich damals nicht wenig erschütternden Parteikampf die Interessen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes, zu vertreten, und sein Benehmen, als endlich die Sache zum offenen Bruche kam und Paris der Schauplatz der tumultuarischen Bewegungen wurde, war so fest, würdevoll und muthig, daß ihm selbst die erbittertsten Gegner ihren Beifall nicht versagen konnten, und daß Condé und der Cardinal von Retz, zwei Hauptpersonen in dem damaligen politischen Drama, welches zum Schaden des Landes von ehrsüchtigen Parteien aufgeführt wurde, gezwungen waren ihn zu schätzen, obschon Molé's unerschütterliche Rechtsliebe und Anhänglichkeit an das Beste des Throns und Volks, ihren Absichten oft hemmend in den Weg trat. Eine Zeitlang hatte Molé, müde der Ränke jener Ehrsüchtigen welche nur dahin trachteten ihr Bestes zu wahren, und ohne Schutz von Seiten des hin und herschwankenden Hofes, freiwillig das Siegel abgegeben und die Schadloshaltung welche Anna von Oesterreich ihm durch Verschaffung des Kardinalshutes, seinem Sohne durch Ertheilung einer Staatssecretärstelle, gewähren wollte, abgelehnt, bald aber mußte er von neuem das schwere Amt übernehmen und abermals mehr wie ein Mal den Wüthenden von allen Seiten die feste Brust entgegen zu stellen. Eher endeten auch seine unglücklichen Streitigkeiten zwischen dem Parlament, dem Hofe und den Anführern der Fronde nicht, als bis Ludwig XIV. selbst das Ruder des Staates ergriff

und unter der klugen und glanzvollen Despotie dieses Fürsten, die letzten Reste der Freiheiten des Parlaments und des Volks dahinschwanden. Diesen Zeitpunkt erlebte Molé nicht ganz. Er starb den 3. Januar 1656, mehrere Kinder hinterlassend. Ein Enkel von ihm (Mathieu-François) bekleidete gerade hundert Jahre nach seinem Tode, die einst von ihm so rühmlich verwaltete Stelle als Präsident des pariser Parlaments und endete während der Revolution auf dem Blutgerüste. In den Memoiren des Kardinal von Retz, so wie in allen andern Geschichtswerken jener merkwürdigen Zeit der Regentschaft Anna's von Oesterreich und Mazarin's, ist überall Molé's großer Wirksamkeit in den damaligen verwickelten Angelegenheiten des Staates gedacht, und alle stimmen darin überein, daß kein Würdigerer und Besserer in so unruhigen Tagen an der Spitze der Geschäfte hätte stehen können.

Molière (Jean Baptiste Pocquelin de), der berühmte franz. Lustspieldichter, war, wie man erst seit Kurzem bestimmt weiß, den 15. Jan. 1622 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Diensten gewesen, und auch er wurde diesen Geschäften bestimmt und erhielt eine dem angemessene Erziehung. Er genoß in seinem 14. Jahre den Unterricht der Jesuiten und machte schnelle Fortschritte. Gassendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren seine Lehrer. Da sein Vater indeß schwach geworden war, mußte er das Amt desselben bei Ludwig XIII. versehen, und begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das franz. Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühen. Molière (denn mit diesem Namen verwechselte er damals seinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für seine Aeltern, oder nach dem Beispiel andrer Schauspieler seiner Zeit) gab die Stelle seines Vaters auf, und verband sich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenschaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauspielerin Bejart zusammen; beide bildeten eine Truppe, welche 1662 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies ist die erste von Molière in Versen geschriebne Kömödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerschöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottisen seines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beschäftigt ist, das Anziehende der hieraus entspringenden Situationen, haben dieses Stück ungeachtet des Unzusammenhangs der Szenen, der Kälte der Personen, und des unreinen Styls, auf dem Theater erhalten. Molière erntete als Dichter und Schauspieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauspielergesellschaft in Lyon fast alle Zuschauer. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrscheinlicher Intriguen. Die Kunst, Charaktere und Sitten auf der komischen Bühne darzustellen, war Molière aufbehalten. Diese Kunst, deren Keim sich schon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechselung der Ereignisse, erhielt den Zuschauer gespannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Lustspiel in Bezieres gegeben. Hier hatte der Prinz Conti, der Molière auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc versammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feste, die er gab, sondern bot ihm auch eine Secretärstelle an. Molière lehnte sie ab, mit der Erklärung, daß er ein leidlicher Schriftsteller sei, vielleicht aber ein sehr schlechter Secretär sein möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erschienen auf dem Theater von Bezieres und wurden bewundert. Die Ereignisse sind in dem

Dépit amoureux besser geordnet, als in dem Etourdi. Man nimt in dem Spiel der Personen eine echt komische Ader, und in ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Verknüpfung in den Précieuses ridicules. Eine feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanenstyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Ziererei in Sprache, Gedanken, Putz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich und klatschte. Ludwig XIV. war so zufrieden mit den Vorstellungen der Gesellschaft Molière's, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte und ihrem Director eine Pension von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire erschien 1660. Auch in diesem Stück ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein gewisses Interesse, wodurch der Zuschauer besonders die lachlustige Menge, belustigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Garcie de Navarre, nach dem Spanischen laut. Die École des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz, geschöpft ist, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Verknüpfung und eine natürliche Auflösung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der diesem Stück zu Theil wurde, als Les Fâcheux, binnen vierzehn Tagen entworfen, ausgeführte einstudirt, zu Vaux, bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet, in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung, aber die Absicht war, durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehen. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehen aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu Molière gesagt habe: „Da ist ein Original, das du noch nicht copirt hast." In 24 Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da Moliere die Jagdausdrücke nicht konnte, bat er Soyecourt selbst, sie ihm anzugeben. In der École des Femmes, welche 1662 gegeben wurde, schien alles Erzählung, und ist doch alles Handlung. Bei diesem Stück erhoben sich die Tadler, welche ohne auf die Kunst zu sehen, die in dem Spiel der untergeordneten Personen und in dem natürlichen und schnellen Uebergang von einer Ueberraschung zur andern herrscht, einige Nachlässigkeiten im Styl rügten. Molière antwortete ihnen, indem er selbst eine geistreiche Kritik seines Stücks gab. Der König, welcher Molière als den Gesetzgeber der Wohlanständigkeit und den heilsamsten Beurtheiler der Lächerlichkeiten ansah, setzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an seiner Freigebigkeit Theil haben sollten. Molière, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles die Eindrücke vernichten zu müssen, welche das Porträt des Malers Boursault hatte machen können. Dieser hatte boshafter Weise einen Schlüssel zu der École des Femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel sehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komisches Ballet, für ein Fest verfertigt, das der König gab. Paris, das dieses Ballet ohne die Pracht sah, die es in Versailles verschönert hatte, nahm es weniger günstig auf. Gleiches Schicksal hatte ein anders komisches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem Grafen Grammont (s. Hamilton) zugestoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Don Juan ou le festin de pierre machte

wenig Wirkung. Der Verf. strich bei der zweiten Vorstellung einige Lästerungen, die er einem Gottlosen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin schien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht streng beurtheilen darf. Molière führt zuerst in diesem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man sagt, ein unwissender und geitziger Arzt ihm Veranlassung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb sich der Dichter durch seinen Misanthrope, ein Stück, das anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der schönsten Werke der neuern Komödie betrachtet worden ist. Dennoch muß man gestehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Verknüpfung mehr fein und sinnreich als lebhaft und anziehend ist, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erscheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die obgleich sehr geschickt herbeigeführte Auflösung den Zuschauer doch kalt läßt. Er setzt hinzu, daß übrigens der Misanthrop eine feinere und schönere Satyre sei, als die Satyren des Horaz und Boileau, und wenigstens eben so gut geschrieben; daß es aber anziehendere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieselben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorstechendern Interesse vereinige. 1665 erschien: Le Malade malgré lui, eine sehr lustige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre ist ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung stieg auf's höchste, als der Tartufe (deutsch bearbeitet von Unger: der Betbruder, Berlin 1787) erschien. Umsonst erhoben sich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfasser, das Stück wurde gespielt und beklatscht. Die Heuchelei ist darin vollkommen enthüllt; die Charaktere sind eben so mannichfaltig als wahr, der Dialog ist gleich fein und natürlich; nur die Auflösung genügt nicht. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchst freie Posse, betitelt Scaramouche. Beim Weggehen sagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wissen, warum die Leute so gewaltigen Anstoß an Molière's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche sagen?" „Die italienischen Schauspieler," antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die französischen aber die Frommen beleidigt." 1668 gab Moliere den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwischen Jupiter und Alkmene gibt es nichts lustigeres. L'Avare (der Geitzige), eine andre Nachahmung des Plautus, ist im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch starke Züge getroffen. Schwerer möchte es sein, Rousseau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Ansehn in diesem Stück herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Mari confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin, sind mehr belustigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Possen gemischt, ist ungleich komischer und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Molière seine Femmes savantes, eine sinnreiche Satyre der falschen Schöngeisterei und der pedantischen Gelehrsamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrschten. Die Ereignisse sind, wie in manchen andern seiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenstand selbst, so trocken er auch an sich sein mag, ist in einer echt komischen Gestalt dargestellt. Die Entwickelung ist bewundernswerth und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem Malade imaginaire, worin die

Marktschreierei und Schulfüchserei der damaligen Aerzte vollkommen geschildert wird. Mit diesem Stücke beschloß der Verf. seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gemahlin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden," antwortete er ihnen, „so viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu gebn." Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf den 17. Feb. 1673. Die Akademie ehrte sich und Molière noch im J. 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.

Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich in's Mittel, und so wurde er in St. Joseph still beerdigt. In neuern Zeiten wurde seine Asche in das nach der Restauration wieder aufgehobne Museum der französischen Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antikgeformten Urne mit der Inschrift befand: Molière est dans ce tombeau. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit seiner Büste und mit der Inschrift geziert; Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Molière's Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemälde des menschlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geist, geschickt, die äußern Zeichen der Leidenschaften und ihre Bewegungen in den verschiednen Zuständen aufzufassen, nahm er die Menschen wie sie sind, und zeigte als ein geschickter Maler die geheimsten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Gebärden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen," sagt La Harpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemalt hat. Welches Meisterstück ist der Geizige! Jede Scene ist eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos sagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen sei und daß man treffliche ökonomische Grundsätze daraus ziehen könne. Molière ist von allen, die je geschrieben haben, derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr auswendig zu wissen, als studirt zu haben. Die Crispine Regnard's, die Bauern Dancourt's erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in seiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Molière; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Possen wider, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben so sehr beim Lesen als bei der Darstellung. Man hat wol gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme im Tartüffe tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenschaften nicht überladen werden können. Molière ist ein Schriftsteller für gereifte Männer und Greise. Ihre Erfahrung begegnet sich mit seinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit seinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Molière's Geschmack gearbeitet wird. Ich denke man hat wohlgethan, andre Gattungen zu versuchen. Das Feld, auf welchem er ärntete, ist

minder groß, als man sich einbildet." — In seinen häuslichen Verhältnissen war Molière nicht ganz glücklich; er, der sich auf der Bühne über die menschlichen Schwächen lustig machte, konnte sich vor seiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, sich mit der Tochter der Schauspielerin Bejart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er so oft auf hintergangene Ehemänner geworfen hatte, auf sich selbst. Glücklicher war er in dem Umgange mit seinen Freunden und mit den Großen. Der Marschall Vivonne, der große Condé, Ludwig XIV. selbst, lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben so sehr das Verdienst als die Geburt ehrt. Mit Racine, dessen Wohlthäter er gewesen, veruneinigte er sich zwar später, aber beide achteten sich gegenseitig darum nicht weniger. . . Als Schauspieler war Molière in den hochkomischen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. s. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 seine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit anziehenden Commentaren herausgegeben. (Molière's Lustspiele und Possen für die deutsche Bühne von Zschokke, Zürich 1805 und 1806. 6 Bde. mit Molière's Biographie.)

Molina (Ludwig de), Molinisten, s. d. Art. **Gnade** und **Jansen**.

Molinos, s. **Quietismus**.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts steigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt (s. **Ton**, **Tonarten**.)

Molla, **Mallah**, eine geistlich-richterliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Districten zu verwalten, und ist Oberrichter im Gegensatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's sind noch die Kadileskier, oder die obersten Rechtsbeamten im Reiche, welche auch im Divan sitzen.

Möllendorf (Wichard Joach. Heinr. v.), königl. preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute seines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieser Provinz bekleidete. Er besuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis 1739. Im J. 1740 ward er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im ersten schlesischen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotusitz beiwohnte. 1743 ward er Fähnrich beim ersten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant Sr. Majestät des Königs," sagt Friedrich im zweiten Theile der Geschichte seiner Zeit, „erhielt unter sehr schwierigen Umständen den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Proviantransport zu decken, den Francolini der von allen östreichischen Offizieren die genaueste Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schlesien führen, besaß, mit 4000 Mann Panduren zwischen Chatzlar und Trautenau angriff. Möllendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte sich eines Kirchhofs, der das Defilé beherrschte. Von hier aus beschützte er die Wagen und vertheidigte sich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dumoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar sind," fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber sie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um solche Thaten in Vergessenheit begraben zu lassen, die bei der Nachkommenschaft ein Keim

zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand sich im zweiten schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Carr, in welcher letztern er stark verwundet wurde. 1746 wurde er Hauptmann und erhielt eine Compagnie in dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er sich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schicksal des Tages hatte, aus, und erwarb sich dadurch den Verdienst-Orden. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, war bei dem Ueberfalle von Hochkirch gegenwärtig, und wurde 1760 Commandeur des Garderegiments, er focht mit demselben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Obristlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. November d. J. war er es, der zu einem Manöver rieth, das die glücklichsten Folgen hatte, und das Schicksal dieses großen Tages entschied. Doch hatte er dabei für seine Person das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des J. 1761 wieder ausgewechselt, und einige Monate darauf zum Obersten bestellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im baierschen Erbfolgekriege stand er bei dem Heere des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er sich oft um dessen Person, und war vielmals sein alleiniger Gesellschafter. 1787 ward er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich, und stand deshalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunschweig 1794 den Oberbefehl der preußischen Heere am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarschall Möllendorf dasselbe, welcher zwar (23. Mai) die französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern eroberte, aber doch im Ganzen der republikanischen Uebermacht nicht zu widerstehen vermochte, und wegen der österreichischen Verluste ebenfalls wieder über den Rhein zurückging. Der Friede zu Basel (5. Apr. 1795) machte für dieses Mal dem Kriege ein Ende. Obwol über 80 Jahre alt, folgte Möllendorf dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege von 1806 der Stimme des Vaterlands und dem Rufe seines Königs gegen seine Ansicht, und gerieth, nachdem sich die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entschieden, zu Erfurt erkrankt, in französische Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die seinen Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beschloß seine Tage zu Havelberg, wo er Domprobst war, im J. 1816. TH

Mollusken (im Lateinischen Mollusca), eine äußerst merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeschichte noch sehr im Dunkeln liegt. Sie bilden, nach dem linne'schen Systeme, die zweite Klasse der Gewürme (vermes), und unterscheiden sich von den in den Eingeweiden der Menschen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich

dadurch, daß sie Gliedmaßen besitzen, welche diesen fehlen. Fast alle Arten der Mollusken sind gänzlich ohne Bedeckung und mit Gliedmaßen versehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern scheinen. Mit Ausnahme der Gartenschnecken halten sie sich meist im Wasser und vorzüglich im Meere auf, welches sie durch eine phosphorische Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten (vergl. Meer.) Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts ist, kennt man sieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund sich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, versehen sind, sieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo ist ein in einem Hafen, und zwar in das Wasser hinein, von großen Quadersteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich ist, der mit einer Kette geschlossen werden kann. Ein solcher Molo ist für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur Sand und Schlamm abhält, sondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen sichert.

Moloch, ein von Moses (3. B. 18. V. 21.) erwähntes Götzenbild mehrer morgenländischen Völker, unter welchem sie die Sonne verehrten und dem sie Menschenopfer darbrachten. Es war das metallne Bildniß eines Menschen mit einem Ochsenkopfe. Nachdem es mittelst eines starken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer bestimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Priester mit geräuschvollen Tonwerkzeugen das Angstgeschrei derselben übertäubten.

Mollossus, s. Rhythmus.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcenaten der Wissenschaften hervorgegangen sind, besonders Adam Glob Graf von Moltke, geboren 1709, gestorben 1792, Minister und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V. und Klopstock's Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf von Moltke, königl. dänischer Conferenzminister und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums. Auch glänzte als Staatsmann und Beschützer der Wissenschaften der dänische Graf Joachim Godske Moltke. Bloß an Legaten für die Wissenschaften und Schulen hinterließ er 300,000 Reichsbankthaler. Schon im J. 1766 verließ er den Militärdienst und widmete sich der Rechtswissenschaft in Koppenhagen als Zuhörer der Professoren Kofoedanker und Stampe. In Regensburg studirte er als Gesandschaftssekretär das Staatsrecht. In Leipzig war er in der Periode seiner dortigen Studien Gellert's Hausgenosse und Ernesti's Liebling, und machte hernach Reisen in Deutschland und Frankreich und stieg im Dienste seines Vaterlandes im J. 1775 bis zum geheimen Staatsminister. In diesem Verhältnisse wirkte er viel für die königliche Bibliothek. 1784 zog er auf seine Güter zurück und lebte dort ganz für die Verbesserung der Landwirthschaft. Erst in den letzten 5 Lebensjahren kehrte er auf den Ruf seines Königs in den Staatsdienst zurück, in einer Zeit die schlimmer für Dännemark war, als jemals eine vorhergehende. Er fand Mittel den Credit des Staats und seines Papiergeldes wieder herzu-

stellen, that viel für arme Gelehrte und Jünglinge die ohne Mittel studirten, und meistens im Stillen ohne daß die Mitbürger es erfuhren. Selbst Vater, opferte er 150,000 Rthlr. seines Vermögens zur Unterstützung der Staatsdiener, die bei der Verschlechterung des Geldwesens schnelle Hülfe bedurften und die der Staat ihnen nicht geben konnte. Moltke starb 1818 und die koppenhagner Universität machte in einem Programm in kurzen Zügen bekannt, was der verstorbne Minister für den Staat, für die Wissenschaften und für die Menschheit wirkte.

Molucken, s. Gewürzinseln.

Molwitz, ein schlesisches Dorf, im Regierungsbezirk Breslau, unweit Brieg, bei welchem am 10. April 1741 die bekannte Schlacht zwischen den Preußen und Oesterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geschwankt hatte, endlich durch die Anstrengung Schwerin's zum Vortheil der Preußen entschieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr persönlich bei. Der König sagte selbst, daß er den Krieg damals noch nicht verstanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sei.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Molza (Francesco Maria), geb. zu Modena 1489, verdient unter den italienischen Dichtern vom zweiten Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er stammte aus einer angesehnen Familie, brachte seine Lebenszeit meistens zu Rom hin, und stand mit den größten damals lebenden Gelehrten, in freundschaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihm geschadet hätten. Unter seinen Poesien werden besonders die Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga und die Ninfa Tiberina, ein poetisches Gemälde in Ottave rime, geschätzt. Sein Capitolo in lode dei fichi ist ein schmutziges Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateinischer Dichter hat sich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er starb 1544. Erst 1747 ist eine vollständige Sammlung seiner Werke erschienen, welche der Abt Serassi zu Bergamo nebst einer weitläufigen Biographie des Dichters herausgegeben hat; der zweite Band des Werks enthält übrigens die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von Molza. Ein Enkel des eben genannten Molza, Namens Tarquinio Molza, der als ein Mann von großer Gelehrsamkeit in hohem Ansehn stand und von Tasso, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italienische und lateinische Poesien hinterlassen.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und Satyre, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem Witze tadelt er selbst die Götter. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bildeten ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgesichte und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco, (franz. Mourgues), ein kleines italienisches Fürstenthum, von der Grafschaft Nizza umgeben, an der Meeresküste. Es ist ein fruchtbares Ländchen von $2\frac{1}{2}$ Q. M. mit 8000 Einwohnern und reich an edeln Südfrüchten, Obst und besonders Olivenöl. Die ganze Bevölkerung wohnt in den drei Gemeinden Monaco, Mentone und Roque Brune, davon Monaco ein befestigtes Städtchen mit 1200 Einwohnern und einem Hafen, und Mentone eine nahe am Meere liegende Stadt mit 3000 Einwohnern ist. Die Familie Grimaldi soll das Ländchen seit Otto's I. Zeiten besessen haben. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton

Grimaldi, der zugleich Herzog von Valentinois war, vermählte sich 1716 mit Franz de Matignon, der die Namen Fürst von Monaco und Herzog von Valentinois nebst der mit letzterm verbundnen Pärwürde erhielt. Seit 1641 hatte Frankreich das Besatzungsrecht in der Festung Monaco und 1815 ging das Recht an Sardinien über.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Substanzen, aus welchen die zusammengesetzten entständen, die Lehre von diesen einfachen Substanzen aber Monadologie, welche seitdem einen Theil der Metaphysik ausmachte. Das Dasein der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Körper in's Unendliche läßt sich nicht denken, weil sonst ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen bestehen müßte, welches nicht denkbar ist. Man muß also zuletzt bei solchen Theilen stehen bleiben, die sich nicht mehr theilen lassen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, so konnten seine Monaden auch nicht die Eigenschaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile schloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflösung fähig, nicht aus zusammengesetzten Dingen entstehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten sie also entstehen, so müßten sie aus nichts entstehen, und sollten sie untergehen, so könnte dies nur durch Vernichtung geschehen. Indem er so den Monaden alle diese Eigenschaften absprach, bleibt nichts Positives bei ihnen zu denken übrig, als daß sie Kräfte und zwar Vorstellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewisse andre Eigenschaften von einander unterschieden sein, weil in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gefunden würden, und weil sonst kein Mittel vorhanden sei, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem dasjenige, was in einem Körper vorgehe, seinen Grund in den einfachen Theilen desselben haben müßte. Kant machte dagegen auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Aeußern aufmerksam. Diese Amphibole entsteht überhaupt durch Verwechselung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transscendentalen. Leibnitzen's Monaden entstanden, indem er das Innere der Körper suchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieses Innere bloß im Verhältniß auf den Verstand vorstellte. Das Innere dieses Zustandes konnte nun nicht in Ort, Gestalt, Berührung oder Bewegung bestehen, weil dies äußerliche Verhältnisse sind. Freilich blieb diesen Substanzen nur der Zustand der Vorstellungen übrig, und sie waren nichts anders als Vorstellungskräfte, wodurch sie eigentlich nur in sich selbst wirksam sind und den Grundstoff des ganzen Universums ausmachen mußten. Diese einfachen Wesen waren bloße intelligible Gegenstände, dagegen die zusammengesetzten, die Materie, Erscheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verstand Gehörige als Erscheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein sinnliches, sondern durch ein intellectuelles Anschauungsvermögen erkannt, in dessen Ermangelung wir von dergleichen Gegenständen gar nichts wissen können. Man vergl. den Art. Leibnitz.

Monaldeschi, s. Christine, Königin von Schweden.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrschaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegensatze von Aristokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberste, d. h. vorzüglich die vollziehende Gewalt in der Hand eines Einzelnen, oder einer physischen Person

vereinigt ist, diese jedoch in der Ausübung derselben sich durch den Zweck und das Wohl beschränkt. Ist letztres nicht der Fall, so entsteht, als Ausartung der Monarchie, Despotie oder Despotismus (s. d. Art.) Die Monarchie, selbst wird wieder verschieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der obersten Staatsgewalt, in unumschränkte, wo zwar der Monarch an Grundgesetze gebunden ist, aber die drei Zweige der obersten Gewalt, die gesetzgebende, richterliche und vollziehende Macht, alle in seiner Hand vereinigt, und beschränkte Monarchie, wo der Monarch die oberste Gewalt, vorzüglich die gesetzgebende Macht, mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Vertreter entweder nur eine berathende, oder eine entscheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsstamme, oder auch in der weiblichen Linie, so wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge bestimmt ist, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemischte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt; so z. B. in Rußland, vor der Erbfolgeordnung Pauls I., so noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meisten den Frieden im Innern, so wie dieselbe am meisten Kraft besitzt, sich durch schnell ausgeführten Willen nach außen zu behaupten. Aber die Herrschaft des Einen artet auch leicht in unumschränkte Willkür — Despotie — und Eroberungssucht nach außen hin aus. Die Beschränkungen durch Constitutionen, Wahlcapitulation, Landstände, Ephoren ꝛc. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden ist, das Wohl des Staats aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkür, und die Trennung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt ist kein vollkommnes Sicherheitsmittel. Doch gewährt die Monarchie große Vortheile wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrschend ist.

Monasterium, (Münster) bezeichnet im engern Sinne die Zelle die der Mönch bewohnt. Coenobium bedeutet schon mehr, nämlich überhaupt die Verhältnisse der mönchischen Congregation. Im weitern Sinne nannte man Monasterium, die Wohnung der Clericorum regularium und eben daher zuletzt die Kathedralkirchen selbst Münster.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehrern Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er seinen Lauf aus der Gegend irgend eines in seiner Nähe stehenden Fixsternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derselben Stellung gegen jenen Fixstern gesehen wird, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodischen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben, heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser fünf verschiedenen Monate bleibt sich gleich, sondern die Dauer von allen ist bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwi-

schen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar bestimmt auf diese Weise Lalande

den siderischen Monat auf	27	Tage	7	Stunden	43	Min.	12	Sec.
den periodischen —	— 27	—	7	—	43	—	5	—
den synodischen —	— 29	—	12	—	44	—	3	—
den Knotenmonat	— 27	—	5	—	6	—	56	—
den anomalistischen M.	— 27	—	13	—	18	—	35	—

Außer diesen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entstanden ist, daß man den Mondwechsel mit dem scheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Verbindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnenmonat, der eigentlich 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden (als den zwölften Theil des Jahres) beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in sich schließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerst (erleuchtet) wieder erscheint, bis zu demselben Zeitpunkte, und welcher in den Neumond, das erste Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist, und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monde rühren von den Römern her, bei denen Romulus das Jahr in 10 Monate abgetheilt hatte, welche mit dem März anfingen, daher auch der Name September, October, November, December, der siebente, achte, neunte, zehnte Monat. Aber schon Numa fügte die beiden Monate, Januar und Februar, hinzu. Carl der Große soll statt dieser Namen die jetzt weniger üblichen deutschen, z. B. Christmonat, Hornung etc. erfunden haben.

Monboddo, einer der ideologischen Sonderlinge und wüthenden Nachahmer des Alten unsrer Zeit, aber dabei ein sehr moralischer Mensch und Lord-Richter des höchsten schottischen Tribunals. In der Sprachforschung hat er viel geleistet. Er stammte aus einem alten Herrengeschlechte Schottlands und war die klassische Literatur der Griechen und Römer damals noch mehr als jetzt unter seinen Landsleuten, ein Gegenstand wahrer Abgötterei. Sein Beruf und sein Amtsgewerbe war die Rechtswissenschaft. 1767 wurde er schottischer Tribunalsrichter der höchsten Instanz. Die Weisheit und Beredtsamkeit der Alten überschätzte er mächtig in Bänden: on the origine and progress of language, die E. A. Schmidt in's Deutsche übertrug. Man bewunderte in jeden neuem Theile die Originalität und Genialität des Verfassers, bedauerte aber auch seine Verirrungen. Aber der Zurechtgewiesne beharrte bei seinen Träumen in 5 andern Bänden die 1787 bis 1797 unter dem Titel: ancient Metaphysic on the science of Universals erschienen, worin er das Sonderbare seiner Ansichten noch weiter trieb. So sollte der Orang Utan zur Gattung Mensch gehören und der Mangel an Sprache nur zufällig sein. In's peinliche Tribunal für Schottland wollte er bei der Kleinheit seines Privatvermögens (300 Pfund Sterling Renten), demnach nicht treten, um mehr Muße für seine gelehrten Speculationen zu haben, obgleich er mehrere Kinder hatte. In den Gerichtsferien lebte er auf seinen Gütern ganz der Landwirthschaft und wie er auf seinem Erbgute seine Bauern und Pächter glücklicher und arbeitsamer machen könne. Oft reiste er nach London aber immer

zu Pferde, denn die Wagenfuhre schien ihm weibisch, weil solche die Griechen und die Römer nicht gekannt hatten. Dies thätige Leben setzte er bis zum 79 Jahre fort. Er lebte sehr mäßig bewegte sich viel zu Fuße oder zu Pferde, nahm viele Luft- und Wasserbäder. 88 Jahr alt starb er, als Gegenstand allgemeiner Verehrung zu Edinburgh 1799. Seine Denkungsart war religiös. Beim Frühstück las er seiner Familie ein Kapitel des griechischen Testaments vor und es war sein Haus und seine kleine Kasse keinen Unklücklichen zu irgend einer Stunde verschlossen.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchsschrift ist die deutsche, im gemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom 13. bis 16. Jahrh. geschrieben sind, und welche man in der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift nennt. Sie ist der früher üblichen römischen oder runden Schrift entgegengesetzt, und wurde noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht (wo sie am reinsten und schönsten in der sogenannten Missaltype erscheint), bis sie in ausländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift, welche sich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit machten die Engländer zuerst wieder den Anfang, sich ihrer (unter dem Namen black letter) bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, und haben auch in andern Ländern häufige Nachahmung gefunden.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Ob Henoch, weil er ein göttlich Leben führte, der erste Einsiedler gewesen sei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem stillen, zur Unthätigkeit und stillen Anschauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Richtung zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen, und, nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnosophisten), und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs, oder Songesfen, Talapoinen, Bonzen und Derwische, deren Schwärmereien und unsinnige Büßungen mehr heilige Schauspiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit sind. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nazaräern denen Moses besondre Rechte zugestand, und das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt, und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht. Denn unter den

Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmt, und überdies seit dem 3. Jahrh. mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde (vergl. den Art. Heilige), fing das einsame Leben schon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden (vergl. den Art. Chrysostomus). Seit dem 5. Jahrh. trit das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis in's 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politischer Geltung gewachsen ist. Ueber die Entstehung, Ausbreitung, Oekonomie und welthistorische Bedeutung des christlichen Mönchswesens s. d. Art. Klöster und geistliche Orden. Eine sehr anziehende, mit großer Sachkenntniß verfaßte, nur im Styl vernachlässigte und nicht ernst genug gehaltne Geschichte des Mönchswesens erschien 1820 zu Stuttgart unter dem Titel: Die Möncherei, oder geschichtliche Darstellung der Klosterwelt, 3 Bde. 8. Eine gleich wichtige Abhandlung über das Mönchswesen findet sich auf Veranlassung vorstehenden Werkes im Hermes XV.

Moncrif (François Augustin Paradis de), geboren zu Paris 1687 gestorben daselbst den 13. November 1770 war der Sohn eines dortigen Rechtsgelehrten mit Namen Paradis und erhielt den Zunamen de Moncrif von seinem Aelternvater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Der junge Moncrif zeichnete sich früh durch Geist und liebenswürdigen Charakter aus, und hatte das Glück durch beides sich die fortdauernde Gunst der Großen des Hofes zu erwerben. Durch die Gewogenheit des Herrn v. Maurepas und des Großpriors von Orleans in die ersten Cirkel eingeführt, machte er sich hier bald durch seine vielfachen Talente in der Poesie, Musik und selbst in der mimischen Kunst, ausgeübt in den Privatzirkeln und Gesellschaftstheatern der Vornehmen, zur Seele der geselligen Unterhaltung und die Freundschaft des Hauses Argenson, vollendete sein Glück. Er wurde erst geheimer Sekretär bei dem Grafen d'Argenson, als dieser in's Ministerium trat, hierauf bei dem Grafen v. Clermont (einem Prinzen von Geblüte) und dann von Ludwig XV. selbst mit dem ehrenvollen Amt bekleidet, der Vertheiler der Geschenke zu sein, welche dieser König machte. Später erhielt er als Lector der Königin Maria Leszczynska, Zutrit bei Hofe, eine Vergünstigung die Voltaire damals umsonst hoffte, weil der König sich vor seinen Sarkasmen scheute. Als Herr v. Argenson zum Kriegsminister erhoben wurde, beförderte derselbe, da er zugleich die Verwaltung der Posten mit überkam, seinen Günstling Moncrif zum General-Sekretär bei diesem Büreau, und bereits im Jahre 1733 ward er an Caumartin's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. Eben so vielfach wie seine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten seiner Zeit, und Marmontel, Grimm und Voltaire schätzten ihn. (Besonders letztrer ließ es sich angelegen sein, mit ihm in einen freundschaftlichen Verhältniß zu stehen, da Moncrif ihm vermöge seiner Stellung bei der Königin vielfach nützlich sein konnte). Rühmliche Erwähnung verdient die dankbare Anhänglichkeit, welche Moncrif gegen dem Gründer seines Glücks, den Grafen d'Argenson zeigte, als dieser in Ungnade fiel und aus der Hauptstadt verwiesen wurde. Er begleite ihn nicht allein auf seinen Landsitz d'Ormes, sondern fuhr auch fort, ihn alle Jahre mehrere Wochen lang zu besuchen, auf die Gefahr hin dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu mißfallen; und nicht minder

schätzenswerth ist der Gebrauch den er von dem bedeutenden Einkommen machte, welches ihm die verschiednen, von ihm bekleideten Stellen abwarfen. Er unterstützte nicht allein seine Verwandten auf's Großmüthigste, sondern erwieß auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Unter den von ihm herausgegebnen Schriften, ist sein: „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire“ (ein Werk in welchem er die Kunst zu entwickeln sucht, die ihm angeboren war und sein Glück machte), das bekannteste geworden. Ein andres Werk von ihm, „les ames rivales,“ in welchem er den indischen Mythos der Metempsychose als Grundidee mit eingewebt hatte, ward zufällig einem gelehrten Braminen Hindostans, der die französische Sprache kannte, bekannt, und machte den ehrlichen Hindus, der in dem Verf. einen der größten und tiefsinnigsten Untersucher der Lehre von der Seelenwanderung zu entdecken glaubte, so viel Freude, daß er Moncrif einen sehr artigen Brief und ein Geschenk übersendete. Erwähnen wollen wir noch, das Moncrif auch eine Zeit lang Lector bei der Dauphine war, und außer der pariser Akademie auch von denen in Berlin und Nancy als Mitglied aufgenommen wurde.

Mond nennen wir vorzugsweise den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich seinen Stand unter den Firsternen am Himmel, und binnen einem Monat (s. d. Art. Monat) scheint er seinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Gestirnen der täglichen scheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von seinen verschiednen Gestalten ist unter dem Art. Mondphasen die Rede. Der Mond ist unter allen Himmelsplaneten der uns bei weitem nächste; seine Entfernung aber ist, da die Erde nicht im Mittelpunkte seiner Bahn liegt, (welche mit der Ekliptik einen Winkel von $5\frac{1}{2}°$ macht) und die Mondbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, nicht immer gleich. Man bestimmt seine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmesser, oder 51,570 geogr. Meilen. Bei jedem seiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem er der Erde näher oder entfernter ist, erscheint auch sein Durchmesser, besonders wenn man ihn durch Fernglässer betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derselbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmesser des Mondes wird nach astronomischen Berechnungen auf $3\frac{2}{3}$ Mal kleiner als der Erddurchmesser bestimmt; also hat der Mond vierzehnmal weniger Oberfläche und einen 50mal geringern körperlichen Inhalt hat, als die Erde. Setzt man den Durchmesser der letztern auf 1,719 geogr. Meilen, so beträgt der Durchmesser des Mondes etwas über 463 solcher Meilen. In Ansehung seines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Diese rühren meist von der starken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in seinen verschiednen Stellungen gegen die Erde her. Erst nach Newton's Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Schwere klärte sich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die ersten genauen Mondstafeln. Da der Mond seinen periodischen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 St., oder genau gerechnet, in 27 Tagen 7 St. 43 Min. und 5. Sec. zurücklegt, so durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13° 10′ 35″ seiner Bahn, welches in jeder Zeitsecunde 3,132 pariser Fuß beträgt. Außer der doppelten Bewegung, mit welcher der Mond sich um unsre Erde und nebst dieser um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um

seine Axe. Er vollendet dieselbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Ursache dieser Gleichheit der Zeit zwischen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde stärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieser Richtung eine länglichere Gestalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden. Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen seiner großen Nähe am genauesten. Daß er ein dunkler Körper sei und sein Licht von der Sonne empfange, sieht man aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, besonders aber aus den verschiednen Lichtgestalten (s. Mondphasen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flekken (Mondflecken), die sich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Grenzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröter's haben das Dasein derselben außer allen Zweifel gesetzt und ihm ist es gelungen, sogar die Höhen der Mondberge zu bestimmen. Die Methode, welcher sich dieser unermüdliche Forscher dazu bediente, ist so sicher und genau, als man nur wünschen kann. Er maß die südliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieser Gegend und nach dem Schatten, den sie wirft, und fand sie 25,000 pariser Fuß hoch, mithin fast so hoch, als die Spitzen des Himalaya. Die großen dunkeln Flecken des Mondes stellen sich, wenn sie von der Grenzlinie der Erleuchtung durchschnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrscheinlichen Schluß, daß es Ebenen sind, deren Oberfläche aus einer Materie besteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob sie aber Meere sind, ist sehr ungewiß und wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß Huygens große Einsenkungen und Schröter in mehreren dieser Einsenkungen deutliche Spuren von verschiednen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einsenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieser Einsenkungen maß, fand ihre Durchmesser von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geogr. Meilen im Durchmesser und über 30,000 Klaftern Höhe. Sonst kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau untersucht und beschrieben. Einen zusammenhängenden Ozean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleskop keine Spur von Flüssen. Die zusammenhängenden Bergketten sind nach Schröter's wahrscheinlichen Vermuthungen Anschwellungen der Mondsrinde; die Einsenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Krater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anschwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecke scheinen ihm minder zerstörte Gegenden zu sein, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulkanischen Ursprungs zu sein scheinen.

Aus allem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sei, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgerissen und angeschwellt wird, wie dies ehedem mit unsrer Erde ebenfalls geschehen sein mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehn erregenden Steinregens benutzt, und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallnen mineralischen Massen bei heftigen Ausbrüchen der Mondvulkane auf unsre Erde geworfen worden wären (vergl. Meteorsteine). Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten, und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, bestimmten die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit, und leiteten die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sei, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfasser des unter seinem Namen vorhandnen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondcirkel, Mondcyklus, s. Cyklus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß. Der Mond verfinstert sich, wenn die Erde dergestalt zwischen den Mond und die Sonne trit, daß sie dem erstern das Licht der letztern entzieht. Es scheint eine dunkle Scheibe von Osten nach Westen her über der Mondscheibe hinzugehen. Diese dunkle Scheibe ist nichts anders als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, dessen Länge ungefähr 215 Erdhalbmesser beträgt, und dessen Größe da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ohngefähr dreimal übertrifft, woher es dann kommt, daß derselbe nicht nur gänzlich davon verfinstert werden, sondern auch eine Zeit lang unsichtbar bleiben kann. Man unterscheidet partielle Mondfinsternisse, wo nur ein Theil des Mondes verfinstert erscheint; totale, wo die Mondscheibe einen Augenblick ganz verfinstert ist; totale mit Dauer, wo diese gänzliche Verfinsterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinsternisse, wo der Mittelpunkt des Durchschnitts des Erdschattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zusammenfällt. Eine Finsterniß der letzen Art kann 1¾ Stunden dauern. Aus den angegebnen Bedingungen der Mondverfinsterung ergibt sich, daß sie nur zur Zeit des Vollmondes Statt haben kann. Man bestimmt die Größe einer Mondfinsterniß nach Zollen u. s. w., indem man die Mondscheibe in 12 Zolle, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinsterniß beträgt gerade 12 Zoll, ist sie zugleich von Dauer, so rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche sich der Mond weiter in den Erdschatten hineintaucht und so kann es Finsternisse von 20 und mehr Zollen geben.

Mondflecken, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Assyrern Mylitta, bei den Phöniziern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Sie ist die Himmelskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt.

Ihre Eigenschaften trugen die Aegypter auf die Isis über, Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Die letztern verglichen sie auch mit der Juno.

Mondkalb wird die falsche Frucht genannt, die nicht zum selbstständigen Leben gelangt und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, selten nur irgend Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie verursachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine so große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht einmal davon unterschieden werden können; nur nimt der Leib schneller an Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein und diese schaffen, nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen, die falsche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphasen, oder **Mond- und Lichtgestalten**, sind die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheibe, und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet, (mit der Sonne in Conjunction steht), so wendet er seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt Neumond. Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimt seinen Weg immer mehr von Westen nach Osten, erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und der erleuchtete sichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, wenn diese untergegangen ist, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In diesem Zustande wird er in den Kalendern das erste Viertel oder die erste Quadratur genannt. So wie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber steht, und in vollem Lichte, als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmondes aber nimt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. 7 bis 8 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der

linken Seite halb erleuchtet, welches in der Kalendersprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später und immer mehr östlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction trit, und also der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erscheinung der Mondwechsel genannt. Sowol vor als nach dem Neumond sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blasses Licht erleuchtet. Dieses rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade wenn es am deutlichsten in die Augen fällt, ist bei uns die Sonne Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längst aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unsre Erde als erleuchtete 14mal größere Scheibe am Himmel erscheint, als der Mond sich uns darstellt.

Mondsteine, s. Meteorsteine.

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechsel, im Schlafe aufstehen, gleichsam in einem lebhaften Traume umherwandeln und verschiedne Verrichtungen vornehmen, als wenn sie wirklich wachten. Ihre Augen sind dabei meistens geschlossen; wo diese aber offen sind, sehen sie dessen ungeachtet nicht wie man durch mancherlei Versuche bestimmt weiß. Man hat Beispiele, daß ein solcher Mondsüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgestanden, in die Schenke gegangen ist, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hause gegangen ist und sich zu Bette gelegt hat; alles mit verschloßnen Augen. Andre sind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, gestiegen, und sind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie dann leicht in der ersten Bestürzung unglücklich sein können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt haben, ein mit Wasser benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachwandeln abzugewöhnen, indem sie, sobald sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Besinnung kommen, und in's Bette zurückgehen. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetisches Schlafwachen eintrit. S. d. Art. Magnetismus. H.

Mondsviertel, s. Mondphasen.

Mondtafeln sind Tafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet ist. Tobias Mayer löste zuerst diese schwierige Aufgabe und mit ihr die eben so schwierige Aufgabe der Findung der Meereslänge. S. d. Art. Länge (geogr.) und Mayer (Tobias).

Mondwechsel, s. Mondphasen.

Monge (Gasp.), Graf von Pelouse, geb. 1746 war der Sohn eines Gastwirths zu Beaune in Frankreich, und hatte sich schon durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen bekannt gemacht, als die Re-

volution ausbrach. Er war insbesondre mit Condorcet genau verbunden, durch den er auch 1792 den Führern und den Häuptern der republikanischen Partei bekannt wurde. Nach dem Sturze des Throns, 10. Aug. 1792 erhielt er auf einmal die wichtige Stelle des Marine-Ministeriums und sogar, bei Servans, des Kriegsministers, Abwesenheit das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Prozeß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung setzen zu müssen. Er zog sich jetzt bei den sich immer mehr entwickelnden Revolutionsgreueln, nach und nach von den Geschäften zurück, um mit desto mehr Eifer sich wieder den Wissenschaften zu widmen, die er besonders in dieser schrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger hatte, auf die schnelle Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entging er dem furchtbaren Fallbeile. Auch ward in dieser Zeit vorzüglich durch ihn die Normal-, und dann die treffliche polytechnische Schule eingerichtet, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. In dem ersten italienischen Feldzuge Buonaparte's war er Mitglied der Commission, welche in Italien die Kunstwerke zu bestimmen hatte, die nach Paris in's Nationalmuseum gebracht werden sollten. Er schloß sich hier an Buonaparten an, der ihn seiner Seits gleichfalls auszeichnete, und ihm unter andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Buonaparte, und ward eins der thätigsten und wirksamsten Mitglieder des ägyptischen Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkornen, welche Buonaparte auf seiner Rückkehr nach Frankreich begleiteten. Dieser überhäufte ihn seitdem mit Vertrauen und Ehre. Nach der Restauration wurde Monge deshalb auch vom Könige aus allen öffentlichen Verhältnissen und sogar aus dem Nationalinstitut entfernt, worauf er 1818 starb. Man hat von Monge eine große Menge Schriften von denen wir hier nur anführen wollen: Traité élémentaire de statique 1788—1799. Description de l'art de fabriquer le Canon. 1794. Géometrie descriptive 1812. Sein trefflicher Schüler Dupin hat einen Essai histor. sur les services et les traveaux scientifiques de Gaspard Monge herausgegeben, der sehr lesenswerth ist.

Mongolen, ein großer Völkerstamm im nordöstlichen Asien, der in der Geschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle gespielt hat, und in zwei verschiednen Zeiten erobernd aufgetreten, aber seit beinahe drei Jahrhunderten in Unthätigkeit versunken, jetzt fast nur noch den Namen nach in Europa gekannt ist. Die Mongolen sind häufig mit den südwestlich in Asien wohnenden Tataren verwechselt worden, mit denen sie jedoch nur die nomadische Lebensart, und die regellos wilde, bloß auf Verwüstung gerichtete Weise Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine schmutzige Gesichtsfarbe, kleine Augen, so wie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, wesentlich verschieden sind. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Im 13. Jahrh. verbreiteten sie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördlichen Asien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche sie noch bis jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chinesischen Mauer, zwischen der jetzigen Osttatarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Ansehn verdankten sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten **Dschingis-Khan** (s. d. Art.), der, anfangs bloß Ober-

haupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dann 1206, den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In kurzer Zeit unterjochte er zwei große tatarische Reiche in Osten und Westen Asiens, vernichtete in sechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, und ließ während dieser Zeit durch einen Theil seiner Völker, unter der Anführung seines ältesten Sohnes (1223) einen verwüstenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dschingis-Khan's Tode (1227) setzten seine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Kalifat zu Bagdad und machten sich die seldschuckischen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongolisches Heer drang 1237 auf's neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem sich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen sie (1240) auch in Polen ein, verbrannten Krakau, und gingen nach Schlesien bis Liegnitz, wo sie auf der Wahlstatt den 9. April 1241 den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten. Weiter drangen sie jedoch nicht, und verließen aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Aber in Deutschland, und selbst in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dschingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beisammen, und stand am Ende des 13. Jahrh., auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chinesischen Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptsitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterthanen, die alle von Dschingis abstammten, und mehr oder weniger von dem großen Khan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Kaptschak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dschagatai, welche von dem Oxus bis in die Tatarei wohnten. Aber eben diese Vertheilung des Reichs unter mehrere Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehen und die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. nach und nach sank. Im 15. Jahrh. wurden verschiedne Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen schon 1368 durch eine Revolution zerstört worden. Es trat aber (ungefähr 1360) aus dem Stamme der Dschagatai ein zweiter furchtbarer Eroberer auf, Timurlenk, (Tamerlan, s. d. Art.) auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft schwang Timur, als die Dynastie der Mongolen von Dschagatai in Verfall gerathen war, sich durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. 1369 wählte er die Stadt Samarkand zum Sitze seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämme, Persien, Mittelasien und Hindostan, wurden nach einander von ihm unterjocht. Im J. 1400 griff er auch den bis dahin gegen die Christen in Europa siegreichen osmanischen Sultan, Bajazet I., vor dem Constantinopel zitterte, in seinen Staaten in Natolien an. Eine blutige und entscheidende Schlacht, welche 1402 bei Ancyra (Anguri) geliefert wurde, fiel für Bajazet

unglücklich aus; er erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde selbst Timur's Gefangner. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen seinen Gefangnen ausgeübt haben soll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweisen. Für die christl. Mächte war dieser Vorfall sehr wichtig, weil er sie auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreite. Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüstet hatte, starb er auf dem Zuge nach China, den 19. März 1405, 69 Jahr alt. Nach seinem Tode kam die Monarchie der Mongolen wieder in Verfall, und wurde in mehrere Staaten zertheilt. Aber einer seiner Nachkommen, Baber (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue, mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bekannt wurde und jetzt ebenfalls aufgehört hat zu sein (s. den Art. Hindostan). Die noch jetzt vorhandnen mongolischen Völkerschaften, von denen jedoch nur unvollständige Nachrichten bekannt sind, leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptschaken übrig geblieben sind, wohnen, mit Kalmücken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von vier verschiednen Khanen regiert werden, leben in der Mongolei (53,000 Q. M.) welche von Tungusien, China, der kleinen Tatarei und Sibirien begrenzt wird. Sie bekennen sich alle zur Lehre des Fo (s. den Art.), führen ein nomadisches Leben, treiben aber doch durch Karavanen einigen Handel nach Rußland mit selbstverfertigten wollnen und baumwollnen Zeugen.

Moniteur. Mit dem 24. Nov. 1789 entstand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die sowol über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalversammlung Rechenschaft abzulegen bestimmt war, und am 7. Nivôse des J. VIII. förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieser Zeit ist sie das wichtigste und das einzige durchaus officielle Blatt der französischen Regierung geblieben. Seit dem 1. Jan. 1811 hat sie den Titel Gazette nationale weggelassen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalversammlung sind nachmals in einer, im J. IV. (Paris, Agasse. 1. Band. in Fol.) erschienenen Introduction nachgetragen, auch erschien über das gesammte Blatt im Jahr IX. (Paris, Girardin 2 Bde in Fol.) die Révolution française, ou Analyse complète et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique, und im folgenden Jahre ebendaselbst, gleichfalls in zwei Fol. Bdn., Table alphabétique du Moniteur; aber leider gehen beide nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muster des franz. Moniteurs entstanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demselben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutschland ist vorzüglich der westphälische Moniteur bekannt geworden. Der pariser Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen stark, oft noch mit Beilagen versehen, erscheint, enthält in zwei Abtheilungen fur das Innere und für das Ausland nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Absetzungen, Standeserhöhungen u. s. w., ferner artistische, literärische und dramaturgische Artikel, sondern auch diejenigen politischen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß sie in Frankreich als officielle Nachrichten angesehen werden sollen. Der Moniteur hatte nicht nur in Frankreich und Europa überhaupt,

sondern auch nach Amerika einen solchen Absatz, daß 1793 eine Druckerei für denselben angelegt werden mußte. Vollständige Exemplare des Moniteur sind so selten, daß schon 1809 ein solches zu Paris mit 600 Thalern bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die Jahre VII und VIII (1798—1800), von denen eine geringere Auflage gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptet der Moniteur eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa 25 Jahren stellt er uns unter einer und derselben Nation das Gemälde der unbeständigsten Volkswuth und des ärgsten monarchischen Despotismus dar, und enthält zugleich die Geschichte des Untergangs des europäischen Gemeinwesens, der schamlosesten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundsätze, auf welche ein Staatensystem gebildeter Völker gebaut sein muß. In jeder Rücksicht bleibt er eine der wichtigsten Sammlungen von Actenstücken für den Geschichtschreiber der großen Katastrophe, welche Europa im Innern und Aeußern seit dem Anfange der französischen Revolution in allen seinen Theilen erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern französischen Geschichte, unentbehrlich. Der jetzige Redacteur ist Suavo. Cz.

Monk (George, später Herzog von Albemarle). Dieser in der Geschichte Cromwell's und der Stuarte berühmte, und in neuester Zeit vielfach als Muster zur Nacheiferung aufgestellte Mann, wurde den 6. December 1608 zu Pothandge bei Torrington geboren, und stammte aus einer altadeligen aber unbegüterten Familie. Ungefähr 16 Jahr alt vertheidigte er einst seinen Vater, der Schulden halber verhaftet werden sollte, gegen den Scherif, verjagte letztern mit Stockschlägen und mußte natürlich hierauf aus dem väterlichen Hause fliehen. In das Regiment seines Verwandten, des Sir Richard Grenville, tretend, machte er einen Seefeldzug gegen die Spanier, ward hierauf bei der Expedition gegen die Inseln Rhe und Olerva gebraucht, und erwarb sich während des darauf folgenden Kriegs in Flandern, gute militärische Kenntnisse. Als die Unruhen in Schottland ausbrachen, kehrte er in sein Vaterland zurück, und wurde in der von Carl I. gegen die Insurgenten geführten Armee als Oberst-Lieutenant angestellt. Hierauf als Oberster zu dem Regiment Leicester nach Irland kommend, half er dort die Rebellen bekämpfen, bis endlich der Vice-König, Marquis v. Ormond 1643 eine Art von Frieden mit den Aufrührern schloß, um den unterdeß mit dem Parlament in offnen Hader gerathnen Carl I. beistehen zu können. Ein Verdacht, welchen man in England gegen ihn faßte, als neige er sich zu sehr auf die Seite des Parlaments, machte daß Monk einige Zeit außer Activität kam, bald ward er aber von neuem als General bei der irländischen Brigade angestellt, mit welcher er indeß gleich darauf von Fairfax gefangen wurde (1644). Er wurde nun als Staatsgefangner in den Tower gesetzt, wo er bis 1646 blieb, und um sich die Zeit zu vertreiben ein Werk, „Bemerkungen über militärische und politische Gegenstände," betitelt schrieb, welches aber erst 1671 nach seinem Tode von dem Lord Lisle herausgegeben wurde, übrigens aber von keinem besondern Werthe ist. Durch denselben Lord Lisle, der damals sehr in Gunst bei dem Parlamente stand, erhielt Monk endlich auch, unter der Bedingung sich der Sache der Covenants zu ergeben, seine Freiheit wieder und ging nun mit seinem Beschützer abermals nach Irland, wo er nicht ohne Auszeichnung gegen die Königlichen focht, dennoch aber, da manche Unfälle die republikanische Partei in jenem Lande trafen, nur mit Mühe einer Verantwortlichkeit gegen das Par-

lament entging. Nach England zurückgekommen ward er nun von Cromwell als General-Lieutenant und Commandeur der Artillerie angestellt und mit nach Schottland marschirend, that er sich besonders in der Schlacht bei Dunbar vor. Als Cromwell aber wieder nach England ging um Carl II. zu bekämpfen, da übernahm Monk einstweilen den Oberbefehl in Schottland, eroberte Dunde und ließ die Besatzung nieder machen. 1652 kehrte er seiner Gesundheit wegen, einige Zeit nach England zurück, wurde hierauf Mitglied der Commissionen, welche die Vereinigung der beiden Reiche Schottland und England besorgten, und ward hierauf vom Protector beauftragt, unter Blake zur See gegen die Holländer zu fechten. Mit der unter seinem Befehl stehenden Flottenabtheilung, bestand er hierauf ein siegreiches Gefecht gegen den holländischen Admiral Tromp (Mai 1653), den er zwei Monate darauf, in einer offnen Seeschlacht, in welcher Tromp seinen Tod fand, besiegte und dem Feinde 30 Schiffe vernichtete. Für diesen Sieg von Cromwell mit einer goldnen Kette belohnt, kehrte Monk hierauf nach geschloßnem Seefrieden, nach Schottland zurück, wo er den Protector in Edimburg proclamiren ließ, die stets unruhigen Hochländer zügelte und alles that, um sich als den eifrigsten Anhänger Cromwell's zu zeigen, nach dessen Tode er sogar für dessen Sohn (Richard Cromwell) sich erklärte. Erst 1660 und nachdem Richard Cromwell das Ruder niedergelegt hatte, begann Monk, seinen, wie Einige behaupten, stets gehegten Plan, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen, zu entfalten, doch handelte er hierbei im Ganzen mit so vieler Berücksichtigung aller den Augenblick gerade obwaltenden Umstände, und zeigte sich überhaupt mehrmals bei dem ganzen Unterhandlungsgeschäft so zweideutig, daß man viel eher mit viel Wahrscheinlichkeit schließen darf, wie es ihm hauptsächlich nur darum zu thun war, sich selbst bei dem Umschwung der Dinge (die er erst zum Theil durch gewaltsame Auflösung des ihm in der letzten Zeit feindlich gesinnten langen Parlaments, herbeigeführt hatte), sicher zu stellen. Als endlich Carl II. am 8. Mai 1660 feierlich in London als König proclamirt wurde, war Monk der erste, welcher sich dem in Dower landenden Monarchen vorstellte und Carl war auch so überzeugt, daß er seinen Thron dem Einflusse dieses Mannes verdankte, daß er ihn sogleich zum Ritter des Hosenbandes, zum Mitglied des geheimen Rathes, zum Oberstallmeister, Kammerherrn, Schatzmeister und endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafschaften Devonshire und Middelesser ernannte. 1666 commandirte Monk noch unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, die Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzosen, starb aber schon am 3. Januar 1670 an der Wassersucht. Sein unermeßliches Vermögen kam auf seinen einzigen Sohn, den die Geschichte nur insofern kennt, als er Schuld an der Niederlage mit war, welche die vereinigte englisch-holländische Armee später durch den Marschall Villars bei Denain erlitt. Auf König Carls Befehl, ward Monk nebst seinem Bruder Nikolas, Bischof von Hereford, auf's prachtvollste in der Westminster-Abtei beerdigt, das ihm von der Dankbarkeit des Königs zuerkannte Denkmal, wurde indeß erst ein halbes Jahrhundert später errichtet. Im Ganzen war Monk keineswegs ein großer Charakter, sondern er kann höchstens nur als ein die Umstände mit ziemlicher Weltklugheit benutzender Mann betrachtet werden, der nicht ohne Feldherrntalent war, und in seinen Unternehmungen vom Glück begünstigt wurde. Daß man ihn, wie wir bereits bemerkten, in neuern, den seinen einigermaßen ähnlichen Zeiten, häufig als

Muster eines edlen und treuen Helden aufstellte, konnte nur in Folge des eben in solchen Zeiten nothwendig besonders erregten Geistes der Parteisucht und des Eigennutzes geschehen, wo sich denn freilich einem befangnen Blick leicht alles so gestaltet, wie er es gerade zu sehen wünscht.

Monnier (Pierre-Charles-Le), berühmter Astronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, war 1715 in Paris geboren, zeigte früh einen entschiednen Hang zur Astronomie, machte schon im 16. Jahre Beobachtungen über den Saturn, und übergab im 20. der pariser Akademie der Wissenschaften seine Nouvelle Figure de la Lune, avec la description de ses taches; worauf ihn diese zu ihrem Mitglied ernannte. 1735 begleitete er Maupertuis auf seiner Reise nach Lappland. Mit Lord Macclesfield beobachtete er am 25. Juli 1748 in Schottland die ringförmige Sonnenfinsterniß, und vermaß dort zuerst den Durchmesser des Mondes auf der Sonnenscheibe selbst. 1750 zog er, auf Befehl Ludwig's XV., einen Meridian durch das Lustschloß Bellevue. Le Monnier war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindschaft lebte. Doch hat Lalande stets mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen. Uebrigens war er heftigen Gemüths und eigensinnig. So hat man erst nach seinem Tode mehrere anziehende Werke von ihm gefunden, die er, trotz aller Auffoderungen, im Leben stets hartnäckig verweigert, und sogar zu verbrennen gedroht hatte. Darunter befindet sich sein Sternenverzeichniß, dessen Plan er schon 1741 der Akademie vorgelegt hatte. Unverdrossen in der Arbeit, lebte er ganz für seine Wissenschaft, welche ihm bedeutende Fortschritte verdankt. Er hat zuerst die Verschiedenheit der Strahlenbrechung im Sommer und im Winter bestimmt, die Sonnentafeln und das Sternenverzeichniß verbessert, die Neigung der Ekliptik und die Polhöhe von Paris festgestellt. Er führte das von Graham verfertigte engl. Instrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein, und bewies die durch die Anziehung des Jupiter erzeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrer und andre mit der Astronomie in Verbindung stehende Wissenschaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht und treffliche Werke geschrieben. Er starb den 5. Jan. 1799.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezognes, hohles Instrument, ungefähr 1½ Elle lang und ½ Elle breit, worauf vermittelst des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Seiten nannten die Alten den Kanon. Es pflegt ein solches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemeßner Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, so wie man auch dasselbe, um des bessern Klangs willen mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewol die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden scheint.

Monochromen, monochromatische Bilder, sind einfarbige Malereien. Sie sind die einfachste und älteste Art der Malerei, und man bediente sich zuerst besonders der rothen Farbe, als der auf-

fallendsten. So finden wir sie noch auf den ältesten Vasengemälden, entweder roth auf schwarzen Grund, oder umgekehrt (s. Malerei).

Monodrama, s. Melodrama.

Monogamie, s. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen) ist, im eigentlichen diplomatischen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle (oder auch nur einige) einzelne Buchstaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verschiedner Ordnung gestellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verschiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteste, und der in Urkunden, in welchen sich nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Magistratspersonen und Notare ihrer bedienten, der jüngste war. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm ist vom ostrogothischen König Theodorich (493—526); ihr beständiger Gebrauch aber wurde erst durch Carl's des Großen Beispiel, der sich ihrer stets bediente und ihnen eine schöne Gestalt gab, eingeführt, und erhielt sich in allen den Ländern, welche zu dem ehemaligen großen Frankreich gehört hatten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrh. an, wegen des veränderten Geschäftsgangs, abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland, wo er 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieses Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und sonstige Zeichen, mit welchen Künstler, vorzüglich Maler und Kupferstecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übertragen. Eine sehr schätzbare, wiewol bei weitem noch nicht vollständige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern findet sich in Joh. Fr. Christ's Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc. Leipzig 1747. 8. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Alten jeden Umriß, jede Zeichnung Monogrammen nannten (s. Malerei). A — s.

Monographie (von μονος und γραφειν), wird eine Schrift genannt, welche einen besondern Gegenstand einer Wissenschaft abhandelt. Man setzt zugleich voraus, daß ein solcher Gegenstand in einer vollständigen Monographie nach allen Richtungen und Beziehungen und ganz im Detail betrachtet werde. Auf der andern Seite aber ist zu erinnern, daß dies nicht geschehen solle, ohne auch die allgemeinen Beziehungen zu berühren, in welchen derselbe mit der Wissenschaft steht, aus welcher er entlehnt ist. Die Monographien in strengerm Sinne sind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und es ist nicht zu leugnen, daß sie der Wissenschaft sehr förderlich gewesen. Jetzt aber werden sie so häufig, daß es Noth thut, daran zu erinnern, daß man über dem Besondern das Allgemeine der Wissenschaft nicht gar zu sehr aus den Augen verlieren möge.

Monokratie wird zwar zuweilen für Monarchie gesagt, ist aber eigentlich davon verschieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darstellungsart und die Ausübungsart der höchsten Gewalt. Der Monarchie steht also die Polyarchie entgegen. In jener wird die höchste Gewalt durch einen, in dieser aber durch Mehrere oder Viele dargestellt. Wie sie aber von dem Einen oder von Vielen verfassungsmäßig ausgeübt werde, beibt dabei unbestimmt. Wird sie von dem Ei-

nen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, so daß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, so ist der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchische oder eine polyarchische. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchsten Gewalt theilnehnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, so ist der Staat eine Synkratie, die ebenfalls entweder monarchisch oder polyarchisch sein kann. So war Frankreich unter dem Directorium von fünf Männern eine polyarchische Synkratie, jetzt aber ist es eine monarchische Synkratie. Diese heißt nun auch eine beschränkte oder constitutionelle Monarchie. Eine unbeschränkte aber, wo gleichsam der Monarch selbst die Stelle der Constitution vertrit, heißt eine absolute Monarchie oder eine monarchische Autokratie, kürzer aber und zusammengezogen eine Monokratie (s. den Art. Synkratie.).

Monolog, Selbstgespräch, heißt in der Schauspielkunst diejenige Rede, welche ein Schauspieler für sich selbst spricht, und ist dem Dialoge, in welchem sich mehrere Personen unterreden, entgegengesetzt. Da in den Dramen Umstände eintreten können, wo die handelnden Personen Gedanken, welche sie gegen einander nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müssen, um den nothwendigen Zusammenhang der Handlung zu erhalten: so haben sich die Dramatiker in Nothwendigkeit versetzt gesehen, die Monologe zu erfinden. Als in der Kritik noch das Gesetz der materiellen Wahrscheinlichkeit herrschte, war man geneigt, über die Monologen überhaupt den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, diesem oder jenem berühmten Monolog, wie z. B. dem im Hamlet, nothgedrungen seinen Beifall zu schenken. Man meinte nämlich, daß niemand im wirklichen Leben geneigt sein dürfte, eine fortgesetzte, lange Unterredung mit sich selbst zu halten, und daß nur der höchste Grad von Leidenschaftlichkeit im Stande wäre, gleichsam aus dem Uebermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus sich selbst hervorzustoßen. Dabei hat man aber nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehen, sich auch durch die Zunge aussprechen und versinnlichen läßt, da sie in der Natur bestimmt dasselbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlassung dazu gegeben worden wäre. Nun ist die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet ist, seine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder sie in sein Herz zu verschließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunst nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), sondern eine durch äußere Veranlassungen bedingte Nothwendigkeit, und es ist gerade die Pflicht jeder künstlerischen Bestrebung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Grundsätzen verfährt, vorhanden sein darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles dessen, was künstlerisch ist, zu setzen. Obgleich also die Monologen, streng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden sind: so können sie doch füglich ein Gegenstand der dramatischen Kunst werden, weil die zufällige Veranlassung, jemand neben sich zu haben, dem man seine Gedanken mittheilt, keineswegs gegen die Möglichkeit, sie sich selbst mitzutheilen, entscheiden kann. Die dramatische Kunst muß ein Mal von außen her zur Verständlichkeit, dann aber auch zweitens in wahrhaft künstlerischem Sinne sich der Monologen bedienen, um ihre möglichsten Zwecke zu erreichen. Darum muß auch der Inhalt des Monologs eben so sehr dramatischer als lyrischer Natur sein. Doch dürfen wir nicht leugnen,

daß die gewöhnlichen dramatischen Schriftsteller einen argen Mißbrauch mit dem Monologen treiben, und daß sie ihnen oft zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentlosigkeit und Geistesarmuth dienen. Denn es scheint allerdings leichter zu sein, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung stehende Ausrufungen und Reflexionen zu ersinnen und diese einer dramatischen Person in den Mund zu legen, als ein Gespräch zu führen, in welchem der Austausch und der Wechsel der gegenseitigen Vorstellungen doch eine Art von freier Kunstbehandlung voraussetzt. Da nun solche Monologe, insofern sie die äußere, so nothwendige Abwechselung hindern, im Ganzen genommen, auch nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den Dialog erreicht werden kann: so folgt daraus, daß auch die genialsten Dramatiker sich derselben mit weiser Sparsamkeit zu bedienen und denselben einen innern und nothwendigen Zusammenhang mit dem dramatischen Ganzen zu geben haben, um nicht aus ihnen außerwesentliche Dinge zu schaffen, welche den Zuschauer den Zusammenhang und die Theilnahme an der Darstellung verlieren lassen und langweilen. In künstlerischer Hinsicht dürfte vielleicht noch zu erinnern sein, daß der Inhalt des Monologs, um die gehörige Theilnahme zu erregen, mehr dramatischer als lyrischer Natur sein müsse. Pq.

Monomanie (von μονος und μανια). So nennen einige französische Aerzte die Form des Wahnsinns, welche vorzugsweise auf einen einzelnen Gegenstand gerichtet ist, wo z. B. der Kranke glaubt, er sei Gott, Jesus oder der heilige Geist, Kaiser, König, Fürst, der Aermste oder der Reichste, ein großes Genie u. s. w. Man sieht, daß bei dieser Form das Bewußtsein der Persönlichkeit gestört ist.

Monophysiten heißen die Anhänger derjenigen christl. Partei, die nach dem im 5. Jahrh. aufgekommnen und besonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Mensch gewordne göttliche) Natur in der Person Christi annahm, und die Orthodoxie dieses Sprachgebrauchs auf der sogenannten Räubersynode zu Ephesus 449 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Konstantinopel, und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Bestimmung dieses Conciliums, daß in Christo zwei Naturen ohne Vermischung, Verwandlung und Trennung zu einer Person und Substanz vereinigt seien, der Streit nicht ausgemacht werden. Die asiatische und ägyptische Geistlichkeit war meist monophysitisch gesinnt, dagegen die occidentalische den chalcedonischen Beschluß verfocht. Des Kaisers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, sie zu versöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen, über diese verschiednen Ansichten verschuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophysiten sich förmlich von ihr absonderten. Diese Trennung entschied schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh., da der Schutz, den die Monphysiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe von Konstantinopel gefunden hatten, seit der festen Vereinigung des Kaisers Justinian mit der römischen Kirche aufhören mußte. Auch unter sich selbst blieben sie nicht einig. Schon 483 hatte sich ein Haufe von Mönchen und Priestern zu Alexandrien von dem monophysitisch gesinnten Patriarchen daselbst, Petrus Mongus, weil er das Henotikon annahm, ohne die chalcedonischen Beschlüsse ausdrücklich zu verdammen, losgesagt und eine strengere Monophysitenpartei gebildet, die wegen dieser Trennung von dem rechtmäßigen kirchlichen Oberhaupte den Namen Akephaler, Hauptlose,

erhielt, und der eigentliche Kern des Monophysitismus wurde. Neue Streitigkeiten erhoben sich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Christi verweslich sei oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgesetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der sich zu den Akephalern hielt, bejaheten sie; die Julianisten oder Gajaniten, Anhänger der Bischöfe Julianus und Gajanus, verneinten sie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), diese Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantasiasten, genannt, welche wieder über die Frage, ob der Leib Christi erschaffen gewesen, in Aktisteten, die ihn für unerschaffen, und Ktistolatrer, die ihn für erschaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bischöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand, und belegten auch die unter ihnen entstandnen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Ketzer, und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich zu den Katholischen wandten. In Aegypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinen die stärksten, erhielten durch ihre, nun unterbrochen neben den kaiserlichen oder orthodoxen bestehenden, Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jacob Baradai (starb 558) ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbstständigen Kirchen der **Jacobiten** und **Armenier** (s. d. Art.), die, von der griechischen Kirche eben sowol als von der römischen getrennt, sich eben darum seit dem 7. Jahrh. auch unter der Herrschaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Christo stimmten sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griech. Kirche überein; auch ihr Gottesdienst ist dem griechischen ähnlicher, als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Abweichungen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der Jacobiten in Aegypten zeigen. Diese heißen Kopten, stehen mit den syrischen Jacobiten noch in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Kairo, der den Titel des alexandrinischen führt, und zehn Bisthümer unter sich hat. Die Bibel und liturgischen Bücher besitzen sie noch in der alten koptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt unter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erst im 7. Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten brauchen dabei gesäuertes Brot, welches gebrochen wird und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienst begehen sie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entstandnen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienste, Gesang, Gebet und Vorlesungen der Priester, welche übrigens sehr unwissend sind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur ein Mal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, schlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienst u. s. w. haben sie mit den Griechen gemein. Die Beschneidung ist nur noch bei den Kopten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren

schwachbesetzten Klöstern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Die Kopten machen immer noch den größten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, und werden von der türkischen Regierung gedrückt wie die Griechen. In Cairo wissen sie sich den Türken als Schreiber und Agenten unentbehrlich zu machen. Eine vierte monophysitische Kirche ist die abyssinische, welche von den Kopten ihr geistliches Oberhaupt erhält (s. den Art. Habesch). Verwandt mit dem monophysitischen Streite war die im Anfange des 7. Jahrh. angeregte Frage, ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Konstantinopel 680, daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, so nannten sich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberresten die Sekte der Maroniten (s. den Art) sich bildete.

Monopole. Unter Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf) versteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufakturen und Fabriken. Sie können auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstre lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs sehr wohlthätig wirken, eben so wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztre sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken sehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengesetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die ältesten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion als die älteste und ursprüngliche betrachten. Die mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich dem Parabrama, den sie durch alle Prädicate der Gottheit sehr rein und vollkommen schildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches sie der Finsterniß gegenüberstellten, noch an ein höheres, unentstandnes Licht, das ewig, allmächtig, weise und gütig ist, und aus welchem erst das körperliche Licht hervorging. Die Perser stellten über ihrem Orimuzd und Ahriman noch den Mithras, als höchsten Gott, ein beseeltes und verständiges Feuer, dessen Strahlen durch die ganze Welt strömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte sich vereinigten. Selbst die Aegypter hatten an ihrem Eiktou ein höchstes Grundwesen wenigstens für ihre geheime Religion. Alle diese verschiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit sie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchsten, mehr oder weniger bestimmt, stets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Und überall

sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmälig vermehren, so wie der Mensch sich immer weiter von der einfachen und ursprünglichen Offenbarung in die Vielheit der sinnlichen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, ist in seinen Ueberzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil sie einfach ist, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchströmt. Nur in der Auffassung der Wahrheit verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Erstres war die frühere, die in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienst, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen Alles entstand. Doch konnte auch in diesen Verirrungen die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, eines Plato, und vieler spätern Platoniker, des ägyptischen Philosophen Psammon, der, nach Plutarch (Leben Alexanders) die mit dem Christenthum ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sei, der sich die bessern derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir bei den Hebräern, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen sie durch das umgebende Heidenthum hauptsächlich veranlaßt wurden, die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufbewahrten, bis sich aus ihrer noch etwas engherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie doch größtentheils nur als Stammgott des erkornen Volks betrachteten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte, welcher die herrschende Religionsansicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie, Eintönigkeit. Unter diesem Worte versteht man eigentlich den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verschiedenheit der Empfindungen und Vorstellungen verschieden sein muß. Dieser Fehler z. B. ein singender, schneidender, gezogner oder gerader Ton im Reden, findet sich bei einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachwerkzeuge, oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. Wenn diese Monotonie schon in der gewöhnlichen Rede unangenehm ist, so ist sie ein noch auffallenderer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredtsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Deklamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich am häufigsten in den Fehler der Monotonie, welcher am meisten auffällt, wenn er sich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es auch, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich gleichsam von Natur zur Monotonie hinneigen. In einer andern, hiervon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den schönen Künsten eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und Darstellung der Gegenstände offenbaret. Auch hat man es auf Gegenstände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet. Im Grunde gibt es äußerst wenige Schriftsteller und Künstler, welche

jene Vielseitigkeit des Genies besitzen, mit der man allein eine gewisse Monotonie vermeiden kann. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer schönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franz. Tragödie.

Mons, oder Bergen, ist die befestigte Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Hennegau. Sie liegt auf einer Anhöhe, wird vom Flusse Trouille durchflossen, und ist ziemlich hübsch gebaut. Die Bevölkerung beläuft sich auf 20,000 Seelen. Man findet hier viele öffentliche Gebäude, darunter 6 Pfarrkirchen, den Gouvernementspalast und das ansehnliche Rathhaus auf dem großen Platze. Die Einwohner unterhalten eine große Baumwollenspinnerei, Baumwollenfabriken und einen ziemlich beträchtlichen Handel, besonders mit Getreide und Steinkohlen. Auch ist hier eine Börse, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe sind Steinkohlenbrüche.

Monsieur, wörtlich mein Herr, ein Titel, welcher ohne Zusatz dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von seinen Kindern und Enkeln mit Monsieur angeredet.

Monsigny (Pierre-Alexandre), ein vormals beliebter franz. Tonsetzer, den man als den Stifter der komischen Oper der Franzosen ansieht, 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, und wurde in dem Rechnungsbureaux der Geistlichkeit angestellt; aber das in ihm schlummernde Talent für die Musik erwachte plötzlich, als er einer Vorstellung der Serva Padrona von Pergolesi beiwohnte. Er beschloß, sich der Musik ausschließlich zu widmen, und studirte die Composition unter Giannotti. Nach fünf Monaten entließ ihn sein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie sehr erstaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abschiede seine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er componirt hatte. Drei Jahre nachher (1759) brachte er diese Oper gänzlich umgearbeitet auf's Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall, gab er 1760 Le Maître en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper: On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italienischen Oper annahm. Monsigny setzte hierauf: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé; La belle Arsène, welche großen Beifall fanden. Am 22. Sept. 1798, als am Neujahrstage der franz. Republik, ward er nebst Cherubini, Lesueur und Martini, auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünstler, erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen, und erhielt zugleich eine Pension von 2400 Livres auf Lebenszeit. 1800 erhielt er, nach Piccini's Tode, dessen Directorstelle am Conservatorium zu Paris. Er starb 1817.

Monsoons, engl., oder **Moussons** franz., sind die in Indien herrschenden Passatwinde (s. d. A. **Wind**).

Monstranz, das bei den Katholiken in dem Tabernakel des großen Altars verschlossne Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wol auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren und jeder Katholik muß sie mit Kniebeugen verehren (s. d. A. **Messe**.)

Monstrum ist jeder Organismus oder Theil desselben, dessen

Bildung von der, seiner Art eigenthümlichen, Form abweicht, also Mißgeburt. Monströsen Thieren legt man höchstens anatomischen oder physiologischen Werth bei; gewöhnlich sind sie ein Gegenstand des Ekels. Monströse Pflanzen (gefüllte Blumen) sind dagegen beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumisten alle Mühe anwenden. Was die monströsen Thiere betrifft, so kann man sie in zwei Abtheilungen bringen: in solche, denen irgend ein Theil fehlt, und in solche, welche sich durch überflüssige Bildung auszeichnen. Zu den erstern gehören vorzüglich diejenigen menschlichen Früchte, die man Acephali oder Kopflose nennt, und welche das Gehirn in einem häutigen Sacke, der statt des Schädels dient, tragen. Oft fehlt ihnen das Gehirn ganz, meistens aber der obere und vordre Theil desselben. In die andre Abtheilung sind diejenigen zu stellen, welche als Zwillinge empfangen wurden, sich aber während ihrer weitern Ausbildung im Leibe der Mutter in einanderschoben, so daß die eine Frucht, welche sich ziemlich ungestört ausbildet, die zweite in ihre Bauchhöhle aufnahm und ihren Wachsthum verhinderte. Der zweite Fötus bleibt nach der Geburt mehrere Jahre im Leibe des erstern verborgen, wird aber als etwas Fremdes durch ein Geschwür theilweis, als Haare Knochen, Zähne, ausgestoßen. Hieher gehören die Geschichten von Knaben, die menschliche Früchte bei sich getragen haben. F.

Montague (Marie Wortley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston, war um das J. 1690 zu Thorosky in Nottinghamshire geboren. Sie zeigte schon früh ganz besondre Anlagen, und wurde demzufolge zu allem Unterricht, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt, mit zugelassen. So ward sie eine wirkliche Gelehrte, wovon sie in ihrem 20 Jahre einen Beweis durch ihre Uebersetzung von Epiktet's Enchiridion lieferte. 1712 heirathete sie den Esquire Eduard Wortley Montague, und begleitete ihn 1716 auf seiner Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. Während einer Abwesenheit ihres Gemahls hatte sie die Neugier, den Serail zu sehen. Sie ward auch wirklich in das Innere desselben gelassen, doch, wie man sagt, gegen Erfüllung einer gewissen, von dem Großherrn gemachten Bedingung. Nach zwei Jahren kehrte sie mit ihrem Gemahl über Genua, Turin, Lyon, Paris nach London zurück, und erlangte dort durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und die wohlgenützten Erfahrungen ihrer Reisen einen verdienten Einfluß auf den Ton des Hofes und der besten Gesellschaften. Die schönen Geister huldigten ihr, unter ihren Verehrern zeichneten sich Addisson, Congreve und Pope aus. Letztrer ward aber, wahrscheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, plötzlich ihr bitterster Feind. Seine bekannte grobe Satyre der Sappho sollte gegen sie gerichtet sein; allein sie bezog sich auf eine Mistris Thomas. Ueber Pope und Montague's Verbindung sagt das Quart. Rev. Nr. 46 S. 416 fg. viel Interessantes. Ein bleibendes Verdienst um die Menschheit hat sie sich durch die bei den Türken ersehene, und an ihrem Sohne zuerst erprobte Einimpfung der Blattern erworben, welche sie, trotz allem Widerstande des Vorurtheils, in England einzuführen wußte (vergl. den Art. Blattern). 1739 verließ sie England und ihren Gemahl, von welchem sie 5000 Pf. Sterl. als Jahrgehalt empfing, und hielt sich größtentheils in verschiednen Gegenden von Italien auf, bis sie nach seinem Tode 1751 wieder nach England kam, und 1762 daselbst starb. Außer mehrern mittelmäßigen Gedichten hat sie sich durch ihre, während der Reisen von 1716 — 1718 geschriebnen Briefe berühmt

gemacht. Sie erschienen 1763 in 3 Bdn. wozu 1768 noch ein 4. Band kam, und enthalten die anziehendsten Nachrichten und Bemerkungen, vorzüglich über Konstantinopel und die Türkei, sind Muster eines eleganten, leichten und einnehmenden Styls, und wurden bald in die meisten gebildeten lebenden Sprachen übersetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts ist jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott (s. dessen Nachrichten über die Türken rc. 1. Th.). Eine vollständige, sehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. The letters and other works of the R. H. Lady Mary Wortley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the Marquis of Bute u. s. w., 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerst bekannt gemachten, sind von den Jahren 1739 — 1760 geschrieben. Ueberall verräth sich die Frau von gebildetem, und man kann sagen, männlichem Geiste; überall fällt sie scharfe und bestimmte Urtheile. Ihre gelehrten Kenntnisse bewiesen die meisten ihrer Briefe; nie aber prunkt sie damit. Nicht minder berühmt ist ihr Sohn, der Sonderling Eduard Wortley Montague, um das J. 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, seines Vaters Landgut, geboren. Das volle Gemälde seines Lebens erhält durch die bunte Mischung der Farben eine anziehende Lebendigkeit. Einige haben ihn, jedoch wahrscheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Besuchs des Serails ausgegeben. Nach der Meinung dieser Letztern war er 1718 in Konstantinopel geboren, und die Veranlassung, daß sein Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, sich von seiner Gattin scheiden ließ. Der junge Montague war der Liebling seiner Mutter, die ihm allen Willen ließ. Sein seltsamer Charakter zeigte sich schon in der Kindheit. Von der Westminsterschule entlief er drei Mal, und wurde drei Mal zurückgebracht; zuerst zu einem Schornsteinfeger, bei dem er auch die Essen kehrte; dann zu einem Fischer, mit dem er Plattfische durch die Straßen austrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er sich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der englische Consul ihn entdeckt und seinen Aeltern zurückgesandt hatte, gaben ihm diese einen Hofmeister, und sandten ihn dann mit demselben auf Reisen, namentlich nach Westindien. Einige Jahre war er ein geschätztes Mitglied des Parlaments und mehrerer gelehrten Cirkel in London. Aber die Unruhe trieb ihn wieder in die Weite. Er durchstreifte die Welt bis an seinen Tod. „Ich bin," sagt er in einem seiner Briefe, „mit dem deutschen Adel umgegangen, und habe auf seinen Landsitzen mein Lehrgeld in der edeln Reitkunst gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackersmann gewesen, und habe die bescheidnen Dienste eines Postillions und eines Pflügers nicht verschmäht. Ich habe mich in Paris in das läppische Gewand eines Stutzers gehüllt. Ich bin in Rom ein Abbé gewesen. Ich habe in Hamburg mit der lutherischen Prediger-Krause, dreigefaltetem Kinn und solcher Kanzelsalbung das Wort Gottes ausgespendet, daß die Geistlichkeit neidisch geworden." Er besuchte den ganzen Orient, und nahm in der Türkei den Turban, wie es scheint, aus reiner Ueberzeugung; denn er befolgte überall auf seinen Reisen die Religions- und alle übrigen Gebräuche der Mohammedaner mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit. Graf Lamberg und Dr. Moore sahen ihn in Venedig, und geben, ersterer im Mémorial d'un Mondain,

und letztrer im View of Society and Manners of Italy, anziehende und übereinstimmende Nachrichten über ihn. Er kleidete sich, saß, aß, trank ꝛc. auf orientalische Weise, trug einen langen Bart, ließ sich jederzeit beim Ausgehen, selbst am Tage, zwei brennende Fackeln vor-, und durch einen kleinen Neger, der sein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, seine Nahrung Reiß, sein Getränk Wasser, sein Vergnügen Kaffee und Tabak. Die vorgeschriebnen Reinigungen und Gebete versäumte er nie. Auch unterhielt er neben seiner gesetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Gesellschafter, und wußte auf eine eigne anziehende Weise heitere Laune, französische Lebhaftigkeit und türkischen Ernst in der Unterhaltung zu vereinen. Er starb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wissenschaft, besonders die Archäologie, verdankt ihm einige schätzbare Bereicherungen. Er hat in Palästina mehrere kostbare Alterthümer aufgefunden und beschrieben, viele wichtige Medaillen an die londoner Akademie (Royal-Society) geschickt, deren Verhandlungen von 1766 einen anziehenden Brief von ihm über Kairo, die Wüste Sinai, das rothe Meer ꝛc. enthalten. Außer verschiednen, besonders den Orient betreffenden, Abhandlungen hat man von ihm noch Reflexions on the Rise and the Fall of the ancient Republics, 1759. Bemerkungen über die Erdbeben, und über eine vorgeblich antike Büste in der kön. sardin. Sammlung.

Montaigne (Michel de), einer der geistreichsten französischen Schriftsteller, war den 28. Februar 1533 auf dem seiner Familie gehörigen Schlosse gleiches Namens in Perigord geboren, und starb daselbst den 13. September 1592. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, ein Engländer von Geburt und tapfrer Krieger, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf die Ausbildung der glücklichen Anlagen des jungen Montaigne die größte Sorgfalt, schlug aber freilich hierzu einen etwas eignen Weg ein. Um nämlich seinem Sohne das ihm selbst schwer gewordne Studium der Latinität zu erleichtern, nahm er, ehe der Knabe noch den Händen der Amme entschlüpfte, einen Hofmeister (einen Deutschen von Geburt) an, der keine Sylbe französisch, desto besser aber Latein verstand und indem nun alles im Hause, so gut oder schlecht wie es gehen konnte, sich in dieser Sprache ausdrücken mußte, hatte er die Freude den Knaben so völlig in dem Idiom des alten Rom erwachsen zu sehen, daß er später die Sprache seines Volkes, gleich einer fremden lernen mußte. Montaigne sagt hierüber selbst: „wir lateinisirten uns Alle dermaßen im Schlosse, daß dies auch auf die dazu gehörigen Dörfer Einfluß hatte und in die Sprache des Volks der Umgegend mancher lateinische Ausdruck überging und wurzelte.“ Das Griechische lernte der Knabe dagegen mehr schulmäßig und nicht so ex usu. Aber auch in andern Dingen befolgte Montaigne der Vater eine eigenthümliche Methode in seiner Erziehung. So ließ er z. B. den Knaben des Morgens durch musikalische Instrumente wekken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiste der Kinder nachtheilig sei, gestattete ihm in seinen Spielen die größte Freiheit, suchte ihn nur durch Erweckung des Rechtgefühls zur Erfüllung der Pflichten zu führen ꝛc. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichste Verehrung für das Andenken seines Vaters. In einem Alter von 13 Jahren hatte er seine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Sein Vater bestimmte ihn hierauf für den richterlichen Stand, und verheira-

thete ihn später mit Françoise de la Chassaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menschen war das Studium, das ihn vor Allem anzog. Um seine Kenntnisse hierin zu erweitern, theils aber auch um seine, durch ein in seiner Familie erbliches Uebel (den Stein) erschütterte Gesundheit wo möglich wieder herzustellen, ging er auf Reisen. Er besuchte Deutschland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römischen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieser Stadt waren mit seiner Verwaltung so zufrieden, daß sie ihn 1584 an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieser Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er sagt, darum angehalten hatte, geschmückt. Nach verschiednen Geschäftsreisen kehrte er endlich auf sein Schloß zurück, um sich dort ganz der Philosophie zu widmen. Indeß wurde hier seine Ruhe durch den blutigen Parteikampf gestört, welcher Frankreich in Folge des grausamen Verfahrens gegen die Hugenotten, zerriß. Sein Schloß wurde von den Liguisten geplündert, er selbst von den Gegnern derselben verfolgt, und er sagt hierüber selbst: „ich ward gleich einem Ball betrachtet: den Ghibellinen galt ich für einen Guelfen, den Guelfen für einen Ghibellin." Da nun zu diesen Uebeln sich noch die Pest gesellte, welche 1586 in Guyenne ausbrach, so war er gezwungen sein Erbe zu verlassen und mit den Seinen eine Zeit lang in dem durch Greuel aller Art heimgesuchten Lande herumzuziehen, bis er endlich 1588 abermals nach Paris kam und dort einige Zeit lebte, hierauf sich aber wieder in seine Heimath begab, woselbst er dann, wie gemeldet, im J. 1592 allgemein betrauert, nach vielen körperlichen Leiden, mit der Ruhe eines Weisen starb *). Montaigne hat sich in seinen mit Recht so berühmt gewordnen „Versuchen" selbst geschildert, aber er gesteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, welche mancher sich zum Vorzuge anrechnet. Er gibt zum Beispiel zu, daß er indolent und träge sei, daß er ein sehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang hasse. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenschaft. Er suchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er sich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit schönen und sittsamen Frauen, wiewol man dabei, wie er sagt, doch ein wenig auf seiner Hut sein müsse. Die Phantasie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. Ueber die Erziehung hat er Ideen, die man wie manche andre in unsern Tagen, ohne ihn zu nennen, wieder in Anregung gebracht hat. Er wollte, daß sich die Freiheit der Kinder auf das Moralische und Physische erstreckte. Das Einwindeln und Einbündeln sah er als schädlich an, und meinte selbst, daß wir durch Gewöhnung aller Kleider entbehren könnten. So tadelte er ferner eine zu ängstliche Lebensweise, wodurch der Körper unfähig werde, Beschwerden zu ertragen. Seine Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung ha-

*) Sein Widerwille gegen die Aerzte und ihre Kunst war übrigens so groß, daß er sich nie ihres Rathes bediente und selbst in den letzten Tagen seines Lebens lieber die furchtbarsten Schmerzen seines alten Stein- und Nierenübels trug, als Hülfe bei ihnen suchte.

ben seine Zeit aufgeklärt und der unsrigen vielfach genutzt. Sein Streben ging auf die Vereinfachung der Gesetze und Formen und er bemerkte sehr richtig, daß die Gesetze oft durch ihre Strenge unnütz und schädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich gesehen, die verbrecherischer waren, als das Verbrechen!" Seine fast immer nachsichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten sehr streng. Die speculative Philosophie verwarf er. Erfahrung, vorurtheilsfreie Ansicht über dieselbe, mit vorzüglicher Neigung seines Temperaments zum Epikurismus, war sein Gebiet. Ein besondres Vergnügen fand er darin, den Menschen in Kindern und unverdorbnen Landleuten zu beobachten und zu studiren. Eben so weit entfernt von denen, die Alles für ungewiß, wie von denen, die Alles für gewiß halten, gefällt er sich, Möglichkeiten statt Behauptungen aufzustellen, und seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Devise war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? Das Hauptwerk Montaigne's sind seine Essais (die 1580 zuerst und nachher noch oft, besonders von Pierre Coste, London 1724, 3 Vol. 4.; deutsch von Bode, Berlin 1793 u. f. 6 Bde. 8. herausgegeben worden sind) und die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart ist allerdings zwar nicht immer rein und correct, genau und edel, aber sie ist originell, einfach, lebhaft, keck und energisch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und diese altnationale, joviale Naivetät gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfassers lieb, unterhält sich gern mit ihm und folgt seinen Meinungen. Ein geistreicher Dichter hat ihn in folgenden Versen geschildert:

Plus ingénu, moins orgueilleux,
Montaigne sans art, sans système,
Cherchant l'homme dans l'homme même,
Le connait et le peint bien mieux.

Montaigne ist vielleicht der ungezwungenste Schriftsteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenstand, und schreibt sie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leisesten Berührung steht, so verfolgt er diesen, kehrt zu seinem Gegenstande zurück und verläßt ihn auf's neue, oft ohne dann wieder darauf zurückzukommen. Er berührt Alles, was ihm aufstößt; unaufhörlich schweift er ab von seinem Wege, und mit Recht sagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er versprochen hat. Da nur ein freier Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, so hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigsten Zeugen haben sein hohes Verdienst anerkannt. „Montaigne hatte viel gelesen," sagt La Harpe in seinem Urtheil über ihn, „aber er verbreitete seine Gelehrsamkeit über seine Philosophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er sich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu sprechen, und verliert den aufgestellten Punkt der Untersuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungne oder falsche Anwendung. Er beschränkt zu sehr die Grenzen unsrer Kenntnisse von verschiednen Gegenständen, die später Erfahrung und Verstand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, ist Alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie sehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schrift-

steller hat er der französischen Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert ist, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert, wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend sonst findet. Man glaubt nicht ein Buch zu lesen, sondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er spricht oft von sich, aber auf eine Weise, um uns mit uns selbst zu beschäftigen. Er ist weder eitel, noch heuchlerisch, noch langweilig; drei schwer zu vermeidende Dinge, wenn man von sich selbst spricht. Er ist nie trocken; allenthalben ist er mit seinem Herzen, mit seiner Gesinnung, und welche Masse von Gedanken über alle Gegenstände! welcher Schatz von Verstand! welche vertraute Mittheilungen, wo seine Geschichte auch die unsrige ist! Glücklich, wer seine eigne in dem Kapitel von der Freundschaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund (Etienne la Boetie) unsterblich gemacht hat." — Außer den Essais verdienen noch seine Voyages Erwähnung, in denen viel Anziehendes und Belehrendes ist, ob schon das Ganze die Spuren großer Flüchtigkeit an sich trägt.

Montalembert (Marc-René, Marquis de) geb. zu Angouleme d. 15. Juli 1714, trat mit seinem 18. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit und zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empfing er einige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er seine Muse den Wissenschaften und 1747 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieser Gesellschaft mit einer Menge von Aufsätzen bereichert, die sich eben so sehr durch neue Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Während des siebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den russischen und schwedischen Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne und nach der Insel Oleron geschickt, welche letztre er nach seinem System befestigte. 1779 ließ er auf der Insel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Festigkeit und Vollkommenheit in Erstaunen setzte. Durch Aufwand hatte er seine Vermögensumstände zerrüttet, und mußte 1790 sein Gut in Angoumois verkaufen. Es ward ihm in Assignaten bezahlt, und so verlebte er den Rest seiner Tage in Dürftigkeit. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalversammlung die Pension überlassen, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehrere Male den verschiednen Gesetzgebungskörpern seine Arbeiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolution ging er mit seiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieselbe, kam in dem stürmischsten Zeitpunkte nach Paris zurück und wurde verhaftet. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich wieder. 1795 erwähnte der Convent seines Art défensif supérieur à l'art offensif auf ehrenvolle Weise und bewilligte ihm Aufmunterungen. 1796 geschah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Ansehung seiner Werke. Er starb d. 26. März 1800, nachdem er noch kurz vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Institut vorgelesen hatte. Er hat auch Réflexions sur le siége de Saint Jean d'Acre geschrieben. Außer den verschiednen Memoiren oder Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'en 1791; einem großen Werke über die perpendiculäre Befestigung und des Art défensif

hat Montalembert auch einige kleine Komödien, Erzählungen und Chansons hinterlassen, die eine heitere Phantasie verrathen.

Montanus, um die Mitte des 2. Jahrh. Bischof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab sich für den von Jesu verheißnen Parakleten (Tröster) aus, welcher das vollkommne Mannesalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Erscheinungen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein, und auch die moralische Eigenthümlichkeit der nach diesen Grundsätzen von ihm gestifteten Sekte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigen Fasten, in der Verachtung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Die Montanisten, so hießen seine Anhänger, nannten im Dünkel ihrer höhern sittlichen Vollkommenheiten sich selbst Pneumatici (Geistiggesinnte); sonst hießen sie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnosis geneigte alexandrinische Schule bestritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4. Jahrh., in dessen Mitte sie erloschen und nur in Gallien durch phrygische Kolonisten noch einige Zeit erhalten worden zu sein scheinen. E.

Montblanc, der höchste unter allen europäischen Bergen, indem er sich nach Saussüre 14,676, nach Tralles 14,793 Fuß über die Oberfläche des mittelländischen Meers erhebt, gehört zu den grajischen, einer Kette der penninischen Alpen, liegt mit seinen drei von ewigen Schnee bedeckten Gipfeln in Savoyen zwischen den Thälern Chamouny und Entreves. Seit 1760, wo Saussüre einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele vergebliche Versuche dazu gemacht worden. Erst 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Balmat; im folgenden Jahre bestieg ihn Saussüre selbst und stellte verschiedne Beobachtungen an; einige Andre sind ihm nachgefolgt, indessen sind die Schwierigkeiten ungeheuer, und erfodern kostbare Anstalten, große Anstrengungen und mehrere günstige Tage. Den 12. Juli 1819 erreichten den Gipfel Howard und van Rensselaer aus Newyork. Dagegen verunglückte die Reise des russ. D. Hamel und A. im August 1820, wo drei Führer in den Abgrund stürzten. Der höchste mit einem festen Schneelager bedeckte Gipfel des Montblanc ist ein schmaler Rücken, ungefähr sechs Fuß breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Monte Casino ist eine im Königreiche Neapel, in Terra di Lavora an den Apenninen, neben dem Städtchen S. Germano, auf einem steilen Berge gelegne, uralte und berühmte Benediktiner-Abtei, in einer reizenden Gegend, vom heil. Benedikt von Nursia selbst 529 gestiftet; nach mancherlei ungünstigen Schicksalen erwarb sie viele Freiheiten und große Reichthümer, und der Abt, gleichsam Patriarch des Ordens, nannte sich Abt der Aebte, Patriarch der heil. Religion, Kanzler beider Sicilien, Graf von Campanien rc. Im 11. u. 12. Jahrhunderte blühten hier die Wissenschaften, namentlich die Arzneikunde, und die im Mittelalter so berühmte salernitanische Schule

wurde von Monte Casino aus gestiftet. Höchst prächtig, wenn gleich ziemlich überladen und geschmacklos verziert ist die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; sehr reich (war wenigstens ehemals) die Sakristei und Bibliothek; mit Gemälden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benedikt bewohnt haben soll. Mit hoher Gastfreundschaft wurden sonst alle Reisende und Pilger hier beherbergt und bewirthet, ja sogar schon in S. Germano wurde ein Hospiz mit vier Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Casino liegt, nur wenig von Reisenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerstreut hat, erfreut sich nur seltner Besuche. — xx.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modenesischen 1628, trug anfänglich die Waffen als ein gemeiner Soldat unter seinem Oheim, Ernst Montecuculi, welcher die kaiserl. Artillerie befehligte, und ging alle Militärgrade durch. Die erste glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im J. 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihr Gepäck und Geschütz ab. Banner eilte auf die Nachricht dieses Ereignisses herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muse seiner zweijährigen Gefangenschaft, durch beharrliches Studium seine militärischen Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, als er sich 1646 durch die Niederlage des Generals Wrangel bei Triebel rächte. Nach dem westphälischen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte, und das Unglück hatte, in einem Caroussel seinen Freund, den Grafen Manzani zu tödten. Der Kaiser knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an seinen Dienst. Dem König Johann Kasimir von Polen, der von Ragotzy und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe gesendet, schlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als König Carl Gustav von Schweden darauf seine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi so glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Kopenhagen von der Landseite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Besieger Ragotzy's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie, Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen eines furchtbaren Heers bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St. Gotthard 1664 erfechten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präsidentenstelle des kaiserl. Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche sich den Fortschritten der Franzosen widersetzen sollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seines Heers mit dem Heere des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortschritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre den Oberbefehl, aber 1675 erhielt er ihn wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt Voltaire, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was sein Gegner thun werde,

nach dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nie. Sie setzten einer dem andern Geduld, List und Thätigkeit entgegen, und waren eben im Begriff eine Schlacht zu wagen, als eine Kanonenkugel den französischen Feldherrn tödtete. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zur Ehre gereichte. Diese Worte hatte er bei der Nachricht von dem Tode Turenne's mehreremale wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit streitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieser Fürst am Rhein einige Verluste, bald aber hielt er den kaiserlichen Feldherrn auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. Montecuculi verlebte den Rest seiner Tage am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beschützte die Wissenschaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforschung gestiftet wurde. Montecuculi starb zu Linz 1680 an einer Wunde, die er von einem herabstürzenden Balken empfangen hatte. Er verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch sehr gut darüber zu schreiben. Seine Memoiren, die er italienisch schrieb, sind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Nachdem sie früher nur in einer französischen Uebersetzung bekannt waren, hat Ugone Foscolo auch das italienische Original herausgegeben (Mailand, 1807 — 8. 2 Bde. Fol.).

Montemayor (Jorge de), ein berühmter Dichter, geb. um 1520 zu Monte-Mayor in Portugal, woher er den Namen annahm. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde dafür einigermaßen durch sein angebornes Genie entschädigt. Er verstand vollkommen mehrere lebende Sprachen, und übersetzte sie mit eben so viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militärische Laufbahn, obgleich seine Neigung ihn einzig zur Musik und Poesie hinzog. Darauf begab er sich nach Castilien und ließ sich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Musiker in die Kapelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise nach Deutschland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er seine berühmte Diana. Die Königin Catharina, Schwester Carls V. und Regentin dieses Reichs berief den Dichter zu sich, und ertheilte ihm einen sehr ehrenvollen Posten an ihrem Hofe. Aus einer Elegie von Francisco Marcos Dorantes, die sich in allen Ausgaben der Diana findet, ersieht man, daß er schon im J. 1562 seine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugiese, wird Montemayor doch in der spanischen Literatur genannt, da er in der castilianischen Sprache geschrieben hat. Er war durch seine Diana der Erfinder des spanischen Schäferromans. Cervantes nennt die Diana das schönste Muster ihrer Gattung. Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung (cancionero) und die Werke des Troubadouren Ausias March.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirges Monte negro (der schwarze Berg, in der Landessprache Tschernagora), im der türkischen Provinz Albanien, von der Seeküste bei Antivari an gegen Bosnien hin. Sie sind ein freies Räubervolk, das 15,000 waffenfähige Männer hat, nicht unter der Oberherrschaft der Türken steht, aber wegen der natürlichen Beschaffenheit des Landes, das auf 150 Q. M. in 116 Dörfern 60,000 Einw. hat, nie von ihnen hat bezwungen werden können. Das Gebiet erstreckt sich von Cattaro

bis an die See von Scutari. Die Montenegriner haben den Türken, durch öftere Einfälle in das Gebiet derselben, viel Schaden zugefügt. Ihr Vorstand ist ein geistlicher Vladicki, doch hat die Civilverwaltung einen von jenem abhängigen Statthalter aus einem thatenreichen Geschlecht. Beide genießen eine Pension aus dem Auslande, die zu Anschaffung von Armaturen für die Aermern verwandt zu werden pflegt. Bisher hat dieses Volk wider seine Gewohnheit am Türkenkriege der Griechen keinen Theil genommen. Sie sprechen illyrisch-slavonisch, sind der griechischen Religion zugethan, und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes ist Atigne. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab und einen Aufstand anstiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montereau, s. Chatillon.

Monte Santo, s. Athos.

Montespan, s. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), stammte aus einer vornehmen Familie von Guienne, und war den 18. Jan. 1689 auf dem Schlosse Brede bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte sich sein philosophischer Geist. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren sammelte er Materialien zu seinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präsident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge sein Vermögen und Amt. In dem ihm sich dadurch darbietenden Wirkungskreis suchte Montesquieu vielfach zu nützen. So brachte er es durch seine Vorstellungen bei der Regierung dahin, daß der das Volk ungemein drückende Weinzoll aufgehoben wurde, (leider dauerte diese Erleichterung aber nicht lange, und man legte um den ewigen Geldbedürfnissen und der Verschwendungssucht des Hofes zu genügen, andre Lasten dafür auf), bewog einen in Bordeaux sich gebildeten Verein, dessen Zweck es war, die schönen Künste zu pflegen, sich auch mit ernstern Dingen zu beschäftigen, wodurch denn eine Akademie entstand in welcher er selbst manchen gediegnen Vortrag über Geschichte 2c. hielt, suchte das zu seiner Zeit noch fast ganz vernachlässigte Fach der Naturwissenschaften zu heben und entwarf deswegen den Plan zu einer „Histoire physique de la terre ancienne et moderne" (die jedoch da sich später sein Streben nach andern Richtungen wandte, nie ausgeführt wurde) u. s. f. Im J. 1721 trat er zuerst mit seinen Lettres persanes, die er auf dem Lande angefangen und in den Erholungsstunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieses bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftsteller an. Er liefert darin das lebendigste und wahrste Gemälde der französischen Sitten; mit leichtem und keckem Pinsel schildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laster, und weiß Allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß sind nicht alle Briefe von gleichem Werth; einige ent-enthalten auch Paradoxen und zu derbe Satyren auf Ludwig XIV. und seine Regierung. Diese Briefe öffneten Montesquieu die französische Akademie, obgleich gerade dieses Institut wenig darin geschont wird, und der Kardinal Fleury, den die Spöttereien des Persers über die christliche Religion mit Recht verdrossen hatten, sich seiner Aufnahme widersetzte. Die Rede, welche er bei seinem Eintritte (1728) hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Absicht, welche Montesquieu hatte, in seinem Esprit des lois die Nationen zu schildern, nöthigte ihn, sie gründlich zu studiren. Er hatte demnach

schon 1726 seine Stelle in Bordeaux niedergelegt, und begann nur nach seiner Aufnahme in die Akademie, Deuschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England zu bereisen. Im letztern Lande verweilte er gegen 2 Jahre, und ward in London zum Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß Deutschland geeignet sei, um daselbst zu reisen, Italien, um daselbst zu verweilen, England, um daselbst zu denken, und Frankreich, um daselbst zu leben *). Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland und auf sein Schloß la Brede, legte er die letzte Hand an sein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains, welches 1734 zuerst erschien. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben diesem oft behandelten Gegenstande den Werth der Neuheit. Der Verfasser findet die Ursache der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundsatze, nur nach erfochtnen Siegen Frieden zu schließen. Die Ursachen ihres Verfalls findet er in der Vergrößerung des Reichs; darin, daß man so vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Asiens verursachten Sittenverderbniß; in den Proscriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundsätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Constantin fast ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Residenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geist, der in diesem Werke glänzt, erscheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In diesem Werke, das mehr den Geist der Nationen als der Gesetze darstellt, unterscheidet der Verfasser drei Arten der Regierungsform: die republikanische, monarchische und despotische, und zeigt, daß die Gesetze den Principien dieser Form angemessen sein müssen. Die Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit, und führt den Verfasser auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu sein, ist kraftvoll. Man kann dieses Werk das Gesetzbuch des Völkerrechts und seinen Verfasser den Gesetzgeber des Menschengeschlechts nennen, und fühlt, daß es aus einem freien, das Menschengeschlecht mit Liebe umfassenden Herzen entsprungen ist. In Rücksicht auf diese Gesinnungen hat man es Montesquieu verziehen, daß er Alles auf ein System zurückführen wollte, daß er dem Klima und den physischen Ursachen vor den moralischen zu viel Einfluß zugeschrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und allzuoft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen hat. Dagegen war man unzufrieden, in diesem Meisterwerke manche zu lange Abschweifungen über die Lehnsgesetze und Zeugnisse unzuverlässiger Reisender, so wie mitunter Paradoxen statt Wahrheiten, Scherze statt Reflexionen zu finden, und hat ihm deswegen Unbestimmtheit, Mangel an Zusammenhang und gesuchte Wendungen vorgeworfen. Dennoch ist unumstößlich, daß dies Buch für den Philosophen eine Quelle von Forschungen ist und anerkannt, daß Niemand so tief wie Montesquieu über die Natur, Principien, Sitten, Klima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und schlechten Gesetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Han-

*) Scherzweise pflegte er auch manchmal über sein eignes Benehmen in den bereisten Ländern zu sagen: „In Frankreich war ich der Freund von Jedermann, in England von Keinem; in Italien mußte ich aller Welt Complimente machen und in Deutschland wo ich hin kam trinken.“

del nachgedacht hat. Nichts desto weniger fehlte es nicht an strengen Kritiken; eine derselben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete Montesquieu, der schon 7 Jahre nach der ersten Erscheinung seines großen Werkes, den 10. Februar 1755, in einem Alter von 66 Jahren in Paris starb, mit seiner Défense de l'Esprit des lois. Ob er gleich von Natur ökonomisch war, verstand er doch auch großmüthig zu sein. Die edle Handlung, die er zu Marseille ausübte, indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der Seeräubern in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauspiele: Le Bienfait anonyme, Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren stets gleich; seine Unterhaltungen leicht, lehrreich und anziehend. Man hat nach seinem Tode zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erschien eine gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den 1798 erschienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollständigsten Ausgaben sind die basler von 1799 in 8. B. und die pariser von 1796 in 5 B. Es finden sich darin noch andre Schriften von Montesquieu, z. B. der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Prosa, das zwar bei seiner Erscheinung (1727) Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz ist. Eine Geschichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfasser sie aus Irrthum verbrannte. Von seinen Lettres familières, welche 1767 erschienen, gewähren mehrere eine interessante Lectüre. Im 26. Jahr seines Alters verheirathete sich Montesquieu, und aus dieser Ehe entsprangen 1 Sohn und 2 Töchter. Erstrer gab nach seines berühmten Vaters Tode (1783) einen Roman „Arsace und Ismene" heraus, den Montesquieu wahrscheinlich in jüngern Jahren geschrieben hatte, und der vielleicht wie Grimm vermuthet, ursprünglich bestimmt war eine Episode in der Lettres persanes zu bilden.

Montezuma, war Kaiser von Mexiko, als Cortez im J. 1518 in dies Reich einfiel. Jene kriegerischen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künstliche Donner, der sich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlösser, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, worein sie gekleidet waren, waren den Mexikanern so unerklärliche Wunder, daß Cortez mit seinem kleinen Heere bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daselbst von Montezuma als sein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menschliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma der sich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, suchte sie durch Freundschaftsbezeigungen in Mexiko sicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung sann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaisers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff sie an und tödtete, obgleich er zurückgeschlagen wurde, drei bis vier Spanier. Der Kopf eines derselben wurde an Montezuma geschickt, um ihn unwidersprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zum Kaiser, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, sich in seine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Fesseln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber ward er

ein Opfer seiner Nachgibigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenschaft ihres Kaisers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvara. Montezuma wollte sich seinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu stillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sklaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden; aber untröstlich über die von seinen eignen Unterthanen erlittne Beschimpfung, riß er den Verband ab, und starb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), ein berühmter französischer Alterthumsforscher, war 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc geboren, und widmete sich in seiner Jugend den Waffen. Nach dem Tode seiner Eltern aber zog er sich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benediktiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine Talente erwarben ihm bald, sowol in seinem Orden als in ganz Europa, einen berühmten Namen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. 1698 machte er eine gelehrte Reise nach Italien, um die dortigen Alterthümer zu sehen, und die ihm bei seinen Arbeiten nützlichen alten Handschriften zu untersuchen. Am längsten verweilte er zu Rom. Papst Innocenz XII. und die vornehmsten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem er seine Forschungen beendigt hatte, und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daselbst sein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beschreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechischen und lateinischen Handschriften liefert, und beschäftigte sich unablässig bis an seinen Tod mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu stellen. Die Zahl seiner Werke in Folio steigt allein auf 44. Wir nennen von seinen Schriften nur 1. Analecta graeca, gemeinschaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée et représentée en figures, Paris 1719 u. ff. (lateinisch und französisch). Dieses Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden besteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30 bis 40,000 Figuren abgebildet sind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es gesammelt wurde, an sich; nichts desto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man anderswo vergebens suchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt (es gibt auch einen deutschen Auszug von Schatz und Semmler, Nürnb. 1797, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807.); 4. eine Ausgabe des Johannes Chrysostomus und des heiligen Anastasius. Montfaucon hat zu viel geschrieben, um seinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Als gelehrter Sammler hat er die entschiedensten und bleibendsten Verdienste. Er starb in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris 1741.

Montgelas (Maximil. Joseph, Graf von), geb. zu München, 1759, gehört unstreitig in die Reihe der ersten Staatsmänner Deutschlands. Sein Vater war kurfürstl. baierischer General. Seine Voraltern (genannt Garnerin, Herren von Thuiller, Freiherren von Montgelas) stammten aus Savoyen. Nach dem Genusse einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung und eines vortheilhaften Gymnasialunterrichts in München, bei welchem sich die hervorstechenden Talente

seines Geistes sichtbar und glücklich entwickelten, reiste er nach Frankreich, um dort die höhern Studien zu treiben, und bereicherte sich mit Kenntnissen in allen Fächern der Rechtsgelehrsamkeit, vorzüglich aber durch das Studium aller Zweige der Geschichte, in deren Heiligthum er durch den gelehrten Professor Koch zu Straßburg eingeführt wurde. Nach Vollendung seiner akademischen Studien erhielt Montgelas 1777 eine Hofrathsstelle in München; 1779 ward er kurfürstlicher Kämmerer und Büchercensurrath. 1785 ging er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. zum Hofcavalier annahm. Letzerm folgte in der Regierung dessen Bruder, Maximilian Joseph, jetziger König von Baiern, welcher den Freiherrn von Montgelas schon früher in seine Dienste genommen hatte. Dieser verschaffte dem jungen thätigen Manne die erwünschte Gelegenheit, durch seine tiefen Einsichten, seine Gewandtheit in Geschäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen französischer Einmischungen in sein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, gleich anfangs treffliche Dienste zu leisten. Einige Tage nach dem Hintritte des Kurfürsten Carl Theodor, 16. Febr. 1799, zog Montgelas, in Begleitung seines Herrn, als neuen Kurfürsten von Pfalzbaiern, in München ein, und wurde zum Minister der auswärtigen Verhältnisse ernannt. Von nun an erscheint er als treuer, weiser Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; 1802 ward er zum kurfürstlichen Commissär ernannt, bei den Maltheserordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert, 1803 ward ihm die concentrirte Finanzverwaltung der kurfürstlichen Staaten, übertragen; 1806 ward er zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Vertrags zwischen den Königreichen Baiern und Italien in Bezug auf Festsetzung der Militärlinien in dem italienischen Tyrol, als Grenze des Königreichs Italien; 1807 zum Comissär bei verabredeter Aufhebung des in den königlich baierischen und k. k. österreichischen Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oesterreich zu schließenden Uebereinkunft über die freie Benutzung der Familien- oder Localstiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzministers, Freiherrn von Hompesch, zum Minister der Finanzen ernannt. Diese wichtigen Aemter verwaltete Montgelas bis 1817, wo der König ihm mit einer Pension von 30,000 Fl. erlaubte, sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Er machte bald darauf eine Reise durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der ersten Kammer (der Reichsräthe) an der baierischen Ständeversammlung Antheil. In der Ueberzeugung von der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit und von den wichtigsten Diensten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, selbst in den gefahrvollsten Zeiten dem Vaterlande geleistet, hat sein König ihn 1810 in den Grafenstand erhoben.

Montgolfier (Jacques Etienne), berühmt durch seine Erfindung des Aërostats, wurde 1745 zu Vidalonles-Annonai geboren, woselbst sein Vater (der 1793 starb) eine ansehnliche Papiermanufaktur besaß. Er und sein älterer Bruder Joseph Michael (geb. 1740, gest. 1810) legten sich früh, wider den Willen des Vaters, der gern Teologen und Rechtsgelehrte aus seinen Söhnen machen wollte, auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie, und beide übernahmen, nachdem sie (besonders Joseph) mancherlei Fata und jugendliche Verirrungen bestanden hatten, die väterliche Papier-

fabrik, welche sie bald durch ganz vorzügliche Leistungen und besonders durch die Erfindung des Velin=Papiers auszeichneten. Den ersten Gedanken zu seiner Luftmaschine soll Etienne Montgolfier ein Zufall eingegeben haben. Nach Einigen bemerkte er, daß ein über einen Kaffeetopf gelegter papierner Deckel in die Höhe getrieben wurde. Nach Andern war es ein Weiberrock, den Montgolfier auf einen dort zum Wäsche trocknen gebräuchlichen Korb gelegt hatte, und welcher durch die von der Hitze verdünnte Luft bis an die Decke des Zimmers gehoben wurde. Noch Andre behaupten, daß Betrachtungen über das Aufsteigen des Rauchs und der Wolken, und das emsige Studium von Priestley's Werk: „sur les différentes espèces d'air" ihn darauf geführt haben. Wie dem nun sei, er theilte seine Idee dem Bruder mit, der sogleich darauf einging und beide machten um (1782) eine Menge Versuche mit Ballons von grauem Papier, welche denn nach und nach zur völligen Endeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftschiffes führen (s. d. Art. Aërostat). Den ersten großen Versuch machten die Brüder Montgolfier 1783 zu Annonai mit einem Ballon von 110 Fuß im Umkreis und 500 Pfund Gewicht, und da dieser auf's glücklichste ausschlug, so begab sich Etienne noch in demselben Jahre nach Paris, woselbst er, so wie in Versailles vor dem Hofe, das Experiment wiederhohlte, mehrere Thiere mit aufsteigen ließ (wodurch denn erforscht wurde, daß auch wol Menschen unbeschadet der Gesundheit, die Luftfahrt wagen könnten), und mit seinem Bruder in die Akademie aufgenommen wurde, für sich selbst aber eine Pension von 2000 Livres und den Orden des heil. Michael erhielt. Der Enthusiasmus welchen die neue Erfindung damals in Frankreich erregte, war außerordentlich, und er stieg noch, als Pilatre de Rozier (s. d. Artikel.) zuerst mit dem Marquis d'Arlande es wagte, eine solche Luftfahrt zu unternehmen, ein Beginnen welches Joseph Montgolfier in Januar 1784 zu Lyon nachahmte, wobei denn auch hier, wie überall in Frankreich, wo dergleichen Experimente unternommen wurden, der Andrang derer, die eine solche Reise mitmachen wollten, so groß war, daß die kühnen Luftschiffer (Rozier, Montgolfier, Charles, Blanchard u. A.) sich oft genöthigt sahen die Hülfe der Behörden zur Abwehr aufzufordern (s. über das Weitre der Aërostats, den bereits erwähnten gleichnamigen Artikel.) Bemerken wollen wir noch daß sich an die Erfindung der Brüder Montgolfier auch die ersten Versuche mit dem Fallschirm anschlossen und daß Joseph, nachdem er Mitglied des Instituts geworden war, in Jahre 1807 die erste Idee zur Errichtung der Gesellschaft zur Ermunterung der Industrie gab. Ludwig XVI. begünstigte übrigens die Unternehmungen der Gebr. Montgolfier sehr und setzte selbst eine Summe von 40,000 Livres aus, um die Erfindung wo möglich zu einem nützlichen Zweck zu leiten; die ausbrechende Revolution hemmte jedoch die weitere Ausführung. Den ihm von Ludwig XVI. noch ertheilten Adelsbrief, wies Etienne Montgolfier in so weit zurück, daß er die dadurch ihm gewordnen Rechte auf seinen alten Vater übertrug, für sich selbst aber nie Gebrauch davon machte. Er starb den 2. August 1799, nachdem er noch in den letzten Jahren seines Lebens, viel von den Stürmen der Revolution zu leiden gehabt hatte. Sein, ihn überlebender Bruder Joseph, hat sich außerdem noch durch mehrere eigne Erfindungen, worunter besonders die der Wasserschraube (pelier hydraulique), welche das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und mehrere Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt gemacht. Man hat drei Schriften von ihm, über

die aërostatische Maschine und die Luftreisen. Er zeichnete sich durch seine, keine Gefahr achtende Menschenliebe während den Gefahren der Revolution, durch seine Kaltblütigkeit und Leibesstärke und durch seine geistigen Vorzüge aus. Als die Revolutionsstürme seine Gewerbe störten, begab er sich nach Paris, wartete friedlich die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand die gebührende Belohnung seiner Verdienste, indem man ihn beim Büreau der Künste und Manufakturen, ferner als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium anstellte, und zum Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion ernannte.

Montgomery (Gabriel, Graf von), ein französischer Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und durch seine Schicksale. Er ward in seiner Jugend die unschuldige Ursache an dem Tode Heinrich's II. Dieser Fürst hatte in einem Tournier am 26. Jun. 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgomery, damals Lieutenant der schottischen Garde, machen wollte. Als habe er eine böse Ahnung, weigerte sich Montgomery mehrmals, und gab erst nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf so heftig auf das Visir des Königs, daß dasselbe aufsprang und ein Splitter der Lanze in das rechte Auge des Königs drang. Der König starb nach eilf Tagen, verbot aber, Montgomery im geringsten wegen dieses Vorfalls zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in die Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen das königl. Heer. Als die Stadt endlich erstürmt worden, flüchtete er sich glücklich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war Montgomery zu Paris. Er wurde noch zeitig genug benachrichtigt, um sich retten zu können, und ging nach England. 1573 führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil selbst ausgerüstet hatte zum Beistand von Rochelle herbei, das von den Katholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg; darauf ging er nach der Normandie, und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Nach verschiednen Gefechten wurde er genöthigt, sich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der königliche General Matignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangnen machte. Wider seinen Willen mußte Matignon, auf Befehl der Catharine von Medicis, den gefangnen Montgomery nach Paris liefern, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 26. Jun. 1574 enthauptet wurde. Er bewies bei seiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlassnen neun Söhne zeigten sich alle als tapfre Krieger.

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, ist geboren zu Fusignano im Ferraresischen um das J. 1753. Er studirte zu Ferrara. Darauf begab er sich nach Rom, wo er Gönner fand, und von Luigi Braschi, einem Neffen des Papstes, zum Sekretär ernannt wurde. Da er sich als Geistlicher keidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er zwei Tragödien: Galeotto Manfredi und Aristodemo, an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des französischen Gesandten Basseville zu Rom gab ihm Veranlassung

zu einem Gedichte, Basvilliana betitelt, worin er sich als einen Nachahmer Dante's zeigt. Dieses Werk, das sich durch einzelne glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen großen und verdienten Ruhm. Zwei andre Gedichte, die Musogonia und Feroniade, sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte der Verfasser die erste Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Buonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürsten zugetheilt wurden. Monti begab sich nach Mailand, wo er Sekretär des Directoriums der cisalpinischen Republik wurde. Zwar ward er angeklagt, sich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben; allein seine Verse, in denen er den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, erhielten ihn in seinem Amte. Der Feldzug Suwarow's in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er drei Gesänge eines Gedichts auf den Tod Mascheroni's herausgab. Sie erregten fast eben so viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige satyrische Züge mißfallen hatten, hielt er es für gerathen, sein Gedicht nicht zu vollenden. Kaum zum Professor der schönen Wissenschaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredtsamkeit nach Pavia. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit; denn Napoleon, der sich 1805 zum König von Italien gemacht hatte, ernannte ihn zum Historiographen dieses Königreichs und trug ihm auf, seine Thaten zu besingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter seinen Bardo della Selva Nera, wovon 1806 sechs Gesänge erschienen. Dieses höchst seltsame Werk fand heftigen Tadel, wogegen sich Monti in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen suchte. Aus Verdruß begab er sich nach Neapel zu Joseph Buonaparte. Hier erschien der siebente Gesang des Bardo, der nicht günstiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie Cajo Gracco fand eben so wenig Beifall, als einige musikalische Dramen. Man fand die Poesie zu dantesk, wiewol nicht ohne einzelne Schönheiten. Monti übersetzte darauf die Satyren des Juvenal und ohne, (nach seinem eignen Geständniß) Griechisch zu verstehen, die Iliade des Homer. 1815 dichtete er, in Auftrag der Stadt Mailand, eine Cantate für den Kaiser Franz. Er ist jetzt mit einer Umarbeitung aber Ergänzung des Wörterbuchs der Crusca beschäftigt. Eine Sammlung seiner Werke ist kürzlich in Mailand erschienen. Ein großes Dichtertalent ist Monti nicht abzusprechen; seine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montmartre, ein Dorf und Anhöhe nahe bei Paris, die besonders in der neusten Zeit durch die kriegerischen Ereignisse bei der zweimaligen Besetzung von Frankreichs Hauptstadt, im Auslande berühmt geworden sind. Der Ursprung der Benennung Montmartre wird verschiedentlich angegeben. Nach Einigen soll einst ein Tempel des Mars auf dem Gipfel der Höhe gestanden und diese daher den Namen Mons Martis erhalten haben. Später hat sich dieser Name in Mons Mercurii gewandelt (vermuthlich weil der Dienst dieses Gottes, dem des Krieges in jenen Tempel folgte); als aber der heilige Dionysius und seine Jünger auf diesen Anhöhen den Tod erlitten hatten, da ist der einstige Mons Martis in Mons Martyrum verwandelt und an die Stelle des Götzentempels eine Kapelle gesetzt worden. Im Jahr 978 ließ Kaiser Otto II., in Krieg begriffen mit dem Frankenkönig Hugo Capet, von der Höhe des Montmartre durch

eine Schaar Mönche ein Hallelujah mit solcher Gewalt absingen, daß, wie die Chroniken jener Tage sagen, über das entsetzliche Gebrüll Hugo Capet und ganz Paris in Schrecken geriethen, und 1096 gründete Burkhardt von Montmorency, dem die Hügelreihe damals gehörte, ein Mönchs-Kloster daselbst, welches jedoch nur bis 1133 von seinen Bewohnern besessen wurde, indem die Königin Adelheid (Gemahlin Ludwig des Dicken), diese auf sie gefallne Besitzung in ein Nonnenkloster nach der Regel des heil. Benedikt umschuf und reich begabte. Bald ward die Abtei Montmartre indeß aus einem Asyl der Frömmigkeit und Keuschheit in einen Tempel der zügellosesten Sitten verwandelt und die franz. Geschichte weiß, besonders in den Tagen der Ligue und Heinrichs IV. viel von den Ausschweifungen aller Art zu berichten, die hier von den sogenannten heil. Schwestern begangen wurden, die am Ende ihr Kloster ganz verließen und mit dem Heere Heinrichs IV. zogen, der eben so viel Geschmack an der jungen Aebtissin, wie seine Krieger an den Nonnen fanden, welche damals sämmtlich jung waren, indem die betagten sich kurz vor der Ankunft des ketzerischen Heers, nach Paris geflüchtet hatten. Später wurden die Sitten in diesem Frauenzwinger zwar wieder hergestellt, aber so versichert ein neuer franz. Schriftsteller, als sie eben auf dem Punkte standen recht gut zu werden, brach die böse Revolution aus und das Kloster wurde eingezogen. Als 1814 die Alliirten in Frankreich einrückten, ließ Napoleon die Höhen von Montmartre befestigen und übergab die Vertheidigung dieser Linien seinem Bruder Joseph. Im folgenden Jahre wurden die Werke zur Beschützung von Paris noch vermehrt, nach den Unfällen bei Waterloo und nach einer tapfern, wie wol fruchtlosen Vertheidigung, gingen indeß diese mühsam aufgerichteten Verschanzungen abermals verloren und wurden von den Engländern besetzt. Im Jahr 1816 machten einige Deputirte in der Kammer den lächerlichen Vorschlag, auf dem Gipfel des Montmartre eine 300 Fuß hohe Säule zu errichten und auf dieselbe die Statue Ludwig XVI. zu stellen, was sich, wenn es wäre ausgeführt worden, sehr vortrefflich hätte ausnehmen müssen und wenigstens beweißt, daß der Herren Vorschläge Verehrung für den unglücklichen König größer war, als ihre Kenntniß von dem was ausführbar und schön ist. Bemerkenswerth ist der Montmartre noch durch seine Kalk- und Gipsbrüche, die einen so reichen Ertrag geben, daß nicht allein ganz Paris damit versorgt, sondern auch noch viel davon verführt wird. Cuvier und Brogniart haben in einer eignen Schrift ihre geologischen Untersuchungen über die Höhen von Montmartre bekannt gemacht.

Montmorency (Anne de), Pär, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherrn des 16. Jahrh., war 1493 geboren. Er zeichnete sich unter Franz I. in den Kriegen gegen Carl V. aus, folgte ihm als Marschall nach Italien und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen seinen Rath geliefert wurde, und wurde nebst dem Könige, zum Gefangnen gemacht. Für die wichtigen Dienste, die er in der Folge dem Staate leistete, ertheilte ihm Franz 1538 die hohe Würde eines Connetable von Frankreich. Doch verlor er später die Gunst des Königs, weil er diesem gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe von Mailand versprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann Montmorency sein ganzes Ansehn wieder, und hatte den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Catharina von Medici, und sein Ein-

fluß ging daher unter Franz II. ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß Monmorency unter Carl IX. wieder an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband sich mit dem Herzog von Guise wider den Prinzen von Condé, der an der Spitze der Hugenotten stand, und die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde Montmorency von den Hugenotten, und sein Gegner, der Prinz von Condé von den königl. Truppen gefangen. Montmorency erhielt zwar im folgenden Jahre seine Freiheit wieder, und erfocht, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, den 10. Nov. 1567 bei St. Denys einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, ward aber tödtlich verwundet, und starb zwei Tage nachher, in einem Alter von 74 Jahren. Man feierte zu Paris sein Leichenbegängniß mit der größten Pracht, doch schien der königliche Hof selbst es nicht zu bedauern, daß ein Mann, der so viel Ansehn und Einfluß gehabt, nicht mehr war.

Montmorency (Henri II., Herzog von), geb. 1595 und in seinem 18. Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedne feste Plätze entrissen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Ré, die er ihnen wieder entriß. 1628 erhielt er einen bedeutenden Vortheil über den Herzog von Rohan, Anführer der Hugenotten. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont geschickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürstin Doria an und schlug sie, ob sie ihm gleich an Anzahl überlegen waren. Diesem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Sein Glück erhob seinen Muth, er schmeichelt sich, der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaston, Herzog von Orleans, gleich unzufrieden mit dem Kardinal, begab sich zu ihm nach Languedoc; und diese Provinz wurde der Schauplatz des Kriegs. Der König schickte die Marschälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten sah, stürzte sich mitten in die königl. Bataillone, ward geschlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, seiner Tugenden und seiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu seinen Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beschlossen, an dem schönsten, liebenswürdigen, tapfersten und freigebigsten Manne von Frankreich ein Beispiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Prozeß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte; so geschah sie 1632 im Stadthause zu Toulouse. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; sein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüst begleitete, gestand, daß diese Augenblicke ihm lehrreicher gewesen wären, als alle Betrachtungen während seines ganzen Lebens.

Montpellier, die Hauptstadt des Departements Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwischen den Flüssen Mosson und Lez, auf einer Anhöhe, welche rund umher von einem eine Stunde breiten angenehmen Thale eingeschlossen wird. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuser und 33,000 Einw., worunter viele Reformirte, die auch hier eine eigne Kirche haben. Die vielen Kirchen geben ihr von außen ein vortreffliches Ansehn, auch sind die Vorstädte regelmäßig; aber die Stadt selbst ist ein Labyrinth von engen steilen, winkligen und schmutzigen Gassen mit zum Theil altmodischen Häusern. Eine vorzügliche Zierde der Stadt ist der prächtige Spazier-

platz Peyrou, einer der schönsten Plätze Europa's. Dieser Platz besteht in einer schönen Terrasse am Gipfel eines sanften Hügels mit Baumreihen, einem weiten Wasserbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen, die Alpen, das Meer und die Sevennen erblickt. Unten am Fuße des Peyrou läuft die Esplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertsaal auf dem Platze Peyrou und das Gouvernementshaus; merkwürdig ist auch die drei Meilen lange Wasserleitung, welche Montpellier mit Wasser versorgt. Die Universität, seit 1196 gestiftet, zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat drei Facultäten: die medicinische, welche von jeher berühmt war, die mathematische und die der schönen Wissenschaften. Zu der medicinischen Facultät gehört ein anatomisches Theater, welches 2000 Menschen fassen kann, und ein trefflicher botanischer Garten, der erste öffentliche in Frankreich. Ihn legte Ruher de Belleval unter Heinrich IV. an. Von den übrigen wissenschaftlichen Anstalten bemerken wir noch die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bänden, das Museum und das Lyceum. Montpellier ist auch der Sitz eines Bischofs, welcher unter dem Erzbischof von Toulouse steht. In den hiesigen Fabriken verfertigt man jährlich über 2000 Centner Grünspan, mehrere chemische Produkte, Liqueurs und wohlriechende Wasser, die in ganz Frankreich für die besten gehalten werden, und wozu die Thäler um Montpellier mannichfaltige wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollne Tücher, Siamoisen und sämisches Leder verfertigt. Mit diesen Fabrikaten, Wein und Sämereien wird ein beträchtlicher Handel getrieben, welchen der bis an's Meer führende Canal Grave sehr befördert.

Montpensier (Anne-Marie-Louise von Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiselle de), war die Tochter Gastons, Herzogs von Orleans und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein sonderbarer, ungestümer und ränkevoller Fürst, vererbte seine Fehler auf seine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde, und hatte die Kühnheit, von der Bastille aus die Truppen Ludwigs XIV. beschießen zu lassen. Diese gewaltsame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die sich einer jeden Vermählung, welche sie annehmlich fand, widersetzten, und ihr dagegen solche Vorschläge machten, die sie ablehnen mußte. Endlich, in einem Alter von 44 Jahren, beschloß sie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demselben ein Vermögen von 20,000,000 Franken, vier Herzogthümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu, und das Palais Luxemburg zu. Auch behielt sie sich nichts vor, indem ihr die Idee schmeichelte, daß sie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geschlossen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorstellungen, wie sehr diese Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die schon gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthige die unglücklich Liebenden, sich heimlich zu vermählen. Aber Lauzun, der sich gegen Frau von Montespan (der er seine Widerwärtigkeiten zuschrieb) Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er 10 Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt seine Freiheit nur unter der Bedingung, daß seine Gemahlin die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu dem Herzog von Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit diesem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten

vereint zu leben;* aber auch so war dies Glück von sehr kurzer Dauer. Lauzun sah in ihr nur ein heftiges, eifersüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenschaft glühendes Weib, sie in ihm einen unscheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverschämtheit erbitterte die Prinzessin so sehr, daß sie ihm endlich verbot, je wieder vor ihr zu erscheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und starb 1693, wenig bedauert und fast vergessen. Man hat von ihr anziehende Memoiren.

Montroß oder Montrose (James Graham, Graf und Herzog von), durch seine Anhänglichkeit an seinen König, den unglücklichen Carl I., und seine Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Als Generallissimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieses Reichs, that sich in der Schlacht von York hervor, schlug Cromwell mehrere Male und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlassen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch sein Geld und Ansehn ein Heer zusammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, schlug den Grafen Argyle und machte sich zum Meister von Edinburgh. Als Carl seine Zuflucht zu den Schotten genommen, und diese ihn auszuliefern beschlossen hatten, erhielt er Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig, und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutschland. Um die Sache Carls II., der von seinen Anhängern als König ausgerufen worden war, zu unterstützen, landete Montroß mit einem kleinen Heere in Schottland (1650). Allein er wurde geschlagen und suchte sich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, sich einem Schotten, der einst unter ihm gedient hatte, zu entdecken. Dieser Elende lieferte ihn dem General Leslei aus, der ihn nach Edinburg bringen, daselbst richten und zu Folge des Urtheils 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte sich eben so groß in diesem Unglück, als er sich groß im Glück gezeigt hatte.

Montserrat, eine uralte, berühmte, im J. 1812 von den Franzosen zum Theil zerstörte Benedictiner-Abtei in der spanischen Provinz Catalonien, hat ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen des Berges an und auf welchem sie gelegen ist. Nicht jeder ist im Stande, die gefährlichen, in den schroffen Fels gehauenen Stufen zu den 13 Einsiedleien, welche einen Theil des Klosters ausmachen, zu erklimmen. Die jüngsten Mönche wohnen am höchsten und horsten, wie die Adler, 3—4000 Fuß hoch über andere Menschenkindern. Vom Kloster aus werden sie durch abgerichtete Maulesel mit Lebensmitteln versorgt; sie hören den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Gesang im Chor; aber nur an Festtagen versammeln sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Klosterkirche. — Manche dieser Einsiedeleien haben nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnimt, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige scheinen in der Luft zu hängen, und man kommt nur mittelst Leitern und Brücken, über schauerliche Abgründe zu ihnen. Immer weiter rücken die Bewohner derselben mit den Jahren herab, in die dem Kloster näher liegenden Einsiedeleien, so wie deren Inhaber absterben, immer tiefer und näher dem Kloster, und endlich gelangen sie in das Kloster selbst, wo die Gräber sind.

Monument, s. Denkmale.

Moor. Das Moor nennt man sumpfiges, morastiges Land mit einem schwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben wird; Hochmoor, wenn es hoch liegt und bloß Heide oder Strauchwerk trägt, im Gegensatz von niedrigem oder Leegmoor.

Moore (Sir John), ein durch seine Thaten und seinen Tod in Spanien berühmt gewordner englischer General: geb. 1760 zu Glasgow. Nach einigen in's Ausland gemachten Reisen nahm er Kriegsdienste, und ging alle Grade durch. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fand er als Oberstlieutnant 1793. Er wurde von Lord Hood beauftragt, um wegen der Uebergabe der Insel Corsika an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlungen ward ein engl. Corps unter General Dundas auf Corsica gelandet, wobei sich auch Moore befand. Dieser eroberte nach großen Anstrengungen den befestigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erstürmung von Calvi den entschiedendsten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz. Die Unterwerfung der ganzen Insel war die Folge dieser glücklichen Unternehmungen, eine General-Consulta unter Paoli's Vorsitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Moore wurde 1795 zum Obersten ernannt; und ging darauf mit der Armee, die unter Abercromby's Befehl stand, nach Westindien. Im Jan. 1796 ward er zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach seiner Rückkehr nach Europa ward er abermals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angestellt, hatte aber, da diese völlig mißlang, weniger Gelegenheit sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Buonaparte Aegypten; England schickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. Moore, der kurz zuvor Generalmajor geworden war, befand sich bei demselben. Er erhielt zunächst den Auftrag, sich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, brachte aber von dort nur die Ueberzeugung mit, daß auf das türkische Heer nicht zu rechnen sei. Der englische Feldherr beschloß demnach, allein zu handeln, und bewerkstelligte am 5. März 1801 bei Abukir die Landung seiner Truppen. Moore befehligte die Reserve, und war kaum an's Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellten Franzosen angriff und nach Alexandria zurückwarf. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehen, und wurde, wiewol nicht gefährlich, verwundet. Er genaß zeitig genug, um an der Belagerung von Kairo und den folgenden Ereignissen bis zur Capitulation des franz. Heers Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, dieses Heer bis an den Ort seiner Ausschiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooße seiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über ein in Kent zusammengezognes Heer. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, ward aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu sein. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, seine Verhaftung und seine Flucht sind Ereignisse, deren Aufklärung erst von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in England, ging Moore mit einem Truppencorps nach Portugal. Er war kaum an's Land gestiegen, als er sich zur Unterstützung der Spanier in Marsch

setzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Tora; den 21. Dec. 1808 stand er bei Sahague und beschloß, den Marschall Soult, der bei Saldana stand, anzugreifen. Aber die erhaltne Nachricht von der großen Ueberlegenheit des Feindes veranlaßte Moore, der das Gefährliche seiner Lage vollkommen einsah, sogleich den Rückzug nach Coruña anzutreten, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsch. Mit dem Verlust des größten Theils ihrer Pferde und ihres Gebäckes kamen sie endlich 16. Jan. 1809 vor Coruña an. Um aber die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht auf der Ferse folgende Feind zurückgeschlagen werden. Moore stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Angriffe der Franzosen. Aber in dem Augenblicke, wo er an der Spitze des 42. Regiments gegen den Feind vordrang, schmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und sein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein andres Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moose machen in dem System der Botanik die zweite Ordnung der 24. Klasse aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschieden sind. Wiewol sich diese Gewächse ihres einfachen Baues wegen allmälig nach der Grenze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit, besonders wenn man sie durch Vergrößegläser betrachtet. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztre waren zu Linné's Zeiten noch wenig untersucht, und sind erst durch die Bemühungen Hedwig's genauer bekannt geworden. So verschieden die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, so unterscheiden sie sich doch von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die mehrsten bekannten Moose tragen büschelartige verschloßne Kapseln, die wie kleine gestielte Knöpfchen erscheinen. In denselben sind gleichsam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroskopische Samenkörnchen enthalten, welche vermittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet werden. Dieser erzeugt sich auf besondern theils rosenförmigen, theils sternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapsel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Same wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Morabiten, ein eigner arabischer Stamm, der eine besondre Klasse der maurischen Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können lesen

und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich und der Aelteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moral, Moralphilosophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateinischen Worte mores, Sitten, bezeichnete man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit selbst, indem man Moral statt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anstandes als auf die Gesinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein sehr gesitteter Mensch doch ein unmoralischer Mensch sein könnte: so suchte man einen angemeßnern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engrer, bald in weitrer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es wesentlich ankommt, ist Folgendes. Der Mensch ist ein empfindendes begehrendes, denkendes Wesen; sein Dasein ist mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von diesen soll er die Zügel anvertrauen? Es ist angenehm, sich seinen Gefühlen hinzugeben; es ist angenehm, seine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maß, sondern auch über die Art und Weise dieser Hingebung und Befriedigung die gesetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entsteht eine Art von Zwiespalt in unserm innern Wesen, ein Streit unsrer Empfindungen und Neigungen mit unserm denkenden, überlegenden, prüfenden Geist, kurz zwischen unsrer sinnlichen und unsrer vernünftigen Natur. Dieser Zwiespalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine bestimmte Ausmittelung des Verhältnisses, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu den Handlungen der Menschen überhaupt steht. Das Geschäft dieser Ausmittelung hat die Moralphilosophie, welche aus dem Wesen der Vernunft selbst die Gesetze für die Handlungen und Bestrebungen der Menschen in Beziehung auf die höhere Bestimmung des Menschen entwickelt, und auch praktische Philosophie genannt wird, weil sie es mit den Vernunftgesetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeschlossen ist. Aus diesem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwischen den Auffoderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenschaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) bestimmtes, mit Freiheit und Bewußtsein geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphilosophie alles dieses ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel gestellt, so läßt sich die Moral selbst aufstellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menschen gegebnen und mit freien Willen zu erfüllenden Gesetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menschen liegt (denn sonst wäre sie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Mensch beurtheilt als ein moralisches Wesen, d. h. als ein Wesen, welches, des Guten oder Bösen, der Tugend oder des Lasters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgesetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in seine Gesinnung aufnimt oder von ihr ausschließt. — Einige Philosophen gebrauchen Moralphilosophie und Moral als gleichbedeutend, Andre nehmen Moral als einen Theil der Moralphilosophie, und nennen das, was wir Moralphilosophie nannten, Metaphysik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphilosophie in weiterm Sinne genommen, so kann man sie abtheilen: 1. in die Metaphysik der Sitten, welche die Gesetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchsten Gründe aller

Moralität aus der moralischen Natur des Menschen entwickelt; 2. in die Ethik oder Moral, welche ein vollständiges System der Vernunftgesetze für das Handeln der Menschen, ihrer Pflichten, der aus diesen folgenden Tugenden und deren Verhältnisse gegen einander aufstellt; 3. in die Ascetik, d. h. ein System der Tugendmittel. Wird diese Wissenschaft in der höchsten Allgemeinheit dargestellt, wie sie aus dem Wesen der Vernunft für alle vernünftige Wesen verbindend sich ergibt, so nennt man sie die reine Moralphilosophie; wird sie dargestellt in besondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Lage des Menschen, die angewandte Moralphilosophie, die sich wieder in die allgemeine und besondre eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder besondern menschlichen Verhältnisse darin berücksichtigt werden. Man spricht auch wol in eben solcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man öfters auch eine solche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundsätze und Regeln aufstellt, als die sich in der That aus dem höchsten Grundsatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegensatz solcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenschaften, dem irdischen Vortheil und Gewinn, gleichsam unter der Decke spielen läßt. Zu bestimmen, welches der höchste Grundsatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip sei, ist demnach für die Moralphilosophie von höchster Wichtigkeit. Wir besitzen darüber zwei besondre Werke von Kiesewetter und Henrici, welchen beizufügen ist Garve's Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre (Breslau 1798). Ein Hauptwerk sind Schleiermacher's Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805.). Eine sehr faßliche Darstellung der Moral findet man in Dreve's Resultaten der philosophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit (Jena 1797). dd.

Morales (Cristobal Perez, nach Andern Luis de), 1509 zu Badajoz geb., kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Malers aus Brüssel, welcher nach Spanien berufen worden. Durch verschiedne Werke gelangte er in seiner Vaterstadt zu großem Ruhme. Man gab ihm den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen seiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöse Gegenstände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach seinem Namen. Dieses Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er seine Gemälde so fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinsels, mit der fleißigsten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen seine Arbeiten vortheilhaft aus. Man sieht mehrere davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada. Er starb zu Badajoz, 1586.

Moralisch wird in seiner weitesten Bedeutung dem Physischen entgegengesetzt und bezeichnet alles das, was durch die Gesetze der Freiheit bestimmt oder auf sie bezogen wird. In diesem Sinne ist alles moralisch, was der Mensch mit Willkür und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch das, was sich auf das Sittengesetz bezieht und in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut oder böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch das, was aus Achtung für das Sittengesetz, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Moraspiel, ein schon im Alterthum bekanntes Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder

weniger eingeschlagnen Fingern ausstreckt und ein Andrer in demselben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeschlagen hat. Es ist in Italien sehr gewöhnlich.

Morast, Moräste. Wenn ein thonartiger, leimigter Boden, wenig Fall hat, Bäume und Sträucher die Austrocknung verhindern: so lockert das Wasser, welches entweder durch den Regen oder von andern Orten her sich ansammelt, zuerst den Boden dadurch auf, daß es in denselben eindringt. An solchen Stellen wachsen nicht nur viele Vegetabilien sehr üppig, sondern es häufen sich auch eine Menge Thiere aus den niedern Klassen an, beide sterben denn aber auch in großer Anzahl ab und gehen unter Begünstigung der Wärme leicht und schnell in Fäulniß über, deren Residuen wiederum mit den Bestandtheilen des Bodens sich vermengen, so entsteht der Morast, der eben der Fäulnißprozesse wegen, welche ununterbrochen in demselben vor sich gehen, einen großen Einfluß auf die Gesundheit derjenigen hat, welche in oder neben demselben wohnen. Die pontinischen Sümpfe in Italien, Gegenden Aegyptens, welche vom Nil überschwemmt werden, viele Gegenden an großen Flüssen, am Senegal, Po u. s. w., fast ganz Westindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutschland Hannover 2c. geben die Belege dafür. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Stoffe, welche den Morästen ihren Ursprung verdanken und der Gesundheit der Menschen so nachtheilig sind, ist freilich nicht bekannt; man muß jedoch vermuthen, daß sie gasartig, dem Sauerstoffgas entgegengesetzt sind, und vorzüglich aus Wasser-, Kohlen- und Stickstoff bestehen. Man faßt sie unter der Bezeichnung von Sumpfluft (s. d. A.) oder Sumpfmiasma zusammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menschlichen Körper, wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welche zugleich vorhanden ist. Moräste die gefroren sind, schaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen sie Wechselfieber, welche leicht bösartig werden, immer sehr hartnäckig sind; bei höherm Wärmegrade bösartige, gastrische, galligte, schleimige, renittirende Fieber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientalische Pest und das gelbe Fieber, das man als occidentalische Pest bezeichnen kann, ferner die Cholera (Cholera morbus), welche in den neuesten Zeiten so große Verheerungen veranlaßt hat und bösartige Unterleibsentzündungen, vorzüglich der Leber, des Magens und Darmkanals. Ueberhaupt hat man beobachtet, daß der Unterleib bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich leidet. In der Gegend von Morästen herrschen diese Krankheiten endemisch und werden unter begünstigenden Umständen leicht ansteckend. Aber auch die Einwohner solcher Gegenden, welche gesund genannt werden, haben ein elendes dürftiges Ansehn, sie bleiben klein, sind schwach, blaß, schlecht genährt; auch ihre Geistesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsstimmung ist traurig und sinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Fall herrscht die lymphatische Constitution, im schlimmern erhebt die venöse unter bösen Modificationen ihr Gorgonenhaupt. Um so großen Uebeln entgegenzuwirken, darf die Regierung keine Kosten scheuen, welche erfoderlich sind, wenn das Uebel von Grund aus vernichtet werden soll. Kostbare Wasserbaue sind erfoderlich, um das Zuströmen, da Wässer von der Niederung abzuhalten, dasjenige, was sich hier angehäuft hat, oder vom Regen herrührt, wegzuleiten und den Morast auszutrocknen. Dann kann aber auch der Einfluß der Sumpfluft auf die Erzeugung von Krankheiten dadurch vermindert werden, daß man den Körper selbst weniger empfindlich dafür zu machen sucht. In dieser Hinsicht werden folgende Regeln gegeben:

Der Fremde, der gewöhnlich leichter erkrankt, muß es so einzurichten suchen, daß er nicht während der Zeit, wo die Krankheiten vorzüglich grassiren, in die gefährliche Gegend kommt, sondern während des Winters, damit er sich nach und nach an das Klima gewöhnt. Er muß in solchen eine strenge Diät führen, sehr mäßig im Essen und Trinken, enthaltsam in der Liebe sein und sich vor Gemüthsbewegungen hüten; die Abendluft, den Schlaf in freier Luft und die mor stigen Gegenden muß er gänzlich zu vermeiden suchen. Alle Regeln der Diätetik sind vorzüglich sorgfältig zu der Zeit zubefolgen, wo die Krankheit zu herrschen pflegt. Ist sie aber ausgebrochen, so muß die Hülfe der Kunst so frühzeitig, als möglich, gesucht werden.

Moratorium, Anstandsbrief, auch eiserner Brief, ist ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft dessen ein Schuldner zur Berichtigung seiner Angelegenheiten einige Zeit ungekränkt am Orte bleiben kann. Soll durch ein solches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Gläubiger entstehen, der während dieser Zeit den Schuldner nicht auspfänden, noch sich an seine Person halten darf, so muß Letztrer nachweisen können, daß sein Passivstand den Activstand nicht übersteigt, ob für den Augenblick gleichwol eine Zahlung aus Gründen unmöglich ist. Im entgegengesetzten Falle würde ein solches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkosten eines andern begünstigen.

Mord. Das grausamste Thier ist der Mensch. Der Fluch, der den ersten Mörder traf, verfolgt unser Geschlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichstes Triumphgelächter, der Krieg, schallt durch alle Menschenalter hin. Das uralte Gesetz: du sollst nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die mosaische Strafe: wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden, schreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtschlage aus Nachlässigkeit und Schuld, bis zum Meuchel, bis zum Vatermorde! Der Todtschlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hieher. Den Selbstmord richtet der ewige Richter (s. Selbstmord). Der Todtschlag aus vernachlässigter Pflicht, aus keckem Leichtsinn (culposum), aus blinder Leidenschaft, ist höchst strafbar, und für das Bewußtsein eine unabwälzbare Last, aber kein Mord. Dieser raubt das Leben mit Vorsatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entschlusses, das Mittel und die Art der Ausführung unterscheiden den Todtschläger durch vorsätzliches Unterlassen (wenn man absichtlich einen Menschen, den man retten könnte, umkommen läßt) von dem Todtschläger durch absichtliche That; den Mörder aus Leidenschaft (Eifersucht, Zorn, Rache, Blutdurst, Wollust), von dem, der kalt, mit Klugheit und List einen Zweck des Verstandes beabsichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten (einen Banditen) mordet, von dem unmittelbaren, der selbst vollbringt, was er beschlossen; den qualificirten oder gefährlichen Todtschlag des Straßenräubers, des grausamen und hinterlistigen Meuchelmörders, des Giftmischers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grausamkeit begangen wird. Das persönliche Verhältniß des Gemordeten endlich bestimmt den Unterschied zwischen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Gatten- und Kindermörder, dem Regicida (Königsmörder) und jeden andern Todtschläger. Ueber das Maß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatsache (corpus delicti), über Beweisführung,

Zurechnung, Urtheil, Strafe u. s. f. belehrten Quistorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Vergl. Michaelis Mosaisches Recht, Th. 6. Auf die beim Mörde vorkommenden psychologischen Erscheinungen machen Feuerbach's Criminalrechtsfälle aufmerksam; insbesondre auf die schrecklich seltsame Verwandtschaft zwischen Mordlust und Wollust, welche schon die indische Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wollust) ausgesprochen hat. Doch drängt sich hier die Bemerkung auf, daß unsre Staatskunst die Aufgabe der Gesetzgebung, was Mord und wie er zu bestrafen sei, in den meisten Ländern nur sehr unvollkommen gelöst hat, und daß die Gesetze über den Mord mit den Aussprüchen der sittlichen Vernunft nicht allemal übereinstimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814. der, welcher einen Sklaven gestohlen hatte, gehangen, der Mörder seines eignen Sklaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. Auch daß Alterthum hielt die Ermordung eines Sklaven für kein Verbrechen. Man erinnere sich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (siehe Plutarch's Lykurg c. 28.) und an das Loos der Sklaven bei den Römern (Seneca de ira, l. III. c. 40.). Das Christenthum macht keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven. Wie schwach ist der weltliche Arm der Kirche in Rom, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die sogenannten Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäischer Gesetzgeber gegen den Mordsinn des Zweikampfs? Die Montenegriner halten (wie unlängst noch die Korsen) die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns, das Tödten oder Abtreiben der Leibesfrucht sei kein Todschlag. — Der Gesetzgeber wird nur dann, wenn er genau Leidenschaft vom Affecte trennt, einen sichern Unterschied zwischen Mord, der mit Leidenschaft, aber Vorbedacht und Ueberlegung begangen wird, und Todtschlag, welcher im Affect, oder einer Aufwallung der innern Empfindung verübt wird, auffinden. Will der Richter den einzelnen Fall richtig bestimmen, so hat er auf die Seelenstimmung des Verbrechers, auf die Zwecke, welche er sich vorsetzte, auf die Zeit zwischen Entschluß und Ausführung, auf die Art der Ausführung selbst und auf das Benehmen des Verbrechers nach der That zu sehen. Hiernach hat Egger (über Mord und Todtschlag nach Rechtsprincipien. Landsh. 1816.) den 123. §. des österr. Strafgesetzbuchs geprüft und widerlegt. — Noch gibt es besondre Fälle, wo Umstände und Absichten die Schuld dessen, der einem Andern das Leben nimt, sehr mildern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus Verabscheuung einer bevorstehenden Entehrung desselben begangen wird. Wenn Virginius seine Tochter mordet, damit sie nicht als Sklavin der Wollust eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Ursachen Frau und Kinder tödtet; wenn die cimbrischen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geschlagen ist, ihre Kinder und sich selbst entleiben, um nicht in die römische Gefangenschaft zu gerathen; wenn die amerikanischen Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um sie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langsam verschmachte zu lassen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verstümmelt auf dem Schlachtfeld ihn selbst um den Gnadenstoß anfleht, aus Mitleiden seine Qual verkürzt: wer möchte diese Todtschläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unschuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewissensruhe eines Menschen mordet: der tückische Verleumder, der einschmei-

chelnde Verführer, der gefühllose Richter und Scherge, sind die keine Mörder? Ja der Seiltänzer und Equilibrist, der Kinder durch Mißhandlungen zu seinen Künsten abrichtet; der Uebermuth, welcher sonst so viele männliche Geschöpfe entmannte, um sie zu Sängern zu bestimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Gesundheit, die das Schwert des Gesetzes nicht erreicht, sind oft strafbarer als der Todtschläger, den die Verzweiflung zum Aeußersten trieb. War endlich Cäsar, der um der Herrschaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder?

Mordant oder Mordent, in der Tonkunst eine Spiel= oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem angebnen Ton und dem unter demselben liegenden Tone schnell aber so abwechselt, daß man wiederum zu dem ersten zurückkehrt. Die Alten nannten ihn auch Kräusel, oder wörtlich Beißer, die Franzosen pince. Er ist einfach oder kurz, wenn der untre Ton nur ein Mal gehört wird und wird dann so gezeichnet + (z. B. [Notenbeispiel], ausgeführt [Notenbeispiel]), oder ein langer, doppelter Mordent, der nur bei längern Noten statt finden kann, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. Letztre wird bezeichnet + (z. B. [Notenbeispiel], ausgeführt [Notenbeispiel]).

Mordschlag, ist eine mit einer kurzen Brandröhre versehne hohle metallne Kugel mit einem platten Boden, welche in Feuerkugeln gelegt wird, und durch ihr Zerspringen großen Schaden anrichtet. Auch nennt man so kurze eiserne Läufe, mit Flintenschüssen geladen, und welche, mittelst eines Zünders, nach einander losgehen und das Annähern verhindern.

Morea, sonst Peloponnesos genannt, ist eine bergige Halbinsel, die zwischen dem 38° bis 41° östlicher Länge, und 36° bis 38° nördl. Breite, im Nord=Westen an den Meerbusen von Baliebadra, im Norden an den Busen von Ainabachti, im Nord=Osten an die Landenge von Korbos (den Isthmus von Korinth), im Osten an das ägäische, im Süden und Westen aber an das Mittelmeer grenzt, und einen Flächenraum von 360 Q. M. hat. Sie wird nur durch einen schmalen Landstrich (den korinthischen Isthmus) mit dem eigentlichen Griechenland (mit Livadien) verbunden, und die Zahl der Einwohner betrug nach ohngefähren Berechnungen (da genauere vermöge der elenden Wirthschaft im osmanischen Reiche eine Unmöglichkeit sind), vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen in Griechenland, aus 350,000 Griechen, (die stets unabhängigen Mainotten eingeschlossen) 20,000 Türken und 4 — 5000 Juden. Den jetzigen Namen hat die Halbinsel unter den letztern griech. Kaisern bekommen, wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im griech. Morea heißt. Die Luft ist warm aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getreide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide (Moreaseide), Baum= und Schafwolle, Galläpfel u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die unter dem Namen Korinthen bekannten kleinen Rosinen, deren jährliche Ausfuhr Pouqueville auf 42,500, Scrofani aber, auf 480,000 Centner schätzte. So lange Morea unter türkischer Herrschaft stand (was jedoch nie ganz der Fall war, indem die tapfern Bergvölker von Maina immer in ihren rauhen Schluchten bald mehr, bald minder unabhängig sich behaupteten) ward es in 2 Sandschakate getheilt: das von Morea, dessen Sitz zu Tripolitza war, und das von Mistra. Die Einkünfte des ganzen

Landes mochten 2 Mill. Piaster betragen. Bekannt sind die Anstrengungen welche auf Rußlands Anregung im J. 1770 von den Moreoten gemacht wurden, um das immer unerträglicher werdende Türkenjoch abzuschütteln, und eben so der unglückliche Ausgang dieser Unternehmung. Seit dieser Zeit verödete die Halbinsel unter dem Drucke der Barbaren immer mehr, und die wenigen Ueberreste von Freiheit und Wohlstand aus dem Zeiten der venetianischen Herrschaft über Morea (der Achmet III. im J. 1715 durch das Schwerdt ein Ende machte), verschwanden nach und nach gänzlich in den Städten und auf dem platten Lande, und nur noch ein schwacher Schimmer von nationaler Unabhängigkeit blieb noch in den Gebirgen der kriegerischen und räuberischen Mainotten. Erst im Jahre 1821 zeigte sich auf ein Mal und in der That aller Welt unerwartet, das Streben nach volksthümlicher Unabhängigkeit und Befreiung von dem Drucke der Asiaten, unter den so lange und so tief erniedrigten Griechen wieder, und zwar mit einer solchen Extension, Kraft und Beharrlichkeit, daß nunmehr, nach einem 2 jährigen blutigen und furchtbaren Kampfe, und obschon dem gedrückten Volke von außen keine Unterstützung in seinem edeln Beginnen gewährt wurde, fast kein Zweifel mehr übrig ist, daß der Peloponnes, die Inseln und vielleicht das gesammte alte Griechenland die Selbstständigkeit erringen werden, um welche Entartung und Unglück die Nachkommen der alten Hellenen brachten. Was diesen Entschluß, lieber zu sterben, als ferner unter der barbarischen Herrschaft der Osmanen zu leben, in dem unglücklichen Volke erregte und befestigte, so wie, mit welchem Glück, welchen Mitteln und welchen Opfern der Kampf begonnen und bisher geführt wurde, dies ist zerstreut in mehreren öffentlichen Blättern und einzelnen Schriften (historisch geordnet aber in dem Werke: „Der Kampf der Griechen um Freiheit, von D. Fried. Gleich)," zu finden, und bleibt uns hier in dieser Hinsicht nur zu bemerken übrig, daß Morea, mit Ausnahme von ein Paar an den Küsten liegenden Festungen, (wie Modon, Patras und einige andre) dermalen von den Türken befreit ist und, daß sich in der Halbinsel eine Central-Regierung für das gesammte in Waffen gegen die Türken stehende Griechenland (sowol auf dem Continent als den Inseln) gebildet hat, an deren Spitze die tapfern Vertheidiger der Freiheit ihre Landsleute, Maurokordatos, Kolokotroni und Demetrius Ypsilanti stehen, und die ihren Sitz zu Argos hat. Die von diesem Senate ausgegebne provisorische Verfassungsurkunde und Unabhängigkeitserklärung von Hellas, d. d. Epidauros vom 1. Januar 1822 findet sich in der in Zürich zum Besten des dortigen Hülfverein für die Griechen, herausgegebnen „Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenlands," vollständig abgedruckt. Mehreres von und über den jetzigen Kampf der Griechen, gegen ihre Unterdrücker siehe theils in den angeführten Werken, theils in dem Artikel Griechenland. Ueber die Sitten und den Charakter der Moreoten findet man in Pouqueville's großem Reisewerke, in D. Christian Müller's Reise nach Kalamata und in vielen andern, neuerdings sehr zahlreich erschienenen Schriften, bald mehr, bald minder treue und gewichtige Nachrichten. Von der Geschichte Morea's erwähnnn wir hier nur in allgemeinen Umrissen Folgendes: Ihre erste Bevölkerung erhielt die Halbinsel von den phönizischen und ägyptischen Küsten; zugleich auch von hier aus, ihre erste Kultur in Wissenschaft, Kunst und Handel. In den schönen Tagen des alten Griechenlands blühten hier Sparta, Argos, Messene (von wo aus eine Kolonie nach Sicilien ging und Messina gründete), Ko-

rinth, Argolis, Elis, Achaja ꝛc. Als Hellas Freiheit sank und das Land römische Provinz ward, da theilte auch der Peloponnes dies Geschick und blieb später so lange ein Theil des griechischen Kaiserreichs, bis dieses selbst in Trümmer zerfiel und stückweise eine Beute der Osmanen wurde. Im 16. Jahrhundert bemächtigte sich die damals mächtige Republik Venedig der Halbinsel und sie blieb nun so lange gleich mehrern andern griechischen Inseln und Landstrecken am adriatischen Meere, Eigenthum dieses Freistaates, bis sie, wie bereits erwähnt, Achmet III. 1715 von neuem unter türkische Bothmäßigkeit brachte, von welcher sich den jetzt das erwachte Volk der Griechen, mit Heldenmuth dauernd zu befreien strebt.

Moreau, genannt, der Jüngere, war zu Paris 1741 geboren, und ein Schüler des Le Lorain, und ging, als derselbe zum Director der petersburger Kunstakademie nach Rußland berufen wurde, als dessen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erst 17 Jahre alt war. Zwei Jahre darauf starb Le Lorrain und Moreau kehrte nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Malerei, und erlernte unter Lebas die leichter nährende Kupferstecherkunst, zumal da er zugleich ein sehr geschickter Zeichner war, und, was er in Kupfer stechen wollte, selbst zeichnete. Er erlangte in seiner neuen Laufbahn bald einen solchen Ruf, daß, wenn ein Buch mit Kupfern geziert erscheinen sollte, diese von Moreau gezeichnet und gestochen sein mußten, wenn es Glück machen sollte. Er hat zu nachstehenden Werken französischer und alter klasischer Autoren Kupferstiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Mably, Gresset, Barthelemy, Saint Pierre, Voltaire und Molière, zu jedem der beiden letztern zwei verschiedne Folgen von Kupfern (die zusammen aus mehr als hundert Blättern bestehen), ferner 60 Blätter zu Geßner's Schriften, 80 für das neue Testament und 160 zur französischen Geschichte. Die große Verschiedenheit in diesen Gegenständen setzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntnissen voraus; auch konnte Moreau gleichsam für eine lebendige Kunst-Encyklopädie gelten. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Festen erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königl. Prinzen. 1775 gab er seine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen, von ihm selbst in Kupfer gestochen, heraus, und ward darauf zum Mitgliede der Malerakademie aufgenommen, und zum königl. Kabinetszeichner ernannt. Von seinem ungeheuern Fleiße zeigt die Menge seiner Kunstarbeiten; denn nächst dem, was er als königl. Kabinetszeichner gefertigt hat, beläuft sich die Zahl seiner zu Kupferstichen gelieferten Zeichnungen auf 2400 Blätter. 1784 unternahm er eine Reise nach Italien, die in seinen Kunstansichten und Arbeiten Epoche machte. Alles, was er seit dieser Zeit lieferte, ist freier, edler und weniger manierirt. Noch 1810 zierte er die Kunstausstellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu sammeln. Er starb zu Paris 1814.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geb. zu Morlaix im jetzigen Departement Finisterre 1761, hatte zu Rennes die Rechte studirt. Im Mai 1788 trat er an der Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die

Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers auf. Als aber dieselben Stände den königl. Befehl in Ansehung der von der Nation gefoderten Versammlung der Reichsstände aus Kastengeist sich zu vollziehen weigerten, da nöthigte Moreau sie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurden Kriegskunst und Geschichte seine Hauptstudien. In der Nordarmee gab er zuerst bei der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793) Beweise seines militärischen Talents. Er kam in Duham's Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Im April 1794 ward er Divisionsgeneral; dann führte er den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorne Waal. Schon damals bewies er sich eben so streng und redlich im Dienste, als menschlich und gebildet in jedem Verhältnisse. Er verwarf die Blutbefehle Robespierre's und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moselarmee trat (24. April 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenstillstand zu Speier den Frieden von Lüneville seinem Vaterlande gab (25. Dec. 1800). Drei Mal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein: im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breisach. Eben so gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergänge und seine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, stellten ihn eben so sehr den größten Feldherren gleich, als die Kunst seiner Märsche, die Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vorsicht seiner Bewegungen und die Bestimmtheit seiner Anordnungen. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und bildete zwei Mal aus den Trümmern des geschlagnen ein neues. So schlug Moreau den 5. Jul. 1796 den General Latour bei Rastadt, am 9. Jul. den Erzherzog Carl bei Etlingen; so siegte er auf seinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach den 2. October; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen, wie bei Emmendingen den 19. Oct. und bei Schliengen den 24. Oct., seinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieser schlecht befestigten Plätze. Dabei war Moreau mitten in Feindesland menschlicher und uneigennütziger als irgend ein andrer Feldherr der Republik. Er verschmähte, sich zu bereichern; er jagte räuberische Generale, wie Vandamme, von seinem Heere weg; er strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsgerichts. So streng er war in der Kriegszucht, so mild war er im Umgange mit seinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit seinen Soldaten Mangel und Noth. Daher die begeisterte Liebe für ihn. In Frankreich schwur der Krieger bei Moreau's Namen. Aber seine Mäßigung und seine Freundschaft für Pichegru machten ihn verdächtig. Der Director Rewbel war sein Feind. Moreau verlor daher nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch schon im Nov. 1798 sah das Directorium sich genöthigt, ihn als zweiten Generalinspector bei der italienischen Armee unter Scherer wieder anzustellen. Zu spät übergab man ihm den Oberbefehl. Mit einem geschlagnen Heere von 28,000 Mann mußte sich Moreau vor 80,000 Russen und Oesterreichern, welche Suwarow anführte, nach Piemont und in das Genuesische zurückziehen. Er that dies so, daß er dem in Unteritalien

abgeschnittnen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte, indem er selbst in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und den 19., 20. und 21. Junius in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf schlug. Dadurch zog er Suwarow von der Verfolgung des an der Trebia (17. 18 19. Jun.) geschlagnen Macdonald ab, und nahm hierauf, im Besitz der Bocchetta bei Novi mit 14,000 Mann eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern seines Heers ihn erreichen konnte. Er stellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieser in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) blieb, stellten sich die französischen Generale einmüthig unter Moreau's Oberbefehl, und nach zwanzigstündigem Kampfe, in welchem er selbst verwundet wurde und drei Pferde verlor, sicherte er den Rückzug des Heers. Hierauf ging Moreau nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm damals die erste Stelle im Staate an. Allein er lehnte sie ab, und unterstützte Buonaparte'n am 18. Brumaire, weil er sah, daß dieser die Mehrheit für sich hatte. Hierauf gab ihm Buonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erst von Carnot und Moreau gebildet werden mußte. Mit ihr drang Moreau nach den Siegen bei Engen, 3. Mai 1800, bei Mößkirch d. 5., bei Biberach d. 9. Mai, und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den österreichischen Obergeneral Kray, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau, schlug ihn bei Hochstädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor und besetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tyroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolstadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes schlug er das österreichische Heer unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden, d. 3. Dec. (wo General Richepanse den Sieg entschied), ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und schloß mit dem Erzherzog Carl einen Waffenstillstand zu Steyer den 25. Dec., durch den er die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz erhielt, und den lüneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit seiner Gemahlin, einer geb. Hulot, auf seinem Landgute Grosbois bei Paris, von seinem rechtlich erworbnen Vermögen. Er vermied den Oberconsul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, und erklärte sich gegen Vertraute u. A., gegen Garat, mit Offenheit über die Lage der Republik Doch sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Ergebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verschwörungen," war seine Aeußerung, „aber ich kenne einen Verschwörer, dem Buonaparte nicht entgehen wird, der ist er selbst! Er wird sich in seinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau schuld- und furchtlos. Aber der Oberconsul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte. Er umgab ihn daher mit Aufpassern. Darauf zeigte ein Verbrecher, um sich von der Todesstrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegru seien in Paris versteckt, und Moreau wisse darum. Auch hatte sich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegrü's und Moreau's, an letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er dessen Ausstreichung von der Emigrantenliste befördern möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Ober-

consul Morreau sofort als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen (15. Febr. 1804). Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei dem Heere herabzusetzen, hob durch einen Senatsbeschluß vom 28. Febr. das Gericht der Geschwornen bei Untersuchungen von Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Doch Moreau wollte sich dem Oberconsul unmittelbar mittheilen; er schrieb ihm daher den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung: „Eröffnungen seien ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen, sei seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sei, oder mit denen er ehemals in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden.“ Indeß wurden erst den 26. Mai die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageacte trug gegen Moreau und Georges, als die Häupter der Verschwörung, und bei 42 Mitverschwornen, auf die Todesstrafe an. Pichegrü (s. d. Art.) leugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges u. A. Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, leugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit Moreau. Als nun Moreau von dem Oberconsul auf seinen Brief keine Antwort erhielt, erklärte er schon am 11. April offen vor den Richtern, Pichegrü sei zwei Mal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Besuche einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Uebrigens sagte kein Zeuge gegen Moreau aus und kein schriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widersprechenden und unzusammenhängenden Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber schon im ersten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Aussagen als erzwungen oder entstellt zurücknahmen. Gleichwol bestand der Generalprocurator am 3. Juni auf seiner Anklage, daß Moreau die Bourbons habe wiederherstellen, oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztre Beschuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegrü als Unterhändler an Moreau abgeschickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden. Rolland sagte nun aus, daß Moreau sich gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von sich gewiesen habe, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich, das Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegrü zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegrü gerathen, nach Deutschland zu gehen, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er beiden sein Haus verboten, und da Pichegrü dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen und zu erforschen gesucht, ob er den Bourbons geneigt wäre, ihm widersprochen, und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegrü darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen worden, wobei Moreau jede Unternehmung für die Bourbons ihm als thöricht vorgestellt habe. Auch war Moreau nicht einmal wegen Unterlassung der Anzeige strafbar; denn diese war durch kein französisches Gesetz geboten. Die öffentliche Meinung erklärte sich daher laut für seine Lossprechung; so auch die Generale Macdonald und Lecourbe. Man drang sogar des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergossen würde. — Endlich ward nach acht-

zehnstündiger Berathung das Urtheil d. 10. Juni gesprochen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General Moreau für unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein Savary, Real und andre Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgesprochen werden; doch wagte es der Kaiser nicht, den edelsten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu lassen. Endlich verurtheilte die Mehrheit der Richter Moreau zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abstimmung für gänzliche Freisprechung. Moreau hörte ruhig das Urtheil und begab sich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! in das Gefängniß zurück. Der Kaiser beschloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen; und der Justizminister machte den 21. Junius bekannt, der Kaiser habe Moreau die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehen, doch dürfe er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und Moreau schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Nach mehrern Reisen in dem Freistaate kaufte er sich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia an. Der Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand sich auch sein Adjudant, der Obrist Rapatel. Im Dec. 1811 verlor er durch Brand sein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Bald darauf starb sein Sohn. — Jetzt lud ihn sein Freund, der Kronprinz von Schweden, zu sich nach Stockholm ein. Allein Moreau konnte erst im Juni 1813, auf des Kaisers Alexander Einladung, sich entschließen, seine Freistätte zu verlassen. Er landete d. 26. Julius 1813 in Gothenburg; d. 7. August kam er in Stralsund an, wo der Kronprinz drei Tage mit seinem alten Freunde im innigsten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin nach Prag. Hier besuchte ihn den 17., am Tage nach seiner Ankunft, der Kaiser Alexander. Moreau trat nicht in russische Dienste, ob er wol die Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten trug. Alexander behandelte ihn wie seinen Freund, und Moreau begleitete den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden; doch war der Angriff auf diese Stadt nicht Moreau's Plan gewesen (S. Dresden im J. 1813.) — Als man Dresden am 26. August vergebens beschossen hatte, schlug man sich am 27. für den Rückzug. Moreau befand sich mitten im Feuer. Da er sah, daß Napoleon den linken Flügel der Oesterreicher umging, so eilte er zum Kaiser Alexander. Er traf ihn Mittags hinter einer preußischen Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiser sprach, stürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel aus einer in einem Hohlwege seitwärts aufgefahrnen französischen Feldbatterie hatte ihm beide Beine zerschmettert. Ruhig ertrug er die Ablösung. Er ward über das Gebirge getragen, klagte nie, tröstete seine Freunde und starb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelösten Beine wurden unter dem Denkmale beigesetzt, welches ihm Fürst Repnin, als Generalgouverneur von Sachsen, auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814 errichten ließ. (S. deutsche Blätter. V. 32.) Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt, und Ludwig XVIII. ließ 1819 seine Bildsäule aufstellen. Als Mensch, Bürger und Feld-

herr vereinigte Moreau in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthume neuer Bildung und mit der Anmuth des französischen Charakters. Er kämpfte nie als Soldat, sondern stets als Bürger, den Blick gerichtet auf sein Vaterland. Seine Größe war seine Menschlichkeit. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm sich öffnete, im Angesichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu sein, und der Wiederhersteller der Freiheit. Seine Wittwe und Tochter leben jetzt in Paris. — Jene hat Moreau's Säbel seinem Freunde, dem König von Schweden verehrt. M. s. die Biograghie: Victor Moreau und seine Todtenfeier, vom Prof. Hasse, m. e. Abbild des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals. K.

Morellet (André) Abbé und Mitglied der Akademie, wurde den 7. März 1727 zu Lyon geboren, wo sein Vater Papierhändler war. Seinen ersten Unterricht empfing der junge Morellet in dem Jesuitercollegium seiner Vaterstadt, da er aber hier, seiner Dürftigkeit wegen von den Lehrern (die da Lehrer waren, wie sie nicht sein sollen) zurückgesetzt wurde: so bewieß er sich träge und hartnäckig und wurde dafür regelmäßig alle Sonnabende den andern Kindern zum Exempel ausgepeitscht. Erst als ein neuer vernünftigerer Lehrer in die Klasse kam, in welcher er sich befand, milderte sich sein Loos und sogleich machte der Knabe auch Fortschritte, so daß man ihn schon im 14. Jahre nach Paris senden konnte, wo selbst ihm ein Verwandter, der sich etwas mit der Gelehrsamkeit abgab, eine Freistelle im Seminar der Dreiunddreißiger verschafft hatte. Fleiß, die Unterstützungen eines wohlhabenden Verwandten in Paris, Sittlichkeit und Ordnung, halfen auch hier dem Jüngling endlich die Schwierigkeiten überwinden die ihm seine Armuth so oft in den Weg legte, und er gelangte in das Institut der Sorbonne (nicht zu verwechseln mit der theologischen Facultät der pariser Universität, deren Mitglieder sich Doctoren der Sorbonne nannten, vergl. diesen Artikel) wo die nachher so berühmt gewordnen Türgot und Lomenie de Brienne (s. d. b. Art.) seine Schulgefährten und Freunde wurden. Fünf Jahre blieb Morellet hier, emsig den Wissenschaften lebend, dann übernahm er — da seine Vermögensumstände ihm nicht erlaubten, den Doctor-Grad zu erringen was zum fernern Bleiben in der Anstalt unumgänglich war — die Führung des Sohnes von dem polnischen Kanzler in Lothringen, dem Herrn de la Galaiziere und bezog mit diesem das Collegium du Plessis. Hier bildete sich bei der Muße welche er hatte, seine Neigung für die philosophischen und historischen Wissenschaften aus, und seine Bekanntschaft mit Diderot, d'Alembert u. A. damals berühmten Männern verschaffte ihm gleichsam Zutrit in die literarische Welt. Später mit seinem Zögling Italien bereisend (1758), machte er in Rom aus Nicolaus Eymeric's Directorium Inquisitorum einen geistreichen Auszug, welcher das ganze schändliche Verfahren jener heilloser Ketzergerichte aufdeckte, und 1762 unter dem Titel: „Manuel des Inquisiteurs“ erschien; eine Arbeit für welche ihn Friedrich II. und Voltaire auf's Schmeichelhafteste belobten. Nach seiner Rückkehr nach Paris (1759) wurde er in dem Hause der berühmten Mad. Geoffrin, dem Sammelplatz der geistreichen Köpfe in der Hauptstadt, bekannt, und als er bald darauf zu des berüchtigten Palissot Lustspiel „die Philosophen“, in welchem Palissot die berühmtesten Männer jener Zeit, einen Rousseau, Helvetius u. A. dem Gelächter der Menge Preis gab, eine sogenannte Vorrede schrieb in der er den Vf. jenes Libells abfertigte,

da ward er auf betrieb der Prinzessiin von Robecq in die Bastille gesetzt, aus welcher ihn erst nach Verlauf eines halben Jahres die Fürsprache der Marschalin von Luxemburg wieder erlöste. Sein literarischer Ruf hatte durch diesen Vorfall übrigens sehr gewonnen, und von nun an in den Gesellschafften mehr denn je gesucht werdend, besuchte er häufig das Haus des durch Rousseau so bekannt gewordenen Baron von Holbach und Necker's, der um diese Zeit anfing, die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen. 1766 gab er auf Malesherbes Veranlassung seine geistreiche Uebersetzung von Beccaria's Werk (Traité des délits et des peines) heraus, und 1769 seinen Prospectus d'un nouveau Dictionaire de commerce; ein Unternehmen, welches ihn 20 Jahre lang beschäftigte und erst durch den Ausbruch der Revolution unterbrochen wurde. Durch seine, im selben Jahre herausgegebnen Bemerkungen über die indische Compagnie (in Frankreich) trug er viel dazu bei, daß die dem Allgemeinen schädlichen Privelegien dieser, in ihren Angelegenheiten ganz zerrütteten Gesellschaft aufgehoben wurden. Bei Gelegenheit einer Reise, die Morellet 1772 nach England machte, knüpfte er mit Franklin, dem Markis Lansdown und dem Lord Shelbourne dauernde freundschaftliche Verbindungen an, und einige Jahre darauf machte er in Ferney Voltaire's Bekanntschaft, der ihn sehr schätzte. Auch mit Marmontel, der später eine Nichte Morellet's heirathete, stand er in den freundlichsten Beziehungen. Als 1783 der Friede zwischen England und Frankreich geschlossen wurde, bekam Morellet, dessen Bekanntschaft mit dem Lord Shelbourne (welcher von Seiten Englands die Unterhandlungen betrieb) günstig auf den Gang der ganzen Sache eingewirkt hatte (wie dies Shelbourne selbst an Ludwig XVI. versicherte) von diesem König eine Pension von 4000 Livres ausgesetzt, und im folgenden Jahre ward er an die Stelle des Abbé Millot in die Akademie aufgenommen. Bei dem Ausbruch der Revolution gab er hierauf mehrere kleine Schriften über verschiedne Staatsgegenstände heraus, und als die heftigen Revolutionsmänner (unter Ander Chamfort und Mirabeau) auf die Aufhebung der Akademien drangen, da nahm er sich nicht nur mit Eifer dieser gelehrten Anstalt an (welche indeß dennoch eingezogen und erst später unter dem Namen: National-Institut, wieder errichtet wurde), sondern rettete auch die Archive derselben vor dem Vandalismus seiner Zeit. Sein Benehmen während der Revolution, so wie die offne und freimüthige Vertheidigung der Rechte der Kinder und Nachgelassenen derer welche als Opfer der Schreckenszeit fielen (in dem Werke: Cri des familles) erwarben ihm die größte Hochachtung, und das eben genannte Werkchen trug besonders mit dazu bei, daß man darauf zu denken anfing, den Hinterlassenen jener Unglücklichen die früher eingezognen Güter der Hingerichteten zurückzuerstatten. Eben so nahm sich Morellet, oft mit großer Gefahr für eigne Sicherheit, der Sache der Emigranten in einem Schriftchen „cause des pères" betitelt, an, dem bald mehrere, in ähnlicher Absicht geschriebene, folgten, die viel Gutes wirkten. Der Verlust des größten Theils seiner Pension zwang Morellet damals, sich auf das Fach der Uebersetzungen aus dem Englischen zu werfen, und mehrere Reisen, Geschichtswerke und Romane wurden so von ihm auf französischen Boden verpflanzt. Gegen die Loi des otages erhob er sich 1799 mit derselben Freimüthigkeit, wie früher gegen den Mißbrauch der Gewalt in Betracht der Verwandten der Ausgewanderten und der Revolutions-Schlachtopfer. Bei der ersten Organisation des Instituts (1796) war Morellet übergangen worden; 1803 wurde

er und seine alten Gefährten in der Akademie aber aufgenommen, und 1807 kam er in das Gesetzgebende-Corps. Einige Jahre darauf (1815) hatte er das Unglück durch einen Fall den Schenkelknochen zu zerbrechen, welches ihm große Schmerzen machte und bei seinem vorgerückten Alter (er war damals schon 88 Jahr) wenig Hoffnung zur Genesung ließ; dennoch fuhr er unermüdet in seinen Arbeiten fort und noch 1818 gab er die 4 Bände seiner „Mélanges de littérature et de philosophie du 18. siècle" heraus. Sein Tod erfolgte endlich am 12. Januar 1819. Er hinterließ den Ruhm ein eben so geistreicher als liebenswürdiger Mann gewesen zu sein. Die von ihm geschriebnen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, die bald nach seinem Tode erschienen und auch unter uns durch Uebersetzung und einzelne Auszüge in Zeitschriften (z. B. dem Conversationsblatte) sehr bekannt geworden sind, geben ein geistreiches Bild von dem Leben und Treiben vieler berühmten Männer seiner Zeit. An der Encyklopädie war Morellet einer der thätigsten Mitarbeiter. Eine ausführliche Biographie von ihm findet übrigens der Leser in dem 10. Hefte der neuen Reihe der Zeitgenossen.

Morelli (Jakob) durch die geachtetsten Stimmen im gelehrten Europa lange Zeit für den ersten unter allen Bibliothekaren im umfassendsten Sinne des Wortes und für einen Fürsten im Reiche der Literatur erklärt, war zu Venedig geboren, das Kind armer, aber redlicher Aeltern, gegen deren Willen er zwar den geistlichen Stand erwählte, so treu er auch sonst alle Sohnespflichten erfüllte. Der Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts, der ihm nur die Kenntniß des Lateinischen gegeben hatte, half bald eine unermüdliche Liebe zu gelehrten Beschäftigungen ab, deren Richtung auf Kritik ein zufälliger Umstand in seiner Jugend bestimmte. Er kaufte einst eine Handschrift der lat. Briefe des Francesco Barbaro, die wesentliche Abweichungen vom gedruckten Texte der quirinischen Ausgabe, Brescia 1743, darbot. Beim Vergleichen, Berichtigen und Abwägen durch genaue Erklärung lernte er ausübend gelehrte Kritik, die er sonst kaum dem Namen nach kannte. Fast täglich besuchte er, durch diese Beschäftigung angezogen, die zenische Bibliothek, wo sein Eifer und die Wahl seiner Beschäftigungen bald die Aufmerksamkeit des Bibliothekars auf ihn leitete. Der P. de Rubeis gewann M. lieb, machte ihn zum Theilnehmer seiner eignen Studien, half rathend und zurechtweisend, und begünstigte seinen Liebling durch die Mittheilung von Apostolo Zeno's handschriftlichem Nachlasse. Durch diese Auszeichnung lernte Morelli vorzüglich die Kunst sich literarische Sammlungen anzulegen und bald übertrafen Morelli's Zibaldoni, (dies der Name, den die Italiener den gelehrten Excerptenbüchern geben) an Umfang der Gegenstände, an Genauigkeit und Reichthum, die seines Musters. Sie sind noch im Besitze der Marcusbibliothek zu Venedig, aus deren Schätzen er die seinen zusammentrug, und glücklicher Weise durch die Humanität des jetzigen Präfekten der Marciana nicht so hinter Schloß und Riegel verborgen, daß es erst eines schwarzen Bocks oder goldnen Fuchses bedürfe, um ihn zu heben. Kommt solcher Fleiß, zu einem so geübten und nüchternen Urtheil, als Morelli stets zeigte, bei einem treuen und leicht fassenden Gedächtniß: so ist der Gelehrte fertig, der im Gebiete der Literatur, wie Cook auf dem Weltmeer, erst da umkehrt, wo die Natur die Wege versagt hat. Unersättlich im Studiren reichte ihm die zenische Bibliothek nicht allein aus; alle andern Büchersammlungen in der Stadt und auf den Inseln durchforschte er mit einem allgemein beachtetem Eifer, und bald hatte er durch die

Menge der Handschriften, die er überall antraf, eine solche Sicherheit in Beurtheilung der Schriftzüge zur Zeitbestimmung, besonders der lateinischen und italienischen erlangt, daß sein Ausspruch den Vorstehern für Autorität galt. Aber noch fehlte ihm die Kenntniß des Griechischen. Gallicioli ward ihm in der Erlernung Beistand und Vorbild; und um die Minuten nicht zu verlieren, lernte er in den Sakristeien nach dem Messelesen, wenn die andern Geistlichen plaudernd umherstanden, von einem Bekannten französisch. Bald zog sein gelehrter Fleiß ihm allgemeine Auszeichnung zu. Es geschahen ihm vortheilhafte Anträge von reichen Bibliophilen Venedigs; aber aus Liebe zur Unabhängigkeit, bei der allein Gelehrsamkeit gedeiht, schlug er alle aus. Nur mit dem Patrizier Farsetti verband er sich näher, dessen reiche Manuskriptenbibliothek er durch eine gelehrte Verzeichnung bekannt machte (Biblioteca manoscr. del Bali T. G. Farsetti, Venezia 1771—80. 2. B. 12. wozu noch spätere Nachträge kamen). Bald darauf folgte seine Beschreibung der S. Marcusbibliothek (Diss. storica intorno alla pubblica libreria di S. Marco. Ven. 1774. 8.) auf der er, nicht mehr ausgezeichnet, als jeder andre Leser, sich häufig eingefunden hatte. Diese Geschichte der Marciana bot ihm Gelegenheit so viele literargeschichtliche Fragen zu beantworten und Zweifel zu lösen, daß sie als musterhaft in diesem Fache gerühmt werden kann. Durch gehaltreiche Zusätze und Nachträge bereitete Morelli während seines ganzen übrigen Lebens eine bald nothwendig geworden neue Ausgabe derselben vor, die aber so viel uns bekannt, noch nicht erschienen ist. Man darf sie vom Erben des ehrwürdigen Mannes, vom Ab. Bettio, hoffentlich bald erwarten. Gleiches Verdienst wollte sich Morelli um die Bibliothek der Akademie zu Padua erwerben, wohin er den Balley Farsetti begleitet hatte, aber durch uneigennützige Mittheilung seiner Papiere an den Historiographen der Lehranstalt von Padua, Fr. Colle sind alle Papiere spurlos verloren gegangen. Nur zwei Jahre später als die Bibliothekbeschreibung folgte das Verzeichniß der nanischen Handschriften (Codd. MSS. lat. Bibliothecae Nanianae relati, c. Opusculis ineditis ex iisdem depromtis Ven. 1776. 4. zu denen später das Verzeichniß der italienischen hinzukam.) Schon diese Werke hätten ausgereicht, ihm den europäischen Ruhm zu verschaffen, der ihm von Marini, Villoison, Wyttenbach, Heyne zuerkannt wurde, und seine Würdigkeit an der Marciana Antonmaria Zanetti zu ersetzen, erwiesen; aber die glücklichsten Funde in der alten und neuen Literatur (Aristidis orat. adv. Leptinem, Libanii declam. pro Socrate etc. Ven. 1785. 8. Lettere di Apost. Zeno emendate ed accresciute di molte inedite. Ven. 1785. Della istoria Viniziana di Pietro Bembo libri XII., Ven. 1790. Monumenti Veneziani di varia letteratura, V. 1796. 4. Dionis Cassii historiar. Romanorum Fragmm. Bassani 1798. Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI. esistenti in Padova etc. Bass. 1800. 8.) rechtfertigten durch immer neue Auszeichnungen, die sie ihrem Verf. versicherten, die Behauptung, daß in Sachen der Literaturgeschichte der Dreifuß in Venedig zu suchen sei. Seiner Belesenheit entgingen die Versuche nicht durch eingeschlichnes Gut den Markt der alten Literatur zu erweitern; aber bald waren die Sinonen von seinem Scharfsinne durchschaut. (Man denke an seinen Brief an D'Ansse de Villoison über die Progne des Greg. Corrario, die man für den Tereus des L. Varius ausgeben wollte, Ven. 1792 und wieder abgedruckt in den Epp. VII. variae eruditionis, Patav. 1819. 8.) Die

Berühmtheit der Marcus Bibl. ward von dem Augenblicke an, wo er ihr Vorsteher ward, während der ganzen 41 Jahre, die er mit ihr lebte, der Angelpunkt seines Strebens und Waltens. Ihrer Erweiterung und Vervollständigung mit allen Kräften beflissen, hatte er die Freude sie durch die Zeitumstände mit allem vermehrt zu sehen, was die Archive darboten, insofern dies nicht rein politische Verhältnisse betraf, aber auch den Schmerz, die Verlegung der Sammlung aus ihrem berühmten alten Gebäude, von Sansovino, bewerkstelligen zu müssen, die von den franz. Behörden befohlen wurde. Nur die Pracht und Bequemlichkeit des neuen Locals konnte den Greis trösten, daß Er gerade eine Aenderung hatte leiten müssen, von der er sich mit Recht Verluste für die Sammlung selbst voraussagte, und die ihm wegen der gelehrten Erinnerungen, die am Gebäude zu schweben schienen, außerdem schon schmerzlich und entheiligend vorkam. So wie er die pinellische vortreffliche Bibliothek, deren Katalog und innere Anordnung Morelli besorgt hatte (Biblioth. Maphaei Pinelli Veneti etc. Ven. 1787. 6 B. 8.) im J. 1788. zerstreuen sah, so besorgte er in den Zeiten der Auflösung die Vertrödelung ähnlicher Schätze. Durch allen Einfluß, den er aufbieten konnte, suchte er das zu hindern; vielleicht lag aber in dem theilweisen Mißlingen seines Bestrebens und in manchen ähnlichen Ursachen der Grund, warum von seiner Bibliotheca manuscripta gr. et lat. Bassani 1802. 8. nur der erste Band erschien, zu dessen Fortsetzung doch so vieler Stoff schon ganz vorbereitet da lag. Diese Bibl. manuscripta ist wol am meisten geeignet, das Urtheil über Morelli's kritischen Scharfsinn und sein alles umfassendes Wissen festzustellen. Die herrlichen Schätze der Marcusbibliothek gewannen bei dieser Darstellung an Verherrlichung. Durch seine Epp. septem variae eruditionis, Pat. 1819. 8. nahm Morelli von den Gelehrten Europas, die bei ihm Rath und Hülfe niemals vergeblich gesucht hatten, gleichsam Abschied. Geehrt durch den Orden der eisernen Krone, durch die Mitgliedschaft des franz. und lombard. venetian. National-Instituts und durch die Liebe und Anhänglichkeit aller, welche dem wahrhaft humanen Greise näher kamen, starb Morelli am 5. Mai 1819 in einem Alter von 75 Jahren. Das vollständige Verzeichniß seiner Schriften findet man den ofterwähnten sieben Briefen beigegeben und einige hier benutzte Nachrichten über ihn selbst in der Orazione recitata nelle solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia. Ven. 1819. 8 vom Ab. Bettio, der durch gleiche Vorzüge an seinen Freund und Vorgänger erinnernd, durch gleiche Gefälligkeit die Besucher der Marciana über Morelli's Verlust zu trösten sucht.

Mören, Moiren, s. Parzen.

Moreri (Louis), Doctor der Theologie, geb. 1643 zu Bagemont in Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Durch eine schlechte Allegorie, Le Pays d'Amour betitelt, hatte er sich schon in seinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. 1673 erschien in einem Foliobande das Dictionnaire, das seinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erste Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte dasselbe aus Dankbarkeit dem Bischof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schwester dieses Prälaten verschaffte ihm eine Stelle bei dem Staatssekretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber sein ununterbrochner Fleiß, womit er an einer neuen Auflage seines Dictionnärs arbeitete, erschöpfte seine Kräfte, so daß

er schon 1680 zu Paris starb. Der erste Band der neuen Auflage war bereits erschienen; der zweite folgte einige Monate nach seinem Tode. Moreri war ein sehr belesener Literator; aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Geschmack haben diesem Werke geschadet. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Die geschätztesten Ausgaben sind vom J. 1718 (5 B.), von 1725 (6 B.) und von 1732 (ebenfalls 6 B.). Der Abt Gouget hat ein Supplement in 4 Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 B. 1759 umgearbeitet hat. Die übrigen Werke Moreri's sind unbedeutend.

Moresken, Arabesken, s. Grottesken.

Moreto, mit seinem ganzen Namen Augustin Moreto y Cavana, ein vorzüglicher dramatischer Dichter der Spanier, welcher zu König Philipps IV. für die Dichtkunst so glorreichen Zeit lebte. Von seinem Leben ist uns weiter nichts bekannt, als daß er unter besonderer Gunst des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit andern Dichtern verbunden schrieb, später aber in den geistlichen Stand trat, und die dichterische Laufbahn ganz aufgab. Im Lustspiele, worin er vorzüglichen Ruhm erlangt hat, ziehen ihn viele dem Calderon noch vor, wiewol sie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit am ihm tadeln. So Bouterweck in seiner Geschichte der spanischen Poesie und Beredtsamkeit, und Sismondi in seinem Werke de la Littérature du midi de l'Europe T. III. Ersterer sagt von ihm: Einige seiner Stücke sind durch und durch komisch, und zugleich Charakterstücke, wenn gleich in der Form des spanischen Intriguenspiels. In seinem Lustspiele: de fuera vendra, quien de casa nos echara, (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), welches, nebst mehrern andern seiner Stücke in Huarte's Theatro Español steht, sind unter andern die Charaktere einer alten Kokette, eines soldatischen Wüstlings und eines feigen, pedantischen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Karrikaturstyl, aber treffend und mit einer komischen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen ist. Ueberhaupt nähert sich Moreto weit mehr als Calderon dem Terenz; aber sein Grazioso (der scherzhafte Bedichte in den Mantel- und Degenstücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienst einer auf dem spanischen Theater seltenen Charakteristik, und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche sich auch in seinen zu lustigen Situationen führenden Intriguen zeigen soll. So wie die französischen Lustspieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die spanische Bühne geplündert haben, so ist dies häufig dem Moreto geschehen. So führt z. B. Sismondi den Marques del Cigarral an, der fast wörtlich in dem Fastnachtsspiel: Don Japhet von Armenien von Scarron übersetzt worden sein soll. So ist ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenstück Moreto's No puede ser (Es kann nicht sein), in welchem eine Frau ihrem eifersüchtigen Liebhaber durch einen von ihr geleiteten Liebeshandel mit seiner Schwester beweist, daß es unmöglich sei, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem bekannten Lustspiel Guerre ouverte (deutsch von Huber in der offnen Fehde bearbeitet) auf die französische Bühne übertragen, und von Molière in seiner Männerschule benutzt worden. Auch scheint ihm

Quinault einige Sujets zu seinen Opern zu verdanken. Befremdend ist es daß keiner der genannten Geschichtschreiber der spanischen Poesie Moreto's: El desden con en desden, eines der berühmtesten und beliebtesten Lustspiele der spanischen Bühne anführt, welches durch West's (Schreivogels) deutsche Bearbeitung unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe (in drei Aufzügen) seit 1816 auf der deutschen Bühne Moreto's Andenken rühmlich erneuert hat. Der einfache, aber schwierige Plan dieses Lustspiels besteht darin, daß Donna Diana, eine spanische Prinzessin, die vom philosophischen Wahn über die Niedrigkeit der Liebe beherrscht, alle fürstliche Freier mit stolzer Sprödigkeit verschmäht, endlich von Don Cesar, der auf seines Vertrauten Rath seine glühende Leidenschaft hinter dem Schein der spröden Gleichgültigkeit verbirgt, durch ihre eignen Waffen bekämpft, und indem sie mit gereiztem Stolz sein scheinbar kaltes Herz zu überwinden strebt, selbst unvermerkt durch die Gewalt der Liebe überwunden wird. Und dieser Plan ist mit einer feinen, sich echt dramatisch entwickelnden Charakteristik der auf einander einwirkenden Personen, mit meisterhafter Schattirung der in ihnen wechselnden Zustände, und mit so leichtem und feinem, den Kampf der Liebe selbst meisterhaft nachbildenden Dialog ausgeführt, daß dieses Lustspiel zu den geistreichsten dramatischen Seelengemälden gehört. Den Franzosen ist dieses Stück durch Moliere's Princesse d'Elide, und den Italienern durch Carlo Gozzi's Principessa filosofa o il contraveleno (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutschen lernten dieses Stück zuerst durch Werthe's Uebersetzung dieser gozzi'schen Bearbeitung (schon vor fast 40 Jahren in Wien und auf andern süddeutschen Theatern gesehen) kennen. Was die Ausgaben seiner Lustspiele anlangt, so ist ein Band derselben (Comedias de Moreto) zu Madrid 1654 erschienen. Die beste Ausgabe derselben soll zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden erschienen sein, und eine Auswahl von 36 Lust- und Schauspielen enthalten.

Morgagni (Giambattista), einer der gelehrtesten Mediciner und Anatomen Italiens, wurde 1682 zu Forli im Kirchenstaat geboren und studirte auf der hohen Schule zu Bologna, woselbst der berühmte Valsalva sein Freund und Lehrer wurde. Hier war sein Fleiß so groß, daß er sich bald sowol in der Physik als Medicin und selbst in der Astronomie auszeichnete, und in Kurzem seinem Lehrer bei dessen Vorlesungen helfen konnte. Vorzüglich aber legte sich Morgagni auf das Studium der Anatomie und bereits im 24. Jahre trat er mit einigen, dahin einschlagenden und Aufsehn erregenden Abhandlungen auf. Von Bologna begab er sich nach Venedig und Padua, und hier sich mit Männern wie Guglielmini und Lancisi verbindend, überließ er sich ganz dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nachdem er hierauf einige Jahre in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt zugebracht hatte, nahm er das ihm von der Regierung in Venedig angetragne Lehramt als Professor der Medicin, in Padua an, und kehrte im J. 1712 dorthin zurück. Sein Name als großer Anatom wurde bald in ganz Europa bekannt und die ersten Männer seines Faches in allen Ländern, so wie viele Große, beeiferten sich ihm Beweise ihrer Hochachtung zu geben; auch nahmen ihn die Akademien von Paris, London, Berlin, Petersburg u. a. O. in die Zahl ihrer Mitglieder auf. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir hier aus: 1. Adversaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet sich überdies noch: Nova insitutionum me-

dicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De sedibus et causis morborum, per anatomen indagatis, libri V.; 4. Verschiedne Briefe in der neuen Ausgabe von Valsalva. Seine sämmtlichen Werke, unter denen sich auch einige kritisch-historische Abhandlungen befinden, wurden kurz vor seinem Tode, von seinen Schüler Anton Larber, unter dem Titel: Morgagni Opera omnia, in einer Gesammtausgabe 1765 herausgegeben. Er selbst starb beinahe 90 Jahre alt, am 6. December 1771. Eine von ihm entdeckte kleine Oeffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens, sind unter den Anatomen ihm zum Andenken mit seinem Namen belegt worden.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepakten ausgemacht wird, daß die Frau und die Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen sein sollen. Das preußische Landrecht erlaubt ihre Abschließung Adeligen und königlichen Räthen.

Morgarten. An der Grenze des Kantons Schwyz befindet sich der Aegeri-See. Er ist nur eine Stunde lang, aber sehr tief, und reich an Fischen allerlei Art. An der Ostseite dieses Sees erhebt sich der Berg in dem Morgarten, dessen größter Theil dem Kanton Zug angehört. Er ist durch eine Schlacht merkwürdig, welche die helvetische Geschichte ruhmvoll auszeichnet. Die verbündeten drei Kantone hingen dem Kaiser Ludwig von Baiern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiser Friedrich von Oesterreich in hohem Grade erzürnt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Bischof von Konstanz schleuderte gegen sie den Bannstrahl. Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz sprachen sie aber von beiden los. Friedrich zog nunmehr ein Heer von 20,000 Mann zusammen, dessen Oberbefehl seinem Bruder, Leopold von Oesterreich, anvertraut wurde, und rückte damit gegen die Waldstädte vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dieses Häuflein besetzte einen schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinschlängelte; ein Theil desselben stand an der Seite des steilen Berges. So sah man dem Feinde entgegen, der unvorsichtig genug war, sich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu seiner Grabstätte bestimmt zu sein schien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmassen auf selbiges herabrollten, dadurch die Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oesterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und so eine furchtbare Macht vernichteten. Dieser Sieg vom 15. Nov. 1315 legte einen festen Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Kantone, die sich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden sich nun zu Brunnen d. 9. Dec. 1315 auf immer. Ihnen schlossen sich demnächst die andern Kantone an. So entstand und wuchs der im J. 1815 erneuerte Eidgenossen-Bund. DH.

Morgen oder Morgengegend ist diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehen. Bei den Schiffern führt sie den Namen Osten: Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehen. — Morgenpunkt ist der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er ist einer von den vier Kardinalpunkten, welche die Lage der vier

Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21. Sept. und 20. März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, so wie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht sie im Sommer jenseits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseits desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weitesten gegen Norden, und am kürzesten Tage am weitesten gegen Süden entfernt.

Morgen, ein Morgen Landes; ein Feld, oder Ackermaß, welches ungefähr so viel umfaßt, als ein Mann mit einem Gespann in einem Tage bearbeiten kann; also fast so viel als Juchart, Jauchart, Joch. Es ist in verschiednen Ländern verschieden. Ein rheinländischer Morgen hat 600 Ruthen, oder zwei Jucharten. In der Mark Brandenburg rechnet man auf den großen Morgen 2290 Klafter (die Klafter zu 39 □ Fuß alten pariser Maßes), oder 400 Quadratruthen (die Ruthe zu 15 Schuh 2 Zoll leipz. Maßes); den kleinen zu 724 Klafter, oder 180 Ruthen. Im königlichen Sachsen rechnet man den Morgen zu 300 Ruthen; Morgen und Acker sind hier gleichbedeutend, und man rechnet auf einen Acker ungefähr zwei Scheffel Aussaat; 30 Morgen betragen eine Hufe. Im Hannöverischen rechnet man den Morgen zu 120 Ruthen oder 707 Klafter; in Hamburg 3308 Klafter; in Strasburg 527; in Franken 608; in Danzig 705; in Magdeburg 360.

Morgengabe, ursprünglich, nach gemeinem deutschen Privatrecht, das Geschenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht, und dessen freies Eigenthum auch folglich auf sie übergeht. Man nennt dieses die vertragsmäßige Morgengabe, insofern sie in einem Ehevertrage versprochen wird, und aus demselben, obgleich sie in der Form eines Geschenks eingekleidet ist, auch rechtlich gefodert werden kann. Bei sogenannten unstandesmäßigen Ehen bekam sie die Frau gewöhnlich statt alles übrigen, und mußte durch dieselbe für sich und ihre Kinder sorgen. Schon in den ältesten Gesetzen der deutschen Nation kommen Spuren derselben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerstande Statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der gesetzlichen oder sächsischen Morgengabe aber verstand man gewisse Dinge, welche eine adelige Wittwe nach dem Tode ihres Gemahls aus seinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie soll ihren Grund in einer falschen Erklärung des Sachsenspiegels haben, die aber durch neuere Gesetze und Herkommen bestätigt worden ist. Die wichtigsten jener Sachen sind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geschlechts, Schafe und Gänse, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunstöcke. Selten wird die sächsische Morgengabe in Natur gegeben, sondern es vergleichen sich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewisse Geldsumme, die sie erhält.

Morgenröthe. Diese herrliche Erscheinung am Osthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne, ist eben das, was die Abendröthe am Westhimmel, kurz nach dem Untergange derselben ist. Daß die Sonnenstrahlen und Dünste oder Wolken zur Entstehung beider nöthig sind, lehrt der Augenschein. Nicht immer sind Morgen- und Abendröthe gleich schön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter ist, nur eine schwache Röthe. Es ist wahrscheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her, und also durch

Morhof (Dan. Georg), ein berühmter Literator, wurde 1639 zu Wismar geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin, und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte, wobei er auch die humanistischen Wissenschaften trieb. Ein lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Universität zu Kiel vertauschte, wo er großen Beifall fand. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, ward nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar und starb 1691 auf der Rückreise nach Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck. Durch sein allbekanntes Werk: Polyhistor (Lübeck 1688, 4. 4te Ausgabe ebendas. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literargeschichte an. Er war lange Zeit die Hauptquelle aller literarischen Notizen, und ist unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. Wirklich enthält es einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle Urtheile des Verf. die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind: so macht es doch noch mancher methodologischer Wink (z. B. über die Kunst des Lullus) auch für unsre Zeiten schätzbar. Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine deutschen, so wie seine lateinischen Gedichte (Lübeck 1697, 8.) hingegen sind von geringem Belang.

Möris, s. Aegypten.

Moriskos, s. Mauren.

Moritz, Kurfürst von Sachsen, war der Sohn Herzog Heinrichs zu Sachsen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in seiner Jugend kündigte er sich als den Fürsten an, der einst der Retter seines Vaterlandes sein sollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Diese Eigenschaften schienen nicht wohl vereinbar mit der Beschränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedne deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er sich mit der Tochter des berühmten Philipp, Landgrafen von Hessen. In demselben Jahre starb sein Vater, und er übernahm zu einer Zeit, wo die Religionsstreitigkeiten Deutschlands Fürsten entzweit hatten, die Regierung seiner Lande. Obgleich selbst ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er sich dennoch, dem (schmalkaldischen) Bunde der übrigen protestantischen Fürsten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, beizutreten, entweder weil er schon damals geheime Absichten auf die Kurwürde hatte, und sich daher dem Kaiser gefällig machen wollte, oder weil er voraussah, daß die schlechte Organisation dieses Bundes den baldigen Fall desselben nach sich ziehen würde. Carl V. freute sich der Ergebenheit des tapfern Moritz, belohnte ihn durch vielfache Gunstbezeigungen, foderte ihn sogar auf sich der Lande des Kurfürsten Johann Friedrichs, der des Bundesheers Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu

Augsburg feierlich die Kurwürde. Der Kaiser, der einen der mächtigsten Reichsfürsten für sich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß seine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen. Aber wie künstlich er auch seine Absicht verbarg und unter dem Schein, die Katholiken zu beschützen, nur für sich handelte: so erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel des herrschsüchtigen Carls. Er sah ein, daß ihm nur mit offner Gewalt zu widerstehen sei, und trug nun kein Bedenken, als Feind des Kaisers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne List. Seine Rüstungen betrieb er 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragne Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inspruck am Podagra darniederlag, fast gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiser gegen sein ausdrückliches und feierliches Versprechen den Landgrafen Philipp von Hessen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiser, den Krankheit beugte, eilte, durch seinen Bruder Ferdinand Vorschläge zur Aussöhnung thun zu lassen. In Folge dieser Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Passau am 31. Juli 1552 zu Stande. Moritz, der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demselben Jahre einem Zug gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf verlor er am 9. Jul. 1553, zu frühzeitig für seine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wie man auch über den Charakter dieses ersten Kurfürsten in Sachsen aus der albertinischen Linie urtheilen mag, so muß man doch gestehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente besaß, die ihn zu einem der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung seines Volks und um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der leipziger Universität. Desto weniger that er indeß für die Bildung der untern Volksklassen.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen. Dieser große Feldherr war der natürliche Sohn des Königs August II. von Polen und der schönen Gräfin Aurora Maria von Königsmark, die ihn 1696 d. 15. Oct. auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke. 1711 ertheilte ihm August II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen und machte ihn bald darauf zum Obersten über ein neu errichtetes Kürassierregiment. Die ersten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille, und zeichnete sich sowol bei den Belagerungen von Tournay und Mons, als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Neuen Ruhm und öffentliche Lobsprüche von Eugen und Marlborough erwarb er sich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf belagerte

der König von Polen Stralsund; der junge Graf zeigte hier die größte Unerschrockenheit. Er setzte im Angesicht des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; er liebte jedoch zu sehr das Vergnügen und den Wechsel, um sich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er das Waffenhandwerk nicht aus den Augen. Stets hatte er eine militärische Bibliothek bei sich, mit der er sich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beschäftigte. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Der in ganz Europa wieder hergestellte Friede bewog ihn 1720, nach Frankreich zu gehen, da er die geselligen Eigenschaften der Franzosen liebte. Hier beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und Befestigungskunst, und der Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in seinem 16. Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es selbst nach seiner neuen Methode. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürsten. Allein Menzikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schickte 800 Mann Russen nach Mitau, die den Grafen in seinem Palast belagerten. Dieser, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Russen entfernten sich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht im Stande war, zwei so mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, so ergriff er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, zweite Tochter des Zaars Iwan Alexiowitz, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber wegen seiner Unbeständigkeit entsagt, und mithin letztre ihn nicht nur Kurland, sondern auch um den Thron von Rußland gebracht habe, den jene Fürstin in der Folge bestieg. Angeführt zu werden verdient es, daß, als der Graf, von Kurland aus, nach Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, die berühmte Schauspielerin Le Couvreur alle ihre Kostbarkeiten zum Versatz schickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres übersandte. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich beschäftigte sich Moritz wieder eifrigst mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers seine Rêveries (beste Ausgabe, Paris 1757, 2 Bände 4.), die er nachher ausfeilte. Dieses Werk, würdig eines Cäsar und Condé, ist keineswegs in einem fehlerfreien, aber in einem männlichen Styl geschrieben, und voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt hat. Er beweist die Nützlichkeit der leichten Artillerie, den sichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewisse Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, so wie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Kurfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Halbbruder, den Oberbefehl aller seiner Truppen an, dieser aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in dem französischen Heere zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Etlin-

gen an, in der er, an der Spitze eines Grenadierdetachements, durch seine Tapferkeit den Sieg entschied. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn seiner Dienste. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demselben Monat nahm es der Graf von Sachsen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte sich der Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marschall von Frankreich geworden war (doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen), befehligte er ein Armeecorps in Flandern. Dieser Feldzug, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte den Marschal von Sachsen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegnen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm der Marschall den Oberbefehl der französischen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi, 11. Mai 1745. Er schien dem Tode nahe; dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel folgte. Letztre Stadt ergab sich den 28. Febr. 1746. Im April d. J. ertheilte der König dem Sieger van Fontenoi ein Naturalisationspatent in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocoux, den 11. Oct. 1746, schenkte ihm der König sechs Kanonen, das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller seiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieses Jahr wurde mit den glänzendsten Erfolgen, vornehmlich mit der Einnahme von Mastricht; das Jahr vorher durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-op-Zoom bezeichnet. Holland, für seine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18 Oct. 1748 zu Achen geschlossen. Sein Name erscholl durch ganz Europa. Moritz zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte, und machte von hier eine Reise nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen, und starb an einem Blutsturz den 30. Nov. 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Strasburg in der lutherischen Kirche St. Thomas beigesetzt, und ihm 1777 auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal daselbst errichtet. Zum Erben hatte er den sächsischen Grafen Friese eingesetzt. Den Preis, welchen die französische Akademie auf die schönste Lobrede des Marschalls setzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehrere chimärische Plane beschäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald sich zum König von Corsica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren

zu Dillenburg 1567, studierte zu Leyden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in seinem 18ten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen, und verlieh durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit. Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch Geldern, Ober-Yssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurden. Dadurch erlangte er, nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Ober-Yssel, dagegen die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil wurde. Moritz nahm den Spaniern unter beständigen Kriegen, bis zu dem 1609 auf zwölf Jahre geschlossnen Waffenstillstand, gegen 40 Städte und mehrere Festungen ab, und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, die die republikanischen Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten erfochten. Seine Tapferkeit und sein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glänzen wollten, zu seinem Heere, als zur ersten Schule der Kriegskunst. Er war der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf letztre baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Dienlich zur Erreichung seiner längst genährten Absichten schien ihm eine kluge Benutzung der theologischen Zänkereien der Arminianer und Gomaristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveldt), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich endlich doch genöthigt, von der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe abzustehen. Er starb im Haag den 23. April 1625, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Das Leben dieses Statthalters, war eine selten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Den Krieg verstand er meisterhaft, und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltne Kunst der Märsche und Läger; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei den Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé, jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen; wie Türenne, das Menschenleben zu schonen. Nach Folard's Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt, und erweiterte sie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Carl Phil.), ein genialer deutscher Schriftsteller. Geboren 1757 zu Hameln von armen Aeltern, kam er zu einem Hutmacher in die Lehre. Sein unruhiger Geist, verbunden mit der Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen, ließ ihn aber nicht dort bleiben. Er verließ seine Heimath, erfuhr mannichfaltige Schicksale, schwankte lange in der Wahl eines Lebensplans und fand endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Er betrieb indeß seine Studien mit großer Unregelmäßigkeit,

und folgte dann einem Rufe Basedow's nach Dessau, wo er sich auch nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage bald überdrüßig, unternahm er 1782 eine Reise nach England, die er sogleich, auf einem Spaziergange, ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er sah sich in mancher Hoffnung getäuscht, und glaubte tödtlich krank zu sein. Indeß genas er, und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am berlinischen Gymnasium, hielt Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften, und studirte eifrig Geschichte. Die Redaction der vossischen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu seltsamen Verirrungen verleitete. Er gefiel sich in der Rolle eines zweiten Werther, und wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andre Richtung gegeben hätte. Er trat sie 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thätigkeit, blieb dieser Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstet und phantastisch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner freundschaftlich und thätig an, und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung Moritz Mitglied der berliner Akademie wurde. Im Winter von 1788 bis 1782 kam er nach Deutschland zurück. Ein Streit, in den er mit Campe gerieth, ward wieder ausgeglichen. Moritz erhielt jetzt die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste; zugleich aber schloß er eine Ehe, die unglücklich ausfiel. So starb er den 26. Juni 1793. Ohne Einheit und festen Lebensplan war Moritz eigentlich nie zu einer klaren und einfachen Anschauung seiner selbst und der Welt gekommen; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inkonsequenzen; ja man darf sagen, er lebte in einer steten Unwahrheit, und machte fast immer den Schauspieler eines fremden Lebens. Daher sein steter Kampf mit den Menschen und den äußern Verhältnissen. Seine zahlreichen Schriften (mythologischen, antiquarischen, psychologischen, grammatischen Inhalts, ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w.) tragen das Gepräge seines Geistes und sind zum Theil sehr anziehend und belehrend. Wir übergehen ihre Aufzählung und führen nur an, das er in Anton Reiser, in Andreas Hartknopf und in Andreas Hartknopf's Predigerjahren sein eigenes Leben zu beschreiben versucht hat.

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der großenhayner und berliner Straße, bei dem Flecken Eisenberg, im meißner Kreise des Königreichs Sachsen. Das Schloß fing Kurfürst Moritz 1542 an zu bauen. Kurfürst Christian I. vollendete den Bau 1589. Seitdem ward es erweitert und unter Friedrich August I. sehr verschönert. Dieser prachtliebende Fürst (als König von Polen August II., der Starke) und sein Nachfolger gaben hier festliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren schöne Frauen die Königinnen des Festes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen besetzt, Waldungen, per-

spectivisch durchschnitten, ein reicher Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, die Menagerie, mehrere schöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Damhirsche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Insel aus einem schönen Wasserspiegel stattlich sich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferstichen von 1734. Außer sieben großen Sälen, einer Kapelle und mehrern Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) in altfranzösischem Geschmack. Viele, zum Theil sehr kostbare Ueberreste, vorzüglich kunstreiche Pokale, sind noch jetzt Zeugen der fürstl. Trink- und Jagdlust jener Zeit. Den Tanzsaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ellen breit und 24 Ellen hoch ist (indem er durch zwei Stockwerke geht), hat man ganz weiß gelassen, aber mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltnen Geweihen von 24 bis 50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königliche Jagdfreude des 17. und 18. Jahrh. Unter mehrern Gemälden schätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der annaburger Heide, mit 40 Personen nach dem Leben gemalt. Auch ein Christus nach der Geißelung, von fleischfarbenem Marmor, hat Kunstwerth. Das neue Schloß, welches der jetzt regierende König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst eine Fregatte. Mitten im Thiergarten steht das achteckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die acht Alleen sehen kann, welche den Thiergarten durchschneiden. Außer dem großen Teiche gibt es bei Moritzburg noch 61 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten besetzt, so wie sämmtlich sehr fischreich sind. Das Ganze ist von dem Friedewalde eingeschlossen, und noch immer in seiner altfürstlichen Pracht, mit den großen Wasserspiegeln und den einsamen Schattengängen, nicht bloß für Waidmänner, deren Aufmerksamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten englischen Jagdhunden nicht entgehen wird, sondern für jeden Beschauer ein eben so reicher als anmuthiger Kunst- und Naturpark.

Morlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Morly, geb. zu Buhy oder Bisbuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Theologie. Man bestimmte ihn anfänglich der Kirche, aber seine Mutter, eine heimliche Protestantin, verschloß ihm die geistliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereiste er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der protestantischen Partei war, diente er mit seinem Degen und seiner Feder. Er war sein Gesandter bei der Königin Elisabeth und betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an den ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als dieser aber zur katholischen Religion übertrat, zog er sich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akade-

mie für seine Glaubensgenossen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine seiner Schriften über die Mißbräuche der Messe empörte die ganze katholische Geistlichkeit; Mornay wollte seinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Bischof von Evreux, war sein Gegner, dem es theils durch überlegne Gelehrsamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch diesen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1623. Ein schönes Denkmal hat ihm Voltaire in der Henriade gesetzt; weniger günstig beurtheilt ihn Huet, und er hat Recht, wenn er ihm Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit vorwirft. Unter Mornay's Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums (La vérité de la religion chrétienne) die geschätzteste; aber die über das Abendmahl (De l'instruction, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiste Aufsehn. Schätzbar für den Historiker sind seine Memoiren, 4 Bände in Quart; so wie seine Biographie.

Morpheus (der Nachbildende), war nach der Mythologie der Griechen und Römer ein Diener des Schlafs, und wohnte bei demselben in Cimmerien in einer stillen, dämmernden, nie von den Sonnenstrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorsteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafs (mit welchem er häufig verwechselt wird) zahllos umschwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, besonders zu den Vornehmen gesandt, um ihnen auf Befehl der Götter im Traume ihr Schicksal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menschliche Gestalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Icelos, und um leblose Gegenstände darzustellen, des Phantasus. Er wird dargestellt als ein schöner Jüngling, mit Mohn gekrönt, in der Hand ein Füllhorn, woraus er mannichfaltige Gestalten schüttet.

Morphologie, vom griechischen Worte *μορφή*, (morphe) die Gestalt, und *λόγος*, (logos) die Lehre, abgeleitet, bezeichnet die Lehre von der Bildung und Umbildung der organischen Körper und ist dem Worte, wie der Sache nach, zuerst von Göthe in die Reihe der technischen Ausdrücke in der Naturgeschichte aufgenommen worden. Er machte zuerst darauf aufmerksam, wie alle, und besonders die organischen Körper, ihre Gestalt immerfort umbilden; wie sie in einer stäten Bewegung sind; wie sie auch da, wo sie als ein Individuum erscheinen, doch nur aus mehrern lebendigen Wesen bestehen, die für sich selbstständig sind. Diese Wesen sind, meint er, entweder ursprünglich vorhanden, oder aber sie finden sich zu einander. Sie trennen sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weise. Den Beweiß führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelst der Absenker und Augen und, wie bei diesen letztern, ist ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beispiel die Infusionsthierchen an, wie sie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten; in die sie wahrscheinlich bei dem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf solche Weise fortgepflanzt hätten. Vielleicht hätte die Erfahrung, die man bei den Polypen

(s. Polypen) und Regenwürmern gemacht hat, wo Zerschneidung neue gleiche Wesen schafft, hier ebenfalls angeführt werden können. Göthe's Beiträge zur Naturwissenschaft überhaupt und zur Morphologie insbesondre, Tübingen 1817 und ff. 3. geben über diesen Gegenstand die anziehendsten Mittheilungen und sind zum größten Theile aus eigner Beobachtung geschöpft.

Morrison (Robert), ein protestantischer Missionär, der acht Jahre zu Kanton und Makao in den englischen Faktoreien daselbst gelebt hat. Die Bibelgesellschaft hatte ihn dahin gesandt, damit er das Chinesische erlernen und die heilige Schrift in diese Sprache übersetzen sollte. Er hat die Gesandtschaft des Lord Amherst nach China begleitet. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch mehrere Schriften bewiesen, namentlich durch seine Horae sinicae (London 1812), eine chinesische Grammatik (Serampore 1815) und ein chinesisch-englisches Wörterbuch, von welchem letztern der 1ste Theil seit 1815, der 2te seit 1819 zu Makao erschienen ist, und welches aus fünf oder sechs Quartbänden bestehen wird. Auch hat er gemeinschaftlich mit Milne das alte und das neue Testament in einer chinesischen Uebersetzung geliefert; der des neuen liegt eine, unter Hodgson's Leitung von einem zur katholischen Religion bekehrten Chinesen in den Jahren 1737 und 38 verfertige Uebersetzung, die sich handschriftlich im brittischen Museum findet, zum Grunde. Der Druck ist in China besorgt worden, und besteht, wie bei allen chinesischen Büchern, in Holzschnitt. Im J. 1820 errichtete Dr. Morrison zu Malakka ein Anglo-Chinese College für englische und chinesische Literatur und zur Verbreitung des Christenthums, dessen Präsident Dr. Milne ist.

Mörser, ein Wurfgeschütz, aus welchem größere Hohlkugeln, Bomben, geworfen werden, und das deshalb zunächst nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr ist gewöhnlich drei Kaliber lang, die Kammer, d. i. der Theil des Kessels, in welchen die Pulverladung kommt, ist jetzt fast überall konisch, und mehr oder weniger abgestumpft. Unmittelbar über derselben ist das Lager, wo die Bombe aufgesetzt wird; der übrige Theil des innern Raums heißt der Kessel oder Flug. Der Mörser ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem starken eichenen Blocke, oder aus zwei kurzen, starken, fest verbundnen Pfosten besteht; der Transport der Mörser erfolgt auf sogenannten Sattelwägen. Das Kaliber der Mörser wird bei den meisten Artillerien nach dem Steingewicht einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel benannt. So hat man 30, 48, 60 pfündige Mörser; bei der englischen und französischen Artillerie wird das Kaliber nach dem Durchmesser der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8, 10, 18zöllige Mörser (Ueber die Wurfweiten der Mörser bei verschiedenen Artillerien, vergl. Scharnhorst's Handbuch 1. Th. 112). — Es mag hier noch des sogenannten Erdmörsers gedacht werden, eines schräg in die Erde gegrabnen Fasses, das, mit einer angemessnen Pulverladung versehen (die durch eine Leitung entzündet wird) und darauf mit Kugeln, Steinen und dergleichen auf einem Spiegel angefüllt, diese gegen den Feind schleudert. — Das Alter der Erfindung der Mörser läßt sich nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wissen wir, daß sie schon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

Mortier (Eduard Adolf Casimir Joseph), Herzog von Treviso, Marschall und Pär von Frankreich ꝛc. Er ist 1768 zu Cambrai geboren, genoß eine sorgfältige Erziehung, betrat die militärische Lauf-

bahn 1791 als Lieutenant in einem Carabinier-Regimente, dann trat er als Hauptmann zu dem ersten Bataillon Freiwilliger des Norddepartements, focht mit bei Quiberon (30. April 1793), bei Jemappes, Nerwinden, Hondschooten und zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus. Im J. 1794 umging er die Oesterreicher bei Altenkirchen, und unterhandelte mit dem Kurfürsten die Uebergabe von Mainz. Im J. 1799 wurde er Brigade-, bald darauf Divisionsgeneral. Den 15. März 1800 erhielt er das wichtige Commando von Paris und zeigte seine Anhänglichkeit an Buonaparte nach dem verunglückten Versuch auf das Leben des ersten Consuls am 3. Nivose. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit England 1803, besetzte er ohne Widerstand das Kurfürstenthum Hannover. Nach seiner Rückkunft ward er einer von den vier Generalen der Consulargarde, und den 19. Mai 1804 Reichsmarschall. Im September übernahm er den Oberbefehl einer Division der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefechte vor Dürnstein von Kutusow geschlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preußen nahm er am 1. Nov. 1806 das Kurfürstenthum Hessen in Besitz, zog sich sodann durch Hannover an die Küsten der Ostsee, besetzte die Hansestädte, und leitete die Feindseligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Theil nahm, sodann in Spanien befehligte, mit Lannes Saragossa nahm, die Spanier bei Ocana schlug; und Soult in seinen Operationen gegen Badajoz unterstützt., 1812 befehligte er mit in Rußland, und ward von Napoleon, nach dessen Ausmarsch aus Moskau, im Kreml mit dem Befehl zurückgelassen, ihn in die Luft zu sprengen. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs 1813 ward er an die Spitze der jungen Garde gestellt, focht bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, und 1814 in den verschiednen Schlachten in Frankreich mit, bis er am 8. April seine Zustimmung zur Entsetzung Napoleons einsandte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pär von Frankreich. Er befand sich in Lille, als der König 1815 sich dorthin flüchtete, und machte diesen mit der ungünstigen Stimmung der Garnison bekannt. Der König ging nach Gent, und Mortier trat in Napoleons Dienste. Nach der zweiten Restauration verlor er die Pärswürde, wurde aber zum Befehlshaber der Militärdivision Rouen ernannt. 1816 war er in die Deputirtenkammer gewählt und 1819 auf's neue zum Pär ernannt.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechsel, der verloren gegangen ist, mortificirt, indem der jetzige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um seinen rechtmäßigen Besitz zu beweisen, außerdem aber der Wechsel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldschein, der nicht, ohne vorgängige Genehmigung des Ausstellers aus einer Hand in die andre gehen kann, wird gültiger Weise auch außergerichtlich mortificirt. — Ferner heißt Mortificiren und Mortification die Ertödtung des Fleisches, und man versteht darunter vornehmlich das Selbstquälen durch Kasteien, Geißeln, Fasten und dergl., das bei Mönchen, Einsiedlern u. s. w. Statt fand, und zum Theil noch Statt findet.

Mortuarium oder manus mortua, die todte Hand, s. **Todte Hand**.

Morus (Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, gleich ausgezeichnet durch seine Staatskenntnisse, wie durch seine Rechtschaffenheit, war im J. 1480 zu London geboren und studirte zu Oxford. Wissenschaft und Tugend waren die

einzigen Gegenstände seines Bestrebens. Er ging, wiewol ungern, an den Hof, wo er sich viel Ansehn und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaster erwarb. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedne Gesandtschaften. Besonders zeigte Morus seine glänzenden Talente in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambrai 1529. Das Amt des Großkanzlers und Siegelbewahrers war der Lohn für seine Dienste. Morus verwaltete diesen wichtigen Posten mit der strengsten Rechtschaffenheit, und benutzte sein Ansehn nicht einmal zur Beförderung seiner Kinder. Auch besaß er, als er von seinem Posten abtrat, nichts, als sein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als Morus damals die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß. Zum Beweise dieser Gunst empfing er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in seinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenschaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften. Morus war genöthigt, 1533 sein Amt niederzulegen, da er auf keine Weise zu bewegen war, den Suprematseid, den der König von allen seinen Unterthanen foderte, zu leisten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man setzte ihn in's Gefängniß; man beraubte ihm seiner Bücher, seines einzigen Trostes. Weder seine Freunde, noch seine Gattin vermochten ihn gegen seine Ueberzeugung zu der Eidesleistung zu bewegen. Sein Todesurtheil ward ausgesprochen. Am Vorabend der Vollziehung schrieb er an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin sich seine christliche Fassung auf das Deutlichste ausspricht. Denselben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Jul. 1535 das Blutgerüste bestieg. Er hinterließ folgende Werke: 1. Utopia, worin er sein Ideal einer Republik aufstellt; 2. die Geschichte Richards III. und Eduards V.; 3. eine lateinische Uebersetzung dreier Dialogen Lucian's; 4. eine sehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Rosseur; 5. einen Dialog: Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches und treues Gemälde von ihm.

Morus (Samuel Fried. Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geboren den 30. November 1736 zu Lauban in der Oberlausitz, erhielt auf der dortigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung, und bezog 1754 die Universität zu Leipzig. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem Professor der Medicin in Leipzig, Ludwig. 1760 ward er Magister, und las ein Jahr später, nachdem er seine Schrift: Ueber die Verwandtschaft der Geschichte und Beredtsamkeit mit der Dichtkunst, öffentlich vertheidigt hatte, Collegia über griechische und lateinische Schriftsteller. Indessen erwarben ihm seine vorzüglichen Kenntnisse und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung. 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürstencollegio, 1768 eine außerordentliche philosophische Professur, 1771 ward er ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache und 1780 Ephorus der kurfürstlichen Stipendiaten zu Leipzig. In allen diesen Aemtern setzte er sein eignes Studium mit unermüdlichem Eifer fort, und war so mehr als hinreichend vorbereitet, 1782, beim Tode Ernesti's, eine Lehrstelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologische Professur einrückte, Decemvir der Akademie,

Domherr des hohen Stiftes Meißen und 1787 auch Beisitzer im leipziger Consistorium wurde. Es ist schwer, die einzelnen Eigenschaften eines so geistig ausgebildeten und in seinen Verhältnissen als Mensch und Gelehrter so ausgezeichneten Mannes in der Betrachtung zu sondern. Denn eben darin bestand sein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem schönen moralischen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenschaft mit der andern in der engsten Verbindung stand, wo eine durch die andre erhöht wurde, und wo Vernunft und Ueberlegung selbst aus den zufälligsten Umständen allen Vortheil gezogen hatten, um den in aller Rücksicht vortrefflichen Mann zu vollenden, den seine Zeitgenossen in ihm verehrten. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, sondern die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßigen Studiums. Es lag in seiner geistigen Anlage das Vermögen und die Neigung, sich durch gründliches Wissen, sorgfältige Untersuchung und vorsichtige Prüfung ein Verdienst um die Wissenschaften zu erwerben, nicht aber durch Aufstellung neuer und kühner Gesichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen sich auszuzeichnen. Dieses Urtheil wird bestätigt theils durch die Wahl der Schriftsteller, die er zur Auslegung wählte, wie des Kaisers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabne, Plutarch über den Unterschied zwischen einem Freund und Schmeichler, theils durch seine Bearbeitung einiger Klassiker, und durch einige in die Philosophie und Aesthetik einschlagende Aufsätze, besonders seinen Libellus animadversionum ad Longinum 1773, bei welchem sich eine Abhandlung über den verschiedenen Begriff des Erhabenen findet, ferner seine Aufsätze in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und unter diesen die bereits angeführte Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi. Unter seinen übrigen Schriften wird besonders seine Uebersetzung des Briefs an die Hebräer, so wie seine, 1789 erschienene Epitome Theologiae Christianae geschätzt. Er starb 1792 in Folge eines Schlagflusses.

Mosaik, mosaische, musaische, musivische Arbeit, ist die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorstücken, ja selbst Hölzern von verschiedner Farbe durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt ist, daß man in einiger Entfernung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moses, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Musa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit gedacht ward, bald von *μουσειον*, Museum (eine den Musen geweihte Grotte), vielleicht weil man in solchen Grotten solche Arbeit zuerst anbrachte. Das italienische Musaico, so wie das französ. Mosaïque, sind von dem Worte Musaikon entstanden, dessen sich die byzantinischen Griechen bedienten, welche diese Kunst nach Italien brachten; nicht viel Gewisseres wissen wir von der Erfindung und Geschichte dieser Kunst im Alterthume. Wahrscheinlich entstand sie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen ihre Ausbildung und kam von diesen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im 5. Jahrh. die Künste und Wissenschaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt sich auch diese Kunst unter den byzantinischen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des 13. Jahrh. wieder nach Italien zurück, wo sie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, besonders seit Clemens VIII. zu Anfange des 17. Jahrh. die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte

die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künstler wendeten diese Kunst an, Originalgemälde berühmter Meister zu copiren, und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemälde ist einer ihrer größten Vorzüge. Auf diese Weise erhielten sich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des sterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Christophoris legte zu Anfang des 18. Jahrh. zu Rom eine Kunstschule in Mosaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche die Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten sind besonders zwei Arten der Mosaik berühmt, die römische und florentinische. Bei jener setzt man die Gemälde aus kleinen Steinen zusammen, wodurch man eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, und in den Stand gesetzt wird, größere historische Gemälde zu verfertigen; die florentinische, welche sich größerer Steine bedient, ist ungleich mühsamer, und kann nur kleine Gemälde darstellen. Mosaik in Holz, welche im 15. Jahrh. Phil. Brunelleschi und Joh. de Varrone zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener Tansia oder Tarsia, die Franzosen Marqueterie. Das mechanische Verfahren bei der Mosaik ist folgendes. Man legt einen Grund von starken Plattsteinen, und klammert diese mit Eisen zusammen. Dieser Grund wird von einer noch dickeren Einfassung eingeschlossen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen. So lange dieser weich ist, werden die Marmor- oder Glasstücke, der auf demselben vorgezeichneten Figur gemäß, eingesetzt, wobei der Künstler das zu copirende Gemälde beständig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt so fest, wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neuesten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Mosaikgemälde in zwei bis drei Platten quer durchzusägen, und auf diese Weise das Gemählde zu vervielfältigen. Sollte daher Rauch, Schmutz oder sonst etwas die Oberfläche verdorben haben, so braucht man ein solches Gemälde nur abschleifen zu lassen, um es wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten. Eine Art deutscher Mosaikmalerei hat im J. 1819 Franz Xaver Fernbach aus dem Badenschen, geb. zu Waldkirch im Breisgau, erfunden. Er hat es durch das Studium der Mineralogie, Physik und Chemie in dieser ganz neuen Gattung bis zu der täuschendsten Nachahmung der Farbe, des Gefuges, des Schillerns ꝛc. der Mineralkörper auf seinen Mosaikgemälden gebracht.

Mosaische Religion, s. Moses.

Mosaisches Recht, Mosaische Gesetzgebung, der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den Schriften Mosis (im Pentateuch) enthaltend sind. (S. d. Art. Moses.) Die Verbindlichkeit des mosaischen Rechts ist nach Erlöschung des jüdischen Staats keine vollkommne mehr. Selbst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter sind. In den christlichen Staaten sind nur einzelne Vorschriften desselben, namentlich die Ehe und die verbotnen Grade betreffend, beibehalten worden. S. Michaelis mosaisches Recht.

Mosaisk, auch Moshaisk, Kreisstadt im russischen Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moschaika in die Moskwa, zwölf Meilen von Moskau, mit 4000 Einw., ist bekannt durch die Schlacht, welche Napoleon am 7. Sept. 1812 den Russen lieferte.

Sie heißt richtiger die Schlacht an der Moskwa, unter welchem Namen sie weiter unten beschrieben wird.

Moschee (eigentlich Medsched, Mesdschijet), ein türkisches Bethaus. Im Aeußern unterscheiden sich die Moscheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. s. w. Sie sind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaschen. Die Eingänge sind von außen dergestalt mit Ketten verhangen, daß man nur gebückt hindurchkommen kann. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Korans, die an die weiße Wand geschrieben sind. Der Boden ist meistentheils mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südosten ist ein Stuhl, auf welchem der Iman sitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, ist eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abschriften des Korans liegen, zum Zeichen, daß nach dieser Gegend die Betenden ihren Blick richten sollen. Dieses heißt die Kebla. Unterschieden von den Moscheen sind die Dschami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienst, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiser (Kutba) verrichtet wird. Die schönste unter den kaiserlichen Moscheen in Konstantinopel ist die Sophienmoschee. Gewöhnlich darf Niemand, als wer sich zur Religion Mohammed's bekennt, in eine Moschee gehen. Doch leidet dies seine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoschee, einem alten Herkommen zu Folge, jedem venetianischen Gesandten, für einige Dukaten, auch wol andern Personen, geöffnet. Die kaiserlichen Moscheen sind vielfältig mit öffentlichen Schulen (Mädräs), Hospitälern (Imärets), auch wol Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. IhreEinkünfte sind auf gewisse Bezirke und Grundstücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, angewiesen.

Moscherosch (Joh. Michael), einer der vorzüglichern deutschen Schriftsteller des 17 Jahrh., war 1600 zu Wilster, einem Flecken im Badischen, wo sein Vater Prediger war, geboren, studirte zu Straßburg, wurde 1624 Magister, 1626 Hofmeister der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernst Bogislaus von Croi zu Vinstingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Kriegs, in welchem er schon sein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehen. Darauf ward er königl. schwedischer Kriegsrath, wie auch späterhin Sekretär und Fiscal zu Straßburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Casimir von Hanau zu seinem Rathe, und in der Folge zum Präsidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Consistorium zu Hanau. Er starb 1669 zu Worms. Moscherosch war seit 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu seiner Zeit ein sehr beliebter Schriftsteller unter dem angenommnen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigste, was wir von ihm haben, ist folgendes satyrische Werk: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald, das ist, Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Wilster, in welcher aller Welt Wesen, aller Menschen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegestellet und gesehen werden u. s. w. Straßburg 1650." (Eine andre Ausgabe, Leyden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verfasser nicht anerkannt.) Moscherosch hat zwar die Idee

zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel eigenthümliche Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satyre, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnicht und lobenswerth, wiewol nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetisches Blumenparadies drucken ließ.

Moschus, ein griechischer Idyllendichter, aus Syrakus gebürtig. Er war, wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit. Die von ihm noch vorhandnen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen, oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen, als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien. Seine Werke sind gewöhnlich mit denen von Bion zusammengedruckt. Eine der besten Ausgaben ist die von Heskin, 8. Oxford. 1748.

Moschus oder Bisam, eine starkriechende Substanz, welche von dem männlichen Bisamthiere gewonnen wird. Ursprünglich ist sie weich; getrocknet ist sie zerreiblich, von Farbe schmutzig. schwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geschmack ist etwas harzig und bitterlich. Der Moschus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Ostindien und Persien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus seinen asiatischen Provinzen viel Bisam; allein dieser, so wie der ostindische, ist viel schlechter als der tibetanische. Wegen seiner Kostbarkeit wird er auf verschiedne Weise verfälscht. In der Medicin bedient man sich des Moschus als eines auf die Nerven wirkenden Mittels.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheinstroms, entspringt in Frankreich am Berge Faucilles in dem Wasgaugebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar, und ergießt sich bei Koblenz, Ehrenbreitenstein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die franzöſ. Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogth. Luxemburg die preußische Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den sie überhaupt von Süden nach Norden nimt, beträgt an 50 Meilen. Ihr vornehmster Nebenfluß ist: die Meurthe, und die Saar. Von Metz bis Trier fließt die Mosel in einem weiten Thale ohne Einschränkung fort, weiter hin aber verengt sich durch die Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derselben, und sie macht nun so große Krümmungen, daß sie zu ihrem Laufe von Trier bis Koblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms ist zwischen Trier und Trarbach 430 und zwischen Trarbach und Koblenz 595 Fuß. Die Tiefe ist zwischen 15 und 7 Fuß. Die Schiffahrt ist wegen der vielen Krümmungen langsam; gefährliche Stellen sind das Müdenloch und das Sommerloch, so wie die Felsen bei Briedern und Alff. Die Moselschiffe haben gewöhnlich 80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und tragen 1400 bis 1800 Centner. Die Wasserreise auf der Mosel von Trier bis Koblenz ist äußerst anziehend, denn die Ufer zeigen die mannichfaltigsten Ansichten, und fast jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landschaft. Eine der schönsten Moselgegenden ist

die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen sich daselbst, und mehrere Waldbäche strömen hier in die Mosel. Die vornehmsten an der Mosel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe sind: Pont-à-Mousson, Metz, Thionville, Trier und Koblenz.

Moser (Joh. Jacob), einer der fruchtbarsten Publicisten Deutschlands, wurde zu Stuttgart 1701 geboren, besuchte das Gymnasium daselbst, und bezog 1717 die Universität Tübingen, wo er 1720 Licentiat, und noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor der Rechte wurde. Da er hier nicht den gehofften Beifall fand, so ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher, auf sein Ansuchen, der Charakter eines herzogl. würtembergischen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, sein vorzüglicher Gönner. Da derselbe jedoch nichts für ihn wirken konnte, so kehrte er zwar in sein Vaterland zurück, verließ dasselbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiserlichen Hofes ansah, und ging auf's neue nach Wien. Eine nochmalige Reise nach Würtemberg überzeugte ihn, daß daselbst für ihn nichts zu hoffen sei; er wendete sich daher 1725 ganz nach Wien, und legte seine würtenbergischen Dienste nieder. Weil aber das würtembergische Ministerium von seinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land besorgte, so ward er schon 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Professor der Rechte bei dem fürstlichen Collegium in Tübingen bestellt. Der Fleiß, welchen er hier auf seine Vorlesungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner Collegen zu, welche ihn endlich sogar bewogen, seine Stelle niederzulegen. Unterdessen ward er schon 1733 von dem neuen Herzog, Carl Alexander, wieder in seine vorige Regierungsrathsstelle eingesetzt, welche er 1736 mit der eines preußischen Geheimeraths, Directors der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauschte. Verschiedne Verdrießlichkeiten, besonders über eine staatsrechtliche Dissertation, bewogen ihn, diese Aemter 1739 niederzulegen. Er lebte nun 8 Jahre zu Ebersdorf, im reußischen Voigtlande, sehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutischen Sekte an diesem Orte, welche ihn und seine Familie vom Abendmahl ausschlossen, auch von hier vertrieb, und ihn bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Hessen-Homburg ihm angebotne Stelle als Geheimerath und Chef der Kanzlei anzunehmen; allein wegen des Widerstandes, den er hier in der Ausführung seiner Cameral- und andern Grundsätze erfuhr, gab er auch diesen Platz bald wieder auf, und lebte seit 1749 zu Hanau wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte, welche ihm seine Tage sehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landschaftsconsulent in sein Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwischen dem Herzog und den Landständen allerhand Irrungen und Streitigkeiten entstanden und Moser, der die Sache der Landstände vertheidigte, für den Verfasser der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, so ließ ihn der Herzog 1759 durch einen geheimen Kabinetssekretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm selbst den Festungsarrest an. Noch am selbigen Tage ward er unter scharfer Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in sehr enger Haft gehalten, in welcher ihm, außer der Bibel, einem Predigt- und Gesangbuch, weder Bücher, noch Feder, Dinte und Papier zugestanden wurden. Seine Erzählung, wie er sich in dieser über fünf Jahre

dauernden Lage die Zeit zu vertreiben suchte, ist sehr anziehend. Ohne ein einziges Mal während seiner Gefangenschaft verhört worden zu sein, mußte er 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelassen werden. Er begab sich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für schuldlos erkannt, sondern auch als Landschaftsconsulent wieder eingesetzt zu werden, wiewol er als solcher nachher wenig, und seit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geschäften nahm, sondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Pension von 1500 Gulden den Rest seiner Tage größtentheils unter schriftstellerischen Arbeiten, verlebte. 1785, in seinem 84sten Jahre beschloß er sein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geschäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen sichern praktischen Blick, der gegen die schwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abstach. Durch diesen, so wie durch seinen Sammlerfleiß, seine Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er seinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geschichte des deutschen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfsinn und eigentliche juristische und historische Gelehrsamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verschiedenartigsten Geschäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen seines Lebens so unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller seiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland, Tübingen 1754, 8.; deutsches Staatsrecht, 50 Theile nebst 2 Bänden Supplemente und einem Band Register, Nürnberg 1737 ff. 4; ein ausführliches und vollständiges Werk vom ganzen deutschen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutsches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. s. w., und mehrere Schriften des positiven europ. Völkerrechts, welches er zuerst in ein System brachte. Seine eigne Lebensbeschreibung (3. Aufl.) erschien in 4 Theilen, Frankfurt und Leipzig 1777—83. 8.

Möser (Justus), geschicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, war geb. 1720 zu Osnabrück, und starb daselbst 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Justus in der französischen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutschen Sinn zu verschrauben. Der talentvolle Knabe faßte schnell und verwandelte das Erlernte bald in sein Eigenthum. Schon im 12. Jahre errichtete er mit seinen Gespielen eine gelehrte Gesellschaft, in der er sich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. 1740—1742 studirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft; aber das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das offne Buch des menschlichen Lebens. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der englischen, französischen und italienischen Klassiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme und Freundschaft der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Sekretär und zum Syndikus der Ritterschaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs. Er ersparte durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten

Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten mehrere hunderttausend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeschäft für das von England besoldete verbündete Heer. Dieser Aufenthalt gab seinem Geiste einen seltnen Reichthum praktischer Erfahrung. Ueberall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht bloß, sondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und sein edles Herz erhielt ihn stets auf der Höhe des Weltbürgers und Menschenfreundes. Als Schriftsteller brachte er aus dem Lande der Freiheit jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die seinen Schriften klassischen Werth gibt. Möser war 20 Jahre hindurch, so lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als protestantischer Bischof 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erste Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derselbe. Nur Möser's ausgezeichnetes Talent, seine gründliche Geschäftskenntniß und sein Fleiß, verbunden mit unerschütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen und verständig, welterfahren und unterrichtet, verschmähte er den Schleichweg, entdeckte schnell den Irrthum, und beförderte fest und großherzig alles Gemeinnützige. Von 1762 an war er 6 Jahre lang Justitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er diese Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an seinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines geheimen Justizraths an. So groß sein Ruf in seinem Wirkungskreise war, so liebenswerth erschien er in dem engern Kreise des Hauses und der Gesellschaft. Für geistigen Genuß stets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande, wie er selbst mit Rührung bekannte, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode seiner trefflichen Gattin, 1787 und seines hoffnungsvollen Sohns, weihte sich mit der liebevollsten Treue seine Tochter, vermählte von Voigt. Im Jahre 1792 feierte die osnabrückische Ritterschaft sein funfzigjähriges Dienstjubiläum, mit ehrenvoller Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste. Möser war ein großer, stark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte schon durch sein Aeußeres Achtung ein. Sein Gang war fest und sicher; sein Wesen ernst und freundlich; sein Gesicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Möser lachte selten, aber fast immer schwebte auf seiner Stirn und um seinen Mund ein heitres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur gesunde Luft und geistig heitres Gespräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe besiegen; denn er meinte, die Natur kämpfe selbst das Uebel nieder, daher dürfe er sie nicht stören. Erst in seiner letzten Krankheit, im 74. Jahre erkannte er seinen Irrthum; er fühlte die Nähe seines Todes, und sagte, wiewol mit Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ seiner Tochter danken, sagte: er sei nun müde und wolle schlafen, und entschlief. Ohne Schriftstellerruhm zu suchen, fand er ihn durch seine gründlichen, geistreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Brust und mit unerreichbarer Laune schrieb er über Feh-

ler und Verbesserung der Sitten, über öffentliche Anstalten, über Geschichte, Staats- und bürgerliches Recht; und sowol der innere Gehalt seiner Schriften, als seine eigenthümliche Schreibart sichern ihm unter den deutschen Prosaisten eine der ersten Stellen. Seine osnabrückische Geschichte, 2 Thle bis zum J. 1192 (3. Aufl. Berlin 1820, unveränderter Abdruck der 2. von 1780), ist voll von scharfsinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutsche Geschichte manchen Aufschluß geben. Vortrefflich ist, was Möser in der Vorrede über die Idee einer Geschichte von Deutschland sagt. Als Nationalwerk verdienen seine patriotischen Phantasien, herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde 8., 3. Aufl. Berlin 1804, mit Möser's Bildniß), stets gelesen und beherzigt zu werden. Sie entstanden aus den Intelligenzblättern, welche Möser für Osnabrück von 1766—1782 schrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weise bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von seiner Gelehrsamkeit, seinem Geschäftskreise und von seiner Lektüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft gesagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernst aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menschliche sich aussprach. Alle, die für die Nation schreiben, sollten Mösern studiren. Seine vermischten Schriften, 2 Thle, nebst Möser's Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berlin 1997 folg., enthalten Aufsätze voll Laune und Menschenkenntniß, z. B. der auch in's Englische übersetzte Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen, über die deutsche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Die Vertheidigung der Leibeigenschaft steht mit Möser's Geist und Herzen nicht ganz im Widerspruch, denn Möser hat das Eigenthümliche, daß er alles nach den Erfahrungen, die er von sich hatte und nicht nach fremden betrachtet, und zufällig war auf der ganzen deutschen Erde nirgends die Leibeigenschaft milder, als gerade in Osnabrück. Zu bedauern ist, daß seine gelehrte Tochter niemand fand, der aus seinen gesammelten Materialien und andern, woran Osnabrück so reich ist, den Schluß der Geschichte Osnabrücks von 1192 bis 1806 lieferte. Das wäre für die vaterländische Geschichte interessanter gewesen, als die Phantasien die das wahre Volksleben des Vaterlandes nicht so darstellten, als jene fehlende Geschichte dazu im Stande gewesen wäre, wenn sie im Geiste der ersten Bände fortgesetzt würde. Man vergl. Möser's Leben in Schlichtegroll's Nekrolog 1794 II. K.

Moses wurde um 1600 vor Christus unter dem damals hart bedrückten hebräischen Volke in Aegypten geboren. Schon drei Monate nach seiner Geburt mußten seine Aeltern, der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi, zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling aussetzen, der aber wunderbar gerettet wurde. Die lustwandelnde Tochter des ägyptischen Königs (Thermutis nennt sie die Sage beim Josephus) findet im wohlverwahrten Rohrkästchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt sich sein und gibt es, da seine nahestehende Schwester Mirjam die Mutter herbeiruft, dieser zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle seines unglücklichen Volks eingeflößt, und erst als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Wasser Geretteten (Mo-üdsche im Aegyptischen, daher das hebräische Moscheh), nannte und an Kindesstatt annahm. Dadurch wurde er dem Priesterstande, zu dem die königliche Familie gehörte, einge-

weiht und konnte nun als Priesterlehrling zu allen Künsten und Wissenschaften, die dieser erste Stand des Reichs in streng verhüllten Mysterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchste, was jene Zeit an Bildung und Einsicht besaß; und daß Moses sich ihrer bemächtigte und noch tiefer als seine Lehrer in die Geheimnisse ihrer Religion, Naturkunde, Gesetzgebung und Regierungskunst eindrang, leuchtet aus seinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge in Aethiopien, bei dem er in seinem vierzigsten Lebensjahre, als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der besiegten Prinzessin Tharbis erobert und diese zum Weibe genommen haben soll, spricht nur die jüdische Sage bei Josephus, wahrscheinlich aber machen die großen taktischen Kenntnisse, die seine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer voraussetzen, daß er im ägyptischen Heere diente und sich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes sein Volk nicht vergessen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägytischer Vogt sich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich lich um. Aber diese That wurde bekannt, und er entging den Nachstellungen des Königs nur (die Apostelgeschichte sagt im vierzigsten Lebensjahre) durch eine schnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitischen Hirtenfürsten und Priester, Aufnahme, und erhielt dessen Tochter Zipora, die er beim ersten Zusammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Pflegesohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers und die Geschichte sagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorschweben mußte ihm das Elend seines Volks, und nicht umsonst konnte er, auf dem ungewöhnlichsten Wege in das Heiligthum der ägyptischen Weisheit geführt und mit den seltensten Kräften und Kenntnissen ausgestattet worden sein. Sie beschäftigten seinen Geist in der Einsamkeit, sie deuteten ihm die Natur, die ihn, an Räthseln und Wundern reich, mit Schrecken und Pracht in den Wüsten und Gebürgen Midians umgab, und erhoben sein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als seine Väter. Doch lange bildete sich bei diesem stillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in seiner Brust, ehe er hervorbrach und die Gestalt eines tief durchdachten Plans annahm. Moses hatte schon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geschah. Am Horeb weidend, sieht er einst einen Dornbusch im Feuer und forschend, warum der Busch nicht verbrenne, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der sich ihm als den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs ankündigt und ihm besiehlt, sein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem sich Gott ihm offenbart, war ihm schon aus den ägyptischen Mysterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieser Name in sich schließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Besorgnisse der Vorsicht und Bescheidenheit, entschließt er sich diesem Rufe zu folgen: Pharao ist hart und ungläubig, er selbst geächtet, sein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen soll, zu fassen; man wird den Worten seines unberedten Mundes, den eine schwere Zunge im Sprechen hindert, ohne sinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt ihm Gott die Macht, seine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und stellt ihm seinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüstet kehrt Moses im Glauben, daß es

ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht ein Greis von achtzig Jahren, an's Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgesehen, stellen sich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron sein Mund, und das Volk Israel muß in seinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtschaft entmuthet und ausgeartet, schwankt es zwischen Glauben und Zweifel. Umsonst bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberstab in seiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunst der ägyptischen Weisen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höhrer Kräfte erkennen muß; erst die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinsterben aller Erstgeburt, bewegt Pharao's verstocktes Herz, die Hebräer ziehen zu lassen. Moses stellt sich an ihre Spitze, und führt sie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabischen Meerbusen, in dem der treulos nachsetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch diese Rettung von dem furchtbarsten Feinde ist nur der Anfang seines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Masse eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüste erregte lautes Murren, das Zusammenstoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eifersucht neidischer Aeltesten innere Empörungen wider den Führer; sein Leben kommt nicht selten in Gefahr, und die Macht, die sein Beruf erfodert, kann er oft nur durch Zwang und schreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Ersinnsamkeit verfolgt er trotz alles Widerstrebens seinen Plan, die störrische Menge zum gesitteten, frommen und selbstständigen Volke zu machen. Er schafft den Hungrigen Brod vom Himmel *) und öffnet den Durstigen neue Quellen aus den Felsen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglichen Künsten, sondern als einer Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf sein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moses nicht angesehen sein, bei allen seinen Anordnungen beruft er sich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernst väterlich an sich ziehen und bilden will. Religion ist der Geist des Gesetzes, das Moses im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk sich lagern, er selbst aber besteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner, unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Gesetzen Israel leben soll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, sind diese Gesetze mehr eine Herstellung der einfachen Wahrheiten, durch die sich die Urwelt zum Höchsten erhob, als eine neue Religion. Moses hat das Verdienst, sie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin sie unter den Händen abgöttischer Völker fast untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfnissen der aus einer Familie zum großen unbändigen Volke angewachsenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt seiner Gesetzgebung ist die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen ander Gott neben sich, noch ein sinnliches Bild seines Wesens dulde, selbst König seines Volks sein, und es durch Priester

*) Man oder Manna, ein vegetabilischer Saft, den die Israeliten von Cameelstaude (arabisch Charti Schuter) in der arabischen Wüste sammelten und zur Speise bereiteten. Er sieht wie Koriandersaamen aus, schmeckt süß wie Honig, und heißt jetzt bei den Persern Terengabina.

regieren wolle. Daher haben die Gesetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfassung und Rechtspflege, die Sitten- und Gesundheitspolizei der Hebräer bestimmte, insgesammt göttliches Ansehn und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundfoderungen der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen ausgehend, sind sie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politische Lage des ihm zum Wohnorte bestimmten Landes, und auf den Plan der Vorsehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einst über das ganze Menschengeschlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermischung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein scharf abgeschloßner Gottesstaat soll er abgesondert von allen Nachbarvölkern, selbstständig, wie Gott und Herr, frei und allein stehen. Sie nöthigen es durch fest bestimmte, bis in die geringsten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung und der geselligen und häuslichen Verhältnisse eingehende Vorschriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speisen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergessen ist, zur Gewöhnung an die seinem Charakter und seiner religiösen Bestimmung angemessne Bildung. Sie legen ihm durch ein streng geregeltes Ritual, das, aus tausend an sich kleinlichen und in die Sinne fallenden Gebräuchen zusammengesetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darstellt und bedeutsam von Handlung zu Handlung fortschreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geschäftigkeit im Dienste seines himmlischen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moses angehört, überträgt er die Verwaltung dieses Dienstes und die Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze, und nicht seinen Söhnen, die er mit weiser Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, sondern dem Geschlechte seines Bruders Aaron, das mit der obersten Staatsgewalt bekleidete Hohepriesterthum (vergl. den Artikel Hoherpriester). Diesem von allem Grundeigenthume ausgeschloßnen Stamme macht er die übrigen zwölf Stämme zehntpflichtig, untergibt sie eignen Stammältesten und Richtern und sichert die Festigkeit ihres politischen Verbandes durch gemeinsam zu feiernde Feste und durch ausschließliche Einheit des Gottesdienstes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geschmückte, und im Innersten nur dem Hohenpriester zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und, vermöge der ihm zufließenden Steuern, der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wird. Dies sind die Hauptpunkte der Gesetzgebung Mosis, die, wenn auch Züge ägyptischer Bildung daraus hervorblicken, doch das Bestreben, die Hebräer von den ägyptischen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen, und zur politischen und religiösen Selbstständigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umstände ihrer Entstehung an Eigenthümlichkeit und Hoheit der Grundsätze, an Folgerichtigkeit, Nachdruck und Dauer und, was am meisten für ihren göttlichen Ursprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die gepriesenen Gesetzgebungen Solon's und Lykurg's weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht sogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan, sah Moses sich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüste zurückzuführen und vierzig Jahre eines mühseligen Umherziehens in der Wüste mußten vergehen, die harten Strafen die sein Gesetz dem

Uebertreter droht, mußten mit eiserner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten absterben, ehe das Gesetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachsenen Geschlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde, Moses, der mit Sorgen, Beschwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte selbst um eines einzigen Zweifels willen, den er sich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen lassen, die vollkommne Ausführung seiner Idee nicht ein Mal erleben. Nachdem er den Feldherrn Josua zu seinem Nachfolger bestimmt und von dem Volke feierlich Abschied genommen hatte, besteigt er einen Berg in Peräa jenseit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er selbst nicht betreten sollte, überschaut und sein mühevolles Leben im 120. Jahre beschließt. Der abergläubischen Verehrung seiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte seines Grabes. Das herrlichste Denkmal seines Geistes und seiner Verdienste enthalten die Bücher, die unter seinem Namen an der Spitze des alten Testaments stehen. Weil darin sein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer spätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er schrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demselben Schriften von so großem Umfange, wie die Mosaischen Schriften sind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfassung und Anordnung in die fünf Bücher (daher der Name Pentateuchos, mit dem sie im Griechischen bezeichnet werden), einem spätern Schriftsteller aus dem davidischen oder salomonischen Zeitalter zuschreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß Moses die Nachrichten von der Geschichte der Urwelt, die das erste Buch (Genesis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beschreibung der Zuges der Israeliten durch die arabische Wüste im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und solche Gesetze, die er der unsichern Sage nicht überlassen konnte, in diesen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) selbst aufgeschrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor seinem Tode segnet und entläßt. Die Sammlung dieser Bruchstücke, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandnen Ueberlieferungen mag freilich das Werk einer spätern Zeit sein, die sich nicht genauer, als oben geschehen ist, angeben läßt. (Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes Th. 1. Abth. 1. §. 32. fg. Astruc Conjectures sur les Mémoiries originaux, dont il parait, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 1753. Ilgen's Urkunde des jerusalemischen Tempelarchivs, Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alten Testaments. Jena 1804, Vater's Commentar über den Pentateuch, Halle 1805. Eichhorn's, Augusti's, Berthold's Einleitungen in das Alte Testament). Aber vergeblich hat die Kritik der Neuesten sich bemüht, diese Bücher in den Nebel der mythischen Dichtung zu stellen. Dem Unbefangnen haben sie die Geltung einer historischen Wirklichkeit, und er überzeugt sich bald, daß nur Moses, und auch dieser nur, um das Geschehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darstellungsweise, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Aechtheit an sich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtausenden nach einem Mährchen ihre Verfassungen ordnen und die zehn Grundgebote

aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengesetze von einem Andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Gesandten Gottes, den in der Geschichte der Menschheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. E.

Moses Mendelssohn, ein berühmter jüdischer Philosoph, war den 12. Sept. 1729 zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel, daselbst Schulmeister und Zehngebotschreiber (Sopher), gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit selbst; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächst dem war das alte Testament die Quelle seines Unterrichts und seiner Bildung. Besonders zogen ihn die poetischen Bücher desselben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den ersten Grund zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er studirte dieses Buch mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachlässige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrat und eine stets schwächliche Gesundheit behielt. Da sein Vater ihn nicht ernähren konnte, so mußte er 1742 nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenossen verschiedne Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Das Schicksal führte ihn hier mit Israel Moses, einem tiefsinnigen Denker und großen Mathematiker, zusammen, der, wegen seiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieser Mann disputirte oft mit Mendelssohn nach Maimonides Grundsätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräischen Uebersetzung in die Hände, und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verstand des Jünglings schärfte und ausbildete. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateinischen und gab ihm selbst einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neuesten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verschiedne talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte Mendelssohn der Weisheit und Wissenschaft ohne andre Aufmunterung, als die er aus sich selbst schöpfte, selbst ohne gewissen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabricant seiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, und nach und nach zum Aufseher, Factor, und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. 1754 ward er Lessing bekannt, welches auf seine Bildung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Lessing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerksam. Auch wurde nun die Philosophie seine Hauptbeschäftigung. Die Briefe über die Empfindungen waren die erste Frucht der Uebung des hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in Verbindung. Die abbtische Correspondenz ist ein herrliches Denkmal und von der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. An der Bibliothek der schönen Wissenschaften, so wie an den Briefen, die neueste Literatur betreffend, nahm Mendelssohn thätigen Antheil, und lieferte auch für die ersten Bände der Allgemeinen deutschen Bibliothek einige sehr vorzügliche Recensionen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philosophischer Schriftsteller mit Werken auf, die seinen Ruhm nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphilosoph zu

sein, gehörte er doch zu den ausgezeichnetsten Denkern seiner Zeit, und war eben so sehr durch Scharfsinn und Thätigkeit, als durch seine Bescheidenheit und Rechtschaffenheit verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorstellungen des feurigen Lavater, der ihn dem Christenthum gewinnen wollte, wußte Mendelssohn mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehn, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In seinem Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum, legte er nachher 1783, der Welt die trefflichsten Ideen vor, die zum Theil deswegen so schief verstanden wurden, weil sie Vorurtheile, die seit Jahrhunderten befestigt waren, geradezu angriffen. Er hatte seinem ältesten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenstunden aus einander gesetzt. Die Erzeugnisse seiner Untersuchungen machte er daher in einem Werke unter dem Titel: Morgenstunden, bekannt, von dem, seines dazwischen eintretenden Todes wegen, nur der erste Band 1785 erschien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelssohn glaubte seinen todten Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen sein, vertheidigen zu müssen. Ohne seiner erschöpften Kräfte zu achten, eilte er, den ersten Eindruck der jacobischen Beschuldigung durch die Schrift: Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's, zu vertilgen. Er befand sich in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben, 1786, ein Ende zu machen. Deutschland hat diesem großen Lehrer seiner Nation, dessen Vorbild Sokrates war, um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialog machte er unter den Deutschen den ersten gelungnen Versuch, indem er denselben dem Plato und Xenophon nachbildete. Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: seine philosophischen Schriften, Berlin 1761 und 1771, 2 Bände; und sein Meisterwerk: Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, welches, seit 1767 mehrere Auflagen erhielt und fast in alle neuern Sprachen übersetzt wurde, und seine Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen u. s. w.

Mosheim (Johann Lorenz), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steiermärkischen Geschlechte entsprossen und 1694 zu Lübeck geboren. Er studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät. Der Ruf seines Vortrags als akademischer Lehrer, Prediger und Schriftsteller verschaffte ihm mehrere ehrenvolle Dienstanträge, die er aber aus verschiednen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Stellen zuletzt noch das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Universität (die vor und nach ihm Niemand bekleidet) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über die meisten Theile der Theologie bis an seinen Tod, 1755, fortfuhr. Große Verdienste

um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich. Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte. Er gab ihr neben der Zuverlässigkeit eine pragmatische Gestalt, und verbesserte Arnold's nicht allzuglücklich gerathnen Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer, und wußte die künstlichsten Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmstädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4. Aufl. 5 Theile. Helmstädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus praktischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und sein geschickter Fortsetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedtsamkeit machte Mosheim, theils durch seine Anweisung, erbaulich zu predigen, 2. Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften Religionsvorträge (Heilige Reden, Hamb. 1732 und ff. 3 Bde.) solche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedtsamkeit genannt hat, so wie er überhaupt um die didaktische Prosa der Deutschen große Verdienste hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Gemeinverständlichkeit, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur ist der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lateinische Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch sein moralischer Charakter war alles Lobes werth.

Moskau (Moskwa), an der Moskwa und Neglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45′ Br.), die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs; noch jetzt die Könungsstadt, einst auch die Residenz der Zaare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, ward vom Großfürsten Jurge I. seit 1147 gegründet, und vom Großfürsten Daniel um 1300 erweitert. In den J. 1383 und 1571 ward sie von den Tataren gänzlich zerstört, aber jedes Mal bald wieder aufgebaut. Ein drittes Mal, im J. 1611, ward sie von den Polen verbrannt. Auch die Pest richtete daselbst oft große Verwüstungen an, das letzte Mal 1771. Unter Catharina II. ward sie sehr erweitert und verschönert. Sie enthielt im J. 1812 in einem Umfange von 6 deutschen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Festung (s. d. Art.); 2. Kitaigorod; 3. Bielgorod, mit den Gebäuden der 1755 von der Kaiserin Elisabeth gestifteten Universität und 4. Semlänoigorod. Die gesammte Stadt zählte nebst ihren 30 Sloboden oder Vorstädten über 10,000 Häuser, darunter 288 Kirchen, ohne die zahllosen Buden, und über 250,000 Einwohner. In ihr befinden sich verschiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, so wie die wichtigsten Fabriken und Manufakturen des Reichs; auch war und ist sie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies Alles, so wie die Palläste und der Luxus des hohen russischen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und sich besonders den Winter in Moskau aufhält

machten sie zu einer der reichsten und prächtigsten Städte der Welt. Auch haben sich daselbst die Nationalsitten und der Volkscharakter am längsten unvermischt erhalten. Die neueste Zeit gab dieser Stadt eine universalhistorische Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für das unterjochte Festland von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russischen Reichs vorgedrungen und an der Moskwa bei Borodino (s. d. Art. Moskwa), vergebens aufgehalten worden war, da beschloß Kutusow, ungeachtet des Widerspruchs mehrerer Mitglieder des versammelten Kriegsrathes die Hauptstadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Zeughauses und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit seinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. An Verwundeten wurden gegen 17,000 auf 4000 Wagen fortgeschafft, so daß nur 2000 schwer Verwundete und Kranke in den Hospitälern zu Moskau zurückblieben. Das Heer zog sich nach Kaluga, um im Besitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchschneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Rostopschin, traf Anstalten, um dem Feinde die Möglichkeit, sich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerst ließ sein prächtiges Landhaus bei Moskau anzünden, was einzelne Bewohner Moskau's, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen lassen wollten, aus eignem Antriebe ebenfalls gethan haben. Denn der Russe zerstört lieber selbst sein Eigenthum, als daß er es dem Feinde Preis gäbe, und mehrere Bürger äußerten laut den Wunsch, es sei besser Moskau zu verbrennen, als es zu verlassen. Indeß bewirkte Graf Rostopschin bloß, daß alle Civil- und Militärbehörden Moskau verließen; darunter befanden sich auch die Aufseher der Feuerlöschanstalten, die nebst 2100 Spritzenleuten und 96 Feuerspritzen, am Tage vor dem Einrücken des Feindes, aus Moskau abzogen. Die Gefängnisse wurden nicht geöffnet, sondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedeckung, zwei Tage vor der Ankunft des Feindes, nach Nischnei-Nowgorod abgeführt. Doch bestand die Hälfte der in Moskau zurückgebliebnen Einwohner (12 — 15,000) aus Gesindel, von dem mehrere die allgemeine Unordnung und einzelne Brände benutzt haben können, um hier und dort Feuer anzulegen, damit sie besser plündern konnten. Der Brand von Moskau, welcher in drei Tagen sechs Achtel aller Häuser verzehrte, war also etwas Zufälliges, kein vorherberechneter Plan, und eben so wenig das Werk Rostopschin's, als das Werk der Franzosen. Napoleons Armeeberichte nannten zwar als den Urheber desselben den Grafen Rostopschin. Er habe, führten sie an, einem gewissen Schmidt die Verfertigung eines mit Brennstoff angefüllten Luftballons, der die Stadt anzünden sollte, aufgetragen; auch habe man Sprengbüchsen in den Oefen des rostopschin'schen Pallastes zu Moskau gefunden, und an 300 Uebelthäter, welche an 500 Orten Feuer angelegt hätten, ergriffen, und auf ihr Geständniß, daß sie dazu Befehl gehabt, erschossen; allein Graf Rostopschin widerlegt in einer kürzlich von ihm herausgegebnen Schrift: La vérité sur l'incendie de Moscou, par le Comte Rostopchine (Paris 1823. 47. S. 8.), diese französ. Armeeberichte auf das Bestimmteste, und lehnt den Ruhm jener vermeintlichen Großthat ganz von sich ab. Es sei Zufall, sagt er, wenn man einige Flintenpatronen in seinem Palaste gefunden habe. Allerdings seien Brandstifter von

den Franzosen ertappt worden, die Raketen und Brånder bei sich gehabt håtten; allein diese kônten sie nur aus den Vorråthen der Feuerwerker in Moskau an sich genommen haben. Nach dem gedruckten Verhôre seien zwar von den Franzosen 30 genannte Personen verhaftet und dreizehn davon, als überführt, auf Rostopschin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erschossen worden; allein drei von den Freigelassnen, die man späterhin darüber mehrmals befragt habe, håtten ausgesagt, daß kein ordentliches Verhôr Statt gefunden habe. Ueberhaupt sei das Verbrennen Moskau's kein Mittel zu dem beabsichtigten Zwecke gewesen; die Franzosen håtten in den stehen gebliebnen zwei Achteln der Stadt Raum genug gehabt, um sich einzuquartieren. An Lebensmitteln aber sei wenig vorhanden gewesen; denn die Zufuhr nach Moskau habe seit dem Vordringen der Franzosen über den Dnepr aufgehôrt, alles Mehl, das sich noch in den Speichern der Regierung vorgefunden, sei grôßtentheils zu Brot und Zwieback für das russische Heer verbacken, und während der 13 Tage vor dem Einrücken des Feindes in die Stadt, seien tåglich 600 Wamit Zwieback, Mehl und Hafer, zum Heere abgeschickt worden. Das erste Feuer sei durch Zufall entstanden; doch wisse man, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in Moskau eine ganze Straße einnehmen, als sie gesehen, daß die franzôsischen Offiziere gleich nach ihrer Ankunft diese Wagen für sich in Beschlag genommen, einmüthig, um dem Feinde diese Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand gesteckt håtten. Auch nennt Rostopschin mehrere Kaufleute, die dasselbe mit ihren Håusern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erschossen worden sind. Endlich mögen einzelne Franzosen, aus Nachlåssigkeit oder absichtlich, um plündern zu kônnen, Feuer angelegt haben. So geriethen schon in der ersten Nacht die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand; hierauf gab es Feuer in mehrern Gegenden der Stadt; aber erst am fünften Tage nach dem Einrücken der Franzosen, verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten, so daß binnen drei Tagen 7932 Håuser in Asche lagen. Da Napoleon erlaubt hatte, die bereits brennenden Håuser zu plündern, so war der Eifer der Soldaten beim Lôschen nicht sehr groß. Die Russen behaupteten daher, der Brand von Moskau sei ganz das Werk der Franzosen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbst Kutusow erklårte gegen Lauriston, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt wurden. Das Uebrige håtten die Franzosen gethan *). Ueber den Einzug der Franzosen in Moskau führen

*) Daß Rostopschin's Bericht über den Brand von Moskau schon die innere Wahrscheinlichkeit für sich habe, ergibt sich auch aus folgenden Bemerkungen. Vor der Schlacht bei Borodino war das Schicksal von Moskau zu ungewiß, als daß man sich zu dieser unerhôrten Maßregel, welche nur die wildeste Verzweiflung eingeben konnte, håtte bewogen finden kônnen. Unmittelbar nach der Schlacht, ward zwischen dem Militårgouverneur von Moskau, Grafen Rostopschin, und dem Feldmarschall Kutusow über die Môglichkeit berathschlagt, Moskau durch Aufstellung der russischen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigsen aufs genaueste recognoseirt waren und die russischen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem grôßten Theil der Einwohner bereits verlassene Stadt auch von dem gesammten Regierungspersonal geråumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Personen erklårt sich natürlich aus dem des Personals der gesammten Polizei, wozu sie gehôrten. Håtten die Russen nach der Verzichtleistung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht sie zu verbrennen, so håtte dies am leichte-

wir noch Folgendes an. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüssel von Moskau überbringen sollten. Endlich erschien eine Art von Deputation, die aus etwa zwölf schlecht gekleideten Leuten aus dem Volke bestand, daher Napoleon

sten, am sichersten und am nachtheiligsten für den Feind durch die russische Armee ausgeführt werden können. Diese zog mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Stadt. Napoleon war so weit entfernt sie zu verfolgen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo sie stand. Eine so weit ausgedehnte Feuersbrunst auf den Fall der wirklichen Besetzung Moskau's durch die Franzosen, vorzubereiten und während ihrer Abwesenheit auszuführen, ohne daß sie Kunde davon erhalten oder solche verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anstalten und vor allen Dingen eine große Anzahl schlauer und abgerichteter Wagehälse, welches Alles beim Drange der Zeitumstände schwerlich zu vereinigen war.

Nicht minder grundlos ist der Schluß, daß der Brand von Moskau durch Napoleon und seine Feldherren absichtlich angestiftet oder befördert sei, indem sie die nöthigen Mittel denselben zu hemmen, unangewendet ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieses Ereignisses einsehen; auch that er Alles, was ohne Feuerspritzen und Wasser, welches ein großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel an Einwohnern mit einer plündernd umherstreifenden, berauschten Armee geschehen konnte. Erst kurz vor seinem Abzuge gab er aus leicht erklärbarem Ingrimm bestimmten Befehl, die Verwüstung der ihm so verderblich gewordnen Stadt zu vollenden.

Nach einstimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau, so wie (nach Livius V. 41.) einst im alten Rom, als es durch die Gallier der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Ursache des Ausbruchs der Feuersbrunst in mehrern zufällig zusammentreffenden Umständen. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, so zerstreuten sich seine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden solche verschlossen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelassen hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon sie, um die eingetretne Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bayonette steckten und mit diesen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheinen umherliefen. Niemand, der diese Thatsache mit ansah, wunderte sich, daß in mehreren dieser Läden Feuer ausbrach, welches sich, da die Plünderer nicht an's Löschen dachten (und in dieser Verwirrung noch weniger die Moscowiten), schnell verbreitete, so daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogne kaiserliche Burg zu räumen. Selbst sein Gefolge schrieb damals den Brand der Unvorsichtigkeit der französischen Soldaten zu. Diese, welche die großen Häuser von den Bewohnern verlassen fanden, mußten selbst Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuser, die russischen Feuerheerde und Kachelöfen, so wie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweise zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten sie, größtentheils berauscht, beim Scheine brennender Holzspäne, ihre Pferde; sehr begreiflich war es daher, wenn ihnen, ohne daß sie selbst die Ursache begreifen oder anerkennen wollten, die Häuser über dem Kopf in Brand geriethen. Hierzu kommt noch folgender allgemeine Grund gegen die Wahrscheinlichkeit einer absichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der russischen Regierung. Diese schreckliche Maßregel war eben so unsicher als unnöthig zur Vernichtung des französischen Heers. Mit dem Centrum desselben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offnen Augen in sein Verderben und bereitete den Moment seiner nachherigen Entschließung vor, so daß er, wäre auch Moskau unversehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieser Stellung offenbar verloren war. Es konnte sogar die Verbrennung von Moskau eine für die Russen sehr nachtheilige und die französische Armee rettende Folge haben. Nichts ward dieser so verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskau's Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge gewesen sein, wenn er, was jeder andre Heerführer gethan haben würde,

gar nicht auf sie achtete. Ein junger Russe, der den Einfall gehabt hatte, einen Aufruf im Namen Napoleons zu verfassen, ward vom Volke ermordet. Unterdessen rückte schon am 14. Sept. die Vorhut des französischen Heers in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da stürzte plötzlich ein russischer Bauer hervor, und erschlug einen reich gekleideten polnischen Offizier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Mürat ließ Kanonen auffahren, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erst am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit seinen Garden in die verlassne Stadt, und begab sich in den Kreml. Aber schon stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Vergeblich suchte man zu löschen und die Ordnung wieder herzustellen. Bald stand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Lustschlosse Petrowskoi, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wo ihr nicht retten könnt, da plündert! Nun folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oktober mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandstätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Also ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. Oct., und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der Roheit und Raubsucht. Am letzten Tage sollte auch der Kreml in die Luft gesprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 3000 steinernen Häusern waren 525, und von 6900 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Der gesammte Verlust an Brand- und Kriegsschäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Mill. Rubel geschätzt. Die Regierung ernannte eine Entschädigungs-Commission; allein mehrere Eigenthümer, die das Meiste verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug u. a. der Verlust der beiden Grafen Razumowski, des Generals Apravin, des Grafen Butturlin, dessen auf eine Million geschätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Rostopschin, an Häusern und Geräthe über fünf Mill. Rubel. Seit der Befreiung des Landes haben die Russen so thätig an der Wiederherstellung von Moskau gearbeitet, daß es bin-

beim Anblick eines Schutthaufens, anstatt eines wohlbebauten, wohlversehnen Ruhepunktes, sich auf der Stelle an die polnische Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte seine Armee behalten und die Russen im nächsten Frühling auf's neue angegriffen, während diesen von ihrer schrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptstadt. Staats- und Kriegskunst riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum schnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß Moskau's Untergang zum Verderben der französischen nöthig geachtet ward, so war das ergriffne Mittel eben so unsicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltstadt wie Moskau abzubrennen, ist nicht so leicht geschehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unversehrt zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war selbst noch jetzt der Fall, obwol das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, sich viel weiter verbreitete, als man mit Grund voraussehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung gewiß sein, wenn man die Vollziehung eines solchen Plans bis nach dem Einzuge der Franzosen verschob?

nen 9 Jahren sich schöner als vorher aus seiner Asche erhoben hat. Schon ist es so volkreich wie vorher, (11,314 Häuser, 6911 Kramladen, 312,000 Einw.); die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml (mit einem Aufwande von 500,000 Franken) sind prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, und die Lehranstalten, z. B. die Universität mit ihren Sammlungen auf's neue hergestellt. Zum Andenken an das neueste Schicksal der Stadt, hat der Kaiser Alexander am 24 Oct. 1817, am Jahrestage der Befreiung der Stadt, den Grund zum Bau einer neuen Kirche gelegt zu der des Erlösers, welche der größte Tempel der Christenheit in Europa werden soll. Stolzer als je, blickt nun der Russe auf seine heilige Stadt, wo auch das kürzlich errichtete Denkmal des Bürgers Minin und des Fürsten Posharski, die 1612 ihr Vaterland von der polnischen Herrschaft befreiten, dem Fremden sagt, welcher Muth der Vaterlandsliebe die russische Nation beseelt. K.

Moskwa, die Schlacht an der, 7. Sept. 1812 von den Russen nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt, ward von Napoleon Buonaparte über die Russen unter Kutusow gewonnen. Nach der Räumung von Smolensk (18. Aug.) und nach dem unentschiednen Kampfe des russischen Nachtrabs unter Korf gegen Ney bei Valontina (19. Aug.), zog sich das russische Heer unter Barclay de Tolly langsam gegen Moskau zurück. Am 29. übernahm Fürst Kutusow den Oberbefehl, der, um die heilige Stadt zu retten, am 1. Sept. bei dem Dorfe Borodino, 2 Meilen von Mosaisk unfern der Moskwa, nachdem er die Heerhaufen unter Miloradowitsch und die Landwehr unter dem Grafen Markow an sich gezogen, das Heer zur Schlacht aufstellte. Die Ortslage ward gut benutzt: die Russen besetzten nämlich einen sanft ansteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieses Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die kalugaer Straße geht; der rechte Flügel ward durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritte von der Moskwa) vortheilhaft gelegne Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts auf flach abfallender Höhe befand sich eine große Schanze, und zwischen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern ein zerstörtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Mitteltreffen; 1500 Schritte von der letztern Schanze machte das Dorf Seminoska an dem großen Walde, den Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und dessen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegne Schanze gesichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutusow auf der von dem linken Flügel vorspringenden Höhe ein Werk bauen lassen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga bestrich, und jeden Angriff auf die Hauptstellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Auf dem rechten Flügel unter Barclay de Tolly stand das zweite (Baggovouth in und bei Borodino) und das sechste Infanteriecorps (Docktorow bis an die große Redoute), im Centrum, unter Bennigsen, das vierte Infanteriecorps (Tuschkow) und ein Theil des siebenten Infanteriecorps (Rajewski) auf dem linken Flügel, unter Bagration, das dritte Corps (Ostermann), an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdivisionen und moskowsche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke standen zwei Divisionen; ein zweites Treffen unterstützte das erste; die Gardeinfanterie war in Reserve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Garde-

cavallerie, und Kürassierdivisionen mehr gegen den linken Flügel, Kosaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. September vor dieser Stellung angekommen war, erkannte er sogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Reboute in seinem Besitz sein müsse, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ sie deshalb gegen Abend von zwei Divisionen des ersten Corps (Davoust) erstürmen, während das fünfte (Poniatowski) gegen den dahinter gelegnen Wald vorrückte. Der 6. September verstrich unter gegenseitigen Rüstungen zur Schlacht; die Russen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzosen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten sie folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Divisionen des ersten Corps; im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney gestellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erste, zweite, vierte Cavalleriereservecorps (Nansouty, Montbrun, Latour-Moubourg) die Garden in Reserve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Divisionen des ersten Corps und das dritte Cavalleriereservecorps (Grouchy). Am 7. September früh um 6 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps suchte in den Wald einzudringen, das erste zog den Waldsaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwischen diesem und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch bloß durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um sein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Division drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anstrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Reboute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeschickt, hielten endlich diese Bewegung, jedoch mit großem Verluste, auf; Davoust war jetzt bis dicht an Seminofka, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mitteltreffen langsam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein sie wurden beinahe aufgerieben. Mit eben so wenig Erfolg und nicht minderm Verlust stürzt sich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während dessen ward Ney vor dem zerstörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeschlagen, Ney's Heerhaufe litt sehr durch kreuzendes Feuer, Davoust vermochte nicht weiter vorzubringen und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um drei Uhr Nachmittags, sandte Napoleon das vierte Cavalleriecorps gegen die große Reboute, und die sächsische Brigade unter Thielemann drang stürmend in dieselbe ein, die nun sogleich mit Infanterie besetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieses wichtigen Werkes beschloß nun der französische Feldherr, das Centrum zu durchbrechen, die Garden rückten daher vor; allein sie kamen nicht in's Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verstärkt, bemächtigte sich des zerstörten Dorfs, und suchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutusow, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkennend, setzte sogleich seine Reserven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig sie auch vordrangen, so fanden sie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Reboute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderischste Gefecht des Tages endete mit ihrem Rückzuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davoust ebenfalls Terrain ge-

wonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Russen gegen Mosaisk zurück. Davoust rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vorbringend, vereinigte sich mit jenen. Der Rückzug der Russen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verlust, die Franzosen zogen langsam nach in drei Colonnen; denn erst am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Mosaisk besetzen. Nach Kususow's Bericht sollten die Franzosen geschlagen und von den Kosaken sieben Werste weit verfolgt worden seyn. Die Stärke der französischen Armee kann man ungefähr 150,000 Mann annehmen; die Russen mögen nicht sehr viel schwächer gewesen sein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten und Sterbenden bedeckt. Die Russen gaben selbst ihren Verlust zu 25,000 Mann an; der französische ist jedoch größer gewesen. Russischer Seits ward der kühne Feldherr Bagration (S. d. A.) tödtlich verwundet. Vergl. Moskau.

Most, Traubensaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterscheidet man in Weinländern diesen ungegohrnen, süßen Most vom einjährigen, noch trüben Weine oder sauern Moste. Der frische Most enthält viel Zucker und Gallerte, letztre macht ihn zur Gährung sehr geneigt; daher denn Most nicht gut anders, als nachdem diese Gallerte sich als weißer Satz abgesondert hat, in wohl verschloßnen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch schon syrupsdick eingedampft aus südlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Mostowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warschau, gegenwärtig Minister des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geist großen Einfluß hatte. An der Abfassung der Constitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geschickt, um eine Verbindung mit der neuen französischen Republik anzuknüpfen. Er schloß sich hier den Häuptern der Gironde-Partei an und ward in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Während der polnischen Revolution im J. 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrecki, dessen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Mostowski den kühnen Vorschlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raschen Zuge Deutschland zu durchziehen und sich am Rhein mit den Franzosen, die in diesem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan ward angenommen, und Dombrowski an die Spitze gestellt: indessen scheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Mostowski in Warschau, ward von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens besondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf seine Güter zurück, wo er sich dem Ackerbau und den Wissenschaften widmete, und unter andern die Herausgabe der polnischen klassischen Schriftsteller begann, von welchen bis 1805 26 Bände erschienen waren. 1806 machte er eine zweite Reise nach Frankreich, wo er sich 1809 sogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt ward er von Alexander nach Warschau gerufen, und ihm die obengenannten Ministerien übertragen.

Sein Bruder Joseph hat sich in den politischen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. Unter andern war er 1792 mit Adam Czartorinski in Dresden, um dem Kurfürsten von Sachsen, die polnische Königskrone anzubieten. Er lebt jetzt auf seinen Gütern bei Wilna.

Motette ist bei uns ein über einen biblischen Text in Prosa, meistens nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, sechsstimmig, auch mit abwechselnden Chören. Von einer andern Gattung sind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich sind; diese werden alle mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meistentheils in gereimten lateinischen Versen, so daß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und am gewöhnlichsten nur von einer Stimme gesungen werden.

Motiv Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Ursachen angeben). Diesen Ausdruck gebraucht man insbesondere von Kunstwerken, deren Darstellung successiv ist, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darstellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darstellung gewählten und in dieselbe verwebten Umstand, durch welchen eine bedeutende Veränderuug oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenstandes ist der unbestimmten Willkür entgegengesetzt, welche nichts zusammenhängendes und nothwendig Organisirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunstwerke jeder einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren und machte seine ersten Studien bei den Jesuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundstück besaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), bestimmte ihn für die Rechtsgelehrsamkeit; die Neigung des Sohnes wandte sich aber auf die Dramatik, und nachdem er selbst als Jüngling fleißig auf Privattheatern in molière'schen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 sein erstes Stück auf die Bühne (les Originaux), welches indeß so wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß sich entschloß Trappist zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (s. d. Artikel), die Uebereiltheit dieses Vornehmens einsehend, wieß ihn und einen Gefährten, der dieselbe Thorheit zur Gesellschaft mit begehen wollte, aber ab, und la Motte, nach Paris zurückkehrend, begann nach und nach seine alte Vorliebe für das Theater wieder zu fassen, und fing von neuem an für die Bühne (namentlich für die Oper) zu arbeiten und dies Mal mit besserm Erfolge wie das erste Mal. Eine Menge Singspiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den ersten Rang nach Quinault ein. Später wagte sich la Motte nun auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den seine Sachen erhielten, meist sehr abwechselnd, bei einigen derselben wenig, bei seinem Trauerspiel Ines de Castro dagegen aber glänzend und entschieden war, obgleich die Kritik an all diesen Productionen nicht ohne Recht immer viel auszusetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la Motte mit Glück vielfältige Versuche, besonders zeichnete er sich jedoch als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich

aus. Als er es aber später unternahm die Iliade zu übersetzen, eine Arbeit zu welcher ihm aller Beruf und sogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob sich zuerst auf Anregung der geistreichen Mad. Dacier, ein gewaltiger Sturm gegen ihn, und zwar nicht sowol wegen des verfehlten Unternehmens selbst (das Voltaire sehr richtig mit dem Ausspruch bezeichnete, er habe ein frisches, lebensvolles Bild skeletisirt), als wegen einer dem Werke vorgesetzten Einleitung, in welcher er sich herausnahm, den König der Dichter, den alten Homer, herabzusetzen. Zwar antwortete la Motte auf der Dacier heftige Schrift: des causes de la corruption du goût sehr gemäßigt in seinen Réflexions sur la critique; doch dauerte der einmal angeregte Streit unter den Gelehrten (der durch seine, in gleicher Zeit erscheinenden Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch ein hübsches Weilchen, bis endlich Fenelon, der zum Richter war aufgerufen worden, die Sache vermittelte und J. B. Rousseau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homers an seinem ungriechischen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. sein Verwerfen der Verse, da er doch selbst fast alles in Versen geschrieben hatte, und hierin weit glücklicher war, wie in der Prosa, u. dgl. m. zogen ihm in der Folge noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la Motte bei alle diesen Anfechtungen stets seine ihm angeborne Gutmüthigkeit, und ob er schon zu den gelesensten und gefeiertsten Autoren seiner Zeit gehörte, so rächte er sich doch nie durch stacheliche Gegenschriften an seinen literarischen Verfolgern. In seinen besten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn früh befallenen Gicht, das Unglück zu erblinden und seine Gesundheit war so wankend, daß er sich nur mit der einfachsten Kost behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieser traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth seines Geistes dadurch litt, und ein Verwandter versah in dieser Zeit die Stelle eines Lectors und Sekretärs bei ihm. Im 59. Jahre seines Alters (den 26. Decemb. 1731.) machte endlich der Tod seinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La Motte war Mitglied der Akademie und eine oft zwischen ihm als Fabeldichter, und Fontenelle (seinem Freunde) gezogne Parallele ist um so wichtiger, da sich in dem Charakter dieser beiden Männer, so wie in ihren gegenseitigen Meinungen und Ansichten eine große, oft überraschende Uebereinstimmung findet.

Motte (Gräfin de la), s. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkspruch (s. auch Epigraph), heißt bei uns besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift dem Ganzen vorsetzt.

Motu proprio heißt im römischen Kirchenrecht die Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eigenen innern Antrieb erfolgt ist. Da die römischen Kanonisten den Grundsatz von der Untrüglichkeit des Papstes damit verbanden: so behaupteten sie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen bestand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erschleichung verstatte.

Mounier (Jean Joseph), Sekretär der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den

Generalständen, ein Mann von seltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beste, wurde 1758 zu Grenoble geboren, woselbst sein Vater Kaufmann war. Mehrere Umstände vereinigten sich um früh in der Seele des jungen Mounier die glühende Liebe für Freiheit und den Haß gegen alles, was Willkühr und Unterdrückung hieß, zu pflanzen, die ihn durch sein ganzes Leben charakterisirten. Erzogen von einem überstrengen, pedantischen Lehrer, dessen Eigensinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, später abgewiesen von dem Militär, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er so die Privilegiensucht des Adels und den geistlichen Despotismus des Klerus verabscheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsstande herrscht, den sein Vater ihn wünschte ergreifen zu sehen, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete sich daher endlich der Rechtswissenschaft auf der Universität zu Orange, und hier in den Fächern der Staatswissenschaft und Rechtskunde, war er endlich an dem Platz in welchem er glänzen sollte. Durch seine offne und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundsteuern, wie sie damals in Frankreich waren, und gegen die schlechte Finanzwirthschaft, gab er 1787 den ersten Anstoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen diesen Druck, und als im folgenden Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung, Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er, durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit aufgerufen. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung (deren Mitglied er hierauf ward) spielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Anstiftern der Sitzung und des Eides im Ballhause, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereignissen des 5. und 6. Octobers nahm er an allen Verhandlungen der constituirenden Versammlung lebhaften Antheil und die Festigkeit und Redlichkeit, mit welcher er sich, zum Präsidenten dieser Versammlung erhoben, bei allen schwierigen Verhältnissen benahm, und eben so sehr die Sache der Nation vertheidigte, wie das Unrecht zurückwieß, welches man im Begriff stand gegen den Herrscherstamm auszuüben, erwarben ihm für immer die Achtung aller Bessern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltsam überhand nahm und keine Hoffnung mehr war, das wilde Treiben mehr zügeln zu kennen, da zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, begab sich in die Dauphiné und forderte von hier aus im November (1789) seine Entlassung. Zugleich gab er eine Darstellung seines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er sich später, um den Verfolgungen der Jacobiner zu entgehen, begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit Freiheit und Kühnheit geschriebnes Werk drucken, worin er die Ereignisse des 5. und 6. Oktobers entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunsten des Herzogs von Orleans und seiner Mitschuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reise nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterstelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiedersehen zu können nicht aufgebend, ablehnte und sich hierauf, da Genf, sein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit seiner Familie im J. 1795 nach Deutschland wandte, woselbst ihn der Herzog von Weimar mit Güte aufnahm, und ihm das Lustschloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um

dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. Mounier war hier auf's Vielfachste thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la Revolution de France" aus, welche zuerst 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erschienen ist. Nach dem 18. Brumaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er starb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienste des Staats; er war erst Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemischte Commission zu präsidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pär des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohsson, geboren zu Konstantinopel, trat frühzeitig in die Dienste der schwedischen Gesandtschaft bei der ottomanischen Pforte und schwang sich durch seine Talente zu den ersten diplomatischen Würden empor. Er wurde zum Geschäftsträger, zum Ritter des Wasaordens und endlich zum bevollmächtigten Minister und außerordentlichen Botschafter ernannt. Seine Kenntniß der arabischen und türkischen Sprache setzte ihn in den Stand, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Er nahm sich vor, eine Geschichte Selims II. zu schreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomanischen Reichs. Der Ausführung dieser Unternehmung widmete er sich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moscheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubischen, knechtischen und mißtrauischen Volke die ersten zuverlässigen Nachrichten einzusammeln. Mit den zusammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete sie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände seines Tableau géneral de l'Empire ottoman erscheinen. Dieses Werk entsprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographische Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Absatz nicht decken konnte, allein d'Ohsson, der ein bedeutendes Vermögen besaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausschmückung seines Werks brachte. Die Revolution unterbrach seine litterarische Thätigkeit; er begab sich wieder nach Konstantinopel. Selim III., der die Gelehrsamkeit schätzte, nahm ihn günstig auf, ließ sich die beiden erschienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimnisse unzufrieden zu sein, daß man den gelehrten Forscher bei seiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterstütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Konstantinopel kam d'Ohsson nach Paris zurück, wo er von seinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbst die Niederlagen, worin er die Exemplare seines Werks nebst den Platten, Zeichnungen u. s. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne sich durch diese Unfälle niederschlagen zu lassen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein historisches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung desselben beschäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique

de l'Orient erscheinen lassen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung seiner Arbeit fürchten ließ. Er suchte und erhielt von seiner Regierung die Erlaubniß, sich auf's Land zurückziehen zu dürfen. Hier setzte er seine Beschäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Bestrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für sich bestehenden Abtheilungen eine vollständige Darstellung des ottomanischen Reichs enthält. Diese drei Abtheilungen führen die besondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geschichte aller Völker unter ottomanischer Botmäßigkeit; Tableau géneral de l'Empire ottoman, eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohsson 1807 starb.

Moxa, ein sichres Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, ist ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches auf den leidenden Theil gesetzt oben angezündet wird, und dann langsam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerst das Fleisch und dann das Periostium (die Knochenhaut) ergreift, sind sehr schmerzhaft, die übrigen fast gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meistens in Eiterung über. Die Moxa stammt aus Ostindien. Bei den Türken wird sie häufig angewandt, und neuerdings ist ihr Gebrauch von französischen Aerzten sehr empfohlen worden.

Mozambik, Küstenstrich an der Ostseite von Südafrika, welcher sich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeseflusses (8—15° S. Br.) in einer Länge von etwa 140 Meilen erstreckt. Längs der Küste hin ist das Land meist eben, zum Theil auch sumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden ist jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieser Küste, und in der noch südlicher liegenden Küste Sena oder Sofala, so wie auf einigen daselbst liegenden Inseln haben die Portugiesen einige Besitzungen und Niederlassungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 Q. M. mit 60,000 Einw.). Während der Blüthe der portugiesischen Monarchie waren diese Niederlassungen von wirklicher Wichtigkeit. Jetzt ist nur noch ein Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik steht in seinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Bischof, dem Minister (so heißt der Präsident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen besteht. Der Sitz des Gouverneurs ist in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küste entfernten Insel Mozambik gelegnen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugiesischen Besitzungen in Afrika ist, und einen sehr festen und sichern Hafen, 350 Häuser und 2800 Eiwohner hat, worunter sich 500 Portugiesen und Abkömmlinge derselben befinden. Die Portugiesen fanden schon 1498 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien auf dieser Insel eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Die Insel hatte wegen ihrer Lage, und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugiesen, als daß sie nicht bald hätten suchen sollen, sich derselben zu bemächtigen. Dies geschah auch, und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugiesen wieder zu vertreiben. Der Handel von Mozambik hat vorzüglich

drei Hauptgegenstände, nämlich Negersklaven, Elfenbein und Goldstaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast aufgelöst war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabische genannt wurde. Gregor VII. schaffte sie ab, und drang ihnen dafür die römische auf; nur in einer Kapelle der Kathedrale von Toledo ist der mozarabische Ritus noch beibehalten. Vergl. **Spanien**. E.

Mozart (Leop.), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er studirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmusikus in die Kapelle des Erzbischofs. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirektors der Kapelle dieses Fürsten. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. 1756 erschien zu Augsburg sein Versuch einer gründlichen Violinschule; ein Werk, das, nach dem Zeugnisse der größten Meister, von dem ausgebreitetsten Nutzen gewesen. Außerdem hat er Oratorien und andre Kirchenstücke, Theatermusiken u. s. w. geliefert.

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), der größte deutsche Componist, ward zu Salzburg 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er sich schon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Klavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing sein Vater gleichsam spielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Klaviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um sie mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Takte zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und dann von diesem zu Papiere bringen ließ. Psychologisch merkwürdig ist es, daß er früher sich für alle Kinderspiele so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken und alles Andre darüber vergessen konnte; aber von der Zeit an, wo er Musik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; so blieb doch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu sein schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe seiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht wurde. Dies war einst der Fall mit einem Klavierkoncerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch zugleich so schwer war, daß es nur ein geübter Künstler hätte spielen können. In seinem sechsten Jahre war der junge Mozart bereits so weit fortgeschritten, daß sein Vater bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester, Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie war, eine Reise nach München, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die bei einem solchen Alter von Allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil holen lassen sollte; dies geschah, und der junge Mozart trug nun

eins seiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt sich lediglich auf das Klavier beschränkt. In Wien schenkte man ihm eine kleine Geige, und er hatte auf derselben, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wissen des Vaters, bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zum Erstaunen aller Anwesenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es sich, daß das ganze innere Sein des jungen Mozart der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden sei; denn nur Musik beschäftigte ihn ganz. Auch ist es schon aus dieser Zeit höchst bemerkenswerth, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er sogar einst bei demselben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. Finden wir die Wirkung von diesem, nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht, troß der gewohnten Vollstimmigkeit, in jedem Takte derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Uebergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird? — Bewirkt nicht eben diese klare Vollständlichkeit der mozart'schen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargestellt, gesungen und von Allen mit gleichem Entzücken genossen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieser Zeit, daß er einst die um einen halben Viertelton verschiedne Stimmung seiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im J. 1763, also im siebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch sein Ruhm sich allgemein verbreitete. Nachdem sie mehrere große Städte besucht, kam sie im Nov. d. J. in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterstützung gleichsam überschüttet wurde, und wo der junge Mozart seine ersten Klaviersonaten herausgab. 1764 reiste die Familie nach England, und ließ sich am königlichen Hofe hören, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von seiner Composition vorgetragen. Hier sowol als in Paris wurden ihm die schwersten Klaviersachen von Bach, Händel u. s. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präcision vortrug. Während seines Aufenthalts in England componirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und der Königin widmete. Im Juli 1765 reiste die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbstatthalter spielte. Hierauf ging er wieder nach Paris und, nachdem sie zwei Mal in Versailles gewesen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches dieser, in seiner Gegenwart, ohne Klavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Kurfürsten und aller Anwesenden vortrug. Endlich kam sie, zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo sie bis 1768 blieb und darauf eine zweite Reise nach Wien machte. Hier spielten die beiden Geschwister vor dem Kaiser Joseph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komische Oper, la finta Semplice, in Musik zu setzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeisters Hasse und Metastasio's, ward aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium und

ein Trompetenconcert, und leitete als zwölfjähriger Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. 1769 trat Mozart, der Koncertmeister beim salzburgischen Hoforchester geworden war, in Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. In Bologna bewunderte besonders der berühmte Pater Martini den Knaben, der unter andern ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Klaviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andre Weise die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miserere, welches alljährlich in der Charwoche in der sixtinischen Kapelle gesungen wird und damals noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft am Klaviere sang, der Sopranist Christofori, der es in der Kapelle gesungen hatte und in der Gesellschaft zugegen war, die lebhaftesten Beweise seiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in seinem Ringe stecke die Zauberkunst seines Spiels: er zog ihn ab, und nun erst wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verschloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Kapellmeister der philarmonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur Composition der ersten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, sah er sich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müssen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daselbst in seinem 14. Jahre die erste Oper, Mithridat, die schon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den diese Oper erhielt, kann man auch schon daraus schließen, daß die Unternehmer ihm sogleich auch die Composition der Oper 1773 schriftlich zusagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellschaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit Ehre überhäuft, und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm in Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag und reiste im August wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets Mozart's Serenata und eine von Hasse componirte Oper abwechselnd aufgeführt wurden. In Winter 1773 setzte er darauf eben daselbst die ihm übertragne Oper: Lucio Silla, welche sechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komische Oper: la finta Giardiniera (1775), zwei große Messen, eine Serenate, il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel gesetzt hatte, ging er in seinem 24. Jahre nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat und auch seit dieser Zeit stets geblieben ist. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Raphael der Tonkünstle. So wie dieser seltne Geist aber früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst

regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Allein eben dieser immer zerstreute, immer in sich zurückgezogne Mensch schien ein ganz andres, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Klavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebsten spielte er bei Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Klavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meistentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch eine Leidenschaft zu haben, das Billard. Was seine Körperbildung betraf, so zeichnete sich diese durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in seiner Physiognomie. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben, und stets das Entzücken der deutschen Nation sein werden, componirte er seinen Idomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „diese Musik ist zu schön für unsre Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade so viel, als sich gehört,“ antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten und allgemeinsten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daselbst componirte Mozart in demselben Winter seinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts destoweniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit Mozart'en für den größten aller damals lebenden Componisten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem gesetzt hatte, starb er am 5. Dec. 1792 im 36. Jahre seines Alters. Auch in seinen Instrumental-Compositionen (seinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Klavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten sein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmusik, zu welcher besonders seine großen Hymnen und Missen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Composition einer Seelenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im Voraus, und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint und an das Requiem mahnt. Mozart entschuldigt sich, verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bote scheidet. Mozart beginnt nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit ei-

nem Feuer, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingeflößt hat, so daß seine Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit Alles befürchten zu müssen glaubt; ja, Mozart äußert einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur, und gibt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig wiederhergestellter Gesundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und stirbt. Gleich nach seinem Tode erscheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es ist. Süßmayer soll hernach zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies die Entstehung dieses Werks, die aber auf verschiedne Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meisterwerken, welche Mozart während eines so großen Lebens geliefert hat, betrachtet: so kann man sich der innigsten, tiefsten Klage über seinen so frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht besprochen, nicht erklärt, sondern genossen werden: er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerschaffnen, alle bis dahin betretnen Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Musiker, gleich mächtig an. So ist namentlich sein Don Juan ein Werk, in dem alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchen uns der ewige Geist der Welt selbst mit seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Richtung zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch sein Requiem, in welchem Mozart's Geist seine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porsenna, König der Etrusker, ein Bundesgenosse des vertriebnen Tarquin, belagerte im Jahr der Stadt 246 Rom, und schon litt man hier an den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen sollte, den römischen Senat um die Erlaubniß bat, sich in das feindliche Lager zu begeben. In der Absicht, den König zu ermorden, bewaffnete er sich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete statt des Königs dessen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da sprach er mit unerschrockner Miene zu Porsenna: „Ich bin ein römischer Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unsern Feind, tödten wollen, und so viel Muth ich zum Tödten hatte, so viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der diesen Entschluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römischer Jünglinge wird nach mir denselben Ruhm erstreben. Diesen Krieg kündigt dir die römische Jugend an.“ — Zornig und erschrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anschläge gegen ihn im Werke seien. Mu-

cius erwiederte: „Damit du siehst, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm streben, so siehe, was ich thue." Mit diesen Worten hielt er seine Hand in eine auf dem Altar stehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porsenna ließ ihn gewaltsam hinwegreißen. „Gehe fort von hier," sagte der König zu ihm, „der du feindseliger gegen dich selbst als gegen mich handelst. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth sich so für mein Vaterland gezeigt hätte; so aber schenke ich dir die Freiheit und entlasse dich." Jetzt erklärte ihn Mucius, gleichsam aus Dankbarkeit, daß sich dreihundert Jünglinge verschworen hätten, ihn zu ermorden „Mich," sagte er, „hat das Loos zuerst getroffen. Die übrigen werden so wie das Loos sie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günstiges Schicksal dich einem überliefert." Geschreckt durch diese Worte, hob Porsena die Belagerung auf und schloß Frieden. Mucius erhielt, weil er sich nur noch mit der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrensäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören zu den Insekten mit durchsichtigen, unbedeckten Flügeln, und unterscheiden sich durch den Saugrüssel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchsen besetzt ist. Bekannt sind sie alle durch ihren Biß und dessen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich sind deshalb die amerikanischen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage sind. Diese erscheinen des Jahrs zwei Mal in dichten Schwärmen, gegen die man sich nur durch Dampf schützt; sie tödten dann oft das Vieh, welchem sie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken stechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Gestalt eines kolbenförmigen Medicinglases, und werden von ihnen in zusammengeklebten Reihen in's Wasser gelegt, wo sie sich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Diese sind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen sich äußerst schnell; nachdem sie sich einigemal gehäutet haben, erscheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und schwarz, sie fressen nichts mehr, können aber nicht unter Wasser bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus diesen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts sehr schnell heraus, was man in einem Glase voll faulen Teichwassers, das im Junius geschöpft und im Sonnenschein erwärmt wird, sehr leicht beobachten kann. F.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Scheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), ist in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Gesetze, und folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Er genießt sogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieser nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiser ab; so lange er in seinem Posten steht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur absetzen kann ihn der Kaiser, und ohne sein Vermögen dabei einzuziehen. Der Mufti wird als Ausleger des Koran über alle gerichtliche Handlungen, besonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt gewöhnlich seine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entscheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen setzt er noch hinzu: „Gott weiß, was besser ist." In der Unterschrift nennt er sich den armen Knecht Gottes. Ein solcher schriftlicher Ausspruch heißt Fetfah; und daher der Mufti selbst Sahibi-Fetive, d. h. Herr der richterlichen Aussprüche, und sein Sekretär Fetfah-Emini. Die-

ser geht ihm an die Hand, setzt auch wol in Sachen womit sich der Mufti nicht selbst bemüht, den Spruch auf and legt, ihm denselben zur Unterschrift vor. Die festgesetzten Einkünfte des Mufti belaufen sich täglich auf 2000 Asper (ungefähr 21 Thaler). Da er aber viele Stellen an den kaiserlichen Moscheen zu besetzen und bei allen Beförderungen der Gesetzverständigen zu thun hat, so fließen ihm noch ansehnliche Neben-Einnahmen zu. In großen Städten ist ein Untermufti, der seine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geschenke erhält.

Muggendorf, ein kleiner Flecken in einem tiefen Thal an der Wiesent, jetzt zum baierschen Obermainkreise, Landgericht Ebermanstadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegnen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllers-Höhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons, und in demselben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Rosenmüller und Goldfuß haben Beschreibungen dieser Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhammedaner, s. Mahomet.

Mühlberg, die Schlacht bei, gehört zwar nicht zu denen, wo viele Tausende verstümmelt und getödet den Boden decken, allein sie hatte in politischer Hinsicht die entschiedensten Folgen und würde sie selbst in religiöser, in Beziehung auf Protestantismus gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Kurfürst Moritz, der die Früchte derselben auf Kosten seines Verwandten, einen kühnen Entschluß gefaßt und sich zum Gegner Carls V. erklärt hätte. Die protestantischen Fürsten und Städte hatten sich bereits unter dem Kurfürsten Johann von Sachsen 1531 zu Schmalkalden zu einem Bunde vereint, an dessen Spitze, als er bald dauf starb, der fromme, gute, persönlich tapfre, aber nicht umsichtige Johann Friedrich der Großmüthige, sein Sohn, der ihm in der Kurwürde folgte, mit dem Landgraf Philipp von Hessen stand. Diesem Bunde Trotz zu bieten, war ein dadurch 1538 veranlaßter heiliger Bund zwischen den katholischen Fürsten Deutschlands geschlossen worden, der ungleich mehr Einheit und Kraft hatte und dem Kaiser Carl V. dazu diente, den schmalkaldischen m Zaume zu halten, bis endlich der letztre gänzlich aufgelößt wurde. Dies wurde besonders dadurch befördert, daß der junge Herzog Moritz von Sachsen, obschon ein Protestant, 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser Carl V. abschloß, und als der Kaiser den Kurfürsten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derselben übernahm. Die Streitkräfte des Kurfürsten standen, mit denen des Bundes vereint, im südlichen Deutschland, als Johann Friedrich erfuhr, wie sein Vetter selbst, dem er die Bewachung und Beschützung seiner Länder anvertraut hatte, in diese eingefallen sei und sie binnen 15 Tagen bis auf drei feste Städte eingenommen habe. Der Erstere eilte schnell zurück, eroberte sein Land wieder, drohte sogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) hart belagern ließ; allein statt den Herzog Moritz nicht neue Kräfte sammeln zu lassen, ging er mit ihm einen Waffenstillstand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiser Carl und seinem Bruder Zeit gewährte, ihre Streitkräfte heran zu bringen. An diese Annäherung des kaiserlichen Heers dachte er so wenig, daß es ihn ganz unvorbereitet überraschte. Sein

ganzes Heer zählte nur 13,000 Mann und stand zwischen Mügeln und Meißen. Er ließ es sogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter sich ab; dasselbe geschah mit der Schiffbrücke, die er bei Mühlberg hatte und so zog er rasch nach Torgau und Wittenberg hin. Unter den Kanonen des letztern hoffte er der Uebermacht Trotz bieten zu können. Allein die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die ganze Reuterei durch die Elbe gehen konnte und indeß die Schiffbrücke für's Geschütz wieder hergestellt wurde, schwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. So gelang es Carl V., den Kurfürsten (am 24. April 1547) schnell hinter Mühlberg mit der Reuterei einzuholen. Die sächsischen Völker zeigten wenig Tapferkeit. Sie flohen durch die lachauer Heide der Veste Wittenberg zu; der Kurfürst selbst gerieth nach tapfrer Gegenwehr mit dem Herzog von Braunschweig in Gefangenschaft und ward selbst mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutschen Fürsten verhütete nun zwar dieses Geschick, dessen Umdrehung durch nur Wittenberg zur Uebergabe bestimmt werden sollte. Allein es konnte nicht verhindert werden, daß der Kurfürst auf alle seine Staaten verzichten und froh sein mußte, für seine Kinder so viele Aemter, Städte und Flecken angewiesen zu sehen, als nöthig waren, ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu erhalten. Alle übrigen Ländereien Sachsens gingen nebst der Kurwürde auf seinen Vetter Moritz über. Damit hatte die sächsische ernestinische Linie zu regieren aufgehört, insofern sie die Kurwürde besaß, und es bildeten sich daraus die herzoglichen sächsischen Staaten, während die bisherige albertinische herzogliche Linie die Kurwürde und ganz Sachsen mit Ausnahme der Landestheile erhielt, die Moritz zur Aufbringung jener 50,000 Gulden abtreten mußte. Wenn die mühlberger Schlacht nicht solche wichtige nachtheilige Folgen, die durch die Einnahme von Hessen und so ferner noch größer wurden, für die Religionsfreiheit hatte: so verdankte dies der Protestantismus bloß dem jungen, gewandten Moritz, der Carls V. Vertrauen besaß und bei vieler Wärme für Luther's Lehre dennoch nicht den blinden Eifer zeigte, welcher den armen Johann Friedrich gestürzt hatte.

Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung. Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung des Worts solche Maschinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche etwas zerstückt oder zerrieben wird, namentlich solche, die zu Zermalmung des Getreide zur Bereitung des Oels zum Schneiden des Holzes u. s. w. dienen. Man kann daher die Mühlen sehr verschieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck sind sie: a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn sie zu Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidenmühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. s. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Wassermühlen, und zwar wenn das Wasser auf das Rad fällt: a) oberschlächtige, und wenn es nur durch den Stoß von unten her wirkt: b) unterschlächtige; je nachdem sie fest stehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen. Erstere sind entweder Panstermühlen, wenn das Wasser mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann; oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befestigt sind, oder Straubemühlen, deren Schaufeln zwischen zwei Reifen stehen. Bei

allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich ist, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Wasser zugeführt wird. Letztres setzt nicht selten bedeutende Wasserbauten voraus. B. Windmühlen. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlgebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude steht fest und nur das Dach (Haube), nebst der Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht, holländische Windmühlen. Letztre haben unstreitig vor den erstern bedeutende Vorzüge, denn sie stehen ungleich fester gegen den Wind, und enthalten im Innern viel mehr Raum, auch können bei ihren alle Arten von Mühlwerken, als Oel-, Schneide-, Papiermühlen u. s. w. angelegt werden, während man in den erstern selten mehr als Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Man nennt diese Mühlen holländische Mühlen, weil sie zuerst als eine Verbeßerung der Bockmühlen in Holland erfunden wurden und dort überhaupt sehr üblich sind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht sind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt. Die Handmühlen sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leisten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochsen bewegt werden, nicht selten sehr gute Dienste. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine bewegt. Außer diesen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man sich in neuerer Zeit auch der Dampfmaschinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle ist meist sehr einfach. An einer Welle befindet sich das Wasserrad und hinten ein Kammrad; dieses greift in ein Getriebe am Mühleisen, welches in dem obern Mühlstein (Läufer) befestigt ist, der sich dadurch auf dem untern Stein (Bodenstein) dreht, und zwischen diesen Steinen wird das Getreide zermalmt und dann das Mehl durch eine andre Vorrichtung von der Kleie abgesondert. Der Müller kann den Bodenstein höher und tiefer stellen, und so das Getreide entweder ganz zu Mehl zerreiben, oder es bloß schälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. Die Erfindung der Mühlen ist für die Menschheit eine der wohlthätigsten. Die ersten Mühlen waren Handmühlen, und höchst wahrscheinlich unsern Kaffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Wassermühlen. Letztre hatten die Römer, nach Vitruv, schon zu den Zeiten Augusts. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Belisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich in's 11. Jahrh., die der Graupenmühlen in's 16. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrh. — Mühlenregal heißt das vom Staate sich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu besitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. — Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getreide auf derselben mahlen zu lassen, und eine solche Mühle heißt Zwangmühle. Mühlenord-

nung, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. — Mahlmetze ist der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. Sie ist nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt sie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es ist billig, sie bei Getreidetheuerung gesetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehneden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutschland 1 Procent. Letztres genügt.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch seltner der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Müller (Carl Wilh.), kursächs. geh. Kriegsrath und Bürgermeister zu Leipzig, verdient durch seine kräftige und umsichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Stifter und Begründer trefflicher Volkserziehungsanstalten und als Verschönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Vater Gerichtshalter war, 1728 geboren. Er kam auf die Landschule Pforta und bezog in seinem 18. Jahre die Universität zu Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren, begann 1752 als Sachwalter zu prakticiren, und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Dissertation: de crimine termini moti, die juristische Doctorwürde. In dem vertrauten Umgange der trefflichsten Geister, welche damals in Leipzig lebten, bildete er seinen Geschmack in der Poesie und Kunst aus. 1755 gab er einen Versuch in Gedichten ohne seinen Namen heraus. Ferner unternahm er, unterstützt von einigen andern Gelehrten, seit 1756 die brittische Bibliothek (bis 1767, 6 Bde), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen englischen Literatur enthaltend, und lieferte dazu selbst die meisten Beiträge. 1759 ward er Mitglied des Raths zu Leipzig und hatte das Unglück, im siebenjährigen Kriege, nebst mehrern seiner Amtsgenossen, in das dasige Schloß als Geisel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine sehr unangenehme Krankheit zuzog. Außer einigen schriftlichen Arbeiten über den Prozeß, gab er 1768 eine Uebersetzung der Eugenie des Beaumarchais, und 1776 von Grey's Gedichten, alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magistrats, und wurde 1778 Bürgermeister und Beisitzer des Schöppenstuhls; das erstre in der Regierung abwechselnde Amt hat er zwölf Mal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines kurfürstl. sächsischen geheimen Kriegsraths. In Fleiß und strenger Pünktlichkeit bei seinem Untergebnen, so wie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geschäftsverwaltung übertraf ihn keiner seiner Subalternen. Aber sein Wahrheitssinn und seine Gerechtigkeitsliebe nahm, besonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtsinniger Unterbeamten galt, oft den Schein despotischer Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte sich sonst gegen jedermann höflich und bescheiden. Ein scharfer, schneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Personen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß er-

leichterten ihm seine Berufswirksamkeit. Er machte sich mit den merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst bekannt, so wie er in dem klassischen Alterthum durch fortgesetztes Lesen und archäologische Kenntniß bewandert war, und suchte die Ausbeute seiner ausgebreiteten, alles Menschliche umfassenden Lectüre in seinem Kreise anzuwenden. Er stand mit vielen geistvollen Männern seiner Zeit, mit Lessing, Kästner, von Blankenburg in Verbindung, und pflegte mit Weiße, Morus und Rosenmüller einen freundschaftlichen Umgang. Mit des Letztern Berathung entwarf Müller den Plan der Freischule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd seiner vorzüglichen Pflege. Durch Rosenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen leipziger Gesangbuchs bewirken. Eben so faßte er den herrlichen Plan einer Bürgerschule, deren Bau aber noch nicht vollendet ist. Nicht minder sind die prächtige Wiederherstellung der Nicolaikirche, die Einrichtung des geschmackvollen Concertsaals, so wie die von ihm geschaffnen, wenn auch botanisch mancher Verbesserung fähigen Anlagen um Leipzig Denkmäler, die seinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten werden. Er entschlief 1801. Man hat ihm in dem sogenannten Park, einem Theil jener Anlagen ein Monument errichtet.

Müller (Johannes von), der berühmte deutsche Geschichtschreiber, wurde 1752 zu Schafhausen geboren, wo sein Vater Prediger und Lehrer an der lateinischen Schule war. Mehr als von diesem redlichen, doch sonst nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgeweckten Geiste und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über, und der letztern Vater, ein geschichtskundiger Geistlicher, Johannes Schoop, gab ihm zuerst die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freundlichen Greises, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt, und das Alles umfassende Wohlwollen, die heitre Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte blieb ihm als ein grosväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Uebungen ward er durch seine zappelnde Lebhaftigkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegenstand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von seiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faßten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe, und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, leicht und treu zu behalten und sinnreich zusammenzustellen, bewies er schon im 9. Jahre durch einen Versuch, auf eigne Hand die Geschichte von Schafhausen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier zu schreiben. Aus diesem Historiker hatte er bald die Epochen der Universal- und Staatengeschichte inne, Rollin und Boysen fielen ihm glücklicher Weise in die Hände; um dies Fachwerk auszufüllen und den alten Klassikern, die er im 13. Jahre verstohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geschmack und Kraft im Ausdruck; Eigenschaften, deren Spuren schon aus seinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, sein Ziel, Exegese

und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaften wurden. In seiner Dissertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, spricht noch ganz der Eifer für das alte System; erst Schlözer's Umgang gewann ihn für immer der historischen Forschung. Sichtbar ist dieser Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutsch von Dippold 1810), der ersten Probe, die Müller, nachdem er 1771 in's Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab, und deren gezwungnes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfassers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall, und übernahm 1772 die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium zu Schafhausen; seine Theilnahme an der allgemeinen deutschen Bibliothek und der Briefwechsel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden, und seine Muße gehörte schon jetzt den schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entschluß, die Geschichte seines Volks zu schreiben, erst durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann. Mit diesem um sieben Jahr ältern, höchst liebenswürdigen Manne schloß Müller den berühmt gewordnen Freundschaftsbund, dessen Denkmale in den herrlichen Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund (herausgg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Auf Bonstetten's Empfehlung kam Müller 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder seinem Geiste angemessen war, mußte er bald inne werden, und vertauschte schon 1775 Tronchin's Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu Chambeisy, einem Landhause am Genfer See, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher Bonnet, der zu Genthod am Genfersee einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in sein Haus. Stärkende Fußreisen in der Schweiz zu und mit Bonstetten wechselten in den J. 1777 und 78 mit diesem reizenden Aufenthalte im Kreise der feinsten Geselligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er sich auf Bonstetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die schon 1774 angefangenen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der haller'schen Urkundensammlung und andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgange an Schärfe des politischen Ueberblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meist Engländer, unter denen sich auch der nachmalige (?) Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in franz. Sprache vor, arbeitete sie 1779 zu Genf, 1781 zu Cassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geschichten in den drei ersten Bänden seiner Werke 1810 erschienen sind. Der Beifall

seiner Zuhörer belohnte ihn für diese Arbeit, die in ihrer letzten Gestalt zwar noch die Spuren jener ersten flüchtigen Entstehung, aber auch das Gepräge seines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt historischen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdigt, an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein andres größeres Werk bestimmen. Während jener Abwechselungen, die seine Lage in den J. 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geselligkeit, abhängig von edelgesinnten, doch nicht selten launischen Beschützern, mehrere Male zu störenden Nebengeschäften um Gunst und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Begeisterung bedurfte, um sein Talent zu behaupten, hielt er doch, durch Bonstetten's aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert, sein Ziel, die Geschichte der Schweiz, zu schreiben, unverrückt im Auge. Den mehrjährigen Kampf mit den Zumuthungen seines Vaters, der ihn immer noch dem geistlichen Stande zu erhalten und nach Schafhausen, wo ihm seine Professur offen gelassen worden war, zurückzuziehen dachte, endigte 1779 der Tod dieses allzusorgsamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schöne Frucht (die Geschichte der Landschaft Saanen im 12. Bd. s. Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den ersten Band der Schweizergeschichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reise in Geschäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienst der Dankbarkeit geleistet, wandte er sich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlagsorte in Boston 1780 an's Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei sechs Monate blieb, seine Essais historiques herausgab, und in Folge derselben mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch schon 1773 das ihm auf Nicolais und Merian's Empfehlung angetragne Rectorat am joachimsthalschen Gymnasium ausgeschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den göttingischen Anzeigen und vaterländische Mißurtheile über seine Schweizergeschichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleim's Armen zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzogl. Hofes zu Braunschweig fand er daher den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte, und nahm nun ohne Bedenken die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von Schlieffen als Professor der Geschichte am Carolinum zu Cassel verschaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundschaft dieses großen Kenners der Geschichte und des klassischen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in seinen Vorlesungen gaben hier seinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht seiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Cassel waren zwei, im 8. Bde. seiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié

du 8. siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publikum zu sprechen, wie er schon in seinen Essais über die genfer Unruhen gethan, stellte er 1782 in den Reisen der Päpste, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstl. Gewaltherrschaft dar. Sie verschaffte ihm in dem durch Kaiser Josephs Reforme geängstigten Rom und katholischen Deutschland bald viele Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstl. Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Zeit, und ein Gespräch mit Aglaja über das Christenthum, das er 1782 niederschrieb. Seine, noch in diesem Jahre erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffen's Fürsorge zu danken; als aber dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältnisse zu Cassel auf, ihm zu behagen, und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben, und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nun, nach einer dreijährigen Abwesenheit, reifer und ruhiger in die alten Verhältnisse zurück, und wiederholte zu Genf seine Vorlesungen über die Universalhistorie. Aber je stärker inzwischen im öffentlichen Amte und bei steigendem Beifall das Gefühl seines Werthes und Berufes bei ihm geworden war, desto drückender empfand er auch bald die alten Uebel dieser Lage: Zeitverlust in der Gesellschaft, und des gealterten, kränklichen Tronchin's Launen, der die Erfüllung seines Versprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufschob. Müller ging daher im Okt. 1784 auf Bonstetten's Gut Valeires in die Einsamkeit, wo er den ersten Band der Schweizergeschichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten rasch vorwärts rückte, um sich dann im Sommer 1785 durch Reisen Erholung zu schaffen und den Winter in Bern zu sein. Kaum hatte er hier die während der Fortsetzung seiner Hauptarbeit um seines Fortkommens willen gehaltenen Vorlesungen über die alte Geschichte mit einer Abschiedsrede voll des glühendsten Patriotismus (s. den 12. Bd. seiner Werke) beendigt, als ihn der Kurfürst Friedrich Carl Joseph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Cassel her befreundeten Anatomen Sömmering hatte diesen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil eine angemessene feste Anstellung in der Schweiz sich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Pension vom berner Adel ab, und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in diesem Jahr die neue Ausgabe des ersten und den zweiten Band der Schweizergeschichte zu Stande brachte und vom Kurfürsten immer mehr in die öffentlichen Geschäfte gezogen wurde. Hiedurch in die Verhandlungen über den Fürstenbund verwickelt, suchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutschen Museum 1786: Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darstellung des deutschen Fürstenbundes 1787, welcher Geist ihn beseelen solle, und sprach in den Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde 1788 das Leid der Edlen über die Trümmer dieses losen Gebäudes aus. In diesen anonym erschienenen Schriften erkannte man bald die Meisterhand des staatsklugen Geschichtschreibers und den Grund des seltnen Vertrauens, mit dem sein Kurfürst ihn beehrte.

Obgleich reformirter Protestant und Laie ward er von diesem 1787, wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf seines Bibliothekariats entledigt und in der Kabinetskanzlei angestellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannigfaltigsten, das ihm neue Studium des deutschen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeschäften, für deren Mühseligkeit ihn die väterliche Freundschaft des Kurfürsten nicht ganz entschädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürstenbund und den Briefen zweier Domherren 1787, worin er den veralteten Domkapiteln eine veredelte, zeitgemäßere Bestimmung anwies, auch die erste Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeschichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewissenhaften Gebrauch seiner Zeit und für die Anstrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiserwahl 1790 sich wieder in das Gewühl der Geschäfte zu stürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und besonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieses Jahres seinen Abschied zu suchen. Doch hier zeigte sich, in welchem Grade Müller wegen seiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Kurfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Kurfürst durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Director der kurrheinischen Kreisarchive fest, und eine ganz ungesuchte Gunst des Kaisers erhob den schlichten Johannes Müller im Jan. 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Mainz, bald zu Aschaffenburg, gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskriegs über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Wien fand Müller im Okt. 1792 Mainz in franz. Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergessen konnte, und Cüstine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kamen ihm hier entgegen. Müller aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold, und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiednem politischem Charakter getreu, verweigerte jede Theilnahme und ging mit seinen, größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem sein Kurfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten mehr als seiner Neigung angemeßne Anstellung fand. Daß Georg Forster, den Müller in Cassel kennen gelernt und in seinen Platz als Bibliothekar zu Mainz gezogen hatte, sich von republikanischer Schwärmerei verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundlosen Vorgeben zu täuschen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden, als seine Abneigung gegen einen Uebertritt zur kathol. Kirche, der daselbst zuversichtlich erwartet worden war. Gleichwol hatte Oesterreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795, die Uebereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens von 1796, die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797

das sicherste Mittel zum Frieden, waren Meisterstücke der politischen Beredtsamkeit, den demosthenischen Philippiken vergleichbar. Müller sprach darin für Oesterreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend, leider aber auch vergeblich. In jenen unruhiger Tagen, wo nur die Stimme der Leidenschaft gehört ward, und unter dem Zwange einer ängstlichen Censur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte sich seiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewisse Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die jenaische Literaturzeitung, unter der Chiffre: Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der Schweiz. Da Oesterreich 1796 im Begriffe schien, sie zu besetzen, begehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oesterreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch 1798, das er im Jammer über das untergehende Vaterland fast ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes, wozu Schafhausen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franz. Terrorismus und in der Hoffnuug ab, der Schweiz besser in Wien die Dienste zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien. In der That war er den Eidgenossen, die sich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beschützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden schweizerischen Jünglingen der sorgsamste Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch sein Einfluß am kaiserl. Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgab und die meisten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da sein Widerstand gegen die wiederholten Bekehrungsversuche ihm jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbste 1800 in Denis Stelle als erster Custos der kais. Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieser prächtigen Bibliothek aus, und setzte dabei seine Schweizergeschichte munter fort. Dies Behagen wurde jedoch 1803 schmerzhaft zerstört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug vermittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundschaft eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, so mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt, und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literarischen Wirksamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erst gegen das Ende durch Anerkennung und Freundschaft der Edlern angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch

den in Genf anwesenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geschichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bde. seiner Werke abgedruckt sind, waren hier die Herausgabe der herderschen Werke, zu denen er die Geschichte des Cid und schätzbare Noten über Persepolis lieferte, der 4. Band der Schweizergeschichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei ersten Bände, welche 1806 erschien, die Frucht seines Fleißes. In diesem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war eben daran, die schwer erhaltne Erlaubniß (der letzte Kabinetsbefehl darüber war vom 6. Oct. 1806) zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart zog. Wie in Müller's Vaterlande verschiedne Sprachgenossen, die Deutschen aber die zahlreichsten sind, so hatte auch in seinem, die ganze europäische Menschheit umfassenden Gemüthe Deutschland das Uebergewicht. Er war aber lange genug in Deutschland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt zur Eintracht zu ermahnen, und vor fremdem Uebergewicht zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu Mohammed's Posaune des heiligen Kriegs von Hammer, und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerksamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hochgehaltnen Formen sei nun vorüber, und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unsinnig wider eine Gewalt anzustürmen, der das von sich selbst verlaßne Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der sie ihm vor den Lasten des Kriegs schützten, erheischte seinen Dank; der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den verständigen Politiker in ihm, der nur gegen das System, nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Planen, die den Kaiser und seine Diener bei diesem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Jan. 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den gesunknen Muth der Preußen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen. Diese Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten in derselben Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger, den Zeitumständen ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutschland sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersetzte, ein Anlaß zu den

gehässigsten Verleumdungen gegen den Verfasser in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäsar obsiegte, dem Schicksale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und seinen Neigungen ganz entsprechend seine Lage in Berlin gewesen war, konnte es ihm unter solchen Umständen und Aussichten doch nicht schwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Universität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber seine wiederholt gesuchte Entlassung von Memel erst im Oktober. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtigs Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den er so wenig gedacht, daß er sogar seine ganze fahrende Habe, nach Tübingen vorausgeschickt hatte, auf's Aeußerste überrascht, gab im ersten Erstaunen, das Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, sich auf der Stelle zu erklären die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau und schon mit sich einig, Tübingen und die literarische Thätigkeit jeder andern Bestimmung vorzuziehen. Allein umsonst wendete er sich mit den dringendsten Gegenvorstellungen an den Minister Maret; der Wille des eben in Italien beschäftigten Kaisers, der den Westphalen einen angenehmen Minister zu geben dachte, litt keinen Widerspruch, und schon den 17. Nov. erhielt Müller zu Paris die Bestallung als kön. westphäl. Minister-Staatssekretär. In diesem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holl. Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Cassel gehen. Allein hier zeigte es sich bald, wie sehr der Beruf, dies neue Königreich zu organisiren und Geschäfte zu führen, zu denen eben so viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, seiner ganzen Natur widerstrebte. Seine Gesundheit litt, mehrere Male verlor er die Besinnung, und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen angemeßnern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht. Die Hindernisse, die dem Gedeihen der Wissenschaft im vormaligen Königreich Westphalen in den Weg gelegt wurden, sind bekannt. Anstatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltsames Zerstören ankämpfen und für seine Amtstreue die bittersten Kränkungen erfahren; doch erhielt er noch manche zum Untergang bestimmte wissenschaftliche Anstalt durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessen ungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Pläne, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen gestürzt haten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geistesdruck um sich greifenden Barbarei an seinem Leben, und brachen die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeschichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus

dieser Zeit. Noch einen Trost gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Pension in's Vaterland zu ziehen, wo er sich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung seiner Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit; die Tagsatzung, die hierüber Beschluß fassen wollte, versammelte sich den 5. Juni 1806 und erfuhr den 8. seinen Tod. An den Folgen seiner sitzenden Lebensart und starken Anstrengung hatte Müller schon in frühern Jahren gelitten und seine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflösung vertrauter, und schrieb in diesem Gefühle sein Testament, das unverdächtigste Zeugniß seiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewissenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers sein Haus bestellte und über die Tilgung seiner Schulden verfügte. In solchen Sorgen, doch gestärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, starb er in seinem 57. Jahre an einem, mit Entzündung des Gesichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was ist, ist von Gott und Alles kommt von Gott. Bei seiner Beerdigung hielt der Minister Simeon, der nebst dem franz. Gesandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Bosse, Müller's Sekretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu seinen wenigen Vertrauten in Cassel gehörte, eine Standrede, voll von Beweisen, wie sehr sein Werth auch auf dem letzten Schauplatze seines Wirkens anerkannt ward. Müller's Aeußeres war mehr einnehmend, als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine fleischige Gestalt, ein rundes Gesicht, eine heitre, erhabne Stirn und ein Paar hervorstehende, große, blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit seines Geistes. Mit dem Anstande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmste Lage zu versetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menschenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu rasch im Vertrauen wol zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuspinnen und Beleidigungen zu erwidern. Besonders nahm er sich gern aufkeimender Talente an und stand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die sich ihm anschlossen. Der berühmte Orientalist von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Historiker Pfister, von Hormayr und Dippold, von denen der erstere im Quellenstudium, die beiden andern in der Manier der Darstellung seine Schüler wurden, bildeten sich unter seiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie; die Stelle der Weiberliebe füllten die Wissenschaften und die Freundschaft in seinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgesinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die besten unter den Zeitgenossen standen mit ihm in diesem glücklichen Verhältnisse; am nächsten sein würdiger Bruder, der Oberschulherr und Professor Joh. Georg Müller zu Schafhausen (Herausgeber der Werke seines Bruders und Verf. mehrerer trefflicher Schriften, geb. 1759, gest. den 20. Nov. 1819), außer ihm Bonstetten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraigues, Alexander v. Humboldt, Niclas Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen seine vertrauten Briefe, die im 4. bis 7. und 13. bis 18. Bde seiner Werke aufbewahrt sind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch

der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Baiern unter seine Freunde gehörten, gereicht diesen Prinzen nicht weniger, als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl seines eignen Werthes nicht ohne Antheil an diesen Bündnissen und seine, von Jugend auf entschiedne Vorliebe für den Umgang der höchsten Stände, seine Freude an hohen Ehrenstellen, sein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht selten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wissen wollte, wirklich besaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eisernem Fleiß und schöpferischer Phantasie, von kritischem Scharfsinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernst und glühender Empfindung, Eigenschaften, wie die Natur und der menschliche Wille sie selten hervorbringt und noch seltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die sich entschieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wissens und führte die Werke seiner historischen Kunst auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten selbst auf, die er beschrieb. So entstanden die Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug ist, seinen Verfasser unsterblich zu machen. Selbstständigkeit, Tiefe, Vollständigkeit, ein reines, starkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienstbar ward, und eine Bescheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verschrieenen Quelle noch Goldkörner historischer Wahrheit finden ließ, zeichnen seine Forschung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze seinen Vortrag aus. Was dieser hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müller's Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu sagen, als irgend einer Nachahmung zugeschrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunst und die lebenvolle Anschaulichkeit in seiner Beschreibung der Schlachten ist ganz einzig in ihrer Art; und unter den Vorzügen seiner historischen Methode hervorragend das Verdienst, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen seinen Bedingnissen in das Gebiet der Geschichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menschengeschlechts wiedergegeben zu haben. In diesem Sinne wollte er die Weltgeschichte schreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meisten und besten schon seine Vertrauten waren, von Moses und Homer an nach der Zeitfolge in den Ursprachen zu lesen und historische Materialien daraus zu excerpiren. Bei diesem großen Unternehmen ging ihm aus den bibl. Schriften über den unendlichen Werth der positiven Religion und des Christenthums insonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franz. Literatur seit 1771 in Etwas verschattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeisterung der Religiosität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerschütterlichen Frömmigkeit heran, die seinem nie unterlaßnen Morgengebete erfrischende Kraft, seinem Innern die Weihe eines heiligen Ernstes und seinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feste Haltung des guten Christen und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geschäften und Zerstreuungen seiner äußern Verhältnisse, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräischen, griech. und

römischen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftsteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeschriebne Folioseiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf welches der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse vollkommen geordnet; eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geschlecht, dessen Geschichte er nicht wußte. Bei gründlichem Wissen des wirklich Geschehnen und einer gereiften Einsicht in den Zusammenhang aller menschlichen Dinge konnte sein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünstler und gegen den Terrorismus philosophischer Construenten in der Geschichtschreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre scholastische Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Grundsätze der höhern Kritik und der innern Gründe auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwol voll Achtung für wahre Philosophie, und der Unzulänglichkeit seines Talents zu speculativen Forschungen gern geständig, sich laut und stark erklärt. Gerecht und mit Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, in seiner Schrift: Müller, der Historiker, Leipz. 1809, und der Akademiker Roth zu München in seiner Lobschrift auf Müller das Verdienst und die Mängel dieses großen Geschichtsschreibers gewürdigt, den der Parteigeist und die Unbilligkeit einiger kritischen Blätter wol verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenossen erreichen konnte. Mit den unsterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Geistes, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen.

Müller (Joh. Gottwerth), geb. 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vor. Jahrh. einer unsrer gelesensten Romanendichter. Sein Kreis ist der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerst 1779), im Ringe (1777) und in den komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), stets in den Schranken sittigen Anstands sich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune schildert. Aber seine Wahrheit verschmäht mit zu großer Sprödе den Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, seiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moralische Abschweifungen. In seinem nahen Umgange, behauptete man, daß er die Originale mancher Schilderungen fand, die ihn deshalb anfeindeten. Weniger lebendige Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten seinen spätern Schriften (Selim der Glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche seiner frühern Werke fast vergessen worden zu sein scheint.

Müller (Joh. Gotth. v.), Professor und Ritter in Stuttgart,

einer der trefflichsten jetzt lebenden Kupferstecher Deutschlands, wurde 1747 zu Bernhausen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunst führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er sich widmen sollte, ab, und nach Stuttgart. Da sein großes Talent sich bald entwickelte, so erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand setzte, 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unsers berühmten Landsmannes Wille Leitung die schnellsten Fortschritte. Sechs Jahre später nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitgliede auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildnisse der beiden Professoren dieser Akademie, des Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Professor der dasigen Kunstschule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit die Meisterwerke, durch die er sich berühmt gemacht hat. Vor allen verdient den Vorzug sein Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinsicht der Reinheit und Zartheit des Grabstichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den berwik'schen Kupferstich noch übertrifft, ungeachtet man letztern hinsichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Seine Hauptblätter im historischen Fache sind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Waren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbull's; und die Madonna della Sedia, nach Raphael, die er für das Musée français lieferte. Für das becker'sche Augusteum hat er ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehrere treffliche Künstler gebildet, vorzüglich sein Sohn. (s. d. fg. Art.)

Müller (Joh. Fried. Wilh.), des Vorigen Sohn, kön. würtemberg. Hofkupferstecher und Professor an der kön. sächs. Akademie der Künste in Dresden, war geb. zu Stuttgart 1782. In früher Jugend untergruben die bösartigsten Pocken seine Gesundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die sich schon in seinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden, lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu seinem 18. Jahre, und empfing nebenher von seinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu. Seine Versuche mit dem Grabstichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf stach er das gekannte Porträt von Hufeland, nach Tischbein. Aber nicht auf das kunstgerechte Eingraben in Kupfer beschränkte er sich; er hatte nach seines Vaters Anweisung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil seiner Kunst erkannt und wandte allen Fleiß an, sich immer mehr darin zu vervollkommnen. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Paris, um dort den akademischen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn hier schon zu übermäßigen Anstrengungen, die eine sehr bedenkliche Erschlaffung seines Geistes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerstreute, theils ihm durch leichtere Beschäftigungen mit der Oelmalerei Unterhaltung verschaffte. Müller malte zu seiner Zeit drei Bildnisse nach der Natur, darunter sein eignes, und hatte den für seine Kunst so unschätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmalerei praktisch kennen zu lernen. So gestärkt und an Kenntnissen bereichert, kehrte er nach Paris zurück, und stach für das Musée de Paris die Vénus d'Arles, und für Robillard eine Statue,

mit der Unterschrift: La Jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchst glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 malte und stach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing den so berühmt gewordnen Johannes nach Dominichino an und zeichnete die heil. Cäcilia nach demselben Meister, die nachher sein Vater in Kupfer ausführte. 1806 ging er nach Stuttgart zurück und beendigte seinen herrlichen Johannes. 1808 ward ihm von dem Kunsthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende seines Lebens beschäftigte. Durchdrungen von der Größe dieser Unternehmung, beschloß er, ihr seine ganze Kraft, sein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunst auf's neue an der Quelle selbst, in Italien, zu studiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der raphael'schen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte seinem geübten Auge nicht; seine eignen Studien nach dem Urbilde bezeugen, wie er nicht nur die äußern Umrisse treu, sondern auch das Eigne der ganzen malerischen Schöpfung im Geiste des Malers wieder zu geben strebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunst kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm sogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das sein rastloser Fleiß bald sichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichsam zur Erholung, als die Bildnisse von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's kolossaler Büste) und Hebel (nach dem Leben), und ein größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem raphael'schen Deckengemälde in den vatikanischen Logen. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunstakademie in Dresden, den er um so lieber annahm, als er dort im täglichen Anschauen des herrlichen Urbildes seine große Kupferplatte vollenden konnte, und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider sollte seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer sein. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszustatten, erschöpfte er auch den letzten Funken von Geistes- und Körperkraft. Um so empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältnisse. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er fast ganz ohne Nahrung hinschmachtend einem Träumenden, von dunkeln Phantasien Bewegten glich, löste seinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines eben so berühmten, als liebreich bemühten Arztes auf dem Sonnenschein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Genesung zu fassen, als er am 3. Mai 1816 entschlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck sah, wird stets als ein Edelstein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der er sich 1811 verheirathet hatte, und zwei Kinder. Ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher, von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebst einigen seiner hinterlaßnen Zeichnungen, siehe im tübinger Morgenblatt, Kunstblatt Nr. 1., Jahrg. 1817; vergl. mit Nr. 7., 1816, und Morgenblatt, Nr. 290. 1816.

Müller (Friedr.) unter dem Namen Maler Müller bekannt, verdient als Maler, Kupferstecher und Dichter eine rühmliche Auszeichnung. Er ist 1750 zu Kreuznach geboren, stand früher in herzogl. zweibrück'schen Diensten, und gab schon von seinem 18. Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie stellen meist Thiere, Compositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscenen u. s. w. vor, und wurden wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und

der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. 1776 ging er nach Rom, und studirte dort besonders nach Michel Angelo. Allein auch er scheint an dieser, für junge Künstler so gefahrvollen Klippe gescheitert zu sein. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast alle Mal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, bloß seine Manier aufgreifend, in's Uebertriebne zu verfallen.“ So kam es, daß die Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine spätern Arbeiten, welche sich durch wilde romantische Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Desto größere Verdienste hat sich Müller als Dichter erworben, ungeachtet auch sie nicht sogleich und nach Verdienst anerkannt worden sind. Zu einer Zeit, wo sich unsre Literatur in einer faden Langweiligkeit gefiel, und wo die Dichtkunst größtentheils in eine versificirte Prosa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geistern, welche einen neuen Schwung in unsre Literatur brachten (Göthe, Bürger, Herder, Stolberg, Heinse, Klinger), auch unser Müller auf, welcher mit den meisten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, einige seiner Gedichte bekannt machte, schienen seine Poesien noch zu früh gekommen zu sein; sie wurden nur unter großem Widerstreit und mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst späterhin und nachdem Müller mit seinen, nunmehr gesammelten Poesien (Maler Müller's Werke, 3 Bde, Heidelb. 1811.) auf's neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Schon unter seinen Idyllen findet man einige vortreffliche Stücke, wie z. B. die echt deutschen, „Ulrich von Koßheim,“ „die Schafschur,“ und „das Nußkernen.“ Allein seine Meisterwerke bleiben doch die „Niobe,“ sodann „Faust,“ und seine „Genovefa;“ Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe bestehen und seine schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerrissen. (Vgl. Schlegel's deutſ. Museum, Sept. Heft, 1813 S. 247.) Müller lebt gegenwärtig in Rom, und beschäftigt sich besonders damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunst vertrauter zu machen.

Müller (Adam), vorzüglich durch seine Vorlesungen und Schriften über Gegenstände der Staatskunst bekannt, ist geb. 1779 zu Berlin, erzogen, wissenschaftlich vorgebildet und für das Studium der Theologie bestimmt von seinem mütterlichen Großvater, dem als Orientalisten und Uebersetzer des Hiob und Jesaias bekannten Prediger Cube zu Berlin; dann des Philologen Wetzel (durch sein antiquarisches Lexikon und mehrere Ausgaben des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spalding's und Heindorf's Schüler. Durch die Leidenschaft für das Studium der damals herrschenden Philosophie von den positiven Wissenschaften abgeleitet, führte ihn in seinem 18. Jahre die Freundschaft von Fried. Gentz zu dem Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit zurück. So betrat er in seinem 19. Jahre seine dreijährige akademische Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des absoluten Eigenthums seinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutsche und das Lehnsrecht, und das brittische Privatrecht neben dem röm. nicht zu versäumen. Burke's Werke griffen um diese Zeit mächtig und nachhaltig in sein Leben: so entstanden die Vorlesungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er 1800 zu Göttingen einigen seiner Freunde hielt. Aehnliche Forschungen

in der Philosophie des Rechts, führten ihn zur Idee des Gegensatzes, als Grunderscheinung der Welt, daher nach seiner Rückkehr nach Berlin, zu einem zweijährigen Studium der Naturwissenschaften. Seine Anstellung als Referendar in Berlin, konnte seinen wissenschaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reise nach Schweden und Dänemark, und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, um seine politischen und religiösen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen. Entschlossen, an die Ausarbeitung großer, umfassender Werke sein Leben zu setzen, begab er sich, um Gentz wieder zu sehen, nach Wien, trat am 30. Apr. 1805 zur röm. kathol. Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Als jetzt die Wendung der europ. Angelegenheiten einige Aussicht zu praktischer Wirksamkeit zeigte, begab er sich nach Dresden, wo er größtentheils im Umgange von Gentz drei Jahre verlebte, und 1806 Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 über die dramatische Poesie, 1808 über die Idee der Schönheit, und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften hielt. Sie sind sämmtlich gedruckt; die letzten unter d. Titel: Elemente der Staatskunst. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn nach Berlin. Von den preuß. Ministern, die späterhin von Hardenberg mit Auszeichnung behandelt, konnte unter den politischen Verhältnissen dennoch seine Anstellung nicht erfolgen, und er hat, außer seinen Vorlesungen über Friedrich II. während seines Aufenthalts daselbst in keiner öffentlichen Beziehung gestanden. Im Mai 1811 ging Ad. Müller nach Oesterreich und lebte zwei Jahre, mit dem Wohlwollen des Erzh. Maximilian von Oesterreich=Este beehrt, in dessen Hause den Wissenschaften. Im J. 1812 hielt er vor einer zahlreichen Versammlung Vorlesungen über die Beredtsamkeit. Das J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirksamkeit. Er wohnte als k. k. Landeskommissär und tirol. Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes gebraucht, bis er im Apr. 1815 vom Fürsten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaisers nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generalconsul in Sachsen; zugleich ist er kais. östreich. Geschäftsträger an den herzogl. anhaltischen und fürstl. schwarzburgischen Höfen. 1819 wohnte er den Ministerial=Conferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei. Er lebt zu Leipzig, wo er (1816 — 1818) seine Staatsanzeigen, und 1819 seine Schrift: Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft, herausgab. Auch stehn von ihm Beiträge im wiener deutschen Beobachter, in Fr. Schlegel's Concordia, in den Zeitgenossen (Franz I., Kaiser von Oesterreich und Horner) und in andern Zeitschriften.

Müllner (Adolph) k. preuß. Hofrath, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des berühmten Bürger, ist einer der ersten jetzt lebenden deutschen dramatischen Dichter. Wieland's Oberon, Bürger's Lenore, Schmidt's Unterricht in Pforta und Schiller's Werke erweckten Müllner's Dichtergeist. Zugleich studirte er mit Liebe Mathematik, hierauf in Leipzig die Rechte, und lebte seit 1798 als Advocat in Weißenfels. Später machte er sich als juristischer Schriftsteller bekannt und ward Dr. der Rechte. Vertraut mit den französischen Klassikern errichtete er 1810 in Weißenfels ein Privattheater. Bald zeichnete er sich als Lustspieldichter aus, durch seine „Vertrauten“ (1811), „die großen Kinder“, „die Onkelei“

u. a. m., zum Theil nach französischen Originalen und meistens in Versen, welche M. sehr geschickt zu behandeln weiß, verfaßt. (S. Spiele für die Bühne. Lpz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Lpz. 1817). Werner's vier und zwanzigster Februar veranlaßte ihn 1812, seine erste Tragödie, den neun und zwanzigsten Februar zu dichten. In dems. J. schrieb er seine zweite: „die Schuld" (seit 1816 viermal aufgelegt, auch in's Engl., Franz. und von Döbrentei in's Ungar. übs.); im folgenden Jahre die dritte: „König Yngurd" (Lpz. 1817); später die „Albaneserin" (Tüb. 1820). — Reichthum an Wissenschaft, kritischen Blick, Freimüthigkeit und Witz hat er als Redacteur des Tüb. Literaturblattes (seit 1820) und der Hekate (seit 1823) auch als Mitarbeiter an vielen Zeitschriften, besonders im dramatischen Fache, gezeigt; doch streift sein Witz oft an die Person. Anerkannt ist sein Talent als Lustspieldichter. Erfindung, stechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menschenkenntniß, sind ihm nicht abzusprechen. Eine tiefe und große Ansicht der Welt und des Lebens, ein sinnreicher Plan, eine ächt poetische Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigramatisch ist, zeichnen seine Trauerspiele aus, in denen Gedankenernst ein düstres Schicksal bisweilen mehr künstlich als einfach vor dem Zuhörer entfaltet. M. vgl. d. Art. Deutsche dramatische Dichter in der 3. Liefer. der neuen Folge.

Mumien, einbalsamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalsamiren vor der Verwesung geschützt worden sind. Ihre Farbe ist braun, der Körper so trocken und hart, wie Holz, und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiednen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt, und durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Man findet die Mumien in den mittlern Theile Aegyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken, und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen, und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt waren. Die Kosten waren bedeutend, daher auch nur die Leichen der Vornehmern und Reichen auf diese Art einbalsamirt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt, und mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, war sehr künstlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei versehn, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem

Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß siebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. Außer den menschlichen Körpern, machten die alten Aegypter den Körper eines gewissen von ihnen verehrten Vogels, die Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. Noch zu unsrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürstlicher Personen durch Einbalsamiren der Verwesung entrissen (s. Balsamiren). Auch ist in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unsrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es ist nämlich in demselben ein unterirdisches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt ist. An den Wänden sind nach der Reihe hohe, schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere hundert menschliche Körper aufrecht stehen, die hinten an der Wand befestigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet sind. Die Mönche dieses Klosters wissen durch besondre Mittel, die sie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verwesung zu verwahren, und es werden deren noch immer daselbst aufgestellt. Außer den künstlich bereiteten Mumien gibt es auch an verschiednen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden sind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin schmelzte, die nach der Zeit darin beigesetzten Leichen noch unverwest. In dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen sind, in einer Kapelle, welche mit Gittern versehne offne Fenster hat, versammelt, wo sie in sitzender Stellung, einer an des andern Brust lehnend, aufbewahrt werden. Die scharfe, kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper, und läßt sie nur langsam eintrocknen. Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten sind, und zu den kostbarsten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebst einer ausführlichen Schilderungen der verschiednen Einbalsamirungsarten, siehe in Becker's Augusteum, 1r Bd. Auch in der Leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, breitet sich auf dem linken Ufer der Isar in einer Ebene aus, welche nur auf der östlichen Seite von niedrigen Hügeln umgrenzt ist, und hat 65,000 Einwohner. Das Klima ist, der südlichen Lage der Stadt (48° 8′ 20″ N. B.) ungeachtet, wegen ihrer bedeutenden Erhöhung über die Meeresfläche, und wegen der Nähe der tiroler Gebirge, mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Im 11., und im Anfange des 12. Jahrh. war München schon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Ueberall zeigt sich an den Gebäuden ein guter Geschmack und der Ausdruck bescheidner Bequemlichkeit. Die vorzüglichsten öffentlichen Plätze sind: der Marktplatz, auch schlechthin Platz genannt, der Max-Josephplatz, der Promenadeplatz, der Maximilians-, der Carolinen-, der Königs- und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetsten Kirchen gehören: die Theatiner,

oder katholische Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau mit dem Grabmale Kaiser Ludwigs des Baiern, die St. Stephanskirche, mit einem schönen Begräbnißplatze und Leichenhause, die Peterskirche, die königl. Hofkirche zum h. Michael, einer der schönsten Tempel in Deutschland, die königliche Hofkapelle und die evangelische Hofkirche in der Residenz. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königliche Residenzgebäude, ein herrlicher, weit umfassender Palast, voll Würde und Hoheit, im dorischen Style, im Innern auf das Prächtigste und Geschmackvollste geschmückt, 540 Fuß lang und 280 Fuß breit mit 4 Höfen, mit einem schönen Lustgarten, der herzogl. eichstädtsche Pallast; der Herzog-Maxpalast, der fuggersche oder Herzog-Wilhelmspalast, der Ständesaal, der Bürgersaal und mehrere Hotels des hohen Adels. München ist der Sitz der fünf Ministerien, des Oberappellationsgerichts, und eines Erzbischofs, so wie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anstalten für Beförderung der Wissenschaft steht die königl. Akademie oben an, welche schon 1759 vom Kurf. Maximilian Joseph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufsicht der Akademie stehen: die Bibliothek (400,000 Bde. 8500 Handschriften), das Museum der Naturgeschichte, und die physikalischen, mathematischen und polytechnischen Sammlungen, der botanische Garten, das Münzkabinet, das Antiquarium u. A. Die königl. Studienanstalt, als Lehranstalt für höhere Bildung, besteht aus einem Lyceum, Gymnasium und Realinstitute; ferner blühen hier als besondere Lehr- und Erziehungsanstalten die königl. Pagerie, das Cadetencorps, das statistisch-topographische Büreau, mit einer topograph. Schule, die Blindenanstalt, die Erwerbschule, das Studenten-Seminar, das Athenäum für Neugriechen, mehrere Volks- und Feiertagsschulen und die Maximilians-Anstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranstalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärschule, die männlichen und weiblichen Feiertagsschulen. Unter den Anstalten zur Bildung in Künsten steht obenan die Akademie der bildenden Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal, nebst der vom Kronprinzen errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferstichkabinet. Die kostbaren Sammlungen der königl. Bildergallerie sind in sieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt. Sehr anziehend sind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Musivgemälden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen Kunstanstalten bemerken wir noch das mechanische Institut von Reichenbach und Utzschneider, wo vortreffliche astronomische und mathematische Instrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedikt-Bayern gehört; ferner die lithographischen Anstalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter sich ausdehnen und an Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. München besitzt zwei stehende Theater (das königl. Nationaltheater und das Theater am Isarthor), und an dem Museum und der Harmonie, zwei Gesellschaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes auch den Genuß geselliger Unterhaltungen verschaffen. Die münchner Kapelle ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; der englische Garten ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin ist. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Belustigungen den ersten Platz. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind:

Großhesellohe, Obervöhring, Bogenhausen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die königl. Lustschlösser: Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerresidenz des königl. Hofes, Schleisheim (mit einer ausgezeichneten Gemäldesammlung, welche den Besuch jedes reisenden Kunstfreundes verdient) und Fürstenried. Ausgezeichnete Erwähnung verdienen auch die Unterstützungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die wichtigste und zugleich umfassendste Anstalt dieser Art ist das allgemeine Krankenhaus. Es enthält einen Raum für 7 bis 800 Kranke, 54 Commun-Krankensäle, und überdies 60 abgesonderte Zimmer für Gäste, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anstalten dieser Art sind: das Militär-Lazareth, das heilige Geist-Spital, das Joseph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanstalt. Das königl. Strafarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichsten und kunstvollsten Anstalten sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird von der Isar hergeleitet; die Kanäle, ungemein zahlreich und mit vielen Kosten unterhalten, treiben Maschinen, Mühlen, bewässern Wiesen und Gärten, dienen zum Flößen und sichern vor Ueberschwemmungen. Fabriken und Manufakturen sind in München nicht zahlreich; man findet daselbst einen Kupfer- und zwei Eisenhämmer, eine Kattun- und Zitzfabrik, zwei leonische Spitzenfabriken, drei Möbelnfabriken, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, Hautelissetapetenfabriken, sechs Lederfabriken, unter welchen sich die von utzschneider'sche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten und zwei Seidenstrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinselfabrik u. a. Die Papierfabrik in München (seit 1347) ist wahrscheinlich die älteste in Deutschland. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen sieben. München hält des Jahres zwei große Dulten (Messen), um heilige Dreikönig und um Jacobi, jede dauert vierzehn Tage. Die neueste Beschreibung von München ist D. Müller's Gemälde von München und Baiern.

Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat sich als hannöverscher Minister und als Curator der Universität Göttingen dauernden Ruhm erworben. Er stammte aus einem der ältesten adeligen Geschlechter, und ward 1688 geboren. Nachdem er seine Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, ward er 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverscher Comitialgesandter in Regensburg. Von 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienste, die er entwickelte, erhoben ihn 1765 zum Premierminister, in welcher Stelle er 1770 zu Hannover starb. Mann kann mit Wahrheit sagen, daß die blühende Periode der 1734 gestifteten Universität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhausen's Werk war. Eine Menge von Instituten dieser Universität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wissenschaften, die Festsetzung der von ihr vertheilten Preise, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingischen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptsaal sein wohlgetroffnes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entstehung, theils ihren Flor. Besonders wohlthätig für die Blüthe der Universität aber, war der lieberale große Geist, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anstellung der Lehrer leitete. Münchhausen's Scharfblicke und seiner Wahl ist es zuzuschreiben, daß Göttingen unter seiner Curatel eine so große Anzahl von ausgezeichneten Männern aufzuweisen hatte. In

der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch Milde und Sorgfalt für Alles aus, was zum Flor des Landes beitragen konnte.

Mund ist diejenige natürliche Oeffnung des menschlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Essen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut bekleidet ist und sich in die Luftröhre und den Schlund fortsetzt. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ, und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen (deren äußere Kanäle sich in seinem Innern öffnen) fließenden Speichel angefeuchtet. Letztrer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der eustachischen Röhre. Durch letztre hängt der Mund mit dem Ohre zusammen; eine andere Verbindung findet mit der Nase Statt durch die innern Nasenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verschiednen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleisch, die sogenannte Fröschleingeschwulst, die Verletzungen der Speichelkanäle und die pathologischen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerstörung der Gaumendeckung und die Durchbohrung seines Knochengewölbes in syphilitischen Krankheiten. Bei Flüßen nennt man die Ausströmung Mündung.

Mündigkeit, s. Majorennität und Minorennität.

Municipal, Municipalitäten. Das Wort municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit städtisch gleichbedeutend gebraucht, so Municipalverfassung statt städtische Verfassung, Municipalbehörde statt städtische Behörde. Eben so versteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unsern Tagen hat jedoch dies zuerst in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine ausgedehntere Bedeutung erhalten, indem man mit diesem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zusammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Oerter Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjunkten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehrern Polizeicommissären, neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen, und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge zu thun hat. Cz.

Municipien, municipia, hießen diejenigen Städte im römischen Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decurionum) entweder nach römischen, oder nach eignen Gesetzen regiert wurden, und im erstern Fall das römische Bürgerrecht im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militärischen Ehrenstellen gelangen konnten.

Münnich (Burkhard Christoph Graf von), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, ward zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683 geboren, wo sein Vater als ostfriesischer Geheimerath und Deichgräfe lebte. Nach einem sorgfältigen Unterrichte machte er eine Reise nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmstädtischen Truppen. 1705 begab er sich in casselsche Dienste, stieg in denselben, nach seiner Befreiung aus der französischen Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei

Denain gerathen war, bis zum Obersten, und baute den Kanal und die Schleuse zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberster in polnisch-sächsische Dienste, und ward 1717 Generalmajor. Von hier durch die Ränke des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in schwedische, und nach Carls XII. Tode 1720 in russische Dienste, wo ihn sein Glück erwartete. Schon am 22. Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, sondern auch 1728 in den russischen Grafenstand; 1731 ward er, unter Anna Generalfeldzeugmeister, Generalfeldmarschall und Präsident des Reichskriegscollegiums. Als solcher gab er dem russischen Landheere eine neue Verfassung, und richtete das adelige Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In diesem Kriege verwüstete er 1736 die Krimm, eroberte 1737 Otschakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dnestr, schlug die Türken bei Stewutschan, bemächtigte sich der Festung Chotschim und besetzte die Moldau. Seine weitern Pläne wurden durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vernichtet, worauf denn auch der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 18. Sept. 1739 zu Belgrad erfolgte, dessen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden ist. Münnich wurde bei seiner Rückkehr zum Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiserin eigenhändig einen kostbaren Degen, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Als diese Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernst Johann von Kurland von ihr zum Regenten des russischen Reichs in Vormundschaft des minderjährigen Thronfolgers, Iwan, erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog solle bloß den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben. Da er sich in dieser Hoffnung getäuscht fand, so stürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzessinn Anna, Iwans Mutter, dem Scheine nach die Regentschaft führte. Da Münnich nicht Generallissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären, und betrieb als solcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied foderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte ihm die Großfürstin die biron'sche Herrschaft Wartenberg, und nach demselben verlieh sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, so daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demselben Jahre erhob ihn auch der Kurfürst von Sachsen, als Reichsvicarius in den deutschen Reichsgrafenstand, er erhielt aber die Urkunde erst 1762. Denn als er nach Erhaltung seines Abschieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, die sich im Dec. 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber mit Verlust seiner Güter begnadigt und nach Pelim in Siberien gebracht, wo er mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln und seinen oldenburgschen Einkünften lebte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762 in Petersburg eintraf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen, setzte ihn wieder in den Besitz seiner vorigen Würden und gab ihm den Andreasorden. Catharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector der Häfen am baltischen Meere. Er starb 1767 in der Residenz, im 84. Lebens-

jahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgschen belegnen Familienfideicommisses, daß seine Kollateralen nützen. Dies mit seinen großen Einkünften blieb dem Grafen als er nach Siberien geschickt wurde. Folgte Kaiser Peter III. seinem Rath, so nahm wahrscheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, seine Tage in seinem Vaterlande zu beschließen. Wegen der Herrschaft Wartenberg in Schlesien entsagte der Graf Münnich seinen Ansprüchen zum Vortheil der Familie Biron nachdem er aus Siberien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copenh. 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptista), ein berühmter spanischer Gelehrter, geboren 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und wurde schon in einem Alter von zwanzig Jahren Professor der Philosophie zu Valencia. Er war es, der die aristotelisch-scholastische Philosophie stürzte und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine sichere Methode, in die Wissenschaften einzudringen, an ihre Stelle setzte. 22 Jahre alt, schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorstand, bis der Minister Galvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Um die Materialien dafür zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon u. s. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieser Nachforschungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. s. w. Auf dieser Grundlage begann er sein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) seine Arbeit, von der nur der erste Band erschienen ist (Historia del nouvo mundo, Madr. 173, deutsch von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte fast ganz beendigt hinterlassen.

Münster (Monasterium), Hauptstadt der königl. preuß. Provinz Westphalen, liegt am Flusse Aa, der ungefähr drei Stunden davon in die Ems fällt und am Kanal der nach Maxhafen führt, in einer ebnen mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Festungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, sind unter dem verewigten Minister von Fürstenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beschatteten Allee umgeschaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürstbischöfliche Palast mit schönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 1500 großen Theils gut gebaute Häuser, wovon die am Markt stehenden mit Arkaden versehen sind, reinliche, breite Straßen, 15,100 E. Zu den vornehmsten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden umgebnen Domplatz, mit sehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im schönsten gothischen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die drei eisernen Käfige sieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings (1536) aufgehangen worden (s. Wiedertäufer). Außerdem hat die Stadt noch sechs Pfarrkirchen, eine Gymnasiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobne) Klöster, von denen einige schon Ruinen sind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus mit seiner hohen echt gothischen Façade,

worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24. October der westphälische Friede geschlossen wurde, mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten ausgeziert ist; ferner die Paläste der Freiherrn von Romberg und Droste, und die Wohnhöfe mehrerer andrer Adeligen. Die katholische Universität ward 1818 aufgehoben, und ihre Fonds wurden dem bischöflichen Seminarium für katholische Geistliche und dem Gymnasium in Münster und Paderborn zugetheilt. Das Gymnasium in Münster hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden zählt, in fünf Klassen über 250 Schüler und hat neun Lehrer nebst einem Director. Die vorherrschende Religion ist die katholische, doch haben die die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domkapitels erlitten haben, ersetzt ihnen jetzt das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Oberpräsidiums und Militärgouvernements der Provinz Westphalen, und mehr als alles dieses der seit 20 Jahren ungemein gestiegne Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ams und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster, also durch 2 neue Kanäle die mit der Ems bei Rheina und nach der Lippe von Marhafen aus correspondiren (woran schon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, als Mitglied des Hansebundes, die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war.

Münster-Meinhövel, ein altes deutsches Geschlecht, welches sich vormals in mehrere Linien theilte, und deren gemeinschaftlicher Ahnherr, Hermann, welcher im J. 781 von Carl dem Großen bei Harstatt erschlagen wurde, der Heerführer der Sachsen gewesen seyn soll. Es blüht jetzt nur eine Linie dieses Geschlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Nünen, 1522 starb. Diese Linie, die 1794 von Kurpfalzbaiern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, theilt sich in drei Aeste: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus dem letzten Zweige stammt Friedr. Herbert, Reichsgraf zu Münster, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. s. w., geboren 1766 im Hannöverschen. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienstes durchgemacht, war zuerst Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner kurhannöverscher Gesandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender kurfürstlicher Minister in London. So hat er sich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hannöverscher Gesandter beim Wiener Congreß. Die ihm von seinem Souverän verliehene Ehrenstelle eines Landmarschall des Königreichs Hannover ist eine neue Würde, indem es sonst nur Special-Marschälle gab. Auch ist er Kanzler des im J. 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin ist eine Prinzessin von Bückeburg.

Münster (Straßburger). Der Name Münster ist aus dem lateinischen verdorbenen Worte monasterium (Kloster) entstanden, und bedeutet also eigentlich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammen leben. Sodann hat man auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen diesen Namen beigelegt, weil nämlich ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel, wie die Mönche, zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das Straßburger Münster, nebst dem Kölner Dom und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern bewähren, das erhabenste Denk-

mal der sogenannten gothischen, richtiger altdeutschen Baukunst, und in welchem, wie Göthe sagt, die Aufgabe der unnatürlichen und scheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöst ist. Im Grundrisse hat der Münster nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend Abweichendes. Von Morgen trit man in einen Hofraum, der ungefähr dreimal so breit als tief ist, und von des Bischofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebäuden, so wie der Geistlichen Zellen umschlossen wird. Von da stößt man auf die Kirche selbst, in welche drei in gleichmäßige Zwischenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelsten ist der Chor der Geistlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen; zwischen ihnen ist der Predigtstuhl, dem gegenüber an der entgegengesetzten Wand eine Thür gegen Abend in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus diesem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren, rechts und links von jener mittlern, sind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsseite die für die Frauen bestimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Mannspersonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt, neben dem beschriebenen Raum für die Büßenden, gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münsters führen 725 Stufen. — Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt sich schwerlich etwas Besseres sagen, als was sich in Göthe's Leben B. 2. S. 411 ff. darüber findet, so wie in dessen dem Baumeister des Münsters, Erwin von Steinbach, gewidmetem Aufsatz, welcher sich in Herder's Schrift von deutscher Art und Kunst findet. Wir begnügen uns, hier nur das Ergebniß seiner Anschauung mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man sonst ohne allen Unterschied jedem Werk der sogenannten gothischen Baukunst vorwerfen zu können glaubte) „nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis in das Kleinste, er erkennt auch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger an Gestalt, aber doch höchst abwechselnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken.“ Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münster steht, ein solcher unter dem fränkischen König Chlodwig erbaut und in sechs Jahren, schlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 ward der Grund zu dem jetzigen Münster gelegt. Der Bau selbst ward unter gottesfürchtiger Unterstützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt; 260 Jahre wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des sogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steinbach visirt und angelegt worden ist. Nach dessen Tode, 1318, setzte sein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von seiner Schwester Sabine dabei unterstützt, welche der Vater ebenfalls in der Baukunst unterrichtet hatte. Von ihrer eigenen Hand ist das schöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier ist zur rechten Hand die christliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargestellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdische Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgesenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Gesetztafeln Mosis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten stehen die heiligen zwölf Apostel. Auch Johannes von Steinbach erlebte

die Vollendung des Werks nicht. Er, sein Vater und seine Mutter liegen im Kreuzgange begraben. Erst 1365 war das Münster zu seiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeister Johann Hiltzen von Köln, nebst noch einem andern Meister aus Schwaben dessen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münsterscher Friede, 1648, s. Friedensschlüsse.

Münter (Balthas.), geb. zu Lübeck 1735, der Sohn eines reichen und angesehnen Kaufmanns daselbst, der aber in seinen Glücksumständen plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen Münter ein Sporn zu doppelter Anstrengung in den Wissenschaften. Er besuchte zuerst das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich besonders in der lateinischen Beredtsamkeit und Poesie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu studiren. Nachdem er sich durch mehrere akademische Schriften, meist philosophischen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung schon als Student bekannt gemacht hatte, ward er 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena und erhielt 1760 einen Ruf als Waisenhausprediger und Hofdiakonus nach Gotha. Hier genoß er die Gunst des Hofes und die Liebe Aller und mußte auch, als er drei Jahre später als Superintendent nach Tonna versetzt wurde, jeden Monat ein Mal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete sich hier mit einem Fräulein von Schlortheim, und erhielt den Ruf als Prediger bei der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen. Dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod den 5. Okt. 1793 zur großen Zufriedenheit seiner Gemeinde. Er hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtsammlungen, die er selbst herausgab, zeichnen sich besonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evangelisten aus, welche einen Schatz von praktischen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg ꝛc. erwachte sein poetischer Geist auf's neue. Zuerst gab er 1769 seine geistlichen Kantaten, dann 1773 und 74 zwei Sammlungen geistlicher Lieder heraus, die poetischer und stärker, als Gellert's, weniger lyrisch und wortreich, als Cramers, aber ihrer Bestimmung zum Gottesdienste vielleicht angemessener als Beider Lieder sind. Sie sind zum Theil von den besten Meistern der damaligen Zeit in Musik gesetzt worden. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, und die Bekehrungsgeschichte dieses Staatsmanns, welche er bald darauf herausgab und welche fast in alle Sprachen übersetzt und mit Begierde gelesen wurde, machte seinen Namen in Europa berühmter, als alle seine übrigen zahlreichen Schriften. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich Münter durch Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freischule für Töchter ein neues und großes Verdienst. Sein Sohn ist der als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher rühmlich bekannte Friedrich Münter, geboren zu Gotha 1761, gegenwärtig Bischof des Stiftes Seeland, und Ordensbischof und Kommenthur des Danebrogordens; seine Tochter die durch ihre Reisebriefe und gefühlvollen Lieder bekannte Friederike Brun. Jener Sohn bereiste in seiner Jugend Italien und erhielt Zugang zu den dortigen Bibliotheken und Archiven. Besonders schätzt man seine Geschichte des Prozesses der Tempelherren, Berlin 1794, seine Abhandlung über die Gräber der Familie David

auf dem Berge Sion, seine Uebertragung der Apokalypse in gereimte Verse (Kopenhagen 1784 und 1806) seine Reise nach Neapel und Sicien in den J. 1785 und 1786. 2 B. in deutscher und dänischer Sprache, seine fragmenta patrum graecorum, Kopenhagen 1788, sein Magazin für die Geschichte und besonders für die nordische Kirchengeschichte, in dänischer Sprache, Handbuch der alten Kirchengeschichte und über die Religion der Skandinaven in Odin's Vorzeit u. s. w.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch Geldbedarf.) Die Masse von Münze, deren ein Volk in einem gewissen Zeitraume zu seinem Verkehr bedarf, richtet sich nicht nach der Menge und Größe der Tauschgeschäfte überhaupt, sondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauschgeschäfte, welche vermittelst Münze abgemacht werden müssen, denn in unzähligen Fällen vertrit der Kredit die Stelle der Münze; die Tauschgeschäfte kommen schon vermöge gegenseitiger Besprechungen zu Stande, und wirkliche Zahlungen finden gar nicht Statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauschgeschäfte meistentheils durch Wechsel abgemacht. Wird nun bei zwei mit einander verkehrenden Nationen das Wechselgeschäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehre keiner größern Münzmasse, als gerade erfoderlich ist, um den Unterschied der gegenseitigen Schulden auszugleichen. Auch im National-Verkehre werden unzählige Handelsgeschäfte bloß mittelst der Wechselbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein solcher Fall eintrit, desto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tausch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weise können auch alle Arten von Bankaktien, Privat- und Staatsschuldscheine, welche einen anerkannten Kredit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten; daher bedarf man in Ländern, wo viele dergleichen Papiere umlaufen, bei weitem nicht so viel Münze, als anderswo. Es ist jedoch nicht bloß die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewissen Zeitraume mittelst Münze zu leisten sind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande bestimmt wird, sondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzstücke während desselben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine solche Veränderung eintrit, desto geringer ist der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es ist, über den Münzbedarf eines Volkes zu seinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen sind, welche man hin und wieder in dieser Hinsicht anzustellen versucht hat; denn als wesentliche Bedingungen hierzu sind erfoderlich nicht nur eine vollkommne Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe seiner Bevölkerung und der Masse seiner Erzeugnisse, sondern zugleich eine genaue Bekanntschaft mit dem Grade seines Kunstfleißes, seinem Hange zum Lebensgenusse, seiner sittlichen Bildung und vorherrschenden Leidenschaften; Bedingungen, deren Dasein in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten steht. Wem möchte es wol gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer einzigen kleinen Stadt an einem einzigen Tage vorfallen, und wie oft dort dieselben Zahlungsmittel an diesem Tage ihren Eigenthümer verändern? Und ist dieses schon in Hinsicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt sehr schwer, wie unendlich schwerer, ja un-

möglich muß es sein, die Münzmasse in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu seinem innern sowol als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchschnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln (s. Münze.). KM.

Münze (im weitern Sinne) oder allgemeines Werthausgleichungsmittel ist derjenige sinnliche Gegenstand, welcher eine nach dem allgemeinen Werth- oder Vermögensmesser (dem Gelde) berechnete Anweisung auf die in den Tauschverkehr kommenden Güter oder Genußmittel jeder Art enthält. Es gehört also zum Wesen der Münze: 1. daß sie etwas Sinnliches oder Körperliches, kein bloßer Begriff sei, wie es beim Gelde der Fall sein kann; 2. daß sie eine Anweisung auf die in den Tauschverkehr kommenden Güter jeder Art enthalte und und 3. daß diese Anweisung nach dem allgemeinen Vermögensmesser (dem Gelde) berechnet sei. Aber es liegt nicht nothwendig in dem Wesen der Münze, daß sie die Eigenschaft eines wirklichen Genußmittels besitze, und daß sie einen Vermögenstheil nicht bloß ausdrücke, sondern auch wirklich enthalte. Die Eigenschaft klebt der Münze nur insofern an, als sie zugleich Waare ist, als reines Tauschmittel hingegen betrachtet, bedarf sie derselben durchaus nicht. Staaten älterer und neuerer Zeit liefern uns Beispiele genug von Münzen, welche, ohne zugleich Waare zu sein, den Dienst allgemeiner Werthausgleichungsmittel verrichteten. Das Wesen der Münze, als reines Tauschmittel betrachtet, spricht sich lediglich in der Anweisung aus, welche sie ihrem Besitzer auf den Erwerb der in den Verkehr kommenden Güter gibt; in ihr erscheint bloß etwas Ideales, und in dem Augenblicke, wo irgend eine Waare in den Kreis der allgemeinen Tauschmittel übertrit, hört sie auf Genußmittel zu sein, wenn sie es auch ihrem Stoffe nach vorher war, und demnächst, wenn sie nicht mehr Münze ist, wieder werden kann. Besitzt der sinnliche Stoff, woraus das allgemeine Tauschmittel verfertigt ist, einen eigenthümlichen Tauschwerth, so schadet diese Nebeneigenschaft, welche dasselbe zugleich zur Waare macht, seiner Haupteigenschaft als Münze zwar durchaus nicht, ja sie ist derselben vielmehr in den meisten Fällen sogar nützlich, aber im Augenblicke des Tausches, also gerade da, wo die Münze ihren Dienst verrichtet, kommt jene Nebeneigenschaft gar nicht in Betracht, und ist so gut wie gar nicht vorhanden. Inzwischen sind die Wirkungen, welche das Dasein oder die Abwesenheit jener Nebeneigenschaft in andrer Beziehung hervorbringt, so mannichfaltig und bedeutend, daß es nothwendig scheint, hiernach verschiedne Klassen von Münzen festzusetzen. Am passensten lassen sich in dieser Hinsicht drei Hauptgattungen von allgemeinen Tauschmitteln annehmen, nämlich: 1. solche, welche bloße Anweisungen auf in den Tauschverkehr kommende Güter, also reine Tauschmittel sind; man nennt dieselben Ideal-Münzen; 2. solche, welche neben der ihnen als Münze zukommenden Eigenschaft einer allgemeinen Anweisung auf die in den Verkehr gebrachten Güter zugleich die Eigenschaft einer Waare, und zwar einer solchen besitzen, deren verglichener Tauschwerth dem verglichenen Tauschwerthe der Güter, worauf sie eine Anweisung gehen, gleichkommt oder denselben übersteigt; diese heißen Realmünzen; 3. solche, welche neben der als eigentlicher Münze ihnen zukommenden Eigenschaft zwar gleich den Realmünzen die Eigenschaften einer Waare besitzen, aber einer solchen, deren verglichener Tauschwerth geringer ist als der verglichene Tauschwerth der zum Theil als reine Tauschmittel (Idealmünze), zum Theil als

gemischte Tauschmittel (Realmünze) den Dienst der Werthausgleichung verrichten; diese Münzgattung läßt sich am besten durch Güter, worauf sie als Münze eine Anweisung enthalten, die also Idealrealmünze bezeichnen. Die Münze muß, soll sie anders ihren Zweck erfüllen, nämlich den verschiednen verglichenen Tauschwerth der Güter, deren Besitz sich verändert, auszugleichen, als Anweisung auf den möglich-geringsten Vermögenstheil vorhanden sein, d. h. sie muß so weit abgetheilt werden können, daß der geringste Vermögenstheil durch sie vorgestellt werden kann. Geld (Vermögensmesser) läßt sich recht wohl denken ohne Münze (Vermögensausgleichungsmittel); zum Begriff der Münze aber ist der Begriff von Geld wesentlich nothwendig. Man kann alle Güter der Erde nach einem idealen Maßstabe schätzen, z. B. nach Makuten, wie die Neger an der Goldküste von Afrika thun, ohne dabei auf irgend eine Gattung von Münze Rücksicht zu nehmen; um sich aber eine richtige Vorstellung von einer Münze, z. B. von einem Speciesthaler, zu machen, muß man die Idee vom Gelde zum Grunde legen, muß man wissen, daß der Speciesthaler eine nach dem Vermögensmesser (dem Gelde) bestimmte Anweisung auf in den Tauschverkehr kommende Genußmittel enthalte, deren Tauschwerth nach demselben Maßstabe (dem Gelde) berechnet ist. Gesetzt also, da, wo Silber zum allgemeinen Werthmesser (Geld) und Tabak zum allgemeinen Werthausgleichungsmittel (Münze) gewählt worden, sei ein Münzstück, welches in einem Pfund Tabak besteht, eine Anweisung auf 20 kleinste Vermögenstheile, so können wir uns keinen Begriff vom verglichenen Tauschwerthe der Güter machen, worauf diese Anweisung lautet, wenn wir nicht eine klare Idee vom verglichenen Tauschwerthe des Stückchens Silber haben, welches als kleinster Vermögenstheil zum Werthmesser der Güter ist angenommen worden (s. Geld.). Auf doppelte Weise wirkt die Münze höchst wohlthätig auf den Tauschverkehr: 1. indem sie die Vergleichung des Tauschwerthes der in den Verkehr gebrachten Güter erleichtert, und 2. indem sie eine Anweisung, nicht auf ein bestimmtes, sondern auf alle in den Verkehr kommende Genußmittel von gleichem Tauschwerthe mit der Münze enthält; denn ad 1 wird der Umtausch der Waaren dadurch häufig erschwert, daß die Tauschenden über den Tauschwerth der in den Verkehr gebrachten Genußmittel verschiedenartig urtheilen, und daß es nicht selten viel Mühe und Zeit erfodert, ehe beide Parteien in dieser Hinsicht sich vereinigen können; trit aber an die Stelle der einen Waare, wofür die andere eingetauscht werden soll, die Münze: so wird die Schwierigkeit, welche vorher Statt fand, sogleich zur Hälfte gehoben, denn es kommt dann nur darauf an, sich über den Tauschwerth der zu vertauschenden Waare zu vereinigen; der Tauschwerth derjenigen Waare hingegen, worauf die Münze eine Anweisung enthält, ist keinem Zweifel unterworfen, da diese nach dem allgemein bekannten Werthmesser, dem Gelde, berechnet ist; ad 2. ist es beim Umtausche von Waaren eine Hauptschwierigkeit, denjenigen aufzufinden, der des Genußmittel, welches man gerade braucht, überflüssig besitzt und zugleich desjenigen Genußmittels bedarf, welches man ihm zum Tausche anzubieten vermag. Noch schwerer ist es für den, der nicht Waare, sondern nur Dienste und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der seine Dienste braucht und ihm dafür das geben kann, was er nöthig hat; und vollends unmöglich ist es, ein Tauschgeschäft zu Stande zu bringen, wenn sich keine zweckmäßige Theilung der in den Verkehr gebrachten Waaren denken läßt, z. B. wenn man ein lebendes Thier besitzt und einen

Scheffel Salz dafür umzutauschen sucht. Diese Schwierigkeit verschwindet größtentheils, so bald die Ausgleichung vermittelst der Münze geschieht, welche in der Regel Jeder gern gegen Waaren und Dienste anzunehmen bereit, und von der Jeder zugleich gewiß ist, daß er wieder bei Andern seine Bedürfnisse jeder Art dagegen einzutauschen vermöge. Der Spielraum einer Münze ist entweder auf den gegenseitigen Tausch einzelner Privaten beschränkt, oder er dehnt sich über den Handel ganzer Nationen aus, oder er umfaßt endlich den Verkehr der gesammten gebildeten Menschheit. Die Münze der ersten Art heißt Privatmünze, die der zweiten National- oder Staatsmünze und die der letzten Weltmünze. Jede Weltmünze kann zu gleicher Zeit Privat- und Nationalmünze sein, aber nicht umgekehrt kann jede Privat- und Nationalmünze zugleich den Dienst der Weltmünze verrichten, und eben so wenig läßt jede Privatmünze zugleich als Nationalmünze sich gebrauchen (s. **Privatmünze — Nationalmünze — Weltmünze**). **Münze**, im engern Sinne, **Metallmünze**, ist diejenige Gattung der Münze, zu deren sinnlichem Stoffe irgend eine Art von Metall gewählt worden ist. Die Metalle, besonders die edeln, vereinigen in sich alle Eigenschaften, welche zu einer guten Realmünze erfoderlich sind, denn: 1. sie besitzen sowol einen positiven als auch einen hohen relativen Werth und zugleich einen ziemlich regelmäßigen und dauerhaften Tauschwerth; sie sind nämlich im Verhältnisse andrer Güter selten, und verdanken ihr Dasein nicht dem bloßen Zufalle; ohne einen bedeutenden Aufwand von Fleiß und Kapital lassen sie sich dem Schooße der Erde nicht entreißen und zu der Feine bringen, welche sie für menschliche Zwecke brauchbar macht; die Zwecke selbst aber, zu welchen sie als Mittel taugen, sind höchst mannichfaltig; wegen ihrer Schönheit und ihres innern Adels befriedigen sie zu Schmuck verarbeitet die Eitelkeit, wie sie als Werkzeug und Hausgeräth zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Verbesserung unsres äußern Zustandes dienen; 2. sie sind leicht von einem Orte zum andern schaffen; denn sie besitzen in einem kleinen Umfange einen großen verglichenen Tauschwerth, daher sind die wirklichen Preise derselben fast in allen Ländern gleichförmig; 3. sie sind fast in's Unendliche theilbar, alle ihre Theile haben gleiche Natur mit dem Ganzen, so daß sich der Tauschwerth der einzelnen Stücke bloß durch das Verhältniß ihrer Größe bestimmt, und wie sie ohne Verlust vielfach getheilt werden können, so können ihre Theile auch ohne Verlust wieder vereinigt werden; 5. sie sind höchst dauerhaft, verlieren durch den Gebrauch äußerst wenig und widerstehen jeder Art von Zerstörung. Bei diesen vortrefflichen Eigenschaften der Metalle ist es kein Wunder, daß die Metallmünze im Weltverkehre wie im Binnenverkehre eine so große, vor allen übrigen Gattungen der Münze ausgezeichnete Rolle spielt. Im besondern Sinne nennt man Münze gewöhnlich auch die von Korn geringere Scheidemünze im Gegensatze des groben klingenden Current. Erstre ist immer schlechter, weil die Ausprägung derselben mehr Kosten macht. S. **Büsch's** Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Auflage (Kiel und Hamburg 1800); **Adam Müller's** Versuch einer neuen Theorie des Geldes (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1816) und **Carl Murhard's** Theorie des Geldes und der Münze (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1817). KM.

Münzen, antike, moderne, griechische, römische, consularische, Kaisermünzen, siehe den Artikel **Münzkunde**.

Münzer (Thomas). Dieser berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechter Weise hingerichtet worden: so würde sich daraus die Richtung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Wahrscheinlich studirte er zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aschersleben. In Halle war er Kaplan in einem Nonnenkloster, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward 1520 als erster Prediger nach Zwickau berufen, ging schon 1521 nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward ein oder zwei Jahre später Prediger zu Altstedt. Allenthalben zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden Gegner des Papstthums. Anfangs erwärmte ihn die Lesung mystischer Schriften. Sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er einen noch vorhandnen heftigen Aufsatz contra Papistas an, den er mit eigner Hand geschrieben hatte. Luther's Lehre fing um diese Zeit an die Gemüther von der Tyrannei des päpstlichen Gewissenszwanges zu entfesseln, aber auf der andern erhob sich der Geist der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte, und Karlstadt in Wittenberg die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten beging, bildete sich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, stand, und zu welcher sich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer gesellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch sieben Predigten so weit, daß Storch und Karlstadt Wittenberg verlassen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer seine Lehre zu Altstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523 Prediger war. Er bestrit nicht nur das Papstthum, sondern auch Luther's Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeiten, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden zu besuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott seine Christenheit bald von dem Joche, unter welchem sie seufze, befreien werde. Mit jedem Tage vermehrten sich seine Anhänger, und wuchsen bald so sehr an, daß der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar ihm 1524 nach Weimar fodern ließen, um sich zu verantworten. Man begnügte sich indeß, dem Amtmann und Rath zu Altstedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von sich hören, und trat zuerst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachsen zurück, predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang in's Eichsfeld und vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hatten, entflammten Münzer's Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mannsfeldischen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herren-

stand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von dem Frankenhäusern mit dem Grafen von Mannsfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte auf's neue die Gemüther. Jetzt starb Kurfürst Friedrich der Weise. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 Mann stark, und stunden vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Uebrigen, worunter auch Münzer war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses, warf sich in ein Bette und stellte sich krank. Die fürstlichen Truppen besetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieser Zufall entdeckte ihn. Er ward gefangen genommen und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, ward bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern, nebst vierundzwanzig andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeister und Rathsherrn, hingerichtet (vergl. d. Art. Bauernkrieg.).

Münzfuß heißt die gesetzliche Bestimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korn) der Metallmünze. Beständen die Metallmünzen aus reinem edeln Metall, so könnte von einem Münzfuße gar nicht die Rede sein. Da es aber fast in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem edeln Metall ein unedles beizumischen, so ist die Unterscheidung des Münzfußes überall von Wichtigkeit. Ein schwerer Münzfuß unterscheidet sich vom leichten dadurch, daß nach dem erstern weniger Stücke von gleicher Benennung aus einem bestimmten Gewichte edeln Metalls, z. B. einer Mark fein geprägt werden, nach dem letztern mehrere. Das charakterische Unterscheidungszeichen beider besteht also eigentlich nur in der Größe des Maßstabes für die in den Verkehr kommenden Güter. Daß für den Welt-Verkehr, wo jede Münze bloß als Waare erscheint, die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze, mit einem Worte, der Münzfuß ganz gleichgültig sei, ist einleuchtend; aber auch im National-Verkehre kann es, wenn nur Wahrheit und Redlichkeit dem Ausmünzungssysteme zum Grund liegt, in der Regel keinen Unterschied machen, ob die Münze nach einem schweren oder leichten Fuße geprägt worden, ob z. B. aus einer Mark Silber 20 oder 21 Gul-

den verfertigt werden; denn ein Gulden, von welchem 21 auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie so viel gelten, als ein Gulden, deren 20 eine Mark fein ausmachen. Indessen wird überall einerlei Werth weggegeben werden, wenn eine gleiche Anzahl feiner Marken gezählt wird, man mag eine Mark fein 20, 21 oder 24 Gulden benennen. Höchst wünschenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker sich eines und desselben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenseitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Eben so wäre es, wenn sämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzstück das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der gesetzlichen Prägkosten aufzudrücken. Die Geschichte des Ausmünzungswesens zeigte bisher ein ewiges Ringen der Regierungen, sich wechselsweise zu täuschen und von einander zu gewinnen, und es ist zwischen den verkehrenden Nationen eine Gattung Krieg ausgebildet worden, um durch die Formen der Werthsausgleichungsmittel (Münze) sich gegenseitig zu plündern. Kein Wunder ist es daher, wenn die Geltung mancher Metallmünzen oft nur auf den Umfang der Stadt beschränkt ist, wo sie geprägt worden, wenn jede Regierung die Münzunternehmungen ihrer Nachbarn mit der größten Sorgfalt belauscht, und oft wegen Mangels an einerlei Münze der Verkehr zwischen zwei Ländern nicht gedeiht, zwischen welchen er ihrer Lage und ihren übrigen Verhältnissen nach äußerst lebhaft sein könnte. So lange sich aber die Nationen noch nicht wegen Annahme eines gemeinschaftlichen Ausmünzungssystems vereinigt haben, ist es einem jeden Volke zu rathen, sich desjenigen Münzfußes zu bedienen, welcher in dem Lande Statt findet, mit welchem es seinen Hauptverkehr treibt. Uebrigens bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geschäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich bestimmte, auf richtige Grundsätze gebaute Regeln festsetzt, wonach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geschlossen werden, geordnet sein müssen. Es ist ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß angenommen worden, der gemeine Mann, welcher seine Metallmünze im kleinen Verkehr ausgibt, für weniger Silber lebe, als in demjenigen, dessen Metallmünze nach einem schweren Fuße geprägt wird; hieraus hat man dann gefolgert, daß es den Ländern, welche einen schweren Münzfuß haben, rücksichtlich ihrer Gewerb-Erzeugnisse unmöglich falle, im auswärtigen Verkehre mit denen Preis zu halten, welche den Tagelohn der Arbeiter in geringhaltiger Münze bezahlen, und eine Bestätigung dieses Satzes darin zu finden geglaubt, daß im südlichen Deutschlande, wo ein leichter Münzfuß Statt findet, die Manufakturen besser gedeihen, als im nördlichen, welches einen schweren Münzfuß hat. Aber der Grund, warum in Norddeutschland der Arbeitslohn in Metallmünze ausgedrückt beträchtlicher sein muß, als in Süddeutschland, ist nicht in der Verschiedenheit des Münzfußes, sondern vielmehr in der Verschiedenheit der Sachpreise aller Lebensbedürfnisse zu suchen. Zwar kann es geschehen, daß nach erfolgter Vertauschung des schweren Münzfußes gegen einen leichten der gemeine Mann einige Zeit hindurch fortfährt, für die leichtere Münzeinheit dasselbe zu thun, zu leisten und zu geben, was er für bisherige schwerere that, leistete und gab; allein es wird dies nicht von langer Dauer sein; der Kaufmann, welcher bei den vom Auslande bezognen Waaren bloß nach reinem Gold und Silber rechnen und daher seine Waaren um so viel steigern muß, als die Münze

leichter geworden, wird bald auch seine übrigen Mitbürger über das wahre Verhältniß der Dinge aufklären und die Preise aller Waaren gegen Metallmünze werden bald um so viel höher werden, als sich der Münzfuß verringert hat. Den Beleg hierzu liefert die Geschichte. Jede Verringerung des Münzfußes hat eine Erhöhung der Metallpreise der Waaren zur Folge gehabt; unter übrigens gleichen Verhältnissen aber lebt der gemeine Mann um eben so viel Silber in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß Statt hat, als in dem, wo ein schwerer angenommen ist, wie man dies überall an der Grenze derjenigen Länder bemerken kann, von welchem das eine einen schweren, das andre einen leichten Münzfuß hat. Die merkwürdigsten Veränderungen des deutschen Münzfußes sind folgende: 1. der zinnische Fuß von 1667, wonach Sachsen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgischen Städtchen und Kloster) die feine Mark Silber zu $10\frac{1}{2}$ Rthlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Guldenfuß, zwischen Sachsen, Brandenburg und Braunschweig festgesetzt, wonach die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. in Zweidritteln und Eindritteln ausgeprägt wurde. 1738 ward dieser zum Reichsfuß angenommen; 3. der preußische oder graumann'sche Fuß, wonach 1750 die feine Mark Silber zu 14 Rthlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß von 1753, wonach vermöge einer zwischen dem wiener und münchner Hofe geschlossnen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. $3\frac{4}{7}$ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder $13\frac{1}{3}$ Thaler ausgeprägt wird. Ihn hat ganz Deutschland bis auf Holstein, Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Bremen, Oldenburg und Preußen angenommen. Der sogenannte 24 Guldenfuß ist kein besondrer Münzfuß, sondern nur eine Erhöhung des äußern Werthes der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Darnach werden also 20 Fl. für 24, die 20 Kreuzerstücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr. und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Diese Rechnungsart ward 1776 von Baiern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewol sie nichts Wesentliches ändert. — KM.

Münzkunde, Numismatik (l'art du numismatiste oder auch numismatographie), ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke nach ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen. Sie belehrt also zunächst über den Stoff derselben und seine Mischungen, über das mechanische Verfahren der Prägung u. s. w., dann gibt sie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen gesetzlichen Charakter gab und deutet die Embleme, Typen, Inschriften. Die Münzkunde ist folglich durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie der Gelder die gesetzlichen oder konventionellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauschmittels, von Zeit zu Zeit sich begeben. Als historische Hülfswissenschaft beschäftigt sie sich zunächst mit den Münzen und Medaillen des Alterthums und näherverfloßner Zeiten, mit Denkmünzen und seltner gewordnen gangbaren Geldsorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieser Wissenschaft hat man verschiedne Eintheilungen desselben versucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darstellung und Kunstwerth. Erleichternder für die Uebersicht ist, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Hervorbringung sondert und drei Hauptklassen annimt, alte, mittlere und neuere, die sich dann durch geographische und chronologische Zusammenstellung noch über-

schaulicher machen lassen. An diese 3 Hauptklassen schließen sich die barbarischen Münzen und die orientalischen Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomoneta) wie Contorniaten, Spintrien, Tesseren, Jettons, Rechenpfenige, welche die Numismatik eben so wenig unbeachtet läßt, als die Nothmünzen von Leder, Holz (m. s. Duby Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité. Paris 1786. 4.) und die Münzen vorstellenden Muscheln auf der Küste von Koromandel, reihen sich den Ländern an, aus deren Münzstätten sie hervorgingen. Alle diese Klassen mit Fertigkeit zu unterscheiden, ist die nächste Anfoderung an den Numismatiker, der sich für sein mühsames Geschäft durch eine Menge folgenreicher Aufschlüsse über Zeitbestimmurg, Ortskunde und Namenangabe wird belohnt sehen, und Zuverlässigkeit bei manchen bisher streitigen Angaben wird ausmitteln können. Am reichsten wird dieser Gewinn bei eigentlich alten Münzen seyn, d. h. bei Münzen der Städte, Länder und Könige der griechisch und lateinisch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche das weltherrschende Rom seiner Macht unterworfen hatte. Der Anfang dieser Klasse verliert sich in das Dunkel, das so viele Erfindungen bedeckt: sie beginnt mit den Inkunabeln der Prägkunst, und endet in Rom mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Augustulus und im zweiten Aste des römischen Weltreichs, im Osten, mit dem Untergange der Komnenen 1453. Dieser Theil der Münzkunde, die vorzüglichste Quelle unsrer Kenntnisse von vergangnen Städten, Reichen, Sprachen, zuweilen die einzige, hat vorzugsweise und mit Recht die Aufmerksamkeit der Forscher erregt. Die Klasse der Münzen der mittlern Zeit umfaßt die Münzen, welche nach der Auflösung des römischen Reichs in den neu sich bildenden europäischen Staaten in Umlauf kamen, die Inkunabeln der jetzt eben vergeßnen Prägkunst, Brakteaten, Soliden, Tournosen ꝛc. Die Klasse der neuern Münzen fängt in den verschiednen Ländern zu verschiednen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angesehen werden. Ein artistisches Interesse wird hier beinah vorzugsweise in Anspruch genommen. Die Münzkunde als gelehrte Beschäftigung scheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu sein. Bei keinem alten Schriftsteller findet sich eine Spur, daß die Kunstsammler der alten Welt zur Zeit des Augustus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es schon damals Münzreihen von Sädten, die uns zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerksamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriechischen Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägerecht verloren hatten. Diese Nichtbeachtung wird um so auffallender, da die so verwandten geschnittnen Steine so beliebt waren. Dafür erwachte im funfzehnten und noch mehr um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein solcher Sammlereifer, daß die damals gewiß weit ergibigern Länder der römischen Welt kaum ausreichten um alle Wünsche zu befriedigen. Fürsten und Privatleute wetteiferten besonders in Italien, Frankreich und Deutschland Münzsammlungen anzulegen, zunächst um aus authentischen Bildnissen die Hauptpersonen der römischen Geschichte kennen zu lernen. Diesen ersten Sammlungen, wo man begreiflich zunächst auf auffallende Typen achtete, folgten bald gelehrte Erläuterungen. Die frühste Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agostino in seinen in alle Sprachen übersetzten Dialogen. Jac. und Octav Strada hatten durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das

Sammeln gewonnen. Wolfgang Lazius, Ferdinands I. Leibarzt machte Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geschichte. Fulvio Orsini und ein Arzt zu Augsburg Ad. Occo wandten ihren Fleiß auf römische Familien- und Kaisermünzen, und man muß bedauern, daß der letztre sich in seinen Forschungen so beschränkte, da sein Verfahren, in Hinsicht auf chronologische Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo besonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg erwähnt werden muß, weil er zuerst auch die griechischen Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben im Schwange, die einen großen Theil jener Arbeiten uns völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferstechers, ließ sich aber dadurch verführen auf seinen Kupfern so viel Eigenmächtiges anzubringen, daß sein Zeugniß, wenn es allein steht, jetzt auch da verdächtig ist, wo er ehrlich gewesen sein mag. Unterdeß hatte man gelernt die antiken Muster nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuschend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Absicht damit zu hintergehen, wollten die geschickten Stempelschneider, Cavino, Belli u. s. w. die zu Padua, Parma, Vicenza sich niedergelassen hatten (daher Paduaner, Parmesaner) bloß der Nachfrage abhelfen; bald machte man aus dem erkünstelten Betruge ein einträgliches Gewerbe. Die Menge der unechten Münzen schreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigstens beschränkte sie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anstoß nahm; aber desto umfassender waren die Forschungen die man einzelnen Münzklassen zuwandte und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin, so vieler Andrer zu geschweigen, die in der Erforschung und Erklärung einzelner Münzegebiete einen Ueberfluß von Gelehrsamkeit aufboten, macht die Schriften dieses Zeitraums noch sehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverlässig. Der Stoff hatte sich so gehäuft durch fortwährendes Herbeischaffen aufgefundner Münzen (Vaillant war zu wiederholten Malen im Oriente; Pellerin brachte dem pariser Kabinette allein 33000 antike Münzen zu), daß eine kritische Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Uebersicht gestattet, doppelt Bedürfniß ward. Der Mann, der dieser großen Arbeit gewachsen war, der Linnäus der Münzkunde, ward Joseph Eckhel, der durch eine streng durchgeführte geographisch-chronologische Methode auf einmal in dieses bisher so ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge bisher dunkelgebliebner historischer oder archäologischer Untersuchungen ein überraschendes Licht verbreitete. Sein System hatte er praktisch zuerst bei der Anordnung des wiener Kabinets bewährt, dann stellte er es noch ausgeführter in seinem großen Werke der Doctrina Numorum veterum, Vindebonae 1792—98. VIII. 4. dar, die von allen nachfolgenden Bearbeitern dieses Fachs so dankbar anerkannt worden ist, daß alle spätere Forschungen nur als Zusätze, Erweiterungen, hie und da auch wol als Berichtigungen angesehen werden konnten. Diesem System sich anschließend, gab Sestini seine einzelnen Werke über seitdem bekannt gewordne numismatische Hermäen; gab Mionnet seine Descr. des médailles grecques antiques, die durch beträchtliche Münzfunde im Oriente die genauern Abbildungen, oft in Abgüssen dargestellt, die Summe der Aufklärungen über historische Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar ist der Umfang dieser Wissenschaft fortwährend im Wachsen; doch dürften in ihren Bestandtheilen keine wesentlichen Veränderungen denkbar sein.

Die Untersuchungen über die Mischung der Metalle, das Verfahren der Prägung; über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen; über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abschluß näher; die Verständniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinstimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Nothwendig mußte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium dieser geschichtlichen Denkmäler verschaffte, auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Münzen der mittleren Zeit richten, die zufällig hie und da zum Vorschein kamen, und heut zu Tage beinah mit demselben Eifer gesucht werden, wie die römischen, die freilich in der Liebhaberei durch die griechischen sehr verdrängt worden sind. Man verfuhr mit ihnen nach derselben Methode, die sich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete sie streng chronologisch und so halfen auch sie oft aus, wo Pergamente im Zweifel oder völlig im Stiche ließen. Die einzelnen Werke über die Münzen der einzelnen Länder, so von Lastonaso für Spanien; von Zanetti für Italien; von Le Blanc für Frankreich; von Leake für England; von Bircherodt für Dänemark u. s. w. von Becker für Deutschland; von Voigt für Böhmen u. A. lieferten des Stoffes die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da gerade in diesem Theile der Münzkunde sich empirische Liebhaberei mehr angemaßt hatte, als ihr zugestanden werden darf. Die Münzen der neueren Zeit werden mehr aus artistischen Rücksichten beachtet, als aus geschichtlichen. Sie sind, was auch Herder dagegen deklamirt hat, ein sehr in die Augen fallender Beleg für die Umwandelungen des Geschmacks, da wir unter neuen Münzen vorzugsweise die Schau- oder Denkmünzen verstehen. Noch fehlt viel, daß das gründlichere Studium der antiken Münzen auf unsre Schaumünzen so eingewirkt hätte, wie wol zu wünschen und zu hoffen wär. Der Erreichung steht vieles entgegen, was schwer zu beseitigen ist. Die Uebersicht der Fortschritte erleichtern hier mehrere Prachtwerke, die unter dem Namen Histoires métalliques bekannt sind (z. B. von Ludwig XIV. XV. von Napoleon rc.) Aus der Reihe dieser Münzen haben einzelne Schriftsteller einzelne Klassen ausgehoben (Lilienthal's Thalerkabinett, Köhler's Dukatenkabinet, Böhme's Groschenkabinett u. s. w.) wodurch dann tiefere Ergründung möglich war. Voll der interessantesten, keineswegs genug gewürdigten Nachrichten sind die bekannten Sammlungen von Münzen dieser Klasse: Köhler's Münzbelustigungen, Joachim's Medaillenkabinet und ähnliche. Ein recht belehrendes Handbuch um sich in dem Strome dieser Münzen auf der Fläche zu erhalten, ist L. Ch. Schneider,s Handwörterbuch der gesammten Münzkunde. Halle und Berlin 1811—15. 8. Ueberreich ist die Literatur der Numismatik und ihrer Natur nach wächst sie fortwährend meist durch sehr kleine Schriften. Zu ihrer Uebersicht gibt es mehrere Hülfsbücher (z. B. Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed. a. I: A. Fabricio; Hamb. 1719. 4. Lipsius Bibliotheca numaria etc. L. 1801. II. 8.) noch fehlt aber doch ein Werk der Art, das die Summe des wirklich Wissenswürdigen zusammenstellend, das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfnisse wahrhaft abhülfe. Nach einem sehr wohlersonnenen Plane waren Schlichtegroll's Annalen der gesammten Numismatik eingerichtet, die leider schon mit dem zweiten Jahrgang aufhörten. Ihre Fortsetzung wäre sehr zu wünschen, da sie für wissenschaftliche Erörterung eben so gut Raum geben, als für die Anzeige von Kuriositäten und vorübergehender Erscheinungen. Für die Kuriositäten wäre das auch

darum zu wünschen, weil die Ernsthaftigkeit unsrer Zeit ganz vergißt warum unsre Aeltern durch die vollständige Reihe der Glockenthaler glücklich wurden, warum Nabendukaten so in Ehren standen und die Nurmahalrupien so theuer bezahlt wurden. Da es jetzt unmöglich scheint Vollständigkeit in irgend einem Privatkabinette zu erlangen, so wäre zu empfehlen, daß Liebhaber wie einst die Holländer, sich auf Vereinigung von nicht zu zahlreichen Münzklassen legten, z. B. Ehestands- oder Freimaurermedaillen. Wie viele erbauliche Betrachtungen hinterläßt der Sammler dann mit ihnen seinen Erben! —

Münzreduction, so viel als Münzdevalvation; siehe Devalvation.

Münzregal. Höchst zweckmäßig ist das Recht, Münzen zu schlagen, ein Regal (s. d. Art.) Denn da die Münze mit dem Wohlstand eines Volkes in so naher Verbindung steht, und Kredit dazu gehört, den Münzen Umlauf zu verschaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute besitzt, im Gegentheile aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz so leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer ist, als der auf dem Stempel angezeigte Werth; auch die Aufsicht hierüber, wenn dies Recht mehrern Privaten zustehen sollte, schwer, ja fast unmöglich sein würde: so wird dasselbe weit sichrer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. Daraus ergibt sich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (s. d. Art. Münzfuß).

Münzstätte, der Ort, wo Münzen geschlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben, der ihr eigen ist. So bezeichnet A auf französischen Münzen Paris, auf österreichischen Wien, auf baierischen Bamberg, auf preußischen Berlin; B auf französischen Rouen, auf preußischen Breslau, auf österreichischen Kremnitz; BB auf französischen Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf österreich. Prag; CC auf franz. Besançon; D auf französischen Lyon, auf preußischen Aurich, auf österreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf österreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf österreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Settin, auf österreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf französischen Rochelle, auf österreich. (sonst) Günzburg; I auf französischen Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, Cours (gewöhnlich, wiewol unrichtig, Geldumlauf genannt). Die Münze läuft um, sofern sie wiederholt veräußert wird; jede Veräußerung derselben macht gleichsam einen Schritt ihres Umlaufes und die Aufeinanderfolge solcher Veräußerungen macht den Umlauf selbst aus. Die Menge der Veräußerungen und folglich auch die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs hängt größtentheils ab von der Theilung der Arbeit, der Verbreitung des Wohllebens, dem Anwachse des Nationalvermögens und der Zunahme der Bevölkerung. Die Masse der bei einer Nation vorhandnen, zur Ausgleichung der in den Verkehr gebrachten Güter bestimmten Münzen ist die Umlaufsmünzmasse der Nation. Mit der Zunahme und Abnahme der Umlaufsmasse eines Volks hat die Zunahme und Abnahme seiner Kapitalmünzmasse durchaus nichts gemein, beide beruhen vielmehr auf völ-

lig verschiednen Grundsätzen. Es kann in einem Lande die Masse der umlaufenden Münze bedeutend zunehmen, während die Masse der Münzkapitale abnimt, und umgekehrt. Die Beantwortung der Frage, ob die Masse von umlaufender Münze bei einem Volke groß oder gering sei, beruht auf einer Kenntniß sowol des Umfangs und der Ausdehnung der Tauschgeschäfte, als auch der Beschaffenheit des Umlaufs; die Größe oder Geringfügigkeit des Kapitalmünzvorraths hingegen ist lediglich zu beurtheilen nach dem Verhältnisse, welches Statt findet zwischen Angebot und Nachfrage von Münzkapitalien. Die Verwechslung beider Begriffe hat häufig zu Irrthümern und Mißverständnissen Anlaß gegeben. Manchem wird es bei aller Sicherheit, welche er zu leisten vermag, schwer, zu geringen, wenigstens mäßigen, Zinsen Münzkapitale zu erborgen, während alle Tauschgeschäfte im Lande mittelst gewöhnlicher Münze abgemacht werden und es einem Jeden, welcher Waaren anzubieten hat, leicht wird, dieselben zu hohen Preisen zu verkaufen. Die Schwierigkeit, welche jener Münzsuchende antraf, ist nicht im Mangel an Münze überhaupt, sondern vielmehr darin zu suchen, daß entweder gerade zu der Zeit, da er das Darlehn zu erhalten wünschte, wenige Münzkapitale unbenutzt vorräthig lagen, oder, daß viele Staatsbürger Gelegenheit fanden, Münzkapitale auf eine vortheilhafte Weise anzulegen. Im Gegentheil können in demselben Lande zu einer andern Zeit, wenn weit weniger Münze überhaupt dort vorhanden ist, Münzkapitale zu geringern Zinsen und mit mehr Leichtigkeit, als vorher, zu bekommen sein. In staatswirthschaftlicher Hinsicht hat die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes nur insofern einen Werth, als die Veräußerungen einen solchen haben, von welcher jener Umlauf die Folge ist. Geschehen die Veräußerungen ohne allen, oder wenigstens ohne hinlänglichen Gegenwerth, wie z. B. bei zweckwidrig verwandten öffentlichen Abgaben, bei Theuerung 2c., geschehen sie so, daß das Nationalkapital dabei gefährdet ist, so sind sie keineswegs zu rühmen und die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes ist vielmehr eine traurige als erfreuliche Erscheinung. Geschehen dieselben auf solche Weise, daß dabei das Kapital und eben dadurch das Einkommen der Nation vermehrt wird, so sind die Veräußerungen und der durch sie veranlaßte Münzumlauf höchst preiswürdig. Ein lebhafter Münzumlauf beweist auch nicht immer einen hohen Wohlstand des Volkes, sondern nur einen bedeutenden Umfang von Tauschgeschäften, welcher bei ihm Statt hat. Zu einer Zeit, da der Wohlstand des Volkes im höchsten Grade zerrüttet ist, kann ein starker und lebhafter Münzumlauf bei ihm Statt finden, während zu einer andern, da derselbe in seiner Blüthe steht, nur wenig Münze im Umlauf sein kann. So ist während eines das Land mit allen ersinnlichen Drangsalen heimsuchenden Krieges viel Münze im Umlauf, und dennoch sinkt der Nationalwohlstand von Tag zu Tag tiefer herab, während in den glücklichen Zeiten des Friedens, wenn der Wohlstand im Wachsthum begriffen ist, wenigstens still steht, weit weniger Münze umläuft. Die Zunahme des Münzumlaufes kann zwar eine Folge des erhöhten Nationalwohlstandes sein und ist es in der That auch gewöhnlich, aber sie kann auch in ganz andern Ursachen ihren Grund haben. Der Irrthum, als ob die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes an sich wohlthätig auf den Nationalreichthum wirke, hat die Regierungen zu den verkehrtesten Maßregeln verleitet. Man wähnte, die Nation schon bereichern zu können, wenn man nur den Münzumlauf verstärkte, und diesen Zweck suchte man insbesondre dadurch zu erreichen, daß man die ländlichen und

städtischen Gewerbe und die verschiednen Gewerbsarten selbst scharf von einander trennte, und auf solche Weise die Bürger zu häufigen Ausgleichungen mitlelst Münze nöthigte. Auch meinte man, die Finanzüberschüsse nicht nützlicher verwenden zu können, als auf öffentliche Bauten und Anstalten ähnlicher Art, wobei eine große Masse von Münze in Umlauf gesetzt wird, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, in wiefern die Anstalten selbst nothwendig, wenigstens nützlich waren oder nicht. Selbst Friedrich der Große wähnte den Nationalwohlstand in dem lebhaften Umlaufe der Münze zu finden und verwendete einen großen Theil des Staatseinkommens auf Errichtung öder Palläste und andre nutzlose Bauten. Der Nationalreichthum kann auf keine andre Weise erhöht werden, als durch Vermehrung der Güter; von der Vermehrung der letztern aber ist die Belebung des Münzumlaufes stets die unmittelbare und natürliche Folge. Denn je mehr Güter oder Genußmittel vorhanden sind, desto stärker ist auch der Reiz zum Genuß, desto mehr Ausgleichungen und Veräußerungen müssen Statt finden. Auf diesem Wege wird daher immer der Zweck, den Münzumlauf zu verstärken, am sichersten und schnellsten erreicht. Aber Auflagen erheben, also den Staatsbürgern einen Theil ihres Privateigenthums entziehen, um es ihnen für Müßiggang oder werthlose Arbeit wieder zurückzugeben, ist eine Taschenspielerei, durch welche die werthschaffende Arbeit gelähmt wird, und bei der auf jeden Fall die Erhebungs- und Verwaltungskosten für den Nationalreichthum verloren gehen. Besser wäre es, wenn der Staat dergleichen Auflagen gar nicht erhöbe, sondern die Münze in den Händen der Bürger ließe, welchen es wohl nie an Gelegenheit fehlen wird, davon einen für den Nationalwohlstand nützlichern Gebrauch zu machen, als der Staat. Mit der Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes ist jedoch nicht die Schnelligkeit oder Raschheit desselben zu verwechseln. Es kann nämlich bei einem Volke wenig Münze im Verkehre sein, aber sie kann schnell umlaufen, und umgekehrt. Die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes richtet sich nach der Menge und dem Umfange der Veräußerungen überhaupt, welche mittelst Münze vorgenommen werden; die Schnelligkeit desselben hingegen beruht auf der Menge von Veräußerungen, welche während eines gewissen Zeitraums mittelst eines und desselben Münzstückes geschehen. Wenn, wie oben gezeigt worden, die Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes an sich keinen Einfluß auf den Nationalwohlstand hat: so ist dagegen der wohlthätige Einfluß, welchen die Schnelligkeit des Umlaufes in dieser Hinsicht äußert, ganz unverkennbar. Es bewirkt derselbe nämlich, daß die Münzmasse nicht in demselben Verhältnisse vergrößert zu werden braucht, als die Masse der Veräußerungen zunimt, daß also ein Volk, wenn die Masse der Veräußerungen sich verdoppelt, die Münzmasse nicht ebenfalls zu verdoppeln, sondern vielleicht nur um die Hälfte zu vermehren braucht, also die Anschaffungskosten der Hälfte von der vorigen Münzmasse zu ersparen und auf andere Gattungen der Wertherzeugung zu verwenden im Stande ist. (S. Münze.) KM.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen (s. Münzfuß) bestimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeister die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt.

Murat (Joach.), der Sohn eines Gastwirths zu Cahors, geb. 1771, war ein schöner Mann voll Feuer und Leben, allein er besaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter;

daher ward er endlich ein Opfer seines abentheuerlichen Schicksals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouse, wo er sich dem geistlichen Stande widmen sollte; später wurde er gemeiner Chasseur und desertirte, diente in der konstitutionellen Garde Ludwigs XVI., trat dann als Lieutenant in das 12. Regiment Jäger zu Pferde, stieg als eifriger Jakobiner in der Arme bis zum Obristlieutenant, ward als Terrorist abgesetzt und irrte hin und her, bis ihn sein Stern in Buonaparte's Nähe führte. Er war sein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavallerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Buonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Caroline, die Schwester des Oberconsuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Korsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des französischen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oesterreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltsam die Siege seiner Meisters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem französischen Heere 1808 Madrid zu besetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15. Jul.) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. Napoleon genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgestellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte seine Gemahlin, eine Frau von Geist und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat selbst mußte, an der Spitze der gesammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehen. Hier ward er bei Tarutina (18. Okt.) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und suchte seitdem Oesterreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück, und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Oesterreich und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde Murat's Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heere im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte eben so sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beschuldigte. Er trat also, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oesterreicher an und rief die Völker Italiens

zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Oesterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murat's im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Oesterreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeschlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (2. u. 3. Mai), ward Murat vom größten Theile seines Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstande. Also entwich er er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte. Seine Familie begab sich auf die englische Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oesterreich. Ihm selbst erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er sich mit vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corsica, während sein Agent Macironi für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsica als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als sein Generaladjutant, Macirone, ihm österreichische Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oesterreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (28. Sept.) segelte Murat ab. Ein Sturm zerstreute seine Fahrzeuge. Mit 30 Offizieren ging er endlich bei Pirzo (8. Okt.) an's Land. Aber sein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefesselt nach Pizzo geführt wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Er ward nach dem Ausspruche desselben den 13. Okt. erschossen. (Vergleiche die Skizze vom Leben Murat's in den Zeitgenossen, Heft XVI., und des Generals Orloff Memoiren über Neapel.) K.

Muratori (Lodovico Antonio) war zu Vignola im Modenesischen 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichsten Fähigkeiten ertheilt; geschickte Lehrer entwickelten sie. 22 Jahr alt ward er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambrosianischen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Hier studirte er die Alten, und machte sich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihm der Herzog von Modena als seinen Unterthanen zurück, und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Archivar. Der berühmte Kardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benediktiner Mabillon und Montfaucon, der Jesuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Kardinal Quirini und viele andre ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien der Arkadier und der Crusca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königliche Gesellschaft zu London, die kaiserliche Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verläumdungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sei, fanden bei einem so aufgeklärten Papste, wie Benedikt XIV., keinen Eingang, welcher ihn sogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neuern

Geschichte u. s. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Oktavbände enthalten seine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende nahmhaft machen wollen: 1. Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Muret, mit der lateinischen Endung Muretus (Marc Antoine), wurde 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch seinen Namen haben soll), geboren. Seine ersten Studien trieb er wahrscheinlich zu Limoges. Von seinem 18. Jahre an lehrte er die humanistischen Wissenschaften zu Agen, dann zu Villeneuve, Poitieres, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf Rechtswissenschaften legte. 1554 ging er nach Venedig. Hier und zu Padua lebte er wechselsweise sechs Jahr, und theilte seine Zeit zwischen Unterricht und Bücherschreiben, bis ihn der Kardinal Hippolyt von Este zu sich nach Rom berief. Mit diesem machte er 1562 eine Reise nach Frankreich, und fing nach seiner Rückkehr nach Rom 1563 an, sowol über Klassiker und Philosophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er sich zum Priester weihen, und 1584 legte er seine Lehrstelle nieder und brachte in stiller und frommer Ruhe sein übriges Leben zu, das er 1585 beschloß. Er war ohne Widerrede einer der trefflichsten lateinischen Stylisten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfsinn und Geschmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben seinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Klassiker hat er sich vorzüglich durch seine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des klassischen Alterthums an sich tragen. Seine sämmtlichen Werke sind zusammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derselben enthält und äußerst nachläßig gemacht ist. Weit vollständiger, genauer und kritischer ist die schöne von David Ruhnken zu Leyden 1789, in 4 Großoctavbänden besorgte Ausgabe. A—s.

Murias (französich muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzsäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatisch, z. B. muriatische Wasser, Salzsäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Esteban), ein berühmter spanischer Maler, geboren zu Sevilla 1618, empfing den ersten Unterricht im Zeichnen von seinem Verwandten, Juan del Castillo, machte schnelle Fortschritte, arbeitete, als sein Lehrer sich in Cadix niedergelassen hatte, für sich allein, und erwarb sich eine große Fertigkeit des Pinsels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Aus dieser ersten Periode sieht man Mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge seiner Heiligenbilder ging nach Indien; von dem daraus gelösten Gelde ersparte er ein hinlängliches Reisegeld, um nach Madrid zu gehn, wo sein Landsmann Velasquez ihn 1643 sehr wohlwollend aufnahm und ihm die Erlaubniß verschaffte, die Meisterwerke eines Titian, Rubens, Van Dyk, Ribera zu kopiren 1645 kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er durch seine Gemälde im Kloster Franzisco allgemeines Erstaunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollste

Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, acht große Werke für die Kirche des Hospitals San Jorge della Caridad malte. In diesen Bildern zeigt sich sein großes Verdienst; seine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die schönen Massen seines Licht- und Schattenspiels in der Erscheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter seiner Köpfe, besonders des Christus und Moses und in dem Vater des verschwenderischen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieses Letztern; die herrliche Composition, die richtige Perspective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnliches Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloster der Kapuziner. Für eben diesen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung desselben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und starb daselbst 1682. Er brachte aber nicht allein durch seine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunst in Spanien in Aufnahme, sondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hindernisse gelang, und deren Präsident er seit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen. Viele seiner Werke sind nach Frankreich und England gegangen. Auch in der dresdner Gallerie findet sich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Klavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Oktaven besteht, daher Murkybässe. Ihr Charakter ist lustig.

Murner (Thomas), als deutscher Satyriker des 16. Jahrh. ausgezeichnet. Er war, wie sein Muster in der didaktischen Satyre, Sebastian Brand, zu Straßburg geboren (1475), studirte Theologie, wurde dann Franziskaner und hatte die Ehre, vom Kaiser Maximilian I. 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Seine satyrischen Schilderungen, besonders seine Angriffe auf die damals verderbten Geistlichen, zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Katholik und Gegner Luther's, wie seine Schriften gegen diesen, namentlich sein Kirchen- und Ketzeralmanach von 1536, zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an den Disputationen über Katholisismus und Protestantismus Theil. Nachher hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber auch von den katholischen Kantonen dieses Landes verwiesen, und starb als Doktor der Theologie um 1536, nach Einigen schon 1531. Er war überhaupt ein Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, ungestüm, derb, grob und persönlich, und in dem Bedürfniß, seinen Witz auszuschütten, umständlich und geschwätzig. Seine Sprache ist kräftig und oft neu. Die vorzüglichste seiner Satyren ist die Narrenbeschwörung, Straßburg 1512, und nachher mehrmals; hier zeigt er sich als Kenner der menschlichen Narrheiten, die er ohne Schonung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemälde seiner Zeit. Seine Schelmenzunft (1512. 4. und ebenfalls in mehrern spätern Ausgaben, mit Erklärungen und Glossen, Halle 1788. 8.) entlarvt den Orden der Betrüger. Zu seinen übrigen Schriften, die man in Koch's Compendium der deutsch. Lit., Th. I. S. 154 findet, gehört auch die Gäuchmatt oder die Geckenwiese, und seine geistliche Badefahrt (Straßb. 1514), ein religiöses Gedicht in Reimen. Auch hat er den Tyll Eulenspiegel be-

arbeitet. Vergl. Waldau von Th. Murner's Leben und Schriften, Nürnberg 1775.

Murphy (Arthur), ein englischer Dramatiker, geb. zu Elphin in Irland 1730. Er ward in einem französischen Seminar zu St. Omer erzogen, und sollte dann in London die Handlung erlernen. Allein Garrick's Ruhm zog ihn zum Theater. Er spielte 1752 und 1753 zu Drury-Lane, fiel aber durch, entsagte der Bühne und ward Schriftsteller. Sein Antheil an der Zeitschrift: The Gray's-Inn Journal, machte ihn bekannt und verschaffte ihm Johnson's Freundschaft. Er zeigte sich in den öffentlichen Blättern als einen der heftigsten Feinde des unglücklichen Admiral Byng; dies erwarb ihm die Gunst des Lord Holland, der ihm die Aufnahme unter die englischen Advokaten, wiewol mit großer Mühe, verschaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing also nun an, für das Theater zu schreiben, und verpflanzte viele ausländische Erzeugnisse glücklich auf englischen Boden. Seine Stücke gefielen. Sein griechisches Mädchen gehört zu den beliebtesten Trauerspielen in England; sein Styl ist edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine besten Komödien sind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind seiner selbst; die Wahl u. s. w. Sie sind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl. Mehr komisches Talent hat er in seinen Possen gezeigt. Die beste derselben ist betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. (Works, Lond. 1786. Voll. VII. 8.) Seiner Uebersetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat sie ihm in England mehr Ruhm gebracht, als seine andern Arbeiten und selbst die Biographie Johnson's (Essay on the life and genius of S. Johnson, Lond. 1792. 8. In den letzten Jahren seines Lebens genoß er eine jährliche Pension von 200 Pf. St. und starb 1805 in London.

Murr (Christoph Gottlieb von), als Geschichts- und Alterthumsforscher berühmt wurde in Nürnberg 1733 geboren, bildete sich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, späterhin auf der hohen Schule zu Altdorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erstern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erste größre Werk, wodurch er sich in der literarischen Welt bekannt machte, war seine Bibliothèque de Peinture etc., welche 1770 erschien. Vor allen seinen Schriften aber zeichnet sich sein 1775 angefangnes, und bis 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur", 17 Thle. aus. Eine 1798 angefangne Fortsetzung dieses Werks, unter dem Titel: „Neues Journal rc." wurde schon mit dem zweiten Bande beschlossen. In diesem Journal ist ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteste Geschichte der Oelmalerei, der Kupferstecher- und Formschneidekunst, Beschreibungen seltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichsten in fremden Sprachen erschienenen Bücher, oder Auszüge aus den kostbarsten derselben, Nachrichten über die neuesten Fortschritte der Künste und Wissenschaften rc. enthalten, die sich durch Gründlichkeit, kritischen Geist, Unparteilichkeit und würdige Darstellung auf's vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als die Vaterstadt der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so vielem Glücke behandelten Untersuchungen hat brechen helfen. In spä-

tern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre sehr anziehende Schriften heraus: die Abbildungen der herkulanischen Alterthümer; eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch 1805 eine Schrift: die mediceische Venus und Phryne. Er starb 1809. BC.

Murrhinische oder Murrhenische Gefäße, vasa murrhina, gehören zu den Prachtgefäßen der Alten, welche sich durch Kostbarkeit des Stoffes, wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie waren durch Pompejus aus Asien nach Rom gebracht worden, als dieser den Mithridates besiegt hatte, und wurden mit ungeheuern Preisen bezahlt. Ueber ihren Stoff sind die Alterthumsforscher verschiedner Meinung. Einige haben denselben für ein Fossil aus der Klasse der Sardonyxe und Achate, oder für chinesischen Speckstein, Andre für eine Art Porzellan oder Glasfluß, gehalten (s. Plastik.). Der Wahrheit am nächsten dürften diejenigen kommen, welche annehmen, daß es Gefäße dieser Art, sowol aus natürlichen als aus künstlichen Massen gab, die, weil sie im Aeußern einander gleichen, gar leicht mit einander verwechselt wurden, und eine gemeinschaftliche Benennung erhalten konnten. Von der ersten Art ist das berühmte, sogenannte mantuanische Gefäß auf dem Museum zu Braunschweig; von der andern die gleichfalls allgemein bekannte Barberini- jetzt Portland-Vase (s. d.), im Besitz des Herzogs von Portland.

Murten (franz. Morat, lat. Muratum), Stadt im Schweizer-Kanton Freyburg, in der Landvoigtei Murten, liegt an dem durch die Broye mit dem Neuenburger-See verbundnen Murten-See, sechs Stunden von Bern, hat 1300 Einw. und ein altes Schloß, in welchem der Landvoigt (oder Schultheiß) seinen Wohnsitz hat. Im letzten Viertel des 15. Jahrh. entspann sich eine heftige Fehde zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund. Nach dem Verlust der Schlacht bei Granson (3. März 1476), der die Wiedereroberung der, zuvor den Schweizern abgenommnen Stadt dieses Namens zur Folge hatte, suchte der erbitterte Carl seinen Verlust so gut, als sich bewirken ließ, zu ersetzen. Vierzigtausend Mann waren in Kurzem wieder zusammengebracht, und schon am 10. Juni zeigten sie sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Banner der mit ihnen verbundnen rheinischen Städte: Straßburg, Basel, Kolmar, Schlettstadt, Kaiserberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfirdt in Eilmärschen herbei. Auch Renatus, der von Carl vertriebne, junge Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, war mit ihnen, ohne jedoch, wie Einige angeben, den Oberbefehl zu führen. „Die Geschichtschreiber, sagt J. v. Müller, haben diese alte Zeit nach unsern Sitten beurtheilt: überall wurde der oberste Feldherr gesucht; in Wahrheit befehligte der Gemeinsinn, so daß jeder nach der gemeinsamen Uebereinkunft mit bester Kraft handelte." Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund mit einem an Zahl weit überlegnen Heere; aber die wackern Eidgenossen pflegten nicht nach der Menge, nur nach der Stellung ihrer Feinde zu fragen. Von dieser durch einen Ueberläufer benachrichtigt, rückten sie mit schnellen Schritten vor, drangen auf die Vorwachen ein, brachen durch, stürzten sich mit den ihnen voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurden durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpften so einen vollständigen Sieg. Sie wurden Herren des feindlichen Lagers, Geschützes und Reichthums. Carl selbst entging nur durch die Schnelligkeit sei-

nes Pferdes der Gefangenschaft; von zwölf ihm übrig gebliebnen Reitern begleitet, sprengte er mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich zu Soigne, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Dem braven Renatus der im Streit einer der ersten gewesen war, machten die dankbaren Sieger mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des 15. Jahrh. einen Namen gemacht. Das erschlagne Heer warfen die Murtener in große Gruben; es wurde mit ungelöschtem Kalk, hierauf mit Erde bedeckt. Später errichtete man für die gesammelten Knochen ein Beinhaus mit folgenden Inschriften: D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae Ducis, exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476. Und weiter unten:

Dies Gebein ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.

Dieses Denkmal der Kraft eines vereinigten freien Volkes, verehrungswürdig, wie die von Marathon, von Salamis, von Platäa, beim Kirchdorfe Merlach, wurde bei dem Einfall der franz. Revolutionsarmee, 2. März 1798, zerstört. 1820 bewilligte die Eidgenossenschaft 6000 Fr. zur Errichtung eines neuen Nationaldenkmals des großen Sieges.

Musagetes, Musenführer, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern Zeiten diesen Beinamen noch öfter dem Herkules, sowol in Inschriften, auf Gemmen u. s. w., als auch bei Schriftstellern ertheilt; in neuern Zeiten gibt man diesen Ehrennamen auch einem Gönner der Wissenschaften und Künste.

Musaische Malerei, s. **Mosaik**.

Musäos Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondre bei den Eleusinien und andern Mysterien eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird, und wahrscheinlich im 4. oder 5. Jahrh. nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leander's (Ausgaben von Witford, Lond. 1655; von Röwer, Leyden 1737 u. A. und neuerdings von Heinrich, Hannov. 1793; Passow, 1810; und Möbius, Halle 1814. 12.), dem es nicht an Schönheiten fehlt, und welches mehrmals in's Deutsche übersetzt worden ist (z. B. von Fulda und von Passow).

Musäus (Joh. Carl Aug.). Dieser originelle deutsche Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, studirte daselbst Theologie, ward Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, lebte sodann einige Jahre in Eisenach als Kandidat des Predigtamts. Auch sollte er Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich — weil er einmal getanzt hatte. Richardson's Grandison machte damals allgemeines Aufsehn, und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dieses Unwesen schrieb Musäus seinen Grandison den Zweiten, eine satyrische Parodie, Eisenach 1760, 3 Th., umgearb. 1780. 8., welche viel Beifall fand. 1763 ward er Pagenhofmeister am waimarischen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Nach langem Zwischenraume trat er von neuem als Schriftsteller auf, um eine andre Thorheit der Zeit, die Verirrungen der Physiognomik zu strafen. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen (in vier Heften, Altenb. 1778-79. 8.), die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, welchen er auf gleich originelle Weise (1782) ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch diese Volksmährchen ward er Nationalschriftsteller. Seine Absicht dabei war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen, und durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegen worden (1787. 5 Th. 8.). Freund Hein's Erscheinungen in Holbein's Manier, die er 1786 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel: Straußfedern, wovon aber nur der erste Band aus seiner Feder kam; denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einem Herzpolypen, 1787. Auf seinem Grabe ward ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, welche Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er war dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satyren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possirlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt, und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kotzebue, sein naher Verwandter, herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Muschelmünze, s. **Kauris**.

Muscheln, s. **Schalthiere**.

Muschenbroek (Peter von) oder **Musschenbroek**, war 1692 zu Leyden geboren, studirte daselbst Medizin, Physik und Mathematik und promovirte 1715. Nachdem er eine Reise nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte, kehrte er nach Holland zurück und ward zum Professor der Physik und Mathematik auf der Universität Utrecht ernannt, bald aber nach Leyden berufen, um dort denselben Lehrstuhl anzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich

die Pariser und Londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark versuchten umsonst ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphysik erwarb er sich bleibende Verdienste, durch seine Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbesserte Pyrometer. In seinen Versuchen wie in seinen Rechnungen sieht man viel Scharfsinn und Genauigkeit. Seine Werke sind: Elementa Physices; Tentamina Experimentorum; Compendium physicae experimentalis, Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae. Er starb zu Leyden 1761.

Musen, Musae, die Göttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, ursprünglich die Nymphen begeisternder Quellen. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Auch in den Namen und Personen der Musen selbst findet sich große Verschiedenheit. Die bekanntesten sind die Töchter Jupiter's und der Mnemosyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter soll Eupheme gewesen sein. Beim Homer wohnen sie auf dem Olymp. Eigentlich stammten diese Göttinnen aus Pierien in Thracien, von da kamen sie nach Böotien und dann in's übrige Griechenland. Wahrscheinlich ist der Grund davon, daß man den Ursprung der Sängerkultur nach Nordgriechenland setzte. Anfangs kannte man nur drei Musen: Melete (das Nachsinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Gesang zur Begleitung der Erzählung) *). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Musen nach Thespien, die man für seine Töchter hielt, und daher auch nach Pausanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andre leiten diesen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo sie am frühesten verehrt wurden. Ihre Namen waren Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemosyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in diesen die neun Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus ist ihr Pallast neben den Pallästen der Grazien wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber auch Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird. Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstreite erzählt, die sie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als sie überwunden wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus sich die Musen Kränze fertigten. Die Töchter des Pierus flogen beschämt als geschwätzige Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite mit ihnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die Flüsse und das Meer still, und der Berg Helikon hüpfte vor Wonne, so daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen steigen möchte, den Pegasus abschickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deckte schwarze Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettstreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung festgesetzt, daß, wenn er als Sieger davon ginge, jede von ihnen eine Nacht in seinen Armen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so soll-

*) Nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope (de nat. deor. III. 21.).

ten sie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztre Fall trat ein, und er verlor zur Strafe seiner Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Cither zu spielen. Eine gewisse Völkerschaft, erzählt die Sage, hörte den Gesängen der Musen mit so viel Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und, dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondre Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredtsamkeit und des Gesanges schenkte. Klio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Trogödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredsamkeit und Mimik, und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmälern, Melpomene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende und Klio den Ruhm bezeichnen. (Vergl. die besondern Artikel.) Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helikon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst (daher Castaliden, Pimpleiden ꝛc.). Im Allgemeinen werden sie als schöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube, oder Lorbeeren, oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreise verbunden um den Apoll. (S. Museum Pio-Clementinum T. I. tab. 17-28. und T. IV. tab. 14-15.) Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten sie eigentlich Kamönen. In Rom hatten sie verschiedne Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuschrecken heilig. Sie hatten Kunde der Vorzeit und wurden von dem Dichter am Einge seines Gesanges angerufen.

Musette (lateinisch Musa, italienisch Musetta), bedeutet 1. eine Sackpfeife (s. d. Art.). 2. ein kleines Tonstück, das zum Tanzen eingerichtet ist, gemeiniglich in $\frac{6}{8}$ Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und einem sanften schmeichelnden Gesange, oft auch über einen anhaltenden Baßton gesetzt. Tanz und Musick ist für ländliche Lustbarkeit bestimmt.

Museum nennt man eine Sammlung seltner und anziehender Gegenstände aus dem ganzen Gebiet der Naturgeschichte und Künste, welche in einem Gebäude zur Ansicht der Kenner, zum Genusse der Kunstfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meistern aufgestellt ist. Zuerst wurde diese Benennung, die eine Musengrotte oder einen Musentempel bezeichnet, dem Theile des königlichen Pallastes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek bestimmte. Die schönsten Zwecke der Kunstwerke zu begeistern und sinnig zu schmücken, sind verfehlt, wenn sie in Museum aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunst wol Lehrerin; aber sie ist nicht mehr Priesterin, nicht mehr Spenderin der reinsten, entzückendsten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in kolossaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes-, Eros-, und Herkulesgestalten

in den Gymnasien, Diana mit ihren hochgeschürzten Nymphen in schattigen Hainen, Myron's Nereidenzüge am Seegestade und Apollo, Bacchus und die Musen in den Theatern wohnten; da war alles an rechter Stelle, wo es erst die volle, vom Künstler beabsichtigte Wirkung thun konnte. Eben so ging es den neuern Werken christlicher Kunst, als man sie mit dem stillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenschein entriß. Die ersten Kunstsammlungen finden wir freilich schon in den Peristylen alter Tempel; Delphi mit seinen nach Volksstämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der samischen Juno und die palladische Akropolis zu Athen, waren überreich an Kunstwerken, aber es waren Weihgeschenke, sinnig und schicklich geordnet und aufgestellt. Alexanders Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königssitzen, um sie bei ihren Triumphen in unabsehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunst diente, aber schmückend und belebend. Aehnlich war das Schicksal der Kunstwerke im alten Rom; die gefangnen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt und unter den römischen Kaisern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung seines goldnen Hauses kommen ließ. Doch Museen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Palläste wurden mit sinniger Auswahl geschmückt, und die Kunst ging immer noch in das Leben über. Doch bald ging auch dieser lezte Schimmer alter Größe unter und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete sich das erste Museum, welches rettend und schützend die alten Kunstwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des 15. Jahrh. waren in Rom selbst nur etwa fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künste auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. sammelte schon Antiken und legte den Grund zum berühmten florentinischen Museum. Bald wetteiferten die andern kunstliebenden Fürsten hierin. Einer der Mediceer, Papst Leo X., verpflanzte die seinem Hause so eigne Kunstliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundnen Kunstschätze. Ein edler Welteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köstlichste der Vorwelt zu gewinnen und ihre Palläste damit zu schmücken. Alle diese Sammlungen hatten mit Münzsammlungen angefangen. Die Familie Este machte die erste Gemmensammlung; sie waren durch ihre Inschriften beliebt, denn von Buchstabenschrift ging die neuere Bildung aus, wie die ältere von Musik. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büsten über, doch blieben diese meist, wo sie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronsälen, so wie man die übrigen gefundnen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offne Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Musterhaft war in dieser Hinsicht die Aufstellung der Antiken in den neun Stanzen der Villa Borghese, welche leider bei der Rückkehr der Kunstwerke nach Italien nicht wieder hergestellt werden konnte, da diese borghesischen Kunstschätze von den Franzosen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb Manches möglich, was das rauhe, nordische Klima ganz verbietet. Die vielen sinnlosen, nur durch engen Raum und eitle Willkür geordneten Zusammenstellungen ganz verschiedenartiger Gegenstände stören bei solchen Vorrathskammern und Kunstspeichern am meisten. Doch sie selbst sind ein nothwendiges Uebel geworden, dessen böser Einfluß aber wieder gehoben ist, wenn wir nur mit

vollem, reinem Sinn und wahrer Begeisterung hineintreten, das Herrliche einzeln genießen und fühlen, daß überall, wo göttliche Kunst waltet, auch ein Tempel ist! Die berühmtesten Museen in Italien sind: das Museum im Vatikan, welches fast alle Zimmer dieses ungeheuern Pallastes einnimt, da alle berühmtesten Gemälde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handschriften hierzu gehören. Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemälde Raphaels, im Cortile ist der Apoll und der Laokoon, nebst unzähligen der herrlichsten Bildwerke, in die vatikanischen Säle kamen Raphaels Transfiguration, seine Madonna di Foligno, und die meisten der berühmten Gemälde, die nach Paris entführt waren. Das Museum in Florenz wetteifert mit dem vaticanischen, seine schönste Zierde sind die mediceische Venus und der farnesische Herkules. Das Museum in Paris war zu der Zeit, wo alle höchsten Kunstschätze darin aufgehäuft waren, das reichste der Welt; es ist aber auch jetzt noch beträchtlich. Die herrliche Diana, Apollo's echte Schwester, die majestätische Pallas von Velletri und die kolossale tragische Muse sind dessen höchste Zierden. Da man in Frankreich (wol mit Recht) auch die Gemäldegallerien mit unter dem Titel Musée versteht: so müssen wir hier der herrlich verzierten Gallerie des Louvre gedenken, deren größte Zierden jetzt, außer den von Franz I. erkauften Gemälden von Raphael und Leonardo, die Werke von Poussin, Le Brun und Le Sueur, so wie die Gemälde der ehemaligen Gallerie des Luxemburg von Rubens sind. Außerdem hatte Paris noch ein Museum von Nationaldenkmälern, welches höchst anziehend war. Alle diejenigen Monumente, welche durch die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entrissen, der Zerstörung entgangen waren, wurden hier von Le Noir, einem Mann von Kenntnissen und Geschmack, gesammelt, aufbewahrt und nach Jahrhunderten geordnet in Sälen aufgestellt, wovon jeder im Geschmack seines Jahrhunderts gebaut und verziert war; ein Garten dabei enthielt die Grabmäler welche zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchst merkwürdig; jetzt aber ist Alles wieder an die alten Stellen zurückgekehrt. Unter Englands Museen ist das oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt, und verdankt einen großen Theil seiner Schätze dem Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das brittische Museum in London wird durch Schenkungen sowol als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch seine schöne Handschriftensammlung den Grund dazu; seitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit das Museum zu bereichern, unbenutzt: so kaufte sie die Sammlungen Hamilton's, die Marmor und Basreliefs Townley's und neuerlich noch die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Friesenreliefs von Phigalia. In Deutschland sind die Museen in Dresden die berühmtesten, nämlich die dasige Antikensammlung, das Augusteum genannt, dessen höchste Zierde die drei herrlichen Herkulanerinnen sind, die Gemäldegallerie mit der berühmten Himmelskönigin von Raphael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der mengsischen Gypsabgüsse. Ferner sind in München und Wien schöne Museen; an ersterm Orte sind die trefflichen Antiken, welche der kunstliebende Kronprinz kaufte, noch nicht aufgestellt, die durch die ehemalige düsseldorfer Sammlung beträchtlich vermehrte Gemäldegallerie ist an niederländischen und deutschen Meistern besonders reich, ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna. In Berlin wurde 1820 ein Museum geordnet, dessen Hauptreichthum die Gemälde sind, die sonst dem Prinzen Giustiniani gehörten. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum durch die Ge-

mäldesammlung des Herrn Städtel. In Cassel, Darmstadt und Braunschweig (ehemals Salzdalum) sind zwar nicht große, aber gutgewählte Museen. In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte, und die in ihrer Art einzige Sammlung altdeutscher Gemälde der Gebrüder Boisserée aus Köln. In Kopenhagen sowol als in Stockholm sind Museen; doch nirgends im Norden sind so viel Kunstschätze aufgehäuft, und zugleich so schön aufgestellt, als in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg. WI.

Musik. Unter Musik (μουσική) verstanden die Griechen die sogenannten Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Dichtkunst, Redekunst. Und die ἀγῶνες μουσικοὶ (musikalische Wettstreite) fanden in allen diesen Künsten Statt. Späterhin wurde der Name Musik und musikalisch bloß auf die Tonkunst beschränkt. Wenn wir uns von dem Wesen dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Dieses wird uns dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich entstehen sehen, so wie wir denn auch den ersten noch ganz rohen Gesang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimt, die Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edeln Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Denn wer wird sagen, daß ihm irgend eine Art unharmonischer oder widriger Farben eine so schmerzhafte Empfindung der Seele verursacht habe, als unharmonische Töne. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affekt versetzte Mensch sich gern in demselben zu bestärken, daß er sich zu bestreben scheint, ihn immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und in andern Affekten geschieht: so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Töne sich selbst in ihrer Stimmung zu bestärken und sie immer mehr zu entflammen. Dieses ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Wenn dieser Andeutung nach einige eben so leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geschmack hinzukommen, so wird man bald den förmlichen Gesang entstehen sehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemessenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die sehr enge Verbindung, welche zwischen diesem und den Tönen vorhanden ist. Die abgemeßne Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, ist unterhaltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfodern, die taktmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt diese taktmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Takt gehörigen, kleinen Rückungen verschiedne Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth

vermittelst der Lust, die es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese taktmäßige und rhythmische Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff von Bewegung mit sich führt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Takt und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Musik ist also eine Kunst, die, so wie jede andre Kunst, in der Natur des Menschen gegründet ist. Uebrigens möchte der letzte Grund aller Erfindung der Instrumentalmusik vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu suchen sein. Der Gesang, der vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht selbst ist, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle und Empfindungen, besonders, wenn sie vorzüglich heftig waren, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustoßen, und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls sowol als des angenehmen zu entledigen. Die geistige Natur des Menschen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich sehr gestört, strebt, beider Empfindungen Herr zu werden und sie zu unterdrücken. Der Gesang, sowol der der Frude als der des Schmerzes, ist das Bestreben, sich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme zu entledigen. Auf welche Weise man nun eine äußre gesetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieselbe übergetragen, ist theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils ist dabei hier noch nachzuholen, daß der Geist des Schaffens, der in der menschlichen Natur verborgen liegt, stets dahin strebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und somit mußte nun bald in dem Gesange Takt und Rhythums entstehen, die vielleicht schon in dem Pulsschlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Gesanges war nun die Instrumentalmusik (s. d. A.). Wir gehen auf die Grundbestandtheile der Musik und ihre Natur über. Da die Musik vorzüglich auf die Empfindung des Menschen wirkt, so ist es dem Zwecke derselben unangemessen, durch sie eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Tonkunst. Nächstdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch diese Kunst beruht. Sie sind dreifach: die Melodie und mit ihr die Tonart, der Rhythmus und endlich die Harmonie. Die Melodie (oft auch Gesang in weitern Sinne) ist die Folge einzelner Töne, welche nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestoßen, in größre oder kleinre Zwischenräume von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern solcher Töne nun, die in und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen melodische Sätze; aus mehrern solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht die Melodie (s. d. Art.). Die Tonart, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, ist darum wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man Menschen, die in Affekt gesetzt sind, reden hört. Wenn

also unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige gewählt wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der wahre Ausdruck dieser Empfindung noch verstärkt. Der Rhythmus der Melodien dient dazu, Einheit und Mannichfaltigkeit in denselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine schnellere oder langsamere Bewegung bewirken. Die Harmonie, d. h. derjenige Theil der Musik, welcher in den gleichzeitigen Tönen und Tonreihen besteht und die Melodie unterstützt, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und auch durch sie kann Ruhe und Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Mittel, durch deren Verbindung die Tonkunst ihre unerklärbaren Wirkungen hervorbringt. In Betreff dieser Wirkungen selbst ist die Tonkunst unerklärbar. Wenn jede andre Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangnen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag: so wirkt dagegen die Musik vorzüglich auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns keine durch den Verstand begreifliche Gesinnungen und Meinungen, sie ist fern von der Hervorbringung logischer Begriffe in unsrer Seele, sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt, und sie ist darum rein romantischer Natur. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen in dieser Vollendung keine Musik gehabt haben können. Bei den Werken der Tonkunst unterscheiden wir die musikalische Erfindung (Composition im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der ästhetischen und technischen Bedingungen der Tonkunst, und musikalisches Genie gehört) von der Ausführung (Execution oder Darstellung). Letztre ist durch erstre bedingt, und in Hinsicht der Darstellungsmittel Vocal- oder Instrumentalmusik, oder beides (s. die besondern Art.). In Hinsicht des Orts der Ausführung und des damit zusammenhängenden besondern Zwecks derselben ist die Musik Kirchenmusik oder religiöse Musik und weltliche Musik; diese Theater-, Concert- oder Kammer- und Tanzmusik. Pq. Seit Euler ist die Musik als eine Wissenschaft erkannt worden, die ein Recht hat, unter die mathematischen aufgenommen zu werden, obschon sie aus diesem Gesichtspunkte noch nicht völlig ausgebildet zu sein scheint. Sie bewegt sich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemessen werden kann. Ihre Töne sind in Bezug auf ihre Dauer und abgesehen von ihrer übrigen Beschaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note ▭ bis zum 𝅘𝅥𝅲 und in thesi noch weiter, in einer absteigenden, geometrischen Progression stehen, deren Exponent 2 ist: 1 $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{4}$. $\frac{1}{8}$. $\frac{1}{16}$. $\frac{1}{32}$. u. s. f. Ihre Taktarten sind durch Brüche ausdrückbar ($\frac{4}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{4}$, $\frac{5}{4}$, $\frac{3}{8}$ Takt. u. s. w.) welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit ▭ in jedem Taktabschnitt enthalten sind. Im Elemente des Raumes lassen sich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe)

werden in Zahlen ausgedrückt, die auf eine mathematische Eintheilung dieses ideellen Raumes sich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. s. f.). Aehnliche Verhältnisse finden unter den Stimmstufen von Discant bis Baß, und unter den Tonarten (Klanggeschlechtern) Statt. In der Instrumentalmusik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältnissen der Stärke, Länge und Anspannung der Saiten, der Beschaffenheit und der Entfernung der verschließbaren Schallöffnungen u. dgl. ab, und alle diese Verhältnisse lassen sich nach mathematischen Regeln bestimmen und ausmessen. In dieser Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann sagen, in der mathematischen Meßbarkeit ihrer wesentlichsten Schritte in jenen beiden elementarischen Anschauungsformen liegt ihr Hauptunterschied von der lebendigen Rede, und vielleicht der oberste Grund ihrer größeren Wirksamkeit auf unser Nervensystem. Dagegen entbehrt sie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles sich bewegt, und darin dürfte die letzte Ursache des Umstandes zu suchen sein, daß sie unsre Empfindungen nicht so fein abstufen und schattiren kann, als die lebendige Rede mittelst unsres Vorstellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr physischen als psychischen Wege, und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig ist, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. Diese Ansicht sollte mehr, als bis jetzt geschehen ist, berücksichtigt werden, wo von der Verbindung der Musik mit der Rede die Frage ist, zumal in der Oper, die so sehr mit der redenden Dichtkunst über den Fuß gespannt ist. A. Mnr.

Musik (Geschichte der). Die Musik ist eine der ältesten aller schönen Künste; hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen auf die vollkommenste Weise angehört, und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu veräußern strebt. Es scheint daher widersinnig, die Erfindung der Musik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierstimmen zu setzen, die doch weit unvollkommner sind, als die des Menschen. Fast eben so gut könnte man den Ursprung der Tanzkunst in eine Nachahmung thierischer Gebärden setzen. Eins nur scheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und dem vernünftigen Nachdenken gemäß ist, nämlich, daß die Verschiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierstimmen insbesondre auf die Ausbildung des menschlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die sich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und man durch äußre, auf Naturveranlassung erfundne Instrumente zuerst die bestimmten Abmessungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Musik beruht. Aber so wie jenes die Musik als Kunst noch nicht erklärt, so setzt dieser mittelbare Einfluß der Natur schon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letztres bestätigt sich auch dadurch, daß, wo wir Musik bei einem Volke finden, Instrumente nicht fehlen. Lassen wir also die alten Meinungen, daß z. B. der Wind, das Geräusch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräusch des Wassers und der sogenannte Gesang der Vögel Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und gestehen wir ein, was unleugbar ist, daß die Natur auf mannichfaltige Weise auf das Gehör des Menschen einwirken, und durch diese Einwirkung zur Ausbildung desselben, so wie zur Uebung der eignen Lautfähigkeit beitragen mußte, indem er vorzüglich durch fremde Töne auf das Annehmliche gewisser Klänge aufmerksam gemacht, dieselben selbst hervorzubringen sich bestrebte. Aber gewiß ist es, daß die Musik als Kunst erst begann, als der Mensch, in unmittelbarem oder

mittelbarem Besitz mannichfaltiger Töne, dieselben zum sprechenden Ausdruck seines Innersten auf eine gesetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verstand. Dies aber setzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abstand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterscheiden fähig ist, welche Unterscheidungsfähigkeit, wie wir sagten, durch äußre Instrumente erleichtert wird, an welchem das Verhältniß der Töne gleichsam sichtbar wahrgenommen werden kann. Hiernach scheint allerdings die Vokalmusik, oder die Hervorbringung musikalischer Töne durch die menschliche Stimme, die älteste, und die erste Art der Instrumente scheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräusch im Schilfe, oder eine andre zufällige Veranlassung auf das Tönen hohler Körper durch Einblasen der Luft aufmerksam macht, so wie der Klang ausgespannter Sehnen auf Saiteninstrumente führt, erfunden worden zu sein. Auch dienten die Instrumente früher nur zur Begleitung. Nach der Bibel soll schon Jubal, Lamech's Sohn, vor der Sündfluth auf Instrumenten musicirt haben. Allein es fragt sich hier wol, ob nicht die mosaische Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewissere ist Folgendes: Wie überall, so auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger Eine Person, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechselnden Liederchöre (2. Mos. 15. 20.). Die musikalischen Instrumente, welche diese Gesänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird der Lobgesang der Mirjam (Moses Schwester), gesungen nach dem Durchgange durch's rothe Meer, angeführt. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienstes bestand in singendem Vortrage feierlicher Psalmen mit Instrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltnen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebräischen Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können: so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die der meisten alten Völker. Auch hatten sie eigne Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchen man auch deklamirte; wovon man mehr lesen kann in Georg Ventzky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer (in Mitzler's musik. Bibliothek Thl. III.). Auch hat Anton einen Versuch gemacht, die Melodien der alten hebräischen Gesänge zu entziffern (in Paulus neuem Repert. für bibl. und morgenländische Literatur, 1. Thl. S. 160 u. 2. Thl. S. 80 ff.). Allein die Musich wurde nicht bloß zum öffentlichen Gottesdienste angewendet, für welchen Gebrauch es besonders seit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten gab, auch bei weltlichen Festen, z. B. bei feierlichen Gastmälern und bei Leichenbegängnissen fehlte es nicht an Musik. Um diese Zeit hatte sich auch die Zahl der Instrumente selbst vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt werden. (Man vergleiche Herder vom Geist der hebräischen Poesie, II. Bd. Pfeiffer über die Musik der alten Hebräer, Erlang. 1779, 8.). Wie bei den Hebräern, so auch bei andern Völkern läßt sich keine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik angeben, da die Uebergänge des, bei noch ungebildeten Stimmen, überall vorkommenden rohen Gesangs und lärmenden Getöses in eine kunstmäßige Musik so mannichfaltig sind,

und was die Sagen der Völker über den Ursprung der Musik berichten, entweder sich auf auf jene rohen Anfänge bezieht, oder spätere Allegorie ist. In Hinsicht der Aegypter aber hat Pauw (Recherch. I, 244) übertrieben behauptet, daß sie weder Poesie noch Musik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot (Hermes) die Musik erfunden habe, kann keine besondre Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wissenschaft und Kunst angesehen wird. Die im Grabe des Osymandias bei Theben gefundnen musikalischen Instrumente, aus welchen man schließt, daß die Aegypter bereits 2000 Jahre vor Chr. Geb. Musik gekannt haben müssen, beweist wie die Erfindung der Lyra durch Hermes, bloß für den Gebrauch musikalischer Instrumente, aber gar nichts für die Betreibung der musikalischen Kunst in Aegypten. Ob die Hebräer sie daher von ihnen empfangen haben, ist sehr zweifelhaft. Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht bloß die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredtsamkeit, Grammatik und Philosophie verstanden habe, ist eine bekannte Sache. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andre erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen sein müsse. Die mythischen Nachrichten über die Musik setzen, wie schon angedeutet, die Musen, bald den Apoll (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens seiner Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cither veranlaßt worden sein soll, bald den Hermes oder Merkur, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, indem er die Schale der getödteten Schildkröte mit Saiten überzogen, bald Miverva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, Merkurs Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen sein soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, so wie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus (ersterm soll Merkur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinasien schreibt man die verschiednen Tonarten — die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden, und die Doppelflöte erfunden haben soll; die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her (s. Tonart). Es ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiednen Kolonien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Kadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel bestand, aus Phönizien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über

die griechische Musik abnehmen können: so bestand der Gesang in einer musikalischen Deklamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach, und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Von 6. Jahrh. vor Ch. Geb. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht, und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. Geb. lebte, und der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Von Pythagoras, der die Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist), und der die Sphärenmusik in der Tonkunst wiederfand, ist es bekannt, daß er sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne beschäftigt hat (s. Pythagoras); und eine von Vielen verworfne Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sei. Das Instrument, welches er zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand, wurde der pythagorische Kanon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben. Um seine Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung der Musik war die in theoretische und praktische. Die theoretische begriff sowol die arithmetischen und physischen Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Akkorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer, und mithin die Musik überhaupt, wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, enharmonische und chromatische getheilt. In der diatonischen Musik durfte man nur durch semitonia majora; in der enharmonischen Musik durfte man durch die halben semitonia fortschreiten; in der später eingeführten chromatischen durch die semitonia minora fortschreiten. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition, 1. in die Melpöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Deklamation zu geben, denn die Deklamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2. in die Rhythmopöie, Kunst der Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3. in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Mu-

sik innigst verbunden war; wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen), ödische (Vokalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende, Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch drei übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf achtzehn Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenianer genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras, und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen bloß nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromatische Klanggeschlecht (s. Ton, Tonart ꝛc.), dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 vor Chr. Geb.) hat die mathematische Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griechischen Musik gemacht hat, sehr schwankend, und wird durch die vorhandnen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebnen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären; ja es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sei; wie auch die Anwendung der einfachsten und rohsten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künstlerische Vervollkommnung der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Musik entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Deklamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische, als eine deklamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränkten Umfange gewesen zu sein. Sonst muß man überhaupt gestehen, daß die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griechische Musik uns wenig Aufklärung über dieselbe geben, und die vorhandnen Schriften der Alten darüber uns durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthselhaft sind. Hierher gehört die von Meibom herausgegebne Sammlung der alten Musiker (Antiquae musicae scriptores VII. Amst. 1652. 4.) und Claud. Ptolemäus. Ueber die Blasinstrumente der Alten hat Caspar Bartholin geschrieben (De tibiis veterum). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienst von den Hetruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst 186 vor Chr. Geb. nach Rom gekommen sein. Ueberhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedne Gattungen gab. Früher stand der Kunst im Wege, daß sie hauptsächlich nur von den Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Deklamation verhalten zu haben scheint, wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist,

daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Kapitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Akkorden fort, oder machte kurze Pausen, und unterstützte oder erhöhte dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu sein. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heitern Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurde. Horaz in seiner epistola ad Pisones sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundner geworden. Und späterhin klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allem diesen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Die Christen bedienten sich anfänglich, nach Vorgang der Juden, bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur der heiligen Gesänge, d. h. der Psalmen, Hymnen, welche in den Büchern des alten Testaments befindlich, und an welche die Judenchristen schon gewöhnt waren. Auch wurde bei den Liebesmahlen oder Agapen gesungen, dann auch beim Abendmahle. Daß man in den Versammlungen der Christen auch vielen alten griechischen Melodien geistliche Gesänge unterlegte, ist unbezweifelt, und einige unsrer Choralmelodien sollen noch daher stammen. Auf der Kirchenversammlung zu Laodicea 364 nach Chr. Geb. wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche von besondern Kantoren und Kanonicis nach Noten gesungen werden sollten. Der Kirchengesang bildete sich aber im Occident verschieden von dem im Orient. Für letztern hat Ephrem der Syrer, zur Feststellung und Verbesserung des occidentalischen vorzüglich Ambrosius (der Erzbischof von Mailand) im 4. Jahrh. gewirkt. Dieser sammelte die authentischen Melodien. Im 4ten oder 5ten Jahrh. kamen die Antiphonien (kirchliche Wechselgesänge) auf. Im 6ten und zu Anfange des 7ten Jahrh. gab Gregor der Große dem Kirchengesang eine neue Form, so daß er daher der gregorianische oder römische genannt wurde, und sorgte für den Unterricht in der Musik durch Errichtung einer Gesangschule. Mehrere Päpste ahmten ihm in Beförderung der Kirchenmusik nach. (S. übrigens die Art. **Kirchenmusik** und **Italienische Musik**.) Die Choralmusik, welche einstimmig oder in Oktaven vorgetragen wurde, ist die Grundlage der neuern Musik. Spätere Erfindung ist die mehrstimmige Musik (Figuralmusik oder figurirte Musik). Dem englischen Mönch Dunstan (starb um 988) schrieben Mehrere die erste vielstimmige Composition zu. Die Musik war im Mittelalter vorzüglich dadurch begünstigt, daß sie dem Gottesdienst gewidmet war, und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eben deshalb wurden auch mehrere Untersuchungen über dieselbe angestellt, welche man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra findet (vergl. **Forkel's** allgem. Lit. der Musik rc.

Leipz. 1792). Guido von Arezzo (dessen Schriften über die Musik man ebenfalls in der eben angeführten Sammlung findet) hat große Verdienste um die neuere Musik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonsystems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbesserung der Notenschrift und Erfindung der Solmisation (s. d. Art.) wird ihm gemeiniglich zugeschrieben. Johann de Muris soll im 14ten Jahrh. die Notenschrift und die Figuralmusik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Köln im 11. Jahrh. aber wird als Erfinder des musikalischen Zeitmaßes und der sogenannten Mensuralmusik genannt (s. d. Art), einer der wichtigsten Erfindungen für die Ausbildung der neuern Musik, wovon die Erfindung des Kontrapunkts und der Fuge abhing. Im 15ten Jahrh. wurde die Musik wissenschaftlich in Italien und Frankreich betrieben. Die Orgel unterstützte den Gesang, und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrschte bis dahin die Kirchenmusik in fester Regelmäßigkeit. Vom 16ten und 17ten Jahrh. an bildete sich aber der freiere Concert- und Theaterstyl, und die Erfindung der Oper im 16ten Jahrh. ist es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Gesangsmusik, so wie die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigsten Instrumente, welche die Instrumentalmusik, und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. auf den höchsten Gipfel gehoben hat. (S. darüber die Art. Italienische, Französische und Deutsche Musik.) Erstres eignen sich vorzüglich die Italiener, letztres die Deutschen und Franzosen zu. Was die neuern mathemathischen Systeme der Musik anlangt, so sind hier als Erfinder derselben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler (mathematische Untersuchungen über die Musik). Die Geschichte der Musik ist von Giamb. Martini (Storia della musica, Bologna 1757 u. f.), Marburg (kritische Einleitung in die Geschichte und Grundsätze der alten und neuern Musik. Berlin, 1759 8.), Burney, Hawkins, J. N. Forkel (allgemeine Geschichte der Musik. 2 Bde. 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Musik andrer weniger Epoche machenden Völker gibt es fast nur Beiträge in Reisebeschreibungen. Beiträge zur Geschichte der orientalischen Musik gibt v. Hammer in den Fundgruben des Orients IV. Bd. S. 383 aus dem Persischen; vergl. de Pauw's Recherches, und über Aegypten und Abyssinien einen Brief von Bruce in Burney's allgemeiner Geschichte der Musik.

Musik (Einfluß derselben auf die Gesundheit). Dieser Einfluß wird auf doppeltem Wege vermittelt, theils nämlich auf psychische Weise durch das Gemüth, die Empfindungen und Bewegungen, welche in demselben aufgeregt werden, theils durch physische Affection des Nervensystems, welche von dem Gehörnerven ausgehend sich auf das Gehirn und von diesem auf das ganze übrige Nervensystem verbreitet. Beide Umstände sind aber in konkreten Fällen gewöhnlich mit einander vereinigt. Nach Maßgabe der verschiednen Stimmung und Reizbarkeit des Gemüths und des Nervensystems ist die Wirkung selbst aber auf verschiedne Individuen eben so verschieden, als auch nach Maßgabe der Melodie, Harmonie u. s. w. mit einen Worte des Charakters der Musik selbst. Die Wirkung ist dreifach, entweder wird dadurch die Gesundheit und das Befinden nicht verändert, oder es wird Krankheitszustand oder auch Genesung von Krankheiten bewirkt. In dem erstern Falle befinden sich diejenigen, bei denen zwar Freude und Genuß, Mitgefühl und andre Arten von Rührung durch eine entsprechende Musik hervorgezaubert werden, welche aber diese

Eindrücke beim Schlusse der Musik oder bald nach derselben wieder verlieren und zu dem gewöhnlichen Zustande des Gemüths zurückkehren. Wer dagegen ein sehr reizbares Nervensystem und Gemüth hat, der kann eine rauschende grelle Musik oft nicht ertragen, ohne Kopfschmerz, Schwindel, Ohnmachten ꝛc. zu bekommen. Andre werden durch sanftere, rührende Musikstücke in einen melancholischen Zustand versetzt, der oft nur einige Zeit nachher anhält. Endlich ist die Musik auch benutzt worden, um die Heilung mancher Krankheiten zu unterstützen; so bei Gemüths- und Geisteskrankheiten, bei Convulsionen und andern Nervenkrankheiten. Mesmer zog sie bei seinen magnetischen Baquets mit in Gebrauch, um die Krisen zu beschleunigen. Es versteht sich aber von selbst, daß die Stücke und Instrumente vorzüglich sorgfältig ausgewählt werden müssen wenn die Musik zur Heilung von Krankheiten benutzt werden soll.

Musikalische Automate, s. Automate und Kaufmann (J. G. und F.).

Musikalische Malerei. Die Verwandtschaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtschaft der Malerei und Tonkunst begründet, und in dem Gebiete der erstern verschiedne Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen sind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunst mit der Malerei, und so redet man nicht mit Unrecht von einem Tongemälde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewisser Seelenzustände verstanden wird. Von dem Tongemälde aber, dergleichen jedes größere Tonstück eigentlich sein sollte, ist wohl zu unterscheiden die musikalische Malerei, womit man tadelnd die Schilderung sichtbar r Gegenstände durch Töne, oder die Nachahmung solcher Töne versteht, welche unvollkommner sind, als die der Musik. Die Musik ist eine Kunst der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. insofern es zugleich etwas Hörbares ist, oder eigenthümliche Stimmungen gewisser Personen veranlaßt, welche der Tonkünstler auszusprechen vermag (so z. B. die Morgenscene in der Schweizerfamilie von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, so fern dies niedriger steht als die Musik, und nicht scherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Wassers, Stampfen der Mühle), sondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den sogenannten Schlachtgemälden oder Schlachtmusiken, in welchen man das Getös einer bestimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt sich die Musik durch diese kleinliche Malerei zu einer bloßen Darstellung des Hörbaren, die selbst bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommnes bleiben würde. Aus diesem Grunde antwortete der König Agesilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künstler zu hören, der die Nachtigall täuschend nachahme: „ich habe die Nachtigall selbst gehört.“ In einigen musikalischen Werken, wo die musikalische Malerei in's Kleinliche übergeht, z. B. in Haydn's Schöpfung und in den Jahreszeiten, trägt der zum Grunde gelegte Text einen Theil der Schuld. T.

Musivgold wird größtentheils aus Zinn, dann aus Quecksilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht, welche es auch meistentheils selbst verfertigen. Das echte wird aus der Schawine bereitet, d. h. aus den Abgängen von den geschlagnen Goldblättern, die beim Schlagen aus den Formen dringen oder von den Blättern abgeschnitten werden. Sie wer-

den mit Honig auf einem Marmorstein zerrieben, der Honig wird durch Wasser ausgewaschen, das Pulver mit Gummiwasser gemischt und in Muscheln gethan. Auf gleiche Weise wird auch das unechte Musivsilber von Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt und angewendet.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller oder Muskatweine sind eine Art süßer französischer und italienischer Weine. Von jenen sind der Rivesaltes und Lünel die feinsten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbasin u. s. w. Von den italienischen nennen wir den Syrakuser von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muskat von Algheri und Oliastra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Korfu, Cypern und Kandia liefern mehrere Sorten.

Muskatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muskatennußbaums, der sonst auf allen molukkischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet, und besonders auf Banda, Neyro, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, letztre namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birne, und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muskatenblüthe ist also uneigentlich. Dieses kostbare Gewürz nimt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besprengt es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüsse enthalten unter einer schwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muskatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgesetzt und dann aufgeschlagen, sortirt, in Körbe geschüttet und einigemal in ein Gemisch von Kalk- und Seewasser getaucht, um sie vor den Ranzichtwerden zu verwahren. Man sammelt die Früchte dreimal des Jahrs, im Juli und August, im November und im März und April. Die letzte Ernte gibt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare Muskatenöl.

Muskeln (von musculus), sind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleisch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln bestehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden, feuchten, weichen, nur wenig elastischen, halb durchsichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und sind durch Zellstoff in einander verwebt. Durch sie hin laufen in mannichfaltige Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruhestande sind sie schlaff, äußern aber im lebenden Zustande bei der Berührung eine eigne Bewegung. Ueberhaupt ist die Bewegung des thierischen Körpers doppelter Art.

willkürlich und unwillkürlich; als eine dritte Art kann man die gemischte Bewegung ansehen. Unwillkürlich ist z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. s. w. Die willkürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung. Zu den gemischten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. s. w. Alle diese Bewegungen geschehen durch ein wechselweises Zusammenziehen und Erschlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf sie wirkt, ziehn sie sich zusammen, d. i., sie verkürzen sich, werden breiter, dikker, runzlich oder erzittern auch. Die Zusammmenziehung geschieht allemal nach der Richtung, in welcher sich die Fäden oder Fasern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, also meistentheils in gerader Linie. Dieses Spiel der Muskeln ist wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Haller's Versuchen eine Person in einer Minute Worte von 1500 Buchstaben ausspricht, so erfodert dies in derselben Zeit wenigstens 1500 Zusammenziehungen mit eben so viel Erschlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erstaunenswürdig als die Schnelligkeit ist die Kraft, mit welcher sich die Muskeln bewegen. Doch ist diese Kraft nicht in allen Muskeln gleich stark. Zu den stärksten gehören die Muskeln, welche den Unterkiefer in Bewegung setzen. Es gibt Menschen, welche Pfirsischkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hierher die Arm- und Beinmuskeln, die um so mehr unser Erstaunen erregen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine schiefe Richtung, mithin ein sehr geringes Moment oder Produkt der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft sehr groß sein muß, um nur einen geringen Widerstand zu überwältigen. Sowol die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändern sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im Allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln stärken und schwächen; jenes geschieht durch mäßige, dieses durch übermäßige Spannung oder Zusammenziehung. Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, ist noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man sie von dem Einflusse der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erscheinungen zu sprechen scheinen, so setzt das Herz, der allerreizbarste Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demselben bekanntlich fast gar keine Nerven sind. Bei den willkürlichen Bewegungen scheint der Einfluß der Nerven erfoderlich zu sein, denn wenn man den in einem Muskel sich verbreitenden Nerven abschneidet oder unterdrückt, so ist der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenstamm seinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypothesen zu beantworten gesucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einflusse des Bluts herleiten zu müssen, wogegen jedoch der Augenschein bei Insekten und Würmern streitet. Neuerlich hat man die Ursache der Muskelbewegung in einem eignen chemischen Prozesse finden wollen, der im thierischen Körper vorgehen soll; aber worauf beruht er? Sauvages nimt die Elektricität als Ursache an. Nach Girtanner ist die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip, und der Grundstoff dazu der Sauerstoff, der sich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf desselben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieser Meinung auch beitreten, so bleibt

doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerstoff auf das Lebensprincip? Die neuern Entdeckungen des Metallreizes (s. Galvanismus) scheinen diesen Gegenstand einigermaßen in's Licht zu setzen. Versuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüssigkeit im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen galvanisches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip stehe. Mit dem Leben hört sowol die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateinischen Muschetus, der Sperber herkommen soll, indem man anfänglich die Geschosse nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldschlangen, Falconet u. s. w. Schon 1521 waren die Musketen bei den spanischen Heeren eingeführt, und sogenannte Handbüchsen waren noch früher im Gebrauch. **Mousquetaires** hießen die Reiter von der ehemaligen königlichen französischen adeligen Leibgarde.

Muthen, ein altdeutsches Wort, welches so viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell um das Meisterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich ansucht (daher auch das Muthjahr); im Lehnswesen, ein Lehen muthen so viel, als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Investitur) ansuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundne Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. s. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthschein, ein dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angesucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geschehene Ansuchen bescheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern), sagt man vorzüglich von dem Uebergange der Discantstimme der Knaben in die männliche zur Zeit wo die Mannbarkeit eintrit. Man sollte um diese Zeit gar nicht singen, damit sich die Natur selbst für eine andre Stimme entschiede.

Mutis (Don Joseph Coelestin), Direktor der botanischen Anstalt zu Neu-Granada uud königl. Astronom zu Santa-Fe de Bogota, wurde 1732 zu Cadix geboren und widmete sich der Medicin. Während seines Aufenthaltes als Professor der Anatomie zu Madrid, ward er brieflich mit dem berühmten Linné bekannt und hierdurch seine Vorliebe für das Studium der Pflanzenkunde noch mehr befestigt. Im J. 1750 begleitete er den als Vicekönig nach Neu-Granada gesandten Don Petro Mosia de la Corda dahin und nun diese reichen Gegenden mit unablässlichen Eifer durchforschend, ward er der Entdecker der Chinarinde in Ländern wo man deren Dasein bisher nicht vermuthet hatte und einer derjenigen, die am mehrsten mit dazu beigetragen haben, in seinen Landstrichen das Licht wissenschaftlicher Aufklärung auszubreiten. Zum Professor der Mathematik am Collegium Nuestra Señora del Rosario in Santa-Fe ernannt, trug er hier zuerst die Grundzüge des kopernikanischen Planetensystems vor und die hierüber erbitterten Dominikaner die nur mit Unwillen es anzusehen vermochten daß die ketzerischen Behauptungen des

thorner Astronomen, in Betreff des Umschwunges der Erde um die Sonne, im Gegensatz mit dem Ausspruch der Bibel, auch in Neu-Granada Eingang fanden, würden nicht ermangelt haben, Mutis vor ihr höllisches Tribunal zu ziehen, hätte ihn nicht der Vicekönig beschützt. Später (zwischen 1777 und 1782) unternahm Mutis eine wissenschaftliche Reise nach den südlicheren Gegenden von Neu-Granada zur Untersuchung der dortigen Pflanzen und Silberbergwerke und sandte einen Theil seiner reichen botanischen Ausbeute von hier aus an dem Ritter Linné. Leider ward aber durch diesen, mehreres davon aus Versehen unter die mexikanischen Pflanzen gesetzt, und dadurch eine, für die Wissenschaft schädliche Verwirrung in das Ganze gebracht. Außer diesen botanischen Entdeckungen und mehrern nützlichen astronomischen Beobachtungen, fand Mutis auch noch auf dieser Reise bei Ibague-Viejo eine reichhaltige Quecksilbermine auf. Als 1790 auf Betrieb des Vicekönigs, Erzbischofs Don Antonio Caballero Gongora der madrider Hof sich entschloß, unter dem Namen Expedition Real botanica, zu Santa-Fe eine Anstalt für das Studium der Naturwissenschaffen zu gründen, da ward Mutis, der sich seit 1772 bereits dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Kanonikus der Kathedrale zu St. Fe ernannt worden war, zum Direktor erwählt und sein Wirken in dieser Stelle war von dem größten Nutzen. Noch im Jahr 1802 ließ er in seinen Garten zu Santa-Fe, ein Observatorium erbauen, das er mit den besten Instrumenten auszurüsten suchte. Er selbst starb, hochbetagt den 11. Sept. 1808, den Ruhm eines eben so rechtschaffnen als für das Wohl der Wissenschaft und seines Landes vielfach verdienten Mannes hinterlassend. Eines der größten Verdienste dieses fleißigen Naturforschers war, wie wir bereits bemerkten, die Entdeckung des Wachsthums der Fieberrinde auch auf der nördlichen Halbkugel der Erde, welche Mutis im Jahr 1772 in den Gebirgen von Tena machte. Später fand er auch daß in Honda, zu Villeta u. a. dieses wohlthätige Gewächs sich vorfand. Außer der Botanik, Astronomie und Chemie, beschäftigte sich Mutis auch noch besonders mit der Zoologie und verwandte vielen Fleiß auf das Studium der Naturgeschichte der Reptilien, Säugethiere, Fische und Vögel von Neu-Granada. Von seinen vielen hinterlassnen Schriften ist bis jetzt nur wenig in Europa bekannt geworden, da die gleich nach seinem Tode im spanischen Amerika ausbrechende Revolution deren Mittheilung bisher hinderte, einige höchst gehaltvolle Abhandlungen von ihm, finden sich jedoch in den frühern Jahrbüchern der stockholmer Akademie, wo sie durch Linné eingerückt wurden.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewisse Besonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. s. w. mit auf die Welt bringen, so hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache selbst spricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute schreiben dies einem Versehen der Mutter zu. Zum Beweise beruft man sich sogar auf Jacob's Kunst, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philosophen haben versucht, nicht allein die Muttermähler, sondern auch andre Besonderheiten, als Verstümmlung, Gestalt, Vermehrung oder Vermindrung der Gliedmaßen u. s. w. aus dem Einflusse der Einbildungskraft und also der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehen, welches doch erfoderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben sollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Besonderheiten und Verunstaltungen des Kindes, welche man

ür die Folge einer imaginarischen Idee hält, natürliche Wirkungen olcher Beschaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes wa- en, welche theils vor der äußern Veranlassung der imaginarischen Idee schon anwesend waren, theils selbst nach der Hypothese derer, velche diese Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, adurch nicht entstanden sein konnten. Man sieht auch dergleichen Besonderheiten ohne vorhergegangne Einbildung der Mutter, inglei- hen bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und also auch eine Einbildungskraft an der Bildung Theil haben kann. Es sind nithin alle dergleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vor- ergegangnen Unordnung in dem organischen Leben, aber nicht in er Seele der Mutter.

Mylitta, hieß die Venus der Assyrer (bei den Arabern Alitta, ei den Persern Mithra). Sie war als Mondgöttin das weibliche Prinzip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienst Volksdienst, indem die Sitte bestand, daß jede Frau sich einmal in hrem Leben einem Fremden Preis geben mußte für eine Summe, velche sie in den Tempelschatz lieferte. Mit einem Blumenkranze uf dem Haupte, erzählt Herodot, setzten sich die Weiber in den Galle- ien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, sich eine er Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hause kehren, is ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schoß gewor- en: Ich rufe für dich die Göttin Mylitta an (vergl. Mond- göttin).

Myologie, Muskellehre, s. Anatomie.

Myops, s. Kurzsichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, Myrialitre, Myriameter, s. Französisches Decimalsystem.

Myrmidonen, ein Völkerstamm in Phthia in Thessalien. Sie sollen vom Myrmidon, nach der Sage einem Sohne des Jupiter und der Eurymedusa, Vater des Aktor, ihren Namen haben, der auch als ein Abkömmling des Pelasgus und Nachfolger des Teutami- des, Königs von Larissa, genannt wird. Die Myrmidonen bewohn- ten vorher mit dem Aeacus (s. d. Art.) die Insel Aegina, kamen mit Peleus, Sohn des Aeacus und Enkel des Aktor, nach Thessalien, waren mit Achilles, Peleus Sohn (s. d. Art.), vor Troja und zeigten sich als tapfre Krieger. Die alte Sage ließ sie aus Ameisen entstehen.

Myron, ein berühmter griechischer Bildhauer, um 442 v. Chr. Geb., der besonders glücklich in der Nachahmung gemeiner Natur war. Namentlich erwähnen mehrere Gedichte der griechischen Anthologie einer von ihm verfertigten Kuh, die so getreu dargestellt war, daß selbst Stiere durch sie getäuscht wurden, und sich ihr näherten, als ob sie lebendig wäre.

Myrrha, des Königs Cinyras von Cypern Tochter. Den Ue- bermuth der Mutter, die sich vermaß, schöner als Venus sein zu wollen, strafte die Göttin dadurch, daß sie die Tochter zu unnatürli- cher Liebe gegen den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit sich gekämpft hatte, ward sie durch Vermittelung ihrer Amme ihres Wunsches gewährt. Der Vater umarmte sie zu wieder- holtenmalen, ohne seine geheime Geliebte zu kennen. Als er aber durch ein heimlich mit sich genommnes Licht sie erkannt hatte, griff er im Zorne zu einem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da ver-

wandelte sie Venus aus Mitleid (nach Einigen sogleich, nach Andern erst nach neunmonatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum, ihr Vater durchbohrte sich selbst. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

Myrte (myrtus), die bekannte Zierpflanze, welche ihrer immergrünen Blätter und ihres gewürzhaften Geruchs wegen beliebt ist. Die Zweige derselben dienen zu allerhand Schmuck, z. B. zu Kränzen für die Braut bei Hochzeiten, Feste u. s. w. Zugleich dient die Myrte als ein Sinnbild der Trauer und des Todes.

Mysore (Maysur), ein sonst ansehnlicher, aber bis zur Mitte des 18. Jahrh. in Europa wenig bekannter Staat in der vordern ostindischen Halbinsel, westlich von Karnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinsel von Norden nach Süden laufen. Mysore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürsten, welche im Anfange des vor. Jahrh. regierten, waren aus braminischen Stamme, die Unterthanen aber meistens Mohammedaner. Hyder Ali (s. d. Art.) setzte sie 1760 ab, und bemächtigte sich der Herrschaft. Ihm folgte sein Sohn Tippo Saib (s. d. Art.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Diese theilten nun den Staat von Mysore, behielten, nebst der Hauptstadt Seringapatnam, ungefähr 800 Q. M. Land, mit 2½ Milionen Lak Rupien Einkünften für sich, einen fast gleichen Antheil überließen sie ihren Bundesgenossen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reste des Landes. von 1199 Q. M. mit 1,566,000 Einw. und etwas über vier Mill. Rupien Einkünften, wurde das jetzige Reich Mysore gebildet, zu dessen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen; von Hyder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen fünfjährigen Prinzen, Raja Maha, machten, der jedoch ganz von der brittischen Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt, und in seinen Festungen englische Garnisonen unterhält. Die wichtigsten Städte dieses Reichs sind: Mysore, die Haupt- und Residenzstadt an einem Arm des Kaveri, und Hydernagor.

Mystagog, bei den Mysterien des Alterthums derjenige, der den Einzuweihenden einführte, so wie auch derjenige, der das Innre des Tempels zeigte — daher bei uns ein Geheimnißvoller oder Geheimnißkrämer.

Mysterien, waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Zusammenkünfte, ein geheimer Gottesdienst, denen kein Ungeweihter nahen durfte. Ihre Entstehung fällt in die allerältesten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung solcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine seine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von dem Regierungen geduldet und geschützt. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griechischen Mysterien waren: 1. die eleusinischen, über welche der Art. Eleusis nachzusehen ist. 2. Die samothrazischen Mysterien stammten aus Kreta und Phrygien her, und wurden im erstern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus

diesen Ländern kamen sie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Insel Samothrazien, und pflanzten sich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte sie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionysus, bald der Ceres. 3. Die Dionysische kamen aus Thrazien nach Theben, und haben mit den vorigen große Aehnlichkeit. Man feierte sie ein Jahr um das andre, und es sollte in ihnen gleichfalls der Uebergang des Menschen aus der rohen Wildheit zur Bildung vorgestellt werden. Die Weiber kleideten sich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrsus) in die Hände, und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangnen religiösen Gebräuchen wilde Tänze angestellt wurden, die sich mit Zerstreuung der Priesterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch sie hatten Symbole, die sich größtentheils auf den Bacchus oder Dionysus bezogen, welcher der Held dieser Mysterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig schon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die Orphischen zeichnen sich, als wahrscheinliche Grundlagen der eleusinischen, vor diesen nicht aus. 5. Die Mysterien der Isis (s. d. Art.) fanden in Griechenland nie, wol aber in Italien, besonders in Rom vielen Beifall. Die heidnischen Mysterien verschwanden im zweiten und dritten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien (s. Französische Literatur). DH.

Mysticismus. Gewöhnlich versteht man unter diesem Worte diejenige religiöse Ansicht, welche sich auf den Glauben an eine selbstständige (für sich und abgesondert von der Körperwelt bestehende) Geisterwelt, an Engel, Dämonen, Schutzgeister, persönliche abgeschiedne Seelen u. s. w. gründet, und sich dem Wahne einer geheimen, übernatürlichen Einwirkung dieser Geister auf den Menschen, welche durch Frömmigkeit bedingt sei, oder auch durch magische Mittel bewirkt werden können, hingibt. Aus dem Standpunkte der bloßen Verstandesaufklärung erscheint dieser Mysticismus als Verirrung des religiösen Gefühls durch den Einfluß einer überspannten Phantasie, aber die Wissenschaft, in welcher die gebildete Vernunft vorherrscht (s. d. Art. Vernunft und Verstand), erkennt ihn als die natürliche Folge der Religiosität ohne Wissenschaftlichkeit, oder als Produkt der bloßen Gemüthsbildung bei zurückgebliebner Geistesbildung. Gefühl und Phantasie sind nämlich Vermögen des Gemüths, Vernunft und Verstand Vermögen des Geistes; letztre haben ihren Vereinigungspunkt im klaren Selbstbewußtseyn, erstre (die Vermögen des Gemüths) in einem dunkeln Bewußtseyn oder Selbstgefühl. Das Gemüth schaut das Göttliche im Gefühl an, und dieses Anschauen ist Religion; die Phantasie ist ein schaffendes, gleichsam plastisches Vermögen, welches die Anschauungen des Gefühls symbolisirt (versinnbildlicht) und scheinbar verwirklicht, in bedeutenden Phantasiebildern darstellt, welche der ungebildete Verstand religiöser und wissenschaftloser Menschen für wirkliche Gestalten oder sinnlich angeschaute Personen nimt. In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geistesbildung noch ermangelte, war dieser traumähnliche Zustand religiös begeisterter Menschen viel häufiger, als in unsern Tagen, wo die Geistes- oder wissenschaftliche Bildung die Herrschaft des Gefühls und der Phantasie zurückgedrängt hat (s. d. Art. Somnambulismus); auch waren zu jener Zeit die Träume bedeutender, oft von propheti-

schem Charakter, und ihr Inhalt wurde (mit Recht) als göttliche Offenbarung, aber zugleich auch in jeder Hinsicht für Wirklichkeit genommen; persönliche Gottheiten, Dämonen, Engel, Heilige erschienem im Traume den Priestern und Gläubigen, ja der alleinige Gott selbst (der Herr den Propheten in leiblicher Gestalt, ihnen verkündigend, was sie thun sollten u. s. w.). Hier also der Ursprung des Mysticismus, von welchem bisher die Rede war, dies die Quelle des Glaubens an eine körperlose, und doch sinnlich anschaubare, Geisterwelt, welcher sich bis auf unsre Zeit erhalten hat (man vergl. auch den Art. Geist.) In umfassenderm Sinne heißt Mysticismus die Behandlung der höhern Wahrheiten der Religion und Wissenschaft als Geheimnisse (Mysterien), so daß der Vortrag dieser Wahrheiten im Dunkel oder Helldunkel bleibt, nicht im Lichte der Wissenschaft erscheint, welche jede Wahrheit in einem organischen (systematischen) Zusammenhange auftreten läßt, oder als Princip (Grundidee) an die Spitze des Zusammenhangs der Wahrheiten stellt, wodurch wissenschaftliche Ueberzeugung (Evidenz) entsteht. Die Wissenschaft (Philosophie) ist daher eigentlich der Gegensatz des Mysticismus, denn sie hat die Bestimmung und das Streben, den Mysticismus aufzuheben, das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins zu lösen, und überall Licht im Dunkel des Lebens, wo es noch herrscht, aufgehen zu lassen. Der Grund des mystischen Dunkels, welches in vielen Schriften neuer und älterer Zeit herrscht, und welches auch von wissenschaftlich Gebildeten nicht ganz durchdrungen werden kann, liegt nie allein in einem undeutlichen, verworrenen Vortrage, sondern vorzüglich im Mangel wissenschaftlicher Entwickelung der Ideen im Schriftstellen, wodurch dessen Vortrag nothwendig dunkel werden muß. Wissenschaftliche Klarheit, Ordnung der Ideen, systematischer Geist wird sich jederzeit auch in einem lichtvollen Vortrage ausprägen. Aber nicht jeder Leser hat das Recht, ein Buch, das er nicht versteht, dessen Inhalt ihm räthselhaft und wunderlich vorkommt, geradezu für mystisch zu erklären. Was ihm dunkel oder mystisch ist, kann andern, die auf höherer Stufe der Bildung stehen, sehr deutlich und lichtvoll erscheinen. Dieser Mysticismus ist nur relativ oder subjektiv in Beziehung auf den Leser, dessen Bildungsstufe der Bildung des Schriftstellers, aus dessen Vorträgen er sich belehren will, nicht gewachsen ist. Vor allem Urtheile über ein Buch, dessen Inhalt ihm mystisch erscheint, wird daher der bescheidne Leser sich selbst fragen oder prüfen, ob er auch in dem Felde oder Fache, worüber er liest, wissenschaftlich eingeweiht sei, um die Beschuldigung des Mysticismus mit Recht aussprechen zu können. Viele Leser dagegen, welche von höherer Wissenschaftlichkeit keinen Zug und keine Ahnung in sich finden, machen ihre beschränkte Verstandesbildung zum Maßstabe der Leistungen aller Schriftsteller, sprechen über alles ab, was sie nicht verstehen, und daher kommt denn ein leeres Geschrei über den Mysticismus der deutschen Philosophie und ein Verrufen derjenigen Schriftsteller, welche zur Ausbildung der Wissenschaften und dadurch zur Bildung ihrer empfänglichen Zeitgenossen das Meiste beitragen. Von einem wirklichen, nicht bloß relativen Mysticismus der Philosophie oder Wissenschaft kann nur als von einem Widerspruch die Rede sein, da, nach obiger Bemerkung, Mysticismus und Wissenschaft, als Gegensätze, einander feindlich, kämpfend für das eigne Dasein, gegenüberstehen. Während die Wissenschaft alles Mystische zu vernichten und in ihr Licht aufzulösen strebt, sucht dagegen der Mysticismus die Wissenschaft zu verdrängen, und ihre höchsten Gegenstände, das In-

nere der Natur und die Wahrheiten der Religion, als für den menschlichen Geist ewig undurchdringbare Geheimnisse festzuhalten, indem er das Treiben der Wissenschaft in dieser Beziehung für Frevel erklärt, und die erwähnten Gegenstände ausschließend als Sache des Glaubens behandelt wissen will. Die Sphäre des Mysticismus, sein Anfang und Ende (Princip und Endzweck) ist der Glaube (Ueberzeugung im Gefühl) und dessen Ausbreitung; sein inneres Reich ist die Religion, sein äußres Gebiet ist die (höhere) Kunst, deren geheimnißvolles Wirken handelnder, gleichsam praktischer Mysticismus ist. Die Sphäre der Wissenschaft, ihr Umfang und Ende ist das Wissen (Klarheit und Entwickelung der Ideen und Begriffe) und dessen Fortgang in sich selbst und nach außen; ihr inneres Reich ist die organische Gesammtheit der Wissenschaften, ihr äußres Gebiet die Schule (in weitester Bedeutung, als Organisation des Gelehrtenstandes), wodurch sie sich selbst erhält, fortpflanzt und verbindet. Diese Sphären stehen einander nicht nur im Ganzen, sondern auch im Einzelnen oder Besondern gegenüber; so z. B. die Naturreligion (Mythologie); die Naturwissenschaft (Naturphilosophie) der positiven (geschichtlich begründeten) Religion die Geisteswissenschaft (Idealphilosophie), der Kunst die Kunstwissenschaft, der Schule die Erziehungswissenschaft, überhaupt, jede Kunst und jeder praktischen Kunde ihre Theorie. Daraus erkennt man das nothwendige Streben der menschlichen Natur nach wissenschaftlicher Aufklärung, nach Auflösung der Mysterien in allen Sphären des Lebens; man erkennt aus dem Fortschreiten der Wissenschaft, d. h. in der zunehmenden Auflösung des Glaubens in Wissen, der unbewußten Gefühlsanschauung in wissenschaftliche Wahrheit das letzte und höchste Ziel der Entwickelung und Bildung der Menschheit, welches kein andres ist, als möglichst vollendete Geistesbildung, zu welcher nur die Wissenschaft führt, und mit deren Vollendung sie selbst eins (identisch) ist. Wo aber die Wissenschaft fortschreitet oder wo ihr Streben gelingt, da erscheint sie als Siegerin über den Mysticismus, obgleich dieser Sieg nur theilweise, nie vollständig errungen werden kann. Denn der Gegenstand im Ganzen, sowol des Glaubens, als des Wissens, ist das ewige Mysterium, das Unendliche in seiner Einheit und Entwickelung (das Universum) welches durch kein fortschreitendes Wissen in der Zeit je vollständig enthüllt werden kann. Daher ist auch zwischen jenen Gegnern an keinen endlichen Frieden zu denken, der Streit dauert so lange fort, als die Wissenschaft lebt, und diese lebt fort, so lange ihr ein Mysticismus gegenüber steht; denn ihr Leben besteht ja nur in diesem Streit, und alles wissenschaftliche Streben müßte aufhören, sobald kein Dunkel mehr zu erhellen, kein Mysticismus mehr zu bekämpfen wäre. Aber dieser Streit ist gegenwartig noch ein doppelter, weil der Gegensatz zwischen Mysticismus und Wissenschaft ein doppelter, hier ein innerer, dort ein äußrer ist; er ist ein innerer, insofern jeder wissenschaftlich Gebildete nach weitrer (fortschreitender) Bildung strebt, also gegen den Mysticismus in seinem Innern, gegen das in ihm noch vorhandene Dunkel zu kämpfen hat, um mit sich selbst immer mehr in's Klare zu kommen; er ist ein äußrer, insofern jeder wahre Gelehrte zugleich nach außen gegen die Mystiker, welche die Wissenschaft anfeinden und Vorurtheile verbreiten, zu kämpfen hat. Dieser äußre Kampf wird einst aufhören, wenn die Wissenschaft sich allgemein verbreitet haben, wenn ihr Werth oder das Göttliche in ihr allgemeiner anerkannt sein wird, so daß es wenigstens keine solchen Mystiker mehr gibt, welche das Göttliche (die Offenbarung Gottes) allein in der

Religion oder im Glauben einheimisch wähnen, indem sie die Wissenschaft für bloßes Menschenwerk halten, ja in ihr wol gar das böse Princip zu erkennen meinen. Auch ist diese Feindschaft schon jetzt im Grunde nur einseitig, wenn man erwägt, daß zwar die größten Mystiker unsrer Zeit diejenigen hassen, welche der Wissenschaft huldigen, letztre aber diesen Haß nicht erwiedern, indem sie die Nothwendigkeit des Mysticismus unsrer Zeit, wie den der Vorzeit wol einsehen, und den Werth der Religion und des Glaubens vollkommen anerkennen, wol wissend, daß sie selbst dasjenige nur noch gläubig erfassen können, was ihre Wissenschaftlichkeit nicht zu durchdringen vermag. Der echte Gelehrte ehret also den wahren Mysticismus, und haßt nur den falschen, der in Frömmelei, übertriebne Schwärmerei und religiösen Unfug ausartet, so wie er denjenigen Aftermysticismus verachtet, der in der Wissenschaft eine Rolle spielen will, dessen Urheber entweder absichtlich dunkel oder in Räthseln schreiben, um mit ihrer scheinbar tiefen Weisheit zu glänzen, oder ihre verworrenen Begriffe von höhern Dingen und Verhältnissen für Wissenschaftlichkeit halten, zu deren Mittheilung sie sich berufen glauben. Für den Laien ist es schwer, die Schriften dieser falschen Mystiker von bessern Werken zu unterscheiden, die auch viel Dunkles enthalten, weil in ihrem Inhalte das Wissenschaftliche durch echten Mysticismus getrübt ist, und daher jenes nicht überall in seinem eigenthümlichen Lichte hervortreten kann. Solchen Schriftstellern ist der Gegensatz von Glauben und Wissen und dessen wahres Verhältniß nicht klar geworden; sie setzen daher gewöhnlich das Verhältniß verkehrt, nämlich den (religiösen) Glauben über die Wissenschaft und machen die religiösen Ideen und Begriffe zu leitenden Principien des Wissens, welches daher in ihren Schriften eine dem Glauben untergeordnete Rolle spielt und sie mehr oder weniger mystisch macht. Wer aber allen Mysticismus verwirft und zugleich die Wissenschaft verkennt, sie für mystischen Formalismus haltend, treibt sich, mit einseitiger Verstandesbildung, in flachem Wissen herum, welches jederzeit mit vielem Stolze gepaart ist, wenn, im Gegentheil, die Wissenschaft ihren Verehrern Bescheidenheit lehrt, und der Mysticismus ihre Bekenner zur Demuth mahnt.

Mysticiciren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. Man vergleiche den Art. Poinsinet.

Mythen, griechische Mythologie. Schon in der Bestimmung des Begriffs der Mythologie trennen sich jetzt die Gelehrten, welche ihren Scharfsinn der Erklärung dieses vieldeutigen Gegenstandes zugewandt haben. Während Creuzer unter Mythologie die symbolisch ausgedrückte religiöse Poesie des gesammten Alterthums begreift, die, weil sie sich theils auf eine allgemeine Natursprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle geflossen ist, ein unzertrennbares Ganze ausmacht, erkennt Gottfr. Hermann in ihr die Wissenschaft, welche uns lehrt, was für Ideen und Begriffe gewissen Sinnbildern bei einem gegebnen Volke zum Grunde lagen. Diese verschiednen Ansichten führten die vielfältige Behandlung des vieldeutigen Stoffes und die Abweichungen in den versuchten Erklärungen der einzelnen Mythen herbei. Eine geschichtliche Darlegung des Ursprungs der Sagen und der griechischen Mythologie, als der vollendetsten Sagenkreises, wird dieses bestimmter erklären. Furcht, Entsetzen, Erstaunen bei Dingen und Erscheinungen, welche der rohe Mensch nicht erklären konnte, erregten die Vorstellung von übermäch-

tigen Wesen, deren Gunst man gewinnen, deren Zorn man abwehren müsse. Oft glaubte man die Gottheit selbst unter der Gestalt des Dinges (z. B. des Feuers, der Schlange, wahrzunehmen, das unbegreiflicher Weise mit der Gottheit zusammenzuhängen schien. So war ein Symbol für diese höhere Kraft gefunden, und der Glaube, die Ueberzeugung von einer unbegreiflichen Uebermacht hatte sich selbst aufgedrungen. Auf dieselbe Weise mußte die Meinung von Mitteln entstehen, welche die Gunst der Götter zu erwerben, ihren Zorn abzuwehren vermochten; doch auch diese Mittel mußten, da ihre Wirkung auf der Voraussetzung eines unbegreiflichen Einflusses beruhte, zu den symbolischen und zu den Gegenständen des Glaubens gehören. Wer am besten und vollständigsten diese gnadenherbeiziehenden und und zornabwehrenden Mittel zu kennen schien, ward der Vermittler zwischen den minder hellsehenden Menschen und den höhern Mächten: er war der Priester. Eine Kenntniß dieser Art, der Gewinn einer genauern Naturbeobachtung, konnte aber nicht stehen bleiben. Bald mußte die Kenntniß dieser Priester in ihrem Fortschreiten fast alle Lebensverhältnisse umfassen, und während Vortheil und Wetteifer das Streben aufregte, das zu begreifen, was dem Volke unbegreiflich erschien, bildete sich von selbst eine Priesterlehre und Priestersprache, ein ἱερὸς λόγος, die wie alle alte Sprache, bildlich, dem Volke in dem Bilde nur das Zeichen von etwas ihm Unerklärbaren sehen ließ, das nur dem Vertrauten der Götter bekannt war. Diesen ursprünglichen Stoff erweiterte das Bestreben, ihn dem Volke, das seine Einsicht verlangte, um der eigennützigen Zwecke willen, die dadurch sich erreichen ließen zu entziehen; er wuchs an durch die vorgeblichen unmittelbaren Mittheilungen der Gottheit, zu denen örtliche Wahrnehmungen oft wohl die Anlässe sein mochten (die Orakel), was anfangs seiner Natur nach dem Volke unbegreiflich war, wurde jetzt mit Absicht seiner Einsicht entzogen und nur wenigen Erwählten unter geheimnißvollen Gebräuchen mitgetheilt (Mysterien). Der aufgeregte Geist suchte nun frühere Vorstellungen mit neugewonnenen Einsichten zu vereinigen; das was verschiednen Personificationen der Naturkräfte z. B. früher zugeschrieben wurde, glaubte man nunmehr in Einer zu erkennen. Man gewöhnte sich in jedem Gotte den andern, in allen Einen wieder zu finden, und Umdeutungen, Fortbildungen, oft Verbildungen der ursprünglichen alten Sagen, an deren wörtlichem Sinn selbst wol das Volk nicht mehr festhielt, seit die Erklärungen der Dichter und Philosophen und der Eingeweihten in den Mysterien ihm nicht fremd blieben, schmückten die alten Sagen aus und vermehrten ihre Menge. Dazu kam das Bestreben des phantasiereichsten Volkes frühen geschichtlichen Ereignissen durch Verbindung mit heiligen Sagen höhere Würde und Bedeutung zu geben; und der vielfältig gebrochne Strahl spielte nunmehr in fast jedem Lande, bei fast jedem Stamme, in noch bunterem prismatischen Glanze. So bildete sich der engverschlungne Mythenknäuel, der die Anfänge des gesammten menschlichen Wissens über Natur, Gott und Geschichte enthält, vereinigt mit den frühsten Regungen der Dichtkunst, dessen erste Fäden aber immer an die Erscheinungen in der Natur, so wie sie beobachtet wurden, sich anknüpfen lassen. Diese erste Fäden herauszufinden aus der Mythologie der spätern Zeiten, in der so viele Elemente sich vereinigten, die älteste nachzuweisen, was nur auf historischem Wege geschehen kann, würde die Aufgabe des vollendeten Mythologen sein, und Mythologie wäre, wie Hermann überzeugend bewiesen hat, die Geschichte der Mythen oder der Wissenschaft, wel-

che zeigt, wie und welche Mythen sich gebildet haben; und ein Mythus wäre die Darstellung einer durch ein Bild anschaulich gemachten Idee, der ursprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Niemand hat mit glücklicherm Scharfsinn diese nothwendige Begrenzung des Begriffs der Mythologie dargethan, als Gottfr. Hermann in seinem Br. an Hofrath Creuzer: Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie, Leipz. 1819. 8., dem die Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogomie, Heidelberg 1818. 8., vorausgingen. Sie bestimmten sehr genau, worin die beiden Wortführer in diesem allgemein wichtigen Streite auseinander gehen, und als Ergebniß dieser Discussionen darf man annehmen, daß jetzt als ausgemacht gilt: die Behandlung der Mythologie könne nur kritisch sein, indem nur durch Kritik und Philosophie der Ursprung, der Zusammenhang und der Widerspruch des Vorhandnen ausgemittelt werden könne. Die Natur des Gegenstandes selbst muß die Regeln der Behandlung (wie aus der Einkleidung die Ideen herauszufinden sein) an die Hand geben. Die griechisch Mythologie und eben so jede andre, ist eine vielartige, zwar ihrem Ursprunge verwandte, aber keineswegs ein System ausmachende Masse. Die Quellen der Mythologie sind Philosopheme, welche dem Volksglauben, den Priesterdogmen und den Darstellungen der nicht in die Mysterien eingeweihten Bearbeiter der Mythen zum Grunde lagen. Durch diese drei Hauptquellen der Mythologie ergeben sich drei Hauptperioden in ihrer Darstellung, Die älteste National-Mythologie der Griechen muß etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der philosophischen Mythographen und Dichter philosophisch-kritisch behandelt und erklärt werden (M. s. was Klopfer in der umgearbeiteten Ausgabe von Nitsch mythologischem Wörterbuche, Leipzig und Sorau 1821. 8. S. 16. der Vorrede hierher Gehöriges vorbringt.). Inwiefern der Kreis der Sagen bei den Griechen sich durch Dichter, zunächst durch die epischen und die ihnen folgenden cyklischen bildete und erweiterte; wie er durch die alten Kosmo- und Theogonieen-Schreiber dergestalt umgeformt und erklärt worden sei, von den lyrischen und tragischen Dichtern willkührlich zu ihren Fictionen benutzt wurde; wie er mit der ältesten Geschichten in der engsten Verbindung, endlich sich selbst zur Geschichte umgestaltete; dies zu erzählen, würde einer Geschichte der Mythologie zukommen, für welche reichliche Vorarbeiten in den Werken der Bearbeiter dieses Fachs sich finden. Auf diese Periode der selbstständigen Entwickelung des vorgefundnen Stoffs folgten die Zeiten der alexandrinischen Mythensammler, denen nicht glückliche Nacheiferer folgten. An ihre Stelle traten deutelnde Rhetoren und Sophisten. Verdienstvoller als dieser Zusammensteller Fleiß war der polemische Eifer der Kirchenväter, deren Widerlegungen wir die Erhaltung beachtenswerther Sagen verdanken. Die Compilationen der Grammatiker schienen nur noch zu fehlen, um die Masse des verwirrenden Stoffes zu überhäufen. So verdienstlich auch die Arbeiten einzelner Gelehrten waren, um in dieses Chaos späterhin Licht zu bringen: so muß man doch gestehen, daß die Befangenheit in vorgefaßten Meinungen und Erklärungshypothesen (z. B. Bochart, Banier, Dupuys) dazu beitrug das Zwielicht unsichrer zu machen. Das Verdienst, den Sinn der alten Mythen zuerst aufgesucht zu haben und ihn durch alle Bildungsstufen, die er durchging, nach Kräften nachgespürt zu haben, gebührt Chr. Gottl. Heyne, dessen Verfahren an Joh. Heinr. Voß einen verunglimpfenden Richter fand, so beherzigungswerth auch des-

en Warnung sein mochte, daß die philosophische Deutung späterer Jahrhunderte zur Erklärung des ursprünglichen Mythus unzuläßig ei. Seit Heyne und Voß fing man an das Vaterland der Myhen mit gewissenhafterer Ernste aufzusuchen; fühlte sich aber daurch einem Himmelsstriche zugewiesen, dem Oriente, wo der besonenen Forschung neue Schwierigkeiten in dem Wege lagen. Die Versuche von Kanne, Wagner, Dornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Oriente auszumitteln, ermangelten zueilen der kritischen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner am Tibet und Hindostan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufahme. Zusagender möchte die hug'sche Vermuthung sein, wie auf ancherlei Wegen die altasiatischen Sagen nach Griechenland einzoen, und wie sie immer der Oertlichkeit angepaßt, bald zu einem Eienthume der Griechen wurden, das seine ursprüngliche Gestalt fast u verleugnen schien. Nicht allzuglücklich war aber die Beweisfühung einer oberasiatischen Abstammung griechischer Mythen, die einige Gelehrte (Sickler, Schellnig, Kanne) dadurch geben wollten, daß sie griechische Namen aus den semitischen Dialekten zu erklären suchten. So bildete sich allmählich die Ansicht aus, der Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie das Wort redete; eine Ansicht die durch es Verf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit bei vielen sinnverwandten reunden Eingang fand: nämlich die, „daß die Mythologie, ein roßes Panoram religiöser Ideen und Anschauungen sei, die meistens n Oriente entsprungen, und im orientalischen Sinn und Geiste aufefaßt und ausgeprägt sei, von denen also das Symbolische, Masche und Allegorische eben so wenig ausgeschlossen werden dürfe, ls es von der ältesten griechischen Poesie ausgeschieden werden köne." In dem ganzen griechischen Mythus erkennt man auch, troz aller ersplitterungen und Zerfaserungen, die Spuren einer beachtenswerjen Einheit, welche keine andre sein kann, als eine vorausgegangne inere Urreligion, ein Monotheismus. Auf diesen einzigen Urtypus e griechische Mythe, nicht bloß hypothetisch, sondern real zurückführen, sei die Aufgabe der Mythologie. Was Hermann dieser nsicht entgegengestellt hat, ist früher erwähnt worden. Leidenschaftcher erhob sich gegen sie Joh. H. Voß und Lobeck, obgleich Görres, n Hammer, Münter, Ouwaroff, Ritter, durch neue Gründe ihr estätigung zu geben versuchten. Nicht ohne Glück bemühte sich onr. Schwenk in seinen etymologisch-mythologischen Andeutungen, bst einem Anhange von F. G. Welcker, Elberfeld 1823. 8 die ålte Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie rauszufinden, ein Versuch in dem ihm schon Böttiger in mehrern ner Schriften, welche die alte Mythe, zunächst in Bezug auf ihre bliche Darstellung, berühren, mit umfassenderer Gelehrsamkeit und f eine Art vorangegangen war, die wol unbestritten als musterft gelten darf. Noch haben aber diese wissenschaftlichen Bearbeingen der Mythologie die Aufmerksamkeit des Auslandes nicht so egt, daß, außer etwa Payne, Knight, bedeutende Förderer dieser issenschaft von dorther hier zu nennen wären.

N.

N, der vierzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Anstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der dritte der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben. Das in spanischen Wörtern vorkommende ñ lautet wie ein nj; España, Nuñez ꝛc. also: Espanja, Nunjeß ꝛc.

Nabis, ein spartanischer König um 200 vor Chr. Geb., berüchtigt als einer der grausemsten Tyrannen, der zugleich schlau genug war, anfangs den Schein eines gerechten Fürsten anzunehmen, ahmte übrigens in seinem ganzen Aeußern den asiatischen Despoten nach, und wußte Einige durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen, Andre durch Drohungen zu schrecken. Eine bewaffnete Leibgarde umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer stand in seinem Dienst. Jeder Verdächtige wurde sofort gemordet oder verbannt. Messina und Argos ließ er plündern, und würde seine Herrschaft über den Peloponnes durch List und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäischen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch seine eignen Bundesgenossen, die Aetolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet.

Nabob. Unter diesem Worte, welches eigentlich eine Verfälschung von Nawaub ist und einen Abgeordneten bedeutet, versteht man in Indien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die Truppen derselben, wiewol auch viele Personen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Die Nabobs waren nach der alten indischen Verfassung dem Soubadar, dem Vicekönig einer großen Landschaft, untergeordnet; dennoch dienten sie diesem zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Seit dem Einfalle des persischen Schahs Nadir machten sie sich unabhängig vom Großmogul, allein bloß um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In England nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indostan erworben hat, oder überhaupt mit einer gewissen orientalischen Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonassar, ein König von Babylon, mit dessen Regierungsantrit eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichnisse steht, die man unter des Ptolemäus Namen besitzt. Man setzt ihren Anfang 747 vor Chr. Geb., nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung. Die Nachahmung, welche häufig ein Gegenstand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von schönen Künsten die Rede ist, kann objektiv und subjektiv betrachtet werden. Im erstern Falle wird untersucht, inwiefern die Nachahmung an sich zum Wesen den schönen Künste gehöre, im zweiten, inwiefern der

Künstler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objektives in den Künsten betrifft, so hat es Aesthetiker gegeben, welche die Theorie der schönen Künste auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt oder der schönen Natur zurückführen wollen. Selbst das Vergnügen, das uns Werke der schönen Kunst gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungne Nachahmung der Natur herleiten. Allein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst gegründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können; auch hat sie im dramatischen Fache vieles Unheil angerichtet. Wenn aber auch das Wesen der Kunst nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, das ist, in ihren einzelnen Erscheinungen beruht: so ist doch nicht zu leugnen, daß die ersten rohen Anfänge der Kunst in solcher Nachahmung der Natur ihren Ursprung haben (s. d. Art. Kunst). In subjektiver Hinsicht, wo gefragt wird, in wie fern der Künstler andre Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung. Nachäffungen oder kindische Nachahmungen waren z. B. so viele neuere anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sklavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthum die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbilde begeistert, oft ohne es zu wollen, den Geist desselben in seinen eignen Hervorbringungen aufnimt (s. d. Art. Copie). In der Musik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodische, auf einander folgende Sätze in verschiednen Stimmen. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachdruck, in der Rede, so wie in den Künsten der Rede und des Tons, ist jeder Ausdruck von besondrer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verstärkt, dem ersten Druck gleichsam ein zweiter hinzugefügt wird. Das dies nur in Fällen von Wichtigkeit geschehen solle, springt in die Augen; denn wer wird sich selbst überbieten, wenn er es um den ersten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, sind sehr verschieden; allein wir zweifeln nicht, daß alle unter folgende vier Klassen zu bringen sein werden: 1. Wiederholung, sei es, um nur überhaupt Etwas dem Gedächtnisse tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die sich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei sogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlet's berühmtem Monolog: Sein oder Nichtsein; 2. Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugsam angemessen scheint; hierher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation); 3. Abbrechung (Aposiopesis), sei es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgil's Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur so weit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Lessing's Nathan, Schiller's Fiesko, Göthe's Tasso beweisen dies zur Genüge. Den Nachdruck, welcher durch diese Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch

unterschieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entsteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Akcent hervorgehoben wird, je nach seiner größern oder geringern Bedeutsamkeit (s. Accent). Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zusammen fallen müsse, versteht sich übrigens von selbst, so wie es von selbst in die Augen springt, daß die Musik des Nachdrucks so fähig sei als die Poesie. Falsch ist es hingegen, von in den bildenden Künsten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig sind; die Mimik allein, als eine sukcessiv darstellende Kunst, theilt diesen Vorzug mit der Musik und Poesie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck ist übrigens eine von denen, worin noch die irrigsten Meinungen herrschen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit dem verwechselte, was die griechischen Rhetoriker Emphasis nannten. Daß diese aber keineswegs mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, sondern höchstens entfernt mit ihr verwandt sei, hätte Jedem schon die Erklärung Quintilian's zeigen können, der zu Folge Emphasis ein Ausdruck ist, der einen höhern Sinn bei sich führt, als die Worte an sich bezeichnen. Er nimt zwei Arten derselben an, eine, welche mehr bedeutet als sie sagt, und eine andre, die auch Etwas bedeutet, was sie nicht sagt (Instit. or. 8. 3. 83. 9. A. 64). Da die erstere Art Quintilian's offenbar auf einer versteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, so könnte man allenfalls diese der dritten, jene der vierten der obigen Klassen zurechnen. dd.

Nachdruck, Nachdrucker. Nachdruck wird jene literarische Freibeuterei genannt, welche mit Verhöhnung des Rechts und der Sitten darauf ausgeht, da zu erndten wo Andre säeten. Wer ein von dem rechtmäßigen Verleger noch beziehbares Buch nachdruckt und somit den Verdienst und das rechtmäßige Eigenthum des Verlegers desselben (sei dieser nun ein Buchhändler oder der Autor des Buches selbst, oder der Drucker, dem der Verfasser das Recht sein von ihm geschriebnes Buch zu drucken und zu verkaufen abtrat) schmälert, ist ein Nachdrucker und das Gewerbe desselben eine, mala fide begangne Schlechtigkeit. Es ist ein Gewerbe, auf welchem die öffentliche Schmach ruht (vergl. den Art. Büchernachdruck.). Wie in Deutschland und unter einem Volke von so rechtlichem Sinne wie das unsre, diese reine Unmoralität, die überdem durchgängig von allen Menschen mit unverschrobnem Kopfe, als solche anerkannt und ihr Ausüben mit gebührender Verachtung betrachtet wird, noch immer statt finden darf, ja nur jemals statt finden durfte, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, wie so oft im Leben des Ganzen (der Staaten) gleich in dem des Einzelnen, der gerade, natürlich gesunde Sinn für das Recht durch schiefe Deductionen und Speculationen — behauptet und aufgestellt zuweilen vom Uebelwillen, öfter noch von Unkenntniß — irre geleitet wird. Dies hat sich besonders in den schon oft vorgekommnen Untersuchungen über die Rechtlichkeit, Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit des Nachdruckergewerbes beweisen, und man hat noch stets bisher bei solchen Erörterungen — mochten sie nun rein literarisch geführt werden, oder gesetzgebend — die Unfreude gehabt, sehen zu müssen, wie außer jenen deren Zunge und Feder entweder von Haus aus dem Unrecht gewidmet ist, oder demselben doch für Geld und gute Worte eben so zu Dienste stehen, wie jeder andern bezahlenden Tendenz, sich auch ehrliche und sonst kenntnißreiche Menschen, verführt durch Scheingründe, abgemüht haben, Trugschlüsse zu finden um das was schwarz ist,

weiß zu machen. Schon Luther, dessen klarem Blick und gesundem Verstande sich fast stets die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigten, eiferte in seiner gewohnten, kräftigen Manier gegen das Heillose in dem Beginnen der damaligen Buchdrucker sich einander das, was Einer oder der Andre gedruckt hatte, durch Nachdruck wegzukapern, und sagte deswegen ermahnend: „Was soll das sein, meine lieben Druckerherren, daß ihr euch einander das Eure raubet und stehlet und euch verderbet! Seid ihr nun auch **Straßenräuber** und **Diebe** worden?“ Was würde er aber jetzt erst sagen, wenn er wieder aufstünde und sähe, daß nach drei verflossnen Jahrhunderten voll Ringens nach Gesetzlichkeit und Sitte, daß nach einer Zeit, die sich die philosophische nannte, in einer Zeit, die sich die wiedererwachte gute Gesetzlichkeit, Frömmigkeit und Ordnung nennt, daß, sagen wir, in dieser Zeit, nicht allein noch immer das ehrlose Gewerbe des Nachdrucks und der Nachdrucker besteht, sondern auch sogar noch seine Vertheidiger **findet**, die zum Theil mit einer wahrhaft unfruchtbaren Gelehrsamkeit und Buchstabenwitz sich abquälen um den erstaunten Zeitgenossen und der Nachwelt dazu, zu beweisen, daß, obgleich der Nachdruck zwar eigentlich und an sich betrachtet etwas Unmoralisches, folglich Unrechtes sei, er dennoch, politisch betrachtet, nicht verpönt werden könne, weil 1) Geld dadurch erhalten, 2) aber der Unbill allzuhoher Bücherpreise dadurch gesteuert würde, und folglich also auch wieder nicht unrecht sei. Dies sind nämlich die Hauptgründe, welche der Buchstabenwitz des Formelkrams, dem gesunden Menschenverstande zum Trotz, herausgegrübelt hat, das moralisch Unrechte scheinbar vor dem bürgerlichen Rechte zu rechtfertigen, und man ist hie und da vielleicht um so weniger bedenklich gewesen diese saubern Gründe als schlagend anzuerkennen, da schon seit langer Zeit dadurch Geld dem Lande erhalten werden soll. Daß nun gerade bei uns Deutschen aber das mit der öffentlichen Schmach belegte Druckgewerbe der Nachdrucker und Nachdrucks noch hie und da existiren darf, während es in andern Ländern von gleicher Civilisation streng verboten ist, erklärt sich nun, wie so Manches bei uns, theils aus den angeführten falschen Ansichten, theils aber auch aus den nur zu häufig sichtbaren Mangel an Einheit und Nationalsinn unter uns, welcher Mangel an Nationalsinn uns noch immerfort in vielen Dingen zu unserm großen Schaden einander nicht als Deutsche und Kinder eines Stammes, sondern als Oesterreicher, Baiern, Schwaben, Sachsen, Preußen u. s. f. betrachten läßt, die eben mit einander nichts mehr gemein haben, als etwa Russen und Franzosen, Engländer und Italiener mit einander haben, und bei denen das Nebeneinanderwohnen und eine Sprache reden bloß etwas rein Zufälliges und durchaus nicht Berücksichtigungswerthes ist.

Gesteuert hat übrigens dem Unwesen des Nachdrucks schon vielfach werden sollen, allgemein ist es leider aber immer noch nicht geschehen, mit so ehrenwerthem Beispiele manche, ja die mehrsten deutschen Regierungen hierin auch vorangingen. Indeß ist doch die Sache in neuester Zeit mehrmal zur Sprache und zur gesetzlichen Berathung bei der höchsten Behörde des allgemeinen deutschen Vaterlandes gekommen und selbst im 18. Artikel der im Jahr 1815 erlassnen deutschen Bundes-Akte, die Versicherung gegeben worden, daß eine gleichförmige (für alle deutsche Länder gültige) Verfügung zur Sicherung des Eigenthumrechtes der Schriftsteller und ihrer Verleger gegen die buchhändlerischen Piraten abgefaß

werden soll; wornach denn, da Fürstenwort natürlich heilig ist, zu hoffen steht, daß Deutschland einst in allen seinen Gauen auch das materielle Recht des Eigenthums deutscher Verleger und das geistige deutscher Autoren eben so durch Gesetze vor dem Raubsystem der Nachdrucker schützen wird, wie andre civilisirte Länder dies mit ihren Autoren und Verlegern thun, und wie es durch seine Gesetze andres Eigenthum schützt. Denn, wenn diese gute Zeit einst kommt, werden auch, dies können wir gewiß sein, die Nebel- und Scheingründe von Sophismen, womit man hie und da jetzt noch das moralische und rechtliche Unrechte zu beschönigen sucht, in ihr Nichts zusammen sinken und es wird alsdann, z. B. kein Mensch mehr den seltsamen Glauben hegen, als befördere der Nachdruck die Wohlfeilheit der Bücherpreise (da er sie doch naturgemäß wegen des jetzigen größern Risicos der Verleger gerade im Gegentheil erhöht) als schaffe er einem Lande Gewinn, als helfe er zur Verbreitung geistiger Kultur, als steure er der möglichen Habsucht einzelner Verleger rc.; Behauptungen deren Unhaltbarkeit einem Jeden schon aus dem einzigen Grunde einleuchten muß, da es naturgemäß eine reine Unmöglichkeit ist, daß etwas Gutes durch etwas Böses, ein vor dem Forum des innern Rechts beachtenswerthen Gewinn, durch eine vollkommne Unmoralität, erwirkt werden kann.

Daß übrigens der Nachdruck schon längst und ehe von einem deutschen Bundestage die Rede war in den mehrsten und meist auch gebildetsten Gegenden Deutschlands und von den einsichtvollsten Gesetzgebern unsrer Nation als ein unmoralisches gemeinschädliches und des Landes Ehre beeinträchtigendes Gewerbe proscribirt war, ist bekannt; weniger aber, daß man im Allgemeinen an den meisten Orten darüber noch nicht im Klaren ist, wie die Frage von dem Rechte des Autors zu seinem Verleger, und umgekehrt wiederum die von dem Rechte des Publikums an ein Geisteswerk, ohne daß dadurch den, jedenfalls dem Urheber desselben zustehende, pekuniäre Nutzen beeinträchtigt, doch aber auch hinwiederum dem Volke nicht das was ihm gleichfalls unstreitig geistig angehört, durch krämerische Speculationssucht u. dgl. vorenthalten oder unbillig hoch nur mitgetheilt werde, rechtlich und allseitig befriedigend zu beantworten sei? Diese Frage, ist nun vielfach der Vorwurf vieler schon mehr und minder tiefer literarischer Verhandlungen gewesen und auch jedes Mal zur Sprache mitgekommen, wenn über die Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit des Nachdrucks auf irgend eine Art verhandelt wurde.

In neuester Zeit und seitdem ein Gesetzentwurf von drei Herren Bundestagsgesandten nicht allgemeine Beistimmung aller Bundesglieder erhielt, ist dies nun besonders mit in den über, oder vielmehr gegen den Nachdruck deutscher Werke in Deutschland erschienenen und zum Theil dem Bundestage selbst gewidmeten Schriften der Herren K. E. Schmidt (der Büchernachdruck aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik, Jena 1822. bei Frommann), ferner in den „Reflexionen über den Büchernachdruck." (Heidelberg 1823.) in den Beilagen No. 5—9. zum lit. Conv. Blatt für 1823. unter dem Titel: „des schriftstellerischen Erwerbrechts Vertheidigung" und noch in mehrern andern Schriften, Journalen rc., mit einer Rechtlichkeit und Tiefe entwickelt und dargelegt werden, die nichts als den Wunsch übrig läßt, daß es den Repräsentanten der deutschen Fürsten und Völker in Frankfurt a. M. recht bald gefallen möge durch einmüthigen Beschluß das für ganz Deutschland allgemein ge-

setzlich zu sanktioniren, was hier offen und ehrlich, im Gefühl für Recht, Wahrheit und Ehre gesagt und dargethan wurde. Besonders verdient aber noch in dieser Hinsicht bemerkt zu werden, was der Prof. Fries sowol über mehrere dieser Schriften beurtheilend, als über den Nachdruck und dessen Wirkungen selbst, so wie über die unter andern jetzt von Würtemberg aus gemachten Vorschläge zu einer Rechtsbestimmung der Rechte der Autoren, Verleger und des Publikums gegen einander im 2ten Stück des Hermes von 1823. schreibt, welche kleine, höchst gediegne Abhandlung — in der zugleich mit großer Schärfe gezeigt wird, wie der technische Verlag (als Lexika, Landkarten, Schulbücher u. dgl., der ganz vorzüglich das ist, wo nach, als nach dem lukrativesten die Nachdrucks-Harpyen greifen), die Grundlage des genialen Verlags (als die Werke der Dichter, Geschichtschreiber, Redner rc.) insofern gibt, daß er den Verlegern die Kraft verleiht dergleichen zu unternehmen und daher große Berücksichtigung verdient, falls man nicht will, daß nach und nach aller literarischer Verkehr dieser Art untergehen und es geistig Nacht werden soll. —

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehrere kleine Noten genannt, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachsteuer, so viel als Abzugsgeld, s. Abzugsrecht.

Nacht. In der Astronomie bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von diesem Weltkörper nicht erleuchtet wird. Dieser Zeitraum ist bekanntlich eben so verschieden in Hinsicht der Jahreszeiten, als der Länder, welches von dem verschiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, und zwar um den 21. März und 23. September die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, den 21. Juni und den 21. Dec. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreise gibt es ein Mal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenscheibe unter den Horizont hinabsinkt, indem bekanntlich ein optischer Betrug die Sonne oft noch schwebend am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens.

Nacht (in der Mythologie), die Tochter des Chaos, Schwester des Erebus, mit welchen sie den Tag und den Aether zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Palast in der Urwelt. Die neuere Mythologie läßt sie auf einem

Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen bestirnten Schleier.

Nacht (Heilige) heißt in der Kirchengeschichte die Nacht vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten in der die Christen in den ersten Jahrhunderten zusammenkamen um zu singen und zu beten. In der Osternacht taufte man die Katechumenen. Allerhand Mißbräuche entsprangen aus jener Nachtfeier und die Kirche schaffte solche daher ab.

Nachtfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium.

Nachtgleichepuncte, s. Astronomie.

Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini, die merkwürdigste aller päpstlichen Bullen, da sie die Anmaßungen der Päpste und die vorgeblichen Rechte, welche diese sowol als unumschränkte Oberherren der Kirche, als auch selbst über weltliche Fürsten zu behaupten suchten, am vollständigsten darlegt. Sie gründet sich auf ältere Verordnungen der Päpste, durch welche alle Ketzer und Ketzerbeschützer ohne Unterschied, so wie diejenigen die der Geistlichkeit Steuern zu Staatsbedürfnissen auflegten feierlich in den Kirchenbann gethan wurden. Seit den 14. Jahrh. wurde sie von mehrern Päpsten nach und nach umgebildet und verändert. Papst Pius V. befahl, sie am Gründonnerstage in allen Kirchen abzulesen, weil mehrere katholische Fürsten Protestanten in ihrem Lande duldeten und der Geistlichkeit Beiträge zu den öffentlichen Lasten abfoderten. Philipp II. und die Republik Venedig aber verboten die Bekanntmachung, da sie bei erschöpftem Schatze die Geistlichen nicht schonen konnten, und selbst Kaiser Rudolf II. und der Erzbischof von Mainz wollten eine, den landesherrlichen Rechten so nachtheilige Bulle nicht annehmen. Auch in Frankreich fand sie Widerstand, besonders aber erregte sie in Neapel seit 1568 große Unruhen da sie ohne des Königs Genehmigung von Bischöfen und Mönchen verbreitet, und nach dem Ausspruch des Papstes der Regierung das Recht neue Auflagen auszuschreiben, streitig gemacht wurde. Es ist merkwürdig, daß trotz jenes Widerstandes diese Bulle noch im J. 1627 durch den Papst Urban VIII. ihre neuste Gestalt erhielt. Der Papst exkommunicirt und verflucht, von Gottes wegen, und Kraft der, den Aposteln Petrus und Paulus und ihm selber verliehnen Gewalt, alle Hußiten, Wiclefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Widertäufer, Trinitarier; alle vom Christenglauben Abgefallne, alle Ketzer, so wie alle die ihnen glauben, sie aufnehmen, begünstigen und vertheidigen; alle die ihre ketzerischen oder vom Glauben handelnden Bücher ohne Erlaubniß des päpstlichen Stuhles lesen, behalten und drucken, oder auf irgend eine Weise heimlich oder öffentlich, unter irgend einem Vorwand vertheidigen, und endlich alle Schismatiker die sich der Gemeinschaft mit der römischen Kirche hartnäckig entziehen. Alle, die von den Entscheidungen des Papstes an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung appelliren, werden mit dem Bannfluche, und wenn es Universitäten, Collegia und Domkapitel sind, mit dem Interdikte bedroht. Seeräuber trifft derselbe Fluch wenn sie das päpstliche Meer ("unser Meer,,) von Argentaro bis nach Terracina beunruhigen, so wie alle, die aus den gestrandeten Schiffen der Christen Güter rauben. Dann werden die Fürsten verflucht, die in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben ausschreiben oder sie vermehren, außer in den Fällen, wo es ihnen den Rechten nach, oder aus besondrer Erlaubniß des päpstlichen Stuhles verstattet ist; die Verfälscher der päpstlichen Briefe, alle die den Sarazenen und Türken, oder den Ketzern Pferde, Waffen, Metalle und

Kriegsbedürfnisse, Holz, Hanf, und Stricke, und alles, womit sie Christen und Katholiken bekriegen können, zuführen; alle, welche die Zufuhr von Lebensmitteln an den päpstlichen Hof hindern; alle, die Reisende, welche den päpstlichen Hof besuchen, ausplündern, fangen, verletzen und ermorden; alle, die sich an Kardinälen und päpstlichen Legaten und Bischöfen vergreifen, alle, die von des Papstes Befehlen, oder den Verordnungen ihrer Legaten sich an weltliche Gerichtshöfe wenden, oder geistliche Angelegenheiten der richterlichen Entscheidung des Papstes entziehen, oder Geistliche nöthigen, vor weltlichen Gerichten zu erscheinen, oder Gesetze gegen die Kirchenfreiheit geben, oder die Bischöfe in der Ausübung ihrer Richtergewalt stören, alle, welche die Einkünfte, die der Papst von Kirchen und Klöstern als Vorbehalt genießt in Beschlag nehmen; oder der Geistlichkeit ohne des Papstes Erlaubniß Steuern auflegen, und wären es Kaiser und Könige; alle Obrigkeiten, die sich in die peinlichen Rechtssachen der Geistlichen mischen, und alle endlich die das päpstliche Gebiet — wozu auch Sicilien, Sardinien und Corsika gerechwerden — feindlich angreifen oder erobern. Nur der Papst sollte von diesen Bannflüchen entbinden können, und auch er nur in der Stunde des Todes, wenn der Verfluchte zuvor der beleidigten Kirche Genugthuung geleistet habe. Die Bulle sollte zu Rom öffentlich angeschlagen und von jedem Bischof ein Mal oder mehrere Mal im Jahr der versammelten Gemeinde vorgelesen werden. Zu Rom geschah dies bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an jedem Gründonnerstag in den Hauptkirchen. Le Bret hat die Geschichte dieser Bulle in der pragmatischen Geschichte der — Bulle in Coena Domini (L. 1769. IV. 8.) gründlich erzählt, und darin deutlich dargethan, daß die Grundsätze und Verordnungen derselben sich auf alte, in den päpstlichen Gesetzsammlungen dargelegte und zu allen Zeiten beharrlich verfochtne Ansichten gründen. Wir würden uns daher gar nicht wundern dürfen, wenn die jährliche Vorlesung derhalben wieder eingeführt würde, so gut als nun die Juden wieder zu gewissen Zeiten in eine christliche Kirche getrieben werden.

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtstücke sind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein solches Nachstück erfodert eine besondre Kunst, vorzüglich deswegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslicht herrührt, und die Farbe sich größtentheils nach Beschaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandnen Nachtstücken ist das berühmteste das von Correggio, welches vorzugsweise unter den Namen der Nacht bekannt ist. Unter den deutschen Malern, welche sich in Nachtstücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken besonders geschätzt.

Nachtvögel s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunst 1. den von Kleidung entblößten menschlichen Körper, und sagt dann: das Nackte studiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken (s. d. Art. Plastisch). Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich sei, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältnisse durch das Nackte be-

stimmt werden, Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erscheint 2) das Nackte in der Malerei — Fleisch. Man nennt die Farbengebung, insofern sie sich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beschaffenheit des Fleisches beschäftigt, die Carnation; und wem braucht es gesagt zu werden, wie viel auf sie bei malerischer Darstellung menschlicher Figuren ankomme? Will der Künstler hierin den Aufoderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Lokaltöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. So sind an einem gesunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Brust, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmälig kälter und geht in den Gelenken derselben, wegen des durchscheinenden kühlern Blutes, in eine veilchenröthliche Dinte über. Diese verschiednen Abstufungen müssen aber in dem Haupttone der Carnation harmonisch vereint sein. Uebrigens kann der Ton der Fleischfarbe unendlich verschieden sein. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verschiednes Kolorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet sich durch seine besondre Farbe aus, und jeder einzelne Mensch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei alle diesen unendlichen Abstufungen aber bleibt der Stoff immer Fleisch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffs richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrh., oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig blutleer, schleimig, grünlich aussieht. Die französische Schule ist darin bis zur Verblassenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffnes Muster. dd.

Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst.

Nadelholz, oder auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im linné'schen System die neunte Ordnung der 21. Klasse, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Gestalt der Nadeln oder Tangeln haben (daher auch Tangelholz), und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen besteht, welcher unter jeder Schuppe zwei, mit Flügeln versehne Nüsse oder Samenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen stehen und gleich ihnen keine Krone haben, stehen in einem vierblätterigen Kelch, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus spitzigen Schuppen besteht, deren jede zweiblumig ist. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterscheidende Kennzeichen der ersten ist, daß die Nadeln in Büscheln zusammenstehen (Lärchenbaum, Ceder); bei der zweiten kommen zwei bis fünf Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer, Krummholzbaum); in der dritten stehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten sitzen die Nadeln, welche hier schmal und steif sind, rund um die Zweige (Fichte).

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei ungebildeten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar, nach Hygin, der

Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch gewesen sein. Schon um das J. 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweige nährten. (Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen.) Die ersten metallnen Stecknadeln wurden in England um das J. 1543 gemacht.

Nadir, ein arabisches Wort, bezeichnet in der Astronomie den Fußpunkt oder Fersenpunkt, welcher sich ergibt, wenn wir von unserm Standpunkte in Gedanken eine gerade perpendikuläre Linie durch die Erdkugel hindurch in die entgegengesetzte und von uns nicht gesehne Hemisphäre des Himmels ziehen. Dem Nadir ist das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengesetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat also ein eignes Nadir und Zenith.

Nadir Schah, s. Kulichan.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Nagelfluhe, besteht aus mehr oder weniger zugerundeten Steinmaßen verschiedner Gebirgsarten von der Größe einer Wallnuß bis zu sehr mächtigen Maßen, welche durch irgend eine mineralische Masse (nach Art des Puddingsteins) gleichsam zusammengekittet sind. Sie hat ihren Namen von der Aehnlichkeit mit eingeschlagnen die Köpfe hervorstreckenden Nägeln in der Schweiz erhalten. Sie gehört den aufgeschwemmten Gebirgsarten an. Man theilt sie: 1. in Nagelfluhe von mehrern Urgebirgsarten; 2. in Porphyrnagelfluhe und 3. in Talksteinnagelfluhe.

Näherrecht, s. Retractrecht.

Nahl (Joh. Aug.), ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Bildhauer, wurde 1710 zu Berlin geboren. Er bildete sich daselbst unter dem berühmten Schlüter. Nachdem er eine Reise durch Frankreich und Italien gemacht, und sich zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er 1741 nach Berlin zurück, wo man noch ietzt so wie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg viele seiner Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er sich neun Jahre in der Schweiz, und zwar meistens zu Bern auf. Hier machte er sich vorzüglich berühmt durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche zu Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmal, welches er in derselben Kirche der verstorbnen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, so wie von unzähligen Reisebeschreibern geschildert worden, von keinem Reisenden aber unbesucht gelassen werden darf, um so mehr, da die schlechte Beschaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet ist, die allmälige Vernichtung desselben befürchten läßt. 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Cassel, welche damals unter dem kunstliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das J. 1778 die treffliche kolossale Bildsäule des Landgrafen, welche, nachdem sie in der westphälischen Zeit war weggenommen worden, jetzt ihren vorigen Platz mitten auf dem schönen Friedrichsplatz in Cassel wieder erhalten hat. Nahl erlebte indessen dieses Schicksal seines Werkes nicht, indem er schon 1781 zu Cassel starb.

Nahrungsmittel sind alle Erzeugnisse des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann (s. den Art. Ernährung). Man nennt sie auch Lebensmittel (s. d. Art.); indessen sollte man doch den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter der letztern alles das, was überhaupt

das Leben zu erhalten dient, verstände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, damit diese die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehen und sowol zum Ersatz der verlornen Theile, als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden (vergl. den Art. Verdauung). Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester oder halb fester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, zubereitet, wenn sie durch Kunst verfertigt genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilische, theils aus dem Thierreiche, animalische Nahrungsmittel. Die vegetabilischen bestehen entweder aus den Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), den an den Wurzeln sich bildenden Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus den Stengeln (Spargel), oder aus den Blättern (Kohl, Sallat), den Blüthen (z. B. der Blumenkohl), den unreifen Früchten (junge Erbsen, Bohnen Gurken), oder den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge ist, und bei denen theils das die Samen umgebende Fleisch oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligen oder öligen Samen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierklassen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern werden nur besondre Theile genossen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Klima und Bedürfniß sind auch die Nahrungsmittel bei verschiednen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltnen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, vor denen andre einen Abscheu haben; Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See sein müssen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuse und Ratten um sie zu essen. Das Hundesfleisch wird in China gewöhnlich gegessen; in verschiednen Gegenden von Afrika gehört das Fleisch der Schlangen, namentlich der Klapperschlange und Riesenschlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heuschrecken werden fast überall in Afrika verzehrt, so wie die Neger auf der Guineaküste außer diesen auch Eidechsen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Insekten und Gewürme gern verzehren. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß sie eine Art von Letten oder Thonerde sammeln und sie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von allen diesen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den bei uns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entsprechen sollen, müssen nährende, d. h. solche Stoffe in sich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehen, assimilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können (s. d. Art. Assimilation). Hierzu gehört, daß Alles, was als Nahrungsmittel dienen soll, solche Theile in sich enthalte, welche den thierischen Stoffen gleich kommen oder in selbige verwandelt werden können. Darin unterscheiden sich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß letztre ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, sich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen lassen, nicht den thierischen Stoffen gleich werden, sondern als fremdartige Stoffe besondre Organe oder Systeme des Organismus aufregen. Alle Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen sollen, müssen demnach einen Antheil von den leicht aufzulösenden Stoffen besitzen, welche den allgemeinen Grundstoffen des Körpers entsprechen und ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß

der Verdauungsorgane vernichten lassen. Diese Stoffe in ihrer Einfachheit sind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißstoff, Mehl-, Faser- und Zuckerstoff. Davon enthalten die Pflanzenspeisen am meisten Schleim-, Zucker- und Mehlstoff, welcher besonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geschickt und so zur Auflösung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von sehr nahrhaften Speisen ist. Die Obstarten sind bloß vermöge ihres Antheils an Zuckerstoff und etwas Schleimstoff nährend. In den animalischen Speisen ist besonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speisen richtet sich also nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erschweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeschwächt sind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe und nehmen die abgesonderten nahrhaften reichlicher auf, als solche, deren Kraft schon herabgesetzt ist, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen, und deren chemische Entwickelung nicht beschränken können. Die Bestimmung, welche Nahrungsmittel gesund oder ungesund seien, bleibt daher immer relativ und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zustand der Verdauungskraft einer Person angegeben werden. Oft nennt man eine Speise oder ein Getränk gesund, weil es eine bestimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade diese Bestimmung ist falsch; denn alsdann wirkt dasselbe nicht als Nahrungs-, sondern als Arzneimittel, und kann daher nur solchen Personen zuträglich sein, deren körperliche Beschaffenheit diesem entspricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künstliche Zubereitung vermindert, und daher ein an sich gesundes Mittel zu einem schwer verdaulichen und ungesunden gemacht. Besonders sind hierin die schon für sich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speisen ungesund, weil das Fett schwerer von dem Magensaft aufgelöst und verdaut wird. Eben so macht der Zusatz von zu vielem Gewürz sonst gesunde Nahrungsmittel ungesund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten und als besondre Reize auf besondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geschmack leckerhafter Menschen eingeführt, die nicht mehr, um sich zu ernähren sondern um den Gaumen zu kitzeln, aßen, und die Eßlust auch ohne das Bedürfniß aufzuregen suchten. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz gesunden, kräftigen Menschen ist manche Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sei gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sei. Es ist eine Pflicht der Polizei, darauf zu sehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine schädliche Eigenschaften haben. Besonders ist dies bei den allgemein nohtwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getreide nicht verdorben, stockend und angelaufen, das Korn besonders nicht mit dem sogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der sich vorzüglich oft in der Gerste befindet) und dergleichen ver-

unreinigt sei. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl, verfälscht sein. Das Brot muß gut gesäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt sein. Unter den Gemüsen dürfen keine giftigen sein, z. B. Schierling statt der Petersilie, Schierlingswurzeln statt der Pastinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obstes muß darauf gesehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sei, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preiselsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geschieht. In Ansehung der Fleischnahrung muß die Polizei darauf sehen, daß kein krankes Vieh geschlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu bestellten Fleischbeschauern erst untersucht werden sollte, ehe es geschlachtet werden darf. Auch den Förstern sollte durchaus verboten sein, das sogenannte Fallwildpret, daß oft schon in Fäulniß übergangen und der Gesundheit höchst nachtheilig ist, aus Gewinnsucht verkaufen zu lassen. Auch auf den Verkauf der Fische muß die Polizei Acht haben, damit todte Fische und Krebse, kranke, eingesalzne und verdorbne Fische, solche, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind, u. s. w., nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner natürlichen Anlage nach sowol zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowol Theorie als Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Kraft des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und skorbutischen Krankheiten geneigt macht, und selbst zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht, und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, südliche mehr zu Pflanzenkost geneigt. Die südlichen und morgenländischen Nationen sind überhaupt, wenigstens im natürlichen, durch Ueberfeinerung noch nicht verderbten Zustande zu mäßigerm und einfacherm Genusse der Nahrungsmittel geneigt. H.

Nahum, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten, dessen Gesang die Zerstörung Ninive's zum Gegenstande hat, die er in einem geschichtlichen Gemälde, mit poetischen Farben ausgeschmückt, zu schildern scheint. Der Zweck Nahum's scheint, nach neuern Untersuchungen, gewesen zu sein, seinem seufzenden Volke unter einer sich ganz natürlich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, welche sie unter den Assyrern erduldet hatten, den grausenvollen Untergang der stolzen Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt als ein gerechtes Strafgericht Jehovah's in ergreifenden Zügen zu schildern. Sonst setzte man sein Leben gewöhnlich vor diese Begebenheit und betrachtete sein Buch als eine Weissagung derselben. Wahrscheinlicher aber war er Zeitgenosse derselben und lebte als hebräischer Verbannter in Elkosch auf der Ostseite des Tigris in der Nähe von Ninive. Die neuesten besondern Uebersetzungen des Nahum sind von Middeldorpf (Hamburg 1808. 8.) und Neumann (Breslau 1808. 8.) beide mit Anmerkungen; die Abhandlung von Everard Kreenen (Nahumi vaticinium philologice et critice expositum etc. Harderwyk 1808) folgt noch der alten Meinung.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griechischen von

νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (s. d. Art.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unsrer sogenannten Wassernixen herrschen, besonders darin, daß beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas, den Liebling des Herkules) entführen. Man stellt sie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt, und auf Urnen liegend, aus welchen Wasser strömt.

Naiv, Naivetät. Dieses Wort, welches Gellert zuerst aus dem Französischen (naïf, naiveté) uns zugebracht hat, ist lateinischen Ursprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden sein könnten. Die wesentlichen Bestandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, sind: natürliche, ungekünstelte Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und anspruchlosen Seele, geäußert ohne Rücksicht auf das, was durch Uebereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Person selbst dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sei das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen (bloß durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergibt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Abstich am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältnisse des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt ist: 1. Der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an sich tragen, als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, zumal wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hätte. Dessen ungeachtet ist das Naive keineswegs lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, die doch vielmehr einer Abart desselben gelten, als eine Art des Lächerlichen ansehn. Ist aber der künstlich gebildete Mensch dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, so steht hingegen 2. der Naive eben so hoch an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Gemüths kindlich und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verschwundner Kinderjahre tönt uns seine Stimme; denn was er ist, das waren auch wir einst, und sind es nicht mehr durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unschuldigen, arglosen und reinen Herzens öffnet uns

einen Blick in das verlorne Paradies, und der Abstich desselben mit unsrer Beschaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verstellung, Falschheit, Verschlagenheit, Arglist und Lüge in gefährlichen Kampf gestellt haben, ist die Quelle jener Rührung. „Das Naive," sagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die leztere gibt es dem Verstande eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre theoretische Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursach haben zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sei, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit die Quelle davon sei, welches die Hülfe der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigne Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen." Indeß bringt das Naive doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor; denn in den Fällen, wo es unsre Ehrfurcht, unsre Bewunderung in Anspruch nimt, da hat es alle Wirkung des Erhabnen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau in's Auge, so erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwissenheit des Welttons bei gesundem Menschenverstande und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen, weil ein gutes, wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrte. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedes Mal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorstellungen, die man häufig, wiewol nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verstandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, seine Ueberzeugungen, seine Erfahrungen unterlegt, oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So trit z. B. bei dem Naiven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht größerm Rechte hat man gewisse unanständige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verdorbne ihre reinen Aeßerungen unrein deutet? In dieser Deutung, dieser Unterlegung liegt es überhaupt, daß die Aeußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar zu glauben, daß keine Aeußerung naiv sein könne, die nicht einen verborgnen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatische Sprache habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenschaft einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er die größte Ursache gehabt hätte, sie zu verbergen? Es wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vor-

hin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, obschon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seilen des Verstandes eine wahre Dummheit, und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affekts ist, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist eine Aufrichtigkeit hier, aber diese unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es ist ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunst und Verstellung, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht Jemand in diesem Fall sich auf Schiller berufen, so zweifeln wir doch, daß er den Prozeß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterschieden. „Zum Naiven," sagt er, „wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtsein derselben. Im erstern Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraschung sein, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraschung ein Naives des Verstandes sein müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkt als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, im Widerspruch, indem Etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtsein geäußert werden kann. Es dürfte daher wol bei der oben gegebnen Erklärung bleiben und Schiller's Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müssen. dd.

Namur, vormals eine Grafschaft und seit 1421 eine der siebzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oesterreich unterwürfig, durch den lüneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; seit 1814 eine zum Königreich der Niederlande gehörige Provinz, zu welcher noch einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich gekommen sind. Nach diesem Umfange enthält sie auf 44½ Q.M. 120,000 Seelen. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit ist theils eben, theils erhebt er sich zu niedrigen Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen ansehen kann, und die mit ansehnlichen Waldungen bedeckt sind. Außer den Erzeugnissen des Ackerbaues und ansehnlicher Viehzucht gibt es auch viel Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. Die Hauptstadt Namur liegt am Einflusse der Sambre in die Maas, mit sehr bedeutenden nicht bloß hergestellten, sondern seit 1817 auch erweiterten Festungswerken und einer Citadelle auf einem steilen Felsen; sie enthält eine Hauptkirche, 16 andre Kirchen und 16,000 Einwohner, welche besonders viele und gute Messer verfertigen und einen bedeutenden Handel mit denselben, so wie mit andern Eisenwaaren unterhalten. Auch sind hier Leder- und Tabaksfabriken, eine Glashütte und sechs Messinghütten. Namur ist der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbischof von Mecheln steht. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland verschiedne Male belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge

von Lothringen, jetzt die Hauptstadt des französischen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuser und über 28,000 Einwohner. Die von Natur schöne Lage der Stadt, zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene, wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die sie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier seine Residenz hatte, zu verdanken hat. Die Altstadt ist zwar unregelmäßig gebaut und finster; die Neustadt aber eine der schönsten Städte, von einer ganz regelmäßigen Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, schönen öffentlichen Plätzen und reizenden Spaziergängen. Besonders zeichnet sich der Königsplatz aus, von welchem eine Triumphpforte in den Platz Carriere führt, in dessen Mitte ein Spazierplatz und an dessen Ende der Gouvernementspalast ist, und von welchem ein schönes Thor in die Altstadt und ein andres in die Pepiniere, einen reizenden Spaziergang führt. Ferner ist der Allianzplatz zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen hat, die zum Andenken der berühmten Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich von 1759 errichtet wurden. Unter den Kirchen sind die Hauptkirche und die Franziskanerkirche mit ihrer Rotunde sehenswürdig, worin der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne ruht, der in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallen war. Von wissenschaftlichen Anstalten befinden sich hier eine Akademie, ein Lyceum, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein physikalisches Kabinet und ein botanischer Garten. Man verfertigt wollene Zeuge, Strümpfe und gemalte Papiere; die Lichter von Nancy werden wegen ihrer vorzüglichen Güte versendet.

Nangasaki, wichtige Handelsstadt im japanischen Reiche, auf der Insel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo) mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist mit sehr hohen Bergen umringt. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind eng, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen und dort wie Gefangne bewacht; die Niederländer auf der Insel oder Klippe Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südlichen Ende der Stadt. Im ganzen japanischen Reiche ist dieser Hafen allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet; denn die Letztern sind unter den Europäern die Einzigen, welchen die Japaner erlauben mit ihnen zu handeln, doch auf so harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangnen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr stehen. Die Niederländer bringen hieher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematische Instrumente. Dagegen erhalten sie Kupfer, Lack, Reis und einige Erzeugnisse der japanischen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan 2c. Sobald ein chinesisches oder niederländisches Schiff in Nangasaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Feierlichkeiten und der gebräuchlichen Fragen die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserlichen Beamten (denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers) die Güte und Menge der Waaren und setzen den Preis dafür in denjenigen Waaren fest, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen ist unmöglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissio-

naire ausländische Waaren und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln.

Nänie, Nänia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggesang, welcher im Alterthum bei Begräbnissen, gewöhnlich von Weibern welche dazu gedungen waren und sie selbst verfertigt hatten, gesungen wurde. Da diese Lieder meistens keinen großen Werth hatten, so wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern, einen weinerlichen, klagenden Gesang, u. dgl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbnisse der Greise angerufen wurde, und deren Kapelle außerhalb Rom vor dem viminalischen Thore stand.

Nanking, Nanking oder Nanquin, ein ostindischer baumwollner, glatter Zeug von gelblicher, auch röthlicher Farbe. Er hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China. Jetzt wird er in allen Staaten woselbst baumwollne Waaren verfertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche zu diesem Zeuge verarbeitet wird, ist von Gossypium religiosum L. Die Farbe derselben ist die natürliche und daher auch echt. Der in Europa verfertigte Nankin ist gewöhnlich feiner von Gespinnst, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt; weshalb seine Farbe verbleicht. In der Schweiz druckt man verschiedne Farben und Muster darauf, und schickt viel davon nach Amerika.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangnan, am Ausflusse des Yang-tse-kiang, war die alte Residenz der chinesischen Kaiser, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, so soll sie doch noch eine Million Seelen enthalten. Die Einwohner sind mit den feinern Künsten des Luxus bekannt und zeichnen sich durch Sitten und Bildung aus. Sie hat schöne Thore, mehrere Bibliotheken, medizinische Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlassen, baumwollnen Zeugen (daher Nankin), Porzellan, Lack und vielen andern Waaren, überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Das merkwürdigste Gebäude ist der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, welcher von Backsteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen ist. Jedes Stockwerk ist mit einer Gallerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeschmückt ist. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so innig mit einander verbunden, daß es scheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre.

Nannini (Agnolo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, den seine Familie von ihrem Stammorte angenommen hatte, ein berühmter italienischer Schriftsteller, war 1493 zu Florenz geboren. Er studirte zu Siena und Perugia, begab sich darauf nach Rom, trat in den Orden von Vallombrosa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von Sta. Maria di Spoleto und S. Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des berüchtigten Pietro Aretino, dem er, in Ansehung der Sitten, ähnlich war. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Werke, die nach seinem Tode erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satyre und Zügellosigkeit geneigten Geistes; sie sind theils in Versen, theils in Prosa und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter zwei Lustspiele, eine Nachahmung von Apulejus goldnem Esel, acht Novellen, ein Gespräch über die Schönheiten der Frauen, u. s. w. Die vollständigste Ausgabe erschien 1763 zu Florenz, 3 Bde. 8.

Nantes, Hauptstadt des franz. Depart. Unterloire, von 13,000

Häusern und 77,000 Einwohnern, liegt in einer sehr schönen Gegend, zehn franz. Meilen von der Mündung der Loire, welche innerhalb der Stadt die Erdre und Chezinne aufnimt, in der ehemaligen Oberbretagne. Sie ist mit geebneten Wällen umgeben und hat fünf Vorstädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein festes Schloß zur Beschützung des Hafens 11 öffentliche Plätze, 17 Kirchen und überhaupt viele ausgezeichnete Gebäude. In Nantes befinden sich der Stab der 12. Militairdivision, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und ein Bischof; — ferner: ein Lyceum, eine anatomische und chirurgische Schule, eine Schiffahrtsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Kabinet und ein botanischer Garten. Es werden ansehnliche Fabriken in Piqué, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Maroquin, große Seilereien, Spinnmaschinen, eine Zuckerraffinerie, Liqueurfabriken rc. unterhalten. Auch verfertigt man viele Nägel, Zuckermühlen und Kessel für die Kolonien. Der Handel, sowol mit Landes- und Gewerkerzeugnissen, Producten, als auch der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern und südlichen Frankreich, und besonders der Seehandel, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird und noch mehrern Theilen von Europa, Westindien und Afrika geht, ist von großer Wichtigkeit. Die größten Schiffe gehen auf der Loire bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. In der Geschichte ist die Stadt wegen des Edikts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion gestatten, welches Edikt aber von Ludwig XIV. 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat diese Stadt, theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendee, theils durch die grausamen Hinrichtungen (Noyaden und republikanischen Hochzeiten) des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels sehr gelitten. Eine besondre künstlerische Merkwürdigkeit von Nantes sind die mit den 56 Wunderwerken Christi bemalten Fensterscheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Kennern der Glasmalerei sehr geschätzt werden.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha, auch Bergbalsam genannt, ist die feinste Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiste gleich kommt und wegen einer Leichtigkeit selbst auf geistigen Flüssigkeiten schwimmt. Seine elementarischen Bestandtheile sind Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und etwas Stickstoff. Der Geruch ist bituminös-aromatisch. Er pflegt die Nähe von Steinkohlenflötzen anzuzeigen. Vorzüglich zeichnet sie sich durch die anziehende Kraft aus, die sie gegen das Feuer zeigt, wodurch sie sich entzündet. Diese Eigenschaft der Naphtha ist von jeher häufig zu Feuerkünsten und Taschenspielereien benutzt worden. Sie verdünstet schnell, ist nach der Destillation vollkommen durchsichtig und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha ist die seltenste und vorzüglichste, und scheint in ihrer besten Güte ein eigenthümliches Erzeugniß von Asien zu sein, wo sie in Persien und auf einer Insel des kaspischen Meers, deren Namen Kämpfer Hanway und andre Reisende verschieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in den vielen Gegenden des südlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (besonders Elsaß und Lothringen), wo sie, wie andres Bergöl, aus Felsenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitrioläther Naphtha, und Andre verwechseln dieses Wort mit der mi-

neralischen Mumie (einer seltnen Art des Erdpechs oder Asphalts), welches in Persien gefunden und hier oft mit Gold aufgewogen, ja sogar demselben vorzogen wird.

Napier oder Naper (John), war der älteste Sohn des Barons Archibald von Marchiston in Schottland und wurde 1550 geboren. Nachdem er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung erhalten und auf der Universität St. Andrews seine Studien vollendet hatte, machte er eine große Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland, und überließ sich nach seiner Rückkehr ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in seinen mannichfaltigen Entdeckungen erkennt. Mathematik war sein Hauptstudium. Nächst diesem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenstand seiner Forschungen aus. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schiffahrt und praktische Geometrie gewesen ist, hat ihn am meisten berühmt gemacht. Der Titel des Handbuchs, worin er seine Lehre von den Logarithmen aus einander gesetzt hat, ist: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon seit der ersten vorzüglichen Ausgabe von 1619 noch viele andre erschienen sind. Bekannt ist Napier auch als der Erfinder der naper'schen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte diese Erfindung in dem Werke: Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1617 nieder. Wie angesehn Napier schon bei seinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus sehen, daß der große Astronom Kepler ihm seine Ephemerides widmete. Napier starb auf seiner Baronie zu Marchiston 1617.

Napoleon, s. Buonaparte (Napoleon).

Narcissus, 1) nach der alten Mythologie der Sohn des Flußgottes Cephisus und der Nymphe Liriope (oder nach einer seltnern Angabe Lirioessa). Tiresias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er sich selbst nicht kennen lernen würde. Die schöne Gestalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte sich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Aber da hatte auch seine Stunde geschlagen. Von der Jagd erhitzt will er aus einer Quelle trinken, erblickt in derselben zum ersten Mal seine eigne Gestalt, und nichts kann nun den unglücklichen Jüngling von dieser Quelle trennen. Die rasende Leidenschaft zu sich selbst verzehrt ihn, und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narzisse mit gelben Blättern. Dieses ist die gewöhnliche Sage, die am reizendsten von Ovid in den Metamorphosen Lib. III. 339—510 besungen worden ist. Noch spät zeigte man bei Thespiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Aussage der Reisenden viele Narcissen wachsen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerst sich selbst gezeigt hatte. 2) s. Messalina.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten seiner Zeit, ward geb. zu Livorno 1725, bildete sich zu Padua unter Tartini, und ward bald für den vorzüglichsten Schüler dieses Künstlers, dem ganz Europa den Rang des ersten Virtuosen auf der Violine zugestand, gehalten. 1762 ward er bei der damals glänzenden Kapelle zu Stuttgart angestellt. Als diese indessen 1767 eine bedeutende Verminderung erlit, ging Nardini nach Livorno zurück. In dem darauf folgenden Zeitraum schrieb er seine meisten Compositionen. 1769 besuchte er seinen Lehrer Tartini zu Padua und pflegte ihn in seiner

letzten Krankheit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit. Unter sehr vortheilhaften Bedingungen ging er 1770 als erster Violinist der Kapelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er 1796 starb. Er hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geschrieben. Seine Compositionen haben im Ganzen einen ernsten Charakter und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten tartini'schen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Gesang, als ein Instrument zu hören.

Narkotisch, betäubend (von dem griechischen Worte ναρκόω). Es gibt mehrere Pflanzen, deren Geist die Verrichtungen des Nervensystems in so hohem Grade stört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgesetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört und das Leben selbst zerstört wird (vergl. den Art. **Gift**.) Diese Pflanzen erhalten ein solches narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern scharfen oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andre wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Die äußern Erscheinungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Portionen des genossnen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben sich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirkt. Manche narkotischen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige konvulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen die Menschen toll und rasend, andre versetzen sie in stille Verzückungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffnen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbetäubender Arzneimittel bedarf daher der größten Vorsicht. H.

Narr. Dieses Wort bezeichnet zuerst einen Menschen, der durch allerhand lustige Streiche, Reden und Possen sich vor Andern auffallend macht. In dieser Bedeutung zeigt es sich häufig in den Zusammensetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im Diminutiv, wo man es besonders vom weiblichen Geschlechte gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Zweitens versteht man unter Narr einen Menschen, der willkürlich den Regeln des gesunden Menschenverstandes oder der Klugheit zuwider handelt. Ein solcher ist besonders Gegenstand des Lachens. Dieser Begriff ist in der Anwendung oft schwer zu behaupten, indem einzelne Menschen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden sind, die von einem andern Volke oder von einer andern Zeit vergöttert wurden oder vergöttert worden sein würden, wenn man sie gekannt hätte. Zu dieser zweiten Bedeutung des Wortes Narr, wo es ein Ueberschreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen soll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet endlich Narr einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich unfähig ist, und ist dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnsinniger. Ueber die psychologischen Erscheinungen der Narrheit vergleiche man die Art. **Geisteskrankheiten**, **Melancholie**, **Irresein**, **Wahnsinn**.

Narrenfest nannte man das Fest, welches von 5. bis zum 6. Jahrh. in mehrern christlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den

größten Narrheiten von Geistlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Bildungsgeschichte bleibt. Zu den Festen der Heiden, welche die christliche Religion nicht sobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Mischung und Umkehrung aller Stände und der ausgelassensten Fröhlichkeit selbst unsre freiesten Karnevals übertrafen. Die Narrenfeste waren eine christliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verschieden waren, da beide im December, gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unschuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; sie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakristanen die Hauptpersonen dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbediente der Kirche und selbst Laien Antheil daran, während der Bischof oder der vornehmste Geistliche des Orts mit den übrigen Kanonikern die Zuschauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei diesem Narrenfeste (damals auch das Fest der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Fest der Calenda genannt), spielten, wählten aus ihrer Mitte einen Bischof oder Erzbischof der Narren, und weihten ihn unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche ein. Der erwählte Narrenbischof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Bischofs auf dem Throne ein und ließ in seiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog es selbst zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimassen den Segen zu geben. Während dieser Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tausend Thorheiten und Possenstreiche aus; man sang in der Kirche die schmutzigsten Lieder, führte die üppigsten Tänze auf und nahm die verdächtigsten Stellungen an. Wie sich dieses Alles mit der so gerühmten echten Religiosität des Mittelalters reimen läßt, mag man sich selbst beantworten. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfest begangen wurde. In einem derselben wird die Prose, die man an dem St. Stephanstage auf dem Narrenfeste in der Kirche sang, Eselsprose, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangelisten gesungen wurde, die Ochsenprose genannt. Nach dem Ritual des Narrenfestes in der Stadt Sens spielten die Priester, während der Narrenbischof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen stinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erste Entstehung dieses Festes soll in Frankreich zu suchen sein. Was Deutschland betrifft, so haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfest daselbst gefeiert worden; woraus man aber nicht schließen darf, daß es in den übrigen deutschen Kirchen nicht gefeiert worden sei. So allgemein herrschend indessen das Narrenfest gewesen zu sein scheint, so ist es doch von einzelnen Päpsten, Bischöfen, französischen und spanischen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es im J. 1444. Aber alle diese Verbote rühren erst aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes schon angebrochen war, welches Europa vom 16. Jahrh. an völlig erleuchtete. Indessen fehlte es auch zur Zeit dieser Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfestes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfest eben so heilig und Gott angenehm sei, als das Fest der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe,
Narrenkolben, } s. Hofnarren.

Narrenschiff, s. **Brant** (Sebastian).

Narses, ein Verschnittner am Hofe des Kaisers Justinian I. zu Konstantinopel, dessen Vaterland unbekannt ist. Durch seine Talente schmeichelte er sich bei dem Kaiser so ein, daß dieser ihn zum Kammerherrn und kaiserl. Privatschatzmeister machte. Im J. 538 ward er an die Spitze eines Heers gestellt, welches den kaiserl. Feldherrn Belisarius in Italien bei der Verbreitung der Ostgothen unterstützen sollte. Allein die Uneinigkeit, welche sich bald zwischen ihm und Belisarius zeigte, veranlaßte seine Zurückberufung. Indessen wurde er 552 auf's Neue nach Italien geschickt, um den Fortschritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geschlagen hatte. Mit gleichem Glücke besiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem Narses auf diese Weise fast ganz Italien von den Ostgothen und andern mit ihnen verbündeten Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterschaft über dieses Land, welche er funfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Schatz auf alle Weise zu bereichern suchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebnen Provinzialen, die ihre Klagen durch Abgeordnete von Rom vor den Thron des Kaisers Justinian II. brachten. Narses ward in schimpflichen Ausdrücken seiner Statthalterschaft entsetzt, und rächte sich dadurch, daß er die Lombarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher unter dem Lombardenkönig Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftsteller und insbesondre Muratori gezweifelt, ob Narses wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach seiner Entsetzung hielt er sich in Neapel und Rom auf, und starb in hohem Alter 567.

Naruszewicz (Adam Stanisl.), als Dichter und Historiker in der Literargeschichte Polens gleich ausgezeichnet, war 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat 1748 in den Jesuitenorden und ward nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien Vorsteher bei dem damaligen Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung dieses Ordens trug ihm der König, welchem seine vorzüglichen Talente nicht unbemerkt geblieben waren, 1773 auf, von den ersten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens Alles gehörig zu Papiere zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erschienen ist, fand bei dem Könige solchen Beifall, daß dieser ihn zu einer vollständigen Geschichte von ganz Polen ermunterte und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das Großmüthigste unterstützte. Dieses mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit, und in einem gedrängten, schmucklosen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geschichtewerk ist das wichtigste, das je über die polnische Geschichte erschienen ist und zugleich ein Meisterstück der polnischen Literatur. Es enthält die Geschichte der Piasten. Leider ist es bei weitem nicht beendigt. Der erste Band, der ungewissen frühesten Geschichte Polens bestimmt, welcher am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, ist nie erschienen. Naruszewicz hinterließ eine Sammlung von Materialien zu diesem Werke, die er aus verschiednen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hatte, in 360 Foliobänden. Sie ist nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet und befindet sich jetzt bei dem berühmten Thadäus von Czacki, dem Verfasser eines trefflichen Werks über die litthauischen Gesetze, der Naruszewicz Geschichte fortsetzen wird. Als Dichter zeichnete sich Naruszewicz in

mehrern Gattungen höchst rühmlich aus, besonders fanden seine Idyllen großen Beifall. Noch besitzt man von ihm eine polnische Uebersetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er den Geist des Originals sehr richtig aufgefaßt und die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauischen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warschau 1805, 2 Bde. 8.), Tauryka oder Geschichte der Tatarn, und mehrere andre Schriften. Er starb aus Gram über das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes 1796 zu Warschau, und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein betrauert. A—s

Narwa, Stadt und Festung, am westlichen Ufer der Narowa, die aus dem Peipussee kommt, bei Joala einen Wasserfall bildet und zwei Meilen von hier in den finnischen Meerbusen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börse, ein Zeughaus, 450 Häuser von guter Bauart und 3600 Einwohner, größtentheils Deutsche, welche eine Nägelfabrik, eine Reppschlägerei und sieben Sägemühlen unterhalten. Wichtiger ist der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man versendet vornämlich Balken, Breter, Flachs, Hanf und Getreide. Die narwaschen Neunaugen und geräucherten Lachse sind bekannt und beliebt. Auch ist diese Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Carl XII. von Schweden in ihrer Nähe über die Russen im J. 1700 erfocht. Letztre eroberten 1704 Narwa mit Sturm.

Narzisse, ein bekanntes Blumenzwiebelgewächs, wovon mehrere Sorten in Deutschland einheimisch sind. Man liebt sie theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen der zeitigen und schönen Blüthe. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (Narcissus poeticus) und gelben gefüllten (N. Bulbocodium).

Nase, s. Geruch.

Naso, s. Ovid.

Nassau. Die Wiege des Hauses Nassau ist das Schloß Laurenburg an der Lahn in der seit 1643 so benannten Grafschaft Holzapfel. Als den Stifter des Geschlechts nennt man mit großer Wahrscheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Conrad I. (im 10. Jahrh.). Unter seinen Nachkommen wurde Walram I. (st. 1020) durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältre, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebauten Schlosse Nassau sich nannte; der jüngere, Otto, vermählte sich mit der Erbin von Geldern und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1523 erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II., des Reichen. Walram, der ältere, nahm die südlichen; Otto, der jüngere, die nördlichen Länder. Diese beiden Linien, die walramische und ottonische, blühen noch jetzt; zuerst von der walramischen Linie. Walram's Sohn Adolf wurde zum deutschen Kaiser erwählt 1292, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298 durch seinen Mitbewerber Albrecht von Oesterreich. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der jüngste endlich 1605 in der Person des Grafen Ludwig II. alle Länder wieder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die sich 1735 in die Aeste Saarbrück-Usingen (starb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück starb aus 1797) spaltete; b) Idstein, welche schon 1721 erlosch; und c) Weilburg welche seit 1816 alle Besitzungen der walramischen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der walramischen Linie machten zuerst 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber schon

1366 von Carl IV., einen Grafen von Nassau, ertheilten Fürstenwürde; doch konnten sie erst 1803 Sitz und Stimme im Fürstenkollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die französische Revolution hatten sie die Grafschaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer (20 Q. M. mit 53,000 Einw.) verloren. Dafür entschädigte der Rezeß von 1803 die Linie Usingen mit 36 Q. M. und 93,000 Einw. Nassau=Weilberg erhielt für 8 Q. M. mit 19,000 Einw., die es verlor, 16 Q. M. mit 37,000 Einw. Auch der Rheinbund, den sie 1806 mit stiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 Q. M. und 84,500 Einw., und gab dem Senior des Hauses den Herzogstitel. Sämmtliche nassauische Länder wurden zu einem souveränen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauschverträge, 31. Oct. 1815, mit Preußen erhielten der Herzog und der Fürst von Nassau fast alle Länder der ottonischen Linie und die niedre Grafschaft Katzenelnbogen. Auch bestätigte die wiener Congreßakte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg nach dem Aussterben der ottonischen Linie. Als souveräner Fürst des deutschen Bundes theilt der Herzog von Nassau mit Braunschweig den dreizehnten Platz. Im Plenum hat er zwei Stimmen und den vierzehnten Platz. Das jetzige Herzogthum Nassau gränzt an die preußische Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Hessen und Frankfurt. Der Rhein umfließt südlich das Land und nimt bei Lahnstein die schiffbar gemachte Lahn auf. Das Ganze enthält 104½ Q. M. mit 310,000 Einw., unter denen 9 Q. M. mit 21000 Einw. standesherrlich sind. Ein Drittel davon sind, wie der Hof, reformirt; ein Drittel Lutheraner; beide haben sich 1817 zu einer „evangelisch=christlichen Kirche" vereinigt, die übrigen sind katholisch. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit seinen Waldhöhen und romantischen Thälern schmückt, ist sehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelsten Weine zu Hochheim, Rüdesheim, Johannisberg, St. Marcusbrunnen, u. s. w. Auch sind die Mineralquellen zu Wisbaden, der Hauptstadt, Niederselters, Geilnau, Fachingen, Ems, Langenschwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums wurden 1817 auf 1,557,784 Gulden geschätzt, die Staatsschuld auf 6 Millionen Gulden. Der regierende Herzog Wilhelm (geb. 1792) von Nassau residirt zu Wisbaden und in dem schönen Schloß Biberich, trat 1817 zu dem heiligen Bunde und gab seinem Lande 1818 eine landständische Verfassung in zwei Kammern; der Adel bildet die Herrenbank; und 22 Abgeordnete werden vom Lande gewählt. Zur Landesuniversität ist, nach einem Vertrage mit der hannöverschen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der usingischen und von der saarbrückischen Linie sind nur noch Prinzessinnen am Leben. Ueber die jüngere Linie des Hauses Nassau, die ottonische, s. d. Art. Niederlande. Die ottonische Linie des Hauses Nassau begann mit dem 1292 verstorbnen Grafen Otto. Es wurde jedoch dieses erst unter dem Grafen Wilhelm der 1559 starb weltgeschichtlich merkwürdig. Bis zum J. 1702 pflanzte sich die Nachkommenschaft seines ältesten Sohns Wilhelm I. fort. 1544 erbte dieser das Fürstenthum Oranien und fügten sonderbare politische und Amtsverhältnisse, daß ihn die insurgirten Niederländer zu ihrem Generalkapitän erwählten. Er kriegte mit Spanien glücklich, bis ihn ein Meuchelmörder 1584 tödtete. Seine Söhne erst Moriz und hernach Heinrich Friedrich deren erstrer 1625 und letztrer 1647 starb, erbten die väterliche Tapferkeit bei geringrer politischen Mäßigung um ruhig das Staatsschiff der jungen Republik zu leiten und des letztern Sohn Wilhelm II.

erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freistaats, welchen seine Vorfahren gründen halfen und die Statthalterate mehrerer Provinzen mit der Generalkapitänschaft, aber seine Heirath mit der engl. Prinzeßin Maria Tochter Königs Carl I. der enthauptet wurde, und des Hauses Oranien geheime Begünstigungen versuchter Reaktionen der königl. Partei in England veranlaßten zum Unglück der Niederländer den Groll Cromwells wider die Niederländer und die schrecklichen Seekriege beider Nationen, die vor der Generalkapitänschaft seines Sohns Wilhelm ausbrachen, als der Vater 1650 gestorben war. Erst 1674 erlangte dieser die alte Würdenmacht seines Hauses wieder und wurde sogar 1689 König von England. Er war sehr kriegerisch und gewiß mehr als der Republik nützlich war und unterstützt von der ständischen fast erblichen Oligarchie war er derjenige Erbstatthalter des Hauses Nassau, der am meisten der Kräfte des Staats zu seinen Zwecken sich bediente. 1702 starb er ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beistand des Hauses Brandenburg bei seiner Besitznahme von dem Throne England, vermachte er jenem Hause die Fürstenthümer Oranien und Möns nebst schönen Herrschaften in Westphalen, alles Uebrige dagegen seinem nächsten Agnaten Joh. Wilh. Friso, Fürsten von Nassau-Dietz. Dieser stammte ab von dem Bruder des Stifters der Freiheit der Niederlande Grafen Johann der auch im damaligen Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 starb und das Haus Nassau-Dietz gegründet hatte, dem nach einander die Fürsten, Sohn, Enkel und Urenkel als Statthalter von Friesland und Gröningen Ernst Casimir, Wilhelm Friedrich und Heinrich Casimir gefolgt waren. Letztrer starb 1696 und auch in den beiden Statthalterschaften folgte Johann, Urenkel Joh. Wilh. Friso seinem Vater, aber nicht Wilhelm III. in der Statthalterschaft der übrigen niederländischen Provinzen und in den andern republikanischen Amtswürden und starb 1711. Doch war die oranische Parthei in der Republik mächtig genug um den Sohn Wilhelm IV. allmälig die Statthalterschaften Wilhelm III. in Friesland, Gröningen, Geldern und Zütphen zu verschaffen. Erst 1747 wurde er sogar Erbstatthalter. Von der ottonischen Linie starben während seiner Regierung folgende regierende Linien aus, so daß die seinige allein übrig blieb, als Hadamar 1711, Dillenburg 1739 und Singen 1743. Er starb 1759. Sein Sohn und Thronfolger Wilhelm V. geb. 1748 hatte eine trübe Function in seinen republikanischen Würden sein ganzes Leben hindurch. Sein Vormund der Herzog von Braunschweig tilgte in diesem Verhältnisse die großen oranischen Haus- und Landesschulden, die deutsche Häuser bei aussterbenden Agnaten zu erben pflegen, aber er war ein geborner Gegner der Magistraturfamilien in den Niederlanden und ihres Einflusses auf der Niederlande und der Städte Verwaltung. Nicht ihre Verwandte oder sie selbst, sondern fremde Höflinge, manchen deutschen Fürstensohn ꝛc. schob er in's Militär und Civile, ohne im materiellen viel zu verbessern. Das weckte den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier für deren Haupt er galt und wider den Erbstatthalter von dem man glaubte, daß er ihm zu sehr vertraue. Die Patrioten vertrieben den Letztern aus seinen Würden; indeß setzte ihn ein andrer Herzog von Braunschweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in seine Würden ein, allein da die Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalstaaten behaupteten: so mußte er 1802 seine Würden und sein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entschädigungen in Deutschland aufgeben und verlor sein Sohn König Wilhelm I. 1807 auch diese und die

Souveränetät seiner Erblande dazu, bis ihn 1813 eine Volksinsurrection auf den Thron der Niederlande berief, welcher der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entschädigung für seine deutschen Erblande vergrößerte. Fast das ganze nassau-ottonische Staatsgebiet gelangte an das Haus Nassau-Weilburg, die einzige noch übrige walramische Dynastie. Beide Linien erneuerten ihren Familienbund durch eine Nassau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung, die auch für ihre Unterthanen die humansten Bestimmungen enthält.

Nassau-Siegen (Carl Heinrich Nicolaus Otto, Fürst von) ist durch seine mannichfachen an's Abentheuerliche gränzenden Lebensereignisse bekannt, die schon mit seinem Eintritt auf die Welt begannen. Er stammte aus der katholischen Linie des Hauses Siegen ab, und ward 1745 geboren. Sein Großvater, Emanuel Ignaz, hatte sich mit Charlotte de Mailly de Nesle vermählt, und diese gebar einen Sohn, Maximilian dessen Geburt sie dem Vater verheimlichte. Erst nach dem Tode des letztern ließ sie ihn unter dem Namen Nassau-Siegen in die Staatsregister eintragen. Der kaiserliche Hofrath in Wien weigerte sich indessen den jungen Maximilian als solchen anzuerkennen und wollte in Charlotte nur eine Frau sehen, die die ärgerliche Lebensweise ihrer Familie — wer kennt nicht die Chateauroux, ihre Nichte, Ludwigs XV. erste Maitresse? — zur Schau trage. Der Vormund des jungen Nassau, von dem wir hier sprechen, brachte die Sache bei dem Parlament in Paris vor und dies entschied am 3. Junius 1756 für seine rechtmäßige Herkunft. Der Hofrath in Wien hatte indeß darauf nicht gewartet und über die Güter des nassauischen Hauses längst verfügt. Die Nothwendigkeit, sich selbst eine Bahn zu eröffnen, bestimmte den jungen Fürstensohn im 15. Jahre als Freiwilliger in französische Kriegsdienste zu treten, die er als Rittmeister unter den Dragonern wieder verließ, um Bougainville (1766 — 69,) auf seiner Reise um die Welt zu begleiten. Aus den Armen der Königinn von Otaheite ging er dann mit dem Ritter von Oraison nach Afrika's Wüsten, und daß er das Herz auf der rechten Stelle hatte, bewieß hier sein Kampf mit einem Tiger. Nach der Rückkehr trat er als Oberster eines Infanteriregiments wieder in französische Dienste und suchte hier 1779 jedoch umsonst die Insel Jersey wegzunehmen. Desto mehr Gelegenheit sich auszuzeichnen verschaffte ihm der Krieg zwischen Spanien und England. Gibraltar's Belagerung zog damals alle Augen auf sich. Nassau eilte hin, besteigt eine von Arçons schwimmenden Batterien und entgeht den Gefahren, denen er sich auf ihr, mehr als jeder Andre ausgesetzt hatte. Spaniens König belohnte ihn mit einer großen Geldsumme und dem Patente des Generalmajors seiner Armee, mit dem Titel eines Granden der ersten Klasse. Wo der Kanonendonner in Europa ertönte war auch Nassau. Catharina II. war von seiner Tapferkeit und seinen verheißenden Versprechungen gereizt. Sie vertraute ihm den Befehl über ein Geschwader, das gegen die Türken kreuzen sollte. Auf dem schwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die viel stärkere Flotte des Kapudan-Pascha an, nahm einige Schiffe desselben steckte andre in Brand und zerstörte in einigen ähnlichen Gefechten die ganze dort stationirte Seemacht der Pforte, Die Kaiserin belohnte die Siege ihres Viceadmirals edelmüthig. Er hatte das Indigenat von Polen erhalten und sich mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden vermählt. In dem Betrachte ging er als Catharinens Gesandter, denn diese dachte damals noch

nicht an Polens Zerstückelung, nach Wien, nach Madrid und Versailles um diese Höfe von Friedrich Wilhelms Absichten auf Thorn und andre Punkte Polens zu unterrichten. In dem Kriege gegen Gustav III. trug sie ihm den Befehl ihrer Flotte in finnländischen Meerbusen auf. Nassau schlug die schwedische Scheerenflotte und trieb sie in den Busen von Viborg wo er sie und Gustav selbst, der sie befehligte, gefangen zunehmen glaubte. Aber dieser ließ auf ein Mal angreifen; Nassau's Linie war durchbrochen; 46 seiner Galeeren wurden in Grund gebohrt oder genommen. Dieser Unfall nahm ihm die Lust zum Kriege. Vielleicht wollte er auch nicht seinen Arm zur Vernichtung von Polen leihen und die französischen Waffen bekämpfen, die die Freiheit ihres Vaterlands vertheidigten. So reiste er unter Pauls I. Regierung, immer im Besitz seiner Würden, in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergestellt hatte. Einige Jahre nachher starb er ganz unbeachtet in Paris. Der Fürst von Ligne sagt, er habe die Zeit der alten Paladine, der Ritter von der Tafelrunde vergegenwärtigt, so lange es galt, sich zu schlagen, denn nachher sei er kalt und gemein gewesen, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großsprechereien aber auch an Grosmuth an Empfänglichkeit für Polens Schicksal gab ihm seine Gemahlin nichts nach. Sie unterstützte von Paris aus die polnischen Großen auf alle Art und jeder fand in ihrem Pallaste gastfreundschaftliche Aufnahme.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verschiedenheiten unter den Menschen, welche erst bei erreichter, höherer Bildung erkannt und immer freier ausgebildet werden. Zu diesen gehört auch die Nationalität (das Nationsein) oder das Leben der Menschen unter der Form und Eigenschaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben und in der Geschichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewissen übereinstimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Bestandtheile der Nationalität aber oder das, was die Nationalität begründet, ist die gleiche Abstammung und Sprache der auf verschiedenen Erdtheilen wohnenden Menschen; daher man auch die Nation beschreiben kann, als einen durch gleiche Abstammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menschheit. Also angesehen ist die Menschheit die Idee, welche alle Nationen umschlingt, und die Nationalität sollte nur als Form der Menschheit erscheinen. Wie nun aber vorzüglich Abstammung und Sprache so große Verschiedenheiten begründen, kann schon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abstammung ist es, welche in Verbindung mit besondern Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachsende Menschenmenge sich verbreitete, eine besondre Bildung der Körper vorzüglich begünstigt. Letztre trit als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphysiognomien, sichtbar hervor. Diese Besonderheit der Bildung steht dann wieder mit einem besondern Verhältnisse der Menschen zur Natur, mit besondern Neigungen, herrschenden Temperamenten u. s. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber ist der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verschiedenheit unter den Menschen mehrere Sprachen nicht möglich sein würden. Dessen ungeachtet wäre es thöricht, die Verschiedenheit der Sprachen bloß von

dem Aeußern und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverschiedenheiten sich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zusammenlebens aller durch Abstammung und gemeinsamen Erdaufenthalt vereinigten Menschen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Aeußere überall in Wechselwirkung steht, so muß eben sowol die gemeinsame und verschiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung stehenden Gehörs, die Verschiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinsame und verschiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieser Sprachelemente zu einem gemeinschaftlichen Bezeichnungssystem des innern und äußern Lebens, einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache ist es also vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und sie von andern Nationen unterscheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Verbindung der Worte mit Begriffen und in den ihr eigenthümlichen Gesetzen der Wortbildung und Wortfügung, so wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in ihr herrschende Denk- und Gefühlsweise gegenständlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelste mitgetheilt, und wie sich Wissenschaft, Poesie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verschieden durch die Herrschaft des Begriffes oder der Anschauung, so bestimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künstlers und Geschäftsmannes auf verschiedne Weise und meist unwillkürlich. Allgemein ist dies auch in unserer Zeit ausgesprochen worden in dem Satze: die Sprache ist Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder desselben auf das innigste verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechselt werden. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt: so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keinesweges zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, so wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußische) eben sowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die französische) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfassung und Oberherrschaft vereinigt, stark und kräftig jedem äußern Feinde widerstehen kann, und mit mächtigem Ansehn ausgerüstet ist. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre fester und entschiedner sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen der Fall ist. Letzteres ist oft der Grund, warum man einer Nation sogar den Nationalcharakter völlig abgesprochen hat; obgleich, wie schon aus dem Obigen hervor geht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht ohne diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortrit. Ja das Bestehen einer Nation scheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen gesichert. Von dem Nationalcharakter scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt,

so ist der Nationalcharakter nicht Etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verschiedner Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind, wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbne Masse des Volks, welche (wenn nicht selbst gesellige Bildung die Hauptseite des Nationalcharakters ist) durch gesellige Verhältnisse den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen hat. Daraus folgt also das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbnern Volke, seine Schattenseiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufassen habe. Weil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen, sondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern besteht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, oder die besondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt, und wodurch sie eben sowol ihre Glieder verbindet, als sie sich eben dadurch von andern Nationen unterscheidet, in dem Leben der Nation sich allmälig entwickelt: so muß, wer den Charakter einer Nation entwikkeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle ist es erst vollkommen möglich, die ursprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, so wie das Wesentliche von den zufälligen Aeußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale), von dem, was sie mit andern gemein hat, zu unterscheiden. (Ueber verschiedne Nationalcharaktere siehe Kant's pragm. Anthropologie, S. 295.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter Etwas sei, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr Etwas, was die Nation aus sich selbst gemacht und gegeben habe. Denn ob zwar Abstammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität sind, welche jedes Nationalglied ohne sein Zuthun empfängt, so läßt sich doch das Gegebne weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Gestalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu sagen: Dichter und Philosophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrschende Wechselwirkung zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht übersehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein Mann aufsteht, der nach außen lehrend, bildend oder herrschend wirkt und dem Staate, der Kunst, der Wissenschaft auf lange Zeit seinen Geist einhaucht und seiner Sphäre einen neuen Schwung gibt, da wird derselbe erst aus dieser Nation entwickelt und gebildet, und das Gesammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius sind Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit in gleicher Kraft vorhanden) eben so kräftig ein, als er mit Freiheit das Gesammtleben seiner Nation ergreift, es eigenthümlich gestaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geistern sagt man, sie stehen über einer Nation. Dies heißt eben sowol: in ihnen lebt und sammelt sich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität) und wirkt in der besondern Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nation und bestimmen so den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was Erstres anlangt, so finden wir oft, daß auch die größten Geister, selbst wo es darauf ankam, die Beschränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die französischen und deutschen Dichter), ihre Nationalität nicht verleugnen konnten und derselben häufig ihren Zoll abtrugen. Eben so finden

wir auf der andern Seite Kunst, Wissenschaft und jedes wahrhaft Menschliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geschichte derselben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geister angeknüpft und von ihnen gleichsam ausgehend und verbreitet. Hier also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie sie auf die Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zusammen. Einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und geschaffnen Verhältnissen mit eigenthümlicher, ungemeiner Kraft durchführt und in die Wirklichkeit zu rufen sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältnisse, und sein Platz ist ihm in seiner Nation bestimmt, die er nicht wählen, sondern als die seinige, als mit ihm verwandt, umfassen soll. Auch die hier gegebnen Verhältnisse und das Eigenthümliche seiner Nation faßt der große Geist mit scharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beseelen. Er betrachtet sie nicht als etwas Zufälliges und Willkürliches, sondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er sieht in dem Gegebnen der Nation Anlage und Bestimmung; er durchschaut, was die Nation in irgend einem Kreise werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältnisse seine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu diesem Ziele hin. Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entstanden sind, dieselben ein schnelleres und bewegteres Leben zu führen und sich rascheren Gangs ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen; denn vor ihm schließt sich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieser Entwickelung aber trit der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte. Aus dem oben Gesagten kann auch klar sein, wie sich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält, und wie diese zur Menschheit. Denn wenn Nationalität die Menschheit ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität sein soll: so darf auch der Nationalcharakter nie so weit gehen und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menschheit Eintrag thut, und steten Haß zwischen ihnen nährt. Eine Nation, welche sich auf diese Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Menschheit abgesondert, würde selbst geistig zurückbleiben und sich eine freie humane Entwicklung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellte die alte Zeit in der hebräischen Nation auf. In das entgegengesetzte Aeußere fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menschheit. Sie ist individuelle Erziehung, sofern sie die schon gegebne Individualität nicht vernichten, sondern berücksichtigen und zu einer eigenthümlichen Menschheitsform erheben will. Sie ist Nationalerziehung, wiefern dies unter dem Charakter der Nation geschieht, und wiefern sie hauptsächlich das Gefühl der Nationalehre und

Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten sucht. Eine solche ist auch den Deutschen Noth! T.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr.

Nationalbildung. Gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Abstammung, der Landesart, des Wohnsitzes, der Sprache und Sitte drücken den Gliedern jedes zur Nation zusammengewachsnen Menschenvereins das Gepräge einer besondern Nationalität auf, deren Merkmale sich in demselben Grade zu verwischen pflegen, in dem der Verkehr mit andern Nationen die Ansichten freier, und das Emporsteigen der Bildung zu reinen Menschheit in Formen des Lebens milder und idealischer macht. Eben so wenig, als einem vernünftigen Erzieher einfallen kann, ein Kind zu der Individualität, mit der es geboren ist, erst bilden zu wollen, wird die Nationalität (s. d. vorigen Art.), welche bei einer ganzen Nation dasselbe ist, was bei dem Einzelnen die Individualität, zum Endzwecke der Nationalbildung gemacht werden dürfen; denn wenn Bildung überhaupt ein absichtliches Richten des Strebens der gesammten Menschenkraft zum Vollkommnern und dieses wiederum immer das Allgemeine und Ideale ist, so hat das Besondre der Natur und Art des Individuums, in dem alle seine Unarten und Mängel wurzeln, für den Bildner nur den Werth einer Grundlage, auf die er bauen, oder einer rohen eckigen Form, die er veredeln und abrunden soll. Diese von der Natur gegebne Grundlage und Form, die Nationalität, muß der Nationalbildner sorgfältig erforschen, als den Gegenstand seines Geschäfts behandeln, und bei der Wahl der anzuwendenden Bildungsmittel genau berücksichtigen, um sowol die Idee der Menschenbildung (s. d. Art.) mit dem Leben seiner Nation in ungezwungnen Zusammenhang zu setzen, und ihre Ausführung unter den Oertlichkeiten, die seine Wirksamkeit bedingen, möglich zu machen, als auch jede Einmischung von Bestandtheilen einer fremden Nationalität, die die Persönlichkeit und Freiheit der seinen zugleich gefährden würde, abzuwehren. Wahre Nationalbildung ist daher das von dem Charakter seiner Nationalität bedingte Streben eines Volks, die Idee der reinen Menschheit in allen seinen Gliedern möglichst zu verwirklichen und dadurch eine geistig sittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden, dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Absicht, durch selbstständiges Fortschreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung der von ihnen geschaffnen Bildungsmittel an die Uebrigen oder unter der Leitung öffentlicher, für einen gesetzlich aufgestellten Zweck berechneten Anstalten durch Uebereinkunft, Gewöhnung und Zwang von Statten. Der erste dieser beiden Fälle ist der gewöhnliche und der glücklichere. Die Bildung der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte sich zugleich mit ihrer Nationalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen so musterhaft, weil sie, aus dem innern Leben dieses glücklich organisirten Volkes selbst hervorgehend, mit genialischer Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menschheit fortschrit. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo sie als eine Angelegenheit der Regierungen behandelt, unter die Leitung der Fürsten gestellt und wol gar mit politischen Nebenzwecken vermengt wird. Welche Früchte der asiatische Despotismus, der, scheu vor dem Lichte ausländischer Bildung und eifersüchtig auch auf einheimische hervorragende Kräfte, unaufhörlich beschäftigt ist abzuschneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, ist auch unsern Zeiten bekannt, und um den engherzigen Sinn und das steife kleinliche Wesen, das er erzeugt, in der Nähe zu sehen, dürfen wir nicht

erst zu den Chinesen und Japanern gehen. Andrer nicht zu gedenken, zeigt das unglückliche Spanien, wie die schönsten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Fesseln einer inhumanen, finstern Regierung verkümmern müssen. Aber auch selbst da, wo der gute Wille der Fürsten ministerielle Behörden der Aufklärung und Volksbildung in Thätigkeit setzte, hat man bis jetzt nur spärliche Treibhauspflanzen gesehen, und noch immer leider die deutsche Nation an den Nachwehen jenes Mißgriffs ihrer Großen, ihr einen überrheinischen Nationalgeist einzuimpfen, der sie in Widerspruch mit sich selbst verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organisation der Staatsverfassungen und das mächtige Vorbringen des Zeitgeistes erlaubt den Regierungen freilich nicht, bei den Streben ihrer Völker zur Bildung, wie wol sonst häufig geschehen, müßige Zuschauer abzugeben; aber soll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, so mögen sie sich damit begnügen, den Gemeinden, aus denen ihr Volk besteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanstalten zu lassen, über die Einstimmigkeit der Richtung dessen, was in diesen Anstalten geschieht, zur veredelten Menschheit zu wachen, den in ihrer Gewalt stehenden Geist der bürgerlichen Verfassung und Verwaltung dieser eines Volks allein würdigen Richtung immer mehr anzupassen, das vaterländische Große und Gute in's Licht zu stellen und dem selbstischen Vorherrschen einzelner Klassen und Stände nicht minder sorgfältig, als dem Einschleichen fremdartiger, unverträglicher Elemente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehrere, sich gegenseitig mit unbrüderlicher Eifersucht betrachtende Staaten zerfallen und dadurch jeder fremden Willkür bloßgestellt ist, je dahin kommen soll, sich eines gemeinsamen nationalen Lebens zu erfreuen, und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geschehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortschreitenden Nationalbildung zu vereinigen läßt sich nicht absehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlichnationalen Kunst und Poesie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftsteller wird wenig vermögen, so lange die mittel- und unmittelbaren Gegenwirkungen fortdauern, die von den Mächtigen ausgehen und durch den Privatvortheil der Einzelnen unterhalten werden. Was in diesem Artikel von der Nationalbildung gesagt ist, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinn, in wiefern der Volkscharakter im engern Sinn, der auf der Gemeinschaft einer bürgerlichen Verfassung (oder darin, daß eine Menschenmasse einen Staat ausmacht,) beruht, mit dem Nationalcharakter (s. vorigen Art.) zusammenfällt. E.

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste. Die Entwicklung der schönern Keime der Bildung des geselligen Menschen ist die Freude; daher greifen National- oder Volksfeste tief ein in die heitere Entwicklung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Gesammtkraft. So wie aber jene Feste aus dem Volksleben selbst und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, eben so müssen sie auch in dieser doppelten Hinsicht von der Regierung beachtet und geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieselben sich bekümmern soll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige also dabei dem Volke Vertrauen; man lasse es nach eigner Lust gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Festes, sondern nur die Grenzen der Freiheit, innerhalb deren sich die Volksfreude unbelauert

ind ungestört bewegen darf. Alle Volksfeste waren in ihrem Ur-
prunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen sie sich auf
das Schicksal des Vaterlandes, und was damit zusammenhing, auf
ie Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereignisse;
och andre waren der Feier der Natur, dem Wechsel der Jahreszei-
en und der Freude gemeinschaftlich vollbrachter Werke geweiht.
Wohl dem Volke, das viel solcher Feste in seinem Schooße erzeugt
at! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker und die weiseren
Gesetzgeber der alten und der neuern Zeit öffentliche Feste an, in
enen der Einzelne sich als das Glied eines Ganzen erkennen und die-
er edlern Genossenschaft sich erfreuen lernte. Durch solche Feste ver-
and Moses die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der
Christen und der Mohammedaner; das große Fest der Sonne, durch
welches Manko Kapak die Peruaner entwilderte. Doch vor allen
erstanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeste und Volks-
piele den Nationalsinn zum gemeinsamen Streben für alles Gute,
Schöne und Große anzuregen. Bekannt sind ihre olympischen, py-
thischen, isthmischen und nemeischen Festspiele, wo Wettkämpfe aller
Art den Genuß eines frischen, kräftigen Lebens erhöhten leider aber
och unfähig waren das Bedürfniß der Volkseinheit in den verschiednen
Staatsgesellschaften lebendig und rege zu erhalten. Bei den Römern
rteten die früheren religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer
errschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schau-
piele roher Sinnenlust aus. Unter den neuern Völkern besitzt keine
Nation so viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schau-
begierde) für die Feste des öffentlichen Gesammtlebens, als die deut-
che. Sie hat es bewiesen bei der Feier des 18. Oktobers, am Ju-
elfeste der Reformation, bei dem Feste der Freiwilligen in dem preu-
ßischen Staate; und wie mancher deutsche Fürst hat nicht bei seinen
Familienfesten die Liebe seines fröhlichen Volks in den rührendsten
Aeußerungen erkannt! Das froheste Volk ist wohl das österreichische,
wie unter den größern Städten Europa's Wien gewiß die fröh-
lichste ist. Aber keine Stadt hat auch solche volksfestliche Tage als
Wien; daher die große Gutmüthigkeit seiner Einwohner, und doch
dabei welche Kraft, welche Charakterstärke in den Zeiten der Gefahr,
und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die
deutsche Nation als solche gibt es noch kein allgemein veranstaltetes
Fest. Die Aufrichtung des deutschen Bundes ist freudelos vorüberge-
gangen, als ob er nichts sei, denn eine kalte publicistische Form! Die
Feier des 18. Oktobers sogar wurde in manchen Ländern ungern gese-
hen oder verhindert. So wenig hat man die Vorschläge beherzigt, wel-
che von mehrern Seiten her zur Anordnung allgemeiner deutscher Volks-
feste gemacht worden sind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutschland die noch
jetzt in mehreren europäischen Staaten Landmiliz, d. i. ein zum Feld-
dienst auf den Nothfall bestimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher
das stehende Heer ergänzen und unterstützen soll, auf keine Art leistete,
und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großher-
zogthum Weimar) wieder aufgehobnen Landsturms eben so wenig er-
reicht;*) das unnatürlich erweiterte Heerwesen, eine Erfindung der
Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der
Verfassung, wo eine vorhanden ist, gänzlich getrennt und in ein

*) Beide sind nämlich nichts als Mittel-Surrogate, um die Masse der kostbaren stehenden Heere, ohne große Kosten, im Nothfalle schnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

Werkzeug der höchsten Gewalt verwandelt hat, auf die ursprüngliche Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten Volksbewaffnung zum Dienste und Schutze der Nation zurückzuführen, das hat zuerst die französische constituirende Nationalversammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemessne Art bestimmt und gesetzlich aufgestellt. Sie erklärte am 12. Juni 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher seine Dienstpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde den 29. Sept. 1791 eine stehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde eingerichtet, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von zwanzig Bürgern — gebildet, ihre Offiziere selbst wählte und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalversammlung (29. Dec. 1791) verbunden: „die französische Nation entsage jedem Eroberungskriege, und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen." Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 bestimmt. Allein bald nöthigten die Maßregeln Oesterreichs und Preußens, so wie die Rüstungen der Ausgewanderten an den Grenzen Frankreichs, die französische Regierung ebenfalls, eine kriegerische Stellung anzunehmen; das stehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik, und der Ruhm der französischen Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunst. So geschah es, daß die Nationalgarde selbst ein bloßes Mittel wurde, um das stehende Heer gegen innere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verstärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemaire (5. Okt. 1795) an welchem Tage Buonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der pariser Sectionen (welche sich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) besiegte und das stehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchsten Gewalt erhob. In Folge dieses Tages ward (8. Okt.) der Generalstab der pariser Nationalgarde aufgelöst, und ihre oberste Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienst der Bürger bestimmten Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte einige Monate später das Direktorium mobile Colonnen aus der stehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich, im August 1797, gelang es den beiden gesetzgebenden Räthen, der stehenden Nationalgarde wieder eine gesetzliche Organisation zu geben. Bei dieser ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er die ganze Anstalt seiner Militärpolitik. Denn indem er mit den konskribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küsten und Grenzfestungen bewachten, oder den Dienst im Innern versahen; für eine schnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerwesen mitbegriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gendarmerie. Allmälig wußte er auch der Nationalgarde den kriegerischen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich im J. 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer sich brav gehalten, ein Regiment von vier Bataillonen bildete, und dasselbe der kaiserlichen Garde unter dem Namen Nationalgarde der Garde einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdekret zur Bildung der Nationalgarde in drei Ban, wovon der erste alle junge Männer von 20

bis 26 Jahren, die nicht zum aktiven Dienste berufen worden, der zweite alle waffenfähige Männer von 26 bis 40 Jahren und der dritte, oder Arrier-Ban, alle tüchtige Leute von 40 bis 60 Jahren umfaßte. Doch berief er aus dem ersten Bann nur 100 Kohorten, jede zu 1000 Mann, zum aktiven Dienste, auch sollten sie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu sie jedoch (1813) theilweise freiwillig sich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche seine Staatsgewalt in eine vollendete Militärgewalt umschuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in seine Hand. Darum erhielten auch sämmtliche Schulen eine militärische Zucht. Gleichwol konnten alle diese Einrichtungen seinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons suchte die Partei der Royalisten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einflusse abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieselbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Offiziere ernennen u. s. w. (Siehe Frankreich im J. 1818.) Endlich siegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung, und die Nationalgarden erhielten eine der Verfassung angemessnere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalstab der Nationalgarden in Frankreich aufgelöst und Monsieur legte die Stelle eines Generalobersten derselben nieder; sie selbst wurden wieder den Präfekten und dem Ministerium des Innern untergeordnet. Werden sie einst nach ihrer ursprünglichen Idee vollends gesetzlich ausgebildet werden, und wird das stehende Heer auf den nothwendigen Stamm beschränkt, so kann Frankreich das erste Beispiel geben, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienst für die Nation den Bürgern selbst am zweckmäßigsten gesetzlich anzuvertrauen sei. K.

Nationalgeld ist der Vermögensmesser, welcher bestimmt ist, den Werth der beim Nationalverkehr in den Tausch kommenden Waaren zu messen und mit einander zu vergleichen. Dieser Vermögensmesser kann in sinnlichen Dingen (Realgeld), er kann aber auch in bloßen Begriffen (Idealgeld) bestehen. Wie die edeln Metalle zum Weltgeld (s. d. Art.) ganz vorzüglich geschickt sind, so sind sie es auch zum Nationalgeld, sie man jedoch nicht die einzigen Genußmittel aus, welche diese Fähigkeit besitzen, sondern alle Güter von einem dauerhaften und ziemlich gleichförmigen Werthe lassen sich dazu anwenden. So diente bei allen Völkern älterer Zeit das Vieh, und bei den Römern, zu Julius Cäsar's Zeiten, sogar das Grundeigenthum als allgemeiner Vermögensmesser der Nation. Von den beiden Hauptgattungen der edeln Metalle aber, dem Golde und Silber, eignet sich Letzteres weit mehr zum Nationalgeld als ersteres; denn die größere Menge dieses Metalls ist auf der Erdoberfläche gleichmäßiger vertheilt, und läßt den Preis desselben besser übersehen und verfolgen; der größere Raum, welchen es einnimt, macht die Versendung, so wie das Einschmelzen schwieriger und den Gewinn dabei unbeträchtlicher; es ist also seiner Natur nach träger, und aus demselben Grunde muß in einem gegebenen Zeitraum der Goldpreis allenthalben viel größern Schwankungen unterworfen sein, als der Silberpreis (s. Geld). KM.

Nationalgüter, im staatswirthschaftlichen Sinne, sind Grundstücke, über welche die Nation als Eigenthümerin vermittelst eines Gesetzes verfügen kann. Diese Benennung kann nur in repräsentativen Staaten vorkommen. In allen übrigen heißen Landgüter, die dem Staate gehören, Domänen oder Kammergüter (s. Domänen). Die Nationalgüter gehören also nicht zu dem Nationalvermögen (d. i. zu dem Vermögen, das alle Staatsglieder als ihr Privateigen-

thum zusammen besitzen), sondern zu den unmittelbaren Quellen des öffentlichen Eigenthums oder des Staatsvermögens. Wenn man das letztere, der Natur der Sache gemäß, in seinen wesentlichen Bestandtheilen für unveräußerlich ansehen muß: so hören die Nationalgüter, die durch ein Gesetz für unveräußerlich erklärt worden sind, auf, Nationalgüter zu heißen; sie werden dadurch Staatsgüter oder unveräußerliche Domänen. Indeß unterscheiden die Staatswirthschaftslehrer diese Begriffe nicht so genau, als es die französischen Gesetzgeber gethan haben. Diese haben gewisse Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomänen; andre dagen, z. B. die Staatswaldungen, sind (mittelst eines Gesetzes, das im Budget besonders enthalten sein muß) veräußerlich oder Nationalgüter geblieben. Die Geschichte der Nationalgüter in Frankreich ist wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit dem von Sieyes ausgesprochnen Worte zusammenhing: il faut que les propriétés restent, mais que les propriétaires changent, und wie der veränderte Zustand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherstellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution stürzen will. In Frankreich entstanden die Nationalgüter durch mehrere constitutionelle Beschlüsse, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht halte. Daher bestätigte der König den Beschluß der Nationalversammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geistliche Güter (man schätzte sie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ständen, und den Beschluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domänen (bis auf neun Lustschlösser) in die Masse der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Gesetz den Verkauf dieser Güter bis auf den Belauf von 4000 Mill., und wies darauf eben so viel Assignaten (s. d. Art.) an, welche nach Mirabeau's Vorschlag (17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (13. Febr.) war die Masse der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöster vermehrt und (18. März) beschlossen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verschiednen Municipalitäten zu verkaufen; ein wichtiger Beschluß, der alle Städte an die neue Staatsform fesselte. Endlich erklärte man, noch vor Necker's Abgang, den 29. Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomänen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Assignaten. Diese wurde den 12. Sept. 1790 bis auf 1300 Mill. gesetzt, stieg aber nach und nach bis auf nahe an 40,000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hiedurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unsichre Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unsicherheit des Besitzes solcher Nationalgüter, die zu den am 27. Jul. 1792 eingezogenen Gütern der Ausgewanderten gehört hatten. Denn im Westen und Süden war der Ankauf derselben beinahe unvermeidlich mit der äußersten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausstreichungen von den Listen der Ausgewanderten, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn sie noch nicht verkauft waren. Die ersten Käufer von Nationalgütern suchten daher dieselben bald wieder zu verkaufen, so daß fast nur der dritte, vierte Besitzer sein Eigenthum an denselben für gesichert hielt. Auch wurden sie in dieser Absicht zerstückelt und theilweise verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er, durch eine

esondere Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Besitzstandes er Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielnehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch in Gesetz ausgesprochen. Sofort verbreitete sich die Meinung, den urückgekehrten Emigranten müßten ihre sämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun stand das Wohl von wenigstens drei Millionen Menschen, in deren Händen solche Güter waren, auf dem Spiel, ind dies beförderte nicht wenig die Begebenheit vom 20. März 1815. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. f., und aß das Ministerium Ludwigs XVIII. im Geiste der Verfassung die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seitdem at die Gesetzgebung die noch vorhandnen Nationalgüter als Staatsomäne von der Krondomäne getrennt, und nur von jener in außerrdentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die remden Mächte und zur Bildung des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelst eines besondern Gesetzes gestattet. Ueber die deutschen Domänenkäufe s. d. Art.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu dieser, besonders für alle Grundbeigenthümer wichtigen, das gesammte Grundvermögen einer Nation umfassenden Kreditanstalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen von Soden (s. dessen Nationalökonomie B. 2. S. 139, und dessen zwei nationalökonomistische Ausführungen: 1. das idealische Getreidemagazin und 2. die Nationalhypothekenbank; Leipzig 1813). Die Hauptgrundsätze, worauf diese Anstalt beruht, sind folgende: 1. Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation, mit Einschluß der Gebäude, nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichnen Werths der Metallmünze (als Vermögensmessers) eingetragen wird. 2. Jeder Grundeigenthümer erhält, auf Verlangen, für den vollen Betrag dieses Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar sind, und in kleine Summen, nach den Ortsverhältnissen, z. B. bis auf zehn Rthlr., abgetheilt werden. 3. Diese Zettel tragen den gewöhnlichen höchsten Zins hypothekarischer Anleihen, z. B. Fünf vom Hundert. 4. Die Bank kann diese Noten, wenn sie ihr angeboten werden und wenigstens sechs Monate im Umlaufe gewesen sind, mit Metallmünze einlösen; nur dann kauft sie, sie verkauft nur diejenigen, welche sie eingelöst hat. 5. Um der Bank das zur Realisirung ihrer Noten erforderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verschaffen, müssen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundschaftliche Vorräthe, so wie auch alle Kapitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechselt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverschreibungen müssen aufhören, alle außerordentlichen ohne rechtliche Wirkung sein. 6. Die Bank verkauft keine Noten, als die sie den Grundeigenthümern ausgestellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann also seine eignen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen, oder auch andere kaufen und diese der Bank zurückbringen, welche sie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summa gut schreibt. 7. Die Banknoten werden auf bestimmte Zeit, z. B. drei oder sechs Jahre gültig, ausgestellt. Nach deren Ablauf müssen sie gegen neue ausgetauscht werden. 8. Die Zinsen sind von sechs Monaten zu sechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten sich dieselben die Umtauschenden; wer die Banknoten nach sechs Monaten im Besitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinsen

ein, und dieser bemerkt die Zahlung auf der Rückseite der Note. 9. Um den Kredit dieser Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinsen für den Grundeigenthümer, indem sie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausgestellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt ist. Um diese Zinszahlung zu sichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag dreijähriger Zinsen weniger an Banknoten, als er nach dem geschätzten Werthe seines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinsen auf diese Weise bezahlt, so werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsstelle in Beschlag genommen, und für Rechnung der Bank verpachtet; dieser Beschlag hört auf, sobald der Betrag dreijähriger Zinsen berichtigt und gedeckt ist, er wird also nie auf den Hauptstock erstreckt. 10. Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen sind der Bank ganz gleichgültig. Im Falle der Veräußerung, sie geschehe im Ganzen oder theilweise, ist es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, sich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben sind, und den Betrag entweder einzulösen oder stehen zu lassen, eben so viel aber auch am Kaufschillinge zurückzubehalten. 11. Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Kapitals, ja selbst eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben, und sie für den Verkehr brauchbar zu machen, müssen dieselben auf den Inhaber sprechende Papiere sein; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluste dieser Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausstellung einer neuen Banknote Statt finden lassen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Besitzers und der Verlust bewiesen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt ist. 12. Alle Geschäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Oeffentlichkeit, ihre Bücher stehen jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber stets zur Einsicht offen. Unberechenbar groß sind die Vortheile, welche aus einer Kreditanstalt dieser Art für die Nation, bei der solche eingeführt worden, entspringen müssen; wir wollen nur einige der bedeutendsten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von so manchen zufälligen Verhältnissen abhängigen Wechsel der Masse von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Masse von Metallmünze gesichert; die Nothwendigkeit dieser Sicherung aber fällt von Tage zu Tage mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Aeußerung seiner schaffenden Kraft unentbehrliche Masse von lebendigem Kapitale verschafft; dies ist höchst nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigste und arbeitsamste Volksklasse, die dürftige, vom Besitze des Grundeigenthums ausgeschlossen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Kapitalisten gewaltsam gedrängt, mithin die Urerzeugung ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchst vortheilhafte Weise unter den niedern Volksklassen die Sparsamkeit, das so wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Kapital, gar sehr begünstigt. Nach den zeitherigen hypothekarischen Einrichtungen konnte nur der Besitzer einer beträchtlichen Münzmasse auf Hypothek darleihen; es konnte ferner nur derjenige sein Münzkapital auf hypothekarische Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypotheken-Bank kann jeder Unbemittelte sein kleines Eigenthum, seine Ersparnisse in kleinen Summen, jeden Augenblick sicher und auf eine Gewinn bringende Weise hingeben, er kann es eben so jeden Augenblick wieder zurückbekommen

und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobilisirung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Werth-erzeugung, also auch den Verkehr überhaupt, erhöhende Masse von festbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeschafft, eben dadurch aber alle andre, minder fest begründete, mehr vom Zufalle abhängige Tauschmittel, z. B. die Papieridealmünze, entbehrlich gemacht. Einen auf Soden's Idee gestützten aber genauer bestimmten und nach Ortsverhältnissen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westphalen hat Murhard in seiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt, und in besondrer Beziehung auf das Königreich Westphalen (Cassel und Marburg 1809), in Vorschlag gebracht. Vergl. d. Art. Hypothekarische Creditinstitute.) KM.

Nationalinstitut, s. Institut.

Nationalkapital oder Volkskapital ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche im Besitze einer Nation oder eines Volks sind, also die gesammte Verlassenschaft sowol früherer Geschlechter des Volks, als auch früherer Jahre und Tage, welche auf den jetzigen Augenblick herabgekommen ist, und dem jetzigen Geschlechte zur Benutzung dargeboten wird, um Zwecke in der Zukunft zu erfüllen. Diese Verlassenschaft früherer Geschlechter und früherer Zeiten begreift demnach Alles in sich, was dem Volke von den Erzeugnissen der Natur und der menschlichen Thätigkeit bei dem Genusse (der Consumtion) übrig geblieben ist, damit es die neue Thätigkeit des Menschen verstärke, vermehre und beflügele. (S. Capital.) KM.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze, ist diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden ist, um bei sämmtlichen zwischen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauschgeschäften den Dienst der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze eben sowol zur Klasse der Idealmünze, als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören; denn es kann die Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauschwerth, oder einem Dinge, dessen Tauschwerth dem der Güter, worauf dasselbe die Anweisung enthält, gleichkommt, oder einem solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr; wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, das alle Völkerschaften der Erde mit einander vereint: so könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze bestehen; es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenstande, möchte derselbe einen eigenthümlichen Tauschwerth besitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn, wie es bei allen gebildeten Völkern der Erde jetzt der Fall ist, die Bürger eines Staats nicht blos unter sich, sondern zugleich mit dem Auslande in Verkehr stehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels; es können daher auch die Fremden niemals geneigt sein, ihre Waaren dafür wegzugeben, es sei denn in der Absicht, jene Idealmünze dem Lande, wo sie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder zuzuführen und auszutauschen gegen dessen einheimische Waaren. Eine Nation, welche sichs zum Gesetz machen wollte, bloß mittelst der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde sich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen

müssen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erschwerten. Daher ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Staaten unter einander eine gewisse Masse von Realmünze, oder wenigstens von Idealrealmünze, und namentlich von solcher, deren Stoff zugleich sinnlicher Stoff der Weltmünze ist, für eine jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.)
KM.

Nationalökonomie, Nationalwirthschaftslehre oder **Volksbereicherungskunde** ist die Wissenschaft derjenigen Form und Verwaltungsart des Staatsvereins, bei welcher die größtmögliche Zahl der Glieder desselben den höchstmöglichen Grad von Wohlstand erringen und zu bewahren vermag, ohne alle Rücksicht jedoch auf die besondern Verhältnisse eines bestimmten Staates. Sie beschäftigt sich eines Theils mit Untersuchungen über die Bestandtheile und Ursachen des Nationalreichthums, andern Theils mit Darstellung der Gesetze und Vorschriften, welche aus jenen Untersuchungen hervorgehen, damit Nationalreichthum entstehen und bewahrt werden könne. Wenn man, belehrt durch Geschichte und Erfahrung, in Erwägung zieht, welchen unzuberechnenden nachtheiligen Einfluß dunkle und undeutliche Vorstellungen von Nationalwohlstand und dessen Quellen auf das physische und moralische Wohl der menschlichen Gesellschaft gehabt haben und hin und wieder noch gegenwärtig haben, so kann man nicht lange zweifelhaft bleiben über die hohe Wichtigkeit der Wissenschaft, welche die Untersuchung und Aufhellung dieser Begriffe zum vorzüglichsten Gegenstand hat. Die Ausdrücke: Nationalökonomie und Staatswirthschaft werden häufig mit einander verwechselt; beide Wissenschaften sind aber, wenn gleich nahe verwandt, doch wesentlich von einander verschieden; jene verhält sich zu dieser gewissermaßen wie das Naturrecht zum positiven Rechte. Die Nationalökonomie hat es mit dem Wohlstande der geselligen Menschheit überhaupt, die Staatswirthschaft mit dem eines Staatsvereins zu thun. Die Nationalökonomie ist eine über alle Zweige der Staatshaushaltung waltende Wissenschaft, und enthält eben dadurch diesen Rang, weil sie alle ihre Lehren aus der Natur und dem physischen sowol als moralischen Organismus des Menschen ableitet. Das Studium der Nationalökonomie ist: den leisen, aber sichern, Gang des Naturgenius zu belauschen, der, gleich einem freundlichen Wesen, nur durch Wohlthaten sichtbar, unter der Menschheit einherschreitet, dessen Hand zu fassen und nicht von seiner Seite zu weichen. Der Wirkungskreis der Staatswirthschaft ist durch die Gesetze der Nationalökonomie beschränkt, sie muß dieselben in Rücksicht des Wohlstandes der Einzelnen mit heiliger Ehrfurcht schonen und Alles, was ihrem Spielraume im Wege steht, zu entfernen suchen. Lange Zeit hindurch konnte die Staatswirthschaft nichts als eine Zusammenstellung mancherlei zum Theil wahrer, zum Theil irriger oder halbwahrer Lehrsätze sein, weil man ihre Haupt-Grundlage, die Nationalökonomie, nicht als eine eigne Wissenschaft anerkannt hatte. Die Nationalökonomie darf vermöge ihres Princips idealisiren, die Staatswirthschaft hingegen muß allenthalben, wo es Natur und Verhältnisse gebieten, zu der prosaischen Wirklichkeit zurückkehren. Die Nationalökonomie schließt alles Empirische aus, sie ist eine rein geistige Abstraction, die auf richtig abgewognen Grundsätzen unbeweglich ruhend, in den menschlichen Verhältnissen und Leidenschaften den abgemeinen Regulator aufsucht, nach ihm gleich dem allwaltenden Genius der Weltschöpfung die Räder ordnet, dann aber sie ruhig rollen läßt und nur ihren stillen, aber festen,

Gang sorgfältig beobachtet. Dagegen muß in der Staatswirthschaft Alles Empirie sein, was nicht als unmittelbares Ergebniß jener Wissenschaft rein in diese herübergetragen werden kann; die letztre muß die Formen, welche Gewohnheit, Sitten und Verfassung geheiligt haben, achten, aber rastlos dahin streben, sich die Gesetze der Nationalökonomie anzueignen, so wie es der Zeitgeist, die Regierungsform, der Charakter des Volks ohne gewaltsame Erschütterung gestatten. Was Nationalökonomie verbietet, darf in der Staatswirthschaft keine Stelle finden, und die Gesetze jener müssen der Markstein des staatswirthschaftlichen Zwangrechts sein; jene muß daher allenthalben diese in die Grenzen der Rechtlichkeit ihres Princips zurückbannen. Die Frage: was Wohlstand und Reichthum sei, wie derselbe entstehe und vermehrt werde, hat seit Jahrh. die denkendsten Köpfe beschäftigt und ist auf höchst verschiedne Weise beantwortet worden. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieser Hinsicht gefehlt; ihre Gesetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweisen ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künste und Gewerbe nur den Ackerbau schätzten sie; ihre Verordnungen über das Münzwesen sind die schlechtesten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, selbst noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht viel weiter gekommen; dies beweist ihre alberne Gesetzgebung hinsichtlich der Juden, des Geldzinses und der Münze. Erst durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrh., durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Flandern, so wie der deutschen Hansestädte in jener Zeit, wurden nach und nach die Ideen einiger Philosophen auf die Lehre vom Reichthum geleitet. Italien machte auch hier, wie seit dem Wiederaufblühen der Kultur in fast allen Zweigen der Wissenschaften und schönen Künste, den Anfang. 1613 erschien von Antonio Serra eine Schrift unter dem Titel: Breve Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, worin die Kraft des Gewerbfleißes dargethan werden sollte; aber schon der Titel des Werks deutet auf dessen Irrthümer; denn nur Gold und Silber galten dem Verfasser als Reichthum. Bald nach ihm schrieb Davenzati über Münze und Wechselbriefe und zu Anfang des 18. Jahrh. bewies Bandini von Siena mittelst Theorie und Erfahrung, daß von jeher nur in den Ländern Getreidemangel Statt gefunden, deren Regierungen sich in die Versorgung des Volks mit Getreide eingemischt haben. 1750 gab der römische Banquier Belloni eine Schrift über den Handel heraus, welche zwar einen in Wechsel und Münzsachen erfahrnen Geschäftsmann verräth, aber in Vorurtheilen befangen hinsichtlich der Handelsbilanz; dennoch ernannte ihn der Papst wegen dieser Schrift zum Marquis. Dagegen suchte Carli in einer andern Abhandlung darzuthun, daß die Handelsbilanz zu nichts führe und nichts beweise. Auch Algarotti, welcher uns besonders durch Voltaire bekannt geworden, schrieb über Nationalökonomie und zeigt von einem guten Vorrath positiver Kenntnisse und richtiger Beurtheilung. 1750 erschien von dem durch seine Dialogen über den Getreidehandel berühmt gewordnen Galiani eine Abhandlung über die Münze, welche ausgebreitete Kenntnisse und großes Talent verräth; diese Schrift ist besonders dadurch merkwürdig, daß die bereits mehrere Hauptgrundsätze der erst später auf die Bahn gebrachten smith'schen Theorie enthält, unter andern den Satz: daß mensch-

liche Arbeit die einzige Quelle des Werths der Dinge, folglich auch des Reichthums sei. 1764 eröffnete Genovesi in Neapel zuerst einen besondern Lehrvortrag über die Nationalökonomie; seitdem sind in Mailand und fast auf allen deutschen, französischen, englischen und russischen Universitäten Lehrstühle für diese Wissenschaft errichtet worden. In Spanien haben Alvarez Osorio und Martinez de Mata nationalökonomische Abhandlungen geschrieben, deren Herausgabe man dem aufgeklärten Patriotismus von Campomanes (s. d. Art.) verdankt; auch von Moncada, Navareta, Ustariz, Ward und Ulloa sind ähnliche Druckschriften erschienen. Alle diese spanischen Schriftsteller haben, gleich den italienischen, in ihren Werken treffliche Ideen an den Tag gelegt, wichtige Thatsachen begründet und schätzbare Berechnungen geliefert, aber außer Stande, ihre Behauptungen auf sichre Grundsätze der Nationalökonomie zu stützen, woran es damals noch mangelte, haben sie häufig in Zweck und Mitteln gefehlt und über die Wissenschaft selbst ein nur unvollkommnes und trügerisches Licht verbreitet. In Frankreich hat man lange Zeit hindurch die Nationalökonomie bloß in Beziehung auf die Finanzen bearbeitet. Der edle Minister Sully erkannte zwar Ackerbau und Handel als die Hauptquellen des Staatseinkommens, aber seine Begriffe darüber waren dunkel und verworren; auch der berühmte Kriegskünstler Vauban, in Trauer versetzt über das Unglück, in welches Ludwigs XIV. Verschwendung Frankreich gestürzt, brachte Mittel in Vorschlag, durch eine gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Abgaben den Druck der Völker zu erleichtern. Allmälig hatte sich inzwischen unter des großen Colbert's Ministerium dasjenige Staatsverwaltungssystem gebildet, welches unter dem Namen des mercantilischen (s. d. Art.) allgemein bekannt geworden. Dieses System, von wahrem Wohlwollen seines berühmten, für seiner Mitbürger Glück rastlos thätigen Stifters in Ausführung gebracht und nachher fast in allen Staaten nachgeahmt, ist jedoch so wenig mit glücklichem Erfolge gekrönt worden und hat so unselige Ergebnisse hervorgebracht, daß man es mit Recht die schreckliche Geißel des 18. Jahrh. nennen kann. Es ging dasselbe von der täuschenden Voraussetzung aus: edles Metall allein sei Reichthum und folgerte, daß davon so viel nur möglich in's Land gezogen, das bereits vorhandne aber im Lande erhalten werden müsse. Deshalb schränkte das System die Einfuhr von Gütern ein, wofür man ja Metallmünze weggeben mußte, begünstigte dagegen die Ausfuhr, für die man ja dem Anschein nach immer Metallmünze erhielt, und als Folge davon diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meisten zu arbeiten scheinen, also die städtischen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufakturen und den Handel, besonders den auswärtigen; der innre Handel ward nur als ein Mittel begünstigt, durch das man zum Ausfuhr- und Zwischenhandel gelangen konnte. Es ward diese irrige Ansicht zum Theil durch die Täuschung unterstützt, daß man sah, wie schnell sich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Hülfe des Systems, die Manufakturisten und Kaufleute bereicherten; denn man glaubte nun, durch dies schnelle Reichwerden einer einzelnen Klasse von Staatsbürgern müsse die ganze Nation an Reichthum gewinnen. Aus jener Theorie, die nur gar zu dreist und ungeschickt in's Werk gesetzt worden, ging dann hervor die Erschwerung des Handelsverkehrs der eignen Nation mit Fremden, die Hintansetzung aller übrigen Klassen gegen die Klasse der Reichen, der Kapitalisten, Kaufleute und Manufakturherren, die Unterdrückung der Kolonien in fremden Welttheilen, die Beneidung des Wohlstandes

andrer Völker, das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehre, die Schließung darauf zielender Handelsverträge und gar mancher blutige Krieg; aber dieser unseligen Wirkungen ungeachtet läßt sich nicht leugnen, daß die rein und entschieden ausgesprochne Aufstellung und durchgängige Einführung des Mercantilsystems das eigentliche Signal gegeben habe zu allen spätern, mit glücklicherem Erfolge gekrönten Untersuchungen über den Nationalreichthum. Nach Ludwigs XIV. Tode, während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, geriethen in Frankreich die Ideen über Nationalökonomie in gänzliche Verwirrung; Sparsamkeit ward lächerlich und Verschwendung zum Grundsatz erhoben; der Luxus galt sogar als das sicherste Mittel, die Nation zu bereichern. Von dem unglücklichen Zustande, in welchem Frankreich durch Verkennung der echten nationalökonomischen Grundsätze gestürzt worden, konnte sich dieser Staat während einer langen Friedenszeit nur allmälig wieder erholen. Inzwischen äußerten die Fortschritte, welche zu jener Zeit der menschliche Geist in den Wissenschaften überhaupt machte, auch auf die Nationalökonomie ihren wohlthätigen Einfluß. Montesquieu, der die Gesetze in aller Beziehung zu prüfen unternommen, bemühte sich auch, ihre Wirkungen auf den Nationalwohlstand zu erforschen; in dieser Hinsicht mußte er damit anfangen, die Natur und Quellen des Reichthums zu erörtern, aber leider fehlte es ihm gerade hierüber an richtigen Begriffen; dennoch verdankt man es diesem ausgezeichneten Schriftsteller, die Philosophie in das Gebiet der Gesetzgebung eingeführt zu haben, und eben dadurch hat er auch der Nationalökonomie einen sehr wesentlichen Dienst geleistet. Weil indessen der Reichthum so oft bei den einzelnen Staatsbürgern unter der Gestalt des Geldes (oder vielmehr der Metallmünze) erscheint und fast immer nach Geldeswerth berechnet wird, so hat man, irre geführt durch die Grundsätze des Mercantilsystems, eine lange Zeit hindurch sich verleiten lassen, Geld und Vermögen mit einander zu verwechseln, bis es endlich einem Locke, Hume und besonders Stewart (Inquiry into the principles of political oeconomy II. Voll. Lond. 1764. 4. übers. Hamb. 1769 — 72. 3 Bde.) gelang, die Vorstellungen vom Gelde zu berichtigen und aufzuklären. Dennoch vermochten diese berühmten Schriftsteller durch ihre Untersuchungen dem Gelde nur einen Theil seines bisherigen Ansehns zu nehmen; denn sie selbst waren noch nicht von dem blendenden Irrthume, daß Geld allein wahrer Reichthum sei, ganz zurückgekommen. Nachdrücklicher und mit besserm Erfolge ward dieses System angegriffen, und der theoretische Götzendienst des Geldes gleichsam gestürzt von der staatswirthschaftlichen Schule der französischen Oekonomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnay (Tableau économique avec son explication, 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767 — verbessert: Iverdun 1768. 6 Bde.) stand. Dieser letztre und nach ihm vorzüglich du Pont, le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere ꝛc. leiteten allen Reichthum von der Natur ab und behaupteten, in den Gütern sei kein andrer Werth enthalten als der, welcher von den in sie verwandelten Erzeugnissen der Natur herrühre. Eine Zeit lang richtete die physiokratische Schule die Blicke von ganz Europa auf sich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen; aber auf der andern Seite ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große

Irrthümer zum Grunde lagen und das Verunglücken von praktischen Versuchen, welche ihre Theorie veranlaßte, zog viele Gemüther wieder von derselben ab. Voltaire, welcher recht gut verstund, die lächerliche Seite an jeder Sache zu entdecken, spottete zwar in seinem: Homme aux quarante écus, recht derb über das System der Oekonomisten, aber er vermochte nicht zu sagen, worin dasselbe eigentlich Unrecht habe. Seit 1760 sind fast alle französische Staatsphilosophen von einigem Rufe mehr oder weniger in die Fußstapfen der Physiokraten getreten; so z. B. Raynal, Condorcet und selbst Condillac; aber nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Italien und Deutschland, ist der Einfluß dieser Schule auf die Wissenschaft sichtbar geworden. In Italien lehrte Beccaria zuerst in einem zu Mailand gehaltnen öffentlichen Vortrage die eigentlichen Wirkungen der produktiven Kapitale, und dessen Freund Varri ist in seinen Meditazioni sulla economia politica mehr als irgend einer seiner Vorgänger den wahren Gesetzen der Entstehung und Vernichtung der Güter nahe gekommen; späterhin (1780) sind Varri's Grundsätze von Filangieri in dessen berühmtem Werke über Gesetzgebung weiter ausgeführt und entwickelt worden. In Deutschland haben besonders der vorletztverstorbne Großherzog von Baden, Iselin, Schlettwein, Mauvillon, Springer, Schmalz und Krug durch ihre Schriften zur Verbreitung der physiokratischen Grundsätze beigetragen. Allein, wie geschickt auch immer das physiokratische System war, die großen Mängel des mercantilischen aufzudecken, so überzeugte man sich doch bald, daß auch jenes in mehrfacher Hinsicht keine volle Befriedigung gewähre. Da trat 1776 der Schotte Adam Smith auf und suchte, sich gleichsam in die Mitte stellend zwischen Mercantilisten und Physiokraten, ein System zu begründen, beider Vorzüge theilend und frei von ihren Fehlern. Der hochgefeierte Britte suchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums auf, als seine Vorgänger, und glaubte ihn zuletzt in der menschlichen Arbeit gefunden zu haben. Von der Erscheinung seines berühmten Werks über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und seitdem öfter von neuem aufgelegt; — in's Deutsche übersetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2. Ausg. 1799. 3 Bde. 8.) hebt eine neue Epoche an in der Literatur der Nationalökonomie. Bis auf den Augenblick, da dieses Werk erschien, hatte man die Lehre von der Natur und den Ursachen des Nationalsreichthums gleichsam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswissenschaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte, und man einsah, daß diese um so leichter und sichrer erhoben werden könnten, je wohlhabender und reicher die Unterthanen wären: so wurde man natürlicher Weise aufmerksam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann, und nahm die Lehre von diesen Mitteln in die Staatswissenschaft auf, hauptsächlich aber nur in der Absicht, um den Regierungen eine Anweisung zu geben, wie sie durch Beförderung des Nationalwohlstandes ihre eigne Stärke vermehren können. Diese Anweisung bestand größtentheils in Vorschriften, wie die Regierung gewisse Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnbringend hielt, begünstigen und andre einschränken sollte; es war dieselbe mehr ein Gewirr mannichfaltiger, mitunter richtiger Bemerkungen, die man bei Entwicklung der Finanzgrundsätze vorbrachte, als eine wissenschaftliche Auflösung der letzten Entstehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Adam Smith war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen

des Nationalreichthums abgesondert von der Finanz- und Polizeiwissenschaft zu zergliedern unternahm, und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. Wird gleich der smith'schen Theorie in mehrfacher Hinsicht mit Recht der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und ist sie gleich nicht ganz frei zu sprechen von Irrthümern und Mängeln: so besitzt dieselbe doch unläugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomistischen Theorien, und ist der Wahrheit ungleich näher gekommen als sie. Vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte man in Frankreich zwar Smith längst gepriesen, aber nur wenig gelesen; in jener Epoche vorzüglich ward die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sein Werk geleitet. In Deutschland ist Smith oft genannt worden, aber erst die Literatur der neuesten Zeit beweist, daß man ihn gelesen und gehörig verstanden habe. Bald nach Erscheinung des smith'schen Werks schrieb Büsch (Abhandlung von dem Geldumlaufe in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung, 2 Thle. Hamb. 1780 — . Aufl. Hamb. und Kiel, 1800); er hatte Manches von Stewart, aber nicht Alles, benutzt, sprach in der ersten Ausgabe seines Werks von Smith, gestand aber doch in der zweiten, dessen Buch vor jener ersten nicht hinlänglich gelesen zu haben, und gab dann wieder in dieser zweiten neue Beweise, daß er bloß darin geblättert habe. Nur etwa Schmalz, der jedoch in der Hauptsache Physiokrat geblieben, gab schöne Beweise seiner Bekanntschaft mit der smith'schen Theorie. Die Periode eines allgemeinen Studiums des smith'schen Werks in Deutschland fängt erst an mit der Erscheinung des Auszugs von Sartorius (Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen nach Ad. Smith's Grundsätzen, Berlin 1796. — te veränderte Aufl. unter dem Titel: Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft nach Smith, Göttingen 1806.) Auf dem Wege, welchen Smith eröffnet, ist man seitdem in Frankreich und Deutschland mit gutem Erfolge fortgeschritten. In Frankreich sind es vorzüglich Canard (Principes d'économie politique, Paris 1801, in's Deutsche übersetzt, Ulm 1806.), Garnier (Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations, par Ad. Smith, traduction nouvelle avec des notes et observations, Paris 1802. V Voll.), Say (Traité d'économie politique ou simple exposé de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses. 1803. 2. Voll. in's Deutsche übersetzt v. L. H. Jakob, Halle 1807. — 2te Aufl. des Orig. Paris 1815. — 3te Aufl. Paris 1817.) und Sismondi (De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliqués à la législation du Commerce, Paris 1803. N. Aug. 1819. 2. Voll.); in Deutschland Kraus (Staatswirthschaft, nach dessen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald, Königsberg 1808. 5 Bde.), Lüder (über Nationalindustrie und Staatswirthschaft nach Ad. Smith. Berlin 1800 — 1804. 3 Bde.), Müller (Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Göttingen 1808.), Sartorius (Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend. Göttingen 1806.), Christian v. Schlözer (Anfangsgründe der Staatswirthschaft oder die Lehre vom Nationalreichthum. Riga 1805 — 1807. 2 Bde.) und Jakob (Handbuch der Staatswissenschaft. Leipz. 1798), welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der smith'schen Theorie kräftig beigetragen haben. Insbesondre gebührt Lüder das Verdienst, diese

Theorie, gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffliche Beispiele und zusammengerückt zu einem leichter zu übersehenden Ganzen, in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Auch verdient eine kleine Schrift von Fulda (über Nationaleinkommen, Stuttgart 1805) ausgezeichnet zu werden, worin das physiokratische System mit dem smith'schen in Verbindung gesetzt und gegen viele ungegründete Vorwürfe siegreich vertheidigt wird. In Großbritannien ist das smith'sche Werk wiederholt von neuem aufgelegt und bearbeitet worden, aber die Grundsätze desselben sind dort bisher nur höchst selten zur praktischen Ausführung genommen, weil die ganze brittische Gesetzgebung in geradem Widerspruch mit ihnen steht. Einen Hauptgegner fand Smith an seinem Landsmann, Lord Lauderdale, dessen Werk (An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase. Edinb. and Lond. 1804. — in's Deutsche übersetzt, Berlin 1808) nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den gänzlichen Umsturz der smith'schen Lehre. Scharfsinn, aber auch sophistischen Witz, kann man diesem Schriftsteller nicht absprechen, und wenn der letztre, so wie die Anhänglichkeit an eine politische Partei seines Vaterlandes, ihn öfters verblendeten und zu Irrthümern verleiteten, so ist doch die Verbreitung mancher seiner Ansichten und deren Erörterung der Wissenschaft förderlich gewesen. Insbesondre ist Lauderdale's Angriff auf Smith gegen dessen Ansicht vom Werthe der Dinge und seine Behauptung gerichtet, daß menschliche Arbeit allein einen sichern Maßstab des Werths abgebe; diese Behauptung ist allerdings ein Flecken in Smith's Theorie, und es bleibt immer verdienstlich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, denn auch die Sonne hat Flecken, und wer sie zeigt, benimt ihr nichts von ihrem Glanze. So groß und allgemein anerkannt inzwischen die Verdienste sind, welche sich Adam Smith durch die Herausgabe seines unsterblichen Werks um die Nationalökonomie erworben hat, so ist dieses Werk doch weit entfernt, auf den Namen eines eigentlichen Systems dieser Wissenschaft Anspruch machen zu können; die Begründung eines solchen Systems war vielmehr dem Grafen v. Soden vorbehalten. Die Ueberzeugung, daß für die Staatswirthschaftskunde ein allgemeines, die ganze gesellige Menschheit umfassendes Grundgesetz vorhanden sei, welches von jeder Nation, unter jedem Verhältnisse, in Beziehung auf die ganze Menschheit, beachtet werden müsse, wenn der Zweck der Staatswirthschaft, nämlich Bereicherung der Nation, erfüllt werden sollte, führte den Graf v. Soden auf die Idee, der Staatswirthschaft müsse noch eine eigne Wissenschaft zum Grunde liegen, die jenes Gesetz umfasse und die Grenzen der Staatswirthschaft bezeichne; diese Wissenschaft nannte er zuerst Nationalökonomie. Das Lehrgebäude, welches der Graf v. Soden unter diesem Namen (die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung. Leipzig, 1805 — 1811 und Arau 1816 — 1817. 7 Bde.) aufgestellt hat, beruht auf dreierlei zum Theil verschiedenartigen Grundsätzen; nämlich I. auf ethischen, indem untersucht wird, ob der Staat in Ansehung des Wohlstandes der Nation Pflichten habe und welches das Princip derselben sei. Das Ergebniß dieser Untersuchung ist, daß der Staat allerdings nicht bloß für innre und äußre Sicherheit, sondern auch dafür sorgen müsse, daß sich die Staatsgesellschaft nicht von ihrem Zwecke, dem allgemeinen Wohlstande, entferne, vielmehr dem höchstmöglichen Grade desselben nachstrebe; 2. auf juridischen, indem untersucht wird, was

ür Rechte dem Staate in Beziehung auf seine Pflichten, den Wohl-
tand der Bürger durch Gesetze zu befördern, zustehen. Das Ergeb-
niß davon ist: alle diejenigen Rechte, welche sich mit dem Begriffe
es allgemeinen Willens im Bürgervereine vertragen, müssen auch
em Staate zukommen; der allgemeine Wille aber ist, daß kein Stand
urch gesetzliche Unterdrückung des andern reich werden solle, daß
olglich auch kein Verhältniß der Personen und des Eigenthums als
echtsbeständig geduldet werden müsse, was diesem Willen widerspricht;
. auf physischen und psychologischen, indem theils die Elemente des
Nationalreichthums bestimmt, theils die Ursachen desselben, welche
owol in der Natur und dem Menschen als in den geselligen Ver-
hältnissen liegen, entwickelt werden. Gleichzeitig mit dem Gra-
en v. Soden hat Jakob die Aufführung eines wissenschaftlichen Ge-
äudes unter dem Namen: Nationalökonomie (Grundsätze der Na-
ionalökonomie oder Nationalwirthschaftslehre. Halle, 1805) versucht.
uch dieser Schriftsteller versteht darunter gleichsam eine Physik des Natio-
alreichthums, eine Untersuchung über die Elemente und Ursachen dessel-
en; nur glaubt er die ethischen und juridischen Grundsätze in das Gebiet
es Staatsrechts und der Politik der Gesetzgebung verweisen zu müssen,
ugnet indessen nicht, daß die Nationalökonomie durch Verbindung mit
ner Theorie noch mehr Interesse gewinnen müsse. Was die Gegenstände
etrifft, welche in der Nationalökonomie abgehandelt werden, so sind
orzüglich folgende: I. Entwickelung der Grundbegriffe: Güter, Ver-
ögen, Reichthum, Werth, Preis, Stoff, Kapital, produktive Kraft,
Bevölkerung. II. Untersuchung über die Art und Weise, wie die pro-
uktive Kraft verwandt wird: 1. auf den Urstoff, Urproduction
Landbau, Fischerei, Jagd, Bergbau); 2. auf Verarbeitung und
eredlung der Urprodukte, industrielle Production (Künste, Manu-
kturen, Fabriken und Handwerke); 3. auf den Umsatz und Ver-
ieb der Ur- und industriellen Produkte, commercielle Production
Handel, Schiffahrt, Kanäle, Heerstraßen). III. Darstellung und
rüfung der Bewegmittel der gesammten produktiven Kraft der Na-
on (Geld, Münze, Kreditinstitute, Banken). IV. Erörterung der
roduktiven Kraft der Nationalgesammtheit (nationalökonomistische Ver-
ssung, Gesetzgebung und Verwaltung, hinsichtlich a) der Justiz, b)
r Polizei, c) der Finanzen, Nationalschuld, öffentlicher Kredit).
öchst erfreulich ist es, wahrzunehmen, mit welchem regen Eifer und
gleich glücklichem Erfolge in unsern Tagen mehrere der wichtigsten
d anziehendsten Zweige der Nationalökonomie in Deutschland bear-
itet worden, und wie sich die Zahl ihrer Verehrer mit jedem Tage
ehrt; man möchte beinahe behaupten, dieses wissenschaftliche Feld
ein Lieblingsgegenstand der Beschäftigung unsrer denkendsten Köpfe
worden. Insbesondre haben in der neuesten Zeit die eigentlichen
lemente dieser Wissenschaft, die Lehren von der Natur und dem
esen der Güter, vom Werthe und Preise ꝛc. einer sorgfältigen
lege sich zu erfreuen gehabt; und bedeutend sind die Verdienste,
lche sich in dieser Hinsicht Hufeland (neue Grundlegung der Staats-
rthschaftskunst. Gießen und Wetzlar, 1807 — 1813. 2 Thle.), Lotz
Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre. Coburg
d Leipzig, 1811 — 1814. 4 Thle.) und Adam Müller (die Ele-
nte der Staatskunst, Berlin 1809. 3 Thle.) erworben haben.
er das Feld ist groß, ja unermeßlich, und Vieles bleibt noch zu
ten übrig, ehe ein durchaus befriedigendes System für diesen Zweig
Staatswissenschaften aufgeführt werden kann. Dagegen hat man
er auf der andern Seite täglich Gelegenheit, die schmerzliche und

niederschlagende Erfahrung zu machen, daß in demselben Verhältnisse, als diese Wissenschaft unter uns rasche Fortschritte macht, die Regierungen sich immer mehr von deren Grundsätzen entfernen zu wollen scheinen, ihre Vorschriften gleichsam nur ausnahmsweise befolgen und hochwichtige Wahrheiten derselben oft gänzlich unbeachtet lassen. Betrachtet man insbesondre die Fesseln und Hindernisse, welche unweise Gesetzgebungen so häufig der freien Anwendung des Fleißes und der freien Benutzung des Kapitals der Nationen in den Weg legen, so darf man weniger sich wundern über die niedrige Stufe, worauf wir in unsern Tagen fast alle Zweige der Werthschaffung (Production) erblicken, als vielmehr über die Höhe, welche manche derselben trotz jener widrigen Verhältnisse hin und wieder wirklich erreicht haben. Nicht befremden aber kann es zugleich, daß in Ländern, wo dergleichen Hemmnisse und Schranken unbekannt sind, wie z. B. im freien Amerika, die Nation mit raschen Schritten dem Wohlstande und Reichthume zueilt. Die Hauptsache jener traurigen Erscheinung ist ohne Zweifel in der geringen Verbreitung gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse unter den Geschäftsmännern neuerer Zeit zu suchen, und diese Ursache muß fortfahren Unheil zu verbreiten und die schönsten Entdeckungen der Theorie großentheils fruchtlos machen, so lange von Seiten der Regierungen noch so wenig Bedacht darauf genommen wird, daß Alle, welchen der hohe Beruf zu Theil werden soll, über Gewerbe und Handel, über öffentliche Leistungen, Industrie und Wohlstand des Volks die Aufsicht zu führen und Verfügungen zu treffen, mit theoretischen Kenntnissen gehörig ausgestattet und in die Grundsätze der Nationalökonomie eingeweiht sind. Auch verdient bemerkt uud gerügt zu werden, daß diese erhabne Wissenschaft noch zur Zeit nur auf wenigen Akademien Deutschlands zweckmäßig, auf manchen selbst gar nicht gelehrt und vorgetragen wird. So lange die Regierungen fortfahren, hierin ihre Pflicht zu versäumen, darf es Niemand Wunder nehmen, wenn er so häufig die öffentliche Geschäftsführung den Vorschriften der Theorie geradezu entgegenhandeln, der Nationalökonomie heiligste Gesetze mit Füßen treten, und elende Routine und Schlenbrian über Vernunft und Wissenschaft das Haupt erheben sieht (vergl. den Art. Staatswirthschaft.) K. M.

Nationalreichthum, s. Nationalkapital.

Nationalschuld ist unterschieden von Staatsschuld. Wenn das von der Regierung auf Zinsen oder auf Werthzeichen (Papiergeld) geborgte Kapital durch den Kredit des Staats unmittelbar gesichert wird, d. h. durch das Vermögen der Regierung (ausdrücklich, mittelst eingesetzten Pfandes von Einkünften oder Staatsgütern oder stillschweigend durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf das Worthalten der Regierung und auf die Weisheit ihrer Finanzverwaltung) so nennt man es Staatsschuld. Wird aber das von der Regierung aufgeborgte Kapital durch das Nationalvermögen gesichert, ausdrücklich, mittelst bestimmter Abgaben zur Deckung der Zinsen, oder stillschweigend, mittelst des Vertrauens der öffentlichen Meinung auf den Werth der Staatspapiere im Handel (in England Stocks), so heißt es Nationalschuld. Auch versteht man unter letzterm Ausdrucke die von den Ständen genehmigten und verbürgten oder übernommnen Schulden der Regierung, und nennt sie daher Landesschulden. Eine Nationalschuld im eigentlichen Sinne des Worts, die von der Regierung für die Nation und mit Einwilligung der Nation gemacht, die ferner aus dem Vermögen der Nation genommen und durch dasselbe gesichert ist, besitzen Großbritannien und der nordamerikanische Freistaat. Die brittische Nationalschuld entstand zu gleicher

Zeit mit Großbritanniens Weltmacht im Handel und auf der See, und stieg, so wie der brittische Volksreichthum und mit ihm Englands politische Macht stieg (seit Wilhelms III. Thronbesteigung, 1689); denn der Volksreichthum ist die Stütze des brittischen Staatskredits, auf diesem aber ruht wieder um das Anleihsystem, welches Großbritanniens Einfluß auf die Angelegenheiten des Festlandes aufrecht erhalten hat. Bei der brittischen Nationalschuld ist nicht die Frage davon, wann und wie sie wiederbezahlt, sondern wie der öffentliche Kredit durch sie nicht erschüttert werde. Das eine Mittel, die Schuld zu fundiren, d. h. ihre Verzinsung auf gewisse Abgaben zu begründen, ohne daß das Kapital zurückgefodert werden kann, welches nun eine Waare für den Rentenhandel wird, — reichte aber nicht hin, um diese Waare (die Stocks) in Werth zu erhalten. Daher errichtete Pitt den Tilgungsfonds (sinking fund) zur Einlösung der Stocks, oder zur Abbezahlung der Staatsschuld. Dieser Fonds kann die eingelösten Stocks entweder vernichten, oder sie als rentetragende für sich benutzen; mittelst des letztern wächst er durch sich selbst und die Tilgung der Schuld ist nur scheinbar, während der Werth der Stocks in der Höhe gehalten wird. So lange nun der Welthandel den Nationalreichthum der Britten aufrecht erhält, daß die Nation die Steuern für die Zinsen bezahlen kann und die Stocks nicht zu tief fallen, so lange ist an einen Staatsbankrott in England nicht zu denken. Colquhoun hält aber, verblendet durch das persönliche Wohlbefinden der brittischen Staatsdiener und Gläubiger, die englische Staatsschuld für eine Wohlthat, weil sie sonderbarerweise die Masse und den Umlauf des beweglichen Nationalkapitals, durch solche verdoppelt glaubt, da doch klar ist, daß z. B. jenes Geld nützlicher zur Kultivirung der vielen fast unbenützten Ländereien und zu andern Meliorationen verwandt worden wäre. Im J. 1689 betrug die Staatsschuld unter den in manchen Dingen mit Unrecht verrufnen Stuarts 1,054,925 Pf. St., 1697 ,515,742 Pf., 1714 53,633,076 Pf., 1763 133,959,270 Pf., 1783 8,231,248 Pf., 1802 499,753,063 Pf. Die Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft sich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thaler, und nach dem Berichte des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland. Die Zinsen beliefen sich auf 32,392,889 Pf., wovon die englische Schuld allein 27,996,585 Pf. erfoderte. Das Ausland besitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländischen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsschuld verhält sich zur englischen wie 1: 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1. 62. Irlands fundirte Staatsschuld betrug im J. 1815 127,865,000 Pf. der Tilgungsfonds überhaupt 2,087,000 Pf. Während des Krieges hatte der englische Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöst, und seit 1786 bis 1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Der Betrag des Tilgungsfonds ist jetzt 5 Mill. Pf. St. Die Zinsenzahlung für die Nationalschuld beschaft die Bank von England (s. d. Art. London, der Bank); das erste Kapital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief sich auf ,200,000 Pf. Dieser sogenannte Bank-Stock ist bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachsen, und bildet die Grundlage des erstaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrigen Stocks (die 3. 4. 5 p. C. Consolidated Annuities, und die Leibrenten oder terminable Annuities) ruhen. Die schwankende Schuld (floating Debt), der noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuld-

faches angewiesen hat, ist aus den Kassenscheinen (Exchequer Bills) und aus dem noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. Vergl. Jos. Hamilton's Inquiry concerning the national debt, 3te Aufl, Edinb. 1818 so wie die Art. Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritanien. K.

Nationaltheater. In den letzten Decennien sprach man in Deutschland viel von Nationaltheatern, und insbesondre die Berliner nannten ihr deutsches Schauspielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es scheint, daß dieses einer jener dunkeln Begriffe gewesen sei, von welchen diejenigen vielleicht am wenigstens Rechenschaft geben können, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigsten brauchten. Nur dann, wann eine Nation eine eigenthümliche nationelle, dramatische Literatur besitzt, kann sie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dramatische Literatur setzt aber Nationalsitten, Nationalcharakter, Nationalinteresse, große Nationalbegebenheiten, eine vollständig gebildete Nationalsprache, einen Nationalgeschmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatischen Literatur, die auf diesen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In diesem Sinne ist das Théatre français zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzosen nicht so genannt wird.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, ist die Masse der im Besitze der Bürger eines Staats vorhandnen, sowol sinnlichen als geistigen Güter. Nicht die Masse von Dingen überhaupt, in deren Besitz ein Volk sich befindet, sondern lediglich die Masse von Gütern, welche dasselbe besitzt, bestimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandnen Dinge von dessen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke, sind anerkannt worden, können diese Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren, noch seinen Reichthum befördern. Im Schoße der reichsten Natur, und umringt von ihren Schätzen, bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Errichtung jene Schätze brauchbar sind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie diese Schätze als Mittel zu seinen Zwecken angewandt werden können. Das Bestreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünscht, muß daher nicht sowol auf die Hervorbringung von Dingen überhaupt, als vielmehr auf die Hervorbringung solcher Dinge gerichtet sein, welche zugleich Güter sind, und sie muß in dieser Hinsicht durch Gesetze dahin zu wirken suchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichst erweitert werde, zu deren Errichtung die im Besitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar sind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieser Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. K. M.

Nationalversammlung, s. Frankreich.

Nativitätstellen, s. Horoskop.

Natrum bezeichnet im gemeinen Leben das kohlensaure Natrum, es mag nun 1) durch Reinigung des aus der Erde und aus Seen sich bildenden Natrums, oder 2) des durch Verbrennung der Seegräser auf einigen schottischen und den Scylliinseln, Norwegen, gewonnenen Kelps, oder der aus dem Fucusartigen dargestellten Varechsoda oder 3) der spanischen Barilla oder aus der rohen Soda dieser Gewächse oder 4) durch Zerlegung des Glaubersalzes, oder des salzsauren Natrums bereitet sein. Sind die Arten der rohen Sode durch Auflösung von beigemengten erdigen Theilen, oder von der beim Verbrennen zurückgebliebnen Kohle, oder durch Krystallisation von fremdartigen

Theilen befreiet worden: so ist das Resultat immer basisches kohlensaures Natrum.

Natter (Joh. Lorenz) einer der berühmtesten Steinschneider seiner Zeit, ward 1705 zu Biberach in Schwaben geboren. Als gelernter Juwelier ging er erst in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des großen Gemmenkenners, Baron von Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittnen Steine legte, in welcher er eine solche Uebung erlangte, daß einige seiner Kopien von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Bald wurde der Werth seiner Arbeiten so allgemein anerkannt, daß fast alle Fürsten Europa's ihm Beschäftigung gaben. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in verschiednen Städten Italiens (von 1732—35 war er in Diensten des Großherzogs von Toscana) ging er nach London, (wo er die Stempel des Königs schnitt und Mitglied der Gesellschaft zur Erklärung der Alterthümer ward) und machte dann verschiedne Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo er überall fürstlich belohnt wurde. 1762 wurde ihm unter vortheilhaften Bedingungen der Antrag gemacht, sich in Petersburg niederzulassen, den er auch annahm. Aber kaum angekommen, endigte er 1763 sein Leben. Seine Sammlungen von geschnittnen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten erkauft. Er schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und eine siegende Britannia auf einer Gemme. Er hat sich an den schwersten Theil seiner Kunst gewagt, indem er einmal für den Lord James Cavendish zu London ein Gefäß auf einen kleinen Diamanten grub; und er würde auch Bildnisse in Diamanten geschnitten haben, wenn er dazu Aufmunterung gefunden hätte, über deren Mangel er oft klagte. Auch hat er zu mehrern Medaillen die Stempel geschnitten, und einige Zeit lang die Stelle eines Obermedailleur der Staaten von Holland verwaltet. Geist und Natürlichkeit bei fleißiger Ausführung bezeichneten seine Werke. Er kannte die Alten genau und kann als Wiederhersteller seiner Kunst angesehen werden. Er hat auch geschrieben. Sein Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne (Lond. 1755. kl. Fol. mit 37 Kupferstichen, auch in englischer Sprache), ist eben so trefflich, als er selten ist, weil Natter kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Absatz hatte, den Rest aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handschrift. A—s

Natur. Ein vielsinniges, in mancherlei Bedeutungen vorkommendes, bald einen engern, bald einen weitern Begriff bezeichnendes Wort. In der umfassendsten Bedeutung ist Natur gleichen Sinnes (synonym) mit Welt, Weltganzes, Universum, sowol von materialer (leiblicher, körperlicher) als idealer (geistiger) Seite, auch mit Schöpfung, insofern man darunter den Inbegriff alles Erschaffnen, den Inbegriff der Dinge (Geschöpfe) versteht. Schon viel beschränkter ist der Begriff, wenn man, was oft der Fall, mit dem Worte Natur bloß die Sinnenwelt meint, also den Gegensatz von der idealen oder Geisteswelt, welche in jenen umfassenden Begriff mit eingeschlossen ist. Im Gegensatz der Kunst ist Natur ein nur zur Hälfte positiver, übrigens negativer Begriff, indem man hier unter Natur alles dasjenige versteht, was nicht Kunst, nicht künstlich, nach Regeln mit Bewußtsein erlernt ist und ausgeübt wird, sondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menschen, oder Folge und Aeu-

ßerung des Wesens einer Sache ohne künstliche Form ist. In diesem Sinne spricht man z. B. von einem Naturmenschen, d. h. von einem solchen, der, unbekannt mit künstlichen Formen des geselligen Lebens (dem Konventionellen) oder nicht darauf achtend, bloß seinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt seine Gedanken äußert, rücksichtslos seine Ueberzeugungen ausspricht und seinen natürlichen Neigungen folgt. Leser, welche in der Romanenwelt zu Hause sind, werden hier an Lafontaine's Naturmenschen denken. Hierher gehört auch der Begriff Naturdichter (s. d. Art.). Eben so ist eine Naturerziehung (natürliche Erziehung), d. h. eine solche, die bloß ihrem Wesen nach, absicht- oder bewußtlos wirkt, der Kunst- (künstlichen, methodischen) Erziehung entgegengesetzt. Ein andrer, aber ähnlicher Gegensatz ist der zwischen Natur und Geschichte oder dem, was durch Geschichte begründet ist. So stellt man z. B. der positiven (geschichtlich begründeten, durch Thatsachen der Geschichte geoffenbarten) Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religian, die, ohne Hülfe einer geschichtlichen Offenbarung, sich bloß auf die natürliche Anlage des Menschen zur Religiosität gründen könne, wie Einige meinen. Diese sogenannte natürliche Religion ist nicht zu verwechseln mit den Naturreligionen (Verehrung der Naturgottheiten) oder Mythologieen der Völker, welche zum Theil auch geschichtlich begründet zu sein scheinen und zusammen unter dem Namen Polytheismus begriffen werden. Auf ähnliche Weise hat man den Naturwissenschaften die positiven Wissenschaften entgegengesetzt; unter letztern versteht man nämlich diejenigen, deren Pfleger organisirte Gesellschaften im Staate (Fakultäten) bilden, und welche sonach geschichtlich entstanden. Im engsten Sinne heißt Natur der eigenthümlichen Charakter der besondern Naturdinge, besonders der organischen, für welche der Name in dieser Bedeutung am meisten üblich ist. In diesem Sinne gibt es also so viele Naturen, als es Arten von Naturwesen gibt, und die Benennung ist insofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze doch im Grunde eine bestimmte Offenbarung der Natur (nämlich der innern, schaffenden Natur) ist. In ganz ähnlichem Sinne ist oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., und man versteht darunter sowol die wesentlichsten Eigenschaften dieser Naturkräfte und Prozesse, als auch die Formen, oder Gesetze, in und nach welchen sie erscheinen, und ebenfalls ist in diesen Fällen die Art und Weise gemeint, in welcher sich die Natur (welche, philosophisch, ihrem Innern nach, als eine Einheit von unendlichem Vermögen gedacht wird) in diesen Kräften und Prozessen offenbart. In Beziehung auf Menschen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer besondern Beschaffenheit der leiblichen Organisation. In diesem Sinne hat z. B. der Eine eine starke (viel vertragende), der Andre eine schwächliche Natur, oder, wie manche Aerzte nach dem alten Style die Organisationen unterscheiden, dieser eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgesehen von solchen besondern Bestimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menschliche Natur die Gesammtanlage des Menschen von leiblicher sowol als geistiger Seite, oder die Gesammtheit menschlicher Vermögen. Auch diese Benennung ist treffend, ob man gleich häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn der Mensch ist nichts anders als die Natur, sondern nur die höchste Stufe ihrer Selbstoffenbarung; in ihm hat sich die Natur nicht nur individualisirt (theilweise offenbart), wie in den Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in

sich darstellen, sondern vielmehr personificirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualisirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbstbewußtsein gegeben ist, welches wesentliche Eigenschaften der Persönlichkeit sind. Auch der Geist gehört der Natur an (das Wort in der höchsten und umfassensten Bedeutung genommen), deren thätige Seite er, im Gegensatz der Materie ist (s. d. Art. Geist). Im gebildeten Menschen ist der Geist der Natur frei geworden, und wenn seine Bildung so weit gediehen ist, daß er die Natur wissenschaftlich erkennt, d. h. nicht bloß äußerlich, nach den Formen ihrer Erscheinung, kennt (empirisch auffaßt), sondern auch nach ihrem innern Wesen und gesetzmäßigen Wirken versteht, also den rechten Sinn (die wahre Bedeutung) ihrer Offenbarungen erkennt: so kann man, in Beziehung auf diese Bildungsstufe, mit Wahrheit sagen, daß die Natur in solchen (nämlich naturwissenschaftlichen) Menschen sich selbst erkenne, während sie sich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrnem Bewußtsein anschaut, und in verbildeten Menschen sich selbst verkennt. Um dieses ganz zu verstehen, muß man sich zuvor von der gewöhnlichen, beschränkten Ansicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verstandes frei gemacht und zur höhern Ansicht aus dem Standpunkte der Vernunft (m. vergl. d. Art.), oder der intelligenten Bildung erhoben haben. Dem bloßen Verstande erscheinen die Naturdinge nicht bloß äußerlich verschieden und gesondert für die äußere Anschauung, sondern auch innerlich getrennt, und die Natur selbst ist dem Verstandesmenschen ein fremdes Reich, mit welchem er sich in eine zufällige äußere Beziehung gesetzt glaubt. Die Natur offenbart sich einem jeden Menschen nur nach dem Grade seiner Geistesbildung und Gemüthsbeschaffenheit (ein Beweis ihrer innern Einheit und Harmonie mit dem Menschen). Sehr treffend sagt Novalis (s. dessen Schriften, 2r Th. S. 80) in dieser Beziehung: „Man steht mit der Natur gerade in so verschiednen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindisch zeigt und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte (göttlich gebildeten Menschen) göttlich und stimmt zu dessen hohem Geiste.“ Eben so in einer andern Stelle (S. 82, 2ten Theils): „So entstehen mannigfache Naturbetrachtungen (Ansichten der Natur), und wenn an einem Ende die Naturempfindung (Naturanschauung) ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigen Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern (im Alterthum) gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre, fröhlige Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor.“ Diese sinnliche Naturansicht, welche Novalis hier schildert, dürfte immer noch dem kalten Verstandesbegriff vorzuziehen sein, welchem die Natur ein buntes, an sich bedeutungsloses Mancherlei, ein Stück- und Splitterwerk ist, in welches ein fremder Verstand erst Ordnung und Zusammenhang hintragen soll. Denn jenen erschien die Natur doch wenigstens als ein Ganzes, obgleich von sehr sinnlicher Art, wie sie selbst waren, als eine wohlversorgte, geordnete Speisekammer; die Natur zeigte sich diesen Menschen nur von ihrer sinnlichen (gleichsam von ihrer Geschmacks- und Verdauungs-) Seite; ganz geistlos dage-

gen erscheint sie denjenigen, welche nur den Verstand in sich ausgebildet haben, denn dieser ist ein sonderndes, trennendes Vermögen, und dem bloß reflektirenden (auf das Einzelne gespannten) Forscher entflieht der Geist der Natur unter den spaltenden, anatomirenden Händen. In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als ein gemüthliches Wesen, als eine liebende Mutter offenbart sich die Natur dem Dichter, indeß sie sich dem besondern Künstler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, indem sie z. B. dem Maler als ein panoramisches Gemälde dem Bildhauer und Baumeister als plastisches Kunstwerk, und dem Tonkünstler vorzugsweise als eine lebendige Tonwelt erscheint. Es ist in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie sie für jede Stufe menschlicher Geistesbildung ein entsprechendes Gepräge annimt, so für alle Gemüthsstimmungen passende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet sich zu jenen fröhligen, sinnlich gestimmten Menschen, von welchen zuvor die Rede war, der Gegensatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Trauerhaus oder Jammerthal, das allgemeine Grab alles Lebendigen ist, während sie dem Bösewicht und Verbrecher ihre furchtbare Seite zukehrt und ihm als ein Reich erscheint, in welchem die Geister der Finsterniß walten und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeister den Uebelthätern nachsendet. Dem Religiösen und Tugendhaften dagegen erscheint die Natur oft in ihrer lieblichsten Gestalt, sie ist ihm ein Spiegel der innern Harmonie seines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geist der Liebe aus allen Wesen ihn anspricht, ein Tempel Gottes, in welchem er sich in unendlicher Mannichfaltigkeit offenbart. Wer den Faden dieser Betrachtung mit sinniger Aufmerksamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menschen nach seinem Sein und Thun behandelt, jedem gibt und vergilt, was er verdient, indem sie in ihrem Aeußern jedem einen treuen Spiegel vorhält, worin er sein eignes Bild, den Widerschein seines Innern erblickt. Hier offenbart sich also der Grund der so mannichfaltig modificirten Ansichten der Menschen von der Natur, er liegt einer Seits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach außen alle Seiten darzustellen vermag, andrer Seits in der ursprünglichen Einheit und Harmonie des Menschen mit der Natur, welche beide Gegenbilder von einander sind. Die Verstandesaufklärung zwar wird alle diese verschiednen Natursichten für unwahr und Selbsttäuschung erklären, aber für eine höhere Ansicht sind sie, in gewisser Hinsicht, alle wahr, nämlich nur einseitig und beziehungsweise auf die Bildungsstufe und Stimmung eines Jeden, wie aus dem Bisherigen genugsam erhellt. Denn der Mensch steht nie allein, in völliger Trennung von der Natur, in und mit welcher er nur leben kann. In der erscheinenden Natur ist das Vorbild alles Menschlichen enthalten, und daher in ihr sowol das Göttliche als Ungöttliche zu schauen. Wahre Bildung ist daher der rechte Weg, um zu den Schätzen der Natur zu gelangen und sie geistig zu genießen; je höher die Bildung des Menschen steigt, und gediegner und allseitiger diese Bildung ist, desto mehr wird er sich der Natur, sie ihm sich nähern; nur halbe oder Afterbildung entfernt von ihr. Schon die höhern einseitigen Naturansichten, z. B. die religiöse, die poetische, künstlerische, können ihren Eignern viel reines Vergnügen gewähren, allseitig aber kann die Ansicht oder Erkenntniß der Natur allein auf dem Standpunkte der Wissenschaft werden. Denn nur von ihm aus können zugleich alle andern Ansichten gehörig gewürdigt (nach ihrem wahren Werthe beurtheilt) werden. In der Wissenschaft

ist der Verstand, im Einverständnisse mit der Vernunft, thätig und wird durch sie geleitet. Der wissenschaftliche (vernünftig gebildete) Verstand läßt sich nicht, wie der empirische, durch den Schein täuschen und von ihm gefangen nehmen; für ihn gibt es kein Aeußeres ohne ein Inneres, keine Manichfaltigkeit ohne Einheit, und wenn er zwar, auf das Aeußere der Natur gerichtet, durch die Sinne eine unendliche Mannichfaltigkeit wahrnimt: so sieht er zugleich durch das Auge der Vernunft, daß alle diese Mannichfaltigkeit nur für die Erscheinung gilt, mithin nicht für sich besteht, sondern von der unsichtbaren Einheit (dem Innern) der Natur getragen und durch sie bedingt wird. Alles Aeußere ist zeitlich und räumlich, geistig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit sind nothwendige Formen des Daseins der Naturdinge, deren Inhalt Geist und Materie ist. Diese Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daseins aus; Dasein, oder in Zeit und Raum bestehen, geistig und materiell sein ist daher eins und dasselbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt sein kann, so auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geist und Materie und deren Formen, Zeit und Raum kann nur das Ueberzeitliche und Ueberräumliche, d. h. das Ewige, Uebersinnliche, in sich selbst Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf sich selbst Ruhende, mit einem Worte — Gott sein. Das Ewige kann nur unbedingte Einheit sein, denn alle Vielheit ist durch Zeit und Raum bedingt, was sich von selbst versteht. Ohne in sich selbst mannichfaltig zu sein, ist Gott gleichwol der unmittelbare Grund aller Mannichfaltigkeit; er ist der überall gegenwärtige Mittelpunkt alles Zeitlichen und Räumlichen, alles Lebens und Seins, in der Sprache der Philosophie: die ewige Idee des unendlichen Universums oder der gesammten Natur. Dem empirischen Verstande erscheint Gott als wie von der Natur absolut getrenntes, gleichsam außer und über der Welt schwebendes Wesen, welches zu ihr in einem zuschauenden oder auch willkürlich eingreiffenden, die Begebenheiten nach bestimmten Absichten lenkenden Verhältniß steht. Dagegen ist für den wissenschaftlichen Verstand Gott das innerste Wesen der Natur, der alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff eben ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Gesammtnatur ist. Das Innere der Natur thätig gesetzt, heißt schaffende Natur (natura naturans), Gott als Schöpfer, Allgeist oder Weltseele. Die äußere oder erscheinende Natur (natura naturata) ist daher die allseitige Offenbarung Gottes, die Darstellung seines Wesens in leiblichen Formen und geistiger Wirksamkeit. Dies wird jedem klar sein, der mit den so eben erwähnten, die Natur betreffenden Ideen einverstanden ist. Das Innere der Natur, nämlich ihr übersinnlicher Grund, ihr ewiges Urbild, d. h. Gott ist an sich verborgen, in das Unendliche seiner Einheit verhüllt, und würde ein ewiges Mysterium bleiben, wenn er nicht in die Erscheinung hervorträte, sich für die Anschauung und Erkenntniß, in Raum und Zeit verwirklichte. Diese Naturoffenbarung Gottes ist nicht die Folge eines willkürlichen Entschlusses, sondern ein nothwendiger, aus seinem Wesen hervorgegangner und ewig hervorgehender Erfolg. Auch ist sie die früheste und Grundoffenbarung, welche aller andern Offenbarung Gottes vorangehen und sie begründen muß, oder vielmehr, sie ist die Gesammtoffenbarung, in welcher alles Besondre enthalten ist. Denn wenn sich Gott in göttlichen Menschen offenbart, so sind ja diese Menschen nicht außer der Natur, sie gehören zu ihr, nämlich zur höchsten Stufe ihrer Bildungen; in ihnen hat sich das Göttliche, wie das Natürliche,

personificirt und ist in ihrem Geiste zum Bewußtsein oder zum Selbstgefühl, d. h. zur innern Offenbarung gekommen, welche sie ihren schwächern, aber empfänglichen Brüdern durch Sprache und Beispiel mittheilen. Jeder höhere (göttliche) Mensch ist also ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. Aber die Natur ist die große, allgemeine Mittlerin, durch welche die persönlichen Mittler in menschlicher Gestalt erst möglich und wirklich werden. Die Menschwerdung Gottes in Christo, dem größten Mittler zwischen Gott und der Menschheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erscheinende Natur, das Einsenken eines göttlichen Mittelpunkts in die Geschichte, in welcher sich die höhere Natur (Geist und Gemüth) des Menschen, durch das Hinschauen und in sich Aufnehmen dieses lichten Punkts, wie durch den Einfluß andrer Mittler, entwickelt und heraufbildet. Ein solcher Mittler ist zugleich Versöhner der Menschen mit Gott; denn das sind nur verschiedne Namen für einen und denselben Begriff. Die Versöhnung setzt aber einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch seine Selbstvereinzelung, durch seinen Eigenwillen, seine Selbstsucht ist er Mensch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Als Ebenbild Gottes sollte er, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß und bei seinem ewigen Urbilde, nur göttlich handeln, von göttlicher Liebe beseelt für seine Mitmenschen sorgen, wie für sich selbst; aber er handelt nur, oder doch vorzugsweise, in seinem eignen Namen, sorgt häufig für sich und seine Erweiterung auf Kosten Andrer; er sollte sich, im göttlichen Selbstgefühl, als willig dienendes Organ in der Harmonie des Ganzen, anschauen, und hängt an der eiteln Selbstbeschauung seiner individuellen Vorzüge; er sollte Gott in der Natur und in der Menschheit erkennen, seinen Geist mit der ewigen Wahrheit nähren, mit deren Entwicklung befriedigen, und lebt in vereinzeltem Wissen, beschäftigt sich mit der äußern Kenntniß der Dinge, die für sich, abgesehen von ihrem Zusammenhange im Ganzen, getrennt von der Beziehung auf Gott, keine Wahrheit haben. Diesen Abfall theilt aber der Mensch gewissermaßen mit der ganzen äußern Natur oder sie mit ihm. In allen Dingen nämlich, obgleich sie nur auf ihrem Urgrunde ruhen, in welchem sie ihrem innersten Wesen nach wurzeln, obgleich sie, bewußtlos vom Geiste des Ganzen beseelt und von ihm getragen werden, ist gleichwol der Trieb zur Selbsterhaltung; alle haben das Streben, in sich selbst zu sein, sich als besondre zu behaupten, und treten daher allem kämpfend gegen über, was feindlich und zerstörend auf sie einwirken will. Selbstsüchtig ziehen sie alles in ihren Kreis, was ihnen zur Nahrung dienen kann, und was sie zu überwältigen vermögen, um es zerstörend in sich zu verwandeln, sich davon zu erhalten, und, wo möglich den Kreis ihres Daseins zu erweitern; und was zu schwach ist in diesem Kampfe, wird verschlungen und muß sein Dasein dem Stärkern zum Opfer bringen. Wer diesen Streit der Dinge um ihr Dasein nur im Thierreiche sucht und in seinem Verhältniß zum Pflanzenreiche, hat seine Ansicht von der (äußern) Natur, hinsichtlich ihres allgemeinen Charakters, noch wenig erweitert und bezieht letztern nur auf einen Theil des Ganzen. Auch die Steine und Metalle behaupten sich im Kampf gegen die Elemente und gegen einander selbst, indem sie nur auf Kosten der Elemente entstehen, leben und wachsen, sich nährend und erhaltend von deren Bestandtheilen. Die Elemente selbst stehen in ewig feindlichem Verhältniß zu einander, jedes mit dem Bestreben, für sich allein zu bestehen, die andern in seinen Kreis zu ziehen und sich zu assimiliren

(in sich zu verwandeln), was aber immer nur theilweise gelingt, indem der unvollkommne Sieg bald auf der einen, bald auf der andern Seite ist, so daß dieser Kampf nur die Bedingung einer fortwährenden Schöpfung, und sein Erfolg ein ewiger Wechsel der Dinge, ihres Entstehens, Wachsens, Gedeihens, Erkrankens und Vergehens ist. Von der Wahrheit und Allgemeinheit dieses Verhältnisses kann man sich aus der nähern Betrachtung der Polarität (s. d. Art.) und des allgemeinen polaren Verhältnisses der Dinge, welches mit dem so eben dargestellten eins (identisch) ist, überzeugen. Von dieser Seite betrachtet ist also die sichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Kriegs, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde selbst nichts anders ist, als eben dieser ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr ist alles, auch das höhere Menschliche in allen Sphären des Göttlichen, einerseits wenigstens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das religiöse Leben z. B., wenn es von seiner höhern (himmlischen) Seite zwar göttlicher Friede ist, besteht von der andern, gegen das Niedere, Irdische gewendeten Seite in einem fortwährenden Kampfe gegen das irreligiöse Princip, welches sowol aus verborgnen Schlupfwinkeln des eignen Innern in Gestalt von Zweifeln hervortrit, als auch von außen als fremder Unglaube dem Leben des Religiösen feindlich entgegen kommt. Das Kunstleben kämpft einer Seits gegen den Widerstand der Materie, in welcher sie ihre Ideen verwirklichen (verleiblichen) will, andrer Seits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darstellung göttlicher Ideen entgegenwirkt. Und was ist die Tugend anders, als ein Kampf gegen das böse (selbstische) Princip, sowol nach innen, gegen diesen Feind im eignen Gemüthe, als nach außen gegen die Werke der Finsterniß, gegen das selbstsüchtige Streben schlechter Menschen, welche der Ausführung des Guten entgegen kämpfen? Und ist nicht endlich auch die Wissenschaft ein ewiger Kampf des Geistes gegen den Mysticismus (m. vergl. d. Art.), im Streit des intellektuellen Lichts mit dem Dunkel des Geistes (Unwissenheit, Irrthum, Aberglaube u. s. w.), und zwar ebenfalls in doppelter Richtung? Schon dieser gemeinschaftliche Charakter beider Welten, der realen und idealen, der Natur und des Geistes, deutet auf deren ursprüngliche Einheit und begründet die Ueberzeugung, daß beide nur verschiedne Stufen eines Ganzen sind, und daß man nur innerhalb dieses Ganzen den Gegensatz einer Naturwelt (des unbewußten Lebens) und eines Reichs der Freiheit (des selbstbewußten Denkens und Handels) anerkennen darf, woraus dann weiter folgt, daß die Natur gleichsam den Grund und Boden für den Baum der Freiheit ist, das heißt: daß in der Natur der verborgne Keim enthalten ist, aus welcher sich alle Herrlichkeit der idealen Welt entwickelt. Wenn aber alles Leben, das niedere, wie das höhere, ein Krieg oder Kampf ist, so darf man nicht vergessen, daß das Ende alles Kampfs Friede und Versöhnung ist, und man würde das Wesen und Wirken der lebendigen Natur wieder nur einseitig erfassen, wenn man nicht mitten in ihrem kriegerischen Reiche aus ihrem fruchtbaren Schoße zugleich den Frieden aufblühen und gedeihen sähe. Aber der Friede der Natur kann nur theilweise oder abwechselnd auf einzelnen Punkten bestehen, während im Ganzen der Krieg fortdauert, da allgemeiner Friede Tod wäre. So gehen aus der Versöhnung streitender, bewußtloser Naturkräfte neue Erzeugnisse hervor, welche gleichsam die Bestätigung (Darstellung) oder die Frucht

des Friedens sind. Das ganze Mineralreich z. B. ist Zeuge von dem Frieden, der nach dem Kampf des Erdelements mit den übrigen Elementen auf unzähligen Punkten der Erdrinde, unter sehr verschiednen Bedingungen, zu Stande gekommen ist. Und so ist jedes Naturerzeugniß (Naturprodukt) die Erscheinung des Friedens, der Versöhnung zuvor mit einander im Streit begriffner (sich polar zu einander verhaltender) Kräfte, zugleich aber auch der Anfang eines neuen Streits, indem die verschiednen Erzeugnisse sich nun selbst polar (feindlich) zu einander verhalten. Ein ähnliches (analoges) Verhältniß findet nothwendig in der idealen Welt Statt, da sie das höhere Ebenbild der (bewußtlosen) Natur ist. Das Ende des Kampfs in der Kunstthätigkeit ist das Kunsterzeugniß (Kunstwerk), in dessen Anschauung das beseligende Gefühl der Versöhnung höherer Kräfte, welche während und in der Arbeit im Streit mit einander waren, im Künstler und und Kunstverehrer hervortrit. Der Erfolg oder vielmehr der Sieg aus dem religiösen und sittlichen Kampfe ist göttlicher Friede in der Anschauung des Göttlichen und das belohnende Gefühl, welches tugendhafte Handlungen begleitet, und der Kampf der Wissenschaft gleicht sich in der gefundenen oder bewiesenen Wahrheit aus, in welcher der Friede als wissenschaftliche Ueberzeugung (Evidenz) erscheint. Alle Bildung, im Geistigen wie im Leiblichen, ist also Kampfresultat, und die Namen: Krieg (Kampf, Streit), Friede, Sieg, Held haben eine große, durch das Ganze greifende Bedeutung. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtsein erhoben (in die Erkenntniß geboren) wird, und um so herrlicher erscheint, je größer und schwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Wer in der Welt eine vorzügliche Stelle einnehmen, sich auszeichnen, seine Bestimmung in vorzüglichem Grade erreichen will, muß tapfer kämpfen und im Kampf sich als Held bewähren. Und dieser Kampf ist schwer, denn je höher ein Naturwesen steht, desto größer und vielseitiger ist die Sphäre des Streits, in deren Mittelpunkt es als Kämpfer gestellt ist. Alle Naturdinge unter dem Menschen kämpfen nur einseitig, oder nach wenigen Richtungen gegen einzelne feindliche Angriffe, aber der Mensch ist von allen Seiten, nach innen und außen von Feinden umgeben, gegen welche er sich zu behaupten hat, um innerlich und äußerlich den Frieden zu erkämpfen; ein Bild, das jeder Denkende, der die obigen Winke weiter vorfolgt, sich leicht selbst vervollständigen und ausmalen wird. Der Kampf um die Wahrheit in wissenschaftlicher Thätigkeit ist, im Idealen, der höchste und darum auch, wenn er gelingt, der erfolgreichste. Wenn daher die Wissenschaft, indem sie, vermöge des Zusammenhangs der Wahrheiten, auf das Ganze geleitet, ihren Blick auf den großen allgemeinen und endlosen Streit, d. h. auf das Leben des Ganzen, der Gesammtnatur, des Universums richtet, und in diesem Streite selbst vollkommne Harmonie, theils wissend, theils ahnend erkennt; so feiert sie in dieser Erkenntniß, welche die Offenbarung Gottes in ihr ist, ihren höchsten Triumph.

Naturalien, Naturalienkabinet (**Naturalienkammer, Naturaliensammlung**), **Naturalien, Naturerzeugnisse**, sind alle von der Natur hervorgebrachte Körper, insofern sie besonders durch die Kunst noch keine wesentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man so die seltnern oder wohl erhaltenen Naturerzeugnisse, welche in Naturaliensammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören daher Muscheln, Steine, getrocknete, in Weingeist gesetzte, oder ausgestopfte Thiere, Kräuter. Ein Natu-

alienkabinet ist daher eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anstalt ist, oder von Privatpersonen angelegt wird. Wahrscheinlich ist es, daß Aristoteles eine solche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das Seltenste aus allen drei Reichen der Natur zugeschickt werden mußte. Was indessen im Alterthume der Einrichtung von Naturalienkabinetten vorzüglich entgegengestanden haben muß, scheint die Unzulänglichkeit der Mittel gewesen zu sein, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfnen Gegenstände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeistes, welcher alle Fäulniß abhält und bei seiner Durchsichtigkeit die vollkommne Beschauung des in ihm aufbewahrten Körpers verstattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwasser oder in Honig, oder man übergoß sie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturaliensammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiser, Könige und Fürsten, denen man aus dem Auslande seltne Naturgegenstände zum Geschenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als sich die Vorurtheile verloren, welche sich anfangs der Anatomie entgegensetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menschliche Körper zu zerlegen, scheint man zuerst den Nutzen des Weingeistes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erst später wurden Naturaliensammlungen von Privatpersonen angelegt. Solche Oerter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrschte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, was Herr von Stetten in seiner Kunstgeschichte von Augsburg sagt, daß dieser Sammlungsgeist in Deutschland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen Handel so blühenden Augsburg zuerst rege geworden sei. Die ersten einigermaßen bedeutenden Privatsammlungen kommen indessen erst im 16. Jahrh. vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Katalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das J. 1553 in Ingolstadt in großem Ansehen stand, 1565 zu München in Quart heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturalienkabinetten angefüllt. Als die vorzüglichsten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturalienkabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schlosse zu Berlin und das der Gesellschaft naturforschender Freunde ebendaselbst, das kaiserlich-königliche Kabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Kabinette zu München, Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Kabinet, welches einen Theil des brittischen Museums in London ausmacht, das Naturalienkabinet von Banks ebendaselbst, die Kabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiserliche Naturalienkabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturaliensammlungen, und bloß in dem letztern Reiche ist das auf der Universität Upsala befindliche Kabinet zu bemerken, um welches sich der berühmte Linné besonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen solcher Sammlungen springt von selbst in die Augen.

Naturalisiren (zuweilen auch nationalisiren), heißt, Jemand in einem Lande einheimisch machen, oder ihm als Fremden die politischen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Das Recht, welches dem Naturalisirten auf diese Weise ertheilt wird, heißt das Jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande

Gebornen). Bisweilen schließt aber die Naturalisirung oder die Ertheilung des **Indigenats** (s. d. A.) die Mittheilung aller politischen Rechte eines Eingebornen oder Landeskindes in sich, und oft ist der Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verschieden. In jedem Lande pflegen die Fälle, in welchen man naturalisirt werden kann, durch allgemeine Landesgesetze bestimmt zu sein, von denen jedoch in monarchischen Staaten die Gunst des Fürsten häufig losspricht. Gewöhnlich gibt eine Reihe vor Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienst, das man sich darum erworben hat, den Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß sie in ihrer ersten Entwickelungsperiode, um sich in der Zahl zu verstärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben so freigebig waren, als sie streng und sparsam damit wurden, wenn der Staat fest gegründet und in seiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch mit sich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerst freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer sinkenden Freiheit, das Isolirungssystem schwächte und das Bürgerrecht weniger schätzbar machte. Wenn man in England naturalisirt wird, so erhält man damit noch nicht das Recht, Parlamentsglied oder Glied des Ministerconseils, oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der geborne Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, sich naturalisiren zu lassen. Auch dafür ist in England gesorgt. Erst sieben Jahre nach der geschehnen Naturalisation darf der Naturalisirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort naturalisiren auch von Naturerzeugnissen eines Landes, welche in ein andres verpflanzt werden, und von Wörtern einer fremden Sprache, welche das Bürgerrecht in einer andern erhalten.

Naturalismus. Unter diesem Worte versteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunst, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derselben, sondern nach natürlicher Anlage. So ist z. B. derjenige ein Naturalist im Fechten, der diese Kunst nie nach den Regeln gelernt hat und doch mit einem Andern zu fechten unternimt. So ist man Naturalist sogar in der Philosophie, wenn man bloß mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes, ohne historische und theoretische Kenntnisse dieser Wissenschaft, die Aufgaben derselben zu untersuchen und zu unterscheiden trachtet. Alle Künste sind in diesem Sinne von Naturalismus oder Naturalisterei ausgegangen; früher waren es die vom Instinkt oder zuweilen vom Genie eingegebnen Versuche, aus deren wiederholter Beobachtung sich mit der Zeit die Kunstregeln entwickelten. Die ersten Künstler waren also Naturalisten (d. i. sie arbeiteten ohne regelmäßige Anweisung nach natürlicher Anlage), die nachfolgenden bildeten die Kunst so aus, daß es oft schien, als ob man sie ohne natürliche Anlage, und bloß durch Kunstregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künstler haben im Gegensatz geistvoller und genialer Naturalisten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es besser sei, Naturalist oder Künstler in einer Sache zu sein (vergl. d. Art. Naturdichter). In einer jetzt seltner gewordnen und wissenschaftlichen Bedeutung versteht man unter Naturalismus, im Gegensatze des **Supernaturalismus** (s. d. Art.), die Ansicht, daß der Mensch durch Gebrauch und geschickte Anwendung seiner natür-

lichen Kräfte, ohne eine offenbarte Religion, zur Vollendung in diesem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen könne.

Naturdichter, Naturpoesie. Daß man diesen Namen in unsrer Zeit sehr gemißbraucht hat, darin sind alle Gebildete vollkommen einverstanden. Indessen könnte man noch fragen, ob dieser Name überhaupt einen verständigen Sinn gewähre, und darum wird die genauere Entwicklung der Begriffe über diesen Gegenstand nicht überflüssig sein. Wenn die Poesie, wie allgemein angenommen werden muß, eine Kunst ist: so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter sein, und wenn jeder Dichter, wie man sagt, „geboren wird," oder „ein geborner Dichter sein muß": so muß jeder Dichter auch Naturdichter sein. Wahr ist es nun, daß die Dichtkunst ein Naturell voraussetzt, welches kein Mensch sich geben kann; es gibt aber auch Manches an der Kunst, was nur durch Fleiß, Uebung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zusammentreffen, ist das Höchste in der Poesie möglich. Jeder ist also zwar durch seine Natur, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieser Beziehung gar keinen Naturdichter, oder Jeder ist einer. Aber es lassen sich Grade der Kunstbildung unterscheiden, mit welchen jemand die Kunst ausübt. Der Eine empfängt eine schulmäßige Anleitung in dem Gebrauche seines Kunstmittels, oder übt sich selbst nach bestimmten Grundsätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung desselben, um es dereinst zur freien Darstellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweisung schon der Versuch zu einem gelungnen Werke, und jede Uebung eines spielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Erzeugniß. Wollte man diesen Naturdichter nennen, so würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteristische desselben, oder der Naturdichter nichts anders, als ein Naturalist in der Dichtkunst sein. Denn es läßt sich wol auch denken, daß Jener, der die vollkommne Schule (das eigentlich Technische oder Grammatische oder Erlernbare der Kunst) mit Ernst und Freiheit mehr oder minder schnell durchlaufen, desselben Grades der Kraft sich rühmen dürfe, und daß er den, welcher schon früh, fast spielend und ohne planmäßige Anleitung und Uebung ein angenehmes, gefälliges Werk hervorbringt, späterhin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit seiner Werke weit übertreffe. In dieser Rücksicht würden wir einen Naturalisten in der Poesie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz seines Erzeugnisses und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden einen Naturalisten zu nennen pflegt, dem die kunstmäßige Ausbildung seines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger sichern Uebungen desselben das aufstellt, was er für Kunstwerk hält oder im Kunstgebiete zu leisten entschlossen ist. Wer also seinen Talenten Alles überläßt, und mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Gegenstände zum Darstellen eilt, wo er noch üben sollte, der ist Naturalist. In der Poesie, Deklamation und in den mimischen Künsten zeigt sich hauptsächlich dieser Naturalismus, weil in diesen das Kunstmittel von dem darstellenden Subjekt ungetrennt ist, und Jeder es im Leben schon unwillkürlich gebraucht. Deshalb entsteht so leicht die Meinung, als sei in diesen Künsten das Studium nicht nöthig, und deshalb könnte es auch scheinen, als sei ein jeder Dichter und Schauspieler Naturalist. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, so

ergibt sich bald, mit welchem gewissenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiösen Vertiefung in die Gegenstände der Dichtkunst sie ihren Naturberuf entfaltet und ihrer Kunst obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die Meisten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. s. w. nicht betrieben hätten, und also Naturalisten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweise den Namen des Naturdichters auf sie übertragen. Sonach würde derselbe zunächst denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetischen Anlage ausgestattet, auch ohne eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweisung (als Autodidakt) zu dem Charakter des Dichters gelangt. Endlich scheint sich dieser Name, so wie der Ausdruck: Naturpoesie, auf die verschiednen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird, und ohne welche es nirgends und zu keiner Zeit Poesie gegeben hat. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anschauung und der allseitigen Vertiefung in die Gegenstände trägt. Sie ist dem Künstler vorzugsweise eigen und förderlich. In Beziehung auf die Persönlichkeit des Künstlers aber ist sie mehr bewußtlos, und hat den äußern Anschein eines instinktartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenseins an die Gegenstände. Sie findet sich unter Menschen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo sich der Mensch nur erst allmälig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er also der Natur noch näher steht. Eine andre entgegengesetzte Art der Bildung findet Statt, wo einseitige, das Geistige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Ueberlegung herrschend geworden ist. Man kann sie die künstlichere Bildung nennen. Bei jener herrscht überhaupt die Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber trit ein: 1. in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchristlichen), und der neuern Zeit, so daß man die griechische Poesie im Gegensatze der Poesie der neuern Völker überhaupt, vorzugsweise Naturpoesie, letztre Kunstpoesie nennen könnte, insofern sie eine künstlichere Bildung voraussetzt, dann 2. in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, so daß die homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter, im Gegensatze der spätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutsche Poesie, namentlich die Poesie der Volkslieder oder die volksmäßige Poesie im Gegensatze der Dichtungen späterer und unsrer Zeit, Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derselben Zeit bei verschiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und überlegende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Göthe, als wahre Naturdichter einem Schiller, als mehr überlegendem Dichter (Einige sagen philosophischem Dichter), entgegenstellen. Erstre nämlich fassen ihre innere Welt im Drange ihres poetischen Gefühls in lebendigen, scharf beschlossnen Zügen und Gestalten auf; in Schiller's Poesien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geistvolle Reflexion über die Gegenstände, ja über die Poesie selbst, statt Darstellung derselben, ferner einen Gegensatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dicher in seiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, das freilich erst nach seinem Hingang an Dichtern von weniger Kraft und Gedankenfülle besonders unangenehm bemerkt und zum Gegensatz der Poesie in der Poesie geworden ist. Aus dieser Kulturverschiedenheit ist es

auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns so selten sind und immer seltner erscheinen werden, da im Gegentheil die Kunstphilosophen und Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffne folgt dem Schaffen nach und erscheint vorherrschend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst zu unsrer Zeit der Unterschied der Naturpoesie und des Naturdichters von der Kunstpoesie gemacht worden ist. Denn da der Naturdichter, als solcher weniger über sich selbst reflektirt, was erst der Charakter einer spätern Bildung ist, in welcher der Verstand vorherrschend wird: so konnte eben auch der Charakter der Naturpoesie den Menschen jener Zeit nicht zum Bewußtsein kommen, wol aber der spätern Zeit, der Zeit der herrschenden Reflexion, die jenen Gegenstand erst bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie mehr oder weniger volksmäßig ist und alle Klassen und Stände einer Nation gleich anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der geistigen und geselligen Bildung verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene mehr an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man sich zu dieser erheben und bilden. Endlich kann der Name: Naturpoesie und Naturdichter, auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen kann nur da selbstständig von der Poesie erfaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatze des Geistes und bloß durch Ueberlegung, sondern symbolisch und gleichsam als Personificirung des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist gewöhnlich in der beschreibenden oder malenden Poesie am allerwenigsten der Fall; sie ist im Gegentheil öfter Erzeugniß eines einseitigen Nachdenkens, welchem die Phantasie kümmerlich untergeordnet wird, als ein freies Ergebniß der gefühlvollen und phantasiereichen Naturanschauung; daher wir das beschreibende Gedicht, wie es ist, am wenigsten zur Naturpoesie und den beschreibenden Dichter am wenigsten zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns Jemand um ein fehlerfreies Muster der Naturpoesie in letzterm Sinne fragte. Was man übrigens heut zu Tage hier und damit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unsre Leser aus dem Art. Hiller ungefähr ersehen.

Naturell. Unter diesem oft schwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommnen, Ausdruck befaßt man am richtigsten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen. Vom thierischen Leben geht Alles bei uns aus; unser erstes Leben ist bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geistige Leben sich entwickelt hat, dauert das vegetative fort und hat einen wesentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geistige Leben. Wie oft sind wir das Spiel unsers Mechanismus! Kann aber schon ein vorübergehender Zustand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beschaffenheit! Menschen, die schon in der physischen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich an Gefühl, Meinung und Vorstellung sich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menschen hat man demnach Rücksicht zu nehmen auf seinen Organismus, die besondre Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geistigen und moralischen Menschen hervorbringt.

Man kann auch sagen, daß man Rücksicht zu nehmen habe auf Constitution, Bau und Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte. Beide sind noch nicht das Naturell selbst, sondern nur die Bedingungen desselben; denn je nachdem diese verschieden sind, kommen auch verschiedne Erscheinungen des Gemüths zum Vorschein. S. auch den Art. Temperament. dd.

Naturforschung, s. Naturgesetze.

Naturgeschichte ist (im gewöhnlichen Sinne) die erzählende Darstellung der Entwicklung der Naturdinge, Naturkörper, Naturprodukte), wobei alle die Entwicklung (werdende und gewordne Bildung) begleitenden Erscheinungen erwähnt und beschrieben werden. Wenn aber zugleich die Gründe der Entwicklung mit erörtert werden, wodurch die Nothwendigkeit des bestimmten Gangs und Charakters der Entwicklung offenbar wird, so daß man begreift, warum die Erscheinungen gerade so und nicht anders sind, noch sein können: so entsteht eine höhere, nicht bloß erzählende, sondern philosophische Naturgeschichte, welche auch Naturphilosophie heißt. Daraus erkennt man, daß das, was man gewöhnlich Naturgeschichte nennt, nämlich die erzählende (empirische), die Entwicklung oder Bildung der Naturdinge reinhistorisch darstellende Naturgeschichte erst durch die Naturphilosophie ihre rechte Begründung, und somit Werth und Wahrheit erhält, und daß dagegen die bloß empirische, die sich um die Gründe der Entwicklung nicht bekümmert, zwar nützlich sein wird für das praktische Menschenleben, mithin z. B. in ökonomischer, technologischer, forstwissenschaftlicher Hinsicht sehr dienlich sein, aber keinen Werth als Wissenschaft haben kann, da man durch sie die Natur und ihre Erzeugnisse nur von ihrer Außenseite kennen lernt. Gegenstände für die Naturgeschichte können nur diejenigen Naturdinge sein, deren Entwicklung (Bildung in der Zeit und im Raume), wo möglich von ihrer Entstehung an, durch deutliche Anschauung beobachtet werden kann. Dahin gehört also die Erde oder unser Planet, wenigstens die Erdrinde, so weit man sie durchforschen kann, und alles was auf ihrer Oberfläche ist, wächst und lebt. Was dagegen außerhalb unsers Planeten ist, der Himmel also oder die entfernten Weltkörper, gehört nicht in den Bereich der Naturgeschichte, obgleich es Gegenstand einer Naturwissenschaft, der Astronomie ist. Denn jeder Weltkörper muß zwar, als lebendes Weltindividuum, so gut wie unsre Erde, wie jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch, seinen besondern Lebenslauf, d. h. ein entstehendes, zunehmendes (aufsteigendes), abnehmendes (absteigendes) und endlich vergehendes (aufhörendes, verschwindendes) Leben, mithin eine wirkliche (reale) Naturgeschichte haben, und diese Naturgeschichte kann nur an den Veränderungen, Erscheinungen und Erzeugnissen erkannt werden, welche jede Lebensperiode des Weltkörpers bezeichnen und begleiten; aber diese Veränderungen, Erscheinungen rc. können bei den entfernten Weltkörpern nicht beobachtet werden, weil die Anschauung des Menschen nicht so weit reicht, und daher ist auch keine kosmische Naturgeschichte (Naturgeschichte der Weltkörper), als menschliche Wissenschaft, möglich. Auch werden Physik und Chemie, für sich, nicht zur Naturgeschichte gerechnet, für welche sie aber theils begründende, theils Hülfswissenschaften sind. Es kann also nur vier Hauptwissenschaften geben, welche die Naturgeschichte in sich begreift (oder zur Naturgeschichte gehören), nämlich folgende vier naturhistorische Wissenschaften: 1. die Geologie, als Naturgeschichte

der Erde, diese als Ganzes und in ihren Theilen (Boden, Minera-lien) betrachtet, oder die Mineralogie in umfassenderm Sinne; 2. die Phytologie oder Botanik, als Naturgeschichte der Pflanzen und des Pflanzenreichs; 3. die Zoologie, als Naturgeschichte der Thiere und des Thierreichs, und 4. die Anthropologie als Naturgeschichte des Menschen und des Menschenreichs oder der Menschenwelt. Jede dieser, zur ganzen Naturgeschichte gehörigen vier Hauptabtheilungen oder Hauptwissenschaft hat nun wieder ihre Zweige (als untergeordnete Wissenschaften), welche hier nicht wiederholt zu werden brauchen (s. d. Art. Naturwissenschaften), diese haben wieder Nebenzweige, und alle treiben gleichsam Laub und entfalten aus sich Blüten und Früchte, und so gleicht das Ganze einem Baum, dessen Stamm die Geologie, dessen höchster Gipfel aber mit den edelsten Blüten und Früchten die Anthropologie ist. Alle Naturgeschichte ist nothwendig einer Seits erzählend (geschichtlich im engern Sinne), indem sie die Veränderungen eines sich entwickelnden Naturindividuums vorträgt, wie sie in der Zeit auf einander folgen. So erzählt die Phytologie, wie die Pflanze ihre Entwicklung nach zwei entgegengesetzten Richtungen mit dem Keim des Samenkorns beginnt, abwärts in der Wurzel, die sich unter der Erdoberfläche verbreitet, aufwärts in dem Stengel, der, sich über die Erdfläche erhebend, dem Himmel entgegen wächst; wie der Stengel in der Folge Aeste und Zweige aus sich hervortreibt, wie dann die Zweige in Laub sich entfalten, wie dieses endlich in der Blüte die höchste Form der Pflanzenbildung erreicht, wie ferner von diesem Wendepunkt aus der Lebenslauf der Pflanze abwärts zu steigen beginnt, indem sich aus der Blüte allmälig die Frucht, aus dieser zuletzt der Same entwickelt. Andrerseits ist die Naturgeschichte beschreibend, indem sie zeigt, wie sich die Lebensmomente eines Naturwesens bei seiner Entwicklung, im Raume darstellen und als leibliche Form in Verbindung mit Farben und sonstigen körperlichen Eigenschaften offenbaren. Die Naturbeschreibung hat es also mit der Gegenwart, daher vorzüglich mit dem zu thun, was sich im Lebenslauf eines Naturdings im Raume bereits entwickelt hat, also mit der Darstellung der räumlichen Erscheinung eines Lebens, sowol im Einzelnen als in der Gesammtheit, nach den Theilen sowol als im Ganzen. Da nun das Zeitliche und Räumliche der Dinge, nämlich das Fortschreiten der Entwicklung des Lebens und die Darstellung des Entwickelten im Raume, in der Natur nicht getrennt, sondern beides immer beisammen, in und mit einander ist, so können auch diese beiden Momente der Naturgeschichte: Erzählung und Beschreibung, nicht völlig von einander getrennt werden, sondern sie spielen nothwendig in einander, und können nur durch das Uebergewicht auf der einen oder andern Seite, durch ein Vorherrschen des einen Moments über das andre unterschieden werden. So hat es die Phytologie, bei der Beschreibung der Pflanze zunächst nur mit der räumlichen Gegenwart derselben zu thun; aber alle Gegenwart weist auf eine Vergangenheit zurück und verspricht eine Zukunft: nicht alle Theile der Pflanze sind zugleich gegenwärtig; der Phytolog oder Botaniker muß also, um vollständig zu beschreiben, zugleich auf das Zeitliche Rücksicht nehmen, in seine Beschreibung die Erzählung aufnehmen, indem er z. B. bei der Beschreibung der Blüte, wenn er deren Bedeutung angeben will, auf ihr Vorbild in der Laubpflanze (Laub, Stengel und Wurzel) zurückweisen und auf die Anlage der künftigen Frucht aufmerksam machen muß, bei der Beschreibung der Frucht und des Saamens aber auf die vergangene Blüte zurückdeuten muß. Ein drittes Moment der Natur-

geschichte ist die Systematik, d. h. die naturgemäße oder wenigstens nach Naturgemäßheit strebende Anordnung und Stellung der Theile des Ganzen; sie bezieht sich, einer Seits, auf das vollkommenste Individuum eines Reichs, andrer Seits, auf das ganze Reich, und sie kann daher in jener Beziehung die specielle, in dieser die generelle Systematik heißen. Sie ist eigentlich das Resultat aus der Erzählung und Beschreibung, also das dritte Moment der Naturgeschichte, nicht neben den beiden ersten, sondern aus ihnen hervorgegangen. Denn wer z. B. weiß, wie sich die vollkommne (ihrer ganzen Idee entsprechende) Pflanze, ihren Theilen nach, in der Zeit entwickelt, und vermöge einer sinnvollen Beschreibung die Bedeutung ihrer Theile kennt, der kennt auch ihre nahe und entferntere Verwandtschaft, ihren Rang, ihre stufengemäße Stellung gegen einander, d. h. erkennt das System der Pflanze. Für die generelle Systematik dient nun die specielle zum Muster und Vorbilde; denn aus dem System der einzelnen Pflanze — um bei diesem Beispiele zu bleiben — werden die Eintheilungsgründe für das ganze Reich genommen. Die empirische Naturgeschichte pflegt, willkürlich, nur einzelne Theile des speciellen Systems herauszuheben, um sie für die Eintheilung des Reichs zu benutzen, indem z. B., nach Linné, bloß die Organisation der Blüte (eigentlich nur ein Theil dieser Organisation) zum Princip der systematischen Anordnung des ganzen Pflanzenreichs gemacht wird. So entstehen die künstlichen Systeme, deren Mehrheit aus ihrem Wesen sehr begreiflich ist (m. vergl. hier d. Art. Natursystem). Die philosophische Naturgeschichte dagegen nimt sich das ganze nach philosophischen Gründen erkannte, specielle System zum leitenden Princip für die natürliche Anordnung des Reichs, und hierdurch wird das natürliche oder philosophische System begründet, wobei die Richtigkeit und Vollständigkeit der Begründung alle Vielheit der Systeme ausschließt. Diese drei Momente oder Hauptseiten der Naturgeschichte dürfen nun nicht verwechselt werden mit folgenden drei Theilen, in die sie in andrer Hinsicht zerfällt. An jedem Naturwesen (Naturindividuum) unterscheidet nämlich der menschliche Verstand: 1) die leibliche Form, mit allen dahin gehörigen materiellen Eigenschaften; 2) die Substanz des Leibes (chemischen Bestandtheile und deren Verhältniß), 3) das Leben. Die Betrachtung, Erforschung und Bestimmung dieser Drei, welche, während des Daseins, in jedem Naturdinge untrennbar verbunden, oder eigentlich nur Unterschiede einer Einheit sind, gibt die drei Theile jeder naturhistorischen Wissenschaft, nämlich: a. die Formenlehre — Morphologie; b. die Stofflehre — Stöchiologie (Chemie); c. die Lebenslehre — Biologie oder Physiologie. Die Formenlehre, welche vorzugsweise Gegenstand der Naturbeschreibung oder vielmehr sie selbst ist, wäre, naturgemäß, eigentlich der dritte Haupttheil einer naturhistorischen Wissenschaft, da die sichtbare Form oder Gestalt das Resultat oder die Erscheinung des Gleichgewichts von Stoff und Leben ist, während im Stoff das Materielle, im Leben das Geistige oder Thätige mit Uebergewicht hervortrit (s. d. Art. Naturwissenschaften); aber die Formenlehre (Morphologie) ist, einer zweckmäßigen Methode gemäß, der erste (zuerst vorzutragende) Theil, weil die Form der (sinnlichen) Anschauung am nächsten liegt. Aber diese drei Haupttheile sind in der Naturgeschichte nicht für sich und abgesondert von und neben den oben erwähnten drei Momenten: der Beschreibung, Erzählung und Systematik; sondern diese kommen in jedem Haupttheile wieder vor, und jeder soll beschreibend, erzählend und systematisch sein. So theilt sich

z. B. die Formenlehre: 1) in Formbeschreibung; 2) in Formgeschichte (Darstellung der Formverwandlung); 3) in Formsystematik (Anordnung der Dinge nach ihren Formen). Eben so gibt es für die Stöchiologie eine Stoffbeschreibung (Darstellung der Eigenschaften der Stoffe), eine Stoffgeschichte (erzählende Darstellung der Umwandlung der Stoffe bei der Entwicklung eines Naturkörpers), und eine Stoffsystematik (naturgemäße Eintheilung und Anordnung der Stoffe); und eben so hat die Physiologie dieselben drei Momente der Naturgeschichte in sich aufzunehmen, oder sie sind vielmehr wesentlich in ihr enthalten. Die Naturbeschreibung hat es mit der Gegenwart (der vorhandnen Bildung, als Ergebniß der Entwicklung), die Erzählung mit der Zeitfolge der Veränderungen bei der Entwicklung die Systematik mit der natürlichen Anordnung des Entwickelten zu thun. Bemerkenswerth ist es, daß die beiden ersten Momente der Naturgeschichte bei den verschiednen Naturwissenschaften in einem verschiednem Verhältniß zu einander stehen, und daß dieses Verhältniß in der Stufenleiter der Naturwissenschaften nach einem erkennbaren Naturgesetze wechselt. Da der Entwicklungsgang der Natur mit dem Vorherrschen des Realen oder Materialen beginnt, und stufenweise zum Lebendigen und Geistigern sich erhebt: so ist auch in der Mineralogie, die es mit dem untersten Naturreiche, worin das Materiale überwiegt, zu thun hat, das reale Moment der Naturgeschichte, die Naturbeschreibung überwiegend; das ideale dagegen, nämlich die Erzählung oder Naturgeschichte im engsten Sinne, zurückgedrängt. Mit dem in den folgenden höhern Reichen gesteigerten Naturleben, welches in zeitlichen Veränderungen sich offenbart, steigert sich auch in gleichem Verhältniß das ideale Moment der Naturgeschichte in den entsprechenden Wissenschaften; denn deutlicher trit es schon in der Phytologie (bei der erzählenden Darstellung der Pflanzenentwicklung) hervor, fängt in der Zoologie an, überwiegend zu werden, und ist in der Anthropologie (Naturgeschichte des Menschen und der Menschenwelt) in entschiednem Uebergewicht. Im Menschen ist die Natur im höchsten Grade zeitlich und geistig geworden (das Zeitliche ist die Form des Geistigen). Zur Anthropologie gehört die Geschichte. Denn Geschichte ist ebenfalls Naturgeschichte; sie ist Geschichte der Natur des Menschen und seines Geschlechts, Darstellung der Entwicklung der physischen (leiblichen), psychischen (seelischen, geistigen), mithin auch ethischen (moralisch-religiösen) Natur des geselligen Menschen. Daher hat die Naturgeschichte in ihre höchsten Stufen (die Zoologie und Anthropologie) noch einen vierten wesentlichen Theil, die Psychologie nämlich, in sich aufzunehmen, d. h. sie hat diese Wissenschaft, als wesentlich zu ihr gehörig zu betrachten und zu bearbeiten. Von dieser Seite ist aber, zur Vervollkommnung der Naturgeschichte noch viel, und in Betreff der Zoologie fast noch alles zu thun übrig, da die Thierpsychologie gegenwärtig noch empirisches Stückwerk ist, welches man in die Naturgeschichte der einzelnen Thiere da mit einwebt, wo von ihrem Betragen, d. h. von ihren psychischen Eigenschaften die Rede ist, wie sich diese in Handlungen äußern. Man war bisher gewohnt, die Psychologie des Menschen nicht nur von den Naturwissenschaften zu trennen, sondern sie wol gar als eine ihnen völlig fremde (heterogene) Wissenschaft zu betrachten; aber mit welchem Rechte? Was ist die Psyche (Seele) des Thieres anders, als seine unsichtbare Natur? Und so ist auch die menschliche Psyche nichts anders, als des Menschen höhere, ideale Natur. Psychisches Leben ist höheres Naturleben. Die Seele ist keine zufällige Gabe, die zum fertigen Leibe

erst hinzugekommen wäre; sie ist eins mit dem Leben und ist daher dieses selbst auf einer höhern Stufe (man vergl. d. Art. Geist). Die Anthropologie ist die höchste naturhistorische Wissenschaft, wovon ein Haupttheil die Psychologie, als Wissenschaft von der geistigen Natur des individuellen Menschen, ist. Da überhaupt das Edelste oder Höchste am spätesten zur völligen Entwicklung (Reife) gelangt: so darf man sich nicht wundern, daß es noch keine Anthropologie als vollständig organisirte Wissenschaft gibt, daß sie nur noch stückweise existirt und erst von der Zukunft die Sammlung ihrer zerstreuten Glieder in ein Ganzes erwartet, womit zugleich ein neuer Geist in sie kommen wird, der die zum Theil noch unerkannten Theile oder Glieder vollkommner gestalten und in die innigste Beziehung mit einander setzen wird. Sie wird sich dann als diejenige Wissenschaft offenbaren, in welcher die realen und idealen, die Natur= und Geisteswissenschaften ihren Einigungspunkt finden müssen, mithin die alte Trennung, die der sondernde und abstrahirende (scheidende) Verstand zwischen Natur und Geist gesetzt hat, aufhören, mithin auch die Scheidewand zwischen den erwähnten Wissenschaften fallen wird, indem die idealen Wissenschaften sich deutlich als höhere Naturwissenschaften zu erkennen geben werden. Endlich gehören zur Naturgeschichte noch folgende, ergänzende, doch minder wesentliche Theile, nämlich: a. die Bestimmung des Vorkommens oder Aufenthalts und der geographischen Verbreitung der Naturprodukte, was man die Geographie der Naturgeschichte nennen kann; b. die Beziehung derselben auf die Benutzung von Seiten der Menschen, wodurch eine Verbindung der Naturgeschichte mit andern Wissenschaften entsteht, in welcher Hinsicht z. B. von einer ökonomischen, technologischen, forst= und jagdwissenschaftlichen Naturgeschichte die Rede sein kann. Bei der Naturgeschichte eines einzelnen Naturdinges oder seiner Art, müßten also, wenn sie vollständig sein soll, besonders in Beziehung auf die höhern Reiche, also z. B. bei der Naturgeschichte eines Thieres folgende Punkte vorkommen; 1. systematische Bestimmung durch die Artkennzeichen (denn die Charaktere des Reichs, der Klasse, Ordnung, Zunft, Sippschaft und Gattung werden der speciellen Naturgeschichte vorausgeschickt), Systematik; 2. Naturbeschreibung, Morphologie; 3. Aufenthalt, geographische Verbreitung, geographische Naturgeschichte; 4. anatomische Bestimmungen (kurze Beschreibung der innern Theile); 5. physiologische Bestimmungen, Biologie der innern Theile; 6. stöchiologische Bestimmungen, Stofflehre oder Chemie, in Beziehung auf die innern Theile; 7. Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und psychisches Betragen, niedere und höhere Biologie, Lebens= und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze (des Thieres); 8. Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, ökonomische, technologische, forst= und jagdwissenschaftliche Naturgeschichte. Einige dieser Punkte fehlen noch in der speciellen Naturgeschichte, andre können noch zu wenig berücksichtigt werden; die Ergänzung ist von der Zukunft zu erwarten und wird durch das Fortschreiten der Wissenschaften herbeigeführt werden. Die erste Begründung der Naturgeschichte feiern wir in dem Namen Aristoteles. Unter den Römern hat sich der ältere Plinius, für seine Zeit, um die Naturgeschichte verdient gemacht. Im Mittelalter war sie mit allen Wissenschaften im tiefsten Verfall, und noch zu Anfang bis über die Mitte des vorigen Jahrhunders in dürftigem Zustande, durch Erdichtungen, fabelhafte Thiere und andre Irrthümer entstellt. Erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und dem Anfange des gegenwärtigen neunzehnten hat sie sich, mit der

Wiedergeburt der Philosophie, zu einer bedeutenden Bildung erhoben und sieht einem noch blühendern Zustande entgegen.

Naturgesetze. Wollte man sich unter dieser Benennung feste (unabänderliche) Regeln denken, nach welchen die Erscheinungen oder Veränderungen in der Natur erfolgen, Regeln, welche Gott der Natur eingeprägt, ihr gleichsam vorgeschrieben und dadurch eine Ordnung und Sicherheit gegeben hat, in welcher sich seine Weisheit offenbart: so würde man die Wahrheit nicht sehr verfehlt haben, vorausgesetzt, daß man sich Gott nicht als einen von der Natur getrennten und ihr ganz fremden Gesetzgeber denkt. Wer die letztre Vorstellung von Gott noch für die seinige erkennt, dem kann auch die Natur nichts Höheres sein, als ein mechanisches Kunstwerk, hervorgebracht durch einen von ihm wesentlich gesonderten Künstler, nach einen zuvor (auf menschliche Weise) in der Zeit entworfnen Plane. Dagegen ist die obige Erklärung der Naturgesetze richtig, sobald man sich den Gesetzgeber als die übersinnliche Natur, als das ewige Ansich der Dinge, als deren unveränderlichen, von ihnen selbst untrennbaren Urgrund und alle Erscheinung tragenden Mittelpunkt denkt. Dann sind die Naturgesetze nicht von außen her in die Natur gekommen, sondern sie quellen aus ihrem Innersten hervor, und der Gesetzgeber ist der in der Natur, wie in der idealen Welt (Geschichte) mit unmittelbarer, unendlicher Weisheit wirkende und waltende Weltgeist. Daher kann man auch sagen, die Natur sei ihre eigne oder Selbstgesetzgeberin, oder, wie die Philosophen sich ausdrücken, sie handle autonomisch, d. h. selbstständig, nach Gesetzen, die unmittelbar aus ihrem unsichtbaren Wesen hervorgehen. Auch der menschliche Gesetzgeber kann ja nur menschliche Gesetze vorschreiben, und darf den Menschen keine solchen aufdringen, welche dem Wesen der Menschheit fremd wären, sie werden, im Gegentheil, um so mehr das Gepräge der Weisheit in sich tragen, je mehr sie mit der menschlichen Natur übereinstimmen und aus ihrer Tiefe genommen sind. Gegen solche Gesetze sträubt sich auch der gebildete Mensch nicht; er befolgt sie gern und willig, d. h. indem er fühlt und sieht, daß der Gesetzgeber nur ausgesprochen und seinem Bewußtsein vorgeführt hat, was in ihm selbst liegt, was seine eigne Natur ihm in Beziehung auf geselliges, rechtliches Leben vorschreibt. Ein weiser Gesetzgeber entwickelt und ordnet nun die menschlichen Naturgesetze für das wechselwirkende Leben der Menschen im Staate. Nur der unrechtliche, bürgerlich verbildete Mensch fühlt sich unter dem Zwange des Gesetzes, weil er von seiner rechtlichen Natur abgefallen, ihr untreu geworden ist, nur folgend seinem verkehrten Wesen. Und so steht auch nur der sittlich gefallne Mensch, der Unsittliche, Lasterhafte unter dem Zwange des Sittengesetzes. Für den Tugendhaften gibt es kein: Du sollst; denn er handelt, als solcher, im Geiste seiner eignen, höhern, sittlichen Natur, getreu dem Göttlichen, das in ihm wohnt, und fühlt sich frei und selig in dieser Harmonie, die seiner Bestimmung entspricht. Wie nun die menschlichen Naturgesetze (Rechtsgesetze) die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des bürgerlichen Lebens begründen und das Sittengesetz die moralische Weltordnung bedingt, so die Naturgesetze die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtlosen Natur. Sie sind Zeugen von der Beständigkeit, Untrüglichkeit, gleichsam von der unendlichen Treue, auf welche mit vollkommner Sicherheit zu bauen ist, so weit man ihre Gesetze kennt; durch letztre ist alles in der Natur bis auf das Kleinste, Unscheinbarste herab, dem Zufall entrückt und der Ordnung übergeben. Es ist nur der religiöse

Ausdruck für diese Wahrheit, wenn Christus sagte: „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling von dem Dache, kein Haar von einem Haupte." Der Wille Gottes offenbart sich hier, wie überall, in der durch das Ganze greifenden weisen Gesetzmäßigkeit der Natur. Und könnte die Natur wol ein Ganzes sein, wenn es sich anders verhielte? Sie ist entweder durchgängig zufällig und dann kein Ganzes, oder ein Ganzes und dann durchgängig gesetzmäßig. Gesetzlosigkeit, wenn man sie irgendwo in der Natur, z. B. in den Veränderungen des Wetters zu sehen meint, kann daher nur scheinbar sein, und dieser Schein kommt von der Unkenntniß der Naturgesetze in dieser Sphäre ihres Lebens und Seins. Wenn aber die Wetterveränderungen wirklich zufällig und Folge der gesetzlosen Willkür der Natur in ihrer atmosphärischen Thätigkeit sind, woher kommt es, daß gleichwol die Menschen, namentlich die Naturforscher, von jeher bemüht waren, das Wetter vorauszubestimmen, und von diesem, so oft schon mißlungnen Streben noch immer nicht ablassen wollen? Wäre es nicht widersprechend, bei der Voraussetzung, daß die Natur irgendwo und irgendwann willkürlich (gesetzlos, zufällig) handeln könne, dennoch ihre Handlungen voraussagen zu wollen? Aber der Mensch, ein Sohn und Ebenbild der Natur, widerspricht sich hierin nicht; er ist genöthigt, und wäre es gegen seinen Willen, die Natur in ihren Erscheinungen durchgängig und ohne Ausnahme, als gesetzmäßig zu betrachten und daher überall, auch in ihrem scheinbar willkürlichsten Wirken, nach ihren Gesetzen zu forschen. Auf das gleiche Ergebniß kann man auch auf einem andern Wege, von einer andern Seite her gelangen. Alles Erscheinen der Natur ist Aeußerung ihres Innern (Verborgnen), Offenbarung ihres übersinnlichen Wesens in der Sphäre des Sinnlichen, d. h. in der Welt des Materiellen und Geistigen, mithin Darstellung ihres Wesens in räumlichen und zeitlichen Formen. Alles Leben und Sein der erscheinenden Natur ist zeitliche und räumliche Offenbarung. Zeit und Raum sind aber die Uranfänge (Principien) der Mathematik, und deren Gegenstand die Welt der zeitlichen und räumlichen Formen (der Zahlen und Gestalten). Die schaffende Natur, von dieser Seite betrachtet, zeigt sich überall als vollkommen, allseitige, mathematische Künstlerin, und ihre Gesetze können nur näher als mathematische (Zeit- und Raum-) Bestimmungen ihres Erscheinens, doch ihres Wirkens und Seins erklärt werden. Man betrachte, welches Naturgesetz man will, so wird man es und oft auf den ersten Blick, von mathematischem Charakter finden und gewahr werden, daß der Inhalt eines jeden, im Allgemeinen, Maß, Zahl, Gewicht ist, und daß in jedem besondern Naturgesetze ein bestimmtes Verhältniß der Naturkräfte oder ein Zeit- und Raumverhältniß der Erscheinungen ausgesprochen wird. Man betrachte in dieser Beziehung z. B. folgende Naturgesetze: 1. Alles Licht, so lange es in einerlei Mittel (durchsichtigen Materie) bleibt, pflanzt sich in gerader Richtung (nach geraden Linien) fort; 2. das Gesetz der Strahlenbrechung: wenn ein Lichtstrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel übergeht, so wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen, und der gebrochene Winkel ist kleiner als der Neigungswinkel; im entgegengesetzter Falle wird aber der Lichtstrahl von dem Einfallslothe abwärts gebrochen, und der gebrochne Winkel ist jederzeit größer als der Neigungswinkel (s. d. Art. Brechung der Lichtstrahlen); 3. das Gesetz des Falles, nach welchem bei einem fallenden Körper die Räume, welche er durchläuft, sich wie die Quadrate der dazu erfoderlichen Zeiten verhalten. Aber auch in den organischen Naturreichen ist

lles naturgesetzmäßig und es offenbart sich der gleiche mathematische Charakter in den Naturgesetzen des Organischen, wie in denen des Anorganischen. Man beachte z. B. in dieser Hinsicht das camper'sche (von Camper entdeckte) Naturgesetz, nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und menschlichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zurücktrit, je vollkommner organisirt und geistvoller die Wesen sind; oder das sömmering'sche, nach welchem das Gehirn im Verhältnisse zur Masse und Dicke des Rükkenmarks und der Nerven an Größe und Masse um so bedeutender ist, je vollkommner organisirt die Thiere sind; oder das gall'sche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnschädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann. Niemand wird verkennen, daß das Wesen dieser (zuletzt erwähnten) Naturgesetze in bestimmten Raumverhältnissen, hinsichtlich der Kopftheile und andern Organe bei Thieren verschiednen Ranges (verschiedner Stufe oder verschiednen organischen Werthes) liegt. Wo aber die Raumverhältnisse zurücktreten und keine oder weniger geometrische Bestimmungen gestatten, da treten desto mehr die Zeitverhältnisse hervor, welche in arithmetischen Bestimmungen (Zahlen) ausgedrückt werden. So haben z. B. viele Krankheiten ihr bekanntes Zeitgesetz (Typus), d. h. sie entwickeln sich in einer bestimmten Zeit, kommen daher an bestimmten Tagen, z. B. am 7., 14., 21. u. f. Tage zur Entscheidung (Krisis), sie haben, wie man sich ausdrückt, eine siebentägige Periode, oder die Anfälle und Erscheinungen gewisser Krankheiten kehren an bestimmten Tagen wieder, wie bei verschiednen Arten der Fieber. Eben so ist die Entwicklung der organischen Wesen an Zeitgesetze gebunden; die Brütezeit der Vögel z. B. ist bei verschiednen Arten eine verschiedne, aber bestimmte, deren Länge wieder mit der Stufe oder Vollkommenheit der Vögel in einem bestimmten Verhältniß steht, indem z. B. der Zaunkönig eine viel kürzere Zeit zum Ausbrüten seiner Eier nöthig hat, als der (weibliche) Adler. Eben so verhält es sich mit der Zeit des Trächtigseins der Säugthiere, bei welchen auch die Saugezeit für die Jungen bei den verschiednen Gattungen eine verschiedne, aber bestimmte ist, u. s. w. Wenn bei andern Naturgesetzen der mathematische Inhalt oder Charakter nicht sogleich erkennbar ist, so darf man sicher voraussetzen, daß er sich nur unserm Blicke verhüllt und daher oft bei näherer Beleuchtung hervortrit. Das Naturgesetz, kraft welchem thierische Körper nach dem Tode in Fäulniß übergehen, möge hier zur Erläuterung dienen. Wenn diesem Gesetz aller mathematische Inhalt zu fehlen scheint, so kommt es theils von der Unbestimmtheit seines sprachlichen Ausdrucks in dieser Stellung, theils von der Dunkelheit des Begriffs, den man sich unter dem Worte: Fäulniß, denkt. Dagegen blickt aus dem wissenschaftlichen Begriffe der Fäulniß sogleich das Mathematische des Gesetzes hervor; denn alle Fäulniß, sagt die Wissenschaft, ist ein Zerfallen der Einheit der organischen Masse in eine Vielheit (unbestimmte Zahl) organischer und chemischer Grundstoffe. Ueberdieß treten, bei näherer Betrachtung des allgemeinen Gesetzes im Besondern auch Zeitgesetze, welche der Entwicklung der Fäulniß angehören, hervor. Denn da letztre durch den Einfluß der atmosphärischen Luft und deren Wärme bedingt ist, so trit die sinnlich wahrnehmbare Fäulniß bald früher, bald später ein, je nachdem ihr die vorhandne Beschaffenheit der Luft und ihrer Temperatur mehr oder weniger günstig ist. Auch treten die verschiednen Stoffe oder Pro-

dukte der Fäulniß nach einander in bestimmten Perioden vorherrschend auf; Winke genug, um daraus die mathematische Form der Naturthätigkeit im Faulungsprozesse deutlich zu erkennen. Die befriedigende Erörterung dieses Artikels scheint noch die Beantwortung einiger Fragen zu fodern, welche in manchem Leser das weitere Nachdenken über diesen Gegenstand hervorrufen dürfte; es sind folgende: 1. kann ein Naturgesetz durch höhere (übernatürliche) Kräfte, etwa durch den Einfluß göttlicher Macht auf die Natur, für bestimmte Fälle, zum Behuf guter Zwecke, wenigstens auf Augenblicke aufgehoben werden? oder ist das, was wir Wunder nennen, etwa eine solche augenblickliche (momentane) Aufhebung von Naturgesetzen? Vernünftiger Weise kann diese Frage nicht bejahet werden. Wenn Gott in den Naturgesetzen selbst, in der durch sie gesetzten durchgängigen Ordnung und Harmonie des Ganzen sich herrlich offenbart, wenn die Naturgesetze als Wahrheiten seiner Offenbarung erscheinen: so würde er durch Aufhebung des geringsten Naturgesetzes (wenn überhaupt von etwas Geringem in der Natur die Rede sein kann) sich selbst widersprechen, indem er eine Wahrheit seiner Offenbarung vernichtete. Wunder sind für uns diejenigen Erscheinungen, die wir aus bekannten Naturgesetzen nicht erklären können. Oder es trit unter Umständen, die wir nicht durchschauen und die uns gleichwol bekannt vorkommen, statt des erwarteten, ein höheres unbekanntes Naturgesetz ein, und der Erfolg ist uns ein Wunder. Wer z. B. die Gesetze des thierischen Magnetismus nicht kennt, sieht in den Erscheinungen des Somnambulismus lauter Wunder: es sei denn, daß er den Dünkel habe, alles für Betrug und Selbsttäuschung erklären zu wollen. Der Glaube an Wunder ist vernünftig, wenn man sie als Zeugen höherer noch unbekannter Naturgesetze betrachtet; es ist Wahn- und Irrglaube, wenn man sie für naturgesetzwidrige Erscheinungen hält. 2. Kann ein Naturgesetz das andre aufheben oder wenigstens beschränken? Auch diese Frage muß, ihrer ersten Hälfte nach, unbedingt verneint werden. Kein Naturgesetz kann das andre aufheben, oder es müßte eine Wahrheit die andre aufheben (vernichten) können, was ein Widerspruch wäre, durch welchen das ganze Reich der Wahrheit fallen müßte. Wie alle besondern, bedingten Wahrheiten in einer unbedingten, ewigen, in einer Ur- und Grundwahrheit ihren Einigungspunkt haben, wodurch ein organischer Zusammenhang aller Wahrheiten besteht, so verhält es sich auch mit den Naturgesetzen. Die Aufhebung eines Naturgesetzes durch ein andres kann daher nur scheinbar sein; man sieht z. B. eine Pflaumfeder, die dem Gesetz der Schwere gemäß, senkrecht gegen die Erdoberfläche oder vielmehr nach dem Mittelpunkt der Erde zu mit beschleinigter Geschwindigkeit, wie andre Körper, fallen sollte, nach verschiednen Richtungen, bald aufwärts, bald seitwärts durch die Luft fliegen. Darf man daraus wol schließen, die Flaumfeder sei von jenem allgemeinen Gesetz, welchem sonst alle Körper der Erde unterworfen sind, ausgenommen, oder das Gesetz sei in ihr durch ein andres, nämlich durch das Gesetz des Widerstandes der bewegten Luft, wodurch die Bewegung nach andern Richtungen bestimmt wird, aufgehoben? Keinesweges. Denn im möglichst luftleeren Raume fällt die Flaumfeder wie andre Körper, aber wegen ihres geringen Gewichts wird in freier Luft ihr Fallen nach dem Gesetz der Schwere durch den Widerstand und die Bewegung dieses Elements gestört und modificirt; ihre regellos scheinende Bewegung ist also die zusammengesetzte Folge oder Erscheinung zweier Gesetze, welche zu gleicher Zeit in ihr wirken, nämlich des Gesetzes der Schwere und des Widerstandes der

luft. Wirkte die Schwere allein oder ihr Gesetz, so würde sie senkrecht allen mit gesetzmäßig zunehmendes Geschwindigkeit; wirkte die Luft llein oder das Gesuch ihres Widerstandes, so müßte ihre Bewegung ach andern Richtungen ungleich schneller sein. Jenes Gesetz des Fales, nach welchem sich die durchlaufnen Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten (s. d. Art. Gravitation) gilt in seiner Reinheit ür die Erscheinung nur für den Fall der Körper im völlig luftleeren Raum, welcher in der Wirklichkeit nie Statt findet; das Gesetz, in einer Reinheit ausgesprochen, wird also isolirt gedacht, d. h. mit lbzug der Störung durch den Widerstand der Luft oder jedes andern Mittels, worin die Körper fallen können. Aber in der Natur ist eins ihrer Gesetze isolirt, und keins kann sich daher in der Erscheiung rein, ohne Modification durch andre Gesetze darstellen oder ussprechen. Auf höhern Stufen der Gesammtnatur, in den organichen Reichen, wo immer mehrere Kräfte zusammenwirken, deren jede ach eigenthümlichen Gesetzen thätig ist, die einander gegenseitig den Erfolg beschränken, werden die Erscheinungen immer verwickelter und chwerer zu erklären, indem wol manches Gesetz noch unbekannt ist, während alle zur Erklärung nothwendig sind. Und dieses gibt den Schein von Willkür in der Natur, welche aus überschwenglichem inerm Reichthum mit den Farben, Gestalten und Tönen ihrer Kinder oft gleichsam zu spielen (willkürlich zu schalten) scheint; ein Schein, der wol manchen Naturforscher verleitet hat, auch dem Zufall (der Gesetzlosigkeit) in der Natur eine Rolle zu gestatten; welche Meinung aber selbst dem Vernunftbegriff (der wahren Idee) der Natur widerspricht, da die Gesammtheit der Naturgesetze eigentlich die mathematische Form der Natur ist, welche ihrem Wesen durchgängig entsprechen muß, und in welcher jeder Zufall eine das Ganze verletzende Lücke sein würde.

Naturlehre oder Physik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die allgemeinen Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkörper kennen lehrt. Die Grenzen dieser Wissenschaft lassen sich jedoch nicht mit völliger Bestimmtheit ziehen, da sie auf vielen Seiten mit der Mathematik, Chemie und Naturgeschichte zusammenfließt. Der Grund zur Naturlehre wurde schon im frühern Alterthume gelegt. Der häufige und unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von selbst dahin, ihre Eigenschaften und Kräfte wenigstens oberflächlich kennen zu lernen, aber es verstrich über ein Jahrtausend, ehe die Chaldäer und Aegypter anfingen, die gemachten Beobachtungen wissenschaftlich zu ordnen. Die Griechen, welche von ihnen lernten, ließen sie bald hinter sich zurück. Sie waren, so viel wir wissen, die ersten, welche die vorhandnen physikalischen Kenntnisse als eine besondre Wissenschaft behandelten und studirten, die ihnen ein Theil der Philosophie war. Da es ihnen aber an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte: so geriethen sie auf unzählige Abwege. Von den Römern wurde die Naturlehre wenig bearbeitet und schlummerte wie alle übrigen Wissenschaften, bis zu den Zeiten der Araber. Diese schöpften sie aus dem Aristoteles, dessen Werke sie sorgfältig bearbeiteten und commentirten. Unter den Christen des Mittelalters hinderte religiöser Aberglaube das Aufblühen der Naturlehre, der Verdacht der Zauberei traf denjenigen, der sich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur über sein Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man sich auf durchaus falschem Wege; statt die Natur zu beobachten, verfolgte man die leeren aristotelisch-scholastischen Grillen. Erst zu Anfange des 17. Jahrh. zeigte Baco von Verulam mit Nach-

druck, wie nothwendig es sei, sich, um die Natur kennen zu lernen, von der Erfahrung leiten zu lassen. Schon vor ihm hatten Kopernikus und Tycho de Brahe das aristotelische Lehrgebäude angegriffen und die Schwächen desselben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Keppler u. A. auf und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie öffentlich zu behaupten, war indeß in seinem Zeitalter mit großer Gefahr verbunden. Nur langsam siegte die Wahrheit, wozu die Erfindung mehrer physikalischen Instrumente nicht wenig beitrug, indem man mit Hülfe derselben genauere Versuche anzustellen vermochte. Cartesius stürzte das alte System gänzlich, wiewol seine Begierde alles zu erklären ihn auf andre Abwege führte. Das meiste Licht verbreitete in der Naturlehre unstreitig Newton am Ende des 17. Jahrh. Seine scharfsinnigen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Strahlenbrechung, seine Farbentheorie und die Auffindung des Gesetzes der allgemeinen Anziehung oder Schwere haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, siehe Religion, Religionsphilosophie und Physikotheologie.

Naturphilosophie. Der rechte Begriff davon setzt vor allem die wahre Idee oder Ansicht der Natur aus dem Standpunkte der Wissenschaft (Philosophie) voraus (man vergl. diese Ansicht in dem Art. Natur); denn die Naturphilosophie ist die allseitige systematische Darstellung oder organische Durchführung dieser Ansicht, und daher Naturwissenschaft im höchsten Sinne des Worts (s. den Art. Naturwissenschaft). Der niedre Gegensatz von ihr ist die Naturkunde, als Summe der Erfahrungskenntnisse von der Natur, enthaltend die empirischen Naturwissenschaften, die als geordnete Sphären der Erfahrungskenntnisse über die Naturdinge und Naturerscheinungen zu betrachten sind. Die Naturkunde ist das unentbehrliche Organ der Naturphilosophie; denn sie läßt sich von jener die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche vorführen, um allen diesen Erscheinungen die rechte Deutung zu geben, oder ihre wahre Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen zu enthüllen. Wenn die Naturkunde von ihrem eignen Standpunkte aus (ohne Naturphilosophie) die Natur erklären zu können meint und Erklärungen versucht: so nennt das Empirie, so wie die so erklärenden Naturkundigen selbst, Empiriker. Nimt man den Namen Natur in der umfassendsten Bedeutung, wobei selbst der intelligente Geist als die höchste Stufe der Natur, oder als die im Selbstbewußtsein frei gewordne Natur betrachtet wird, so ist alle Philosophie Naturphilosophie. Dagegen hat die Naturphilosophie in engern Sinne ihren höhern Gegensatz in der Ideal, oder Geistesphilosophie, und wie jene die Grundwissenschaft und gleichsam der Geist aller Naturwissenschaften ist, so ist diese die höhere Grundlage und gleichsam die Seele aller idealen Wissenschaften, wohin z. B. die Psychologie oder psychische Anthropologie, die Religions- und Moralphilosophie (Ethik im engern Sinne), die philosophische Rechtswissenschaft u. s. w. gehört. Bisweilen bezeichnet man auch die Gesammtheit der idealen Wissenschaften mit den Namen Ethik, und dann steht dieser die Physik gegenüber, als Gesammtheit der realen oder Naturwissenschaften. Der Anfang oder die ersten, noch unvollkommnen Grundzüge der echten Naturphilosophie finden sich schon bei den alten Griechen, unter wel- Pythagoras sich am meisten in dieser Hinsicht auszeichnet, der seine

naturphilosophischen Ansichten in mathematischer Form darstellte, indem er vorzüglich auf die tiefe Bedeutung der Zahlen in der Natur aufmerksam machte. Für unsre Zeit ist Schelling der erste Wiederhersteller der Naturphilosophie und derjenige, welcher zugleich auf den nothwendigen Gegensatz von Natur- und Idealphilosophie zuerst aufmerksam machte. Nach ihm ist durch andere treffliche Philosophen, vorzüglich durch Oken diese unentbehrliche Grundwissenschaft weiter und besser ausgebildet worden.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotnen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, abgesehen von den im Staate geltenden Rechten, entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft oder eine philosophische Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der praktischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie oder philosophische Rechtslehre genannt. Der obige Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um das was an sich Recht sei (das Wesen des Rechts) zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen, gegolten habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen eines Naturstandes (s. d. Art.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch und moralisch, bald historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil Jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen Andre erfüllte und von keinem Zusammenstoß der Handlungen die Rede war, welcher die Bestimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich sogenannten historischen Naturstande, d. h. im wilden Zustande der Völker, herrschte nur die Gewalt oder das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nun sehr willkürlich sein würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen: so haben die einsichtsvollern Philosophen den zweideutigen Namen: Naturrecht oder natürliches Recht durch andre Benennungen zu ersetzen gesucht und die philosophische Wissenschaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, im Gegentheil erfodert die Aufstellung einer Rechtsgesetzgebung im Staate außer dem Bewußtsein jener Idee, eine Menge von Kenntnissen und Einsichten, in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart; aber es ist doch nicht bloß durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältnisse, und die Willkür hat bei der Aufstellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, diese Naturphilosophie hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch gesetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden Rechte. Die reine Wissenschaft des Rechts hat man auf den Staat angewendet und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menschenverbindung in dem Staate anzusehen ist), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entspringen-

den Rechtsverhältnisse und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältnisse der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben, oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten sind: so hat man diese Lehre wieder in das Staatsrecht und Völkerrecht abgetheilt (s. d. Art.). Was die Geschichte dieser Wissenschaft und ihre vorzüglichsten Bearbeiter anlangt, so ist klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der positiven Gesetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgesetzgebung begründete. In den neuern Zeiten sonderte sich vorzüglich das Rechtliche, Moralische und Politische, als verschiedne Elemente des menschlichen Handelns und Lebens, ab; die neuere Zeit also hat auch die Betrachtung des Rechts an sich zu einer besondern wissenschaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb diese Wissenschaft noch mit der positiven Jurisprudenz, besonders der römischen, verbunden; nach ihrer Trennung von derselben näherte sie sich bald der Moral und positiven Theologie (in ihrer ersten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode). Das Völkerrecht gab die nächste Veranlassung zur Entstehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältnisse im Krieg und Frieden (in seinem berühmten Werke: jus belli et pacis) behandelte und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten versuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angesehen. Noch mehr verdient diesen Namen Sam. Pufendorf, der über alle Rechtsverhältnisse eine selbstständige Betrachtung anstellte, welche er auf moralische Ansichten gründete. Chr. Thomasius schied das Rechtliche (justum) von dem sittlich Guten, und charakterisirte das Recht als das vernünftiger Weise Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Grundling u. A. wurde diese Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und so hieß das Naturrecht seit Achenwall die Wissenschaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettenbladt u. A. suchten bis auf Meister das Systematische zu vervollkommnen. Durch Kant und Fichte hauptsächlich begann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die Wissenschaft unmittelbar auf Principien der praktischen Vernunft und in derselben zu gründen; letztrer noch selbständiger, indem er das Recht nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Die Wahrnehmung, das ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sei, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, so daß sie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes Geiste als Politik im engern Sinne behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie (oder Kritik) des positiven Rechts gestatten will, und Gottlob Ernst Schulze. Man kann die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Menschen zwar in Verbindung, aber ohne Vermischung mit den politischen und moralischen Beziehungen entwickeln. T.

Naturreiche, s. Naturgeschichte.

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schoße der Natur entwickeln, und die Natur über die Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtsein über sie erheben, und durch Erkenntniß ihrer

Gesetze den Zauber lösen, der sie immerfort gefangen hielt, dies ist
er Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit
nnehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denkt, da-
on liegt der Grund in mehrern Umständen; hauptsächlich darin, ob
nan ihn mehr philosophisch, poetisch oder historisch auffaßt, und im
rsten Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern,
n welcher Periode seiner frühern Entwickelung der Mensch betrachtet
vird. Die poet'schen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob ei-
es goldnen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwischen dem
Naturstande der Menschheit (oder der ersten Menschen) und dem
Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen wer-
en, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare
eitung der Menschen durch die Gottheit und einen Sündenfall oder
Abfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des
ebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen
estätigt zu werden, indem die Hülflosigkeit erster Menschen bei dem
Mangel eines menschlichen Erziehers auf eine solche unmittelbare Er-
iehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Durch dieselbe Ver-
leichung vermögen wir auch die Periode eines solchen Zustandes zu
rkennen, deren Verwechselung mit andern viele Streitigkeiten und
ntgegengesetzte Meinungen über diesen Gegensatz erzeugt hat. Der
rimitive Zustand der Völker nämlich ist in den Gesetzen der Natur
ufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Kna-
enalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Heftigkeit und
Wildheit dem thierischen Institute in dem Maße nähert, als sich jene
urch Sanftheit und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne
Zweifel der Grund, warum mehrere Psychologen und Bearbeiter der
Geschichte der Menschheit einen sogenannten Stand der Unschuld und
er Wildheit unterschieden haben. Letztrer ist eigentlich mit dem Na-
urstande gemeint, wie ihn ein Hobbes vorstellte, als Krieg Aller
gegen Alle, richtiger Herrschaft der Gewalt und des Triebes, oder
er physischen Kraft. Erstrer aber würde dennoch nicht mit dem
on Rousseau geschilderten Naturstande zusammenfallen, dessen Schil-
erung aus einer hypochondrischer Ansicht der bürgerlichen Bildung
ervorging. Denn da die Erhebung des Menschen über die Natur
ie natürliche Bestimmung des Menschen in sich faßt, so ist es eine
rrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch,
m seine Bestimmung zu erreichen, die erworbne Bildung aufgeben,
nd zum Naturstande zurückkehren müsse. Wir enthalten uns übri-
gens einer ausgeführten Schilderung dieses Zustandes, da bei einer
olchen die persönliche Ansicht und die durch Bildung bestimmte Denk-
veise sich unvermerkt einzumischen pflegen, und beschreiben den Na-
urstand im Allgemeinen nur als den Zustand der Menschen und
Völker, vermöge dessen sie ohne gesellige und höhere Bildung, die
nur im Staate eintrit, unter Herrschaft des Naturtriebes einzeln oder
zusammenleben, und sich mithin dieses Lebens nicht bewußt sind.
Daß in diesem Zustande der Mensch auf Vieren gegangen sei rc., ist
ine durch nichts zu beweisende Behauptung, welche schon der Bau
es Menschen widerlegt. Mit dem, was wir im anthropologischen
Sinne Naturstand genannt haben, fällt auch das zusammen, was
nan im Naturrechte (s. d. Art.) den Naturstand genannt hat;
obgleich weder ein erdichteter noch historischer Naturstand nothwendig
st, um das Naturrecht, oder richtiger die philosophische Rechtslehre
zu begründen. Denn der Naturstand in diesem Sinne ist dem bür-
gerlichen oder dem Zustand im Staate entgegengesetzt, und ein auf-

ferrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menschen, welche durch Kunst zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, selbst im Staate lebenden Menschen einen Naturstand annehmen, z. B. einen philosophischen, in welchem der gemeine Menschenverstand sich befindet; oder der Mensch, so lange er sich noch nicht von der Natur durch Bewußtsein absondert und über den Gegensatz des Bewußtseins fragt, mit welchen Fragen und Untersuchungen die Philosophie entspringt, welche Keinem angeboren wird, sondern Werk der freiesten Selbstthätigkeit des Erkennens ist; ferner einen künstlerischen und poetischen, den man auch den Naturalismus in der Kunst zu nennen pflegt (s. d. Art. Naturdichter). T.

Natursystem. Wenn man unter dem Worte System (s. d. Art.), für welches man das deutsche Wort Gliedbau zu setzen angefangen hat, ein geordnetes, gesetzmäßig gegliedertes Ganzes versteht, worin die Theile von verschiednem Range oder Werthe (höhere und niedere) einander unter- und übergeordnet sind, und in einem nothwendigen Zusammenhange, in gegenseitiger, nothwendiger Beziehung auf einander stehen: so kann die Frage vorkommen, ob die gesammte Natur (die Welt) ein System in diesem Sinne sei, oder ob es ein Natursystem gebe? Die Frage ist also nicht diese: ob man die Natur nach gewissen Gesichtspunkten, etwa nach willkürlich gewählten Bestimmungen oder Merkmalen ordnen, classificiren (systematisch eintheilen) könne? denn diese Frage ist bereits durch die That genügsam beantwortet, wovon eine Menge verschiedner Systeme, die sich aber meist nur auf einzelne Gebiete oder Reiche der Natur beziehen, und, weil sie subjektiven Ursprungs sind, mit der Natur selbst sehr unvollkommen übereinstimmen, die sprechenden Zeugen sind. Sondern davon handelt es sich, ob die Natur in objektiver Hinsicht im System sei, d. h. ein Ganzes in dem Sinne, wie jedes organische Wesen ein Ganzes ist und wie es vorzüglich der menschliche Organismus darstellt, welcher ein vollkommnes reales System ist, in welchem eine große, geordnete Abstufung der Theile, nämlich der einfachen und zusammengesetzten Organe stattfindet, welche in der lebendigsten Beziehung und Wechselwirkung zu und mit einander stehen, so daß das Ganze (der lebendige Begriff oder Geist des Ganzen) in allen Theilen lebt und wirkt, die Theile aber nur in und mit dem Ganzen leben und bestehen? Diese Frage, ob die Natur in diesem Sinne ein Ganzes oder System sei, ist nicht einmal für Alle verständlich; sie ist es z. B. für diejenigen nicht, welche sich zur Idee eines solchen Ganzen nicht erheben können, welche die Natur bloß empirisch zu erfassen vermögen und in ihr eine Mannichfaltigkeit einzelner Dinge ohne innern Zusammenhang sehen (s. d. Art. Natur), die dann freilich nur eine willkürliche Anordnung von Seiten des menschlichen Verstandes gestatten könnte. Nach der wissenschaftlichen Ansicht hat die sichtbare Natur oder die Sinnenwelt nothwendig ihren letzten Grund in der übersinnlichen Natur, aus welcher, als der unbedingten, unendlichen Einheit alles Lebens und Seins, alle Naturdinge ursprünglich hervorgegangen sind und ewig hervorgehn. Die Gesammtheit der Naturdinge ist also die Offenbarung oder äußere Darstellung dieser Einheit von unendlichen Vermögen, und sie selbst ist die ewige Wahrheit aller Dinge, deren Erkenntniß das höchste Ziel aller Forschung sein soll. Dem zu Folge muß alle Mannichfaltigkeit der Natur als die Entwickelung ihrer Einheit (ihrer Idee in philosophischen Sinne) betrachtet werden. In aller Entwickelung erkennen wir aber einen

gesetzmäßigen Stufengang, so daß jedes Ding bei seiner Entfaltung, bis zum höchsten Punkte seines Lebens und Seins, eine Verkettung von immer höhern Stufen durchläuft, und von der höchsten wieder abwärts zu niedern Stufen seines Daseins zurücksinkt. Bei einem Baum z. B. sind die Wurzel, der Stamm, das Laub, die Blüte, die Frucht und der Saame die verschiednen Stufen seiner Entwicklung, welche nach einander entstanden und zum Theil auch neben einander stehen geblieben sind. Die Wurzel war (oder ist) seine erste und tiefste, aus dem Keim hervorgegangne Stufe, die Blüte die höchste (edelste), der Saame die letzte. Der Baum aber ist selbst wieder eine Stufe in einem größern Ganzen, dem Pflanzenreiche nämlich, worin die einzelnen Pflanzen, deren Arten, Sippen, Sippschaften, Ordnungen, Klassen u. s., von den Flechten bis zu den edelsten Gewächsen herauf, wieder eine ähnliche Stufenverkettung darstellen, wie die Organe einer einzelnen Pflanze im Ganzen ihrer Entwicklung. Setzt man nun voraus, wie es die Vernunft fordert, daß das gleiche Gesetz der Entwicklung, wie es hier an dem Beispiele der Pflanze und des Pflanzenreichs gezeigt wurde, durch die ganze Natur herrschend sei, da es eben sowol im Thierreiche, wie im Mineralreiche sich bestätigt, so leitet diese Voraussetzung den Blick des wissenschaftlichen Naturforschers auf eine große, allgemeine Stufenverkettung der gesammten erscheinenden Natur, und diese ist es, welche im umfassendsten und zugleich höchsten oder edelsten Sinne des Worts Natursystem (in objektiver Bedeutung) heißt. Die subjektive Erkenntniß dieses Systems nennt man das philosophische Natursystem oder auch das natürliche System, im Gegensatz der künstlichen, welche nach einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen oder Bestimmungen entworfen sind. Von künstlichen Natursystemen gibt es, bekanntlich, mehrere, die sich in ihrer Verschiedenheit und Unabhängigkeit neben einander behaupten wollen, z. B. verschiedne zoologische Systeme (Systeme des Thierreichs) nach Linné, Blumenbach u. s. w.; daß aber in Beziehung auf das wahre Natursystem von keiner solchen Vielheit die Rede sein kann, versteht sich von selbst, denn hier sind die einzelnen Systeme, z. B. des Thierreichs, des Pflanzen- und Mineralreichs dem Ganzen untergeordnet, als Theile desselben, die mit ihm übereinstimmen müssen, und ohne die Idee und den Entwurf des Ganzen nicht vollständig verstanden werden können. Der Ruhm des ersten gelungnen Versuchs zum philosophischen, das Ganze umfassenden Natursystem gebührt Oken, der die Begründung und allgemeinen Grundzüge desselben in seinem Lehrbuche der Naturphilosophie (Jena. Frommann) niedergelegt, und die weitre Ausführung in seinem Lehrbuche der Naturgeschichte (Leipzig bei Reclam. Jena beim Verfasser.) versucht hat. Daß diese Ausführung noch unvollkommen sein muß, ist in der Natur der Sache selbst gegründet, da die große Stufenverkettung der Natur in's Einzelne herab, wo die Combination der Gesetze des Lebens stets verwickelter wird, immer schwerer zu verfolgen und die Schwierigkeit zunehmen muß, in der unendlichen Folgerichtigkeit (Konsequenz) der Natur den Faden des Zusammenhangs nicht zu verlieren. Es ist schon viel gewonnen, daß wir nun die getroffnen Grundzüge des natürlichen Systems besitzen und daß dadurch die wissenschaftliche Naturforschung auf den rechten Weg geleitet ist, dessen weitre Verfolgung die reichste Ausbeute verspricht. Die Vervollkommnung und Ausbildung des philosophischen Natursystems ist die große, in's Unendliche fort zu lösende, nie ganz zu erschöpfende Aufgabe der Naturforscher.

Naturwissenschaften. Die sämmtlichen Naturwissenschaften theilen sich in das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geistig, in der Erkenntniß, darzustellen. Die Natur spiegelt sich im Geiste des gebildeten Menschen, und diese Abspiegelung, dieses ideale Bild von ihr ist Naturwissenschaft. Denn alle wahre Erkenntniß ist ein treues Bild ihres Gegenstandes (des Erkannten), oder eine Erkenntniß ist nur insofern wahr, als sie dem Gegenstande, den sie in sich darstellt oder abbildet, entspricht, mit ihm übereinstimmt oder vielmehr zusammentrifft (congruirt). — Die organisirte (naturgemäß gegliederte) Erkenntniß heißt aber Wissenschaft. Daher zerfällt auch die Naturwissenschaft gerade in eben so viel besondre Naturwissenschaften, Zweige der einen Wissenschaft der Natur, als diese besondern Gebiete und Reiche hat oder sich in solche theilen läßt. Und wie die Natur in ihrer Ganzheit von ihren zwei nothwendigen Seiten zugleich betrachtet werden muß, nämlich von der einen als Innres, als thätige Einheit, als Seele des Ganzen, (s. d. Art. **Natur**), von der andern Seite als Aeußres, als organische Gesammtheit der sichtbaren Naturdinge, so findet das gleiche Verhältniß auch bei der Naturwissenschaft Statt. Sie ist einerseits die thätige Einheit, gleichsam die schaffende Seele in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Naturwissenschaften, und dann heißt sie Naturphilosophie, durch welche die besondern Zweige des Ganzen erst zu Wissenschaften werden, in dem sie ohne sie nur sogenannte Naturwissenschaften, nämlich nur empirische Kunde, Sammlungen von Erfahrungen und Beobachtungen ohne den ordnenden Geist des Ganzen sind. Die Naturphilosophie ist also die Naturwissenschaft in den Naturwissenschaften, durch sie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelsten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne sie sind alle Naturkenntnisse Stückwerk in jeder Hinsicht. Andrerseits versteht man unter Naturwissenschaft die Gesammtheit der besondern Naturwissenschaften, welche ebenfalls ein organisches Ganzes ist, da sie alle durch einen Geist (die Naturphilosophie) ihre Beseelung (Erleuchtung, wissenschaftliche Ordnung) erhalten, und daher mit einander in inniger Beziehung und Wechselwirkung stehen, sich gegenseitig voraussetzen, in einander eingreifen, sich gegenseitig ergränzen und fördern. Mittelst dieser vorläufigen Ideen über das naturwissenschaftliche Ganze wird man nur den Begriff jeder besondern Naturwissenschaft desto richtiger zu fassen vermögen, indem die volle Bedeutung einer jeden durch ihre Stellung im System der Naturwissenschaften offenbar werden muß. Wird, zuvörderst, die Natur betrachtet, wie sie im Großen bildet und gebildet hat, wie sie gleichsam in ihrer großartigen Baukunst erscheint, wie der Weltraum mit kosmischen Individuen (Weltkörpern), als besondern Welten erfüllt und belebt ist, werden die Verhältnisse dieser Welten zu einander erforscht, und gezeigt, wie in diesen Verhältnissen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erscheint; so entsteht auf diesem Wege die Kosmologie (Wissenschaft des Weltbaues, der kosmischen oder Weltenverhältnisse). Nach Maßgabe der besondern Richtung des erkennenden Geistes erhält diese umfassende Wissenschaft besondre Bestimmungen (Modificationen) und zugleich diesen entsprechende Benennungen; sie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung sich auf die wahrscheinliche Entstehung oder Erzeugungsweise der Weltkörper lenkt, Astronomie, wenn die mathematischen (Raum- und Zeit-) Verhältnisse der Gestirne, als Größe, Masse, Entfernung der Weltkörper von einander und namentlich von der

Erde, die Gesetze ihrer Bewegung und daraus hervorgehende Bestimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforschung kommen, wodurch die Erscheinungen am Himmel ihre wahre mathematische Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empirische) Kenntniß des Fixsternhimmels, hinsichtlich seiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematischen Eintheilung des Himmelsgewölbes (der Weltäquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundnen Verhältnisse kommen hier in Betrachtung) Astrognosie, oder auch Kosmographie, da dieser Theil der Kosmologie für die Himmelskunde dasselbe ist, was für die Erdkunde die Geographie. Aber mit diesen allgemeinen Verhältnissen der Weltkörper, mit diesen Umrissen des Weltsystems oder Weltgebäudes im Großen kann sich der menschliche Geist, der, seine innre Unendlichkeit fühlend, gern alles in sich aufnehmen möchte, nicht begnügen, er strebt nun auch das Innere und Einzelne zu durchdringen, und würde sich, um den unendlichen Trieb zu befriedigen, gleichsam in das Innerste der Eingeweide der Welt versenken, um, wo möglich, jeden Weltkörper auch in seiner Besonderheit, nach seinem innern Bau und hinsichtlich der äußern Beschaffenheit seiner Oberfläche näher kennen zu lernen. Dieß kann er aber zunächst nur in Beziehung auf die Erde oder unsern Planeten, dessen nähere Kenntniß in Betreff seines Baues im Ganzen Gegenstand der Geologie ist. In ihrer vollständigen Bedeutung begreift also die Geologie (Wissenschaft des Planeten Erde) nicht nur die Kenntniß der Gebirge und der innern Beschaffenheit und äußern Form des festen Landes, zu einem Ganzen verbunden, sondern auch die Kenntniß der Gewässer und deren Vertheilung auf den ganzen Planeten, so wie auch die Kunde von der Atmosphäre im Ganzen oder als Theil des Planeten, in ihrem Einfluß auf das Leben der Erde in den verschiednen Gegenden derselben. Da nur die Erde auch in ihrer Entstehung betrachtet werden muß, wobei sie selbst als die Mutter einer großen Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen erscheint: so ist die Geologie als der Stamm eines großen Baums zu betrachten, dessen Aeste und Zweige besondre Naturwissenschaften sind. Die beiden Hauptäste dieses Stammes sind, einerseits die Geogenie, welche den Bau der Erde in seiner Entstehung zu erforschen sucht (eine Wissenschaft, welche selbst noch in ihrer Entstehung begriffen und daher noch sehr unvollkommen ist), andrerseits die Geognosie oder Orologie, auch Oryktologie (Felsenlehre, Geologie im engern Sinne), welche sich die innre Beschaffenheit der Felsen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältnisse zum Gegenstand nimt. Die Geographie dagegen beschäftigt sich mit der äußern Gestaltung der Erdoberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt sich vorzüglich in die mathematische und physikalische (die politische kommt hier nicht in Betrachtung) welche wieder mancherlei besondern Wissenschaften enthält (s. d. Art. Geographie). Diese der Geologie zunächst angehörigen Wissenschaften setzen aber wieder die Kenntniß des Ganzen (des Erdkörpers) in der Mannichfaltigkeit und Verkettung seiner Theile, d. h. in seiner vollständigen Entwicklung voraus. Den Stamm eines Baums mit seinen Aesten kennt man nur sehr unvollkommen, wenn man die Blätter, Blüten und übrigen Theile nicht kennt, die sich aus ihm entwickeln; denn die wissenschaftliche Kenntniß des Ganzen und die der Theile setzen einander gegenseitig voraus. Der ganze wissenschaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwicklung bis auf die kleinsten Theile herab, deren nähere Kenntniß berücksichtigt wird, vertauscht in dieser Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; sie heißt nun Mine-

ralogie (in umfassender Bedeutung des Worts), deren Eintheilung in besondre Wissenschaften weiter unten eine schicklichere Stelle finden wird. Die Mineralien aber, welche die Wissenschaft als Erzeugnisse des Erdelements aus seiner Wechselwirkung mit andern Elementen (s. d. Art. Mineralien) erkannt hat, können daher nicht gehörig verstanden, in ihrer wahren Natur und Bedeutung im Ganzen erfaßt werden ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung sie hervorgegangen sind, und diese Kenntniß ist also gleichsam die Wurzel jenes großen Baums, nämlich der ganzen systematischen Mineralogie mit allen dazu gehörigen besondern Wissenschaften. Werden die Elemente (Luft, Wasser u. s. w.) als Ganze betrachtet, als welche sie anerkannt werden, insofern sie in Theile (Bestandtheile, Grundstoffe) zerlegbar sind: so entsteht aus dieser Betrachtung (Untersuchung, Erforschung) der Elemente als Ganzer, aus der Erkenntniß ihres Aggregatzustandes (der Starrheit z. B. der Flüssigkeit, Gasigkeit), ihrer Thätigkeit oder eigenthümliche Prozesse, aus der Einsicht in die Bedeutung der mannigfaltigen Erscheinungen, welche aus dem allen und ihrem gegenseitigen Verhältniß hervorgehn, aus der Kenntniß ihrer mechanischen Eigenschaften u. s. w. eine Wissenschaft, die sich Naturlehre oder Physik nennt (nämlich im engern Sinne, im weitesten ist das Wort gleichbedeutend mit Naturwissenschaft). Die Physik hat eine dynamische und eine mathematische Seite, (was eigentlich bei allen Naturwissenschaften der Fall ist, oder sein sollte, da alle Naturbetrachtung einerseits das Dynamische oder Wesentliche [die innern, polaren Kräfte und Verhältnisse], andrerseits das Formelle oder Mathematische der Natur oder ihrer Erscheinungen zum Gegenstande hat. Denn Zeit und Raum sind die nothwendigen Formen der Natur und der Anschauung; Zeit- und Raumbestimmungen aber heißen Größen, Zeit- und Raumverhältnisse Größenverhältnisse, mit deren Erforschung sich die Mathematik beschäftigt). Die dynamische Physik hat es mit der Erkenntniß der wesentlichen Eigenschaften der kosmischen und irdischen Elemente, der Kräfte und Prozesse zu thun, welche diesen Elementen eigenthümlich sind, und beschäftigt sich daher z. B. mit der Natur (dem Wesen) des Lichts, der Wärme, der Schwere, des Magnetimus, Elektrismus, Chemismus, Galvanismus, welche zusammen das Leben (die thätige Seite) der Elemente ausmachen. Dagegen behält sich die mathematische Physik, auch angewandte Mathematik genannt, bloß die formale Seite der Elemente vor, und betrachtet ihre Erscheinungen nach den Elementen der Form der Natur, nämlich nach Maß, (Raumbegrenzung), Zahl und Gewicht, mithin sowol geometrisch, als arithmetisch, geometrisch, nach Linien, Winkeln, Flächen und kubischem Inhalt, arithemisch, nach der Quantität (dem intensiven Maße) der Kräfte, welche durch Zahlen ausgedrückt wird, wohin auch das Gewicht, als Maß oder Quantität der Schwere, gehört. Sie betrachtet z. B. die Körper bloß als Massen (abgesehen von ihren sonstigen individuellen Eigenschaften), als bewegliche Theile des festen und schweren Erdelements, und indem sie die Gesetze des Gleichgewichts entwickelt, nach welchen einander entgegenwirkende bewegende Kräfte, die in einem Körper oder auf denselben, oder dessen Theile wirken, die Bewegung hindern oder aufheben, so daß der Körper in Ruhe bleibt, wobei sehr mannichfaltige arithmetische Verhältnisse möglich sind, welche der Berechnung unterworfen werden, so zeigt sie sich in dieser Beschäftigung als Statik, in Beziehung auf das Wasser aber oder überhaupt auf flüssige Körper, als Hydrostatik. Mechanik heißt sie (die mathema-

[...]ische Physik), wenn sie die Gesetze der Bewegung fester Körper erforscht und darstellt, welche durch Schwere, Druck und Stoß erzeugt wird, Hydraulik, wenn sie sich mit den Gesetzen der Bewegung des Wassers oder des Flüssigen und den daraus hervorgehenden Erscheinungen beschäftigt. Die höhere Mechanik oder diejenige, bei welcher der höhere Kalkul in Anwendung kommt, heißt Dynamik (in mathematischem Sinne) und eben so die höhere Hydraulik Hydrodynamik. In der Aerometrie und Aerostatik werden die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Luft in Folge ihrer Schwere und Elasticität aufgestellt, und die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen entwickelt, welche aus dem Druck der Atmosphäre auf feste und flüssige Körper unter verschiednen Umständen hervorgehn. Die mathematische Theorie des Lichts in Beziehung auf das Auge und die Gesetze des Sehens, die Lehre von der Fortpflanzung oder Fortleitung des Lichts in geraden Linien, von seiner Beugung, Brechung und Zurückstrahlung nach bestimmten Winkeln unter verschiednen Umständen heißt Optik. Innerhalb letztrer haben sich, einerseits die Lehre von der Brechung des Lichts, (Abweichung von seiner Richtung beim Ein- und Ausgang in und aus durchsichtigen Mitteln verschiedner Dichtigkeit), andrerseits die Theorie der Zurückstrahlung des Lichts von glatten, ebnen und krummen Flächen (ebnen und sphärischen, auch konischen, erhabnen und hohlen Spiegeln) zu besondern mathematisch physikalischen Wissenschaften gestaltet, jene unter dem Namen Dioptrik, diese mit der Benennung Katoptrik. Auch die Wärme betrachtet die mathematische Physik nur von ihrer quantitativen Seite und in ihren meßbaren Wirkungen, indem sie die Gesetze erforscht und bestimmt, nach welchen die Temperatur (Quantität der freien Wärme) unter verschiednen Umständen wechselt, und die Gesetzmäßigkeit entwickelt, welche die Wärme in ihrer ausdehnenden Kraft offenbar, die sie auf verschiedne Körper bei verschiedner Temperatur ausübt, und man kann sie in dieser Beschäftigung Thermometrie und Pyrometrie (mathematische Wärme- und Feuertheorie) nennen. Beiläufig ergibt sich aus dieser Aufstellung der physikalischen Wissenschaften, daß, streng genommen, auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwissenschaften gehört. Reine Mathematik ist abstrakte (rein formale) Naturwissenschaft, d. h. Wissenschaft der bloßen, für sich betrachteten Formen der Natur, (nämlich der Zeit und des Raumes oder deren Bestimmungen, der Zahl und Gestalt) abgesehen von dem Inhalte dieser Formen; angewandte Mathematik ist daher Naturwissenschaft mit dem Uebergewicht der formalen oder mathematischen Seite, unabgesehen von dem Inhalte der Form oder mit Berücksichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Die Astronomie gehört also, ihrem Hauptinhalte nach, ebenfalls zur angewandten Mathematik, und, genau erwogen, ist jede Naturwissenschaft wie aus Obigen erhellt, ihrer Seite nach, angewandte Mathematik, nur erscheinen die beiden Seiten oder Richtungen, die dynamische und mathematische, nicht so getrennt, wie bei der Physik. Eben so, wie die mathematische Physik, könnte sich auch die dynamische in besondre Wissenschaften theilen, und es gäbe dann z. B. eine Photologie (Wissenschaft des Lichts), eine Thermologie (Wissenschaft der Wärme), eine Magnetik, Elektrik, Galvanik u. s. w. es sind aber diese Bezeichnungen, als Namen besondrer dynamisch physikalischen Wissenschaften noch nicht, wenigstens nicht im allgemein eingeführten Gebrauch, und man behandelt diese Wissenschaften vor der Hand noch als Abtheilungen oder Abschnitte des Ganzen,

als untergeordnete Lehren der dynamischen Physik; nur allein die Meteorologie (Wissenschaft der atmosphärischen Erscheinungen und Erzeugnisse) will sich, obgleich sie noch sehr unvollkommen ist, als eine besondre, dahin gehörige Wissenschaft mit eigenthümlichen Benennung behaupten. Wenn nun ferner erwogen wird, daß die physischen Elemente nur insofern Ganze genannt werden können, als sie in Theile oder Stoffe (Ur- und Grundstoffe) zerlegbar sind, daß die Erkenntniß eines Ganzen sehr unvollkommen ist ohne nähere Kenntniß seiner Theile, daß alle Naturkörper, da sie als Erzeugnisse der Elemente betrachtet werden müssen, auch nothwendig als Combinationen (Verbindungen, Einheiten) der Urstoffe verschiedner Elemente in verschiednen Verhältnissen sich darstellen: so müßte die naturwissenschaftliche Betrachtung sich auch nach dieser verborgnen Seite der Natur hinwenden, um sie hier gleichsam in ihrer verborgensten Werkstätte zu belauschen und zu sehen wie sie Stoffe trennt und verbindet, durch die Trennung Körper zerstört, aber zugleich durch die Verbindung neue hervorgehen läßt. Hier fanden die Naturforscher ein großes, unermeßliches Feld zu neuen Forschungen, dessen Bearbeitung Gegenstand einer eignen Naturwissenschaft, der Chemie, auch Stöchiologie, Stoffwissenschaft) wurde. Die Chemie zerfällt, nach ihrem großen Gegenstande, der Gesammtheit der Naturkörper unsers Planeten, zunächst in eben so viel besondre chemische Wissenschaften, als jene Gesammtheit in Reiche, und es gibt daher eine Mineralchemie (Stofflehre des Mineralreichs), eine Pflanzenchemie (Phytochemie), eine Thierchemie (Zoochemie), und wenn man die (physischen) Elemente als ein besondres Naturreich betrachtet, auch eine Elementenchemie (welche die Grundstoffe der Elemente und deren Verhältniß in einem jeden erforscht und bestimmt). Zu bemerken ist hier beiläufig, daß die Pflanzen- und Thierchemie noch sehr wenig bearbeitet und eigentlich noch in ihrem ersten Werden ist, während das, was man bisher Chemie (allgemeine Chemie) genannt hat, eigentlich nur Elementen- und Mineralchemie, wenigstens vorzugsweise ist. Auch die Chemie hat eine dynamische und eine mathematische Seite; erstre beschäftigt sich mit den Eigenschaften (sinnlichen Merkmalen) der Stoffe und ihrer polaren Verhältnissen zu einander, letztre dagegen bestimmt die quantitativen (Größen-) Verhältnisse der Stoffe in den verschiednen Substanzen oder Körpern und heißt Stöchiometrie. Die Chemie hat, wie eigentlich alle Wissenschaften, die vorzugsweise eine theoretische und eine praktische Seite; von ihrer theoretischen Seite ist die Wissenschaft, von ihrer praktischen, Kunst, Scheidekunst (eine zu einseitige Benennung!), Experimentalchemie in ihrer Anwendung auf Gewerbe, technische Chemie. Bei der Physik, um dies nachträglich zu erwähnen, findet eigentlich ganz dasselbe Verhältniß Statt; denn es gibt bekanntlich auch eine Physik als Kunst die Experimentalphysik, und eine Anwendung derselben auf Gewerbe, welche technische Physik heißen sollte, wofür man aber schon den Namen praktische Mechanik, Maschienenlehre (in weitester Bedeutung) hat, in welcher alle mathematisch physikalischen Wissenschaften in Anwendung kommen. Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinsicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterscheidenden Charakter und in ihrer Entwicklung betrachtet und dargestellt, so ist dies Naturgeschichte. Hier können aber die Naturkörper entweder in ihren bereits erfolgten ganzen oder theilweisen Entwicklung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung erkannt und dargestellt werden, und dann heißt diese Darstellung Naturbe-

schreibung, oder man betrachtet sie in ihrer geschehenden Entwicklung oder werdenden Bildung, d. h. nach ihrer Entstehung, ihrem Fortschreiten (Wachsthum im weitesten Sinne) und allmäligen Vergehn, so entsteht die eigentliche Naturgeschichte oder diese im engern Sinne des Worts. Hieraus erkennt man zugleich, daß diejenigen irren, welche meinen, es gebe keine eigentliche Naturgeschichte, die Benennung sei unrichtig, es müsse Naturbeschreibung heißen. Der Irrthum beruht auf der Verworrenheit des Begriffs der Geschichte. Ueberzeugt man sich, daß die wirkliche Geschichte eines Naturwesens nichts anders sei, als seine Entwicklung (seine werdende und vergehende Bildung) mit allen diese Entwicklung begleitenden Erscheinungen (Begebenheiten): so erkennt man, daß die Natur, eigentlich die Naturen (s. d. Art. Natur) z. B. die Erde, die Mineralien, Pflanzen und Thiere eben sowol eine Geschichte haben müssen, als die Menschheit, die Völker und einzelne Menschen. Naturbeschreibung ist also nur ein Theil der Naturgeschichte im umfassenden Sinne. In letzterm ist z. B. die Geologie Naturgeschichte der Erde, und sie ist einerseits beschreibend, indem sie die Gestalt und Beschaffenheit unsers Planeten im Ganzen sowol als in seinen größern Theilen darstellt, andrerseits geschichtlich im engern Sinne, indem sie es mit der Entstehung und Entwicklung des Planeten im Großen oder Ganzen und seiner vorzüglichsten Theile zu thun hat, und die Ordnung der Entwicklung in den Erscheinungen nachweist. Die Geogenie ist also vorzugsweise Naturgeschichte der Erde. In Beziehung auf die besondern Produkte oder Naturindividuen des Planeten theilt sich die Naturgeschichte in eben so viel besondre Wissenschaften, als ihr Gegenstand, die Gesammtheit dieser Produkte, in größere Abtheilungen zerfällt, zunächst also, nach den die Reichen, in 1) die Mineralogie (Irdlehre, Naturgeschichte der Irden oder Mineralien, als Individuen des Erdelements); 2) die Phytologie (Pflanzenwissenschaft, Naturgeschichte der Pflanzen, wovon die bisherige Botanik eigentlich nur der beschreibende Theil ist), 3) die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere, Thiergeschichte). Jede dieser drei großen Abtheilungen der Naturgeschichte hat nun wieder ihre Unterabtheilungen als besondre Wissenschaften. Nimt man die Mineralogie in weitester Bedeutung, so begreift sie unter sich a) die Oryktognosie (Naturbeschreibung der Mineralien nach äußern Merkmalen oder Kennzeichen, also Mineralogie im engern Sinne) b) Oryktologie oder Geognosie (Wissenschaft der Gebirgsarten, gleichsam die Anatomie der Gebirge) c) die mineralogische Geographie und d) die Geologie (Ganzlehre des Planeten), von welchen letztern Wissenschaften zum Theil schon oben die Rede war, e) die Mineralchemie (Stofflehre der Mineralien) welche aber auch als Theil der Chemie erscheint, in sofern diese als selbstständige Wissenschaft betrachtet wird), f) die Krystallographie (Formlehre der Mineralien) g) die Krystallotomie (Theillehre der Mineralformen, gleichsam die Anatomie der Mineralien), endlich h) die technische oder ökonomische Mineralogie (nur die Anwendung eines Theils der Mineralogie auf die Oekonomie oder Landwirthschaft). Bei der Naturgeschichte der organischen Dinge, also der Pflanzen, Thiere und Menschen kommen folgende drei Punkte, für die Richtung des Erkenntnißvermögens, in Betrachtung: 1) das Leben, d. h. das zeitliche Wirken (Thätigkeit, Verrichtungen [Funktionen]) des Ganzen, sowol als der Theile der organischen Körper, 2) die Stoffe oder Elemente, woraus sie bestehen, 3) die Form oder Formen, welche als die sichtbaren Einheiten (Produkte)

des Lebens und der Stoffe zu betrachten sind. Das Leben und seine Gesetze ist Gegenstand einer Wissenschaft, welche Biologie heißt, die Stoffe oder deren Eigenschaften und Verhältnisse sind Gegenstand der Stöchiologie (Stofflehre oder Chemie), die Formen im Ganzen und Einzelnen Gegenstand der Morphologie (Formlehre); wobei noch zu bemerken ist, daß die Biologie (Lebenswissenschaft), insofern sie sich mit dem Leben oder den natürlichen Verrichtungen der innern Theile der organischen Körper, der Organe und Systeme, beschäftigt, auch Physiologie genannt wird, und daß die Morphologie sich theilt in die Betrachtung der Formen und Formverhältnisse mit Berücksichtigung der Farben, einerseits der äußern Theile und deren Ganzen, und dann im engern Sinne Naturbeschreibung ist, andrerseits der innern Theile, und dann Anatomie heißt, welche sich mithin die Form, Lage, Größe, Farbe und sichtbare Verbindung der Organe und Systeme (bei Thieren z. B. der Nerven, Muskeln, Adern, Zellen, des Magens und Darms, der Lunge, Leber, des Herzens u. s. w.) zum Gegenstande nimt. Dem zufolge kann sich nur die Pflanzenwissenschaft eintheilen in 1) Phyto-Biologie (Pflanzenphysiologie) 2) Phyto-Stöchiologie (Pflanzenchemie, Phytochemie) 3) Phyto-Morphologie, in welcher sich die beschreibende Botanik und Phytotomie (Theillehre oder Anatomie der Pflanzen) theilen. Eben so zerfällt die Zoologie (Thierwissenschaft, Naturgeschichte der Thiere) in die Zoo-Biologie (Physiologie der Thiere), die Zoo-Stöchiologie (Thierchemie, Zoochemie) und die Zoo-Morphologie, in welche sich die beschreibende Zoologie und Zootomie (Theillehre der Thiere) theilen. Außerdem muß die Naturgeschichte der Thiere so viel besondre zoologische Wissenschaften enthalten, als das Thierreich Hauptabtheilungen oder Klassen hat. Man hat sich hierbei, (nämlich bei der Bestimmung der Theile der Zoologie) nach der Linné'schen Klassifikation gerichtet, und es gibt in dieser Beziehung z. B. eine Ornithologie (Naturgeschichte der Vögel), eine Ichtiologie (Naturgeschichte der Fische), eine Entomologie oder Insektologie, und eine Helminthologie (Naturgeschichte der Würmer). Für die Naturgeschichte der Säugthiere und Amphibien sind keine besondern Namen eingeführt, was, in terminologischer Hinsicht, als eine Lücke im System der Naturwissenschaften zu betrachten ist. Noch größre Lücken dieser Art finden sich aber bei der Botanik und Mineralogie, wo die Namen besondrer Wissenschaften in Beziehung auf Klassifikation vor der Hand noch fehlen. Den Schlußstein des ganzen Gebäudes der Naturwissenschaften, welche alle andre voraussetzt, oder in welchem sich alle vereinigen zum Behuf einer unbestimmten, gemeinschaftlichen Richtung, ist eigentlich die Medicin als Wissenschaft, obgleich ihr Hauptgegenstand die Natur der Krankheiten des menschlichen Organismus, und ihre praktische durch die Naturwissenschaft geleitete, Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet ist und Heilkunst, praktische Medicin heißt. Von dieser Wahrheit kann sich jeder bei einigem Nachdenken, leicht überzeugen. Die Krankheiten erkennt nämlich die Naturwissenschaft als besondre, von der Lebensharmonie des Ganzen (z. B. eines Menschen, eines Thieres) abweichende Lebensprozesse. Die Kenntniß der Krankheiten setzt also die Kenntniß des ganzen menschlichen Organismus (auch von physischer Seite) voraus, diese aber ist bedingt durch die Kenntniß des thierischen und Pflanzenorganismus, und diese kann wieder nicht ohne die Kenntniß der (sogenannten) anorgomischen Natur (die Elemente und Mineralien) bestehen. Ueberdieß nimt die Heilkunst ihr Mittel (Arznei) aus allen Reichen der Natur, deren Kenntniß mithin auch von dieser Seite

die Medicin voraussetzen muß. Die Medicin ist also, in der umfassendsten Bedeutung ihres Namens, ein ganzer großer Organismus, ein vollständiges System von Naturwissenschaften, theils von eigenthümlichen oder wesentlichen, theils von begründenden und Hülfswissenschaften, und zwar in nächster Beziehung zur Natur des Menschen, hinsichtlich seines gesunden und kranken Zustandes und hinsichtlich der Heilung des letztern. Für die Kenntniß dieser großen Verzweigung und organischen Ausbreitung der Medicin muß aber, der Kürze wegen, auf diesen Artikel selbst verwiesen werden, welcher darüber befriedigende Auskunft gibt, indem noch, schließlich, bemerkt wird, daß der Hauptgrundpfeiler der Medicin eine Wissenschaft ist, in welcher zugleich alle Naturwissenschaften ihren Mittelpunkt erkennen sollen, die Anthropologie nämlich in ihrer rechten naturwissenschaftlichen Bedeutung, als allseitige Naturgeschichte des Menschen, in seinem Unterschiede von den Thieren, von materialer (physischer) und ideale (psychischer) Seite, wozu also nicht nur die Physiologie (sowol des gesunden Menschen als der Krankheiten) und Anatomie des Menschen mit allen Verzweigungen der letztern (s. d. Art. Medicin), die Kenntniß der Menschenracen, mithin auch der Völker, hinsichtlich ihres Naturells und andrer Wissenschaften gehören, sondern selbst die Psychologie, da Leib und Geist zusammen das Ganze des Menschen ausmachen. Daraus ersieht man zugleich, und aus der nähern Betrachtung der Medicin, welche auch Geisteskrankheiten und deren Heilung zu berücksichtigen hat, mithin auch die Wissenschaft des Geistes in seinem gesunden Zustande voraussetzt, daß es sehr schwer oder vielmehr unmöglich ist, die Naturwissenschaften von den idealen oder Geisteswissenschaften vollkommen zu scheiden. Und wie kann es auch anders sein, da geistige und leibliche Natur selbst nirgends getrennt, sondern die beiden, nur für die Reflexion gesonderten Seiten des Ganzen jedes Naturwesens sind (s. d. Art. Geist und Natur). Die bewußtlose Natur ist die Mutter, aus welcher der höhere, selbstbewußte Geist geboren wird, und so ist auch die Naturwissenschaft die Mutter aller Geisteswissenschaften; die nähere gründliche Bekanntschaft mit jener ist daher die nothwendige Bedingung eines erfolgreichen Studiums der idealen Wissenschaften.

Naubert (Benedikte), Deutschlands fruchtbarste Romanendichterin, war die Tochter des Doktor Hebenstreit zu Leipzig, und gegen das J. 1760 daselbst geboren. Verheirathet an einen Kaufmann in Naumburg, lebte sie in stillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1818 und erfreute die Lesewelt mit einer großen Anzahl geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane. Ihr erster Versuch in dieser Gattung war Walther von Montbarry, in welchem die Geschichte der Rosamunde und der Gefangenschaft und Befreiung des Richard Löwenherz mit hoher Darstellungskunst behandelt sind. Diesem folgte Thekla von Thurn, woraus selbst Schiller in seinem Wallenstein Manches, sogar wörtlich, benutzte; Amalgunde, Königin von Italien, eine höchst anziehende Geschichte aus der ersten christlichen Zeit; Elisabeth, Erbin von Toggenburg, Herrmann von Unna, Conradin von Schwaben, Hatto, Bischof von Mainz, Gebhard, Truchseß von Waldburg und viele andre, von denen wir hier nur noch ihre lieblichen Volksmährchen und ihr letztes Werk: Azaria zu nennen uns begnügen lassen.

Naumachie (aus dem Griechischen von ναῦς, das Schiff, und μάχομαι, ich streite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein künstliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen und

öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäsar war der erste, der dem römischen Volke das Schauspiel eines solchen Seegefechtes gab, und das Volk liebte bald dieses Schauspiel mit eben der Leidenschaft, mit der es an seinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen diese Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, so wurden unter den Kaisern eigne Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieses ist die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Diese Naumachien glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern. Sie wurden, wie diese, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiser Domitian soll der erste gewesen sein, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien bestimmt waren, kann man schließen, daß es Gebäude von ansehnlichem Umfange sein mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Augustus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, so wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdische Kanäle plötzlich unter Wasser gesetzt, so daß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe heben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derselben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Wasserleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeströmt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich die Gladiatoren, Sklaven, oder Leute aus der niedrigsten Klasse, Gefangne und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein günstiger Zuruf des Volks oder des Präsidenten der Spiele konnte sie, wie die Gladiatoren, retten. Am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchenkomponisten, kurfürstl. sächs. Kapellmeister zu Dresden, ward in der Nähe dieser Stadt zu Blasewitz, 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Musik bemerkte, statt der Schule seines Dorfes, eine Schule in Dresden zu besuchen, wohin er jeden Morgen ging, und wo er bessern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, seine musikalischen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königl. schwed. Kapelle zu Stockholm durch Zufall in das Haus seines Vaters geführt erstaunte, hier ein Klavier und Musikstücke zu finden, deren Ausführung sehr schwer war, erfuhr von diesem, daß sein dreizehnjähriger Sohn diese Stücke spiele, und erbot sich, den jungen Menschen, der so viel Anlage verrieth, mit sich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu. Das neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte bald seinem Herrn die niedrigsten Dienste leisten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, sich auf der Bratsche auszubilden. Zu Fuß folgte er seinem Herrn, der mit der Post reiste, 1758 nach Italien, und während dieser zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte Naumann seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Einst als er, wie gewöhnlich, das Instrument seines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, diesen großen Künstler um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür

seines Zimmers der Lehrstunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn sogleich unter seine Schüler auf, und bald nachher erhielt er einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ er diese Stadt, um in Gesellschaft des Herrn Pitscher, der auf Kosten des Prinzen Heinrich von Preußen (?) eine Reise durch Italien machte, sich weiter auszubilden. In Neapel, wo er sich 6 Monate aufhielt, erwachte seine Vorliebe für theatralische Musik. In Bologna benutzte er die Freundschaft des berühmten Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Hasse, um seine Kenntnisse zu erweitern. Als Pitscher seine Rückreise antreten mußte, ließ sich Naumann, da ihm der fortdauernde siebenjährige Krieg die Rückkehr nach Sachsen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und mit Beifall einige theatralische Kompositionen gab. Der Wunsch, seine Aeltern und sein Vaterland wieder zu sehen, in dem er Dienste zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, seinen Aeltern eine seiner Kompositionen mit der Bitte zuzuschicken, sie dem sächsischen Hofe vorlegen zu lassen. Naumann's Mutter überbrachte die Komposition der Kurfürstin Mutter, Maria Antonia. Diese Fürstin zweifelte anfangs als Kennerin der Kunst, ob der Sohn der Bäuerin diese Komposition gemacht habe; allein durch Erkundigungen, die sie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, berief sie den jungen Naumann nach Dresden, wo er 1765 als kurfürstl Kirchenkomponist mit 220 Thalern Gehalt angestellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als kurfürstl. Kammerkomponist, und den Auftrag, eine zweite Reise nach Italien zu machen, die er in Gesellschaft Schuster's und Seidelmann's antrat. Auch auf dieser Reise verweilte er am liebsten zu Neapel. Hier komponirte er für das Theater zu Palermo den Achilles in Scyros, arbeitete dann in Venedig an der Oper Alexander. 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Kurfürsten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu komponiren. 1772 machte er, um seinen Bruder, einen Maler, zu Mengs nach Rom zu führen, seine dritte Reise nach Italien, wo er sich zwei Jahre aufhielt und binnen 13 Monaten 5 Opern komponirte, nach deren Beendigung der Kurfürst ihn zum Kapellmeister mit einem Gehalte von 1200 Thalern ernannte, welche Besoldung später auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden, Gustavs III., komponirte er 1776 die große Oper Amphion, zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora, seine berühmteste Oper, und Gustav Wasa, welche Oper er selbst dirigirte. Auch organisirte er das Orchester zu Stockholm, welches eines der ausgezeichnetsten in Europa wurde. Für den dänischen Hof komponirte er 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm besondre Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehreremale bei besondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere seiner Kompositionen (Medea, Protesilaus ꝛc.) auf, und erwarb sich um die berliner Kapelle noch ein besondres Verdienst durch die Bildung des nachherigen Kapellmeisters Himmel und der Demoiselle Schmalz. Als eine Entschädigung für die abgelehnten Dienstanträge ertheilte ihm sein Kurfürst 1786 die Stelle eines Oberkapelldirektors mit 3000 Thlrn. Gehalt. Zu seinen vorzüglichsten Opern gehören auch Tutto per amore und la Dama Soldato. In spätern Jahren wurde Kirchenmusik immer mehr sein Lieblingsfach, wiewol er noch im Winter 188 seine Oper Acis und Galatea, ein Komposition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle, auf's dresdner

Theater brachte. Am 21. Okt. 1801 ward er auf einem einsamen Spaziergange in dem großen Garten zu Dresden vom Schlage gerührt, blieb die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen, und starb den 23. dess. Monats. Das in der Geschichte der Künstler und insbesondre der Musiker seltne Schicksal, unter glücklichen Verhältnissen seine Tage beschlossen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung seines Charakters. Er hat eine Menge von Kompositionen für die Kirche, worunter wir besonders sein Vater unser (Text von Klopstock), mehrere Psalmen und Missen, Oratorien und Vespern auszeichnen (größtentheils Eigenthum der dresdner Hofkapelle), für das Theater und die Kammer hinterlassen. Auch auf der Harmonika hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und setzte für dieses Instrument sechs Sonaten, die einzigen, die wir überhaupt in dieser Gattung haben (vergl. A. G. Meißner's Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's, Prag, 1803 u. f. 2 Theile).

Naumburg, mit dem Beisatze an der Saale, eine alte, nicht unansehnliche Stadt, mit ungefähr 1200 Häusern und 8800 Einwohnern, in einer sehr angenehmen Gegend, unweit des Einflusses der Unstrut in die Saale, zum Regierungsbezirk Merseburg des preuß. Herzogthums Sachsen gehörig. Sie ist der Sitz des Oberlandesgerichts für die Regierungsbezirke Merseburg und Erfurt, des Handelsgerichts und des Grenzpostamts. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die ungefähr 1028 erbaute Domkirche merkwürdig. Die Domschule hat immer in gutem Rufe gestanden. Die Einwohner beschäftigen sich mit verschiednen Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifesieden 2c. und mit Handel. Einige Häuser machen bedeutende Geschäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten; auch ist 1818 von der preuß. Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermesse bewilligt worden, welche den 1. Dec. anfängt. Das hier gewöhnliche jährliche Kinderfest, das Kirschfest genannt, soll durch einen Angriff der Hussiten auf die Stadt im J. 1432 veranlaßt worden sein. Das hiesige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hieher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten katholischen Bischofs, Julius Pflug (1564), kam die Verwaltung des Stifts an Kursachsen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über dasselbe behauptet hatte. 1656 ward es der Seitenlinie des sächsischen Hauses, Sachsen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es, vermöge einer besondern Uebereinkunft, 1726 wieder an Kursachsen kam. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, der des Domkapitels aber in Naumburg. Im Domkapitel von 21 Mitgliedern, waren auch zwei Leipziger Professoren. Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächst, ist mittelmäßig, und wird zum Theil ausgeführt.

Nautik, s. Schiffahrtskunde.

Navarra. Das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Westen bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Fürsten nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen, bestand, so standen beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra 1512 an sich riß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, und der Erbin von Navarra, den französischen Thron bestieg, ward es auf diese Weise wieder mit Frankreich vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen sich seitdem Könige von Frank-

reich und Navarra. Obernavarra heißt auch jetzt noch das Königreich Navarra, ungeachtet es eine Provinz der spanischen Monarchie ist. Die Hauptstadt Pampelona (s. d. Art.) ist der Sitz des Vicekönigs. Das zu Frankreich gehörende Niedernavarra machte vor der Revolution mit Bearn ein besondres Gouvernement aus und bildet jetzt einen Theil des Departements der Niedern Pyrenäen. Ehemals wurde diese Provinz von den Basken bewohnt, und die so merkwürdige baskische Sprache wird hier noch gesprochen. Neunavarra ist eine Provinz von Neu-Mexico, im spanischen Nordamerika.

Navigationsakte. Dieses berühmte englische Schiffahrts- und Seehandelsgesetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell, im englischen Parlamente, 1651 eingeleitet und durchgesetzt. Diese Akte war besonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geist der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umsichtigen Cromwell sehr gut durchdrungen, und für den Vortheil der Britten weislich benutzt. Die dort entstandne Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, zu welcher der Besitz der Ostseefahrt eine unerlaßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländischen Schiffahrt nach England und den Kolonien, die seit dem Verfall der Hansa sich so sehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem persönlichen Hasse Cromwell's gegen die Holländer, wegen der Theilnahme, die sie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlassung zur Navigationsakte, deren Wirkungen die ihr unterliegende Absicht ganz erreichten. In ihr wurde verordnet: 1. das kein fremdes Schiff Güter nach englischen Häfen führen sollte, als die Erzeugnisse des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein solches Schiff in brittischen Staaten gebaut sein, und dessen Mannschaft wenigstens zu zwei Drittheilen, nebst dem Kapitän, geborne oder nationalisirte Britten sein müssen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes englische Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern solle nehmen dürfen. Diese Akte verursachte der Handlung der Holländer einen unersetzlichen Verlust, sie mußten aber der überlegnen Macht Cromwell's nachgeben, und bei dem Friedensschlusse mit ihm (1654) sich diesen und andern Bedingungen unterwerfen. Als Carl II. den väterlichen Thron (1660) wieder bestieg, war es eine seiner ersten Handlungen, die Navigationsakte aus Haß gegen die Holländer zu erneuern. Für die drei Hansestädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch 1661 die Wirkungen der Akte wieder auf. Allein schon 1662 verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und Handlung an sich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb Carls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf englischen Schiffen begünstigt ward. So ungültig nun an und für sich Carls II. Befreiungsbrief nach dem englischen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, so ward er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltnen Parlamente, neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solchen Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frank-

reich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogenanntes Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. So wie aber früher aus der Navigationsakte, die strengen englischen Handelsverbote in jenem durch den ryswiker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oktob. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimerathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europäischen See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß der Geschichte dieser merkwürdigen Akte empfehlen wir die Abhandlung des Professor Büsch im 2. Bande der von ihm und Ebeling herausgegebnen Handlungsbibliothek und Engelbrecht's Corpus juris nautici. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit Kurzem auch eine ähnliche Navigationsakte bekannt gemacht, die nach dem Muster der englischen eingerichtet ist, und derselben in Allem gleicht. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Prädenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. Okt. 1817 wurde als der Termin festgesetzt, an welchem sie in Wirksamkeit treten sollte. Die Akte besteht aus sieben Artikeln. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen; es läßt sich aber nicht mit Grund erwarten, daß der Handel der vereinigten Staaten dadurch immer gewinnen werde, weil jetzt die Zahl der Märkte und der Abnehmer sich vermehrt hat, man ein von Staatswegen, die Repressalien zu üben nicht unterlassen dürfte. Der Handel muß sich am Ende dahin ziehen wo der Ausländer am liberalsten behandelt wird. Die Parlamentsbeschlüsse von 1822 für die Befreiungen des westindischen Handels beweisen, daß die brittische Regierung dies schon selbst zu fühlen anfängt.

Naxos, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechischen Sprache Naxia (Nachsia) genannt, ist die größte Insel (8½ Quadratmeile mit 10,000 Einwohnern) in der Inselgruppe der Cykladen im ägeischen Meere. Sie hat eine Stadt gleiches Namens, 40 Dörfer, ein Castell, einen Hafen, und ist der Sitz eines griechischen und eines katholischen Erzbischofs. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und der Mythus des Bacchus, dem sie geweiht war, machten sie schon im Alterthume berühmt. Noch sieht man neben der Quelle Ariadne die Trümmer eines Bacchustempels. Sie war reich an Getreide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinsicilien. Dem Bacchus, als dem Schutzgott der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassne Ariadne (s. den Art.) tröstete. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thracier gewesen sein, welche später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier wegen einer anhaltenden Dürre die Insel wieder verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Karier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der atheniensischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos seine Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend. Jedoch bald theilte das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als diese in-

dessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Naxier diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Während des mithridatischen Krieges ward die Insel von den Römern erobert. Dann unterwarf sie der Triumvir Antonius dem Protektorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesem bald wieder, als sie dasselbe zu sehr mißbrauchten. So blieb Naxos in einem Zustand von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz schlug. Hierauf folgte sie dem Schicksale des oströmischen Kaiserthums, und gerieth nach dem Sturz desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Oberherrschaft der Türken; sie gehört zur Statthalterschaft des Kapucken-Pascha, dem sie 10 Beutel jährlich Tribut zahlt. Das Volk wählt, so wie auf den meisten griechischen Inseln, eine Obrigkeit aus sich selbst.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden dieses Namens. Die schon zu Anfang des 2. Jahrh. in Palästina entstandne Sekte der Nazarener glaubte das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen; und hielt sich an ein hebräisches Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des mosaischen Gesetzes; verwarfen dabei die Briefe des Apostels Paulus und zweifelten an der Gottheit Christi, den sie nur für einen vorzüglichen Menschen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeit der Entstehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechseln sind, besaßen sie auch ein hebräisches Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Sekten scheinen im 4. Jahrh. erloschen zu sein. E.

Nazareth, ein Landstädtchen in Galiläa, 12 deutsche Meilen nördlich von Jerusalem auf einem Gebirge, dessen schöne Gegenden von den Reisenden noch jetzt gerühmt werden. Es war der Aufenthaltsort der Eltern Jesu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten und ihn daselbst erzogen. Daher ward er von den Juden spottweise der Nazarener genannt, weil dieses Städtchen nicht im Rufe besondrer Bildung stand. Dies zeigte sich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für seine Lehren, und er hatte Ursache, sich nach dem Antritte seines Lehramts nicht weiter daselbst aufzuhalten. E.

Neapel, Königreich, s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel, Napoli (40°, 50′ Br.), die Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien, gehört ihrer einzigen Lage, Volksmenge und mannichfachen Schätze wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majestätischen Golfs gelagert, aus dem die Inseln Capri und Ischia in kühnen Umrissen nicht allzufern sich emporheben, rechts vom Vesuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Posilipo geschmiegt, scheint sie, des Genusses nimmer müde, in den reichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope (woher auch ihr alter Name stammt) doch deuten Mythus und Benennung wol nur auf die magischen Reize der jungfräulichen Schönheit dieses Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallnes Stück Himmel, oder ruft in seiner patriotischen Begeisterung: Sieh Neapel und stirb dann! (Vedi Napoli e poi muori!) und wirklich ist kein Erdstrich im Besitze so vieler Vorzüge wie dieser.

die Luft mild, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers außer wenn der Sirocco weht gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schoß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getreide und Wein, der zum Nachtheil reicher Getreide und guter Weingewinnung in malerischen Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges betriebsames Volk, kurz Leben und und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Mehr als 350,000 Menschen tummeln sich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauschende Lärm nicht schweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigste unter allen, gleicht einem beständigen Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzschnellen Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben, oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taschenspieler, oder Sänger und Improvisator versammelt sind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt sich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstreckenden Straßen S. Lucia und Chiaja; namentlich ist letztre reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale ein königlicher Garten sich hinzieht, den unter andern die berühmte Gruppe des farnesischen Stieres schmückt. Die Aussicht von hier über das Meer hin nach dem Vesuv und den Küsten von Sorento ist einzig. Aber auch nur die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens, nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossnen, macht Neapel und seine Umgebung so bezaubernd; der sinnige Reisende, der von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen, aber desto häufigere Beleidigungen seines Gefühls für Schönheit und Kunst. Die üppige Triebkraft der Natur scheint hier auch dem Style der Kunst sich mitgetheilt und denselben zu Ausartung und Uebertreibung angeregt zu haben. Dies gilt namentlich von der Baukunst; wir kennen kein bedeutendes Gebäude in Neapel, das nicht mehr oder minder, von außen wie von innen, durch Ueberladung, Schnörkeleien und andre unangemessne Zuthaten den entarteten Geschmack verriethe, oder im Gegentheile durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher sind Bildhauerkunst und Malerei; größere Gunst ward der Musik, der es hier nie an geweihten Priestern fehlte, doch ist uns seit Paesiello's Tode († 1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erscheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; statt der erstern sogenannte Aguglie, wunderliche, überladne Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, statt der letztern kleinlich und geschmacklos verzierte Brunnen, den römischen auch nicht ferne vergleichbar. Ja selbst die öffentlichen Inschriften, namentlich die aus der spanischen Zeit, zeugen von dem übertriebensten Style und sind mit orientalischem Schwulste abgefaßt. Zur nähern Kenntniß der Stadt wollen wir nur das Bedeutende ausheben, für das Uebrige auf ausführliche Beschreibungen verweisend (z. B. Napoli antica e moderna di Romanelli, 1815, 3 Vol.). Unter den 121 Kirchen, von denen keine sich durch ihre Bauart auszeichnet, 130 Kapellen und mehrern Klöstern in Neapel, steht oben an die des

heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolo Pisano 1299 erbaut; doch hat man sich bemüht, ihren gothischen Charakter so viel als möglich auszutilgen. In einer unterirdischen Kapelle unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; sein Blut wird in der prächtigen Kapelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemälde von Dominichino geschmückt ist. Für die schönste Kirche in Neapel hält man il Gesu nuovo; wenigstens hat sie die beste Kuppel, doch ist auch sie mit sinnlosen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenklosters S. Chiara gleicht eher einem Ballsaal als einem Tempel; ehemals besaß sie Freskobilder von Giotto. S. Domenico ist groß, S. Filippo Neri reich an Marmor und Malereien, S. Paola maggiore zeigt an der Vorderseite Reste eines ehemaligen Tempels des Kastor und Pollux; bewundert wird SS. Apostoli. Klein, aber durch Sannazar's Grabmal geweiht, ist die von ihm gestiftete Kirche S. Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen zuletzt noch der Karthause S. Martino, die auf einem Berge unter dem Kastell S. Elmo liegt, der herrlichsten Aussicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden ist. Das ganze Gebäude ist überaus prächtig, und die Kirche kostbar geschmückt vor allen andern. Ueber der Karthause liegt das Schloß S. Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht und mit seinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweist. Aber auch gegen äußere Feinde ist Neapel gesichert, besonders nach dem Meere zu; denn östlich erhebt sich das Castello nuovo, westlich erstreckt sich auf einem Felsen Castell dell' Uovo (so von seiner eiförmigen Gestalt genannt) in das Meer. Unter den Palästen zeichnet sich das königliche Schloß durch seine ziemlich edle Bauart vortheilhaft aus; ein andrer königlicher Palast zu Capo di Monte ist unvollendet, enthält aber viele Gemälde und andere Kunstsachen. Die alte Residenz der Beherrscher Neapels, la Vicaria, ist jetzt der Sitz des Tribunals, mehrerer Behörden und Gefängnisse. Unter den übrigen Palästen nennen wir noch Maddaloni, Francavilla, Gravina, Tarsia, welcher letztre eine ansehnliche, auch dem Publikum geöffnete Bibliothek besitzt. Die bedeutendsten Sammlungen für Wissenschaft und Kunst enthält das Gebäude degli Studj (Museum Bourbon, durch das Dekret von 1816, königl. Allodialeigenthum) dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir bloß den farnesischen Herkules, die farnesische Flora, die Ritterstatuen der beiden Balbus, die Venus *καλλίπυγος* (aux belles fesses) und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrurischer Vasen, eine Gemäldegallerie und die königliche Bibliothek. Die 1224 von Friedrich II. gestiftete Universität ist — als Gebäude bedeutend, aber die wissenschaftliche Bildung scheint daselbst eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch sie besitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogische; der botanische Garten hebt sich immer mehr und mehr. In Hinsicht der Anzahl wohlthätiger Stiftungen kann sich schwerlich eine andre Stadt mit Neapel messen; denn sie beläuft sich auf sechzig. Unter diesen sind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sma. Annunziata, welches sehr reich ist und meistentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimt und versorgt. Außerdem sind noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderschaften und mehrere Conservatorien vorhanden, welche letztre eine Zeit lang die berühmten Pflanzschulen der Musik für ganz Europa waren. Das Albergo dei Poveri nebst einer Schule des wechselseitigen Unterrichts

für 400 Kinder, gehört zu den größten Gebäuden dieser Art. Aber nicht der Ernst, sondern die Freude hat in Neapel ihren Wohnsitz; denn Leben und Lust herrschen dort überall, und Genuß ist die allgemeine Losung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Musik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen sich hinzustrecken und auszuschlafen, denn der Reiz des Nichtsthuns ist groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welS. Carlo, das größte, 1815 abgebrannt, aber wieder aus seinen Trümmern prächtig erbaut ist; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen zauberischen Anblick. Außerdem bestehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini und S. Carlino. Sie sind sämmtlich in Hinsicht auf Musik und Darstellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern italienischen Stadt sind die Zuschauer während des Stückes so laut, aber auch nirgends stiller und andächtiger bei Lieblingsakten, als hier. Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrscht Wohlstand, und die völlig Unbemittelten der untersten Volksklasse die Lazzaroni, sind in der Regel so mäßig, daß sie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Erwerbe oder Almosen sorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen, und, wenn sie kein anderes Obdach haben, der Milde des Klima's vertrauen, und unter dem Portal eines Palastes oder Portikus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufakturen und Fabriken sind im Verhältnisse zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; auch der Handel könnte für die Lage des Orts sich auf einer höhren Stufe befinden. Frauenschönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten; desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. Der Charakter des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit hört man nur selten von Ermordungen. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens.

Das Land der Reize, Lust und üpp'gen Fülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.

Tasso's befr. Jerus. 1. 62.

Neapels Umgebung ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Wir beginnen unsre Wanderung von der Abendseite der Stadt, wo der Bergrücken des Posilippo sich hinzieht. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram schweigt, soll er den Namen verdanken (απο της πανσεως της λυπης). Merkwürdig ist die Grotte desselben, oder ein gewölbter, durch ihn geführter, wohl tausend Schritt langer dunkler Weg, dessen die Alten öfters erwähnen, den aber Alfons I. erweitern, und der Vicekönig Peter von Toledo pflastern ließ. Ueber derselben liegt in einem Garten das sogenannte Grabmal des Virgil, ein Kolumbarium (römisches Grab nach der innern Einrichtung) mit mehrern Nischen, worin sonst Urnen gestanden. Der Lorbeer, der ehedem darauf grünte, aber sein Laub jedem Reisenden Preis geben mußte, ist ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend gelangt man bald an den See von Agnano, der malerisch von Bergen eingeschlossen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der

höchste ist. Die Aussicht von dieser Höhe, die Niemand zu ersteigen unterlasse, erstreckt sich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den erhabensten, reichsten und entzückendsten der Welt. Der agnaner See besitzt die Eigenschaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu sein. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarschaft in seinem Wasser geröstet wird, ist die Luft hier äußerst ungesund. An seinem Ufern befinden sich ferner die Schwitzbäder von S. Germano, verschiedne Gewölbe, in welchen ein schwefliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden von einer Schicht kohlensaurer Luft bedeckt ist, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wenn er eben ersticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu sich kommen lassen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossnes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal. Wahrscheinlich ist einst ein feuerspeiender Berg hier zusammengestürzt, aber nicht völlig erloschen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist, und beim Auftreten erzittert, ist Alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor, die im Finstern leuchten sollen; der Ansatz des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden Farben an dem wilden Gestein erhöht vollends das Grausige dieser Gegend. Wie man sie aber verläßt und sich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize südlicher Fluren und den Anblick des Meers entschädigt. Man nähert sich Pozzuoli auf den Resten einer alten Straße, und bewundert unterwegs manches Ueberbleibsel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piscina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters, und der Thermen. Die alte Via Campana ist zu beiden Seiten mit den malerischen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Kolumbarien bestehen und noch Spuren von Malerei aufweisen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinsel, und zählt ungefähr 10,000 Einwohner. Der Dom war einst ein dem August geweihter Tempel, und enthält noch mehrere antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat sich bloß der überaus schöne Piedestal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das schönste Andenken an das römische Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur drei Säulen von Cipollinmarmor stehen noch aufrecht und schauen über ein Chaos schöner Bruchstücke traurig hin. Die sogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli besteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrscheinlich Trümmer eines Molo sind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus), an dessen Fuß Cicero's Akademie und Kumanum standen. An diesen reiht sich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucriner-See, dessen Austern und Fische bei den leckern Alten in so hohem Ansehen standen, fast ganz verschüttet, so daß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier sind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone

genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erstickend heißer Dunst erfüllt, und wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumanischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom lucriner an den averner See, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellt, wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans. Verfolgt man den Weg längs dem puzzolanischen Meerbusen, so kommt man nach dem bei den Römern so hochgefeierten Bajä. Noch haben sich hier mehrere Ruinen erhalten, die Reste der berühmten Thermen zu sein scheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend der Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwischen diesem und dem Avernus Cuma, nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweisend. Zwischen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piscina mirabile, merkwürdige Reste eines alten Wasserbehältnisses, und die sogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe von 12 bis 13 unterirdischen Gemächern, die höchst wahrscheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine schmale Enge mit dem Meere zusammenhängend, an dessen Ufer man die elysäischen Felder verlegte. An der östlichen Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miseno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die Grotta Dragonara das Erheblichste ist. Zwischen Cuma und dem Fluß Vulturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Afrikaners hält. Wir wenden uns jetzt nach der Ostseite Neapels, und betreten den Weg, der zum Vesuv, nach Herkulanum und Pompeji führt (m. s. d. Art.). Wir verweilen indeß nur in dem drei Miglien von Neapel entfernten Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; die Heerstraße führt mitten durch einen der Schloßhöfe. Merkwürdig ist hier die in 16 Zimmern enthaltne Sammlung von mehr als 1500 herkulanischen Wandgemälden; wahrscheinlich werden auch die andern aus Herkulanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man sie vor der französischen Besitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt sein. In Caserta hat Carl III. ein prächtiges Schloß durch Vanvitelli erbauen lassen, das zwar durch seine Größe imponirt, aber mit seiner Gleichförmigkeit eher einem Hospital oder einer Kaserne, als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage; und einzig in ihrer Art dem kühnsten Römerwerke vergleichbar die berühmte Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche zwölf Meilen weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längst der Küste, oder nach den Inseln, gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. Capri, welches so wunderbar den Blick fesselt, ist entfernter (s. d. Art.); bequem zu nähern Ausflügen liegen die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und nahe bei Baja und Miseno, Procida und Ischia. Wem wäre dies romantische Eiland durch den Titan J. Paul's nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantasiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendsten Theil seines Romans keine reizendere Stätte ersinnen, als hier die Wirklichkeit gewährt. Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der Berg Epomeo oder Nicolo, vormals

ein Vulkan; doch hat er seit dem J. 1302 den Frieden der schönen Insel nicht gestört. Kranke finden in den hiesigen Bädern Genesung, wie überhaupt jeder nicht ganz Unempfängliche von hier und dem festen Lande eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mitnimt, die ihm den Aufenthalt zu Neapel und in dessen Umgebung ewig unvergeßlich machen. XX.

Nebel sind die, zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste, welche eigentlich ein Niederschlag der Auflösung des Wassers in der Luft, oder niedriger stehenden Wolken sind. Da dieser Niederschlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist: so zeigen sich die Nebel nur bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhnliche nähere Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbste, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weshalb auch die aufgehende Sonne, durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme, sie gewöhnlich wieder zerstreut. Hier trit ein doppelter Fall ein: ist durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Heu- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heitres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich die Nebel häufiger. Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höherauch oder Heiderauch nicht verwechselt werden (s. d. Art).

Nebelsterne, Nebelflecke, sind gewisse, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am gestirnten Himmel wahrnimt und die, durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verschiedenheit zeigen. Es sind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder sie werden aus kleinen Sternhaufen gebildet, oder sie zeigen nichts als einen lichtähnlich schimmern Nebel. Dies sind die eigentlichen Nebelsterne, welche die Astronomen für Fixsternsysteme halten, deren es unzählige in dem unermeßlichen Welteraume geben mag. Herschel will nicht alle für Sterngruppen gehalten wissen. Man kennt ihrer ein Paar Tausend.

Nebensonnen, Nebenmonde, eine Lufterscheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehrere Abbilder derselben erscheinen. S. Meteor.

Nebucadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Asien, regierte von 606 bis 563 vor Christo. Er war der Sohn jenes Nabopalassar, welcher (640—626) das babylonische Reich auf's neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebucadnezar erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichen Grenzen von Asien. Er schlug den König von Aegypten, Necho, bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst unter dem Namen der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zu Folge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen sein. Die Sage, daß er sieben Jahre lang ein Ochse gewesen sei, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet

werden zu müssen, als vielmehr mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. Vergl. die Art. Assyrien und Babylon.

Neckar. Er entspringt bei Schwenningen im würtembergischen Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueschingen, einer der Donauquellen, 2084 Fuß über dem Meere; von der Einmündung der Enz an wird der Neckar schiffbar. Die jetzige würtembergische Regierung hat seine Beschiffung durch Verbreitung, Austiefung und Durchstechungen sehr verbessert. Vor der Vergrößrung Würtembergs dachte man an diese nicht sehr schwierige Transportverbesserung nicht. Die Murr, Kocher, Erz, Jaxt und Filz nimt er auf ehe er sich bei Manheim in den Rhein ergießt. Er hat reizende sehr abwechselnde Ufer und fast überall ein weites Thal und schöne Wiesengründe. — **Neckarweine**, aus den vom Neckar durchströmten Landschaften, sind leichte, gesunde und wohlschmeckende Weine. Die besten Sorten wachsen bei Affenthal, Baden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg; alle in geschützten etwas hohen Lagen, auf Kalkboden mit Exposition gegen Morgen oder Mittag.

Necker (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminister, geb. 1734 zu Genf, wo sein Vater (ein geborner Brandenburger) Professor des deutschen Staatsrechts war, kam früh als Handlungsgehülfe nach Paris zu seinem Oheim Vernet, dann zu dem Banquier Thelusson, und erwarb sich durch seine Klugheit und Geschicklichkeit sehr bald die Achtung der größten Handelshäuser und das Vertrauen Thelusson's, dessen Compagnon er wurde. In Zeit von 12. bis 15. Jahren übertraf er an Vermögen die reichsten Wechselhäuser. Vortheilhafte Kontrakte mit der indischen Compagnie und Speculationen auf die englischen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten sein Vermögen bis auf sechs Millionen. Da ihn die ostindische Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so gab er 1769 ein Werk darüber heraus. Er vertheidigte diese Compagnie, indem er an die Dienste erinnerte, die sie dem Staate in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Morellet und Lacretelle waren seine Gegner, welche, indem sie die ausschließlichen Privilegium angriffen, und die Freiheit des Handels foderten, der öffentlichen Meinung schmeichelten, die Allem, was der Regierung widersprach, günstig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und selbst die Tadler seines Systems ließen seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Er legte darauf seine Handelsgeschäfte nieder und nahm die Stelle eines Residenten der Republik Genf am französischen Hofe an; in welcher Eigenschaft er mit dem Herzog von Choiseul in Geschäftsverhältnisse, dem er sich durch seine Talente zu empfehlen wußte gelangte. Um durch einen literarischen Ruf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, schrieb er seine Eloge de Colbert, welche 1773 von der franz. Akademie gekrönt wurde. Sein Werk: Essai sur la législation et le commerce des grains 1775 (in etwa 20 Auflagen) machte Aufsehn und wurde von den Oekonomisten (Physiokraten) lebhaft angegriffen, weil er sich für einige Einschränkungen der Getreideausfuhr erklärt hatte. Trotz der Unreinheit und dem Schwulst seines Styls, trotz des Unbestimmten in seinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leser durch die Popularität, womit er die Gegenstände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker wußte seinen Ruf noch zu vermehren, indem er den Marquis von Pezay,

er mit Ludwig XVI. einen geheimen Briefwechsel hatte, für sich ge-
ann. Er ließ durch denselben dem Könige eine Denkschrift zustellen,
i welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes
Bild entwarf. Dieses Mittel beschleunigte die Erreichung seiner
Plane. Am Ende des J. 1776 ward er dem Generalcontroleur Ta-
boureau als Direktor des königl. Schatzes zugegeben, der nach acht-
monatlicher Amtsführung sich genöthigt sah, ihm seinen Platz einzu-
räumen. Maurepas, ungeachtet seines hohen Alters, seiner anschei-
nenden Sorglosigkeit und seines Epikurismus auf eine lang gewohnte
Macht eifersüchtig, begünstigte seine Erhebung, indem er einen unter-
würfigen Diener in einem Manne zu finden glaubte, der durch seine
Geburt die Großen zu Gegnern, und durch Religion die Geistlichen
zu Feinden haben mußte. So wurde Necker in dem schwierigsten
Zeitpunkte Direktor der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der
letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen
Ausfall verursacht, der amerikanische Krieg führte neue Ausgaben her-
bei; durch neue Auflagen hätte Necker leicht die Gunst des Volks
verlieren können; er bemühte sich daher, durch Anleihen und Ver-
besserungen zu helfen. Aber die Anhänger Turgot's, die er durch seine
Grundsätze über den Getreidehandel von sich entfernt hatte, tadelten
seine Neuerungen. Turgot selbst ging in den Streit ein. Man warf
Neckern eine übertriebne Vorliebe für die Caisse d' Escompte vor;
man stellte die Abschaffung der Generaleinnehmer als eine treulose
Maßregel dar, den König unter die Vormundschaft der Financiers
zu setzen; die Abschaffung der Schatzmeisters als die Erneuerung einer
Idee des Schotten Law, dessen Name die schrecklichsten Erinnerungen
weckte; die Reform des königl. Hauses als den Angriff eines repu-
blikanischen Geistes gegen die Majestät des Throns; die Anleihen
als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der
Plan, Provinzialversammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot
erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parla-
menter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Doch
fand Necker auch zahlreiche Vertheidiger, besonders unter den Ge-
lehrten. 1781 gab er seinen Compte rendu au roi (deutsch von
Mylius, mit Anm. von Dohm, Berlin 1781) über seine Verwaltung
heraus; mehr als 200,000 Exemplare wurden von dieser Broschüre
in Umlauf gesetzt, die man ihres blauen Umschlags wegen spottweise
le Conte bleu (das Mährchen) nannte. Jetzt suchte Necker, von
Ehrgeiz getrieben, in das Conseil einzutreten. Man machte wegen
seiner Religion Schwierigkeit; er glaubte unentbehrlich zu sein, und
drohte seinen Platz verlassen zu wollen, ward aber nicht wenig über-
rascht, als man in seine Entlassung willigte. Dies geschah im Mai
1781. Er begab sich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte
und sein Werk über die Administration des Finances, 3 Bde 8.,
herausgab, wovon in wenigen Tagen 80,000 Exemplare verkauft
wurden. Diejenigen, die schon mit seinem Compte rendu unzufrie-
den gewesen waren, erbitterte er durch dieses Werk noch mehr. Sie
schilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerksam-
keit auf sich ziehen wolle, der die Volksgunst durch Geständnisse er-
kaufe, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Re-
gierungsgeheimnisse verrathe, und der, die Rolle eines Rathes des
Fürsten mit der Rolle eines Tribunen vertauschend, von dem Mo-
narchen an das Volk zu appelliren schien. Calonne's Fehler und
Freigebigkeiten vermehrten Necker's Ruf. Dieser kehrte 1787 nach
Frankreich zurück, schrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber

des Deficits angeklagt hatte, und ward in Folge dieses Strits exilirt. Als aber 1788 die Angriffe auf Brienne den Hof in Schrecken setzten, rief man ihn als Generalcontroleur zurück; welche Stelle er nur unter der Bedingung annahm, nicht mit dem Premierminister arbeiten zu dürfen. Aus Ueberzeugung erklärte er sich für die Berufung der Reichsstände, welche der Wunsch der Nation war. Der Bericht, den er am 27. Dec. 1788 über die Zusammenberufung der Generalstände abstattete, kann als der erste Funke betrachtet werden, der den schon lange vorbereiteten Brennstoff entzündete. Auch stimmte er für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes; der Adel und die Geistlichkeit sollten nämlich jeder 300, der dritte Stand dagegen 600 Abgeordnete schicken. Allein er vergaß, die Form der Berathung und Abstimmung im voraus gesetzlich zu bestimmen. So geneigt er übrigens der Sache des Volks war, so wenig wollte er der Monarchie etwas vergeben; daher das Schwankende in seinen Maßregeln, und manche Stellen in seinen Schriften, welche ihn der Neigung zum Despotismus verdächtig machten. Gewiß ist, daß er ohne festen Plan handelte, und oft mit zu wenig Voraussicht öffentlich sich aussprach. Im J. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen haben, indem er ungegründete Besorgnisse an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, daß von den 39 Millionen, für die er Getreide aufgekauft habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieses Getreides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging so weit, zu behaupten, daß er sie für seine ehrgeizigen Absichten angewendet habe. Am 5. Mai hielt er bei Eröffnung der Reichsstände eine lange Rede und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieser Gesellschaft vor, die er nach seiner Willkür leiten zu können hoffte. Den 11. Jul., als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müssen glaubte, wurde Necker, der sich entschieden gegen diese Maßregeln erklärt hatte, besonders durch den Einfluß des Baron Breteuil entlassen und bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu entlassen. Kaum aber wurde seine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen stand. Die Erstürmung der Bastille erfolgte, und es zeigten sich solche Zeichen von Volkswuth, daß der König sich genöthigt sah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Basel und beschloß, ihr zu folgen. Seine Reise bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erstes Geschäft war, seinen Einfluß zur Stillung der Unruhen anzuwenden, und Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herzustellen. Allein er mußte als Finanzminister Mittel vorschlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundsätzen derer, die an der Spitze des Volks standen, nicht gleichen Schritt. Vor Allem untergrub Mirabeau, der bei seiner Schonungslosigkeit allerdings fähiger war die öffentliche Meinung zu beherschen, Necker's Ansehn bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Constitution schlug Necker ein suspendirendes Veto, das der König haben solle, vor, und widersprach der Abschaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalversammlung das sogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Pensionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er sich heftig gegen dieses Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieser Liste. Aus allen diesen Umständen aber entstand die Meinung, daß er ein Aristokrat sei; seine eigne Sicherheit war bedroht, sein Einfluß vernichtet. Dadurch schlug auch sein Plan zu

iner Anleihe auf 4½ Procent Zinsen fehl. In dieser beunruhigenden Lage schrieb er im September 1790 an die Nationalversammlung und bat um seine Entlassung. Er erbot sich, die der Regierung vorgeschoßnen zwei Millionen Livres nebst seinem Hause und Zubehör als ein Unterpfand seiner Rechtschaffenheit in ihren Händen zu lassen. Man nahm seinen Antrag mit Gleichgültigkeit auf, und Necker verließ Paris mit dem schmerzlichen Gefühl, seine ehrgeizigen Plane und glänzenden Aussichten vernichtet zu sehen. Seine Tochter, die Frau von Staël (s. d. Art.) hat in ihren Considérations das Betragen ihres Vaters als Staatsmann überall als vollkommen darzustellen versucht; allein Bailleul hat in seinem Examen critique dieses Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln Necker's in den kritischen Augenblicken hinlänglich gezeigt. Necker irrte besonders darin, daß er die Nation für eine Partei hielt. Nicht ohne Schwierigkeit, sogar vom Volke an mehrern Orten beschimpft, reiste er nach Copet zurück, wo häusliche Unglücksfälle seinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit seine geliebte Gattin. Um seinen Gram zu zerstreuen schrieb er eine Vertheidigung seiner Verwaltung: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in seinen Réflexions addressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in einer Abhandlung: Du pouvoir exécutif dans les grands états, 2 Voll. 8. 1792 nieder, die selbst von denen empfohlen wird, die ihm eben nicht geneigt sind. Nicht minder anziehend ist sein Werk: De la révolution française, 1796, 4 Voll. 8. Sein Cours de morale religieuse, 1800 in 3 Bden. ist nicht ohne Beredtsamkeit geschrieben, so wie die vielgelesne Schrift: De l'importance des opinions religieuses (Lond. et Par. 1788. 8.) u. a. m. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die konsularische Gewalt heraus, das damals viel Aufsehn machte. Seine Schreibart ist stets sorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewol es ihm nicht an wahrer Beredtsamkeit fehlt. Er starb zu Genf 1804 mit Hinterlassung eines großen Vermögens. Seine Tochter hat mehrere seiner hinterlaßnen Werke herausgegeben, s. Zeitgenossen. Heft 3.

Necker (Susanne) des Vorigen Gattin, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Ohne Vermögen, hatte sie eine treffliche Erziehung genossen und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie Necker kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenseitiger Zuneigung, welche ungeschwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Madame Necker war eine Frau von dem trefflichsten Charakter, unter allen Umständen eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente sie sich ihres Ansehns und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Kosten ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte sie ihres gebildeten Geistes wegen viele Freunde und Verehrer, besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher letztre sie sehr genau geschildert hat. Sie starb zu Copet 1794, und ist die Verfasserin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Réflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet, den Grundsätzen der protestantischen Kirche entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im

Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl, als Beweisgründe und oft eine schwülstige, überladne Schreibart; 4 Mélauges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 3 Bde, und Nouv. Mélang. 1801, 2 Bde. 8. sind nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge, aber auch eben so bedeutende Mängel.

Neefs (Peter), zwei berühmte niederländische Maler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden ist, ward zu Antwerpen 1580 geboren und lernte die ersten Anfangsgründe der Malerei bei Steenwyk. Er legte sich besonders auf Architektur und Perspektivmalerei, und hat sich durch seine gothischen Kirchenperspektive den größten Ruhm eeworben. Van Tulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in seine Bilder.

Neer, van der, (Arthur), berühmter Landschaftmaler zu Amsterdam. Er malte Landschaften im Mondschein, Winterstücke, Feuersbrünste. Der Vater verstand das Wasser vom niedern Horizont begränzt und zwischen flachen Ufern eingeschlossen, durch zitterndes Mondenlicht zu verschönern. Eben so treu der Natur stellte er Winterlandschaften und Feuersbrünste dar. Sein Sohn Eglon van der Neer (geb. zu Amsterd. 1643) lernte bei Vanloo, malte historische Bilder und Landschaften, auch treffliche Gesellschaftsstücke; anfangs in Paris, dann zu Orange, endlich an dem kurpfälzischen Hofe zu Düsseldorf, wo er 1703 starb.

Negativ heißt überhaupt so viel als verneinend, daher auch eine Negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. In einem höhern und philosophischen Sprachgebrauche bedeutet negativ dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, bloß etwas andres Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug, etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht=Mensch, nicht=schwarz, nicht=klug. Indem man einen dieser negativen Begriffe setzt, gibt man schlechterdings nichts Bestimmtes; ein Nicht=Mensch kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. sein; man schließt bloß den positiven Begriff Mensch aus, und es ergibt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) voraussetzt und ohne dasselbe nicht gedacht werden kann. Negative Urtheile sind in der Logik solche, in denen ausgesagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. h. die Vorstellungen deren Verhältniß durch das Urtheil ausgesprochen wird, sich nicht im Bewußtsein vereinigen lasse; nach Andern solche, deren Prädikat ein negativer Begriff ist. Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander insofern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegengesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen ist 0. Drückt man z. B. die Aktivschulden und die Passivschulden einer Person in Zahlen aus, so fallen jene auf die eine, diese auf die andre Seite der Null, jene sind positive, diese negative Größen. Denkt man sich einen Winkel, dessen einer Schenkel um den Punkt der Winkelspitze herum beweglich ist, so lassen sich durch dessen Bewegung alle im Flächenraume möglichen Winkelgrößen darstellen. Der Indifferenzpunkt dieser Größenreihe ist der Zusammenfall beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten desselben (auf beiden Seiten des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargestellt, und in der Mathe=

matik oft als positive und negative Größen betrachtet. Ueberhaupt wird ein Winkel bald als hervorspringend, bald als hohl angesehen, und nach Graden ausgemessen. Die Grade der Höhlung und die Grade des Vorsprungs bedingen einander wechselseitig; 45° Höhlung geben auf der entgegengesetzten Seite 315° Vorsprung (angle saillant). Eine geschloßne, geradlinige und gezakte Figur z. B. hat innre und äußere Winkel, und wo in der Mathematik von beiden die Rede ist, da nennt man, oft nach willkürlicher Annahme, die eine Art positive, die andre negative Winkel, und bezeichnet sie mit + und — (plus und minus), um sie in der Vergleichung nicht zu verwechseln. In demselben Verhältnisse stehen in der Mechanik Last und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerstand u. s. f. Die höhere Arithemik dehnt die Lehre von den vier Rechnungsspecies, Addition, Subtraction, Multiplication und Division, auf die Rechnung mit positiven und negativen Größen aus, welches denn die Haupt-Grundlage der sogenannten Buchstabenrechenkunst (Algebra) ausmacht.

Neger nennt man eine Menschenraçe in Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Haar, platten Hirnschädel und schwarze Farbe auszeichnet, und hauptsächlich auf der Nordwestküste von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unterguinea, Monomotapa, Aethiopien, Sofala und Zanguebar gefunden wird. Ihre Feinde, die Mohren, unterscheiden sich von ihnen durch Farbe, Haare, Gesichtsbildung und Sitten. Schon das Aeußere des Mohren in Afrika ist viel schöner und edler. Auch steht der Neger in Hinsicht auf geistige Kräfte unter dem Mohren. Die Neger sind meist Fetischanbeter, die Mohren Mohammedaner; diese unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küstenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben an den einsamen Ufern des atlantischen Meers, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt fast gänzlich geschiednen und wichtiger Lebensbedürfnisse (z. B. des Salzes) entbehrenden Erdtheils; daher, die Einflüsse des tropischen Klima's ungerechnet, der allgemeine Stumpfsinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Diejenigen, welche, wie Meiners, verschiedne Menschenraçen behaupten, suchen sowol aus der physischen Organisation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommnen Bildungszustand werden erreichen können, den andre günstiger organisirte Nationen, z. B. die celtischen Völkerschaften, erreicht haben. Im Allgemeinen sind die Neger unempfindlich; sie weinen höchst selten, und bei ihnen äußert sich der moralische Schmerz durch ein tiefes Stillschweigen, der physische durch Geschrei oder Gesang. Doch sind sie rachsüchtig und scheinen nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Ueberhaupt ist eine Mischung von Regsamkeit und Schlaffheit Charakter aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Dagegen beweisen mehrere Beispiele, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker seit undenklichen Zeiten in größre oder kleinre Haufen zerstreut, ohne feste Grenzen gelebt haben, und daß sie durch den sinnlosesten Aberglauben, mit dem gröbsten Despotismus im Bunde, in einen fast thierischen Naturstand niedergedrückt worden

sind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchstens die Karawanenzüge der Mohren und innre Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel (s. d. u. d. Art. Wilberforce) das Meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich seit mehrern Jahren in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat (s. d. Art. Sierra Leona); allein ihre Ergebnisse sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist der Bischof Gregoire (s. d. Art.) in seiner Schrift: De la Littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc. (Paris 1809, und 2 Uebers. Tüb. und Berl. 1809.). Nur vermischt er oft Mohren und Negervölker. Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprung des Gambia hinzieht; die Jaloss oder Qualoff an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche seit 1724 sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anziko's im obern und niedern Aethiopien auf der östlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Anziko's verwechselt werden, von den Grenzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gella's, deren Sprache mit keiner äthiopischen Mundart übereinkommt, bilden sechs Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiete an den Grenzen von Abyssinien und Ajan (ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südlichen Provinzen Abyssinien); die Mambo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarnkolez in Galani, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptsitzen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nation in Marokko, Biledulgerid, auf der Küste von Ajan, in Tunis, wo sie unter den Abuchefs (1206—1575) herrschend wurden, in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehrern ostindischen und in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einwohner zu sein scheinen. In Amerika führen viele von ihnen, denen es gelang, sich in Freiheit zu setzen, in einem wilden und unabhängigen Zustand, da wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civilisation. Dagegen haben sie sich in Hayti (s. d. Art.) nach langem Kampfe mit Ausländern, eingebornen Weißen und unter sich republikanisch bürgerlich geordnet.

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenschaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundschenken ernannt worden war. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil seiner unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf seine Bitte ward er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, mit dem Auftrage, die Mauern und Thore dieser Stadt wieder aufbauen zu lassen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der

niedern Volksklassen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er seinen Zweck. Darauf traf er Maßregeln, die Stadt mehr zu bevölkern und wieder zu ihrem vorigen Glanze zu erheben, was ihm ebenfalls wohl gelang. Auch traf er viele andre nützliche Einrichtungen. Nachrichten darüber gab er selbst in einem Buche, welches von jeher zum jüdischen Kanon gerechnet worden ist und als eine Fortsetzung der im Buche Esra enthaltnen Erzählung anzusehen ist. Es umfaßt einen Zeitraum von 19 Jahren.

Neigung. Daß die Neigungen sich auf das Vermögen der Seele, zu begehren, gründen und eine Art der Begehrungen ausmachen, wird allgemein angenommen. Nicht so übereinkommend sind die Bestimmungen dieses Begriffs selbst. Kant erklärte die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von starken, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenstande (z. B. Liebe, Freundschaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand, oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird instinktmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Heftigkeit des thierischen Instinkts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortrit, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtsein für den individuellen Gegenstand entscheiden und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Neigung, die nur ein Hinneigen ist, das auf dem Gewichte (Interesse) beruht, welches für den mit Willkür begabten Geist, nach Maßgabe seiner ganzen Entwicklung und Bildung, ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Daher ist auch die Neigung, so wie die ihr entgegengesetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig und gehört zu seinem psychologischen Charakter; und daher haben wohl Einige (obschon unrichtig) den innern fortdauernden Grund, etwas zu begehren oder zu verabscheuen, statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier entwickelten Sinne kann es nun keine angeborne Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedne Hinneigung zu einem individuellen Gegenstande, als solchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch Willkür, Erkenntniß und Bewußtsein; — auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit seiner Geburt habituell. Man müßte also, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gebe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Körpers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben; oder eben so den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, dann könnte man den Trieb eine angeborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt, und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren

Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die Neigung dadurch, daß sie an sich sanft ist, verändert werden kann, und mehrere Neigungen wohl neben einander bestehen; die Leidenschaft aber eine herrschende, alles andre Interesse verschlingende, und durch fortdauernde Gewöhnung fast unwillkürlich gewordne Begehrung ist, wodurch, wie der Name aussagt, die Selbstthätigkeit des Geistes, oder Wille gestört und unterdrückt wird, und die Seele sich in dieser Hinsicht mehr leidend verhält.

Neigung in mathematischer Bedeutung, s. Inclination.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Aegyptens, deren Dienst zu Saïs (in Unterägypten) blühte, als dessen Gründerin und Schutzgöttin sie betrachtet wurde. Plato nennt sie im Timäus die Athene der Griechen. Auch soll eine Kolonie in Saïs (Cekrops) die Neïth nach Athen gebracht haben. Sie scheint späterhin mit der Isis identificirt worden zu sein. An ihrem prächtigen Tempel zu Saïs, welcher an ihrem Feste jährlich erleuchtet wurde, stand die berühmte Inschrift: „Ich bin Alles, was war, was ist und was sein wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind."

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechischen, nennt man die Nachrichten von dem Leben verstorbner merkwürdiger Menschen als Gelehrte, oder wegen ihrer Stellung in der Staatsgesellschaft. In Deutschland ist der von Schlichtegroll herausgegebne Nekrolog besonders geschätzt worden. In den Klöstern 2c. nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorsteher und derjenigen, die sich durch Wohlthaten und Vermächtnisse besonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie (von νεκρομαντεία, auch νεκυομαντεία sagt man) bezeichnete im Alterthume das Vorhersagen der Zukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der Wahrsagung. Diese Sitte stammt, wie fast alle abergläubischen Gebräuche, aus dem Orient oder aus dem hohen Norden und verliert sich in das graueste Alterthum. So lange wir über die Entstehung desjenigen, was wir Aberglauben nennen, und seinen Uebergang aus Asien und Aegypten in die griechischen Sitten, noch keine vollständige und genugthuende Aufschlüsse haben, werden wir auch nicht im Stande sein, den ursprünglichen Begriff, die Beschaffenheit und mannichfaltige Abartung der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erst aus Aegypten oder Persien nach Griechenland gekommen, sondern in diesem Lande selbst entstanden sei. Allein dieses möchte schwer zu beweisen sein. Der erste griechische Schriftsteller, bei dem wir ein Beispiel der Nekromantie finden, ist Homer, der im elften Buche seiner Odyssee den Schatten des Tiresias vom Ulysses aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche daselbst beschrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberisches, und bestehen im Grunde bloß in einem mit besondern Feierlichkeiten vollzognen Opfer. Die Beschreibung dieser Nekromantie beim Homer beweist indessen, daß sie selbst schon weit früher in Griechenland üblich gewesen sein muß. In manchen Orten dieses Landes gab es Todtenorakel, deren Ursprung sich in das Dunkel der Geschichte verlor, und selbst die Sage vom Herabsteigen des Orpheus in die Unterwelt ist von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indessen scheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechischen Heroen vorkommende Ausdruck: sie seien in die Unterwelt hinabgestiegen, so viel bedeute, als sie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im

übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Priester oder gottgeweihter Personen in Tempeln ausgeübt wurde, beschäftigten sich in Thessalonien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Personen, welche ψυχαγωγοὶ (Heraufführer der Schatten) genannt wurden, zauberische Gebräuche dabei anwandten. Letztre führten in spätern Zeiten in diesem Lande zu den größten Grausamkeiten, indem die Zauberer dem menschlichen Blute und allem, was vom Galgen und aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft zuschrieben, und dadurch zu den empörendsten und widerlichsten Handlungen verleitet wurden. So rissen sie halbverbrannte Menschen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, schnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. dgl. Oft schlachtete man Menschen, um ihre Geister, noch ehe sie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Insofern die hervorgerufenen Schatten (und dies war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία und ψυχομαντεία, d. h. Wahrsagen der Schatten (σκίαι) oder abgeschiedner Seelen (ψυχαί). Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, der süße, balsamisch duftende Göttertrank, der im Olympus gespendet wurde und Unsterblichkeit verlieh; dann hieß auch ein aus reinem Honig und süßem Weine bereiteter Trank Nektar, und alles Vortreffliche, dem Sinne Wohlthuende ward nektarisch genannt. Auch noch jetzt führt den Namen Nektar ein griechischer süßer Wein, der auf der Insel Scio gewonnen und aus getrockneten Trauben bereitet wird.

Nelken (caryophyllum) wachsen theils wild, theils werden sie in den Gärten gezogen. Die gefüllten Nelken sind, besonders wegen ihrer mannichfaltigen Farben, ihres angenehmen Geruchs und ihrer Dauer, unstreitig unter die schönsten Blumenarten zu zählen. Es wird deshalb auch mit ihnen eine sehr ausgebreitete Liebhaberei getrieben. Es gibt verschiedne Sorten der wilden Nelken, z. B. gemeine Federnelken mit weißen Blumen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten, auch schmalen Blättern; Berg- oder Steinnelken u. s. w. Der Gartennelken zählt man einige hundert Sorten. Mit Nelkensamen wird aus Holland nach verschiedenen Ländern Handel getrieben.

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden Englands, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, und daselbst den 29. September 1758 geboren. Sein Schulunterricht wurde schon in seinem 12. Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Kapitän eines Linienschiffes von 64 Kanonen, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff ward in Folge des Streites mit Spanien über die Falklandsinseln mit andern ausgerüstet; und wiewol der Zwist bald beigelegt wurde, so gewann doch Nelson in der kurzen Zeit eine entschiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Kapitän eines Westindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit ihm machte der Knabe seine erste Seereise, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Kapitän Suckling ihn an Bord seines Schiffes, welches damals zu Catham lag. Die 1773 ausgerüstete Expedition, um möglichst weit gegen den Nordpol vorzubringen, wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen Nelson, daß er seinen ganzen Einfluß bei

dem Kapitän Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Beischiffs) zu werden. Dies gelang ihm und er ging in demselben Sommer mit der Expedition ab, deren Ergebnisse bekannt sind. Als Nelson von dieser Reise zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Kapitän Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Ostindien bestimmten Geschwader führte. Er segelte dahin; da aber das Klima nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu lassen, wo er 1776 ankam. Wiewol er damals erst achtzehn Jahre alt war, so hatte er doch schon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht. Nelson blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf bestand er die Prüfung zur Lieutenantsstelle und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaika und zwang bei einem heftigen Sturme einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffes gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Kapitän: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt?" Der Schiffsmeister wollte in's Boot springen, als Nelson ihn mit der Aeußerung zurückhielt, die Reihe sei an ihm. Seine Geschicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf den Befehl des zu der Fregatte gehörigen Schoners. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn schätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggenschiffes und machte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm eine bewaffnete Brigg, mit welcher er zur Beschützung der Honduras Bai und der Mosquitoküste kreuzte. 1779 wurde Nelson Postkapitän und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaika ausging, gab Nelson die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle seine tapfern Gefährten, wahrscheinlich eine Beute des unter diesem Himmelsstrich gewöhnlichen Fiebers geworden sein, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daselbst den Befehl des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieser Stelle, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte den nächsten Frühling nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boston. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsakte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenersatz, in welchem er aber losgesprochen wurde. 1787 verheirathete er sich zu Nevis mit einer Westindierin, der Wittwe des Doctors Nesbit, kam nach England zurück, und führte zu Norfolk ein häusliches und zurückgezognes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochne Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam den Norfolk von 64 Kanonen. Um seine Sinnesart zu bezeichnen, wird angeführt, daß er dem Sohne eines Freundes, den er als Midshipman mit sich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beständig im Sinne haben: erstlich mußt du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne

Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind ansehen, der schlecht von deinem Könige spricht; drittens mußt du jeden Franzosen eben so sehr hassen als den Teufel." Er segelte nach dem mittelländischen Meere, unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Aug. 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geschickt wurde. Hier schloß er mit diesem und der Gemahlin desselben jene vertraute Freundschaft, die in der Geschichte seines Privatlebens von großer Wichtigkeit ist. Nachdem er einige neapolitanische Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corsica, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hood's Rückkehr nach England fuhr Kapitän Nelson fort, im mittelländischen Meere unter dessen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig den Befehl eines Geschwaders von Fregatten, womit er so wichtige Dienste leistete, daß er zur Belohnung zum Marineobersten ernannt wurde. Als Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) im Nov. 1795 im Commando folgte, ward er von diesem zum Commodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent, that sich Nelson auf das Glänzendste hervor, und trug wesentlich zu den großen Erfolgen dieses Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein andres von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des spanischen Kapitäns. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er den Befehl des innern Blockadegeschwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, ward er im Juli 1797 mit drei Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen; aber die Unternehmung schlug fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelson selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte sich der Ablösung desselben unterwerfen. Um seine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, seine Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken und in's mittelländische Meer zu gehen. Er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zusammen und bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, seine Station zu verlassen, war die franz. Flotte ausgelaufen. Am 3. Jun. stieß Kapitän Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelson's Verstärkung abgesandt hatte, mit acht Linienschiffen zu ihm und überbrachte ihm den Befehl, die französische Flotte sofort aufzusuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezognen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste; er kam daselbst früher als die Franzosen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten gesegelt sei, eilte zum zweiten Mal dahin, fand sie bei Abukir vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerstörung endigte (s. Abukir). Die politischen Folgen dieses großen Sieges der Britten waren außerordentlich. Der Dank beider Häuser, seine Erhebung zur Pärwürde unter dem Titel Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pfund waren die wesentlichen Beweise von der Dankbarkeit seines Für-

sten und Vaterlandes. Von dem türkischen Kaiser erhielt eine Aigrette von Diamanten nebst einem kostbaren Pelz, von Kaiser Paul dessen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldne Dose und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem König von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geschenke. In Neapel ward Nelson mit großen Festlichkeiten empfangen, und dieser Hof erklärte sich gegen Frankreich. Allein das Glück entschied für die Franzosen, und Nelson führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die königliche Familie nach Palermo. Sein Eifer war eben so unbegrenzt, als seine Anhänglichkeit an den neapolitanischen Hof. Als daher, bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik, eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte Nelson kräftig mit und ließ den Kapitän Trowbridge, in der Bai von Neapel kreuzen und die naheliegenden kleinen Inseln wegnehmen. Am 24. Jun. 1799 erschien er selbst in der Bai, vernichtete den vom Kardinal Ruffo und dem Commodore Foote mit den Republikanern eingegangnen Waffenstillstand, zwang die Forts zur Uebergabe und ließ mehrere Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten; ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden ist, wie denn überhaupt Nelsen in Palermo und Neapel unter einem seinem Ruhme nicht günstigen Einfluß der Lady Hamilton stand. Nachdem Lord Keith den Befehl im mittelländischen Meere erhalten hatte, reiste Nelsen mit Lady Hamilton über Triest durch Deutschland und kam, nach einer dreijährigen Abwesenheit im Nov. 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben ward er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den ersten Tagen des J. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die seine vom San Josef von 112 Kanonen, den er selbst erobert hatte. Das englische Kabinet beschloß damals, zu Trennung des nordischen Seebündnisses eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; Nelson willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte seine Flagge auf dem St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte ging ohne Verlust durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, das von 19 Linien- und Blockschiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde, Nelson erhielt den Befehl, mit 13 Linienschiffen und mehrern Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem fünfstündigen Gefechte, in welchem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze Linie der dänischen Schiffe geschlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unversehrt; aber auch den Engländern waren zwei Schiffe gestrandet, und mehrern drohte dieselbe Gefahr. In diesem kritischen Augenblicke sandte Nelson einen Parlamentär ab mit dem Erbieten, den Kampf einzustellen, um gütliche Verhandlungen zu pflegen, sonst müsse er die genommnen Batterien in Brand stecken, ohne die tapfern Vertheidiger derselben retten zu können. Der Vorschlag ward angenommen; Nelson kam an's Land, besprach sich mit dem Kronprinzen und setzte die Präliminarien zu einem Vergleiche fest, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland sich verständigt hatte, kehrte er nach England zurück. Seine großen Verdienste bei dieser Unternehmung wurden durch die Erhebung zur Würde eines Viscount belohnt. Als bald darauf die Rüstungen auf der französischen Küste in England Besorgnisse wegen einer feindlichen Landung erweckten, ward Nelson zum Oberbefehlshaber eines zwischen Orfordneß und Beachy Head stationirten Geschwaders und der dazu gehörigen Flotille von Kanonenböten u. s. w. ernannt. Er beschloß, die französischen Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies Unternehmen (16. Aug.) 1801, mißlang. Der

Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindseligkeiten auf's neue begannen, übernahm er den Befehl im mittelländischen Meere und segelte im Mai 1803 mit seinem Flaggenschiff, dem Victory, nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der toulone Flotte sein; aber er verschmähte eine enge Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunsch ward endlich im März 1805 erfüllt. Der französische Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte sich mit einem spanischen Geschwader vor Cadix und segelte nach Westindien. Sobald Nelson davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von seiner Annäherung unverrichteter Sache den Rückweg angetreten hatte. Er ging darauf nach England zurück, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen sei. Im September stieß Nelson mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm den Oberbefehl. Den 19. Okt. lief die französisch-spanische Flotte aus und segelte, von Nelson mit 27 Linienschiffen verfolgt, am 20., 33 Linienschiffe stark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar sich auf Schußweite genähert. Die größte Seeschlacht der neuern Zeit erfolgte und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzosen (s. Trafalgar, Schlacht bei). Nie ward ein größerer und vollständigerer Sieg zur See erfochten. Aber als der Kampf fast schon entschieden war traf ein unglücklicher Musketenschuß aus dem Mastkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das englische Admiralsschiff stritt, Nelson in die Schulter, drang durch die Lunge und zerschmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich sei. Noch erkundigte er sich angelegentlich, wie die Schlacht stehe, lächelte, als er vernahm, daß schon zwölf feindliche Schiffe gestrichen hätten, und verschied als Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt sei, die englische Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in Spiritus gesetzt, und auf dem Schiffe Victory, wo er gefallen war, in dem Sarge nach England gebracht, den er sich selbst nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maste des französischen Admiralsschiffes L'Orient hatte fertigen lassen. Unter den rührendsten Trauerfeierlichkeiten ward er den 8. Juni 1806 auf der Themse nach London geführt und in der St. Paulskirche, wo ihm späterhin auch ein prachtvolles Denkmal errichtet worden, mit dem seinen hohen Verdiensten angemessnen Gepränge bestattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verstorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf seinen Bruder über. Die Lebensbeschreibungen Nelson's von J. Charnock und J. White sind auch in's Deutsche übersetzt worden. Am ausführlichsten ist die von Clarke; gedrängter und lesbarer die von Rob. Southey (2 Bde. 12. Lond. 1813.). Die neueste ist von Harrison.

Nemeischer Löwe, s. Herkules und den folgenden Artikel.

Nemeische Spiele. Die nemeischen Spiele hatten ihren Namen von dem kleinen Orte, wo sie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landschaft des Peloponnes. Ihre Entstehung hatten sie, nach der Sage, in Leichenspielen, die zu Ehren des in seiner Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes (s. Hypsipyle), welcher nachher Archemorus hieß und ein Sohn des Ly-

kurgus und der Eurydice war, gehalten wurden. Leichenspiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Personen waren bekanntlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Opheltes hatten, wenn jene Sage gegründet ist, nur das Eigenthümliche, daß sie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeischen Spiele von Herkules, nach Besiegung des nemeischen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea seine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter gestiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt diese beiden Sagen dahin, daß die nemeischen Spiele zwar aus den Leichenspielen des Archemorus entstanden, aber vom Herkules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden sein sollen. Da die nemeischen Spiele weniger feierlich und berühmt waren, als die olympischen und pythischen, so hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu bestimmen (wie man sie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden bestimmte), nie allgemein gebräuchlich werden können. Indessen gibt das Chronikon des Eusebius das zweite Jahr der 53. Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeischen Spiele selbst waren theils gymnastisch (körperlich), theils musikalisch (geistig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympischen Spielen (s. den Art.). Die Kampfrichter (Agonotheten) waren aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt und trugen, zum Andenken des Ursprunges der Feier, schwarze Trauerkleider. Sie waren wegen ihrer strengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers in diesen Spielen ein Kranz von Oelzweigen, später von grünem Epheu.

Nemesis. Eine philosophisch-moralische Aneinanderreihung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieser Göttin verband, hat Herder in den zerstreuten Blättern (II. 221.), und eine mehr historisch-kritische Manso im n. deutschen Merkur (1810, Stück 7.) versucht. Die Nemesis ist die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Uebermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andre, die Herstellerin des Gleichgewichts zwischen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Uebermuth entsprungnen Unthaten. Ein besondres Attribut ist, daß sie über die den Todten schuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemesia hieß. Die Angabe ihrer Abstammung ist so mannichfaltig, wie die der meisten mythologischen Personen. Bald ist sie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Okeanos und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer majestätischen Frau in der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirsche und eine Victoria befindlich sind. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eschenzweig, in der rechten einen Maßstab, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit zwei Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am seltensten erscheint sie geflügelt. Wie ausgebreitet und angesehn ihre Verehrung war, sieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Adrastea, von Adrastos, welcher ihr nach der einen Sage

in Adrastea, nach der andern in Kyzikus den ersten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attika, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildsäule stand, welche Phidias aus demselben parischen Marmor, welchen die Perser unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemesis als Denkmal des gestraften Uebermuths der Barbaren gefertigt hatte, so bekam diese Göttin auch den Beinamen Rhamnusia. Ob sich auf verschiedne Ortsverehrungen dieser Art die Erwähnung und Abbildung mehrer Göttinnen unter dem Namen Nemesis beziehe, ist noch ungewiß. Eine eigne Klasse von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemesis als die Geliebte des Jupiters aufführen, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte, und von dem sie ein Ei gebar. Ob und wie diese Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemesis zu Grunde liegen, zusammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im kurhessischen Antheile der Grafschaft Schauenburg in Westphalen, welches wegen seines Bades und kalten Schwefelwassers berühmt ist. Die Quelle des Bades entspringt an der Landstraße, welche von Hannover nach Minden führt, und die umliegende Gegend ist von der Natur besonders begünstigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt 1546 diese Bäder als sehr alt. Die jetzigen Anlagen wurden erst 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An schönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält sich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Wasser kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und schmeckt durchdringend, schweflich, balsamisch, gelind bitterlich, etwas salzig. Die Farbe desselben ist in der obern Quelle, nach Beschaffenheit der Witterung, bald hell und klar, bald milchich, bläulich, grünlich und schwärzlich, hingegen in dem untersten sogenannten Trinkbrunnen meistens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Brustbeschwerden, verschiednen Hautausschlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeschwerden, Cacherie, Bleichsucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung.

Nenner ist diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden sollen, während der Zähler die Zahl dieser Theile anzeigt. Der Nenner eines Bruchs wird unter den Zähler geschrieben und durch einen Strich davon getrennt. So ist z. B. in dem Bruche $\frac{9}{10}$ die Zahl 10 der Nenner, und die Zahl 9 der Zähler.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neologie (a. d. Griech.) bezeichnet ursprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geschloßnen Sprache, in jeder Literatur, die eine klassische Epoche aufzuweisen hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, inwiefern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man in keiner so streng gegen Neologie, als in der französischen, selbst dann, wenn sie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewissen Anstrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet sich gewöhnlich in den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu fixiren strebt, und

dann in der Periode des gänzlichen Geistesverfalls. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Verächtlichen. Dieser Nebenbegriff des Wortes neu findet sich schon in den alten Sprachen bei novus und νεος, und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptsächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfassung und Staatsgrundsätze beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach diesem Grundsatze handeln noch jetzt mehrere Staaten Asiens, welche deshalb jede Verbindung mit Fremden sorgfältig vermeiden. In der Mitte des vorigen Jahrhunders brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, s. Pyrrhus.

Nepaul oder Nepal, ein fast 3000 Quadratmeilen großes Land in Hochasien, das man zu Hindostan rechnet. Es ist erst durch die neuesten Kriege der Engländer mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden. Der Rajah wurde 1815 von dem brittischen General Sir David Ochterlony überrascht, welcher schon am 28. Febr. vor Mukwampoor, der Hauptfestung der Nepalesen, erschien. Sie wichen, wollten zwar am 29. die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen, und am folgenden Tage eroberte das brittische Heer die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieses schnelle Vorbringen beendigte der General Ochterlony einen Feldzug, dessen Erfolg bei den unter den brittischen Truppen herrschenden Krankheiten zweideutig schien, und nöthigte den Rajah, Mahara Sah Bikam Sah, sich zu dem schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er bisher nicht hatte anerkennen wollen, am 4. Mai 1816 zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der südlichen Grenze nebst mehrern Bezirken an die ostindische Compagnie abgetreten, und derselben die Marschroute durch Nepal nach China verstattet wurde. Auch versprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in seine Dienste zu nehmen. Der Rajah von Nepaul besitzt auch noch die Ghorkaländer, welche eigentlich das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand Nepaul unter verschiednen Newarfürsten, denen aber durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Nepaul selbst ist ein 3000 Fuß hohes angenehmes Alpenland zwischen zwei gegen Norden und gegen Süden mit einander parallel laufenden Gebirgen, und grenzt gegen Norden und Osten an Tibet, gegen Süden und Westen an die brittische Präsidentschaft Kalkutta und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen Norden zieht sich besonders das Himalehgebirge, welches man für das höchste auf der Erde hält) umgeben ist, so kann man nur durch Gebirgspässe in dieses Land eindringen. Man braucht von der bengalischen Ebne von Behar aus drei bis Tagereisen, die Grenzgebirge zu ersteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpasse, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichste Schweizerlandschaft, erblickt. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, das Klima heiter und gesund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, sehr heiß. Der Winter bringt wenig Frost. Nie weht der Nordwind in diesen Thälern. Die Jahreszeiten sind dieselben, wie im höhern Hindostan; nur fangen die Regen früher an. Die Erzeugnisse sind: indische Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reiß, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Ku-

pfer, Eisen, Jaspis, Marmor und Bergkrystall. Die Hauptklassen der Einwohner (ungefähr 1,200,000) bestehen aus Hindus und Newars, welche letztern wahrscheinlich von mongolischer und chinesischer Abkunft sind. Außer diesen gibt es noch verschiedne andre wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich die Newars, größtentheils Handwerker. Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrscht die grausame Sitte, daß sich die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hinduspachen sind die nepalische, die viel Aehnlichkeit mit der Hauptsprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta sein soll. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren, Eisen- und Kupferarbeiten. Ihre Messer, Säbel und Degen sind gut, sie zeichnen sich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen sie Papier und destilliren Branntwein aus Reis und Wein. Der Handel zwischen der englisch ostindischen Compagnie und Tibet wird durch dieses Land betrieben. Die Regierung ist despotisch, aber gemäßigter als in andern Ländern Asiens. Das reguläre Heer zählt ungefähr 7000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet sind und sich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptstadt des Landes heißt Khatmandu am Bischmutly mit 50,000 Einwohnern.

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeit lang von allem Seelenschmerze entbindet, wie die homerische Helena einst ihren Gästen bot.

> Aber ein Neues ersann die liebliche Tochter Kronions;
> Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
> Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
> Kostet einer des Weins, mit dieser Würze gemischet,
> Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

Odyss. IV, 219 ff. Für ein ägyptisches Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Dichtung selbst aus. Ob es aber eine Art Opium, oder etwas dem Aehnliches sei, darüber haben die Gelehrten verschiedne Meinungen aufgestellt. F.

Nephele, s. Athamas.

Nephthys, eine ägyptische Gottheit, die Schwester des Osiris und der Isis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Osiris den Anubis.

Nepomuk (Joh. von), Joh. Nepomucenus, einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, studirte zu Prag und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Kanonikus. Aus christlicher Demuth und Bescheidenheit wollte er kein Bischofthum annehmen, und ward in der Folge Dechant an der Kollegiatkirche Aller Heiligen königl. Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue des erhabnen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte seiner Gemahlin zu wissen, und ließ ihn auf seine Weigerung erst in's Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16. Mai 1383 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Papst Innocenz XIII. erkannte ihn, nach der vorhergegangnen gewöhnlichen Untersuchung, 1721 für einen Heiligen, und die Heiligsprechung ward auf den Antrag Kai-

ser Carls VI. von Benedict XIII. 1729 vollzogen. Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderschaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jesuit Balbin hat in seinen Miscell. hist. Boh. sein Leben beschrieben. Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, sondern Johann von Pomuk gelebt habe, welcher 1393 Erzbischof zu Prag gewesen. Jene Sage von der Beichte aber wird für eine Fabel gehalten.

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus. Unter Nepotismus wird die übertriebne Begünstigung eigner Verwandten und Freunde auf Kosten Dritter verstanden. Es ist der Ausdruck von den Päpsten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (unter diesem Worte wurden nicht nur ihre sonstigen Anverwandten, sondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Kosten des Staats und andrer Familien zu begünstigen pflegten, sie auf jede Weise zu bereichern und in den Besitz der besten Aemter und Pfründen zu setzen suchten u. s. w. Es mußte dies Gebrechen vor allen immer in geistlichen Staaten fühlbar sein, da hier der Besitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürsten beschränkt blieb, seine Familie aber nach seinem Tode durchaus in den Privatstand zurückkehrte. Daher ging das Bestreben dieser Fürsten hauptsächlich immer darauf, ihren Familien, so viel sie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch hat man auch in andern Staaten häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich in solchen, deren Regent nicht selbst gegenwärtig war. Nepotismus ist allerdings ein oft drückendes, aber unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist sehr natürlich, daß Jeder zuerst für seine Familie, für seine Freunde zu sorgen sucht, seinen Einfluß zuerst und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwendet. Bei Gleichheit der Verdienste zumal kann es Niemand unbillig finden, daß der Mächtige seinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gibt. Ersetzt aber Verwandtschaft und freundschaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdiensten, wird der verdiente Mann, der in keiner solchen Verbindung steht, vernachlässigt und zurückgesetzt, so ist dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der jedoch nie ganz aufhören wird, so lange es noch Menschen gibt, — und deren wird es immer geben, — die ihren Privatvortheil dem öffentlichen Besten vorziehen.

Neptun scheint von den Römern in den ältesten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als solcher anfänglich mit dem alten italienischen Gott Consus vermischt worden zu sein. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griechischen Mythologie bekannt wurden, trugen sie die in dieser Mythologie vorhandnen Ideen von Poseidon auf ihren Neptun über, so daß Neptun und Poseidon für verschiedne Namen einer und derselben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, das sein Alles verschlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen verschieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlingen, und Neptun wird heimlich in Böotien erzogen u. s. w. Nach der Empörung, welche sein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrschaft über das innere Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettstreit mit der Minerva über den Besitz von Attika

das Pferd zuerst geschaffen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poseidon's, einer ursprünglich phönicischen Gottheit, von Seeräubern dieses Volks zuerst auf den Küsten des Peloponnes, Attika's und Thessaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborne Roß sich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß unentschieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt das Meer und selbst zuweilen die Erde. Auf Inseln (besonders auf der Insel Euböa) und Küstenplätzen war daher seine Verehrung am häufigsten. Ihm wurden zu Ehren die isthmischen Spiele (s. d. Art. Isthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den ältesten Kunstdarstellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Gestalt mit spitzem Barte abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Seefahrer des mittelländischen Meers zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Besitznahme einer Küste bedienten. Auf einem mit zwei Rossen bespannten Wagen, von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meers befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geschehnen Entführungen dem Neptun zuzuschreiben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche, für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche die Dichter dem Neptun beilegen, beziehen sich meist auf die See und die Schiffahrt, auf die Erschaffung des Pferdes und die Beschützung der Wettrennenden, so wie auf seine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von diesem verdammt, in Gemeinschaft mit Apollo dem Könige von Troja Laomedon zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungnen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Ueberschwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojanischen Kriege war er auf Seiten der Griechen, und im Götterstreite vor Troja stand er dem Apollo gegenüber.

Neptunisten nennt man die Anhänger der Meinung, daß die Bildung der Erde bloß durch die Wirkung des Wassers entstanden sei. Man s. d. Art. **Vulkanisten** wo die Ansichten der Neptunisten und ihrer Gegner, welche das Feuer als das bildende Prinzip annehmen, mit ihren Gründen zusammengestellt werden.

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, insofern es still und ruhig ist. Er war der älteste Sohn des Pontus (Meer) und der Gäa (Erde). Die Dichter schildern ihn als wahrhaft und milde, als einen Freund des Rechts, der Billigkeit und Mäßigung, und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Wasser, hat er die Gabe zu weissagen, und, gleich andern Wassergöttern, verwandelt er sich in allerlei Gestalten. Mit der Doris, der Tochter des Okeanos, seiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die **Nereiden** (s. den folgenden Artikel). Seine Wohnung ist im ägeischen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieses Meer durchschiffte, weissagte ihm, nach jener schönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunstdarstellungen sowol als von Dichtern wird er als ein bösartiger, mit Schilf bekränzter Greis, auf den Wogen sitzend mit einem Scepter in der Hand, vorgestellt.

Nereiden, Meernymphen, die funfzig Töchter des **Nereus**, welche gleich ihrem Vater die Gabe der Weissagung und Verwandlung besaßen (vergl. **Meergötter**).

Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, nach seiner Adoption Claudius Drusus), war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina, und wurde zu Antium 37 nach Christo geboren. Als Agrippina später den Kaiser Claudius heirathete, ward er von diesem adoptirt und folgte ihm in der Regierung 54 nach Christo. August, der erste römische Kaiser aus der Familie der Cäsarn, hatte seine Regierung grausam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt; Nero, der letzte, begann mild und endigte grausam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Burrhus hatte ihn mit allen Kenntnissen und Grundsätzen ausgerüstet, die den großen Feldherrn und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philosophie und schönen Literatur bekannt machte. Der Anfang seiner Regierung übertraf selbst die Erwartungen, die man sich nach einer solchen Erziehung von seinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunsch, nicht schreiben zu können. Allein der siebzehnjährige Herr der Welt sollte sich nicht lange in diesen Schranken halten. Die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, besonders des Freigelassnen Narcissus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geschlummert zu haben schien, bald zum Ausbruch. Bald ergab er sich den gröbsten Ausschweifungen der Wollust und Grausamkeit. Zuerst ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler in der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören und durch ausgestellte Soldaten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künstlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Der Genuß machte ihn erfinderisch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüste, die Verschwendung habsüchtig, die Gefahr grausam. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind, außer dem Britannicus und der Agrippina, seine Lehrer Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und seine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Messalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarheit verstieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Insel Pandaleria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. Meine Vorgänger, sagte er, haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ in einer unsinnigen Laune Rom anzünden, bloß um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen. In diesem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das Heftigste verfolgen. Den eingeäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenschaft der Großen, die Baulust, beherrschte auch ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungslust wurde

der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen des goldnen Hauses bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Dingen, in Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w., war eben so grenzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete sich selbst im J. 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeigungen über Nero's Sturz waren, so fehlte es ihm doch auch nicht an solchen, die ihn selbst nach seinem Sturze noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Man bestreute sein Grab mit Blumen, man stellte seine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er sich durch seine Freigebigkeit und Nachsicht beliebt gemacht hatte, so theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben. Gegen geistreichen Spott war Nero um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geist besaß, ungeachtet er der erste römische Kaiser war, der sich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müssen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus, worin die genauere Schilderung des Charakters und der Regierung des Nero enthalten war, nicht auf uns gekommen ist.

Nerva, Domitian's Nachfolger auf dem römischen Kaiserthron, einer der tugendhaftesten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher schon das Consulat und war ein Mann von gebildetem Geiste, auch nicht ohne Dichtertalent. Er hatte wirklich die Absicht, sich den Ruhm eines guten Regenten zu erwerben; leider aber war er schon ein Greis, als er im Jahre Roms 849 den Thron bestieg. Doch machte er manche wohlthätige Verordnungen, sorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterstützte die Armen. Gleichwol waren Viele unzufrieden mit ihm, besonders von den Soldaten der Leibwache, und es bildete sich sogar eine Verschwörung gegen ihn. Er starb, nachdem er nicht viel über ein Jahr regiert hatte.

Nerven, Nervensystem. Nerven sind weißliche markige Fäden in dem thierischen Körper, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Gehirns ähnlich und eben so voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich in die Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen thierischen Körper verbreitet und stehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinschaft. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben, wenigstens im gesunden Zustande, keine Nerven. Die Nerven selbst sind von unterschiedner Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel sich zu einem Nerven vereinigen. An bestimmten Stellen des Körpers nähern sich mehrere Nerven einander so, daß sie gleichsam an einander geklebt erscheinen und die Bündel des einen mit denen des andern sich so durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne

gewaltsame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies sind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, so auch bei dem Herzen u. s. w. sich finden (s. d. Art. Ganglien-system). Die letzten Enden der Nerven sind verschieden, besonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert sich der Nerve in eine breitartige, mit Feuchtigkeit umgebne Masse; der Sehnerve endigt sich in eine markige Haut, der Geschmacksnerve in kleine Wärzchen; eben so endigen die Gefühlsnerven in den Fingerspitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren sich in das Gewebe derselben, so daß man ihre Endigungen nicht bestimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervensystems. Dieses hängt auf's genaueste mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortsetzung des Gehirns, zusammen, welches als der oberste Centralpunkt des Ganzen anzusehen ist, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, sich Alles sammelt. Die Masse der Nerven selbst ist übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn besteht, eine Art eiweißartigen Stoffes, welcher stärker oxydirt ist, als der im Blute befindliche, und welcher seine Nahrung aus dem ihm zugegebnen und umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinste, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtung desselben zersetzten und unbrauchbar gewordnen Theile wieder zu ersetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Rückenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demselben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn existirt, ja daß jede Nervenparthie gleichsam als Gehirn des Theils anzusehen ist, zu welchem sie geht. So wie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erfoderte nämlich vollkommnere Orginisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größre, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Absondrung von der gesammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Diese Absonderung führt nothwendig eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raume, eine willkürliche Bewegung, einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung bis zur hellen Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtsein seiner selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt steigt. Alle diese Erfodernisse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1. die so mannichfaltigen, isolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thierischen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganze. Das Gefäßsystem verbindet sie nur insofern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem

gemeinschaftlichen Zwecke hinleitet, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Mitleidenschaften und gegenseitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Besorgung dieser Geschäfte des Nervensystems ist dem Theil desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Geflechte bildet und das reproduktive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil das Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe geordnet wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknoten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirnsysteme abgesondert, so daß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirne unabhängig ist, indem seine Thätigkeit weder von Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe zurückwirkt, oder von ihm empfunden wird. 2. Ein andrer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Verändrung im Raume und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtsein. Dies ist das Gehirn- oder Cerebralsystem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entspringen. Ihre Verrichtung hängt von der Willkür ab, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn als dem Mittelpunkte, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach die Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Dies sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiednen Sinnorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt, und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Nervenpaar ist der Sehnerv (Nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern versehne Platte der festen Haut des Augapfels in denselben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffassen der Bilder im Auge bestimmt ist, und Netzhaut (retina) heißt (s. d. Art. Auge.) Das achte Nervenpaar bilden die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs sich ausbreiten und für die Bewegung der Luft empfindlich sind. Von den vielfachen Verästelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geschmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen ist der unterste Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur besondre Eigenschaften und höhere Stufen des Gefühlssinnes sind. Insbesondre ist es aber in die äußere Haut, und vorzugsweise in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betastungsorgane, durch welche die Seele das materielle Dasein und die Form der äußern Gegenstände mittelst unmittelbarer Berührung wahrnimt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut sich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl sich am zartesten äußert, sind auch mit den meisten Nerven versehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerspitzen, u. s. w. Endlich wird noch durch das gesammte Nervensystem, besonders aber durch das Gangliensystem, das Gemeingefühl vermittelt. (Ueber dessen Funktion s. d. Art. **Gemeingefühl**.) So ist also die Thätigkeit des

Nervensystems wechselseitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anschauungen) sich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorstellungen und Empfindungen werden; von innen, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproduktive Nervensystem in stiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maschine regiert und in gesundem Zustande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch die Triebe, den Hunger und Durst, im krankhaft erhöhten Zustand durch Uebelbefinden und Schmerz sich offenbart. In der Thätigkeit des gesammten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit desselben erregt wird; von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Sensibilität, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität ausgesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität bedingt die Verschiedenheit der Temperamente sowol der Individuen als ganzer Nationen (s. d. Art. Temperament.) Die Kraft des Nervensystems hat aber auch selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subjekte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproduktiven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absondrung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Eben deswegen ist auch das Gemeingefühl im Schlafe erhöht und wird lebhafter bewegt, als im wachenden Zustande (s. d. Art Traum.) Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und geregelt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt; reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge. Auch im Materiellen stellt das Nervensystem ein, abgesondertes, in den übrigen Organismus gleichsam eingeschobnes System dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem sich verbindet: ein Mal um die Blüthe desselben, die feinsten und zartesten Entfaltungen des Arteriensystems um sich zu versammeln und den ätherischen Nahrungsstoff aus ihm zu saugen; und dann um seinen belebenden Geist über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen desselben zu beherschen, damit sie alle regelmäßig zu seinem höhern Dienste, dem Vermittlungsgeschäfte zwischen Geist und Welt, und im Dienste des Geistes wirken können. Das Nervensystem erscheint uns also als der wahre Leib unsers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieses Leibes, als seine schützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbst das sichtbare, als weißliches Mark erscheinende Gewebe dieses Systems ist nur die Wohnung des ihm verwandten, zugegebnen, unsichtbaren Nervengeistes, dessen höhre Natur unsern Sinnen entgeht und nur irgend einen, der Sele verwandten ätherischen, vielleicht verkörperten Lichtstoff ahnen läßt. Daß dieser äthe-

sche Nervengeist nicht völlig an die bis jetzt bekannten Gesetze der Körperwelt gebunden ist, daß ihm unter gewissen Umständen ein freieres Walten zukommt, beweißt schon der Umstand, daß der Wirkungskreis der Nervenenden sich über ihre körperliche Existenz erstreckt und eine Art von fühlbarer Atmosphäre des Nervenfluidums um sich bildet, wie schon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen zwar Nervenfäden in die Muskeln, aber ohne sich so sehr zu vertheilen, daß jede Muskelfaser einen eignen Nervenfaden bekäme; dessen ungeachtet ist der ganze Muskel dem Einflusse des Nerven unterworfen, und zieht sich in allen seinen Fasern zusammen. Jeder Punkt der Haut ist empfindlich, ungeachtet diese nicht mit einem zusammenhängenden Blatt von Nervenmark versehen ist, sondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humboldt hat diesen fühlbaren Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch galvanische Versuche erwiesen. Noch auffallendere Beweise davon zeigen manche Erscheinungen des animalischen Magnetismus (s. d. Art.). H.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, welche ursprünglich im Nervensysteme ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organisation oder der Geschäfte desselben von der Regel bestehen, und sich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Die wirklich vorhandne Nervenkrankheit ist entweder in einer verletzten Organisation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehen und auch zugleich vorhanden sein. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig sein, wodurch die Ernährung des Nerven leidet, es können von geschwächter Einsaugung Stockungen und Anhäufungen schädlicher Stoffe an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verursachen. Ist die Reizbarkeit des Nervensystems zu groß, die Empfindlichkeit also krankhaft erhöht, so machen alle Eindrücke zu schnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher sind gewöhnliche Gefühle schon schmerzhaft, die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen, die Vorstellungen sind grell und folgen in stürmischer Unordnung, die Einbildungskraft ist zu lebhaft, die Bewegungen sind unwillkürlich, zuckend. Ist die Kraft des Nervensystems zu sehr vermindert, so gehen auch die Verrichtungen desselben zu schwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden stumpf, die Einbildungskraft wird gelähmt, die Muskelbewegung erschlafft. Die Kräfte des Nervensystems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, so daß gewisse Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Wirkungen erregen. Dies sind die sogenannten Idiosynkrasien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten sind verschieden, je nachdem gewisse Partien und Regionen des Nervensystems vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Systems des ganzen Körpers, so entsteht ein Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiednen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckender, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, das Prickeln in denselben, wie Nadelstiche, äußert; besondre krankhafte Regungen des Instinkts, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonder-

baren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden, als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellten, sie seien halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rücksicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehrere Verschiedenheiten nach Verschiedenheit der Theile selbst und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen ist das Gefühl in der Haut so stumpf, daß sie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterscheiden können. Andre haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geschmack können zu stumpf oder zu scharf werden. Andre könnn gewisse Gerüche durchaus nicht vertragen lieben dagegen solche, welche andern Menschen gewöhnlich zuwider sind. Eben so ist es mit dem Gehör. Noch mannigfaltiger sind die Erscheinungen von Krankheit der Gesichtsnerven. Uebermäßige Empfindlichkeit, so wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenschnüre u. s. w., Doppelsehen, Erscheinungen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorstellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannichfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falsche Vorstellungen und fehlerhafte Bilder der Phantasie. Diese können die Stärke wirklicher Sinnesanschauungen erhalten, und wenn die Krankheit sich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, so unterscheidet der Kranke seinen subjektiven Zustand nicht mehr von den Objekten außer ihm, die kranken Vorstellungen regieren dann selbst den Willen und erregen die ihnen entsprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlassungen, Traurigkeit und Lustigkeit in ausschweifender Art, periodische Muthlosigkeit, ängstliche, lebhafte Träume, Delirien, die Erscheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig sind auch die Aeußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelsystem, die sich als Zuckungen und Krämpfe zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend sind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen sind, kommt ein beständiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Gesichtsmuskeln zum Vorschein, eben so an andern Theilen des Körpers, z. B. das sogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entstehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Brustbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. s. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, sie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebnen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anstrengung des Nervensystems erworben sein. Die Gelegenheitursachen sind theils unter den vielfachen Einflüssen der Außenwelt zu suchen, z. B. die Luft und ihre verschiednen Mischungen, ihr Antheil von elektrischem Stoff, ihre elastische Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleischspeisen, erhitzende gewürzte Speisen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabilische Nahrungsmittel vermindern sie. Die mehrsten animalischen und alle vegetabilischen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. den Art. Narkotisch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Ursachen der Nervenkrankheiten, z. B. sehr oft Würmer im Darmkanal, eingesperrte Luft, selbst scharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demselben. Endlich sind auch oft Affectionen des Körpers selbst und des ganzen Nervensystems Ursa=

hen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das ie Nervenkraft erschöpft; Krankheiten, besonders Fieber; gewisse Perioden des weiblichen Geschlechts, während derer die Reizbarkeit es Nervensystems erhöht ist; Anstrengung der Gehirnthätigkeiten urch übertriebne Geistesarbeit; Schwangerschaft; allzuheftige Affecn und Leidenschaften. H.

Nesseln sind Pflanzen mit stechenden Haaren, die beim Beühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft nter sie ergießen, der starkes Brennen verursacht. Mehrere Nesseln aben urintreibende Kräfte, viele dienen als gesundes Futterkraut, ndre geben fadenartige Fasern, die gleich dem Flachse versponnen erden können und sehr dauerhaft sind. Daher auch das Nesselgarn, n zartes, aus dem Baste von den Stengeln der großen Nessel esponnenes und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. ie Wogulen am Twodafluß in Sibirien bereiten aus Nesseln ungeeichte Leinwand, Netze und Stricke; dasselbe thun die Baschkiren, amojeden und die Tatarn am Jenisei. — Nesseltuch, Netltuch, ist der deutsche Name für das französische Wort Mousseine. Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brenesseln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, e aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben so machte man auch emals in Deutschland und in der Schweiz Nesselzwirn und esselgarn.

Nestel, Nestelknüpfen. Unter Nestel, einem im Hochdeuthen etwas veralteten und mehr im Oberdeutschen üblichen Worte, rsteht man sowol die Nestform, welche das weibliche Geschlecht zueilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder schman Riemen, deren man sich zum Zuschnüren und Zubinden der Kleingsstücke bedient. In dieser letzten Bedeutung von Schnüren ist s Wort Nestel in Nestelknüpfen genommen. Man verstand hiernter die magische Handlung, wodurch man Jemanden mittelst Knüpng von Nesseln zum Beischlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnh machte man zu diesem Behufe drei Knoten unter Hersagung geisser Zauberformeln an einem Leichenstein oder andern heiligen Orte. ben so hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von r furchtbaren Wirkung des Nestelknüpfens erlöst sein wollten. Die itte des Nestelknüpfens verliert sich in das graueste Alterthum. elche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden d, kann man in Frank's medicinischer Polizei B. IV. S. 554 finden.

Nester, indianische Vogelnester, sind Nester von indiaschen Vögeln, die insofern einen Gegenstand des Handels ausmaen, weil dieselben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tausenden die Küchen indianischer und chinesischer Großen, auch wol nach uropa verkauft werden. Der Vogel, der sie baut, ist eine Schwalbe Hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, zu Tunig, Cochinchina &c., und befestigt sein Nest in den Höhlen am eeresufer. Die besten und gesuchtesten sind weiß, durchscheinend, e Hausenblase, von der Größe eines Enteneies und bestehen fast nz aus einem nahrhaften, gallertartigen Stoffe, den der Vogel aus lbverdauten und so gegen Fäulniß geschützten Würmern erzeugen l. Man stößt sie entweder zu Pulver und mischt dieses andern peisen bei, oder kocht sie mit Fleischbrühe weich. F.

Nestor ist derjenige unter den griechischen Helden vor Troja, r sich durch seine Klugheit, die Frucht seines hohen Alters (daher r Ausdruck ein Nestor), eben so sehr, als durch seine sanfte und

eindringende Beredtsamkeit auszeichnete. Dieses sind die Eigenschaften, die ihm Homer in der Iliade beilegt. Nestor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte seinem Vater als Fürst von Pylos. In seinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er sich durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb sich aber auch schon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er sich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beistand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Messenien. Ungeachtet er schon zwei Menschenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde: so nahm er dennoch Antheil an demselben und führte die Mannschaft seines Gebiets in 20, oder nach andern Sagen in 90, oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menschenalter nicht, wie schon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, sondern, wie dieses jetzt gewöhnlich ist, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter versteht: so war doch Nestor schon zu alt, um großen persönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm daher in der Iliade zugetheilt wird, ist vielmehr die eines erfahrnen Rathgebers. Er sucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechischen Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als ein Mal Troja unverrichteter Sache verlassen haben. Nach der Eroberung von Troja segelte er wieder nach Hause. Der Odyssee zu Folge besuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulysses einzuziehen. Seine Gemahlin war, nach Homer, Eurydice, die älteste Tochter der Klymene, nach Andern, Anaxibia, die Tochter des Kratikus. Es werden auch mehrere seiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht merkwürdig sind. Nachdem Nestor drei Menschenalter durchlebt hatte, starb er ruhig zu Pylos, wo man noch spät sein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Nestor, ein berühmter russischer Geschichtschreiber, geboren um 1056, lebte als Mönch im petscherischen oder Höhlenkloster in Kiew, und starb nach 1116. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Aebte und andrer frommen Bewohner seines Klosters, deren Bruchstücke von fremder Hand zusammen gereiht sind, schrieb er in seiner Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchster Wichtigkeit ist, mit sichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantinischer Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte. Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; Vieles schrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste seiner Zeit angemessen, fromme Betrachtungen und biblische Sprüche sind in die Erzählung häufig verwebt, und die Personen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und durch die Einschaltungen seiner Fortsetzer (des Abts Sylvester zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt sich kein sichres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor nicht sorgsame kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Nestor's Eigenthum ist. Es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Arbeit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russischen Geschichte hat sich Schlözer nach mehrern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten Werke erworben: Nestor's russische An-

alen in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfeh- rn und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt, öttingen 1802 — 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Ver- sserung zu verbinden ist: Joseph Müller's altrussische Geschichte nach estor, mit Rücksicht auf Schlözer's russische Annalen, die hier be- chtigt, ergänzt und vermehrt werden, Berlin 1812 8. A—s.

Nestorius, Nestorianer. s. Sekten, Syrische Chri- en und Thomaschristen.

Netscher (Caspar), einer der vorzüglichsten Maler seiner Zeit, urde zu Heidelberg 1639 geboren. Da er seinen Vater (Johann), ıen Bildhauer, sehr früh verlor, so ward er von Tullekens, einem zte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesstatt angenommen, der ihn r Arzneikunde bestimmte; alle seine Neigung und sein Talent ent- ieb für die Malerei. Den ersten Unterricht soll er von Koster, ıem Vögel- und Wildpretmaler, erhalten und sich später unter erard Terburgh und Gerard Douw, die er an Genie und Geschmack ld weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um diese Bildung zu llenden, unternahm er eine Reise nach Italien, blieb aber schon Bordeaux, wo er sich verheirathete, und von da nach Holland zu- ckging. Hier ließ er sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, ıe zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmalerei seiner gewöhnlichen Beschäftigung zu machen, ungeachtet er, wie on sein Tod der Kleopatra beweisen kann, Talent und Neigung nug hatte, sich in höhern Gattungen auszuzeichnen und sich über n Geschmack der niederländischen Schule, zu welcher er gehört, zu heben. Auch in dem, worin diese Schule eine eigenthümliche Stärke sitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, ertraf er die niederländischen Maler. Der weiße Atlas in den Ge- indern und Draperien seiner Gemälde, und das Haarichte der tür- chen Teppiche hat eine täuschende Wahrheit. Er hat einen frischen nsel und einen vortrefflichen Farbenton. Seine kleinen Kabinet- cke werden am meisten geschätzt. In der historischen Malerei wählte seine Gegenstände gewöhnlich aus der römischen Geschichte. Er rb zu Haag 1685 und hinterließ zwei Söhne, Constantin und Theo- r, genannt der Franzose, welche beide sich ebenfalls als verdienst- lle Maler gezeigt haben, jedoch hinter ihrem Vater weit zurückge- eben sind.

Nettelbeck (Joachim), früherhin Bürger-Repräsentant, jetzt ıthsherr zu Colberg, verdient, als Muster eines Patrioten und begriff von echtem Biedersinn und Bürgertugend, die glänzende szeichnung, welche ihm seit der Belagerung seiner Vaterstadt durch Franzosen im Jahre 1807 unter seinen deutschen Landsleuten zu eil geworden. Seine Anstrengungen in einem damals fast 70 jäh- gen Alter, sein unerschütterlicher Muth, seine gereiften Erfahrun- ı, seine heilsamen Rathschläge und seine Aufopferungen an Leib, ıt und Vermögen während dieser kriegerischen Periode bewiesen, s ein Einzelner, auch aus der Mitte des Volks, zum allgemeinen ohl zu leisten vermöge. Einverstanden mit der Bürgerschaft des ts, die seiner Einsicht und Rechtlichkeit unbedingt vertraute, hielt , in Verbindung mit der rastlosen Thätigkeit seines gleich gestimm- ı Freundes Schill, vom Anfang der Belagerung an, durch Vor- llungen, Warnungen und selbst Drohungen, der rathlosen Geistes- wäche, der schwankenden Unentschlossenheit und dem vorurtheilsvollen ünkel des zeitigen Festungskommandanten, Obersten v. Loucadou, ı sehr wirksames Gegengewicht, wodurch dieser zu Maßregeln,

welche den frühern Fall des Platzes verhüteten, wie mit Gewalt gezwungen wurde. Nettelbeck's schriftlichem dringendem Anhalten beim Könige verdankte darauf Colberg die Zusendung eines neuen Befehlshabers, welcher das in ihn gesetzte Vertrauen auf das Glänzendste rechtfertigte: denn von dem Augenblick an, wo Gneisenau dort auftrat, gewann die Vertheidigung ein völlig verändertes Ansehn; und nun erst konnte auch Nettelbeck, als freiwilliger Bürgeradjudant (wie er es schon vormals im siebenjährigen Kriege bei ähnlicher Gelegenheit gethan) dem Kommandanten zur Seite tretend und von diesem in seinem Werthe anerkannt, den vollen Umfang seiner nützlichen Wirksamkeit entwickeln. Ihm ward die Leitung der Ueberschwemmungen um die Festung her, welche ein vorzügliches Vertheidigungsmittel derselben ausmachen, und zu deren Bewerkstelligung ihm die vollkommenste Ortskenntniß beiwohnte, übertragen. Als früherer Seemann, unterhielt er auch jetzt die, für den glücklichen Erfolg der Gegenwehr so unentbehrliche Verbindung mit der Rheede und wagte sich den Hülfe bringenden Schiffen, sie in den Hafen zu geleiten, unerschrocken entgegen, wenn in stürmischer Witterung kein Andrer sich der Besteigung des Lootsenbootes getraute. Dem schwedischen Kriegsschiffe, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beschießen bestimmt war, diente er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot, es, zunächst dem Ufer, in die vortheilhafteste Stellung zu führen. Die Löschanstalten in der Festung, welche bei dem anhaltenden und heftigen Bombardement bald ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit wurden, standen zunächst unter seiner Aufsicht; und wo es hier entschlossnen Muth und kühne Verachtung der Gefahr galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ sich zu jeder Stunde Nettelbeck, im dichtesten Kugelregen, an der Spitze der Löschenden finden. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und leibliche Erquickungen jeder Art zuzuführen, oder auf den mitgeführten Wagen ihre Verwundeten aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Auf seinem Heerde ward der große Kessel, der Speise für sie bereitete, nie leer. Sein ansehnliches Lager von Branntwein (dessen Bereitung er als bürgerliches Gewerbe trieb) ward nach und nach unter die Besatzung unentgeltlich vertheilt. Mehr als ein Mal kaufte er, bis zu völliger Erschöpfung seines mäßigen Vermögens, alle Brodschrangen und Fleischbänke in der Stadt aus, um sie zu sättigen; und auf die gefährlichsten Posten begleitete er sie und stimmte patriotische Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Kommandanten, der ihn häufig versandte, waren stets die sichersten; seine Beurtheilung der Vertheidungsanstalten, wie sie in jedem Augenblick Noth thaten, würden der Einsicht jedes Kriegers vom Metier Ehre gemacht haben. Seinem Rath dankte die Einführung einer Art von Belagerungsmünze, welche die wesentlichsten Dienste leistete, ihre Entstehung, wie ihren Erfolg. Seiner rastlosen Vermittlung, seinen ernstlichen Vorstellungen und seinem geltenden Einfluß nach beiden Seiten gelang es, jede Reibung, Unzufriedenheit und Mißhelligkeit zwischen der Bürgerschaft und Besatzung sofort im Entstehen zu unterdrücken und eine fast beispiellose Eintracht zu erzielen. Sein Beispiel, seine nachdrückliche Sprache, seine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer seiner Mitbürger unter den drohendsten Gefahren, den vielfachsten Entbehrungen und den schmerzlichsten Einbußen. Alles würden sie, gleich ihm, freudig ertragen haben, nur nicht den Gedanken, den Platz in feindliche Gewalt fallen zu sehen. So seltne und beharrliche

Anstrengungen verdienten es, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt zu werden. In dem Augenblick, wo am 2. Jul. die Belagerer, nachdem sie sich bereits der wichtigsten Außenwerke mit stürmender Hand bemächtigt, einen allgemeinen Angriff mit der höchsten Erbitterung unterhielten; wo das Geschütz desselben Tod und Verderben in allen Punkten verbreitete; wo der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die physischen Kräfte der Vertheidiger schier erschöpft schienen, traf auch der Kourier ein, welcher die officielle Nachricht von dem zu Tilsit abgeschlossnen Waffenstillstande überbrachte. Das Drangsal hatte ein Ende, und Nettelbeck und seine Mitbürger fühlten sich auf dem rauchenden Schutthaufen ihrer Wohnungen, froh und glücklich, durch echten Mannsmuth dem Schicksal diese glückliche Entscheidung abgetrotzt zu haben. Nettelbeck's Name aber flog gepriesen von Munde zu Munde; und nie ist wol zugleich eine Berühmheit durch höhere Anspruchlosigkeit redlicher verdient worden. Sein König ehrte ihn durch Ertheilung einer goldnen Verdienstmedaille, durch die Erlaubniß, die preußische Admiralitätsuniform (er hatte im Jahr 1769 eine kurze Zeit im königl. Seedienst gestanden) zu tragen, und bewilligte ihm noch im Jahre 1817 eine lebenslängliche Pension von 200 Thalern. Auch späterhin zeigte er bei allen Gelegenheiten den nämlichen unermüdlichen Eifer für Alles, was ihm recht, wahr und gemeinnützlich dünkte, in den innern Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und wirkte mit jugendlicher Kraft für das Beste derselben. Auch jetzt noch, ein 85jähriger Greis, hat sein lebenskräftiger Geist, sein heller Blick und sein patriotischer Gemeinsinn ihn keinesweges verlassen; und er steht noch immer da als ein ehrwürdiges Denkbild dessen, was deutscher Geist und Gesinnung in schlichter, aber markiger Gestaltung, vermögen. Wenn aber schon das vorstehend Gesagte genügen würde, Nettelbeck seinen Ehrenplatz unter den preiswürdigsten Männern deutscher Nation anzuweisen: so hat er selbst sich diesen Platz noch auf eine andre, nicht minder denkwürdige Weise und mit einem Erfolge gesichert, welcher leicht noch für eine größere Merkwürdigkeit gelten dürfte, indem er, in diesem hohen Alter, eine Selbstbiographie verfaßt und öffentlich bekannt gemacht hat (Leipzig, bei A. Brockhaus. 3 Bde.), welche an Gediegenheit, Lebendigkeit und Wahrheit, in der einfachsten und gleichwol unwiderstehlich anziehenden Form, vielleicht in jeder Literatur nur wenig Gegenstücke finden dürfte. Nur das dritte, so eben erschienene Bändchen beschäftigt sich mit den Erlebnissen des Verfassers in dem Zeitraum der vorerwähnten Belagerung seiner Vaterstadt. Dagegen führt er den Leser in dem größern Theile des Werks in sein früheres, aber so reiches und wechselvolles Leben, daß es fast die Gestalt eines Romans annimt und auch dafür gelten würde, wenn nicht jede Blattseite den unverkennbarsten Stempel der Wahrhaftigkeit an sich trüge. Zum Seefahrer durch innere Neigung getrieben, tummelt er sich, schon als Knabe und so fort bis in sein 45. Lebensjahr, in den mannichfaltigsten Verhältnissen auf allen europäischen Meeren, in Westindien und an der Küste von Guinea umher; besteht Unfälle und Gefahren ohne Zahl; geräth in seinen bürgerlichen und politischen Verbindungen eben so oft in Noth und Drang, als Glück, Fleiß, Anstelligkeit und ein unerschütterlicher Rechtsinn ihn begleiten. Ueberall aber und vor allem bleibt er Seiner selbst gewiß und sicher, entwickelt eine Energie, einen Muth, eine Umsicht und eine Lebensklugheit, welche an dem, in ihm zur innern Klarheit gesteigerten Bonsens einen nie fehlenden Stützpunkt finden. Sein Patriotismus, aber auch sein edelmüthig fühlendes Herz, verlaugnen sich bei keiner Ge-

legenheit; und während seine Thatkraft in den Augenblicken, wo es gilt, uns zu Bewunderung und Beifall hinreißt, fühlt sich auch die Theilnahme durch eine kindliche Naivetät eben so oft zum wohlgefälligen Lächeln, als durch den Ausdruck der zartesten und menschsten Empfindung bis zur höchsten Rührung angezogen. Nettelbeck's Lebensbeschreibung in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und in ihrer hochsittlichen Tendenz ist vielleicht mehr, als irgend eine andre ähnliche Schrift, jedem deutschen aufstrebenden Jüngling zur Stärkung seines Sinnes und Herzens zu empfehlen; und durch sie hat sich Nettelbeck unstreitig noch ein höheres und bleibenderes Verdienst um sein Volk, als selbst durch seine patriotischen Thaten, erworben.

Netz, jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungne Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erstreckt es sich vom Magen bis nach der Nabelgegend und dient vermöge seines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beständig schlüpfrig zu erhalten, und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Meß- und Zeichenkunst nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweise gezognen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten sich durchkreuzenden Kreise und Linien der mathematischen Geographie. In der Perspektive bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, geschliffnen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. Im erstern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwicklung zerrissner und durch Unachtsamkeit des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, s. d. vor. Art. und die Art. Auge und Nerven.

Neubeck (Valerius Wilh.), als Lehrdichter bekannt, wurde zu Arnstadt im Schwarzburg-Sondershäusischen, wo sein Vater Hofapotheker war, 1765 geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien besucht hatte, studirte er zu Göttingen und Jena, an welchem letztern Orte er 1788 die medizinische Doktorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung seiner akademischen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt gelebt hatte, ward er als Kreisphysikus nach Steinau in Niederschlesien berufen. Einen gewissen Ruf hat er sich erworben durch das Lehrgedicht: die Gesundbrunnen in ziemlich wohlklingenden Hexametern (Breslau 1795). Der erste Gesang enthält die Entstehung der Mineralquellen, der zweite die Beschreibung der vorzüglichsten Quellen dieser Art in Deutschland, und der dritte und vierte Vorschriften für die Brunnenkur selbst. Man hat in diesem Werke alle die Eigenschaften gefunden, wodurch das philosophische Lehrgedicht seinen Gegenstand anziehend, lebendig und poetisch machen kann. Außerdem sind von ihm erschienen vermischte Gedichte, die Zerstörung der Erde nach dem Gericht, und mehrere kleine in Zeitschriften zerstreute Aufsätze und Gedichte.

Neuber (Friederike Caroline), berühmt durch ihre Verbesserungen der deutschen Schauspielkunst in der Mitte des 18. Jahrh. Sie war die Tochter des Advokaten Weißenborn zu Zwickau, wo sie um das J. 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und

ihr Talent für das Tragische entwickelten sich früh. Sie verheirathete sich in der Folge mit einem gewissen Neuber, einem Schauspieler von äußerst mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauspielergesellschaft, der sie einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen, höhern Geist einzuflößen suchte. Der damals sich zum Diktator der deutschen Schöngeister aufwerfende Gottsched verfolgte mit ihr gemeinschaftlich den Hanswurst, der bis dahin noch sein Wesen auf der deutschen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragische Declamation hat die Neuberin zuerst in Deutschland eigne Ideen aufgestellt und die Ausführung derselben gezeigt. Mit ihrer Gesellschaft spielte sie abwechselnd in den vorzüglichsten Städten von Deutschland; allein der siebenjährige Krieg führte die Auflösung dieser Gesellschaft herbei, und sie selbst starb in den dürftigsten Umständen 1763 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden ist. Sie hat selbst für das Theater mehrere Vorspiele und Prologe geschrieben, wovon einige gedruckt worden sind.

Neu-Dietendorf, im Amte Ichtershausen, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einw., im gothaischen Amt Wachsenburg, ist eine Kolonie der evangelischen Brüdergemeine (28 Häuser 420 Einw.), wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 von Herzog Friedrich III. eine förmliche Versicherung des landesherrlichen Schutzes. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelstedt, und ist regelmäßig und schön gebaut, wohl gepflastert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. Ueberall herrscht Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Die Einwohnen zeichnen sich durch Kunstfleiß aus, sie unterhalten viele Fabrikanstalten, in Wollen- und Baumwollenzeugen, in Strümpfen, Federspulen, Siegellack, buntem Papier ꝛc., eine Flanelldruckerei, eine Schönfärberei, ein Fischbeinreißerei ꝛc.

Neuschatel, oder Neuchatel, in der deutschen Schweiz Neuenburg oder Welschneuburg genannt, ein helvetischer Kanton und preußisches Fürstenthum, enthält mit der dazu gehörigen Grafschaft Valengin $13\frac{1}{2}$ Q.M. mit 52,000 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begrenzt. Dieses Land gehörte nach verschiednem Wechsel der Besitzer der alten französischen Familie Longueville. Als diese mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans 1707 erlosch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen, und die darauf erfolgte Besitzergreifung in dem utrechter Frieden bestätigt. 1806 trat Preußen dieses Fürstenthum an Frankreich ab, dessen Kaiser den Marschall Berthier, nachherigen Fürsten von Neufschatel-Wagram, damit belehnte. Im Pariser Frieden von 1814 ward es vergrößert an Preußen zurückgegeben (s. Preußen). Es huldigte am 2. Jul. 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus (18. Junius 1814) eine Charte constitutionelle gegeben, und ihm die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preußischen Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuert hat. Das Fürstenthum wurde den 12. Septbr. 1814 als der 22. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Es ist der einzige monarchische Kanton des Schweizerbundes. Mehrere Ketten des Jura durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher 6 Meilen lang, $1\frac{1}{2}$ Meile breit, 400 Fuß tief und sehr fischreich ist, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüsse mit dem Rhein. Es hat zwar beträchtliche Rindviehzucht,

auch Wein, Obst, Hanf und Flachs, erbaut aber bei weitem nicht hinlängliches Getreide; desto mehr zeichnet es sich durch seine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Messern, mechanischen Instrumenten, Zitz und andern Baumwollenstoffen, vorzüglich aber mit Uhren wird ein sehr einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an bestehende Freiheit und Milde der Verfassung zieht eine Menge von fremden Arbeitern dahin. Man zählt daselbst an 12,000 Uhrmacher, darunter über 3300 Meister, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden (s. Chaux de Fonds). Die Religion ist die reformirte bis auf 2 katholische Gemeinden, und die Landessprache französisch; doch wird auch Deutsch gesprochen. Die jährlichen Einkünfte des Landesherrn sollen 40,000 Thaler betragen. Die Hauptstadt Neufchatel liegt am Fuße des Jura, da wo der brausende Seyon sich in den neuburger See ergießt, in einer sehr schönen Gegend. Die Stadt selbst ist nicht übel gebaut und zählt 547 Häuser mit 4500 Einwohnern. Sie ist der Hauptsitz des Handels im Fürstenthum. Die Vorzüglichkeit ihrer Lehranstalten und andrer Stiftungen ist vornämlich einem Vermächtniß von drei Millionen Gulden beizumessen, welches ihnen ein geborner Neufchateler, der später in Lissabon ansässige Kaufmann Pury gemacht hat. Der Kaufmann von Pourtales hat ein Hospital mit 700,000 Fr. testamentarisch gestiftet. Seine Erben haben jedoch die Dotation noch sehr vergrößert. Zu der königl. preuß. Garde in Berlin gehört gegenwärtig auch ein Bataillon Neufchateler. Zum helvet. Bundesheere stellt Neufchatel 1000 Mann.

Neu-Foundland, vormals Terreneuve, eine Insel von 2090 Q.M. und 26,000 Einwohnern, welche von Nordamerika durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon Normänner sollen sie im 11. Jahrhundert entdeckt und sich daselbst angesiedelt haben. Im J. 1497 wurde sie von Johann und Sebastin Cabotto entdeckt, und ist also eine der ersten englischen Entdeckungen. Als im Laufe des 16. und 17. Jahrh. sich auch die Franzosen hier festsetzten, welche ihr den Namen Terre-neuve gaben, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten, welche 1713 durch den utrechter Frieden beendigt zu werden schienen, indem durch diesen Frieden die Insel an England abgetreten wurde. Da indessen die Franzosen sich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Riche an dem so äußerst einträglichen Stockfischfang Antheil nehmen, und deshalb an denselben auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, so dauerten die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich über die Ausführung dieses Punktes fort. Durch den pariser Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gab, erlangten die Franzosen einige vortheilhafte Bedingungen Ansehung dieses berühmten Fischfangs, der zwar seit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen war, gegenwärtig aber den Franzosen sowol als den Nordamerikanern wieder freigegeben worden ist. Ungeachtet alle Küsten dieser Insel den reichlichsten Fischfang darbieten, so ist doch die sogenannte große Fischbank, welche in einiger Entfernung von Kap Race, der südlichsten Landspitze, liegt und fast immer von kalten dichten Nebeln bedeckt ist, besonders von Februar bis Juli, am ergibigsten. Der eingesalzne und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfisch heißt Kablejau. Von der Wichtigkeit dieses Handelszweigs kann man sich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich noch in diese Fischerei theilten, England allein jährlich über 600,000 Centner Stockfische verführte, deren Werth auf drei bis vier Millio-

nen Thaler angeschlagen wird, während selbst die Franzosen in der Periode, wo sie in der Theilnahme an jener Fischerei sehr eingeschränkt waren, gegen drei Millionen Livres jährlich mit diesem Handel gewannen. Schon damals beschäftigte dieser Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menschen. Nur der nördliche und westliche Theil der Insel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter ist äußerst rauh und strenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaisance oder Placentia sind die beiden Hauptorte. Der Hafen von St. Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die stärkste Fischerei getrieben. Das Land ist unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräste.

Neu-Granada, s. Südamerika.

Neugriechische Sprache ist diejenige abgeänderte griechische Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, insofern sie von den alten Griechen abstammen, sich bedienen. Die erste Veranlassung zur Modification der alten griechischen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Konstantinopel die zweite Hauptstadt des römischen Reichs und die Residenz eines ursprünglichen Hofes wurde. Daher erklären auch die griechischen Grammatiker des Mittelalters das Wort barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechische durch Einführung ausländischer Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälschen. Die Koncilien, welche der Patriarch von Konstantinopel in dieser Stadt hielt, und bei welchen sich auch die in dem asiatischen Theile seines Sprengels befindlichen Bischöfe einfinden mußten, brachten sogar orientalische Barbarismen in diese Sprache. So wurde die griechische Sprache im gemeinen Leben schon vor der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechischen Kaiserthums verderbt, und bloß aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthume bei ihrer Absonderung die ursprüngliche Echtheit der Sprache am getreuesten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Konstantinopel hörte man noch eine reine griechische Mundart, deren sich, nach der Versicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Konstantinopel daselbst lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit würde zu schämen gehabt haben. Außerdem erhielt sich das ächte Griechische noch immer als Büchersprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechischen Sprache, welche in dieser verdorbenen Gestalt nun auch sogar Büchersprache zu werden anfing. Da es indessen noch immer gelehrte Griechen gibt, die sich rein zu schreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechischen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der Sprache gelitten hat, so gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechisch: 1. das gewöhnliche Neugriechische, wie es jetzt von den Griechen (über drei Millionen Menschen) gesprochen und in vielen ihrer Bücher geschrieben wird; 2. die Kirchensprache, deren sich die Priester und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3. das echte alte reine Griechische, dessen viele neugriechische Gelehrte noch jetzt sehr kundig sind. Die Reisenden, welche in neuern Zeiten Griechenland besucht haben, richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Reste der alten Denkmäler, als auf jene selbst in ihrer Verdorbenheit noch immer merkwürdige Sprache. Erst seit einigen Jahren hat sich eine lebhaftre Theilnahme dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continen-

talsystem vom übrigen Europa ausgeschlossen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auch auf die neugriechische Sprache. So ist z. B. eins der vorzüglichsten Werke entstanden, das wir über diesen Gegenstand besitzen, in den Researches in Greece by William Martin Leake, London 1814. 4. Während die neugriechische Sprache reisende Engländer beschäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Paris und Wien aus, für diese Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland selbst größern Eifer zu erregen. Korai hat sich unter diesen Neu-Griechen am meisten ausgezeichnet. Es hat sich ein großer Bund: die Gesellschaft der Menschenfreunde, gebildet, der schon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andre am Pelion in Thessalien, errichtet hat. Wer jährlich drei Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inschrift; wer mehr zahlt, kommt in die Klasse der Wohlthäter und erhält einen goldnen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, senden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien, ersten Vorsteher des thessalischen Lyceums. Bis jetzt hat sich diese Gesellschaft mit ihren Lyceen bloß durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchst undankbar sein, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der es die ersten Anfänge seiner eignen Bildung zu verdanken hat. Seit 1816 erscheint auch in Wien eine neugriechische Zeitschrift: Ερμης ὁ λογιος.

Neu-Guinea, große australische Insel, welche südlich durch die Endeavour- und Torresstraße von Neu-Holland, östlich durch die Dampiersstraße von Neu-Britannien, und von Gilolo durch die Pittsstraße geschieden wird. Obgleich diese Insel unter allen Ländern Australiens am frühesten, — von spanischen Seefahrern 1528 und 1543 — entdeckt wurde: so ist sie doch bis jetzt noch sehr unbekannt. Nur Forrest ging an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküste. Dampier, Carteret, Bougainville, D'Entrecasteaux traten nicht an's Land, sondern besuchten nur einige benachbarte Inseln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküste beschifften, hatten mehrere Zusammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inseln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinsel. Man schätzt die Größe von Neu-Guinea (148—170° östl. L. und 1—10° südl. Br.) gewöhnlich auf 13,000 Q. M. Die Nordküste hat mit allen ihren Ausbeugungen wahrscheinlich eine Länge von 450 Meilen. An dem westlichen Ende liegen mehrere kleine Inseln, die im Zusammenhange mit den molukkischen Inseln stehen. Die Küsten erscheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen sich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. In einigen Gegenden erheben sich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Die Beschaffenheit dieser Gebirge ist zur Zeit noch völlig unbekannt. Es ist eine alte Sage, daß hier Gold zu finden sei, indessen haben die Schiffer keins gesehen. Man findet auf der Insel Schweine, Hunde, Paradies- und Promeropsvögel, Tauben, Papageien, Meergänse, Fische, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüssen, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchte, Pisangs, Platanen, Bambus ꝛc. Die Einwohner sind negerartig; sie haben aufgeworfne Lippen, platte, breite Nasen, einen großen Mund, große Augen und glänzend schwarzes Wollhaar, sind stark gebaut, haben eine sehr schwarze, rauhe Haut und gehen fast nackt. Einen dünnen Zeug, welcher aus den Fasern der Kokosnüsse verfertigt wird, binden sie

um den Leib. Die Wohnungen an den Küsten sind auf Pfählen gebaut, und aus denselben geht eine lange Art von Brücken, so weit als die Fluth zu steigen pflegt. Eine solche Wohnung dient für mehrere Familien. Der Hausrath besteht in einigen Matten, einem Heerde, einem irdnen Topfe 2c. Die Männer scheinen sich bloß mit Jagd und Kriegen zu beschäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Eine sonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem sie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche sie zu beiden Seiten schwenkten; in demselben Augenblicke sah man Feuer und Rauch, wie wenn eine Flinte losgeschossen wird, aber es gab keinen Knall und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chinesen, welche mit den Einwohnern Handel treiben, scheinen einige Gebräuche der Religion des Fo bei ihnen Eingang gefunden zu haben. Die Reisenden unterscheiden dreierlei Arten von Einwohnern, nämlich Papuas (von der negerartigen Race), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Insel leben sollen, und Badschuer oder Oran-Badschus, ein wanderndes Fischervolk.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corsika. Dieser merkwürdige Mann stammte aus einer adeligen Familie in Westphalen. Sein Vater, Hauptmann der bischöflich-münsterschen Garde, starb 1695. Theodor von Neuhof lag im Jesuitercollegio zu Münster, und dann zu Köln am Rhein den Studien ob. Er flüchtete von hier, nachdem er einen jungen Menschen aus einem bedeutenden Hause im Zweikampf getödtet hatte, nach dem Haag, erhielt durch Vermittlung des spanischen Gesandten, in einem spanischen Regiment, das gegen die Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle und ward wegen seines Wohlverhaltens bald zum Hauptmann befördert. Sein Unstern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Festung Oran in die Hände der Mohren gerieth, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er 18 Jahre als Dolmetscher Dienste geleistet haben, und überdies zu den wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden sein soll. Als die Corsikaner nach früher mißgelungnen Versuchen, sich und ihre Insel von den Bedrückungen Genua's zu befreien, 1735 einen Plan zu einer gänzlich von Genua getrennten Regierungsform entworfen hatten, sprachen sie die Deys von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfnisse, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corsikanern mit Dank und Freude empfangen und 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Insel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbeern gekrönt, ließ als Beweise seiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber schlagen, und stiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlösung. Im November 1736 verließ er, um auswärtige Hülfe zu suchen, Corsica, kam auch schon 1737 mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corsika Hoffnung gemacht, erhalten hatte. 1738 aber kamen französische Hülfstruppen auf Corsika an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergestellt wurde. Neuhof hatte fliehen müssen. Als aber diese im J. 1741 abzogen, entstanden daselbst neue Unruhen. Er konnte sich aber gegen die Genueser und eine corsische Opposition nicht behaupten, und flüchtete nach England. Hier verfolgten ihn die Lieferanten und er wurde Schulden halber verhaftet. Im J. 1756 veranlaßte der Minister Walpole eine Subscription zu seiner Rettung. Er befriedigte davon

im Accorde seine Gläubiger und starb im Dec. des nämlichen Jahrs aus Gram. Seine Freunde setzten ihm ein Grabmal mit dem Epitaphium: Das Glück gab dem Manne ein Königreich und versagte ihm im Alter Brod.

Neu-Holland (130—171° östl. B. 10—39° südl. B.) das Festland Australiens (s. d. Art), und die größte Insel der Erde, hat seinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrhundert früher von den Portugiesen schon gefunden worden war. Es wird durch die Torresstraße von Neu-Guinea und durch die Bassesstraße von Van-Diemens-Land geschieden und nördlich, westlich und südlich vom indischen, östlich aber vom sogenannten stillen Meere oder dem großen Ozean umflossen. Die Größe wird auf 162,000 Q. M., wovon auf Van-Diemens-Land 1,250 kommen, geschätzt, ist also wenig von der Größe Europa's verschieden. Man kennt nur schmale Küstenstriche dieses großen Landes. Auf der Süd-, West- und Nordküste erschweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es gibt daselbst keinen sichern Hafen, und das ganze, bis jetzt bekannte westliche Küstenland scheint eine sumpfige Niederung zu sein. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehn; andre enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das noch wenig untersuchte Innere enthält viele Gebirge, von welchen man die blauen Berge kennt, eine im Westen der brittischen Kolonie von Norden nach Süden fortstreichende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, sehr hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe, so daß es erst 1813 dem Britten Evans gelang, von der Kolonie Sidney aus die blauen Berge zu übersteigen, worauf der Gouverneur Maquarie eine 100 englische Meilen lange Bergstraße anlegen ließ, auf der er im J. 1815 zuerst in das Innere eine Entdeckungsreise unternahm und die erste westliche Niederlassung, die Stadt Bathurst, in einer sehr fruchtbaren Gegend gründete. Das Klima ist, so weit man das Land kennt, im Ganzen angenehm und dem Menschen höchst zuträglich. Oft ist die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen heftige Regen. Stürme und Donnerwetter sind beinahe zu allen Jahreszeiten außerordentlich häufig und heftig; auch Erdbeben hat man gespürt. An großen Strömen fehlt es. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Britten einen bedeutenden, schiffbaren Fluß entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchströmt, die reich ist an fettem Boden, Kalkstein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Britten nennen diesen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der schon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquarie ist. Er ist schiffbar und nimt mehrere beträchtliche Flüsse auf. Im J. 1817. u. f. untersuchte Lieutenant Oxley von Bathurst aus den Lauf des Lachlan und des Macquarie; beide verloren sich westwärts in einen großen Morast. Wahrscheinlich nimt ein ungeheurer Landsee, den man in Westen sah, alle Flüsse des Binnenlands auf. Das Land scheint nur 200 englische Meilen weit nach Westen hin zu Niederlassungen geeignet zu sein, denn weiter westwärts ist alles eine große Wasser-Sumpf- und Dünensteppe. An Meerbusen, Baien und Buchten fehlt es Neu-Holland nicht. Der größte Meerbusen ist der von Carpentaria an der Nordküste, der 80 Meilen breit und 120 Meilen lang ist. Landeserzeugnisse sind: Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier, die Schreif-

thiere, der Dingo oder neuholländische Hund, das neuholländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholländische Kasuar, die prächtige Manura, das weise Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andre Vögel, an den Küsten Seeelephanten, Haifische, Wallfische, Robben, Stachelrochen, Perlmuscheln; aus dem Pflanzenreiche: Palmkohl, Sago, Pfeffermünz, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajaputbaum, Yams, wilder Flachs rc. Man hat Spuren von Eisen und Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein. Steinkohlen die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guter Hoffnung abgesetzt werden, und Steinsalz gefunden. In den europäischen Kolonien gedeihen sehr gut die europäischen Hausthiere, Getreidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Tabak, der dem westindischen nichts nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hieher verpflanzte Gewächse. Die Ureinwohner stehen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung und sind negerartig. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast Alles roh, schlafen meist unter freiem Himmel oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen sich in Felsenhöhlen und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und dem Meere. Die Ostküste von Neu-Holland heißt Neu-Süd-Wallis. Hier haben die Britten seit 1787 eine Verbrecherkolonie angelegt, die sich nach und nach sehr erweitert hat, so daß jetzt mehrere Städte sich hier befinden, und ein Gouvernement von 3300 Q. M. entstanden ist, welches durch Uebersteigung der blauen Gebirge noch mehr vergrößert worden, und wozu auch die Kolonien auf Van-Diemens-Land gehören. Nach dem Australien-Magazin, welches in Sidney erscheint, betrug im Nov. 1821. die Bevölkerung an 60,000 Seelen, davon über 6000 in Van-Diemens-Land. In Neu-Süd-Wallis waren 52,000 Acres Land bebauet, und an Vieh zählte man 6,600 Pferde, 100,000 Stück Rindvieh, 300,000 Schafe und 30,000 Schweine. Die Hauptstadt Sidney liegt an der Südseite der herrlichen Port-Jaksons-Bai, ist der Sitz des Gouverneurs, hat eine Hafen, eine Sternwarte, eine Mühle, die von einer Dampfmaschine getrieben wird, eine Zeitungsexpedition, Schiffswerfte, Magazine, 500 Häuser und 6000 Einwohner, welche mehrere Fabriken, besonders in Leinwand und Tuch, unterhalten. Auch wurde kürzlich hier eine Bank errichtet. Zwischen Neuholland, Neuseeland und Otaheite ist bereits ein lebhafter, gegenseitiger Handelsverkehr.

Neujahrsgeschenke. Noch jetzt kann man im Orient Niemanden, am wenigsten einer höhern Person einen Besuch abstatten, ohne ein Geschenk mitzubringen. Wie sollte dieses also nicht schon früh am ersten Tage des Jahres der Fall gewesen sein! In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Klient dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Einwohnern Roms. Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thüre seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen, kannten die Sitte der Neujahrsgeschemke, welche sich besonders in Franken und Baiern am längsten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeschenke nach Einführung des Christenthums durch die Weihnachtsgeschenke vermindert. In neuern Zeiten finden sie meist nur gegen Geistliche (von ihrem Beicht- und Pfarrkindern) und Ärzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit höchst verwerflich sei, welche den geringern öffentlichen Dienern und andern Unter-

gebnen verstattet, Neujahrsgeschenke als eine Accidenz ihrer Besoldung einzusammeln, ist längst anerkannt worden. In Frankreich kennt man wol Neujahrsgeschenke (etrennes) aber keine zu Weihnachten, die dagegen in Deutschland gewöhnlich sind und wenigstens allgemein die kleine Jugend erfreuen. — Neujahrswünsche. Der Ursprung unsrer, in den neuesten Zeiten durch bloße Visitenkarten erleichterten Neujahrswünsche ist bei den Römern zu suchen. Die Magistratspersonen nahmen schon in den ältesten Zeiten am ersten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche sich die Patricier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf bloße Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht bloß, wie anfänglich, in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte stehen geblieben war: so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünsche, welche noch vor dreißig Jahren sehr stark Mode waren, scheinen nach und nach wieder abzunehmen und zu einem Gegenstand der vertraulichen Sitte oder der sinnreichen Eleganz geworden zu sein.

Neu-Kaledonien, eine 325 Q.M. große australische Insel, welche Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise 1772 auffand. Sie ist seitdem nur vom Admiral D'Entrecasteaux besucht worden, der die Westseite derselben aufgenommen hat. Sie liegt vom 20° bis 22° 30′ S. B., 182° bis 185° öst. L., ist 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit. Die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten sind mit furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; bloß an der Ostseite können sich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küste nähern, obgleich auch da sich mehrere Korallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Insel und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Im Ganzen hat die Insel ein trauriges und einförmiges Ansehn. Außer den gewöhnlichen australischen Erzeugnissen gibt es hier Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin, und man vermuthet auch Metalle. Die 50,000 kastanienbraunen Einwohner sind Papuer, haben in der Physiognomie viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Van-Diemens-Land, und reden eine von allen Sprachen der Südseeinseln abweichende Sprache. Sie gehen fast ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztre man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein (Stratit). Auch fand Cook unleugbar Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und sind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Den größten Fleiß scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis funfzehn Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Stricks, den sie um die Mitte der Lanze legen und mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und runden zu diesem Behufe die Steine mit be-

sonderm Fleiße. Ueber den Charakter der Neu-Kaledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Cook schildert sie, als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. D'Entrecasteaux beschreibt sie als freche Diebe, wild und streitsüchtig und als Menschenfresser.

Neukomm (Sigismund), ein jetzt lebender genialer Componist, geboren den 10. Julius 1778 zu Salzburg, zeigte schon in seinem sechsten Jahre große Fähigkeit zur Musik. Sein Lehrer war der wackre Organist Weißauer in Salzburg, welchen er bald in einem Amte unterstützte. In seinem 15ten Jahre ward er Universitätsorganist in Salzburg, wo er seine Studien fortsetzte. Sein Vater, Lehrer der Schönschreibekunst an derselben Universität, trug für eine wissenschaftliche und musikalische Bildung große Sorge. Seine Mutter war mit der Gattin Michael Haydn's verwandt, der dem jungen Neukomm Unterricht in der Composition gab, und ihn öfters seine Stelle als erster Hoforganist versehen ließ. Im 18ten Jahre ward Neukomm als Correpetitor der Oper beim Hoftheater in Salzburg angestellt, welche Beschäftigung in ihm den Entschluß befestigte, sich ausschließend der Tonkunst zu widmen. 1798 ging er nach Wien, wo ihn Joseph Haydn auf Empfehlung seines Bruders zu seinem Schüler aufnahm und wie seinen Sohn behandelte. Sieben Jahre benutzte er diese glückliche Lage, bis er 1804 nach St. Petersburg ging, wo er als Kapellmeister und Direktor der deutschen Oper angestellt wurde. Eine schwere Krankheit nöthigte ihn diese Stelle aufzugeben, worauf er sich ungestört musikalischen Arbeiten widmete. 1807 ward er Mitglied der Akademie der Musik zu Stockholm, und 1808 Mitglied der philarmonischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Während seiner Anwesenheit in Petersburg führte er mehrere Werke von seiner Composition mit großem Beifall auf, konnte aber erst auf einer Reise in sein Vaterland, 1808, auf Zureden der Kenner und besonders seines würdigen Meisters, Joseph Haydn, zur Herausgabe einiger seiner Compositionen bewogen werden. Hierzu gehört vor Allem seine große Phantasie für das ganze Orchester, ein eben so kühnes, als kräftig und sicher ausgeführtes Werk, wodurch er sich eine neue Gattung schuf (Leipz. bei Kühnel). Auch sind von ihm ein schönes Quintett für Clarinette oder Oboe rc. (Leipz. ebendas.) und mehrere kleinere Stücke (z. B. Schäfers Klagelied von Göthe, mit Begleitung des Pianoforte, Leipz. ebendas.) bekannt. Verschiedne Stücke für das deutsche Theater, z. B. eine anziehende deklamatorische Musik zu den Chören in Schiller's Braut von Messina und eine große Oper Alexander, ferner mehrere Kantaten (z. B. Circe), Psalmen, Arien, Stücke für Pianoforte und blasende Instrumente sind noch ungedruckt. Alle seine Werke sind eben so mannichfaltig und anmuthig, als orginell, kräftig und gründlich behandelt; doch scheint er für die ernste Gattung die meiste Anlage zu haben. Sein neuestes Meisterwerk ist sein Requiem oder Missa pro defunctis (Leipz. bei Peters). Neukomm ist zuletzt nach Frankreich und von da nach Brasilien gegangen, wo er sich noch gegenwärtig befindet.

Neumark (Georg) geheimer Archivsekretär und Bibliothekar zu Weimar, Comes palat., berühmter Dichter und Meister auf der Viola di Gamba, auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft (s. fruchtbr. G.), in welcher er den Beinamen: der Sprossende führte. Er ward geb. am 16. März 1621 zu Mühlhausen, und starb 8. Jul. 1681. Von ihm hat man: fortgepflanzter musikalisch-poetischer Lustwald. Jena 1657. 8., welche mit mehrern Instrumenten begleitete

Gesänge enthält; geistliche Arien. Weimar 1675.8. Von seinen Liedern, welche in die öffentl. Gesangbücher aufgenommen wurden, sind die bekanntesten: Es hat uns heißen treten rc.; Mit Danken und mit Beten rc.; und: Wer nur den lieben Gott läßt walten rc. Da er das zuletzt erwähnte Lied dichtete, befand er sich ohne Anstellung zu Hamburg in so großer Verlegenheit, daß er sein Lieblingsinstrument, Viola di Gamba, versetzen mußte. Endlich erhielt er Empfehlung an den schwedischen Gesandten von Rosenkranz, und da der ihm als Probeschrift aufgegebne Aufsatz an die schwedischen Reichsräthe zu dessen Zufriedenheit ausfiel, so nahm ihn Rosenkranz mit 100 Thlr. Gehalt zu seinem Sekretär an. Voll freudiger Rührung über die Vorsehung dichtete er jetzt jenes Lied und sang es auf seiner Viola, welche er sogleich wieder eingelöst hatte, unter Vergießung vieler Freudenthränen.

Neu-Mexiko, s. Mexiko.

Neumond, s. Mondphasen.

Neunaugen, Bricken, Steinsauger, Petromyzon Fluviatile, gehören zu den Knorpelfischen. Sie sind daumendick und fußlang, werden zu Lüneburg an der Niederweser, in Mecklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüssen gefangen, mit Essig, Salz und Gewürzen eingelegt und in Fässern verschickt. Man liebt sie wegen ihres weichen Fleisches. An der Seite des Kopfes hat die Brücke sieben Oeffnungen, die man sonst für Augen ansah (daher der Name: Neunauge), von denen man aber jetzt weiß, daß sie zum Ausspritzen des eingesognen Wassers dienen. Steinsauger heißen sie, weil sie sich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen festsaugen können. Die Neunaugen sind die Fische der Flußmündungen, so wie die Forellen der Flußquellen.

Neuplatoniker. Die Philosophie des Plato (s. d. Art.), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zusammenhanges und Wesens aller Dinge bestand, enthielt sowol in den meisten ihrer Sätze, als auch in der Form, in welcher sie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden war, den Keim zum Mysticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an strenger systematischer Form Begünstigung des Synkretismus (s. d.). Die Sekte der Platoniker war unter allen, die aus der sokratischen Schule stammten, die zahlreichste. Allein ihr Eifer erschlaffte, während andre neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, eine größre Theilnahme zu erregen anfingen. Im 3ten Jahrh. nach Chr. Geburt erhob sich aber unter den Platonikern eine eigne Sekte, die der Neuplatoniker, auch der alexandrinischen Neuplatoniker (weil sie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hause war). Der Schwung, den die platonische Philosophie in einer veränderten Gestalt jetzt auf einmal nahm, ist aus dem Genie der ersten Neuplatoniker, des Ammonius Sakkas und Plotinus, aus dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus gesucht hatte, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeistes zur Mystik und orientalischen Schwärmerei, und aus dem Bestreben, dem immer mehr siegreichen Christenthum durch eine philosophische Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzusetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker strebten nach dem Höchsten, nach Erkenntniß des Absoluten und inniger Vereinigung mit demselben, um dadurch die Bestimmung des Menschen, vollkommen gewisse Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anschauung des Absoluten (θεωρια) führen sollte. Ammonius Sakkus aus Alexandrien, ein Man von außerordentlichem Genie, der durch Lasttragen seinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte seine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kri-

tiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichsten waren, mit demselben dichterisch-philosophischen Feuer, von dem er selbst durchdrungen war. Plotin, geboren zu Lykopolis in Aegypten, 205 nach Chr. Geb., hat hauptsächlich die Theorie der neuplatonischen Philosophie durch seine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philosophie nur dann möglich sei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjektives und Objektives, identisch sind, die Vernunft der Dinge an sich unmittelbar aus sich durch geistige Anschauung erkennt. Die Philosophie soll nach ihm das Eine, was Grund und Wesen aller Dinge ist, mit welchem sie selbst zum Theil identisch ist, aus sich selbst, nicht durch Denken und Reflexion, sondern auf eine vollkommne Weise, durch Anschauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Alle Philosophien haben den Fehler, daß ihre ersten Sätze unerweisbar sind (eine Philosophie ohne diesen Fehler würde mathematische Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen); auch Plotin's Philosophie beruht auf zwei unerweislichen Voraussetzungen, daß nämlich das Absolute, Uebersinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch geistige Anschauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar sei. Unter den Schülern Plotin's zeichneten sich Porphyrius (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Eustathius, Aedasius und der Kaiser Julian die vornehmsten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptsitz der Platoniker. Unter den spätern Neuplatonikern zeichnete sich Proklus aus Konstantinopel (412 — 485) am meisten aus. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, wodurch die Neuplatoniker besonders interessant werden. Einmal jene dichterische Erhabenheit des Gemüths, die dann am meisten anspricht und in der Philosophie auch nur dann erlaubt ist, wann man alle übrigen dogmatischen Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das Zweite was die Neuplatoniker auch dem Historiker anziehend macht, ist die Uebereinstimmung, welche sie ihrer Philosophie mit der Urphilosophie der Menschheit, der ältesten Symbolik des Orients, den heidnischen Gebräuchen aller Art (denen ursprünglich eine tiefe Philosophie der Religion zum Grunde lag) und mit den ältesten philosophischen Schulen zu geben suchten. Eben dieses ihres Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Uebereinstimmung beigebrachten historischen Notizen verworfen und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mythologischen Notizen, welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das besondre Gepräge der Wahrheit, als daß wir sie als von ihnen erdichtet ansehen können, und dürften daher leicht aus frühern, echten Quellen geschöpft sein, welche uns verloren gegangen sind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrschend gewesnen scholastischen Verstandesphilosophie und dialektischen Subtilität, und die Sehnsucht nach einer das ganze Wesen des Menschen befriedigenden Philosophie veranlaßten am Ende des 15. Jahrh. das Wiedererwachen der platonischen Philosophie in der Umbildung, die sie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geist in dieser neuen, von den Mediceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus.

Neu-Schottland 1) ist der Name eines brittischen Gouvernements in Nordamerika, welches sonst mit dem Gouvernement Neu-

Braunschweig den Namen Akadien führte. Es begreift eine zwischen 43° 30′ und 48° nördl. Br. liegende Halbinsel, die bloß im Westen mit Neu-Braunschweig zusammenhängt. Der atlantische Ozean, welcher auf drei Seiten Neu-Schottland umgibt, macht hier tiefe Einschnitte, worunter besonders die Foundybai tief eindringt. Ebbe und Fluth sind so reißend, daß das Wasser nicht selten auf vierzig Fuß Höhe steigt. Die Größe dieses Gouvernements beträgt 653 Q. M., worauf 80,000 Menschen wohnen, die größtentheils brittischen Ursprungs sind; doch gibt es auch viele Deutsche und Franzosen. Das Land hat von weitem wegen seiner hohen und felsigen Küsten ein rauhes Ansehn. Das Innere hat bloß geringe Hügelketten, ist stark bewaldet und an den Küsten und Flüssen angebaut; doch ist der Boden sehr fruchtbar. Das Klima ist ziemlich gemäßigt, an den Küsten feucht und nebelig. Da, wo der Anbau stärker ist, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden sind, spürt man schon eine merkliche Veränderung und eine gesündre Atmosphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel ist, besonders in den südlichen Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn ꝛc. Man bauet Getreide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst. Besonders wird Mais gewonnen. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen. Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels sind: Pelzwerk, Holz, Fische, auch etwas Pottasche. Der Gewerbfleiß ist von keiner Bedeutung. Außer Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Handwerker findet man. Das Land hat viele und gute Häfen. Dem Gouverneur sind ein Rath und eine Versammlung beigegeben, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Vertretern des Volks besteht. Die erste Entdeckung dieses Landes wurde von Sebastian Cabot im Jahr 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Diensten Königs Heinrich VII. von England stand. Da die Engländer indessen das Land vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, welche aber 1613 von jenen vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land ohne alle europäische Niederlassung. König Jacob I. schenkte es hierauf (1621) dem schottischen Ritter Sir William Alexander Menstly, nachherigem Grafen von Stirling und Staatssekretär von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Kulturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermöge eines mit England geschloßnen Vertrags 1632 in den Besitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es sich darin bis zum J. 1654, wo die Franzosen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Indessen wurde das Land durch den Vertrag von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwischen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Grenzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, welche endlich den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten. Dieser Krieg ward von Seiten Frankreichs so unglücklich geführt,

daß es im Frieden von Fontainebleau, 1763, sogar ganz Kanada abtreten mußte. Halifax, die Hauptstadt, liegt am Meere, ist gut gebaut und hat einen prächtigen Gouvernementspalast, einen sehr sichern und guten Hafen, worin Kriegsschiffe liegen können, wichtige Schiffswerfte, 1000 Häuser und 8000 Einwohner, welche Handel mit Nordamerika und Westindien treiben. 2) ein Flecken bei Danzig oder eine Vorstadt dieser Festung wird in den Belagerungsgeschichten derselben oft erwähnt.

Neu-Seeland, in Australien vom 34° — 48° s. B. und 183° — 197° östl. L. wird durch die Cooksstraße in zwei Inseln getheilt, welche zusammen 4300 Q. M. enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tovai-Poenamoo heißt. Der erste Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der östlichen Küste hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß des Landes verdankt man Cook, welcher auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen dasselbe besuchte. Nach ihm ist es von mehrern Seefahrern besucht worden, die uns schätzbare Nachrichten darüber geliefert haben. Doch beschränkt sich unsre Kenntniß bloß auf die Küstenstriche. Die südliche Insel ist ein sehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt sind, und die Felsen, künstlich behaunen Wänden gleich, bis in das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden, und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördliche Insel hat ein freundlicheres Ansehn. Die Berge, worunter der nach Forster 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, sind weniger schroff und mehr mit Holz bedeckt, mit Ebnen, nebst Thälern von kleinen Flüssen und Bächen bewässert, bringen eine angenehme Abwechslung hervor. Auch sind an den Küsten Hafen und Baien. Das Klima ist gemäßigt. Stürme, Wasserhosen und Gewitter sind hier so häufig, als heftig. Die Winde wechseln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden scheint. Die Erzeugnisse Neu-Seelands sind: wenige Säugthiere (Hunde, Ratten und Fledermäuse), eine große Menge von Vögeln, sehr viele Fische und Schalthiere, desgleichen Wallfische, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflanzenreiche fand Forster 250 neue Gewächse. Zu den nützlichen Gewächsen gehören: neuseeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Pataten, Theemyrthen, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiskorbutischen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher. Merkwürdig ist der Jade oder orientalische Nierenstein, woraus die Einwohner ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenstand des innern Handels ist. Die Einwohner (etwa 100,000), gehören zu der zweiten Hauptrace der Australbewohner, die mit der malajischen Aehnlichkeit hat. Sie sind groß und stark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen sie sich leutselig, nur gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und schenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geschlechter tätowiren sich und bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken und schneckenförmigen schwarzen Furchen, besonders die Männer, wodurch sie ein abscheuliches Ansehn bekommen. Ihre Kleidung besteht in einer groben, zottigen Matte, von

einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen sind einfach und bilden Dörfer, welche sämmtlich auf steilen Landspitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfassung von Pallisaden und einem Graben, so wie auch mit Thoren versehen sind. Im Innern der Dörfer sieht man einen freien Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes ziert. Sie bauen sich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit und beschäftigen sich, besonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Priester und einige Religionsvorstellungen.

Neusüdwales, s. Neuholland.

Neutralisiren, Neutralisirung, ein Kunstausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebne Quantität Schwefelsäure, mit Wasser vermischt nehmen, und davon nach und nach einzelne Dosen mit einer Auflösung von Soda vermischen: so werden wir bei der nach jedesmaliger Beimischung anzustellenden Untersuchung finden, daß die Soda die Eigenschaften einer dem Geschmacke bemerkbaren Säure annimt, welche Vegetabilien blau färbt. Diese Eigenschaften nehmen nach jeder neuen Beimischung der alkalischen Auflösung ab und verschwinden zuletzt ganz. Setzen wir die Beimischung zu der Soda fort, so nimt die Mischung allmälig alkalische Eigenschaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geschmack. Diese Eigenschaften zeigen sich immer stärker, je größer die Quantität von Soda ist, mit welcher die Mischung geschieht. Aus diesem ganzen Prozeß geht hervor, daß, wenn Schwefelsäure und Soda mit einander gemischt werden, die Eigenschaften der einen Substanz die der andern nach dem Verhältnisse ihrer Quantität überwiegen, und daß, wenn diese Verhältnisse völlig gleich sind, beide Substanzen ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig zerstören oder die Sichtbarwerdung derselben verhindern. Wenn nun Substanzen auf diese Weise ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig aufheben oder verbergen, so sagt man, daß sie sich neutralisiren (von neutrum, keins von beiden) und nennt diesen chemischen Prozeß Neutralisation oder Neutralisirung. Sie zeigt sich am stärksten und wurde zuerst beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zustand, nicht sowol des Gemüths, als der äußern Verhältnisse, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewissen Gegenstand, sie mag nun durch Thaten oder Worte geschehen, zurückgehalten wird. Man kann die strengste Neutralität beobachten und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt sein; man kann aber auch vollkommen unparteiisch und doch nicht neutral sein. Der Unparteiische kann es seinen Umständen oder gar der Pflicht gemäß finden, sich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen setzt sich vor, selbst zwischen dem Gerechten und Ungerechten äußerlich nicht zu entscheiden. Im völkerrechtlichen Sinne versteht man darunter den Zustand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar Antheil nimt, sondern während des Kampfes beider über dessen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entscheidet, seinen eignen Friedenszustand behauptet. Um sich diese Nichttheilnahme an dem Kriege zu erhalten, muß ein solches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um jeden möglichen Angriff des einen und andern im Nothfalle mit Gewalt abzuhalten; eine solche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Eine solche kam 1780 in

dem englisch-französischen Kriege auf Rußlands Betrieb zu Stande. Aus dem neutralen Zustande eines Volks gegen zwei kriegführende entspringen gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten. Das hauptsächlichste derselben besteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem jeden der kriegführenden alles dasjenige leisten, was es ihm nicht nothwendiger Weise in der Absicht leistet, um seine Kräfte gegen seinen Feind zu verstärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. s. w., oder es darf wenigstens dem einen nicht abschlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. s. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale alle Völkerverträge, selbst während des Krieges, eingehen, wofern sie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg stehen, oder deren Abschließung und Erfüllung nicht nothwendiger Weise einen Krieg voraussetzt. Damit indeß der neutrale Staat von dem kriegführenden auf keinerlei Weise in seinen Rechten gekränkt werden möge, so bleibt stets das Gerathenste, durch Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten sich in Rücksicht auf die zu beobachtende Neutralität festzusetzen, indem hier aus leicht begreiflichen Ursachen die streitigen Fälle sich gar sehr häufen. Zu diesen streitigen Fällen gehören vornämlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel gestatten könne; welche Waaren eigentlich als verboten zu betrachten sein; ob man dieselben wegnehmen dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu gestatten seien; wie man sich bei Erzwingung derselben zu verhalten habe; welche Sicherheit deshalb zu fodern sei; vom Schadenersatz bei Feindseligkeiten im neutralen Gebiet u. s. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Durchsuchung neutraler Schiffe wegen feindlicher Effekten auf einem neutralen, und neutraler Effekten auf einem feindlichen Schiff u. s. w. in Anregung. Die neuesten Kriege und das sogenannte Continentalsystem haben vielfache Veranlassung gegeben, alle die streitigen Punkte neuerdings zu besprechen und zu untersuchen. Was aber helfen alle Untersuchungen, wo die Gewalt des Rechts spottet? Gut ist es freilich auch schon, daß die Gewalt wenigstens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. Ueber die bewaffnete Neutralität von 1780, zu welcher wohl Graf Bernstorf die erste Idee gegeben hat. s. Mémoire sur la neutralité armée etc. par le Comte de Goerz, Basle 1801; Dohm's Materialien für die Statistik Th. VI. 1782. und desselben Denkwürdigkeiten meiner Zeit B. II. Cap. 12. 1815.

Neutralsalze, s. Mittelsalze.

Neuwied, die Hauptstadt der mediatisirten fürstl. wied-neuwiedschen Lande (3 Q. M. 11,000 Einw.) am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke geht, eine Stunde von Andernach, drei Stunden von Koblenz, in einer schönen Ebne; sie gehört zu dem Regierungsbezirk Koblenz der Provinz Niederrhein. Die kaum ein Jahrhundert alte Stadt hat breite, rechtwinklige Straßen, freundliche Wohnungen und ist voll Leben und Gewerbefleiß. Der Fürst Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete; daher findet man hier Protestanten, Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inspirirte und Juden. Neuwied hat 700 Häuser und 4400 Einwohner, welche vielerlei Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Möbeln, Sanitäts- und Kochgeschirr betreiben. Unter den Fabriken hat die Kunsttischlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen, in Verbindung mit dem geschickten Urmacher Kinzing, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit diesen Fabrikerzeugnis-

sen, so wie mit Eisen, Gußwaaren, Pottasche, Pfeifenerde, Bleichert rc., treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Sehenswerth sind das Residenzschloß mit einer anziehenden Sammlung von römischen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden, als Speere, Pfeile, Trinkgläser, Schlüssel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inschriften, Götterbilder; ferner der Hofgarten und das Haus der mährischen Brüdergemeinde oder Herrenhuter. Außerhalb der Stadt verdienen die Aufmerksamkeit des Reisenden die Ueberreste einer Römerstadt und römischer Straßen, und das Lustschloß Monrepos. Die erstern wurden 1791 entdeckt. Hinter Biber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerst die Spuren eines Castells, 631 Fuß breit, 840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, sehr festen Vertheidigungsmauer, welche vorspringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume desselben ist ein geräumiges Badehaus, dessen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das umherliegende Feld ist voll von Trümmern römischer Architektur, über welche der Pflug hingeht. Das Lustschloß Monrepos, auf einem Berge, eine Stunde nordöstlich von der Stadt, ist ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk und bietet eine weite und mannichfaltige Aussicht dar. Hinter demselben ist ein Lustwald, an dessen Ende man durch ein tiefliegendes, romantisches kleines Thal überrascht wird, wo an einem klaren Waldbache einige freundliche Häuser stehen.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerikanischen Freistaats. Diese ursprünglich englische Kolonie erhielt während der stürmischen Regierung Carls I. von der niederländischen Compagnie in Holland, welche sich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder Neu-Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls II. wieder unter englische Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem Carl II. es seinem Bruder, dem Herzog von York, schenkte, und endlich unmittelbar 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen in der Provinz Mißvergnügen mit der englischen Oberherrschaft wegen der eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe im J. 1765. Als endlich 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den englischen Kolonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch Neu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikanischen Kriegs von englischen Truppen besetzt war. Neu-York grenzt gegen Norden an den Ontario-See und Kanada, gegen Osten an Vermont, Massachusets und Konnektikut, gegen Süden an den atlantischen Ozean, Neu-Jersey und Pensylvanien und gegen Westen an den Eriesee und Oberkanada. Es enthält 2100 Q. M. und zählte (1821) 1,550,000 Einwohner. Der sehr abwechselnde Boden ist größtentheils gut, vorzüglich im Westen. Gegen Südosten ist die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen vermischt, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge sich hindurchziehen, gegen Nordwesten wellenförmig, gegen die See hin flach und hügelig am südlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewässerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der schiffbare Hudson mit dem Mohawk das Land. An der nördlichen Grenze sind der Lorenzstrom und an der südlichen der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Klima ist im Südosten veränderlich; zwischen den Gebirgen ist der Winter lang und streng; im Westen ist das Klima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt und bringt vorzüglich Weizen, außerdem andre

Getreidearten, Flachs Hanf, Obst, Gartengewächse und Holz hervor. Es fehlt auch nicht an den gewöhnlichen Hausthieren, Wild, Geflügel, Fischen und Bienen. Vortreffliche Weiden finden sich überall. Das Mineralreich enthält Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein, Schwefel. Der Gewerbfleiß liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Oel und Eisengeräthe. Die Ausfuhr ist beträchtlich und überhaupt der Handel sehr bedeutend. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenant-Gouverneurs, welche beide auf drei Jahren gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Senate, dessen Mitglieder auf vier Jahre, und einem Hause der Repräsentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Nach dem Beschluß von 26. März 1817 soll mit dem 4. Juli 1827 die Sklaverei gänzlich abgeschaft sein. Auch betrift sie jetzt nur mehr ein Procent der Bevölkerung. Die Hauptstadt Neu-York ist eine der wichtigsten Städte der vereinigten Staaten. Sie liegt auf einer Insel, an der Mündung des Hudsonsflusses und hat 33 Kirchen, worunter sich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, 9000 Häuser und 130,000 Einwohner, worunter 9000 freie Neger, 15,000 Engländer und 7000 Fremde. Sie ist meistens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden ist Federalhall der schönste Palast, wo Washington an der Spitze des Congresses den 30. April 1780 Treue der Constitution schwor. Von den wissenschaftlichen Anstalten bemerken wir: die Universität (Columbia-Collegium), mit einer Bibliothek, Museum, anatomischem Theater und Druckerei, ferner eine lateinische Schule, zwei Zeichenschulen, eine Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine medicinische und ökonomische Gesellschaft. Mancherlei Fabriken werden hier unterhalten, als in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber und Eisenwaaren 2c. Wichtiger noch ist der Handel, zu dessen Beförderung fünf Banken, neun Assekuranzgesellschaften, das Handelskollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Docken und die Schiffswerfte dienen. Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Millionen Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein. Dieser große und ausgebreitete Handel wird nach Europa, Ost- und Westindien und China getrieben. Auch befinden sich 30 Buchhändler und 20 Druckereien, 20 Dampfböte und 1700 Wirthshäuser hier, jährlich wird eine Buchhändlermesse gehalten. Viele geschmackvolle Landhäuser umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, s. Anatomie.

Newa, ein fischreicher Fluß im Gouvernement St. Petersburg, ist eigentlich der Abfluß des Ladoga-Sees, durchströmt in mehrern Armen (namentlich die große und die kleine Newa) die Hauptstadt Petersburg und ergießt sich nach einem Laufe von 9 Meilen, von seinem Entstehen an gerechnet, in den kronstädtischen Meerbusen. Die Newa erhält durch den Woxa die Gewässer des Saima, und durch den Wolchow die Gewässer des Ilmen-Sees. Sie ist ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf dem Werfte von Petersburg erbaut werden. Man rühmt das Wasser dieses Flusses wegen seiner Klarheit und Leichtigkeit, weshalb es in Petersburg selbst zum Trinken und zur Bereitung der Speisen gebraucht wird.

Newcastle, Hauptstadt der Shire Northumberland in England, die auch Newcastle upon Tyne genannt wird, um sie von Newcastle under Line in Staffordshire zu unterscheiden. Sie liegt zehn Meilen von der Mündung des Flusses Tyne, am nördlichen Ufer bes-

selben. Die Ansicht der Stadt ist sehr malerisch. Rechts und links liegen am diesseitigen Ufer des Flusses hin zahlreiche Manufakturen und Fabriken, Glashütten und Eisengießereien. Am jenseitigen Ufer dehnt sich bis zu einer beinahe unabsetzbaren Weite der breite Kai hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrscht, und der in seiner ganzen Länge mit Kähnen besetzt ist. Mit der eigentlichen Stadt ist Gainshead, die Vorstadt, durch eine schöne steinerne Brücke von 9 Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuse von Eisen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines sanft zum Flusse hinablaufenden Hügels und ist von keiner hübschen Bauart. Die Zahl der Häuser beträgt 3300, und die der Einw. 28,000. Zu den geschmackvollsten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtssitzungen für die Grafschaft Northumberland gehalten werden. Unter den Kirchen verdient hauptsächlich die am Markte stehende Hauptkirche St. Nikolas die Aufmerksamkeit der Freunde gothischer Baukunst. In Newcastle sind Zuckersiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thransiedereien, Taudrehereien, auch verfertigt man Steingut, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe sind mehrere Bleiweißwerke wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und viele große Eisengießereien. Aber der ursprüngliche und fortdauernde Haupterwerb von Newcastle besteht in den unerschöpflichen Steinkohlengruben, womit diese Stadt umgeben ist. Die Flötze werden an beiden Seiten des Flusses Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die besten liegen auf ungefähr neunzig Lachter Tiefe und sind selten über fünf Fuß mächtig. Die Lager bestehen meistens aus verschiednen Sand- stein- und Schieferarten. Das Wasser wird mittelst Dampfmaschinen weggeschöpft. In manchen Gruben findet man funfzig bis hundert Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieses geschieht auf Eisenbahnen, von den Gruben bis an das nächste Ufer des Flusses Tyne, wo jedes Bergwerk sein eignes Magazin oder Werft hat. Gewisse Personen in Newcastle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu versehn. Sie machen seit undenklichen Zeiten eine eigne Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenschiffe, kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenschiffen gibt es eigne Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Kerls genannt werden. Am Flusse Tyne haben, unter und über Grund, 38,475 Menschen ihre Beschäftigung vom Steinkohlenwesen. Newcastle hat 400 Steinkohlenschiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr in die Fremde betrug 1800 an siebzehn Millionen Dresdner Scheffel. Sie gehen vorzüglich nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, Russland, Portugal und Westindien. Newcastle treibt auch mit 100 Schiffen Wallfischfang und Kornhandel. Im J. 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcastle aus.

Newmarket, ein Flecken mit 500 Einwohnern, der nur in einer langen Gasse besteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafschaft Suffolk, der südliche aber zu Cambridgeshire gehört, liegt 55 eng. Meilen von London und ist berühmt wegen der Pferdewettrennen, welche hier unter einem großen Zusammenflusse von Menschen gehalten, und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und gewonnen werden (s. d. Art. Wettrennen.)

Newton (Isaak), der geniale Schöpfer des Systems der Naturphilosophie, dessen Vollkommenheit durch spätre Forschungen und namentlich durch Laplace's tiefsinniges Detail, erst im vollen Glanze

gezeigt worden ist, erblickte das Licht der Welt am 25. Dec. 1642 zu Wolstrop in der englischen Grafschaft Lincoln. Er war bei seiner Geburt klein und schwächlich, und erregte keine besondern Erwartungen, so daß seine Mutter, nach dem frühern Tode des Vaters, die Erziehung nach dem Plane leitete, ihre ländliche Wirthschaft dermaleinst durch den Sohn fortsetzen zu sehen. Demgemäß rief sie ihn von der gelehrten Schule des benachbarten Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, schon nach kurzer Zeit wieder zurück und wies ihm häusliche Geschäfte an. Allein er zeigte dazu kein Geschick, sondern fing jetzt vielmehr an, eine besondre Vorliebe zur praktischen Mechanik zu entwickeln, deren erste Spuren sich bereits in Grantham geäußert hatten, wo ihm unter andern die Zusammensetzung einer sehr genauen Wasseruhr gelungen war. Im väterlichen Hause verfertigte er gleichergestalt eine Sonnenuhr, die man noch jetzt zu Woolstrop zeigt. Auch fing Newton jetzt an, sich eifrig mit mathematischen Büchern zu beschäftigen; und ein Onkel, der ihn dabei überraschte, vermogte endlich die Mutter, den Neigungen des Knabens nachzugeben, und ihn auf die Schule zu Grantham zurückzuschicken. Von hier ging er 18 Jahr alt, auf die Universität zu Cambridge, wo durch eine glückliche Fügung des Schicksals, eben damals D. Barrow, einer der gründlichsten Mathematiker seiner Zeit, den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften gab. Dieser urtheilte richtig von des Jünglings Talenten und zog ihn zu sich herauf, während der Schüler sich durch ein einsames Studium von Saunderson's Logik und Keppler's Optik auf den Unterricht eines solchen Lehrers vorbereitete. Descartes Philosophie hatte damals die aristotelische verdrängt; und so ward seine Geometrie eins der Bücher, welcher sich unser Newton nächstdem mit besondrem Eifer zuwendete. Hierauf zog ihn unter Wallis (eines berühmten, gleichzeitigen Analytikers) Schriften, besonders die Arithmetica infinitorum (Oxon. 1655. 4.) an, die er mit der Feder in der Hand las. Schon auf diese Veranlassung machte er die wichtigsten analytischen Entdeckungen; und das zweite seiner späterhin an Oldenburg (einem Bremer, der lange als Konsul der Stadt Bremen zu London gestanden und mehrere Jahre lang die Herausgabe der Philosophical. Transact. besorgt hat) gerichteten, zur Mittheilung an Leibnitz (s. d. Art.) bestimmten Schreiben, welches die 55. Nr. des, unter Aufsicht der königl. Societät zu London herausgegebnen Commercium epostolicum ausmacht, enthält namentlich eine ausführliche Darstellung der Art und Weise, wie er schon damals auf den berühmten binomischen Lehrsatz (s. d. Art.) gekommen ist, *) der, als eine der schönsten Entdeckungen dieses großen Mannes, auf seinem Grabmale zu Westmünster eingegraben steht. Er war auf einem analytischen Umwege, bei Verfolgung eines von Wallis gefundnen, die Quadratur der Kurven betreffenden Satzes, zu seiner Entdeckung gelangt, hatte aber die dabei zu Grunde liegende, sehr brauchbare Vorstellung von Interpolation zu bald aufgegeben; daher denn sein Beweis auch in der That nur Induction ist. An der Hand dieses Lehrsatzes erhob er

*) Das „Suum cuique" gebietet zu bemerken, daß Newton eigentlich nur die Form des binomischen Lehrsatzes, die für ganze positive Exponenten längst gefunden war, auch auf fractionaire und negative anwenden lehrte. Die Binomial-Coefficienten kommen schon in Stiefel's, 1544 erschienener Arithmetica. L. I. c. 5. vor. Das oben, nach d. Biographie universelle angeführte Schreiben Newton's an Oldenburg aber ist vom 24. Oktob. 1676, und steht auch in seinen Opusculis. T. I. p. 328. D. N.

sich indeß bald zu einem viel allgemeinern Principe, welches darin besteht, aus dem Modus des allmähligen Anwachsens der Größen, auf deren desiditiven Werth zu schließen, und welches unter dem Namen der Methode der Fluxionen so bekannt und berühmt geworden ist, und die Grundlage seiner Analysis des Unendlichen abgibt. Newton betrachtet die Größen hier unter dem geometrischen Gesichtspunkte, und läßt ihre Veränderungen durch Bewegung entstehen, worauf ihn die häufige Anwendung der Bewegung zur Erzeugung geometrischer Größen geführt haben kann; ein fortrückender Punkt erzeugt eine Linie, die Linie Flächen, Flächen erzeugen hinwiederum durch ihre Fortrückung Körper u. s. w. Um an einem bestimmten Falle, mit einer, der Verdeutlichung wegen gewählter Modification des ursprünglichen newton'schen Vortrags, den wahren Sinn und Nutzen dieser Vorstellung zu zeigen, mache man z. B. die Bildung einer Kurvenfläche abhängig von der Bewegung einer veränderlichen Ordinate, die senkrecht auf der Axe der Abscissen fortrückt. Jetzt habe diese Ordinate aber einen fernern nicht mehr veränderlichen Werth erreicht; und indem sie solchergestalt noch um ein Weniges weiter rückt, bildet sie nunmehr nicht mehr ein fernetes Kurvenstück, sondern ein kleines Parallelogramm mit dem entsprechenden, kleinen Abscissenstücke. In diesem Beispiele nennt Newton den, durch die Bewegung der zeugenden Ordinate erwachsenden Kurvenraum die Fluente (die also in seiner Analysis des Unendlichen genau das bedeutet, was in den leibnitz'schen die Veränderliche heißt), die Geschwindigkeit aber, mit welcher die Fluente durch die sie erzeugende Bewegung zunimt: Fluxion; und thut nun dar, daß die unbestimmbar kleinen Theile der Fluenten, mit welchen sie in unbestimmbar kleinen Zeittheilen stetiger Weise zunehmen, oder die Momente der Fluenten, d. i. hier unser obiges kleines Parallelogram, sich verhalten, wie die Fluxionen. Für letztre wird hernach der algebraische Ausdruck gesetzt und auf denselben ein vergleichendes analytisches Verfahren (wie die heutige Analysis dazu die Integration gebraucht) angewendet, vermittelst dessen aus der Fluxion der Werth der Fluente folgt. Man sieht heraus, daß Newton's Fluxionen endliche, die unendlich kleinen Veränderungen der Größen, die die jetzige Analysis mit dem Namen der Differentiale belegt, proportionale Glieder eines Verhältnisses sind; und wir werden bei nachheriger Darstellung das, über diese Entdeckung zwischen Newton und Leibnitz entstandnen, berühmten Streites auf diese Entwicklung zurückkommen müssen. Newton war auf diesen fruchtbaren Gedanken, in einem Alter von noch nicht 23 Jahren, gegen 1665 gekommen; zu derselben Zeit zwang ihn aber eine, zu London ausgebrochne Pest, Cambridge zu verlassen und sich nach seinem Woolstrop zurückzuziehen, ehe er seine Entdeckungen noch irgend Jemanden mitgetheilt hatte. In dieser ländlichen Abgeschiedenheit saß er eines Tages unter einem Apfelbaume, den man noch heute zeigt, als ein herabfallender Apfel sein Nachdenken auf die wunderbare Natur der Kraft lenkte, die wir Schwere nennen, und die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt (vergl. d. Art. Gravitation). Sollte, fragte er sich, diese Kraft, die noch auf den Gipfeln der höchsten Berge wirksam ist, nicht bis zum Monde reichen? Sollte sie es nicht sein, die denselben in seiner Bahn um die Erde erhält? Und wirkt die Sonne nicht vielleicht mit einer ähnlichen Kraft auf die Planeten? Er verfolgte diesen Einfall mit Beziehung auf das dritte keppler'sche Gesetz (s. d. A. Naturgesetz), und brachte solchergestalt richtig

eraus, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältnisse es Quadrates der Entfernung wirke; als er aber diese nämliche Voraussetzung auch auf den Mond anwendete: so stimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmessers, ener Zeit noch nicht scharf genug bekannt war. Newton, der unterdeß (1666) wieder nach Cambridge hatte zurückkehren können, und daselbst den Gradum annahm, theilte sich deshalb auch hierüber nicht mit; bloß daß er zwei Jahre später Barrow, auf Veranlassung des Erscheinens von dessen Lectiones opticae et geomet. einige optische Sätze zeigte, deren, in der Vorrede jenes Werkes, die ehrenvollste Erwähnung geschieht. Unterdeß war aber Mercator's (s. d. A.) Logarithmotechnia erschienen; und da die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel ein außerordentliches Aufsehn erregte: so fand sich Newton nun bewogen, seine oben auseinandergesetzte und bei weitem mehr leistende Methode der Fluxionen Barrow anzuvertrauen, der über diesen analytischen Schatz in das größte Erstaunen gerieth. Gleichwol wurde diese Methode damals noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitrug, daß der rastlose Forscher schon wieder an einen andern Zweig der Wissenschaft: nehmlich die Zerspaltung des weißen Sonnenlichts in die verschiedenfarbigen, dasselbe zusammensetzenden Strahlen durch das Prisma gerathen war (worüber sich der Art. Farbenlehre unsers Conv. Lexikons mit hinreichender Ausführlichkeit verbreitet). Hiermit eröffnete er seine Vorlesungen, als ihm, 3 Jahre nachher (1669), wo er 27 Jahr alt war, Barrow den Lehrstuhl abtrat; und wir schon also sehen, daß alle drei, die Unsterblichkeit dieses außerordentlichen Mannes begründenden Hauptentdeckungen: die Fluxionen-Methode, die Theorie der Gravitation, und die Spaltung des Lichtes, von ihm schon vor Vollendung seines 24. Lebensjahres gemacht worden sind. Bald nachher zog er durch eine Arbeit über bessre Einrichtung der Teleskope die Aufmerksamkeit der königl. Societät zu London, der er auch ein solches, von ihm selbst verfertigtes und 30 bis 40 Mal vergrößerndes Telescop mit einem Metallspiegel überreichte, auf sich; er wurde 1672 zu deren Mitgliede ernannt, und fand darin Veranlassung, derselben einen Theil seiner Analyse des Lichtes vorzulegen, welcher Aufsatz die verdiente Bewunderung auf sich zog. Wir übergehen den Streit, in welchem er auf Veranlassung dieser Theorie mit Hooke, gerieth, gleich andern Angriffen, die der Neid dem Verdienste zuzuziehen pflegt, in Bezug auf die polemische Seite gänzlich, und bemerken nur, daß daraus die Veranlassung zu Newton's zweiter Arbeit über das Licht erwuchs, welche, in Verbindung mit jener erstern, die Grundlage seiner, weiter unten ausführlicher erwähnten, im Jahre 1704 erschienenen Optik ausmacht, und darum hier einer besondern Anführung bedarf, weil sie diejenigen Ideen über die Natur des Lichtes vorträgt, welche unter dem Namen des Emanationssystems bekannt, und in unserm Werke unter dem Art. Licht mitgetheilt sind. Indeß nahmen diese Plackereien einen beunruhigenden Charakter für ihnan, als Hooke die Stelle des Sekretärs der Societät antrat; und er theilte mehrere Jahre hindurch nichts mehr von seinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine astronomische Arbeit abzustatten hatte, zu dem Vorschlage veranlaßte, die Bewegung der Erde durch direkte Versuche über die Abweichung zu beweisen, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden (s. d. Art. Bewegung der Erde). Damit war ihm die früher schon einmal, aber ohne vollständigen Erfolg, betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eröffnet; und da un-

terdeß Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemessen (s. d. Art. Gradmessungen) und daraus einen genauern Werth des Erdhalbmessers hergeleitet hatte: so fand Newton jetzt, bei Anwendung desselben, zu seiner unbeschreiblichen Freude, daß die Bewegung des Erdmondes in der That im richtigen Bezuge zu dem oben angeführten Gravitationsgesetze stehen. Von nun an war sein Leben ausschließend der Verfolgung dieses großen Gesetzes der Welten gewidmet, und 1684 konnte er Halley (s. d. Art.), der, Behufs einer Konferenz über diese Gegenstände, zu ihm nach Cambridge gekommen war, seinen Tractatus de motu vorlegen, der jetzt, mit geringen Veränderungen, das 1. und 2te Buch der sogleich näher zu erwähnenden Principia ausmacht. Indeß machte ihm Hooke die Priorität seiner großen Entdeckung streitig; und er hatte sowol dagegen als gegen eine Menge andrer Einwendungen anzukämpfen, ohne sich dadurch von der Fortsetzung seiner sublimen Arbeit abbringen zu lassen, die endlich im Jahre 1687 unter dem Titel: Philosophiae naturalis principia mathematica, vollständig an's Licht trat. Die erste Ausgabe ist: Dabam Cantabrigiae, e Collegio S. Trinitatis, Maji 8. 1686; die zweite aber, auch noch von ihm selbst besorgte: Dabam Londini, Mar. 28. 1713, unterzeichnet, und das Ganze in drei Bücher (deren jedes wieder in eine Anzahl „Leges,“ „Propositiones“ und „Theoremata“ zerfällt) getheilt, deren erstes und zweites sich angeführtermaßen mit den Gesetzen der Bewegung (im Allgemeinen) beschäftigen, das dritte dagegen die planetarische Bewegung insbesondre zum Vorwurfe hat. Um aber von der ganzen Erhabenheit dieser außerordentlichen wissenschaftlichen Schöpfung einen richtigen Begriff zu bekommen, wird hinreichend sein, anzuführen, daß unter Newton's Zeitgenossen überhaupt höchstens drei oder vier es zu verstehen fähig waren. Unterdeß sollte das Leben unsers Philosophen aber auch politische Bedeutung erhalten. Der damalige König von England, Jacob II., hatte nämlich von der Universität Cambridge den Gradum für einen Benediktiner Mönch, mit Erlassung des gewöhnlichen Eides gegen den Katholicismus gefodert; und die darüber befragte Universität eine Deputation zu Protestationen ernannt, zu deren Mitglied auch unser Newton ernannt war und durch seine Festigkeit nicht wenig zur Zurücknahme des königlichen Plans beitrug. Gleichergestalt repräsentirte er die Universität in dem Parlamente, welches die Thronerledigung proklamirte, und erregte hier die Aufmerksamkeit des Grafen v. Halifax in einem solchen Grade, daß ihn derselbe beim nachherigen Eintrit in's Finanzministerium zum Münzwardein ernannte (1696), um sich seiner Kenntnisse bei einer vorhabenden Münzreform zu bedienen. Er leistete hier sehr nützliche Dienste und ward dadurch auch auf chemische Untersuchungen geführt, hatte aber das Unglück, sein Labaratorium samt der hierher gehöriren Manuskripten bei einer Feuersbrunst zu verlieren; dieser unglückliche Zufall soll, nach Huyghens (s. d. Art.) Erzählung, nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seine Geisteskraft sehr geschwächt haben. Indeß erhielt er (1699) den Posten eines Münzdirektors und damit ein Einkommen, welches ihn vor häuslichen Sorgen schützte. Zugleich war auch sein Ruf bereits so hoch gestiegen, daß der Neid verstummte; von allen Seiten her war er mit Ehrenbezeigungen überhäuft: die pariser Akademie ernannte ihn noch in demselben Jahre zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Universität Cambridge wählte ihn (1701) ein zweites Mal zu ihrem Parlementsdeputirten; 2 Jahr nachher wurde er Präsident der londoner Socie-

tät, und im Jahre 1705 endlich erhob ihn die Königinn Anna zum Ritter. In dieser glücklichen und sorgenfreien Lage entschloß er sich denn, auch seine übrigen frühern Arbeiten, die „Principia“ folgen und an's Licht treten zu lassen; und so erschien, noch im nämlichen Jahre, zuerst Optice, or a Treatise of the Reflexions, Inflexions and Colours of Light, welches Werk von Clarke gleich nachher unter Newton's Augen in's Lateinische übersetzt wurde, und welches sich, in Verfolgung des oben angedeuteten Gesichtspunktes, als ein Meisterstück der Kunst, mit Scharfsinn, treffend und genau zu experimentiren und aus den Experimenten alles zu ziehen, auszeichnet. Mit der 1. Ausgabe dieses Werks vereinigte Newton zwei analytische Dissertationen, deren erste: De quadratura curvarum, die Fluxionsmethode und namentlich deren Anwendung auf die Quadratur der Kurven enthält; die zweite aber: Enumeratio linearum tertii ordinis, ihren Gegenstand durch den Titel angibt (welche aber beide in den spätern Ausgaben fehlen). Dagegen ist die hiernächst (1707) erschienene Arithmetica universalis, welche den Text von Newton's, zu Cambridge gehaltnen analytischen Vorlesungen enthält, nicht von ihm selbst, sondern von Whiston, und, wie behauptet wird, sogar gegen seinen Willen herausgegeben; und auch die Ausgaben seiner im Jahre 1711 an's Licht getretnen beiden Abhandlungen: Methodus differentialis, und Analysis per aequationes numero terminorum infinitas, sind von fremder Hand, jedoch dies Mal mit seiner Zustimmung besorgt. Dies ist das Verzeichniß der größeren öffentlichen Arbeiten, die Newton's Unsterblichkeit begründen; aber der unglückliche, vorläufig schon oben erwähnte und nur zu berühmt gewordene, wissenschaftliche Streit, in den er, um's Jahr 1712 mit Leibnitz über die Erfindung des Infinitesimalcalculus gerieth, hat noch manchen, in seiner Korrespondenz zerstreuten analytischen Schatz an's Licht gezogen. Wir haben gesehen, auf welche Weise Newton durch Geometrie und allgemeine Bewegungslehre auf seine Fluxionenrechnung geführt worden ist; Leibnitz dagegen fand, wie der ihn betreffenden Art. näher auseinandersetzt, seine Differentialrechnung durch Betrachtung der Unterschiede und Summen in den Reihen der Zahlgrößen; und es ist, um die Frage selbst gleich zur Entscheidung zu bringen, heut zu Tage gar kein Zweifel mehr übrig, daß beide große Männer, jeder für sich, auf ein, nur der Form nach, verschiednes Verfahren geleitet worden sind, dessen Bedürfniß bei allen tiefren analytischen Untersuchungen gefühlt wurde. Auch hatte früherhin zwischen beiden ein, durch Oldenburg's Vermittlung geführter, freundschaftlicher Briefwechsel über diese analytischen Kunstgriffe Statt gefunden, und Newton erkennt in den Principiis selbst, Leibnitz'ns Ansprüche auf Entdeckung einer von der seinigen nur in Außendingen verschiednen Methode an. Als indeß späterhin diese leibnitz'sche Methode, und deren Umkehrung, welcher Joh. Bernoulli dem, in Ehren gebliebnen Namen der Integration beilegte, bekannt wurde und in Deutschland, ja selbst in England außerordentlichen Beifall fand; ermahnte Wallis Newton, seine oben erwähnte Correspondenz mit Leibnitz über diesen Gegenstand bekannt zu machen, weil seine Fluxionen-Methode unter Andrer Namen für das Eigenthum eines andern ausgegeben werde. Er (Wallis) ließ die gedachten Briefe von Newton an Leibnitz auch in dem 3. Bande seiner damals erscheinenden Werke mit abdrucken; und außer ihm versuchte ein, dermals in England lebender genfer Gelehrter, Duillier, zu insinuiren, daß Leibnitz als zweiter Erfinder wol manches von Newton er-

borgt haben möchte. Indeß würde durch diesen Angriff auf Leibnitz'ns Ehre das gute Vernehmen zwischen ihm und Newton wol nicht gestört worden sei, wenn sich nicht, fast gleichzeitig, umgekehrt ein Deutscher Recensent (vergl. unten) in den Actis Eruditorum sehr zweideutig über Newton Erfindungsrecht an den Infinitesimal-Calculus ausgedrückt, und dadurch N. Verehrer aufgereizt hätte. Namentlich ward jetzt Keill, Professor der Astronomie zu Oxford, bei Beantwortung letztrer Zweifel, in den Philos. Transact. über diesen Gegenstand so hart gegen L., daß sich dieser zu einer Beschwerde bei der londoner Societät veranlaßt fand. Diese ließ (1712) sofort alle auf die Streitfrage bezüglichen Piecen, insonderheit den betreffenden Briefwechsel sammeln, ernannte eine Commission und entschied dahin: „daß die Differential- und Fluxionen-Methode eine und die nämliche Sache seien, und Leibnitz einen Brief Newton's vom 10. Decbr. 1672 gesehen haben müsse, worin letztre auf eine für jeden Kundigen unverkennbare Weise beschrieben sei." Leider hatte der Streit aber damit kein Ende, sondern wurde nunmehr zwischen den beiden größten Männern ihres Jahrhunderts selbst, wenn auch von Newton's Seite nicht, unmittelbar und mit einer Erbitterung fortgeführt, die schmerzlich an das virgilische Tantaene caelestibus animus irae! erinnert; ja selbst Leibnitz'ns im Jahre 1716 erfolgter Tod konnte Newton nicht beruhigen, der, sobald er denselben erfahren hatte, vielmehr eine neue bittre Streitschreift gegen seinen verblichnen Rival drucken, und noch 6 Jahr nachher (1722) eine abermalige, in demselben Sinne erweiterte Ausgabe des Comercium epistolicum verbreiten ließ. *) Jetzt nun, nachdem die Stimmen der Leidenschaft verklungen sind, wie vorläufig schon oben bemerkt worden, ist gar kein Zweifel mehr darüber, daß beide Männer, unabhängig von einander, auf ihre Methoden gekommen sind. So urtheilen Montúcla in der Histoire des mathématiques Bd. II. S. 363 sqq., d'Alembert in der Encyklopädie im betreffenden Artikel, namentlich aber la Croix in der Vorrede zu seinem Traité du calcul différentiel et du calcul intégral. Auch über chronologische Gegenstände hat Newton scharfsinnige Meditationen angestellt und ein eignes Werk darüber verfaßt, welches jedoch erst 2 Jahre nach seinem Tode an's Licht getreten ist. Dagegen hätte ein andres Produkt der spätern Jahre unsres Philosophen: Ad Danielis Prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes, welches auch erst nach seinem Tode (1736) erschienen ist, zur Ehre des großen Mannes billig ungedruckt bleiben sollen. Ueberhaupt waren religiöse Betrachtungen in diesen spätern Lebensjahren eine von Newton's Hauptbeschäftigungen geworden; sobald seine Amtsgeschäfte abgemacht waren, suchte er im Umgange mit der Religion und einigen erlesnen Freunden seine ganze Erholung. Seit dem oben angeführten unglücklichen Ereignisse des Verlustes seines Laboratoriums und eines Theiles seiner Manuskripte, scheint er den Wissenschaften abhold geworden zu sein, und es finden sich seitdem eigentlich nur drei neue Arbeiten, womit er sie berei-

*) Die Akten dieses gelehrten Processes finden sich im Commercium epitoslicum zusammen; im wissentschaftlichen Bezuge mag man Klügel's mathem. Wörterb. Art. Differenzialrechnung vergleichen. Kästner Analysis d. Unendlichen. S. 44. d. Ausgabe von 1799) erzählt, daß der oben erwähnte deutsche Recensent Leibnitz selbst gewesen sei; in dem, der göttingischen Universitätsbibliothek gehörigen Exemplare der Acta Eruditorum, wo die Namen der Recensenten beigeschrieben sind, wurde er als solcher ausdürcklich genannt.

hert hätte: eine Abhandlung über Temperatur in der Philosophical Transact. f. 1701; ein aus der nämlichen Zeit herrührenden Aufsatz, Ideen entwickelnd, welche Hadley nachher durch den Spiegelsextanten realisirt hat, und endlich eine Auflösung des von Johann Berioulli vorgelegten Problems über die Brachystochrone oder Linie des kürzesten Falles, welche Auflösung in den Philosophical. Transact. zwar anonym erschien, deren Verf. aber Bernoulli sogleich errieth: „tanquam" wie er sich ausdrückte, „ex ungue leonem." Eine andre schwere analitische Aufgabe, und welche Leibnitz den englischen Geometern im Jahre 1716 vorlegte, „um ihnen an den Puls zu fühlen", und die Ueberlegenheit seiner Differential-Rechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, soll Newton, Abends 4 Uhr, als er sehr ermüdet von der Münze nach Hause kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöst haben. Dies war aber auch seine letzte mathematische Anstrengung, und in den, seinem Tode vorangegangnen 10 Lebensjahren scheint er sich gar nicht mehr mit dieser Wissenschaft beschäftigt zu haben. Diejenigen, die ihn um Belehrung baten, verwies er an einen andern Mathematiker; und wenn ihm die verdiente Bewundrung über seine Werke bezeigt wurde, so antwortete er: ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meers, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ozean der Wahrheit, unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte." Die geistigen Kräfte dieses Mannes, der weiter vorgedrungen war, als je ein andrer Sterblicher, schienen erschöpft, und er neigte das müde Haupt, um der Natur, mit der er um das Geheimste gerungen hatte, den Tribut der Unterwürfigkeit zu bezahlen. Indeß unterhielt sich seine körperliche Gesundheit bis in's höchste Alter. Nach einer kurzen Krankheit starb er am 20 März 1727, 85 Jahr alt, höchst berühmt und von den Britten fast als ein überirdisches Wesen betrachtet. Als der Hof seinen Tod erfuhr, verordnete der König (Georg I.) daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Personen vom höchsten Range, ausgestellt und in der Westminster-Abtei beigesetzt werden solle, wo er, nahe beim Eingange des Chors ruht. Der Groß-Kanzler und drei Pärs von England trugen mit an seinem Sarge. Seine Familie, in dem Besitze einer Nachlassenschaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32,000 Pfund Sterling betrug, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, dessen ehrenvolle Inschrift mit den Worten:

Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

schließt. Eine andre, angeblich von Pope projektirte Grabschrift ist zu schön und zu berühmt, als daß wir sie hier übergehen dürften; sie lautet folgender Gestalt:

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.
Nature and all her Works lay hid in night,
God said: Let Newton be, and all was light.

Newton war von mittler Statur, sein Aeußres angenehm, ohne daß man in ihm jedoch den Scharfsinn erkannt hat, den seine mathemati-

schen Werke verrathen; sein Charakter war sanft und gleichförmig. Verheirathet war N. nie: die geistige sowol als die physische Liebe soll ihm stets fremd geblieben sein.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pär von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, des St. Ludwigs- und mehrerer fremden Orden Ritter. Wenn uns der Anblick der Ruinen einst großer und herrlicher Gebäude mit einem niederschlagenden Kontrast ergreift, wie viel schmerzlicher muß nicht das Gefühl getroffen werden, wenn wir den schönen Glanz eines langen, ruhmerfüllten Lebens durch eine That moralischer Verirrung beflecken, ja fast verlöschen sehen. Eine Betrachtung, die dem Anwald des Königs beim Eingange seiner Anklage gegen Ney sich aufdrängte, und die auch unzertrennlich ist von der Erinnerung an diesen, durch seine Heldenlaufbahn und sein derselben so unwerthes Ende gleich berühmten Mann. Er war 1769 in Saarlouis im Moseldepartement von geringen Aeltern geboren und trat früh in Militärdienste. Vom gemeinen Husaren lief er schnell durch alle Grade und war 1794 Rittmeister, als General Kleber seine außerordentliche Tapferkeit und seinen militärischen Ueberblick bemerkte, ihn zum Escadronschef machte und zu sich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Kleber's Erwartungen, und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft sein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diernsdorf gefangen und nach seiner Auswechselung 1798 Divisionsgeneral. Als solcher befehligte er 1799 am Rhein und unterstützte durch seine Diversion bei Mannheim Massena's Sieg über den russischen General Korsakow bei Zürich. Auch unter Moreau, und insbesondere bei Hohenlinden, zeichnete er sich aus. 1802 war er auf kurze Zeit Gesandter bei der helvetischen Republik und gab dieser die Richtung, zu welcher er nach der französischen Politik sie hinneigen sollte. Nach seiner Rückkehr 1805 befehligte er das Lager bei Montreuil und ward vom Kaiser zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug gegen Oesterreich durch seinen Sieg bei Elchingen (wofür er den Titel eines Herzogs von Elchingen erhielt), und führte die Capitulation von Ulm herbei. Er besetzte Tyrol und drang bis Kärnten vor, als der presburger Friede seinen Lauf hemmte. In dem Kriege von 1806 und 1807 focht er mit gleichem Erfolge bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen, bei Eylau und Friedland, dessen er sich bemächtigte. 1808 ging er nach Spanien und behauptete auch hier seinen alten Feldherrnruhm. Aber Napoleon, immer mißtrauisch und veränderlich, rief ihn zurück und hielt ihn, bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Rußland, in einer gewissen Entfernung. Da erhielt er den Oberbefehl des 3. Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er sich den Beinamen le brave des braves, den ihm Napoleon gab, und den ihm Niemand absprechen konnte. Nach dem Brande von Moskau führte er den Vortrab und rettete durch seine meisterhafte Leitung wenigstens die Trümmer dieses vor Kurzem noch so prachtvollen Heeres. Sein Betragen während dieses langen und gräßlichen Rückzuges übertrifft vielleicht Alles, was er früher gethan. Napoleon, ernannte den Marschall Ney zum Fürsten von der Moskwa und dotirte ihn mit dem Schlosse Tarent in Italien, welches zu diesem Behufe

Moskwa getauft wurde. Alexander I., dem die Erinnerung an jene Begebenheit aus gültigen Gründen merkwürdig war, bestätigte bei seiner Anwesenheit in Paris 1814 seiner Seits diesen Titel. Im Frühjahr 1813 reorganisirte Ney das Heer, welches die Schlachten bei Lützen und Bautzen gewann, und drang mit demselben auf Berlin vor; aber Bülow schlug ihn bei Dennewitz. Er mußte sich gegen Torgau zurückziehen, verjagte jedoch bald darauf die Schweden aus Dessau, und focht dann bei Leipzig (wo er verwundet ward) und bei Hanau, wenn auch das Unglück des ganzen Heers theilend, doch mit gewohnter Tapferkeit. Auch als der Feind hernach den französischen Boden betrat, wich er nur Schritt vor Schritt. Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons-sur-Marne sind glänzende Namen in der Geschichte seiner kriegerischen Laufbahn. Als endlich Paris schon eingenommen war, und der Kaiser immer noch zwischen Entwürfen und Entschlüssen schwankte, war Ney der erste, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzustellen, daß der Krieg, nun noch fortgesetzt, den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen würde, und einen bedeutenden Einfluß auf dessen Thronentsagung hatte. Nach dieser huldigte Ney dem Könige, empfing die Pärwürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die Kürassiere, Dragoner, Chasseurs und Chevauxlegers-Lanciers, genoß das königliche Vertrauen und die höchste Auszeichnung bei Hofe und schien den Bourbons völlig ergeben zu sein. Andere Feldherrn haben nach Napoleons Landung von Elba im Drang der Umstände des Usurpators Fahnen ergriffen; aber keiner hat dem Könige den Eid mit einer auffallendern Doppelzüngigkeit gebrochen. Ney zog sogleich ein beträchtliches Heer zusammen, eilte zum Könige, ward von ihm an die Spitze desselben gestellt und verließ ihn mit den wiederholten Betheurungen seiner Treue und seines Eifers, den Kronräuber zu vernichten. Aber anstatt sich Napoleon entgegenzuwerfen, führte er in Lyon am 13. März das ganze Heer ihm zu, und gab so das Zeichen des allgemeinen Abfalls. Als nachher die Feindseligkeiten eröffnet wurden, erhielt er den Oberbefehl des linken Flügels, der bei Quatre-Bras mit den Engländern focht. Die Beschuldigung des Generals Gourgaud (aus Buonapatte's Munde) als ob Ney schuld sei an dem Unglück des ganzen Feldzuges, hat Gamot mittelst Abdrucks der schriftlichen Befehle, welche Ney an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Waterloo blieb er, nachdem fünf Pferde unter ihm getödtet worden, der Letzte auf dem Schlachtfelde; seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, und er focht zu Fuß bis in die Nacht, umringt von Leichen. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pärskammer dem Bericht des Kriegsministers Davoust, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guise angekommen wären, öffentlich widersprach und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren sei. Nach des Königs Rückkehr traf natürlich auch ihn die Verordnung vom 24. Jul. 1815. Eine Zeit lang entging er den Verfolgungen der Polizei, indem er sich in dem Schlosse eines Freundes bei Aurillac in Ober-Auvergne versteckt hielt. Bei einem Gastmale aber, das sein Freund, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewöhnlich, gab, hatte Jemand einen vorzüglich prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beschreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für Ney's Säbel erkannt wurde und nach einer Haussuchung des Marschalls Verhaftung veranlaßte. Er ward nach Paris gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, das sich aber für

incompetent ihn zu richten erklärte. So ward sein Prozeß der Kammer der Pärs übergeben, wo der Minister, Herzog von Richelieu seine Bestrafung dringend verlangte. Die That sprach zu laut; man konnte nur die Capitulation von Paris, welche Amnestie zusicherte, für ihn anführen. Am 6 Dec. ward das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe und Unerschrockenheit, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, und die ihn auch im Tode nicht verließ, hörte er es an, und als der Vorleser, Herr Couchy, an seine Titel kam, unterbrach er ihn und sagte: Wozu hier noch Titel! Michel Ney! und bald eine Hand voll Staub! Da man ihm einen Geistlichen anbot, erwiederte er: „ich bedarf keines Priesters, um zu sterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt;" ließ sich aber doch auf Zureden durch den Pfarrer von St. Sulpice auf seinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7. Dec. Morgens um 9 Uhr ward er im Garten des Luxemburg erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden?" wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich den gegen ihn ergangnen Urtheilsspruch für unrecht, legte dann die Hand auf's Herz und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! — Feuer!"

Niagara-Wasserfall. Bekanntlich sammeln sich die Gewässer des innern Kanada in Nordamerika in fünf große Seen, den Obern-, Huronen-, Mischigan-, Erie- und Ontario-See, die alle unter einander zusammenhängen, und deren Ueberschuß an Wasser, bei seinem Ausflusse aus dem Ontario, den großen Lorenzstrom bildet, der sich in das atlantische Meer ergießt. Der ungefähr sechs deutsche Meilen lange Verbindungsstrom zwischen dem Erie- und dem Ontario-See heißt Niagara, und bald nach dem Austrit aus dem See Erie bildet er bei dem Fort Chippeway den größten Wasserfall in der bekannten Welt. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer senkrechten Höhe von 137 Fuß mit einer solchen Gewalt herunter, daß man den Erdboden zittern fühlt und das Getöse des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Die Ziegeninsel, zu der eine Brücke führt, theilt den Wasserfall in zwei Theile. 1751 erbauten die Franzosen, welche damals im Besitze von Kanada waren, am rechten Ufer das Fort Niagara, welches jetzt zu dem Freistaate Newyork gehört. Am linken Ufer, an der Mündung des Flusses, entstand die feste Stadt Niagara oder Newark von 100 Häusern, ein für den Pelzhandel mit den Wilden im Nordwesten bedeutender Stapelort. Höher am Flusse liegt das Fort Georges.

Nibelungenlied, ein altes deutsches Heldengedicht, von den Nibelungen oder Niflungen so genannt, einem altburgundischen mächtigen Heldenstamme und deutschen Grundvolk, ein Name, der wahrscheinlich auch in den ältesten mythischen Ideen von einem nordischen Nebellande begründet sein mag. Das durch große, wilde Leidenschaft, besonders die Liebe zweier Paare, herbeigeführte grausige Schicksal dieses Stammes ist Gegenstand des Gedichts. Das eine Paar ist der hörnerne Siegfried, Sohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriemhild; das andre Brunhildis und Gunnar oder Günther. Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Günther gefreiet und als mächtiges Hünen

weib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um seines ungeheuern Nibelungenhorts oder Schatzes willen von seinem Schwager, Hagen von Tronege, mit Zustimmung der andern Brüder gemordet. Chriemhild, in unsterbliche Liebe versunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythisch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unversöhnliche, blutige Rache, durch welche der ganze Stamm untergeht. Die Zeit, in welche die Begebenheit dieses Gedichtes fällt, ist die gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oesterreichs und Ungarns Grenze. Die urkundlichere Wiedererscheinung dieses Gedichts ist, auch abgesehen von der dichterischen Trefflichkeit, schon deshalb wichtig, weil sie tiefre Forschungen über die germanische Urzeit und deren Zusammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion, so wie über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Verfasser des Gedichtes veranlaßt hat. Das Nibelungenlied ruht auf vielfach verschlungnen, in dem Strome der Zeiten zu uns herabgeschwommnen, namentlich auf Veranlassung des norwegischen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) gesammelten, und von Peringsskiold (Stockholm 1715) herausgegebnen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in 3 Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungasaga, welche letztre auch in der Edda vorkommt. So macht es ein Glied der Heldenurzeit aus, über deren Zergliederung das Heldenbuch mehr Aufschluß gibt. Eine jüngste, vielleicht vierte Umgestaltung jener Niflungasaga ist unser Heldenlied, wie A. W. von Schlegel aus seinem Gehalt, als Geschichtswerk, aus Vergleichung deutscher mit skandinavischen und ungarischen Sagen, so wie aus manchen einen in Oesterreich heimischen Dichter verrathenden Spuren geschlossen hat. Eben so hat er gezeigt, daß weder Wolfram von Eschenbach, der offenkundige Gegner und Spötter desselben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menschenalter später lebende Conrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13. Jahrh. blühende Marner Verfasser sein konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einseitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das südliche als nördliche Deutschland, besonders genau aber östlich kannte, aus dem entschiednen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen Baiern, welche er mit einem herrschenden Fürstenhause theilte, endlich aus schmeichelhaften Beziehungen auf dasselbe (babenbergische) Fürstenhaus, auf Klingsohr aus Ungarland, der Heinrich von Ofterdingen geschlossen, welche beide dem Dichterwettstreit an Landgraf Herrmanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Fabel des Gedichts ausführlicher anzugeben, enthalten wir uns um so mehr, da sie auch durch Fouqué's Norderheld uns auf's neue vorgeführt worden ist. Wüßte man aber nicht, daß jedes Dichterwerks Verständniß und sinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fordert, durch welche man in sein Gefüge eindringen muß, und wäre es gerade nicht um so schwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darstellungsgabe von den unsern liegen; wäre nicht Gesetz aller Welterscheinung, daß das Treffliche und Edle sich am Unedeln und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutsche nicht so gleichgültig gegen die eignen Urerzeugnisse seines tiefen Geistes, so müßte allerdings die Herabsetzung befremden, welche dies nur erst wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe stolze Lebenskraft, wie kecke Todeslust, schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige, hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tief verschlungnem,

großartigem Lebenszusammenhange durchaus offenbart. Da ist nichts Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther enthüllen, ihres unerschöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der sichersten, das Herbste nicht scheuenden Kraft selbst die schauerlichste Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberschwebende zum duftigsten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen sind durch die Weihe der Mähr, in welcher sie leben, die anschaulichsten, gedrungensten Stellvertreter der Urzeit eines großen Volkes, das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und lose Zerstreutheit des unsern grell absticht; weshalb, da Alles seinen Gegensatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemüther an jener alten Zeit sich kräftigten und erfreuten. Die metrische Form dieses Gedichtes ist die vierzeilige jambische und trochäische Strophe in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen und weiblichem Einschnitt in der Mitte. Der die Klage betitelte Theil ist unstreitig das Werk eines andern spätern Dichters und andrer Form. Wa. — Zwei vollständige Handschriften des Nibelungenliedes besitzt die münchner Bibliothek; eine dritte ist in den Händen von Privatpersonen. Letztre und eine der münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handschrift ist in St. Gallen, eine fünfte hat Bernh. Hundeshagen aufgefunden. Aus der münchner, welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage, nebst sieben Bruchstücken des vordern Theiles, abdrucken. Das Ganze theilte zuerst Chr. Heinr. Müller in seiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringste Kritik anzuwenden, mit. Größres Verdienst erwarb sich von der Hagen, der zuerst eine Uebersetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muster von Tieck's Minneliedern) und später (Berlin 1810) eine kritische Ausgabe des Urtextes lieferte. Hierauf gab Zeune in einer kleinen Handausgabe den Urtext mit einem Glossar (1815 12.) heraus. Ein andres Glossar (von Arndt) erschien abgesondert. Darauf erschien der Nibelungen Lied zum ersten Mal in der ältesten Gestalt aus der St. galler Handschrift, mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausgegeben von Friedrich Heinrich von Hagen, 2. mit einem vollständigen Wörterbuche vermehrte Auflage, Breslau 1816, 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Zur neuesten Literatur über dieses Gedicht gehören: Göttling über das Geschichtliche im Nibelungenliede, Rudolstadt 1814, und desselben Nibelungen und Gibelinen, ebendaselbst 1816. Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. 8. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine mißrathne prosaische Uebersetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metrische von Büsching (1815). M.

Nicäa (Isnik), in der kleinasiatischen Provinz Bithynien eine ehemals ansehnliche Stadt, deren umfassende Mauern und Quadern, hochgewölbte Thore noch von der Römerzeit herstehen, schlecht unterhaltnen Gärten und einzelnen Baumgruppen angefüllt ist. In dem nördlichen Winkel dieser Einöde liegt der jetzige türkische Ort Isnik, eigentlich nur ein schlechtes Dorf, mit 225 Häusern und Hütten. Nicäa ist durch zwei daselbst gehaltne Kirchenversammlungen merkwürdig. Die erste veranstaltete Konstantin der Große 325, hauptsächlich zur Beilegung der arianischen Streitigkeiten. Sein persönlicher Einfluß hatte, wie die Beredtsamkeit des alexandrinischen Diakonus Athanasius, den meisten Antheil an dem Verdammungsurtheile,

welches die dabei anwesenden 318 Bischöfe gegen die arianische Lehre aussprachen (vergl. den Art. Arianer.) Unter den 20 Kanons oder Beschlüssen dieses Konciliums ist der wichtigste das auf den Grund des alten apostolischen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicänischen und mit dem zu seiner Erläuterung später von Athanasius abgefaßten Glaubensbekenntnisse noch jetzt bei allen christlichen Religionsparteien außer den Antitrinitariern das Ansehn einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer diesem Symbolum wurde zu Nicäa noch die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christlichen Gemeinden angeordnet und Mehreres über die Verhältnisse der Geistlichen und die Kirchenzucht festgesetzt. Der Antrag, die Geistlichen zur Ehelosigkeit zu verpflichten, ging jedoch auf diesem Koncilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung ihrer Ehe. Das zweite nicänische Koncilium hielt die Kaiserin Irene 787, und setzte dabei gegen die Bilderstürmer den folgenreichen Beschluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienst, aber doch eine durch Küssen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Carl der Große widersprach diesen Beschlüssen in seinem Buche de impio imaginum cultu, und untersagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 761 die Bilderverehrung in der fränkischen Monarchie.

Nichols (John). Dieser gelehrte Veteran Englands, dem wir außer seinen eignen Schriften (z. B. Gedichte, biographisches Wörterbuch, topographische Bibliothek von England ꝛc.) auch sehr schätzbare Ausgaben von Werken andrer brittischer Schriftsteller (Shakspeare und Swift) verdanken, wurde 1744 oder 1745 zu Islington einem jetzt mit London vereinigten Dorfe, geboren, dort in einer Erziehungsanstalt gebildet und zuerst zum Seedienst unter seiner Mutter Bruder bestimmt, aber als letztrer starb, in seinem 13. Jahre in der Officin des berühmten Buchdruckers Bowyer zu London angestellt, der ihm bald die völlige Leitung seiner Druckereigeschäfte überließ und ihn 1767 zu seinem Compagnon annahm. Nach des letztern Tode, 1778, verband sich Nichols mit David Henry zur Uebernahme des Gentleman-Magazins, und jedes Blatt dieser Zeitschrift lieferte Beweise seiner Thätigkeit und seiner Talente. Die antiquarische Societät zu Edinburg, und eine ähnliche Gesellschaft zu Perth erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. 1804 ward er Vorsteher der londoner Buchhändlergesellschaft, aber 1808 hatte er das Unglück, seine Buchdruckerei und Buchhandlung in einer Feuersbrunst zu verlieren. Doch seine unermüdete Thätigkeit setzte ihn in den Stand, seine Geschäfte auf die ehrenvollste Weise wieder anzufangen.

Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Elektricität.

Nickel oder **Nickelmetall** nennt man ein Metall, welches der schwedische Akademiker Kronstadt oder Cronstedt zuerst im J. 1751 entdeckt und beschrieben hat. Die genaure Kenntniß desselben verdanken wir den Untersuchungen Bergmann's, der sich 20 Jahre später damit beschäftigte, und Richter's. Das Nickel ist theils wegen seiner Seltenheit, theils wegen seiner sehr innigen Verbindung mit andern Stoffen in den Erzen nur mit großer Mühe und Zeitaufwand chemisch rein darzustellen. Es ist hart, spröde, dicht im Bruche, feinkörnig und glänzend, hält wenig Schwefel, aber Arsenik genug, ist im Feuer beständig und für sich allein eben so schwer zu verkalken, als es von dem beigemischten Eisen und Kobalt zu reinigen ist, zerfällt

durch Verkalkung in einen grünen Kalk und gibt ein röthlich braunes Glas, ein hyacinthfarbnes aber, wenn man den Kalk des reinen Nickels mit Borax schmelzt. Das specifische Gewicht des gereinigten Nickelmetalls, welches einen vollkommen metallischen Glanz gibt, ist in Vergleichung mit dem Wasser, wie 1000 — 1037. Es gibt zwei Gattungen des Erzes, welches das Nickelmetall liefert: der Kupfernickel und der Nickelocker. Das erstre, welches am häufigsten ist und gewöhnlich beim Glanzkobalt gefunden wird, ist ungeformt, stumpfeckig, hat, meistentheils eine blasse, kupferrothe Farbe, zeigt auf dem Bruche gleichsam Facetten, seltner Strahlen, und enthält außer dem Nickel noch Eisen, Arsenik, Kobalt und Schwefel. Der Nickelocker wird, wie der Kupfernickel, in mehrern Bergen Deutschlands bei diesem gefunden. Er findet sich gewöhnlich nur als Ueberzug bei andern Mineralien, ist mager, apfelgrün, zerreiblich und färbt ab.

Nicolai (Christoph Friedrich), ein berühmter deutscher Schriftsteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der allgemeinen deutschen Bibliothek vorzüglich dazu beitrug, die deutschen Völker durch das Band der wissenschaftlichen Untersuchung zu einem geistigen Interesse zu vereinigen, und den katholischen Theil der Nation mit dem protestantischen in vielfache geistige Berührung zu setzen; der aber auch, indem er nebst seinen Freunden die Freiheit der Untersuchung in wissenschaftlichen Dingen standhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, die Abneigung der Süddeutschen gegen die „freidenkenden" Berliner aufregte, und, da zumal politische Ursachen hinzukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutschland gegen die Preußen hervorbrachte. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er nicht allein selbst verständiger sein, sondern auch die gesammte Nation weiter führen wollte. Aber wenn er sich auch viel Anmaßung dabei zu Schulden kommen ließ, so war es ihm doch mehr um die Sache zu thun, als um seine Person. Fr. Nicolai war 1733 zu Berlin geboren. Vom fünften Jahre an lebte er, entfernt von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einsam in dem Hause seines Vaters, der ihn an strengen Gehorsam und selbstthätigen Fleiß gewöhnte. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle lernte er bei seiner Fassungskraft und seinem Gedächtnisse vielerlei unter einander. Mehr Befriedigung fand sein Geist in der damals errichteten Realschule zu Berlin. 1749 schickte man ihn nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu lernen. Hier fand er durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für sich lateinisch, griechisch und englisch zu lernen, las die besten Dichter in diesen Sprachen und studirte zugleich Mathematik, Geschichte und Philosophie, am eifrigsten Gelehrtengeschichte. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Die deutsche Literatur war damals durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einseitige jeder Partei, und stellte seine Ansichten davon auf in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die im J. 1756 erschienen. Lessing ward sein Freund, machte ihn mit Moses Mendelssohn bekannt, und die drei Freunde folgten jetzt ganz ihrem wissenschaftlichen Eifer ohne Rücksicht auf das Ansehn der Meinung. Lessing war lebhafter und kühner, Moses bedächtiger und sicherer. Nicolai war ihnen wenigstens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. Ihrem Bunde schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. 1758 entsagte Nicolai der Handlung und lebte von einem kleinen Einkommen ganz den Wissenschaften. Winckelmann's Schriften machten ihn mit den bildenden Künsten bekannt.

Sein Freund Marpurg unterrichtete ihn in der Tonsetzkunst. Uebrigens trieb ihn seine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft. Als aber im Herbst 1759 sein Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb, mußte er diese selbst übernehmen. Mit Mendelssohn verbunden, hatte er die Bibliothek der schönen Wissenschaften (4 Bde. Leipz. 1757 bis 1760) herausgegeben. Vom 5. Bande übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieser Bibliothek hat die beßre Kritik in Deutschland begonnen. Hierauf gaben die drei Freunde, unterstützt von Abbt, Resewitz, Grillo und Sulzer, die Briefe, die neueste Literatur betreffend (24 Thle., Berl. 1761—1766) heraus. 1765 brachte Nicolai den Plan einer allgemeinen deutschen Bibliothek zur Ausführung. In dieser Zeitschrift machte die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerst geltend. Sie unterwarf jedes neue System einer strengen Untersuchung und wirkte bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Bildung aller deutschen Sprachgenossen wesentlich ein. Mit dem 107 B. (1792) hörte Nicolai auf, Herausgeber zu sein. Die Fortsetzung erschien zu Kiel unter dem Titel: Neue allgemeine d. B., von deren 56. Bande an Nicolai die Herausgabe auf's neue übernahm. Merkwürdig ist seine Vorrede zu diesem Bande. Er schloß das Werk 1805. Der strenge und herbe Ton dieser Zeitschrift verwickelte ihn in viele Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn schrieben, Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, der ihn einen unendlichen Streiter nannte, und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmstadt, als Nicolai, Biester u. a. Gelehrte in der berliner Monatsschrift u. a. a. O. auf die unmerkliche Verbreitung des Katholicismus und auf das Dasein verkappter Jesuiten aufmerksam machen wollten. Seit 1770 wandte Nicolai seine Studien auf die Finanz- und Handlungsverfassung des preußischen Staats. Die charakteristischen Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, welche Nicolai zu Berlin in 6 Heften von 1788—1792 herausgab, haben historischen Werth. Der Staatsminister von Herzberg gestattete ihm den Gebrauch des königlichen Archivs, um seine 1769 erschienene topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam zu verbessern. So ward dieses Werk nach seiner dritten Ausgabe (Berl. 1786, 8. 3 Bde.) ein Muster für ähnliche Topographien. Hierauf bewährte Nicolai seine historische Kritik in seinen freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (2 Thle. Berl. 1791 und 1792). Seine Romane haben keinen dichterischen Werth, gehören aber dennoch in die Literärgeschichte der damaligen Zeit. Sein vorzüglichster: Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker (4. A. 1799 mit Kpf. von Chodowiecki), sollte die Verfolgungssucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur gesunden Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelei heilen. Man übersetzte ihn in's Französische, Dänische, Holländische, und Schwedische. Von seinen Widersachern vielfach gereizt, schrieb Nicolai 1794 die Geschichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupf. von Meil), in welcher er die Geißel gegen literarische Gecken schwang. Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine in statistischer Hinsicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienstvolle Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781 (3. A. 1788). Sie wuchs mit dem J. 1796

bis zu zwölf Bänden an. Blumauer schüttete über dieses Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutschen etwas unsanft rüttelte, seine Galle in einigen Schmähschriften aus. Doch gab Nicolai bei allem Wahrheitssinn auch manche Blöße, am auffallendsten, als er sich gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er über dem Mißbrauch verbannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit Mendelssohn an populäre Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht fassen, ob er gleich dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Romane: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen, wollte er die Abschweifungen der kantischen Schule lächerlich machen (Berl. 1798). Dagegen schrieb Fichte: Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, herausgegeben von A. W. Schlegel, Tübingen 1801. Indeß erhielt der verdienstvolle Greis mehrere Beweise der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin (1798) und Petersburg, und 1799 sandte ihm die philosophische Facultät zu Helmstedt aus eignem Antriebe das Diplom als Doktor der Philosophie. Auch viele seiner Gegner ließen seiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren. Sein thätig kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt, obgleich schon im Jahr 1791 Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so angegriffen hatten, daß er einige Wochen lang bei vollem Bewußtsein mehrere Phantasmen, wie er die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. 70 Jahre alt, verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In seiner glücklichen Ehe ward er Vater von 8 Kindern, die er aber, nebst seiner Gattin, alle überlebte. Die jüngere Tochter raubte ihn der Tod etwa drei Jahre vor seinem Ableben; indeß störte nichts so sehr die Lebenskraft des würdigen Greises, als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes. Er starb 1811. Die durch ihn in der Geschichte der deutschen Bildung unvergeßlich gewordne Buchhandlung blüht fort unter der Leitung seiner Erben. Unter Nicolai's vielen Schriften zeichnen wir noch aus: seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller; seinen Versuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem feynen kleynen Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volkslider u. s. w. gesungen von Wunderlich ꝛc. Berlin 1777 und 78, 12., mit Melod. Sein Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer, Berlin 1782, ist gründlich, obgleich nicht ohne zu gewagte Hypothesen, z. E. über den Baffomet der Tempelherren. Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geschichtlichen Forschungen Nicolai's die geheimen Gesellschaften. Man vergl. seine Bemerkungen über die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer, Berl. 1806. Noch verdient seine Schrift: Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perucken genannt zu werden (mit Kupfern Berlin 1801). Mehrere schätzbare Aufsätze historischen Inhalts finden sich von ihm in der neuen berlinischen Monatsschrift. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgegeben in seinen Bildnissen jetzt lebender berliner Gelehrten, III. 3. Auch höre man ihn selbst in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte. Berlin 1799. 1820 erschien Fr. Nicolai's Leben und liter. Nachlaß. Herausgeg. v. L. F. G. v. Göckingk. K.

Nicolay (Ludwig Heinr. von), machte seine gelehrten Studien auf der Universität zu Straßburg, wo er 1737 geboren war. Hier wurde er Professor der Logik, nachdem er eine Zeit lang franz. Gesandtschaftssekretär gewesen war. Indessen machte er seine eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wo er 1770 Kabinetssekretär und Bibliothekar des Großfürsten, 1796 kaiserl. Staatsrath, 1798 Direktor der Akademie der Wissenschaften, und nach Niederlegung dieser Stelle, 1801, Geheimerrath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle diese Staatsämter hinderten ihn nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten zu versuchen; doch behauptet er höchstens den zweiten Rang der Dichter jener Gattungen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komische Erzählung aus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften, 7 Thle., Berlin und Stettin (1792—1795), hat durch Ramler's Verbesserungen sehr an Korrektheit gewonnen. Seine theatralischen Werke erschienen zu Königsberg 1811. 8. Er lebt jetzt auf seinem Gute bei Wiborg in Finland, noch in seinem 86. Jahre mit jugendlicher Liebe der dramatischen Dichtkunst.

Nicolo, auch Nicolo Isouard genannt, einer der beliebtesten theatralischen Komponisten unsrer Zeit. Sein eigentlicher Name war Isouard und sein Vaterland Malta, wo er 1777 geboren wurde. Ungeachtet sein Vater, ein angesehner Geschäftsmann, eine zahlreiche Familie hatte, so wandte er doch viele Kosten auf die Erziehung seiner Kinder und ließ mehrere derselben in Frankreich erziehen. Constant de Campion, Commandeur des Malteserordens, nahm den jungen Isouard mit nach Paris in eine Pensionsanstalt, in welcher er sich für den Seedienst vorbereiten sollte. In den Nebenstunden, die ihm seine ernstern Studien übrig ließen, beschäftigte er sich mit dem Fortepiano. Er war schon als Aspirant der Marine aufgenommen, als ihn der Ausbruch der Revolution bewog, 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier sein Vater zum Handel vorbereitete, setzte er doch seine musikalischen Beschäftigungen mit großem Erfolge fort. Michel Angelo Vella und Francesco Azopardi unterrichteten ihn im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis zubrachte und in den Nebenstunden seine musikalischen Studien setzte. Von hier begab er sich nach Neapel zu den deutschen Banquiers Kutler und Heigelin. Hier vollendete er sein Studium der Composition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzessin Belmonte bewog den großen Guglielmi, ihn in der dramatischen Composition zu unterrichten. Hierauf entschloß er sich, wider den Willen seiner Aeltern, ganz seiner Lieblingsneigung zu folgen, und begab sich nach Florenz, wo er seine erste Oper: L'avviso ai maritati, schrieb, deren außerordentlicher Beifall ihn in seinem Entschlusse bestärkte. Indessen gab er seine Arbeiten unter dem Namen Nicolo heraus, dem erst später in Paris der eigentliche Name Isouard beigesetzt wurde. Von Florenz begab er sich nach Livorno, wo er für den Sänger Senesino die ernsthafte Oper: Artaserse componirte. Der damalige Großmeister des Malteserordens berief ihn nach Malta und ernannte ihn, nach dem Tode des berühmten Vincenzo Alfosso, zum Organisten der Ordenskirche und dann zum Kapellmeister des Ordens, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzosen behielt. Er

blieb nun als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine französische, in's Italienische übersetzte Opern, als il Tonneliere, l'Improvisata in camagna, il Barbiere di Seviglia, componirte. Als die Franzosen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als seinen Privatsekretär mit nach Paris. Hier bildete er sich nach Monsigny's und Gretry's Kompositionen noch weiter aus und verband sich mit dem bekannten dramatischen Dichter Etienne. Beide arbeiteten zu schnell. Von allen Kompositionen Nicolo's hat keine so ausgezeichneten Beifall erhalten, als die Oper Cendrillon (Aschenbrödel), welche zuerst in Paris mehr als hundert Mal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beispiellos ist. Unter seinen übrigen Kompositionen sind außer den genannten noch zu bemerken: un jour à Paris, les deux Avares, Michel Ange, le Médecin turc, la Ruse inutile, l'Intrigue au sérail, les Rendez-vous bourgeois und die liebliche Oper Joconde. In dieser leichten dramatischen Gattung ist Isouard durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit seiner Melodie, durch das Blühende seiner Einbildungskraft, und eine geschickte Verschmelzung des neuern italienischen Geschmacks mit dem französischen, einer der ausgezeichnetsten Komponisten. Er starb zu Paris 1818.

Nicot (Jean), s. Tabak.

Niebuhr (Carstens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln (Hannover) 1733, wurde 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Kopenhagen ernannt. Als auf des Orientalisten Michaelis Antrag und des Grafen Bernstorf Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Gesellschaft Gelehrter auf seine Kosten nach Arabien zu schicken beschloß, um neue Entdeckungen über dieses bisher nur aus unsichern Nachrichten bekannte Land zu machen, ward Niebuhr für das Fach der Geographie dazu bestimmt. Die Gesellschaft ging im Jan. 1761 von Kopenhagen ab und über Konstantinopel durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre starben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhr's sämmtliche Gefährten (Cramer, Forskål, Baurenfeind, von Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt gewesen, hätte nicht Niebuhr mit seltner Entschlossenheit die Reise allein fortgesetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller seiner bisherigen Gefährten übernommen und in sich vereinigt. Erst 1767 kehrte er zurück und legte in seiner Beschreibung von Arabien (Kopenhagen 1772. 4.), Reisebeschreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern (ebendas. 1774, 78, II. 4. beide Werke sind auch in das Dänische, Franz., Holländ. und Engl. übers.) und in seinen Ausgaben von P. Forskal descriptiones animalium etc., quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775. 4.) und dessen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) die Ergebnisse von seinen und seiner Gefährten Forschungen nieder. Aeußerste Genauigkeit, überall bloß auf eigne Ansicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Untersuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung, geben seinen Nachrichten einen hohen Werth und haben sie zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfassung der von ihm bereisten Länder gemacht. Wenn sie nicht allen Parteien gleich befriedigend sind, so kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleistet hat, als ihm aufgetragen war und man von ihm erwarten konnte. Nach seiner Rückkehr ward er 1768 zum Ingenieurkapitän zu Kopenhagen, dann 1778 zum k. dänischen

wirkl. Justizrath und Landschreiber im Süderdithmarschen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinstitut in Frankreich unter seine Mitglieder auf. Er starb d. 26. April 1815. A—s.

Niebuhr (B. G.), des Vorigen Sohn, k. preuß. geh. Staatsrath und Mitglied der königl Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu Meldorf in Holstein. Er vereinigt die gründlichsten gelehrten Kenntnisse von seltnem Umfang (er ist nicht nur Historiker, sondern auch ein sehr guter Orientalist) mit den trefflichsten praktischen Kenntnissen der Staatskunde, des Handels ꝛc. Er war eine Zeit lang Direktor der Bank in Kopenhagen, und hat genaue Kenntniß der Finanzverwaltung, daher er auch in den wichtigsten Geldgeschäften des preußischen Staats oft gebraucht worden ist. In der verhängnißvollsten Periode Preußens hat er sich im Leben eben so wahr und unerschütterlich treu gezeigt, als er sich in Schriften kräftig und geistvoll ausgesprochen hat. Seine Geschichts- und Sprachkunde ist umfassend. Seine Schreibart hat sich zu sehr nach dem Englischen gebildet, das ihm ganz eigen ist, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologischen und historischen Aufsätzen im Museum der Alterthumswissenschaften (Bd. 2. St. 3) und den deutschen Blättern hat er in seiner römischen Geschichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forschung, Größe des Ueberblicks, Kraft und edler Gediegenheit der Darstellung eines Gibbon's würdiges Werk geliefert. Auch sind von ihm die Flugschriften: Preußens Recht gegen den sächsischen Hof (Berlin 1814. 8.) und über geheime Verbindungen im preußischen Staate und deren Denunciation (Berlin 1815, 8.). 1816 zum preußischen Gesandten beim Papste ernannt, beschäftigt er sich in Rom zugleich mit literarischen Arbeiten und Untersuchungen. Wir verdanken ihm unter andern die Entdeckung von zwei ungedruckten Bruchstücken des Cicero und eine kritische Ausgabe der von Majo an's Licht gezognen Werke des Fronto.

Niederdeutsch, s. Plattdeutsch.

Niederlande (Königreich der). I. Geschichte der Niederlande: 1. bis 1548, oder bis zur Vereinigung unter dem Hause Oesterreich. Die bezeichnend so benannten Niederlande umfassen die große Niederung, oder den nordwestlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von Westen nach Osten durch den ardenner Wald, die Vogesen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Spessart, Odenwald und Harz, in dessen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabströmt. Der südliche Theil dieser Niederungen gehörte zu Cäsar's Zeiten zu Gallien (Gallia Belgica); dieser große Feldherr erklärte die Einwohner für das streitbarste unter den gallischen Völkerschaften. Der nördliche, zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Insel der Bataver und gehörte nebst Friesland zu Deutschland. Den Namen der Bataver hat man von einem angeblich schon vor Chr. Geb. lebenden, wahrscheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, dessen Andenken jetzt nur noch bei den holländischen Dichtern lebt, ableiten wollen. Wahrscheinlicher und einfacher ist die von neuern holländischen Geschichtsforschern angenommne Ableitung vom Zeitworte baaten (Nutzen bringen) und dem davon abstammenden Beiworte: baatig, zusammengesetzt mit dem deutschen und auch altniederländischen Worte Auen oder Wiesen, die schon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betüwe den Römern als charakteristisches Merkzeichen des Landes erschienen und in dem Namen Batavi latinisirt wurden. Den nördlich vom Rheine

liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk; beide lernen wir besonders aus dem Kampfe kennen, den sie unter Civilis Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Späterhin kommen sie theils als handelnde, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5 Jahrh. wurden die Bataver und im 6. die Belgier der fränkischen Herrschaft unterworfen; die Friesen aber sehen wir erst im 7. Jahrh. von den Franken besiegt (s. die Art. Belgier, Bataver und Friesen). Durch den Frieden zu Verdun 843 (s. Frankreich) wurden Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutschland geschlagen und durch Statthalter regiert, die in der Folge unabhängig wurden. Vom J. 1000 bis ans Ende des 11. Jahrh. zerfiel das Land in Herzogthümer, Grafschaften und Reichsstädte; Brabant oder Niederlothringen, und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern werden auch Herzoge, Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft (Heerlykkeid); Utrecht ward ein Bisthum, welches seine weltliche Herrschaft auch über Overyssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen Herrschern waren die Grafen von Flandern die mächtigsten, und nachdem 1383 diese Grafschaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, setzte sich dieses theils durch Heirathen, theils durch Gewalt, oder scheinbar freiwilligen Abstand in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne (s. d. Art.), fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; seine dem Kaiser Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Oesterreich, und Carl V., Maximilians Großsohn, in den Niederlanden geboren, vereinigte alle jetzigen siebenzehn Provinzen (1548) unter dem Namen des burgundischen Kreises mit dem römischen Reiche deutscher Nation. Ostfriesland blieb unter der Herrschaft eigner Fürsten beim westphälischen Kreise. 2. Bis 1810, oder bis zur Vereinigung unter dem französischen Kaiserreiche. Unter Carls V. Regierung verbreitete sich in den batavischen und belgischen Provinzen der Protestantismus, wiewol hart gedrückt; denn man rechnet die Zahl derer, die schon unter seiner Regierung in diesen Ländern als Ketzer um's Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrscher der Niederlande, selbst Carl V., die Gerechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Monarchen eine unerschöpfliche Quelle reicher Beisteuern geworden war; Carls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers. In Spanien, geboren behandelte er die fernen Niederlande mit der größten Härte. Die alten heiligen Rechte der Provinzen tasteten seine Stellvertreter, und besonders der grausame Granvella freventlich an; durch die Inquisition sollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volkes; die große Anzahl gewerbfleißiger Manufaktur-, besonders Wollarbeiter, flüchtete in andre Länder, vorzüglich nach England und Sachsen; der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotze angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löschen; er sollte also durch Gewalt gedämpft werden. Philipp sandte den blutgierigen Alba, und unter seinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelsten des Volkes, Egmont und Horn. Nur

der kluge Prinz von Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewaffneter Hand zur Rache wieder zu erscheinen, während Alba seiner fanatischen Wuth Tausende opferte. Selbst seines weisen Nachfolgers Zuniga Mäßigung konnte, schlecht unterstützt vom spanischen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der staatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geschlagen von Don Juan d'Austria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländisches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländischen Provinzen verschiedne Oertlichkeit, die Eifersucht der Großen, deren jeder nur seine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken und Protestanten gegen einander den Sieg unendlich erschwert. Zwar schlossen sich schon 1576 zu Gent fast alle übrigen Provinzen dem offnen Aufstande Hollands und Seelands an, allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen spanischen Statthalters, Prinzen von Parma, wußte die südlichsten oder sogenannten wallonischen Provinzen zur Unterwerfung unter die spanische Herrschaft zu vermögen, und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärtesten und einflußreichsten Einwohner, die sich größtentheils nach Holland begaben, sehr erleichtert ward. Erst 1579 schlossen die fünf nördlichen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch sie sich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Oberyssel und 1594 Gröningen bei. So entstand die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich, wenn gleich nicht mit staatsrechtlicher Genauigkeit, nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrschenden Provinz Holland genannt. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord im J. 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußstapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantischen, der niederländischen Admirale kühne und siegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipps II. Schlaffheit, führten im J. 1600 den ruhmvollen antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre errungne Freiheit durch den westphälischen Frieden ganz gesichert wurde, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth fast alle europäische Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten eine sichre Zuflucht. Alle Religionen wurden geduldet. Für die sich immer mehr anhäufende Menschenzahl mußte Erwerb jenseit des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Korsaren gegen des spanischen Tyrannen Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abschreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurden die vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrh. der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde; denn mit etwa 100 Kriegsschiffen trotzten sie damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowol als Frankreich, kurzsichtig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten spanischen Riesenreichs frohlockten. Die ostindische Gesellschaft eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fonds von nur 6,459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit

allen Erzeugnissen der Gewürzinseln versorgte sie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients gingen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die westindische Compagnie nicht gleich kommen; denn als diese gestiftet wurde, war Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten siegreich, und selbst jener stolze Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republikaner so ernst und tief angelegt hatte, mußte endlich erschöpft den Frieden erbitten. Aber diese Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitische, zu thätige Theilnahme am spanischen Erbfolgekriege erschöpften Holland, während republikanische Eifersucht gegen das Streben des Hauses Oranien zur Herrschaft im Lande selbst unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, zur Befolgung echt politischer Grundsätze gelangen. Seit Moritzens und Oldenbarneveld's Zeiten hatten sich die beiden Hauptparteien, die oranische und die staatsgesinnte oder antioranische, allmälig in verschiedenartige Abschattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Absichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit in's Spiel gemischt, und in der Regel waren die strengen Calvinisten oranisch, die Andersdenkenden staatsgesinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch den aufgewiegelten Pöbel veranlaßt wurden, und denen stets entweder Druck durch Willkür oder unglücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte sich schon in den Jahren 1618, 1672 und 1702 bewahrheitet und bestätigte sich 1747. Das Haus Oranien siegte in diesem Jahre über die republikanische Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde für alle sieben Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich zu machen. Die spanischen oder katholischen Niederlande waren inzwischen der unselige Zankapfel gewesen, um den sich Oesterreich und Frankreich zwei Jahrhunderte hindurch stritten. Endlich sah sich Spanien genöthigt, durch den pyrenäischen Frieden 1659, und durch den aachner 1668, an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder seitdem die französischen Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den spanischen Erbfolgekrieg 1718 endigte, kamen die spanischen Niederlande wieder an das Haus Oesterreich, welches sie bis zur französischen Revolution besaß, obgleich sie sich gegen Joseph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieser Monarch brach 1782 den sogenannten Barrieretraktat von 1715, welcher der Republik der vereinigten Niederlande das Besatzungsrecht in einigen belgischen Festungen an der französischen Grenze einräumte; er nöthigte die holländischen Besatzungen zum Abzuge und ließ jene Grenzfestungen größtentheils schleifen, was in der Folge den Franzosen die Eroberung Belgiens (1792 und 1794) sehr erleichterte, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo Formio abgetreten wurde. Immittelst waren in der Republik der vereinigten Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Die Antioranier oder Staatsgesinnten, durch die Erblichkeitserklärung der oranischen Statthalterwürde keineswegs vernichtet, hoben 1786, von ihren Gegnern jetzt Keesen (Spitzhunde) gescholten, auf's neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, der seit 30 Jahren Feldmarschall der vereigten Niederlande gewesen war und eine Zeit lang die Vormundschaft über den Erbstatthalter Wilhelm V. geführt hatte,

waren nur Vorspiele des wüthendenden Kampfes, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schwester, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; ein preußisches Heer von 25,000 Mann erschien, um den Hohn zu bestrafen und Wilhelms V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerstand. Nach dem Sturme von Amstelveen fiel Amsterdam in die Gewalt der Preußen. Das Uebergewicht der statthalterischen Partei war entschieden, und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt. Die antioranische Partei war indessen auch jetzt nur eingeschüchtert, nicht aufgelöst, noch weniger war ihr alter Haß besänftigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanisirten Frankreichs siegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit Ungestüm. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den strengen Winter von 1795 und durch die den Franzosen günstige Volkspartei unterstützt. Der Erbstatthalter floh mit seiner Familie nach England, und es entstand die batavische Republik (16. Mai 1795). Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung, nach französischem Muster, einer stellvertretenden Versammlung, und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige südliche Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern, an Frankreich abtreten, sich mit diesem Reiche durch eine beständige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Millionen Gulden an dasselbe entrichten, und den französischen Truppen die Besetzung ihres Gebietes verstatten. Diese aufgedrungne Verfassung mußte nach sechsjährigem Bestande schon wieder geändert werden (d. 18. Okt. 1801). Man theilte die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungspersonale, verminderte die gesetzgebende Versammlung auf 35 Abgeordnete und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von zwölf Männern. Allein trotz diesen Veränderungen sah die batavische Republik, unfähig, mit dem geringen Ueberbleibsel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Handel auf bloße Küstenfahrt und auf den innern Verbrauch beschränkt und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Ueberdies raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichsten ihrer Kolonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer bessern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien mit fortgerissen wurde. Surinam und das Kap fielen in der Britten Hände, brittische Schiffe blockirten Hollands Küsten, und so schien der letzte Nerv des holländischen Wohlstandes zerschnitten zu sein. Zum dritten Male (29. April 1805) mußte die holländische Staatsverfassung umgeändert werden. Nun sollten acht Departements und ein gesetzgebendes Korps von 19 Mitgliedern mit einem auf fünf Jahre erwählten Rathspensionär (Schimmelpennink), der die vollziehende Gewalt handhabte, bestehen; ihm ward ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Minister besorgten die Geschäfte. Der Pensionär erhielt eine unbestimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenschaft abzulegen brauchte. Doch war selbst Schimmelpennink's Tugend in diesem Sturme unvermögend, ein Vaterland zu retten, welches durch den Verlust seiner alten Selbstständigkeit und seiner mannichfaltigen Hülfsquellen schon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war. In solcher Noth

schien die einzige Hülfe zu sein, Holland dem französischen Reiche gänzlich einzuverleiben. Der Schritt, lange vorbereitet, geschah im J. 1806. Man trug dem Bruder des Kaisers, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Besitz unter dem Titel eines souveränen Königreichs an (der Antrag holländischer Seits war absolut erzwungen), und am 5. Jun. 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich den 24. Mai deswegen geschlossne Vertrag besagte: Louis Napoleon solle erblicher, constitutioneller König von Holland, und seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert sein; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem französisch-kaiserlichen Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Kolonien. Auch ward ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter vier Staatsminister. Das gesetzgebende Korps bestand aus 30 Mitgliedern, und dabei war festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen und mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Millionen Gulden; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Fast alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft; und als Napoleons Dekret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat, da war Holland's Handel vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwischen der französischen Grenze und der Maas gelegne Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Gertruidenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oesterreich, 1809, brachte jene bekannte Landung der Engländer auf Seeland (Walcheren) hervor, die Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich bis Dortrecht und Rotterdam, 50 Q. M. Landes, unter Wasser, über 300 Menschen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere Tausend Stück Vieh, viele Häuser und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Umsonst waren die Anstrengungen des guten (aber schwachen) Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um so mehr nach der englischen Landung, da er die Freundschaft seines Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariser Vertrag vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in seine persönliche mißliche Lage zu verwickeln oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Folgen sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes nieder (1. Juli 1810), und begab sich in's österreichische Gebiet als einfacher Privatmann. Napoleon erkannte jedoch seines Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Juli besetzten franz. Truppen Amsterdam, und durch das kaiserliche Dekret vom 10. Juli 1810 ward Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren aufs sechs, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf sechs, der Richter im Cassationshofe auf zwei, und der Deputirten im ge-

setzgebenden Körper auf 25 bestimmt. Die Officiere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militär, in kaiserlich französische Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgesetzt, und der Erzschatzmeister des Reichs, Herzog von Piacenza (Le Brun) erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam, um bis zum 1. Januar 1811, wo die ganze Verfassung nach französischem Muster geformt sein sollte, das Land zu verwalten. Die holländischen Departements, welche früher schon unter dem Königthum geschaffen waren, bildeten nun zwei neue Militärdivisionen, die Konskription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobnen Mannschaft zum Land-, die andre Hälfte zum Seedienste bestimmt. 3. Bis 1815, oder bis zur Vereinigung der Niederlande unter der Herrschaft des Hauses Oranien. So waren also die sämtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande unter der nämlichen Herrschaft mit Frankreich vereinigt. Allein dieser (durch die Umstände unglückliche) Zustand dauerte nur bis zum Ende des J. 1813. Napoleons Besiegung bei Leipzig änderte das Schicksal Belgiens und Hollands; die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor; ein vereinigtes preußisch-russisches Armeekorps unter dem Gen. Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande abgeschickt, und eine unter dem Gen. Graham aus England übergeschiffte Truppenabtheilung schloß sich demselben an. Am 20. Nov. 1813 erließ der General Bülow eine Auffoderung an die Holländer, mit den Verbündeten gemeinschaftlich gegen die Franzosen zu handeln. Schon am 18. d. M. hatte Gysbrecht Carl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoranischen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788 bis 1795 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in seiner Wohnung versammelt und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu konstituiren; allein keiner wagte selbst Hand anzulegen. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche die Zügel des Staates in den J. 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioranisch auch in frühern Zeiten gesinnt, sich jetzt dem altrepublikanischen oranischen Systeme gern angeschlossen hätten, wären sie nicht durch die erste Ausschließung mißtrauisch geworden. Nach zwei mißlungenen Versuchen ernannten die 17 zuerst Verbündeten, unter denen sich der Graf Limburg-Styrum, die Herren von Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Sweerts, van Landas und de Jonge, der Professor Kemper und der Advokat Fannius Scholten auszeichneten, aus ihrer Mitte in den Personen der Herren Gysbrecht van Hogendorp und des Freiherrn v. d. Duyn v. Maasdam, eines freisinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat, welches als provisorische Regierung das Staatsschiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren sollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. Nov. die Herren von Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgesandt waren eingetroffen sein würde. Die zwei Männer versäumten nichts, um das angefangne Werk zu vollenden. Sie sandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Gen. von Bülow nach Münster und nach Frankfurt a M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterstützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beschlossen; sie suchten das mächtige Amsterdam durch ihre Kommissarien Kemper und Scholten zu einer offnen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des französischen Hauptquartiers zu Utrecht, unter dem Gen. Molitor, noch nicht die gewünschte Ausdehnung erhielt, wohl aber die größte Anhänglich-

keit für das Haus Oranien aussprach. Der langersehnte, am 30. Nov. jubelnd im Haag empfangne Erbstatthalter verweilte nur einen Tag daselbst und kam bereits im December in Amsterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politischen Stimmung ansah. Allein schon war es zu spät, um die nicht mehr verborgnen Absichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiste vergleichen zu können. Die Kommissarien des Duumvirats (Kemper und F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung — eine Proklamation erlassen, welche sich mit der Erklärung endigte: „Niederland ist frei, und Wilhelm I. ist der souveräne Fürst dieses freien Landes." Der rechtschaffene Fürst weigerte sich anfangs ernstlich der unberathnen Proklamation sich zu fügen, und erst nachdem bei den erhitzten Köpfen alle seine Gegenvorstellungen umsonst gewesen waren, willigte er in den ohne die mindesten Einschränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß diese Machtertheilung durch eine Staatsverfassung gemildert würde, welche" — dies waren des Fürsten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicher stelle." Eine Kommission von 14 Mitgliedern, unter denen sich die bisherigen Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieser Staatsverfassung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangner und einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Dritttheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauses; die hauptsächlichsten staatsbürgerlichen Einrichtungen, namentlich die der Provinzialstände, wurden auf besondre, späterhin zu erlassende Verfügungen verwiesen, und so wenig die Grundsätze der Rechtspflege, als die der Finanzen, erschöpfend aufgestellt. Zwar ward dieser erste Entwurf vor der Abstimmung öffentlich bekannt gemacht; allein durch die Bestimmung, welche aus der Versammlung der aus allen Departements der ehemals vereinigten Niederlande zur Abstimmung zusammenberufnen 600 Notabeln alle Bemerkungen und Untersuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Constitution ausgeschlossen. Von den einberufnen Notablen erschienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden sich ausgezeichnete Männer, die sich zum Theil jene bloß bejahende oder verneinende Abstimmungsweise nicht gefallen lassen wollten, zum Theil sich auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht, oder ohne den laut ausgesprochnen Willen der gesammten Nation über die Veräußerung und Uebertragung der Souveränetät ein Gutachten abzugeben. Unter den Erschienenen gaben manche nur bedingt ihre Zustimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeschrieben ward. Das schlüssige Ergebniß war, daß sich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfassungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beschluß des wiener Congresses wurden die ehemaligen belgischen Provinzen mit den vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zusammen sollten nun das Königreich der Niederlande bilden, und der souveräne Fürst wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch ward ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretnen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des deutschen Bundes gehören sollte; und der König der Niederlande hat daher auch, als Großherzog von Luxemburg, eine Stelle (die 11.) in der Bundesversammlung und im Plenum drei Stimmen. Da jedoch nach dem

Verträge des Wiener Congresses vom 31. Mai und der Schlußakte vom 9. Jun. 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs sowol dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterm zufallen kann, und in einem Zusatze zum dritten Artikel des erwähnten Vertrags dem Könige ausdrücklich freigestellt ist, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter seinen Söhnen zu treffen, welche er dem Wohl der Monarchie und seinen väterlichen Absichten am angemessensten hält, so scheint die Meinung, daß Luxemburg nur einstweilen als einverleibter Theil des neuen Königreichs angesehen werden könne, nicht ohne Grund zu sein. Diesen Besitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. 4. Seit 1815. Am 8. Juni 1815 trat der König dem deutschen Bunde bei. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenn gleich alterthümlich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheit und Religionsgrundsätzen sehr von einander abweichen, machte natürlicher Weise eine Nachsicht und Abänderung der einjährigen Verfassung nothwendig. Dem 143. Artikel derselben zu Folge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstände verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beschluß darüber zu fassen, welchen der Fürst nachher noch zu bestätigen hatte. Zur Abstimmung über den neuen Verfassungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeschlagnen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüssel eine Versammlung von Notablen zusammemberufen, unter denen sich aus den neuen südlichen Provinzen eine weit größre, ihrer Bevölkerung angemeßnere Anzahl befand, von welchen jedoch $\frac{1}{6}$ ausblieb, so daß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Verfassung stimmten; allein man fand, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben bloß aus Religionsgründen die Verwerfung ausgesprochen hatten. Letztre, nebst den 280 Ausgebliebnen fand man für gut, zu den Einstimmenden zu zählen, und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfassung herauszubringen, welche am 24. August für angenommen erklärt wurde. Am 11. Oct. wurde zwischen dem König der Niederlande und Oesterreich ein Vertrag wegen belgischer Staatsschulden geschlossen. In dem zweiten pariser Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen österreichischen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralerzeugnissen ergibigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der niederländischen Provinz Hennegau und insbesondre der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt dieses die Souveränetät über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan Monthazon stehende Herzogthum **Bouillon** (s. d. Art.) zwischem Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England von 29. Oct. 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Kolonien Demerary, Essequebo und Berbice, die sämmtlichen übrigen Kolonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zurückgegeben. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländische Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der englischen unter Lord Exmouth in

der Bai von Algier und erkämpfte mit dieser wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier. Am 25. wurde zu Sevenaer zwischen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Uebereinkunft wegen Abtretung eines Landstriches an den letztern geschlossen. Den 21. Jun. 1816 trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. Der Mangel an Gemeinsinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte sich bei mehrern Veranlassungen auf eine unverkennbare Weise, und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung und Festigkeit des Königs vielleicht zu ernsten Ausbrüchen gekommen sein. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belgische Geistlichkeit, abhold dem nicht katholischen Herrscherstamme, selbst über die höhern Klassen ausübt, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüssel und die seit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordne Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt bestehenden Monarchie, wohin besonders die Mehrheit des Adels und das Militär gehört; dies Alles sind Veranlassungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Persönlichkeit und in die milden, versöhnenden Regierungsgrundsätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangnen, ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunsch veranlassen, dies treffliche System auf den Thronfolger übergehen und die unlängst Statt gefundnen Mißhelligkeiten in der königlichen Familie nie wiederkehren zu sehen. Die neuesten äußern Staatsverhältnisse des Königreichs scheinen bis jetzt noch nicht erwünscht zu sein. Noch ist die Minderung der Handels-Abhängigkeit der Niederlande von England nicht abzusehen. Die Abtretung der holländischen Kolonien in Westindien, Berbice, Demerary und Essequebo, war eben so sehr gegen den Willen des Königs, als die unverhältnißmäßigen Kosten des Kriegsbauwesens der südlichen Festungen und des mehr, als nachdrücklich empfohlnen, überspannten Kriegsetats, dessen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgesetzt hat. Durch die Vermählung des Kronprinzen mit einer Prinzessin von Rußland sind Verhältnisse mit diesem Reiche erwachsen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterstützt durch seinen redlichen und einsichtsvollen Gesandten, den General von Phull, nicht anders, als wohlthätig sein konnten, und bei verschiedenen Gelegenheiten wirklich gewesen sind. Ob für die Zukunft ein näheres Anschließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich sei, darüber sind die Meinungen getheilt, und nur die fernere Gestaltung des Systems der europäischen Politik vermag darüber zu entscheiden. Nicht erheblich sind die Verhältnisse der Niederlande zum deutschen Bunde in Mitrücksicht auf die ungewissen Bestimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete sich auf dem Bundestage der niederländische Gesandte, der verdienstvolle Freiherr von Gagern, durch freisinnige Grundsätze und Sprache aus, und sein Nachfolger (von Grüne) scheint in seine Fußtapfen zu treten. Mit Oesterreich haben die Niederlande keine unmittelbare Berührungspunkte, indem das vormalige belgische Schuldenwesen durch genaue Bestimmungen geregelt ist, und die nicht sehr erheblichen, wechselseitigen Handelsverhältnisse ziemlich passiv unterhalten werden. Mit Preußen besteht eine anscheinende Freundschaft. Frankreichs dermalige Lage, welche für jetzt noch jede

drohende Haltung ausschließt, macht die politischen Verhältnisse dieses Landes mit seinem neuen königlichen Nachbar in diesem Augenblicke noch nicht sehr bedeutend, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Buonapartisten im ehemaligen Belgien und die niederländische Preßfreiheit einige Unzufriedenheit bei Ludwig XVIII. erweckt hätte, so würden sie sich lediglich auf einige Handelsgegenstände oder bloße Förmlichkeiten beschränkt haben, indem das auf andern Wegen eingeleitete Liquidationswesen nicht dahin gehört. Mit Schweden und Dänemark sind die Staatsverhältnisse, so wie mit Spanien und Portugal bloß mercantilisch. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ward der niederländische Gesandte, der freisinnige Changuion, den wir oben als thätigen Beförderer der jüngsten vaterländischen Staatsumwälzung kennen lernten, mit ganz besondrer Auszeichnung aufgenommen, und seine unerwartet schnelle Zurückberufung wird dem Andringen des englischen Ministeriums zugeschrieben, welches seinen persönlichen Einfluß auf die Begünstigung des Vortheils der Niederlande gefürchtet haben soll. Am schwierigsten sind die politisch-religiösen Verhältnisse mit dem römischen Hofe; Belgiens Geistlichkeit wird durch ihren Einfluß um so gefährlicher, je mehr sie sich in Rom unterstützt glaubt. So weigerte sich der nur verstorbne Bischof von Gent, Prinz Broglio, der Beschwörung der neuen Staatsverfassung und des vorgeschriebnen Kirchengebetes für den König. Allein durch die Festigkeit der Regierung, welche das gegen den Flüchtigen ausgesprochne Strafurtheil durch Scharfrichters Hand öffentlich anschlagen ließ, auf der andern Seite gemildert durch die Gewandtheit und Vorsicht des zur Leitung der Verhältnisse mit dem römischen Hofe gewählten Staatsmannes, ward bis jetzt jeder Ausbruch von Mißhelligkeiten vermieden und man sieht dem Abschlusse eines Concordats entgegen. Eine Fortführung der politischen Geschichte der Niederlande wird man in der neuen Auflage dieses Werks erhalten. II. Geographisch-statistischer Zustand der Niederlande. Das Königreich der Niederlande macht gegenwärtig einen völlig gerundeten Staat aus, bestehend aus den unter Carl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Unterabtheilung und Begrenzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen ist mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit der Markgrafschaft Antwerpen zusammengeschmolzen und die Grafschaft Artois war schon im pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen sind Brabant und Flandern wegen ihres Umfanges in Nord- und Südbrabant, Ost- und Westflandern getheilt; die Landschaft Drenthe, sonst zu Gröningen gehörig, ist eine eigne Provinz geworden. Die Provinz Holland ist zwar in ihrer innern Verwaltung in zwei Theile, Süd- und Nordholland, gesondert, bildet aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur Eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialrechnung die vorgefundnen französischen Departementsgrenzen zum Grunde gelegt. Die jetzigen Provinzen haben verfassungsmäßig folgende Ordnung: 1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2. Südbrabant (ehemaliges Depart. der Dyle), 3. Limburg (Depart. der Niedermaas nebst einem Theile des Roerdepart.), 4. Geldern, 5. Lüttich (Depart. der Ourthe), 6. Ostflandern (Depart. der Schelde), 7. Westflandern (Depart. der Lys), 8. Hennegau (Depart. von Jemappes), 9. Holland, 10. Seeland, 11. Namur (Depart. der Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg), 12. Antwerpen (Depart. der beiden Nethen), 13. Utrecht, 14. Friesland, 15. Oberyssel, 16. Gröningen, 17. Drenthe. Nach amtl. Angaben vom J. 1820 enthält das Kö-

nigreich mit Luxemburg 1223 geogr. Q. M., auf welchen 5,459,600 Einw. am Ende des J. 1818 lebten, also im Durchschnitt 4428 Seelen auf die Q. M. Das Königreich mit Einfluß Luxemburgs grenzt in Süden und Südwesten an Frankreich, in Osten an Deutschland, namentlich an die preußischen Rheinprovinzen, und das Königreich Hannover, in Norden und Westen an die Nordsee. Es erstreckt sich von 49°, 30′ bis 53° 45′ n. B. und von 19° 20′ bis zu 25° 48′ w. L. Die Gestaltung des Bodens ist größtentheils in Nordwesten sehr niedrig, wo der Rhein, die Maas und Schelde, sich in's Meer ergießen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenschans, jetzt durch den sogenannten Kanal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einströmend, theilt sich unmittelbar in zwei Arme, den südlichen, die Waal, schon zu Cäsar's Zeiten unter den Namen Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterm führt ein Kanal, merkwürdig durch seinen Urheber, dem römischen Feldherrn Drusus, in die aus dem Münsterschen kommende alte Yssel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yssel mit diesem Flusse vereinigt, zwischen Zütphen, Oberyssel und der Veluwe hin, in den Zuydersee strömt. Der jenseits Arnheim westwärts fließende Rhein nimt bei Wyk te Duurstede den Namen Leck an; ein kleines Gewässer, welches dort mittelst einer Schleuse mit dem Leck Gemeinschaft hat, erhält hier den Namen des krummen Rheins und zwischen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins. Vormals war dies die Hauptmündung, die sich bei Katwyk ins Meer ergoß; doch nachdem die furchtbare Ueberschwemmung vom J. 860, welche auch wahrscheinlich den größten Theil der Dünen aufwarf, diesen Arm versandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewässer auf, und der sogenannte alte Rhein ward zum inländischen Kanal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland seiner überflüssigen Gewässer zu entlasten, dachte man schon vor länger als zwei Jahrhunderten auf die Herstellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erst 1804 kam dies äußerst schwierige Unternehmen zu Stande, welches in drei Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieses Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuydersee. Die Maas bekommt nach ihrer Vereinigung mit einem Arme der Waal den Namen Merwe, welche den andern Arm der Waal und den Leck aufnimt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verschlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer ansehnlichen Breite in die Nordsee strömt. Die Schelde trägt bei Antwerpen seit 1795, nachdem sie fast zwei Jahrhunderte lang der Schiffahrt vertragsmäßig verschlossen gewesen, auf ihrem breiten Fahrwasser wieder die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt sich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in zwei Arme (die Ost- und Westschelde), welche Seeland umfassen und sich in mächtiger Breite beinahe unvermerkt mit der Nordsee vermischen. Auch die Ems und Mosel berühren einen kleinen Theil des Landes. Außerdem ist das Land von zahlreichen Nebenflüssen durchschnitten, welche meistens mit Barken, von Pferden gezogen (Trekschuitten), beschifft werden, und worin sich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwässerung urbar gemachte Ländereien) des zuströmenden Wassers durch Schöpfmühlen entlasten. Unter den Kanälen des ehemaligen Belgiens sind bemerkungswerth: der Kanal von Mons nach Condé, eröffnet am 27. Nov. 1814; er verbindet Mons mit der Schelde und ist für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordkanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und sich von

Antwerpen über Venloo und Neuß erstrecken sollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet ist. Durch das Zuströmen der Gewässer, insbesondre des Rheins und der Maas, sind besonders Geldern und Holland fast jährlich Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überströmend, ganze Landstriche mit Wasser und Sand bedecken und nicht selten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher ist den Seeprovinzen: Holland, Seeland, Friesland und Gröningen die Nordsee, welche höher ist als das Land. Theilweise wird diese Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln (Dünen), 14 bis 30 Klaftern hoch, die sich von Dünkirchen (im franz. Flandern) bis an den Texel erstrecken, gemindert; die übrigen Seeküsten müssen durch hohe, äußerst kostspielige Seedeiche geschützt werden, deren Unterhaltung allein längs der Westküste der Südersee und der Nordküste des Y von Wiringerward bis Beverwyk in 55 Jahren (von 1732 bis 1788) 18 Millionen 571,000 Gulden gekostet hat. Hierunter sind die Deiche der Süd- und Ostküste dieses Meerbusens, so wie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebst allen Flußdeichen nicht mitbegriffen. Im J. 1816 wurden fünf Millionen Gulden auf den Wasserbau in jenen Gegenden verwendet. Die niedrigsten Gegenden sind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Westflandern. Durch Hennegau, Namur und Luxemburg erstreckt sich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebst Ostflandern mehrere hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande ist eine Fortsetzung der großen, sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westphalen bis an die Schelde erstreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, sich dann aber wieder über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Morast bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarsten Gegenden sind: an Getreide: Flandern, Südbrabant, Seeland und Geldern; an Wiesen und Viehweiden: Holland, Friesland und Gröningen. Das Klima ist in den höher liegenden südöstlichen Gegenden, so wie auch in Brabant, Lüttich, Ostflandern, Geldern, Utrecht, Oberyssel und Gröningen sehr gesund; hingegen in Westflandern, Seeland, Holland und Friesland verursachen die Unbeständigkeit der Witterung, die Seedünste, die stehenden Gewässer, das schlechte Trinkwasser, verbunden mit dem häufigen Genusse der Fische, unaufhörliche Fieberkrankheiten. An Getreide brachten die ehemals vereinigten Niederlande bis 1788 nur ein Drittel ihres Bedürfnisses hervor, doch seit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdies durch das unermüdliche Streben der beiden trefflichen Gesellschaften zur Verbeßrung der Landwirthschaft (Vaderlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) sehr befördert ward, berechnete man schon 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50 bis 60,000 Last. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Ueberfluß vortrefflichen Weizens hervorbringt, werden beträchtliche Weizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Besonders liefern Roggen: Holland und Oberyssel; Hafer: Gröningen; Buchweizen: die nördlichen Provinzen und Brabant; Rübsamen: die südlichen Provinzen insbesondre Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt; Hanf: Holland, Flandern und Brabant; Krapp: Seeland,

Flandern und Holland; Tabak: Utrecht und Geldern und einige Bezirke von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächse sind fast im ganzen Umfange der Monarchie, und vorzüglich in den wasserreichen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, und Gartensämereien, namentlich Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln, sind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich, Deutschland und in die andern Welttheile. Wein wächst in Luxemburg unfern der Mosel und in Lüttich. Waldungen sind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik ist sehr arm an Holzwuchs, den sie durch Anpflanzung weicher Holzarten an ihren vielen Gewässern nur spärlich ersetzt. Unter den Erzeugnissen des Thierreiches stehn die holländischen Kühe oben an. Im J. 1803 zählte man in der damaligen batavischen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im östlichen Lüttich ist die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht ist in den sandigen Gegenden von Brabant und Holland, vorzüglich auf der Insel Texel, sehr beträchtlich. Die Schweinezucht wird stark betrieben, und Speck ist ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklassen. In den Seedünen halten sich unzählige wilde, sehr schmackhafte Kaninchen auf; andres vierfüßiges Wildpret ist in den nördlichen Provinzen sparsam, desto häufiger aber in den holzreichen südlichen Provinzen, Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unschädlicher Gattung. Die Fischerei ist eine der Hauptnahrungszweige der Niederlande, und noch 1804 rechnete man, daß, ungeachtet des damaligen Krieges mit England, 20,000 Familien in den vereinigten Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der seitdem ganz verfallne Wallfisch- und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die im J. 1601 mit dem Heringsfange beschäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuisen waren 1795 bis 1807 und 1808 auf 30 herabgesunken, hatten sich aber 1818 auf 157 vermehrt. Austern und Muscheln (zu Kalk benutzt), so wie alle Arten von See- und Flußfischen sind in großer Fülle an den Küsten, so wie in den zahlreichen Flüssen und inländischen Gewässern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördlichen Provinzen meistens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon- und Pfeifenerde; in den südlichen Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eisen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwasser. Die niederländischen Fabriken gehören noch immer zu den wichtigsten in Europa, und liefern fast Alles, was zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar sind die sonst so blühenden holländischen und besonders leidenschen Wollfabriken, so wie die zu Tilburg in Brabant sehr gesunken, dagegen sind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichischen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen-, Gold- und Silberstoff- und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Harlem, und die belgischen und holländischen Färbereien noch ziemlich blühend, und bloß die brabanter Spitzenfabriken bringen jährlich viele Millionen Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländischen Papier-, Holz- und Sägemühlen,

e. holländischen Rauch= und Schnupftabakfabriken und die so sehr ls jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda. Die Bierbrauereien sind in Brabant und Overyssel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländische Handel begann seine Blüthe im 14. Jahrh. zu Brügge in Flandern, zog sich aber am Ende des 15. Jahrh. größtentheils nach Antwerpen, welches der erste Handelsplatz der Welt wurde. Doch die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt im J. 1585 trieben die reichsten Kaufleute in die Niederlande und vorzüglich nach Amsterdam, dessen Handel am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. auf eine nie gekannte Höhe stieg, von welcher er erst gegen das Ende des 18. Jahrh. etwas herabsank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesstoß gab, und Amsterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländischen Handels zur Königin der Meere erhob. Seit 1813 hat sich zwar der niederländische Handel schon merklich gehoben, doch ist er noch sehr fern von seiner vorigen Größe. Im J. 1818 liefen 3800 Handelsschiffe aus den niederländischen Häfen aus. Im J. 1790 waren von 9734 Schiffe, die den Sund passirten, 2009 holländische und 3788 englische; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 englische und ein holländisches; 1815 von 8815 Schiffen 2398 englische und 450 holländische. Der belgische Handel stockte seit Antwerpens Fall und mehr noch seit der Schließung der Schelde, und diese Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der österreichischen Regierung sichtlich zunehmenden Fabriken. Die im Friedensschlusse von 1795 bestimmte Wiedereröffnung der Schelde, und das Streben der französischen Regierung zur Beförderung des belgischen Handels auf Kosten des holländischen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England fast nutzlos für die begünstigten Länder. Die Verträge von Paris und Wien, 1814 und 1815, setzten die Handelsrechte der nördlichen und südlichen Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer sind die Holländer die Commissionshändler Großbrittaniens für einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz, in Hinsicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch versehen sie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käse, Flachs, Getreide und Krapp, wenn die Einfuhr gestattet ist. In Hinsicht des meistens über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich ist jetzt die Bilanz im Durchschnitt etwa um 12 Millionen Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheil ist sie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika ist von Seiten der Niederlande passiv, und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andre Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabaksblätter, Häute ꝛc. nicht aufwägen. Der niederländische Handel nach den ost- und westindischen Kolonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verlust von Berbice, Demerary und Essequebo (obwol die brittische Regierung den Niederländern in Hinsicht des Handels nach diesen Kolonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der ostindischen Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Ostindien (mit Ausnahme der Molukken und des der Regierungsverwaltung des niederländischen Indiens vorbehaltnen Handels nach Japan); desto blühender wurde durch die liberale Kolonialverwaltung Javas Production, deren Ab-

nehmerin vor allen Nordamerika ist. Zwar ist der ehemals sehr einträgliche Schleichhandel über Curaçao nach dem spanischen Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichsten Theiles dieser Länder einstweilen vernichtet, und mit ihm der ganze Werth dieser letztern Kolonie; allein dagegen sind dem niederländischen Handel in Brasilien, der Havanna und Hayti neue Quellen eröffnet. Der inländische Handel der Niederlande ist durch den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse unter den nördlichen und südlichen Provinzen von großem Belang; die Bilanz desselben ist jetzt zum Vortheil der letztern. Die vornehmsten Handelsplätze sind außer Amsterdam noch Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüssel, Gent, Ostende und Middelburg; die wichtigsten Handelshäfen: Antwerpen, Ostende, Briel, Delfshaven, Dortrecht, Enkhuisen, Medemblick und Ziericksee. Handelsgerichte sind zu Amsterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Vom 1. April 1804 an ist neben der alten amsterdamer eine Bank der vereinigten niederländischen Provinzen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds bestehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Aktien; sie beschäftigt sich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechsel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 sind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Kolonialhandel die jetzt bestehenden Hauptregulative erlassen worden. In dem nämlichen Jahre ward in Amsterdam eine Handelsgesellschaft mit dem ausschließlichen Rechte, den chinesischen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt. Die Finanzen der vereinigten Niederlande waren während des 32jährigen Friedens von 1748 bis 1780 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zinsfuß von 2½ Proc.) bis auf 10 Proc. über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen entstand ein jährlicher Ausfall von reichlich 8 Mill. Gulden, nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 42 Mill. vermehrte, so daß man 1795 bis 1805 zur Deckung des jährlichen Ausfalls 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. (direct und indirect) von den Einküften der Angesessnen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses schrecklichen Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden im J. 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionär Schimmelpennink eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, welcher von 1807 bis 1809 neun Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiserreich (1810) durch Herabsetzung der Staatsschuld auf ein Dritttheil gewissermaßen für bankerott erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward nur jenes eine Dritttheil der Schuld für zinstragend erklärt; allein die abgesetzten ⅔ wurden als aufgeschobne (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Jan. 1815 an 2½ Proc. Zinsen; jährlich sollen 4 Mill. von der letztern abgetragen und eben so viele von der erstern an ihre Stelle treten. Die wirklich, von der ehemaligen Repu-

lik Holland herrührende Staatsschuld beträgt 573,153,530 Fl.; die aufgeschobne 1,719,460,591 Fl. zusammen 2,292,614,121 Gulden. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende österreichische Schuld ist durch eine Uebereinkunft vom 11. Oct. 1815 übernommen zu 34,466,679 Fl. Als Maßstab des Staatskredits ist zu bemerken, daß nach dem bis jetzt nicht erheblich veränderten Preise der Staatspapiere vom October 1815 der innere Werth der wirklichen Schuld sich auf 237,858,715 Fl., der der aufgehobnen Schuld aber auf 16,568,721 Fl. belief. (Man vergl. hierüber den Art. Staatspapiere). Bei einer solchen Schuldenlast mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstl. Souveränetät (1814), wo der Handel kaum anfing sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Flächeninhalt von 1148 Q.M. $\frac{5}{16}$ an Wasser und $\frac{3}{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, drei und sechzig Millionen an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 66,200,000 Gulden an, so ergibt sich, daß jeder Kopf im Königreich der Niederlande 11 Gulden 4 Stüber (6 Thlr. 6 Gr. Conventionsmünze) entrichtet, nach Andern kamen im Jahr 1819 auf jeden Kopf 16 Fl. (8 Thlr. 16 Gr.) jährl. Steuern. Die Staatsschuld übersteigt mehr als 6 Mal den Ertrag der jährl. Einkünfte, wobei nicht einmal die bisher nicht fundirte Schuld in Betracht kommt. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs 74,000,000 Fl. Davon 2,600,000 Fl. für das Haus des Königs; 1,170,000 Fl. für die hohen Kollegien; 320,000 Fl. für das Staatssekretariat; 352,000 Fl. für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3,700,000 Fl. für das Departement der Justiz; 2,000,000 für das Departement der inländischen Angelegenheiten; 1,325,000 für das Departement des nichtkatholischen, und 1,875,000 für das des katholischen Gottesdienstes; 1,200,000 Fl. für das Departement des Unterrichts, der Künste und Wissenschaften; 25,000,000 für das Finanzministerium; 5,500,000 Fl. für das Marineministerium; 22,000,000 für das Kriegsministerium; 4,700,000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1,657,000 Fl. für unvorhergesehne Ausgaben. Die Einnahmen fließen aus direkten Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern) und indirekten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländische destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländisches Getreide, (Lastgeld) Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfnen Kataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten gegenwärtig die Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben. Die Seemacht der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1652 — 1672 aus 66 — 150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war schon 1776 bis auf 25 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, so daß sie 1792 wieder 66 Linienschiffe, und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeofficiere im J. 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanha Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war sie fast gänzlich vernichtet. Unter der

französischen Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländischen Staat gekommen ist, so daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Gegenwärtig sind im aktiven Dienst nur 19 Kriegsschiffe, worunter 9 Linienschiffe von 80 und 68 Kanonen 6 Fregatten von 44 und 32 Kanonen und 4 Briggs und Corvetten. Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andre befinden sich zur Ausbesserung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienstfähigem Zustande zu sein. Das Personale der Marine besteht aus 270 Officieren: 1 Admirallieutenant, 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), 1 Commandeur der breiten Flagge, 28 Kapitänen, 40 Kapitänlieutenants, 95 Lieutenants erster und 90 Lieutenants zweiter Klasse. Sowol in den höhern, als niedern Graden gibt es viele treffliche durch nautische Kenntnisse und Seetaktik ausgezeichnete Officiere, Die Landmacht beläuft sich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum stehenden Heere ein Kontingent von 20,000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100,000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher, als auf 30,000 Mann; sie besteht aus 17 Divisionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimentern, 10 Garnisoncompagnien, 1 Reg. Nassau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie, und 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, 1 Reg. Carabiniers-Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegestaat sind angestellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Cavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich ist in 6 Generalkommando's eingetheilt: zu den Militärkontingenten liefern die südlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 stellten, mithin verhält sich die Anzahl der beiderseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch ist bei dem niederländischen Kriegsheere die Anzahl der Oberofficiere aus den belgischen Provinzen weit geringer, als aus den altholländischen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt, und besonders sind die Officierbesoldungen ansehnlich. In keinem Lande der Welt gibt es verhältnißmäßig so viele große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Instandsetzung und Erhaltung derselben ward im Oct. 1815 zwischen England und der niederländischen Regierung eine Convention abgeschlossen, da England dazu seinen französischen Contributionsantheil meistens hergab. Hiernach sollen in den Ardennen und dem Luxemburgischen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt werden; Namur und Charleroi in Festungen des ersten Ranges verwandelt, sollen nebst Philippeville und Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen, und Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Furnes und Ostende diese Vertheidigungslinie vervollständigen. Gedeckt in der äußersten Linie durch eine Festungsreihe in Flandern, Hennegau

und Namur, in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg, in zwei-
ter Linie durch die seeländischen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda,
Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maas-
Arme, so wie längs der Maas durch Mastricht und Venloo, und an
der Ostseite Althollands durch eine vierfache, durch willkürliche Ueber-
strömungen zu verstärkende Linie (die Moräste von Drenthe, die Yssel,
den Greb und die doppelte holländische Wasserlinie) ist der niederländi-
sche Staat zu einem Vertheidigungszustande von seltner Stärke geeignet.
Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande sind: 1. in Asien: die
Insel Java (theils unter mittelbarer Herrschaft heimischer, den Nie-
derländern zinsbarer Fürsten); die unter der Generalstatthalterschaft
zu Batavia stehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda
und Ternate eingetheilten molukkischen Inseln (deren Werth jedoch
seit der Verpflanzung der Muskatennuß, und Gewürznelkenbäume
durch die Engländer und den dadurch verursachten Verlust des frühe-
ren holländischen Alleinhandels damit sehr vermindert ist); ferner
Makassar auf Celebes, Palimbang auf Sumatra (auf Borneo legt
man wegen des Goldreichthums neue Faktoreien an). Die gesamm-
ten asiatischen Besitzungen betragen 4700 Q. M. und erhielten nach
der von dem engl. Gouverneur Taffle 1815 veranstalteten Zählung
2,957,336 Einwohner; 2. in Afrika: 13 feste Plätze und Handelsnie-
derlassungen auf der Küste von Guinea, worunter St. George del
Mina und Nassau, zusammen mit 10,000 Einw.; 3. in Amerika:
die Kolonie Surinam auf dem festen Lande von Guyana mit 520
Q. M. und 310,000 Einw., und die westindischen Inseln Curaçao,
St. Eustache und St. Martin, zusammen 15 Q. M. mit 39,000
Einw. Die Gesammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Besi-
tzungen beträgt ungefähr 5236 Q. M. und die der Einw. 3,316,336.
Der Sklavenhandel ist verfassungsmäßig abgeschafft. III. Verfassung.
Das Königreich der Niederlande ist eine eingeschränkte constitutionelle
Monarchie, die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau,
und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich männlicher Nach-
kommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Reprä-
sentation. In Ermanglung männlicher Nachkommenschaft geht sie
auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über.
Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von
der ältesten absteigenden männlichen Linie des letztern Königs die
königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstor-
ben ist, durch ihre Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männ-
liche absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die äl-
teste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig
vor dem weiblichen und der älteste vor dem jüngern und in jedem
Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den
Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er
genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gulden holländisch
aus der Staatskasse; seine Residenzen sind zu Haag und Brüssel;
doch werden ihm auch andre Sommer- und Winterwohnungen einge-
richtet, allein zum Unterhalt jeder derselben können jährlich nicht
mehr als 100,000 Fl. aus der Staatskasse verwandt werden. Eine
verwitwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Fl.
Der Kronprinz führt den Titel: Prinz von Oranien, und genießt
von seinen vollendeten 18. Jahre an eines jährlichen Einkommens
von 100,000 Fl., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird.
Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete achtzehnte Jahr.
Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, insofern von

seinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen sein sollte, so wie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten, bestehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigstens 40 Jahr alt sein müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60, und nicht unter 40 stark sein; die zweite Kammer besteht aus 110 Mitgliedern, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Aus ihr trit jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 Jahren erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansäßig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sei. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine berathende Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Bestätigung an die erste sendet. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Eröffnung des Antrages der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagnes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekannt gemacht, sondern eingezogen. Der König übt alle Akte der Souveränetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus höchstens 24 ordentlichen Mitgliedern besteht, welche, so viel es thunlich ist, aus allen Provinzen genommen werden müssen; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand lassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrathe seinen Beschluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Kolonien und außereuropäischen Besitzungen gehört ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, bestätigt die Verträge; doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Kolonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Konsuln und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Officiere und gibt ihnen ihre Entlassung; doch muß er von dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Er hat die oberste Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Es soll ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter sogleich angezeigt und der Verhaftete demselben in drei Tagen überliefert werden. Gütereinziehung kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Kriminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Entscheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Kriminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommne Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte und haben gleiche

Ansprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle und jede offenbare Gottesdienstübungen sind erlaubt, insofern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landeskasse bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatskasse erhoben werden, als Kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Kolonien und nur mit Zustimmung der Generalstaaten über die Grenzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatskassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch sein mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehrern Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehnen Fällen, so soll das Königreich sie reglementmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer, als bisher, geregelt. Die Einkünfte aus dem Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbeßrung der Wege, Brücken, Kanäle und schiffbaren Flüsse verwendet werden. Es steht einem Jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt Jeder wegen dessen, was er schreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, insofern deren Rechte dadurch gekränkt sein möchten, stets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind, und nur mit einer Mehrheit von drei Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitutionsakte beschlossen werden, sind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Grundgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrechtstehenden goldnen Löwen im rothen Felde, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Nachkommen ist: Je maintiendrai.

IV. Verwaltung. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium bestehend aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofes oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen) und den Ministern der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Wasserbaues (Waterstaats) und des öffentlichen Unterrichts. Hierzu kommt ein Generalkommissär des Kriegsdepartements, als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssekretär (Algemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirektoren für Handel und Kolonien, für die indirekten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den katholischen Cultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Kabinet des Monarchen. Die zweite höchste Behörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Zukommnisse in der Verfassung bestimmt sind. Eine besondre, aus drei oder vier katholischen Mitgliedern desselben gebildete Commission wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgischen Kirche. Es besteht nämlich in den südlichen Provinzen fast die ganze Bevölkerung aus Katholiken. In den altholländischen Provinzen machen die Reformirten vier Siebentel, die Katholiken hingegen zwei Siebentel der Bevölkerung aus; der Rest besteht aus Lutheranern, Remonstranten, Jansenisten, Anabaptisten, Griechen, Armeniern, portugiesischen und sogenannten hochdeutschen Juden, welche Letztern in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Klassen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Die französischen, wallonischen, englischen und schottischen Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Die Katholiken in den nördlichen Provinzen stehen unter einer sogenannten Mission, welche unmittelbar vom Papste abhängt, und nach Ordnung der altholländischen Provinzen in sieben Erzpriesterschaften eingetheilt ist. Doch gehören mehrere Grenzgegenden in geistlichen Angelegenheiten unter die bischöflichen Kirchsprengel von Münster, Roermonde, Lüttich, Herzogenbusch, Antwerpen und Gent. In den südlichen Provinzen stehen die Katholiken unter dem Erzbischof von Mecheln, der auch Bischof über Antwerpen und Südbrabant ist, und unter welchem die Bischöfe von Gent, Flandern, Hennegau, Namur und Lüttich stehen. (Ueber die Bildungsanstalten s. d. Art. Niederländische Sprache und Literatur und Niederländische Schule.) Derselbe rechtliche Sinn, wodurch sich die alten holländischen Gerichtshöfe von denen mancher andern Länder ruhmvoll auszeichneten, bewahrt sie auch noch jetzt im neuen Königreiche. Bis jetzt besteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es ist bereits eine Commission mit der Ausarbeitung eines peinlichen Gesetzbuches beschäftigt, welchem ein bürgerliches folgen soll. Die Streitfrage, ob es im Kriminalprozesse Geschworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben solle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die erstern solche bejahen, die letztern aber beharrlich verneinen. Der königliche Hofstaat in beiden Residenzen, Haag und Brüssel, besteht aus einem Obermarschall, Oberkammerherrn, Oberstallmeister, Oberjägermeister und Hofmarschall, einem Cermonienmeister im Haag, 37 Kammerherrn daselbst und 41 in

Brüssel, 4 Kammerjunkern im Haag, zwei Hofkapellanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüssel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten ꝛc. Zum Hofstaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeister, 2 Palastdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palastdamen und 2 Hofdamen in Brüssel. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König, zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht, den militärischen Wilhelmsorden und verlieh die ersten Decorationen solchen Feldherren und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus vier Klassen besteht. Die Ritter der ersten Klasse heißen Großkreuze und die der zweiten Kommandeurs. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldnen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte ist ein W. in einem Lorbeerkranz unter einer goldnen Königskrone; das Band ist orange mit zwei schmalen, dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militärs zu Wasser und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Klasse ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Klasse Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Im Sept. 1815 errichtete der König einen Orden des Civilverdienstes unter dem Namen: Löwenorden, der aus Großkreuzen, Kommandeurs, Rittern ꝛc. besteht. Letztre genießen einen Jahrgehalt von 200 Fl., wovon die Hälfte auf ihre Wittwen fällt. Das Ordenzeichen führt die Umschrift: Virtus nobilitat. H—m.

Niederländische Schule nennt man die Gesammtheit der Maler, welche seit dem 14. und 15. Jahrh. in den Niederlanden ihre Kunst auf eine eigenthümliche Weise auszubilden beflissen waren. Sie theilt sich in die holländische und die flandrische oder flamändische Schule. Der letztern schreibt man gewöhnlich zu die Wiederherstellung der Oelmalerei durch Johann van Eyck, sonst auch Joh. van Brügge genannt (geb. zu Maaseyk im 14. Jahrh.). Diese Schule unterscheidet sich durch glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels, umsichtig bearbeitete, aber schlecht gewählte Zeichnung, durch Größe der Composition, durch einen eigenthümlichen Adel der Gestalten und einen starken, aber natürlichen Ausdruck, kurz, durch eine Art von nationaler Schönheit, welche gefällt, ohne etwas von der Antike oder von irgend einer andern Schule an sich zu haben. Als ihren Gründer muß man den erwähnten Joh. van Eyck ansehen. Zu dieser Schule gehören vorzüglich: Franz Floris (geb. 1520, gest. 1570), den man den flandrischen Raphael nannte; der Geschicht- und Jagden-Maler Joh. Stradanus (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1520), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Porbus, Vater und Sohn, Heinr. Steenwyk, der Perspektivmaler (geb. 1550), Dionysius Calvaert (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthias Bril, Van-Dort (geb. 1557), Peter Breughel und sein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Nach allen diesen kam Peter Paul Rubens, ein Mann von unerschöpflichem Fleiß, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, dem man gegen 4000 bekannte Gemälde zuschreibt. Mit ihm hob sich die flamändische Malerei auf ihren Gipfel. Mehrere ausgezeichnete Künstler folgen: Franz Snyders (geb. 1579), dessen Jagdstücke alle andre an Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper (geb. 1580), des-

sen Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen; Peter Neefs, der berühmte Kirchenmaler; David Teniers, Vater und Sohn, die in Darstellung von Bauerngesellschaften, Dorffesten, Wachtstuben u. dgl. kaum ihres Gleichen haben; Caspar de Crayer (geb. 1582), der sich in seinen historischen Gemälden an Ausdruck und Kolorit dem Rubens nähert; Gerhard Segers, als Historienmaler eben so groß, wie sein Bruder Daniel als Blumen- und Insektenmaler. Alle Nacheiferer von Rubens übertraf jedoch Jac. Jordaens (geb. 1594). Abraham Janssen und sein noch beßrer Schüler, Theodor Rombouts, kommen Rubens an Kolorit, nicht aber an Größe der Gedanken gleich. Der emsige Lucas van Uden verfertigte die Landschaften zu Rubens Malereien, und seine Morgenröthen sind jedem Künstler zu empfehlen. Anton van Dyk (geb. 1599) erwarb sich den Namen des Königs der Porträtmaler. Cornelius Schüt, dem Joh. Wildens oft die Landschaften verfertigte, zeichnet sich als Historienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb sich Ruhm durch seine edlen Darstellungen gemeiner Scenen; Joh. van der Meer durch seine Hirtenstücke; Anton Franz van der Meulen durch seine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landschaften. Außerdem haben sich in dieser Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinr. Goltzius, Heinrich van Balen, Franz Hals, Wilh. Nieuwland, Jac. Fouquières, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theodor van Thulden, Joh. Goeimar, Jac. von Artois, Bonewent Peters, David Kickaert, Gonzalez Coques, Pet. Boel, Samuel van Hoogstraten, Joh. Baptist Monnoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Lairesse, Arnold von Vuez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyster, Joh. Franz van Bloemann, Nicolaus Largillière, Verendael, Robert van Oudenaerde, Joh. Ant. van der Leepe, Casp. Verbrügen, Joh. van Breda. Die holländische Schule zeichnet sich aus durch treue Abbildung selbst der niedrigen Naturgegenstände, durch große Vollendung, gutes Helldunkel, zweckmäßige Abstufung und gehörigen Abstich der Farben und Zartheit des Pinselstrichs; allein man tadelt an ihr die öftre Wahl unedler Gegenstände und den Mangel an Korrektheit in der Zeichnung. Ihr Stifter ist Lucas van Leyden (geb. 1494). Folgendes ist die Reihe ihrer vorzüglichsten Künstler: Octavius van Veen aus Leyden (geb. 1586, gest. 1634) verdient schon als Rubens Lehrer Erwähnung. Abrah. Bloemart von Gorkum (geb. 1567, gest. 1647) malte Historien, Landschaften und Thiere in gutem Geschmack; Cornelius Poelenburg aus Utrecht (geb. 1586, gest. 1663) war besonders glücklich in kleinen Landschaften mit Figuren. Würdige Schüler von ihm sind: Daniel Vertange und Joh. van Haensberge. Vortheilhaft zeichneten sich aus: Joh. Weynants aus Harlem (geb. 1600) als Landschafter, und Joh. Dan. de Heem aus Utrecht (geb. 1604, gest. 1674) durch seine täuschenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen u. s. w. Berühmter, als sie alle, wurde Rembrand, welcher durch seine Meisterschaft im Kolorit alle andre Fehler seiner Gemälde verdeckte; Herrmann Sachtleben (Zachtleevens), den seine Landschaften als einen Liebling der Natur zeigen. In Gesellschaftsstücken zeichneten sich aus: Gerhard Terburg aus Zwoll (geb. 1608, gest. 1681), in Landschaften Joh. Both aus Utrecht (geb. 1610, gest. 1650), Herrmann Swanevelt aus Woerden (geb. 1620, gest. 1690). Asselyn (geb. 1610, gest. 1680) malte Schlachten, Landschaften und Hirtenstücke mit glühendem Kolorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann

man bei richtiger Zeichnung schöner färben und genauer beleuchten, als Gerh. Dow (Douw, geb. 1613, gest. 1680). Peter van Laar wurde der Urheber der Bambocciaden; Gabriel Metzu, in Terburg's Manier arbeitend, übertraf diesen noch im markigen Pinselstrich; die Landschaften Venenberg's von Utrecht sind voll Leben und Frischheit. Philipp Wouvermann (geb. 1620, gest. 1668), der berühmteste Pferdemaler, lieferte Schlacht- und Jagdstücke, Pferdemärkte, Reisende und Räuber, und alle werden in gleichem Maße geschätzt. Seines Schülers, Joh. Griffer's, herrliche Rheingegenden sind unvergessen; Anton Waterloo's Landschaften, welche Weenix mit Figuren und Thieren staffirte, sind zwar zuweilen frostig, gefallen aber wegen der Genauigkeit, mit welcher er das Licht zwischen Bäumen durchscheinen zu lassen und den Wiederschein seiner Gegenstände in dem Wasser vorzustellen weiß. Berghem erwarb sich den Namen des Theokrit's der Maler, und vielleicht kann allein Paul Potter mit ihm um den Vorzug streiten. Während Ludolph Backhuysen so schön, als schrecklich, seine Seestürme malte, zeichnete sich Franz Mieris durch eine äußerst feine und richtige Behandlung vieler Gegenstände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Joh. Pet. Slingeland genauer. Gottfr. Schalken von Dordrecht ist noch bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Szenen nicht übertroffen worden. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landschaften malte Carl du Jardin; Adrian van de Velde Landschaften und Thiere mit fast unerreichbarer Vollkommenheit. In Darstellung einsam schöner Natur zeichnete sich Jac. Ruisdael, in stillen, lieblichen Mondscheingemälden van der Neer aus. Zarter hat kein andrer Maler seine kleinen Geschichten bis auf unbedeutende Nebenstücke ausgearbeitet, als Adrian van der Werf. Der Blumenmaler Peter van Hulst aus Dortrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieser Gattung kaum ein andrer erreicht hat, von Jacob van Huysum. Diesen sind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Joh. van Ravestein, Joh. Torrentius, Joh. van Boyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian van Ostade, Joh. Booth, Barthol. van der Helst, Otto Marcellis, Joh. Goedaert, Albert van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theodor Helmbreker, Jac. Laveçq, Heinr. Verschuuring, Marie van Osterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terwestein, Joh. Verkoolie, Corn. de Bruyn, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Honbraken, Rachel Ruisch, Corn. du Sart, Friedr. Moucheron, Diedr. Valkenburg, Conr. Roepel, Joh. de Witt und Cornelius Troost. Merkwürdig ist es, daß die niederländische Malerkunst nach langem Verfall sich sowol in den nördlichen, als südlichen Provinzen des Königreichs in unsern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neuern Künstlern die Maler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pieneman, Hodges, Kuipers, Ommegang, van Bren und Wonder; und man darf sich von der unter den künstlerischen Instituten der Niederlande ausgezeichneten Malerakademie zu Antwerpen die günstigsten Einwirkungen versprechen. Den Vorwurf, daß Darstellung der gemeinen Natur das Charakteristische der niederländischen Schule sei, haben Manche ausschließlich gegen die holländische Schule geltend machen wollen, die sich bestrebt habe, in der kleinen Kabinetsmalerei ihre Farbenkunst zu zeigen, dagegen die flandrische in größern Gemälden auch die hohe, edle Natur gar oft dargestellt habe. Man hat ge-

glaubt, die flandrische Schule dadurch gegen die holländische zu erheben; allein es konnte gar wohl sein, daß eben dasjenige, wodurch man sie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das Was, sondern auf das Wie der Darstellung ankommt. Wie nun, wenn Georg Forster Recht hätte, welcher sagt: die Werke der flamändischen Maler seien größtentheils der Art, daß man in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermisse? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländische Schule bei ihren Darstellungen gerade das zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dies gar oft der Fall sei, vermag wol Niemand zu leugnen. Besser würde man daher Mangel an Idealisirung bei höchster Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Kosten der Schönheit, als allgemeinen Charakter der niederländischen Schule angeben. Zwischen der flandrischen und holländischen bleibt deshalb immer noch ein Unterschied. Die flandrische hat in großen Compositionen glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels und einen kräftigen Ausdruck; die holländische kopirt die Natur bis zur Bewunderung, auch in geringfügigen Kleinigkeiten, und hält sich in Zeichnung und Farbengebung mit möglichster Treue an die Natur. Daß sich beide Schulen wesentliche Verdienste um das Praktische und Technische der Malerei erworben haben, ist niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die ästhetischen Foderungen von ihnen weit häufiger sind befriedigt worden, als man gemeiniglich sich einbildet, das kann nur der leugnen, welcher keine Arten des Schönen annehmen will.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, eine Mundart der deutschen, stammt von der alten sächsischen oder sassischen ab, deren Töchter die angelsächsische (friesische) (von welcher das Englische abstammt), die niedersächsische oder plattdeutsche, die holländische und die flämische sind. Die flämische Sprache hat die Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der holländischen gemein und entlehnt nur manche Wörter von der französischen, unterscheidet sich auch in der Aussprache dadurch, daß diese mehr nasal, die der holländischen mehr guttural ist. Allein es gibt in den Niederlanden eine von der niederdeutschen ganz abweichende Mundart, nämlich die wallonische, eine Abart der französischen. In ganz Flandern, Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant ist das Flämische die Volkssprache. Die Grenzscheidung ist in der Stadt Brüssel selbst, wo in der niedern Stadt flämisch, in der obern wallonisch gesprochen wird. Südwärts von Brüssel, in dem deshalb sogenannten Wallonischen oder Wälsch-Brabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg ist das Wallonische immer noch die Volkssprache. Bemerkenswerth ist es, daß selbst in demjenigen Theile von Flandern, der schon lange unter französischer Herrschaft stand, das Flämische bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volkssprache blieb, während bis diesen Augenblick in Brabant, Hennegau und besonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutschland, wallonisch gesprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutschen Sprache kann man im Ganzen in fünf wesentlich verschiedne Mundarten abtheilen. Nämlich 1. das eigentliche Holländische, welches schon gegen das Ende des 15. Jahrh. zur Büchersprache der sieben nördlichen Provinzen erhoben war; 2. das sogenannte Bauernfriesische (einst die Schriftsprache Gysbert Japix), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimt; 3. die

gelbersche oder sogenannte niederrheinische; 4. die gröningische (wozu auch die oberysselsche gehört) und 5. die flämische Mundart, welche letztre die vorherrschende Schriftsprache der südlichen Provinzen geblieben ist, obwol unendlich ärmer, als die holländische, und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Bastardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hooft die holländische Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptsächlich nur das platte Land und die kleinern Städte; in den größeren Städten ist das Gebiet der niederdeutschen Sprache vorzüglich durch die letzte, beinahe zwanzigjährige Herrschaft der Franzosen, insbesondre in Brabant, immer mehr und mehr beschränkt worden. Durch die begonnene Ausbildung der holländischen Sprache ist zugleich der Anfangspunkt einer in derselben möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. war sie durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streitschriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Ersten, die sich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größre Fortschritte und trug nicht minder durch seine Satyre, als durch gründliche Gelehrsamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielseitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17. Jahrh., als die Wissenschaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren; die zu Löwen in Brabant diente für die gesammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für seine wallonischen Unterthanen eine Hochschule stiftete, welche jedoch, nachdem sie unter französische Oberherrschaft gekommen war, sehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochschule zu Leyden, gestiftet 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um diese Stadt für den von ihren Einwohnern 1574 durch ihre tapfre Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die gesammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nikolaus Heinsius, Gronovius, van Bahrle, Spanheim und Andre in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Coccejus und Andre in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochschulen gestiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wissenschaften sehr vortheilhaft war. Am Ende des 17. Jahrh. zeichneten sich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leeuwenhoek, Zwammerdam, Hartsoeker und Andre aus. Nach dem Frieden von Utrecht 1713 begann sich über die orientalische, griechische und niederdeutsche Sprachkunde, nebst der Heilkunde, durch Albert Schultens, Tiberius Hemsterhuis, Lambert Ten Kate und Herrmann Boerhave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieser großen Männer blühten diese Wissenschaftszweige mehr, als jemals, insbesondre auf der Hochschule zu Leyden, welche während des ganzen 18. Jahrh. der Universität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte seinen Wesseling, Duker, Drakenborch und Saxe. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die

holländische Sprache erwarben sich besondre Verdienste durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeybelaar, Kramer und van Moerbeek; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeek, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich die Holländer durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß auf's rühmlichste ausgezeichnet und um das Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Insbesondre haben in der alten schönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom ersten Range gehabt. Indeß geben Werke dieser Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache oder von gebornen Ausländern geschrieben waren. So waren unter den großen Mänern, die auf der Universität zu Leyden als Sterne erster Größe glänzten oder noch glänzen: Scaliger und Lussac, von französischer Abkunft, Albinus ein Dessauer, Vossius, ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof), ein Hamburger, Ruhnken, ein Pommer, Vorstius, ein Kölner, und der große Philolog Wyttenbach ist ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt den Holländern Eigenthümlichkeit, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten sich in der That und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andre Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17. Jahrhundert stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe; ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach, und andre poetische Werke zeichnen sich durch Kraft, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländische Bühne an Originalen weit reicher, als die deutsche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescaliije, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die gottsched'sche Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener holländischen Stücke bloß französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Doos (Janus Douza aus Norwik, starb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und lateinischer Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse aus Gent (starb 1655) mit glücklicherm Erfolge nachging. Pet. Cornelius van Hooft aus Amsterdam (starb 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten Königs Heinrich IV., Belgiens und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jac. Cats aus Brouwershaven in Seeland (starb 1660) eines der fruchtbarsten und geistvollsten der holländischen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein eigenthümlicher Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (starb 1687) haben den Ruhm der Korrektheit und Eleganz. Joost van der Vondel aus Köln (starb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer korrekten, doch kräftigen und reichen Sprache metrische Uebersetzungen der Psalmen, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epopöie: Adam und Lucifer u. a. m. geliefert und sich den Namen eines klassischen Dichters der Holländer erworben. Unter seinen Trauerspielen ist auch eine Ma-

ria Stuart. Eine vollständige Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1720 zu Amsterdam in zwei Bänden. Constantin Huygens (starb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jacob Westerbaan (starb 1670) und Joh. Adolph Dans (starb 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter thaten sich Joh. van der Veen (starb 1660) und Joh. Decker (starb 1664) hervor. Nach den alten Klassikern bildete sich Lucas Rotgans aus Amsterdam (starb 1710), und sein episches Gedicht in acht Gesängen: Wilhelm III., so wie seine Trauerspiele zeugen hinlänglich von seinen Mustern. Jan van Brockhuyzen aus Amsterdam (starb 1707), als Kritiker und lateinischer Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländischer Sprache Oden, Idyllen und andre Gedichte. Die lyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (starb 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Vliet, welcher, außer biblischen Gedichten, ein Gedicht in drei Gesängen: „Die Spanier in Rotterdam" schrieb (starb 1780); Piet. Nieuwland (starb 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht in sechzehn Gesängen: Germanicus. Außer diesen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smits, und unter den neuern Hieronymus de Bosch, Theodor van Kooten, Klijn, Kleinhoff, Kaldenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith, Bilderdyk, Helmers, Spandaw, van Hall, Tollens, Kinker und Witsen Gysbeek immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländischen Parnaß einnehmen. Bilderdyk ist zugleich ein Gelehrter vom ersten Rang und von weitumfassenden Kenntnissen. Schon aus diesen kurzen Angaben geht hervor, wie sehr man sich bemüht hat, die holländische Sprache zu edlerm Gebrauche auszubilden; und in welchem hohen Grade dies gelungen sei, beweist vielleicht Nichts besser, als der Umstand, daß keine andre Nation eine so gelungene Uebersetzung von Klopstock's Messias aufzuweisen hat, als die holländische, von Groeneveld, Amsterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde., 8. in Hexametern. Eine andre, gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat zwar auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen, ist dagegen aber in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer auch hierin noch größre Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosophischen Prosaiker sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser liebenswürdige sokratische Philosoph und eben so geschmackvolle, als geistreiche Schriftsteller, französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die holländische Prosa durch die, zumal in neuerer Zeit so häufigen Uebersetzungen ausländischer klassischer Geisteswerke, vornehmlich der deutschen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehrern gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verschmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies ist vorzüglich den südlichen Provinzen zu wünschen; denn während die Wissenschaften in den nördlichen Provinzen so große Fortschritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging durchaus nicht mit der Zeit vorwärts, sondern hielt sich an die todten For-

men des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der lichtscheuen spanischen Regierung; und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand hervor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der französischen Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch im J. 1814 durch die Freude über Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. Indessen fehlt es eben so wenig in den südlichen, als in den nördlichen Provinzen an zahlreichen Bildungsanstalten, zu denen wir besonders die Universitäten zu Löwen, Lüttich, Gent rechnen. Atheneen oder Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk und Amsterdam. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militärschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen, die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schiffahrtsschulen zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoetsluys. An andern wissenschaftlichen Anstalten findet man: zu Amsterdam das Museum (eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunst, geschnittnen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek;) ferner das niederländische Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Klassen der Wissenschaften, der Sprache, Litteratur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer, und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathematische und physikalische Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet 1752), Teyler's Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonomische Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellschaft; eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schiffahrtskunst; zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikalische Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und ein Malerkollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellschaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadt-Zeichenakademie, eine Gesellschaft der Zeichenkunst, eine Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft; eine wissentschaftliche Gesellschaft mit dem Wahlspruch: Felix meritis; Maatschappij tot nut van't Algemeen (Gesellschaft für das allgemeine Beste, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbeßrung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksklassen gestiftet, zählte im Jahr 1810 über 8000 Mitglieder; das monnikhof'sche Legat, Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, Gesellschaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellschaft Eene oonvermoeide Arbeid koomt alles te boven (Unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematische Gesellschaft; zu Rotterdam: Gesellschaft unter dem Titel Verscheidenheid en Overeenstemming (Verschiedenheit und Uebereinstimmung), Gesellschaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wijsbegeerte

(Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), Zeichengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion, Gesellschaft für Naturkunde und Literatur; zu Dortrecht: Gesellschaft unter dem Namen Pictura; zu Leyden: das stolp'sche Legat, Gesellschaft der niederländischen Literatur, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften, Akademie zur Beförderung der Zeichen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellschaft der theoretischen und praktischen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen- und Zeichenkunde; zu Middelburg: die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellschaft; zu Ziericksee: das physische Kollegium; zu Breda, eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Mastricht: Ackerbaugesellschaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Société d'histoire naturelle zu Brüssel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent rc.; Sociétés et Instituts de littérature, sciences et arts zu Brüssel. Was den gegenwärtigen Zustand der wissentschaftlichen Bildung in den Niederlanden anbetrifft: so ist es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch so weit zurück, daß sie schon dies Wort fast als einen Gräuel betrachten; und auffallend ist es, daß die unduldsamsten am meisten in Ansehn stehen. Zwar gibt es hierin seit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein sie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu lassen. Mit der katholischen Geistlichkeit sieht es im Allgemeinen in Belgien noch schlimmer aus; ein Theil der lutherischen Geistlichkeit steht auf einer hohen Stufe von Geistesbildung; ein andrer tappt in der Finsterniß herum, welche von ihm selbst das „alte Licht„ genannt wird. Die meiste Bildung und Duldsamkeit, die meisten Kenntnisse unter den niederländischen Geistlichen findet man bei den remonstrantischen und mennonitischen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Sekten mit Haß und Verachtung angesehen werden. Die Rechtskunde ist in einem blühenden Zustande, der Richter- und Advokatenstand gut besetzt und angesehen; unter den berühmten praktischen Rechtsgelehrten zeichnen sich aus: Meyer de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Praktiker. Auf Manchem ruht noch Boerhave's Geist und die Vorzüglichsten hängen noch an seinen Lehrsätzen. In keinem Lande hat das brown'sche System weniger Glück gemacht, als in Holland; aber nichts desto weniger schreitet der niederländische Arzt mit dem Geiste der Zeit fort. Zu den vorzüglichsten der jetzt lebenden gelehrten Aerzte zählt man die Herren a Roy und Cappadoce in Amsterdam, Ontyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Professor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geschickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel, und die Pharmacien sind durchgängig sehr gut bestellt. Die Kenntnisse der Gelehrten in den übrigen Künsten und Wissenschaften gründen sich auf eine große Solidität, sind aber nicht so vielseitig, als die der Deutschen. An guten Philologen fehlt es auch jetzt nicht unter den holländischen Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der 93jährige Sebaldus Rau, ein großer Orientalist, der Nestor der Universität Utrecht, verdienen vor Andern genannt zu werden. In der Philosophie hängen noch Viele am cartesianischen System, und nirgends gibt es wol weniger Spinozisten,

als in dem Lande, wo dieser große Philosoph das erste Lebenslicht erblickte; ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geistlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und einige andre neuere Philosophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wissen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritische Philosophie gäbe. Weit besser sieht es im Fache der Physik und Naturgeschichte aus, worin sich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und Dilettanten rühmen können. Als Astronom zeichnet sich der Freiherr von Utenhoven aus. In der Geschichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unsre deutschen Gelehrten bei weitem übertroffen. An viele Wissenschaften, die bei uns schon seit vielen Jahren Hauptgegenstände einer akademischen Erziehung sind, wie Statistik, Polizei-, Kameral-, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigstens sie als Wissenschaften zu betrachten, die auf Universitäten gelehrt werden müssen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer sehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleusen- und Wasserbaue können davon zu unwiderleglichen Beweisen dienen. In Hinsicht der militärischen Kenntnisse ist es gegenwärtig in dem niederländischen Heere, seitdem sie, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern und nicht mehr aus einem Gemisch aller Nationen besteht, so gut, als in irgend einem Lande bestellt, und unter den höhern Offiizeren würden, besonders in dieser Hinsicht, die Generale Jansen, Pyman, Anthing, Heiligers, Tindal, Chassé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Constant de Rebecque und mehrere Andre jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk zugleich als Gelehrter vom ersten Range und als ein etwas anmaßendes Genie von weit umfassenden Kenntnissen, wiewol mit einer heterogenen Mischung von religiöser Schwärmerei, besondre Aufmerksamkeit. Gelehrte Buchhändler gibt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevire und Wettsteine ist vorüber; und wenn gleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerzeel, van der Hey, van Cleef und einige wenige Andre eine ehrenvolle Ausnahme machen, so sind sie doch keineswegs mit den großen deutschen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe gibt es jetzt nicht in den gesammten Niederlanden. Von den Malern s. d. Art. Niederländische Schule. Die Musik ist zwar sehr geliebt, aber der Tonkünstler eben so wenig, als der Schauspieler, geachtet, und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuosen. Ihre Schauspielkunst ist ganz nach französischem Schnitte geformt und als eine der vorzüglichsten tragischen Schauspielerinnen nennt man Madame Ziesenis. Für die Fortsetzung der Wissenschaften im Allgemeinen erwartet man von der allmäligen Verwirklichung des von der Regierung bereits 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commission entworfnen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H—m.

Niederrhein, eine preußische Provinz, mit dem Titel eines Großherzogthums kam durch die wiener Congreßakte 1815 an Preußen. Der zweite pariser Frieden fügte noch einen kleinen Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt auf beiden Rheinufern und grenzt an die preußischen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Westphalen, die nassauischen, großherzoglich-hessischen, hessen-homburgischen, ol-

denburgischen, koburgischen und baierischen überrheinischen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Sie hat zusammen 272 Q. M. mit 933,200 Einw. Der Boden ist zwar im Ganzen etwas gebirgig, enthält aber auch Ebnen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Mosel, der Nahe, und überhaupt viele romantisch-schöne Gegenden. Zwischen der Nahe und der Mosel ist die Provinz von den rauhen, waldigen Bergreihen des Hundsrücks (s. d. A.) durchzogen, welcher sich dem vogesischen Gebirge anschließt. Von Prüm und Malmedy zieht sich bis fast an den Rhein die Eiffel, ein gebirgiger Landstrich. Noch nördlicher, zwischen Malmedy, Montjoie und Eupen, ist das hohe Veen, der höchste Bergrücken zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein. Die beiden letztern Bergketten sind Fortsetzungen der Ardennen. Erzeugnisse: der natürliche Reichthum besteht in Wildpret, Fischen, Getreide, Obst, Gartengewächsen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Wein, besonders an der Mosel (Moselweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, und ansehnlichen Waldungen, vorzüglich im südlichen Theile. Das Mineralreich liefert Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-, Sand- und Mühlsteine, Basalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunstein, Schwefel, Steinkohlen, Salz- und Mineralwasser. Der Fabrikfleiß ist besonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht sind und auch für das Ausland arbeiten. Ferner gibt es Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-, Hut-, Leder-, Tabak-, Porzellanfabriken 2c., Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Messingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel getrieben. Die Einwohner reden meistens die deutsche Sprache, die in einigen Gegenden, besonders im Süden, mit der französischen vermischt ist, und sind größtentheils Katholiken; doch gibt es auch viele Protestanten und Juden. Die Provinz hat drei Regierungsbezirke: Aachen, Koblenz und Trier. Die Hauptstadt ist Aachen (s. d. Art). Das französ. Departement Niederrhein besteht aus dem Niederelsaß, 88 Q. M. mit 438,000 Einwohnern, die eine deutsche Mundart sprechen.

Niederschlag, Präcipitat. Heißt einen, in Flüssigkeit aufgelösten Körper in konkreter Form ausscheiden. Die Mittel zur Ausscheidung heißen Niederschlagungsmittel. In der Fällung auf trocknem Wege werden die Körper durch angewandte Hitze in Fluß gebracht. Bei jeder Fällung auf nassem Wege muß das Niederschlagungsmittel mit einem der aufgelösten Stoffe eine nähere Verwandschaft, als die aufgelösten Stoffe unter sich haben, und der Niederschlag ist entweder der aufgelöste Stoff für sich oder er ist auch eine Verbindung desselben mit dem Fällungsmittel, oder endlich mit einem oder mehrern der in der Auflösung befindlichen Substanzen. Bei solchen Operationen ist eine genaue Kenntniß der Verwandtschaftsgesetze, des Grades der Auflöslichkeit der Körper, der Kohäsionskraft dem Chemiker unentbehrlich. — Im Gebiete der Rhythmik (sowol der eigentlichen Metrik, als der Verskunst) bezeichnet das Wort: Niederschlag, so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag oder der Arsis entgegengesetzt, worüber der Art. Rhythmus zu vergleichen ist.

Niemcewicz (Julius Ursinus), einer der ausgezeichnetsten, jetzt lebenden polnischen Gelehrten, dessen Werke auch in die von dem Grafen Mostowski herausgegebne Sammmlung der polnischen Klassiker aufgenommen sind, hat sich zugleich durch seinen Antheil an den Staats-

händeln Polens bekannt gemacht. Als Nuncius von Litthauen spielte er auf dem Reichstag von 1788—1792 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciuszko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei seiner Thronbesteigung ihm, wie seinen Gefährten, die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciuszko nach den vereinigten Staaten, wo sich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er so wenig, als jener, nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um so größern aber seit dem Zeitpunkte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt ist. Er war Präsident der Constitutions-Commitée und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde selbst. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag, Kosciuszko nach seinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; dieselbe ist für ein Meisterstück erklärt worden. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören: Historische Nationalgesänge mit Musik und KK. Warschau. 1816. 8. Bis jetzt schon 4 Aufl. — Geschichte der Regierung Sigmunds III., Königs der Polen. Warschau. 1819. 3 Bde. 8. — Kasimir der Große, Schauspiel in 3 Akten. Warschau. 1792. 8. — Fabeln und Erzählungen. Warschau. 1820. 2 Bde. 8.

Niemen ist der polnische Name des Flusses Memel. Er entspringt im russischen Gouvernement Grodno bei Slonim, und theilt sich zwei Meilen hinter Tilsit in zwei Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte sogenannte tilsiter Niederung bilden und sich in das kurische Haff ergießen. Dieser Fluß, welcher im Sommer schiffbar ist und den Handel mit Memel und Königsberg belebt, erhielt auch eine historische Merkwürdigkeit durch die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen auf demselben 1807.

Niemeyer (Aug. Herm.), als Theolog, Erziehungsschriftsteller und Dichter geistlicher Lieder rühmlich bekannt, geb. den 1. Sept. 1754 zu Halle im Saalkreise, wo sein Vater Archidiakonus war, besuchte das königl. Pädagogium zu Halle und bildete sich auf der dasigen Universität zu den theologischen Wissenschaften. 1780 ward er ebendaselbst außerordentlicher Professor der Theologie und Inspektor des theolog. Seminariums, 1784 ordentl. Professor und Aufseher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des berühmten hallischen Waisenhauses, welches sehr in Verfall gerathen war, 1787 Direktor des pädagogischen Seminariums, 1792 Konsistorialrath, 1794 Doktor der Theologie, 1800 Direktor des Almosenkollegiums, 1804 wirkl. Oberkonsistorialrath und Mitglied des berlinischen Oberschulkollegiums, 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westphalen und in eben diesem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. 1813 verlor er diesen Posten, da Napoleon die Universität wegen ihrer, für die Verbündeten im April gezeigten patriotischen Gesinnungen aufgelöst hatte; 1814 ward er bei Wiederherstellung der Universität wieder eingesetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Konsistorialrath und auswärtiges Mitglied des Konsistoriums zu Magdeburg, und erhielt 1817 den rothen Adlerorden. Die größten Verdienste hat er als Erziehungsschriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Uebersetzungen und Predigten, sind: die Charakteristik der Bibel; Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der

Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen; die populäre und praktische Theologie; die Briefe an christliche Religionslehrer; Leitfaden der Pädagogik und Didaktik, Halle 1802, 8.; Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrh., Halle 1801, 8.; die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, 7. Aufl. 3 Thle. 1819, 8.; Originalstellen griechischer und römischer Klassiker über die Theorie der Erziehung, Halle und Berlin 1813, 8.; das Religions- und das Gesangbuch für höhere Schulen; die Feierstunden während des Kriegs; religiöse Gedichte, Halle und Berlin 1814, 8. Im J. 1820 machte er eine Reise nach England, die er auf eine höchst anziehende und lehrreiche Weise beschrieben hat in seinen Beobachtungen auf Reisen, 1822, 2 Bde. Ein dritter Band wird eine frühere Reise Niemeyer's nach Holland erzählen.

Nieren sind Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, das Blut vom überflüssigen Wasserstoff, Stickstoff und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters auch verschieden, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge und einem, auch anderthalb Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintre Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Brustwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußre Rand der Niere ist gewölbt und sieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hinterm Umfang. Der innere Rand ist gegen die großen Gefäßstämme gerichtet und an seiner vertieftesten Stelle mit einem etwas eingebognen, länglichen Einschnitte versehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere ist an ihre benachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht, fest und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler und besteht aus einer Verwickelung der zartesten Blutgefäße. Aus der Rindensubstanz entsteht die innere, röhrige Substanz, in welcher acht bis elf pyramidenförmige Abtheilungen unterschieden werden können, welche aus den zarten Kanälen der Uringänge zusammengesetzt sind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammenstoßen und Nierenwärzchen genannt werden. Diese ergießen ihre abgesonderte Flüssigkeit in gemeinschaftliche, häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einschnitte der Niere sich versammelnd, die sich hier alle in einer sackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird. Es hat die Form eines Trichters und verlängert sich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle zur Urinblase herab fortsetzt, dieselbe durchbohrt und sich mit ihr vereinigt, so daß der abgesonderte Urin beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere enthält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorta; die Nierenarterie trit in dem Einschnitte der Niere in dieselbe ein, verbreitet sich in unzählbaren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche derselben, bildet die Rindensubstanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche, in einen Venenstamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Das Geschäft der Niere, den Urin aus dem Blute abzusondern, wird geleitet durch das ihr beigegebne Nervensystem, welches in einem, von mehrern Nervenfäden des Geflech-

tes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze besteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitet und das Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus der Einrichtung seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem zu seiner Ausbildung gewisse Stoffe nothwendig sind und von außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch bestimmte Organe sein, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe widersetzen, sie aufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der Körper bedarf zwar zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der sich in der Phosphorsäure reichlich vorfindet und, mit der Kalkerde verbunden, als phosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberschuß des Stickstoffs, der freien und mit Knochenerde verbundnen Phosphorsäure, so wie der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar gewordne, wird nun als Harnstoff, als freie und gebundne Phosphorsäure, in vielem Wasser aufgelöst, abgeschieden und als Urin ausgeleert. Geschähe dies nicht, so würden diese Stoffe so überhandnehmen, daß das Leben nicht dabei bestehen könte. Störungen in dem Leben der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils den allgemeinen Charakter an sich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt werden. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Bau der Knochen vollendet ist, folglich die Masse von phosphorsaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so folgt hieraus von selbst, daß ein Ueberschuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall sein, wo durch Uebermaß an Speisen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickstoff in Umlauf kommt, wie dies bei üppig und ruhig lebenden Personen Statt findet, wo denn nicht selten die Arthritis (s. d.) ihren Ursprung hernimt, welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorsaurer Kalkerde sich auszeichnet. So lange diese bei völliger Thätigkeit der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann sich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber jene bei zunehmenden Jahren, so steigt dagegen die Herrschaft des irdischen Stoffs, seine Neigung zur Krystallisation, die um so mehr wächst, je weniger verdünnt der Urin ist, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorsaurem Kalk oder von phosphorsauern Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an, sich zu bilden, um welchen sich nun rindenartig immer mehr solche irdische Theile ansetzen. Der Ort dieses Ansatzes ist bei dem Nierenstein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten sie von hier durch die Harnleiter bis in die Blase hinunter, nicht selten aber bleiben sie auch, vergrößern sich so sehr, daß sie das ganze Nierenbecken ausfüllen und dessen Form annehmen, ja mit mehrern Aesten bis in die Nierenkelche sich fortsetzen. H.

Niersteiner, s. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel. Zwei Arzneipflanzen, deren Wurzeln scharfe Bestandtheile haben und heftiges Niesen erregen, führen diesen Namen. Die schwarze, Helleborus niger, wegen ihrer Blüthzeit im Winter auch Christwurz genannt, hat fadenförmige Wurzeln; die weiße, Verateum album, ist weit heftiger. Sie wuchs häufig in Anticyra und ward gegen den Wahnsinn als Abführungsmittel gegeben; auch vergiftete, nach Pausanias, Nebrus von Kos einst den Fluß Plistus damit und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwasser verdarb, zur Uebergabe. F.

Nießbrauch oder **Nutznießung**, ususfructus, der Gebrauch des Ertrags oder Genusses einer Sache, das Recht, dieselbe nach gewissen Bestimmungen zu benutzen. Man unterscheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus dominii): 1. den wirklichen, vollständigen Besitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benutzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Bestandtheile, woraus die Sache besteht; der Nießbrauch enthält das Recht, sich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und ist daher eine Art der sogenannten persönlichen Servitut. Die Verhältnisse des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nutznießer (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut bestellt, festgesetzt sind, haben indessen oft viele streitige Fragen veranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu nießbrauchenden Sache, seinen Einsichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwissen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt sei?

Niesen, im Niedersächsischen prusten, bezeichnet die mit zischendem Geräusch und plötzlicher Zusammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausstoßung der Luft, vorzüglich aus der Nase, deren Geruchsnerven in Bewegung gesetzt worden sind. Unter den Thieren niest nur der Hund vollkommen wie der Mensch. Ein anhaltendes heftiges Niesen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Nase, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Nase inwendig bekleidenden Schleimhaut entsteht, kann bisweilen, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich, aber durch das Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Wasser gehoben werden. Die Gewohnheit, Jemand beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist so alt, daß schon der große Forscher Aristoteles zu Alexanders Zeit ihren Ursprung nicht mehr anzugeben wußte. Es ist daher wol möglich, daß die Sitte bei einer Krankheit entstanden ist, in welcher das Niesen die gefährliche Krisis verkündigte; nur beweisen läßt es sich nicht mehr.

Niethammer (Friedr. Immanuel), der Philos. und Theol. Doktor, der königl. Akademie der Wissenschaften zu München außerordentl. wirkliches Mitglied, k. baierischer Central-, Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geh. Ministerium des Innern, ist zu Beilstein im Würtembergischen 1766 geboren. 1793 trat er zu Jena, nach erlangtem Doktorate, in der Philosophie und Theologie als Professor dieser Wissenschaften öffentlich auf. Ein Geist gründlicher, umsichtsvoller und parteiloser Untersuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem historischen und wissenschaftlichen Standpunkte genau bestimmte, und den Gegenstand derselben in scharfer und lichtvoller Erörterung erschöpfend abhandelte, offenbarte sich deutlich in den Vorlesungen und Schriften desselben. Damals drückten Deutschland zwei Uebel: eine anmaßende Aufklärerei, welche sich mit dem Verdienste der Verscheuchung des Aberglaubens stolz blähte, im Grunde aber alles grübelnde Denken zu verdrängen suchte; dann aber ein fast ausschließendes Hinneigen der Bildung auf Gewerbfleiß. In der kleinen, aber muthigen Schaar der geistreichen Streiter gegen diesen verderblichen Zeitgeist erschien damals als einer der Ersten auch Niethammer. Theils für sich, theils vereint mit Fichte und andern Edeln kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen siegreich gegen das damalige verwegene

Eindringen eines plumpen und gefährlichen Realismus in den ganzen Umkreis menschlicher Bildung, und suchte seinen Zeitgenossen zu zeigen, daß die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie und Religion und im ganzen menschlichen Leben etwas von aller Vernunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgesetztes sei. Durch seine Wirksamkeit in dem Gebiete der Wissenschaften zog er die Aufmerksamkeit der baierischen Regierung auf sich, und war einer der auswärtigen Gelehrten, die sie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen Aufschwung der Wissenschaften und Künste in ihren Staaten mitzuwirken. Als Würzburg 1805 im preßburger Frieden abgetreten wurde, ward Niethammer als protestantischer Kreis=, Konsistorial= und Schulrath nach Bamberg im Mainkreise, und 1807 als Central=, Schul= und Studienrath nach München versetzt. Längst schon hatte er gesehen, wie, in Folge des bloß auf Erwerb gerichteten Zeitgeistes, fast überall in Deutschland die Unterweisung über materielle Gegenstände den Unterricht über geistige Gegenstände aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbzweck und dem Brodstudium das Studium der alten klassischen Welt und mithin aller echten Philosophie vernachlässigte, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung fast in bloße Berufsschulen ausarteten. Bei diesem verkehrten Zustande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulwesens. Niethammer, dem die Stelle, worauf er jetzt stand, die nachdrücklichste Mitwirkung an derselben zur nachdrücklichsten Pflicht zu machen schien, sprach seine schon längst genährten Ideen darüber in seiner vortrefflichen Schrift über Philanthropinismns und Humanismus öffentlich aus. Verwirklicht erschienen sie in dem neuen Schulplane, welcher 1808 überall im Königreiche eingeführt wurde, um dem Sprach= und Realstudium eine veredelte geistige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nilfhelm, s. Nordische Mythologie.

Niger, auch Joliba oder das große Wasser, der größte Steppenfluß in Mittelafrika, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt, dessen Quelle sowol, als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben sind. Vor mehr als zwei tausend Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf und sagte, daß er von Westen nach Osten fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von neuem entdeckt, und die Behauptung des Vaters der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park, ein zur Untersuchung dieses Gegenstandes von der afrikanischen Gesellschaft zu London abgeschickter Reisender, war der erste Europäer, der diesen Fluß sah und bemerkte, daß er von Westen nach Osten fließe. Bei seiner zweiten Reise 1805, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder diesen Fluß, kam weiter als das erstemal und befuhr ihn mit dem Vorsatze, entweder seinen Plan auszuführen, oder zu sterben. Man hat keine weitern Nachrichten von ihm selbst erhalten, und man weiß jetzt, daß er bei dieser Unternehmung sein Leben verloren hat. Bei Sego, wo Mungo Park auf seiner ersten Reise den Niger zuerst erblickte, strömte er schon so breit wie die Themse bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsstädte liegen an demselben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Haussa, und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Timbuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karawa=

nen gehen von Gambia und Senegal, von Marokko und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Kairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert. Dieser Strom erregt daher mit allem Recht den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; die Versuche der Britten zur Auflösung dieser geographischen Aufgabe sind jedoch noch mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden. So wurden 1816 zwei Unternehmungen von ihnen ausgerüstet. Die eine sollte auf dem Kongoflusse bis in das Innere von Südafrika eindringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Kongoflusse ein und derselbe sei. Die andre sollte von Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Bei dieser Ungewißheit über das Ende dieses Stromes glauben einige Geographen, daß er mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, Andre, daß er sich in einen großen Binnensee endige, wieder Andre, daß er das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Kongo) in den Guinea-Busen ergieße. Letztres beruht auf der Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamerikanischen Brigg Commerce, welche an der Westküste von Africa 1815 Schiffbruch litt. Riley hat seine Reiseabenteuer 1817 schriftlich herausgegeben: Der Untergang der amerikanischen Brigg Commerce 2c. Das 25. Kapitel dieses Buches enthält die Reisen eines Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm selbst, mit Zuziehung eines spanisch redenden Dolmetschers, nachgeschrieben hat. Bei seinem zweiten Aufenthalte zu Timbuktu mußte er auf Befehl des Königs mit einer großen Karawane nach Wassanah, einer noch weiter am Niger gelegnen, noch größern Stadt, mit welcher Timbuktu in lebhaftem Handelsverkehr steht, reisen. Nach sechzig Tagereisen gelangten sie zur Stadt Wassanah, von welcher er sagt: „sie ist unfern des Ufers des Flusses erbaut, welcher im Süden vorbeiströmt, zwischen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Flusse. Die Einwohner von Timbuktu nennen den Fluß Jolibib, und die von Wassanah nennen ihn Zadi. Der Bruder des Königs sagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenossen, daß er in einigen Tagen mit sechzig Booten eine Reise den Fluß hinab machen werde, um fünfhundert Sklaven zum großen Wasser (Ozean), wohin ihre Richtung erst südlich, dann westlich zu nehmen sei, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in großen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Tabak, blaues Tuch und Messer und dergleichen bringen. Er sagte, es sei ein weiter Weg, und er werde drei Monate zu dieser Reise brauchen. Wir sahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sklaven und Elephantenzähnen den Fluß hinabgereist waren, um zum großen Wasser zu kommen und nun zurückkamen." Nach dieser Erzählung nimt Riley an, daß das große Wasser, zu welchem die Einwohner Wassanahs erst südwärts, dann westwärts gehen, der atlantische Ozean sein müsse, und daß der Niger in seinem Laufe ostwärts durch hohe Berge im Innern dieses unerforschten Festlandes gehemmt und südwärts zu gehen genöthigt werde, daß er südwärts längs hinab zwischen jenen Gebirgen fortgehe, deren von Senegal nach dem Meerbusen von Guinea sich erstreckende und diesen Meerbusen umgebende Kette schon bekannt sei, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt sei, der Nil seinen Ursprung habe, daß mithin sein so gedrängtes und immer höher steigendes Wasser (nachdem er zumal eine Men-

ge andrer Ströme in sich aufgenommen) endlich über den westlichen und schwächsten Theil der Gebirge hinausbreche, sich den Weg immer weiter westwärts zum atlantischen (äthiopischen) Meere bahne, und endlich nichts andres sei, als der Fluß, der jetzt den Namen Kongo hat. Dagegen hat der Britte Ritchie auf seiner Reise von Tripolis nach Murzuck, der Hauptstadt von Fezzan, wo die Auktorität der Regierung von Tripolis anerkannt ist, nur so viel erfahren, daß der Niger mit dem Nil Ein Fluß sei. Allein auch dieser Meinung hat die zu Freetown in Sierra Leone erscheinende Zeitung widersprochen; ein Priester, der quer durch Afrika gereist sei, habe nämlich behauptet, daß der Niger in das rothe Meer falle. Die häufigen Karawanen zwischen Murzuck und Burnu am Niger scheinen den Uebergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind die Britten (Ritchie ist leider in Murzuck gestorben) einmal bis Burnu gelangt, so werden sie entweder bis Wassanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch die Angaben über Wassanah und den fernern Lauf des Nigers entweder bestätigt oder widerlegt werden. Es ist sehr auffallend, daß über den Lauf dieses Stroms und die Naturgeschichte der Länder und Völker am Oberstrom so wenig Sicheres bisher bekannt wurde. Der wahre Grund dieser Unkunde ist, daß es den großen Karavanenhändlern sehr daran gelegen ist, daß nicht auf den Märkten, wo sie oder ihre Lieferanten einkaufen und ihre Abnehmer endlich verkaufen, die europäische direkte Handelsbegründung am fernen Markt im Innern sich als Nebenbulerin zeige.

Nikander, ein gelehrter griechischer Arzt und Dichter um das Jahr 137. vor Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm sind uns noch zwei Gedichte übrig: Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß; und: Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt. Beide sind naturhistorisch merkwürdig. Hauptausgaben sind von Gorräus, Paris, 1557, 4°., von Salvinus, Florenz, 1764, 8°. und von J. G. Schneider, Halle, 792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufschrift Georgika, welcher Cicero mit vielen Lobe gedenkt (de orat. 16).

Nike, s. Victoria.

Nikolaiten sind nach der gewöhnlichen, nicht symbolischen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Kap. 2, 6.), wo Irrlehrer dieses Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer gewesen, die sich im 1. Jahrh. in Syrien und Kleinasien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apostelgeschichte unter den sieben Diakonen zu Jerusalem nennt, soll dadurch Anlaß zu ihrer Entstehung gegeben haben, daß sein guter Rath, das Fleisch zu mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidnisch gesinnten Christen ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Genuß heidnischer Götzenopfer und zügelloser Ausschweifungen der Wollust. Diese Sekte, wenn sie, was noch zweifelhaft ist, wirklich bestand, ging bald unter. Die Gnostiker können ihre Reste aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus seine schon verlassene Ehefrau als Diakonus wieder zu sich genommen haben soll, wurden Priester, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. Eben so hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai. (S. den Art. Liebesfamilie.)

Nikomedes, der Name von vier Königen von Bithynien,

von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit Jenen hielt. Ein besondres inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar Statt, was diesem manchen harten Vorwurf zuzog. Nikomedia hieß die Hauptstadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem Ersten dieses Namens.

Nikopolis (Siegesstadt), der Name mehrerer im Alterthume bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei andrer in Mösien und Dacien. Eine der berühmtesten und ansehnlichsten ist die, welche Augustus nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei Actium in der Nähe dieses Vorgebirges in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieses Triumphes, der ihn zum unumschränkten Gebieter des römischen Reiches machte. Noch sieht man ansehnliche Trümmer dieser Stadt unweit Prevesa.

Nil, großer Fluß in Afrika, durchströmt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er sich unterhalb Kairo, wo er 3000 Fuß breit ist, in zwei Haupttheile theilt, die sich wieder in verschiedene andre Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach Osten und Westen dem untern Theile von Aegypten die Gestalt eines Delta geben (s. d. A. Delta). Im Alterthume zählte man sieben Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländische Meer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Rosette noch schiffbar geblieben, die andern hingegen verschlämmt sind, und nur mit Schwierigkeit noch aufgefunden werden. Die Quellen des Nil zu bestimmen ist man noch immer nicht ganz im Reinen. In der neuern Zeit hat der Schottländer Bruce behauptet, die Quellen des Nil in der Provinz Gojam in Abyssinien im Nov. 1770 wirklich gesehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern widersprochen worden ist. Gewöhnlich nimt man an, daß er in den abyssinischen Gebirgen im Lande der Agows aus drei Sumpfquellen entspinge. Schon d'Anville machte darauf aufmerksam, daß der Fluß, der sich oberhalb Sennaar mit jenem Flusse Abyssiniens, dem Abawi (d. i. Vater der Ströme), vereinigt, weit beträchtlicher sei und leicht der wirkliche Nil sein könne; auch stimmen alle neuere Geographen darin überein, daß der Nil der Alten, der nach Ptolemäus auf dem nördlichen Abhange der Mondsgebirge entspringe, der Bahr el Abiadh der Araber sei. Der westliche Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, dieser größte, aus weitester Ferne herströmende Quellstrom des Nils, entspringt (7° N. Br.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Gebel Kumri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in ganz nördlicher Richtung und nimt viele Flüsse auf. Etwa acht Tagereisen nordwärts von Shilluk, unter 16° N. Br., vereinigt er sich mit dem östlichen Nilarme, (Bahr el Azrek, der blaue Strom). Obgleich dieser kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der Bahr el Azrek ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei wasserreiche Brunnen auf einer sumpfigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale im Lande der Agows. Gleich nach ihrer Vereinigung bilden sie einen nicht unbedeutenden Fluß, der sich in der habessinischen Landschaft Dembea in einer Breite von 260 Fuß, in den See von Tzana oder Dembea ergießt. Er durchströmt ihn 5 Meilen lang, ohne daß sich sein Wasser mit dem des Sees vermischt. Aus diesem See strömt er gegen Südosten, macht dann eine große Spirallinie gegen Südwesten und hierauf nach Norden, bis er nach einem Laufe von 29 Tagereisen

sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise genähert hat. In drei verschiednen Wasserfällen durchbricht er die Grenzgebirge Habessyniens. Bei Sennaar bildet er ein sehr fruchtbares Stromthal, vereinigt sich bei dem Orte Hojile mit dem Bahr el Abiadh, und heißt dann der Nil. Dieser strömt nun von 16° bis zum 30° N. Br. eine bedeutende Beugung nach Westen ausgenommen, in meist nördlicher Richtung fort, durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er zuvor den einzigen großen Zustrom, den wir kennen, den Takaze, aufgenommen hat, in drei Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assouan) in das Thal von Aegypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silsily, streicht von Osten nach Westen und besteht in geringer Breite aus Granitfelsen, den einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Aegypter ihre kolossalen Obelisken brachten. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch diese Felsenpässe herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er nirgends als wilder Gebirgsstrom rauscht, sondern in stiller Majestät als ein segnendes fruchtbringendes Wasser über hundert Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an dieser südlichen Grenze von Aegypten verkünden die Ruinengruppen von Philan und Elephantine durch ihre Größe und Pracht das Wunderland. Merkwürdig und einzig in seiner Art ist von hier an die Bildung des Nilthals. Von Assouan bis Kairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von zwei Meilen, das von zwei Höhenzügen begrenzt wird, davon der eine gegen Osten das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andre im Westen steigt von Libyen auf und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm dem Nil entlang, in einer Breite, die zwischen Assiout und der großen Oase etwa vier Tagereisen beträgt. Dieser Wall von Aegypten schützt das Nilthal gegen Versandung aus den Wüsten des westlichen Libyen. Die östliche Begrenzung des Nilthales steigt senkrecht empor und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die steile Felsenwand, genannt. Dieser östliche Höhenzug ist durch mehrere Querthäler von Osten nach Westen durchschnitten. Außer ihnen finden sich noch sehr viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittelägypten erweitert sich das Nilthal etwas mehr. Doch ist es an der breitesten Stelle bei Fajum nur 4½ Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr gegen Westen; die östliche verschwindet bei Kairo ganz und es breitet sich die unabsehbare Fläche des Delta aus. Was den Nil für Aegypten besonders wohlthätig macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das zwischen der arabischen und libyschen Bergkette liegende, 756 Quadratmeilen große, stark von Salztheilen durchzogne Nilthal überschwemmt und zu doppelten Ernten befruchtet, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr dem allmäligen Ansatz des Nilschlamms, der allmälig Aegyptens Thal über die Wasserfläche erhob, als vielmehr der Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18. und 19. Junius fängt er an allmälig zu steigen, erreicht im September seine höchste Höhe, und fällt dann wieder eben so allmälig und in eben so viel Zeit, als er gestiegen war. Durch Kanäle wurde schon im höchsten Alterthume das Wasser des ausgetretnen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehrern Orten sogenannte Nilmesser angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Flusses sorgfältig beobachtete. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwemmung suchte man schon damals in dem

in Abyssinien vom März bis zum September fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser nordwärts treibenden Winden. Das Wasser des Nil, welches während des Steigens verschiedene Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr süß und angenehm im Geschmack; doch muß es, da es das einzige Getränk der Aegypter ist, zum Trinken, oder zur Bereitung der Speisen mit gestoßnen bittern Mandeln oder Tropfstein klar gemacht werden. Der jetzige Pascha von Aegypten hat den Nil durch einen 45 Meilen langen Kanal im Jahr 1820 wieder mit Alexandrien in Verbindung gesetzt. Wegen dieses regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Kalenderbestimmung werden. In der ägyptischen Mythologie ward er als Landesgottheit verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontos und der Thalassa oder des Okeanos und der Tethys. Als seine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt dieses Namens lag am Nil. Man sah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo sein Anschwellen anfing, feierte man ihm das Fest Niloa, opferte ihm schwarze Stiere, streute Lotosblumen auf das Wasser rc. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von schwarzem Marmor zum Andenken seines äthiopischen Ursprungs. Um ihn her spielen 16 Kinder, als Hieroglyphe, daß er so viel Ellen wachsen muß, wenn er ganz wohlthätig für Aegypten werden soll. Auch hat man den Nil in kolossaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umspielt und mit Lorbeeren und Aehren bekränzt. Attribute von ihm sind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewisser Gottheiten, Könige und Kaiser, seit dem Christenthume das Haupt Christi und der Heiligen (Heiligenschein) vorgestellt hat. Viele erklären diese Sitte daher, daß es bei den römischen Triumphzügen Gebrauch war, einen gewöhnlich runden Schild über dem Haupte des Triumphators zu befestigen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung so genannt habe, mit der man das Haupt der Götterbildsäulen gegen Schmutz und Verunreinigung schützte, und daß man an dieser kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden sei. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientalischen Symbolik ihre Entstehung verdankt, deren ursprüngliche Bedeutung für uns verloren ist. Gegenwärtig heißt Nimbus figürlich oft der Glanz, der eine Person umgibt.

Nimes, Nismes, die Hauptstadt des Departements Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc, liegt in einem fruchtbaren, von zwei Hügelreihen eingeschlossenen, von Nordosten nach Südwesten geöffneten Thale. Die Anzahl der Häuser ist 4500, und die der Einwohner 40,000, worunter an 25,000 Calvinisten. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und den weit größeren acht Vorstädten. Die Stadt selbst ist schmutzig und hat enge, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen die Häuser sind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger und schöner sind die Vorstädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhause und

der Domkirche, sind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Merkwürdig sind die römischen Alterthümer in und bei Nimes, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die sogenannte Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römische Bäder gefunden und erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das sogenannte viereckte Haus (ein alter Tempel), welches Ludwig XVIII. im Jahr 1820 hat restauriren lassen, das prachtvolle Amphitheater, ein schönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arkaden. Es befinden sich zu Nimes ein königlicher Gerichtshof, eine Akademie, ein königliches Kollegium mit einer Bibliothek, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und eine medicinische Societät. Wichtig sind die Fabriken, besonders die in Seidenzeugen; daher man den Seidenhandel auf sechzehn Millionen Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder sind bedeutend. Der jährliche Fabrikaten-Umsatz der Stadt beträgt über 21 Millionen Fr. In neuester Zeit, (besonders im Juli 1815) ist die Stadt durch die schauderhaften Verfolgungen der Protestanten übel berüchtigt geworden.

Nimrod, ein tapfrer Krieger, der nach der mosaischen Urkunde um 2000 vor Christi Geburt lebte, wird gemeiniglich für den ersten Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch der Monarchie gesetzt habe. Babylon (s. d. Art.) und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befestigte Horden) Erech, später Edessa, Akkad, später Nisibis, und Chalne, später Ktesiphon in Mesopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babylonischen Thurmbaues, und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im Chaldäischen und Arabischen einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der Finsterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Ham) und die Personification der Entstehung einer königlichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythisches Wesen mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch-persischen Kaiumaras für gleichbedeutend hält. E.

Nimwegen, Nimmegen, Nimégue, die Hauptstadt eines Bezirkes der niederländischen Provinz Geldern, ist befestigt und liegt auf mehrern Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, in einer reizenden Lage. Sie enthält neun Kirchen, 1900 Häuser und 13,300 Einwohner, welche Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt versendet) unterhalten, auch viele gemeine messingne Rauchtabaksdosen verfertigen und einen noch immer ansehnlichen Speditionshandel treiben. Auf einem Hügel an der Flußseite erblickt man die Trümmer des Falkenhofes, einer alten Burg, die Carl der große erbaut haben soll, und die das Hoflager der fränkischen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römischer Alterthümer; auch ward hier der 1678 und 1679 geschloßne Friede unterzeichnet, welcher für Holland

und Deutschland eben so nachtheilig, als vortheilhaft für Frankreich war. Der Kalverbosch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere sind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, s. Ninus.

Ninon, s. Lenclos.

Ninus. Nach alten ungewissen Sagen war Ninus ein assyrischer König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Asien. Er erweiterte das assyrische Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin des Mekon, eines seiner Staathalter, die ihm durch Anschläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptstadt von Baktrien, behülflich gewesen war, und erbaute Ninive, die Hauptstadt seines Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte seine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung seines Reichs wird zwischen das J. 2200 und 2100 vor Chr. gesetzt.

Niobe, Tochter des Tantulus, Königs von Lydien, und der Dione, oder Euryanassa, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinschaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrschte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) sieben Söhne und sieben Töchter, und vergaß sich in dem Stolz auf ihre blühende Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Latona, die Mutter von nur zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe dieses Uebermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin sinken sehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie voll Zorn in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. Dieses ist die gewöhnliche Erzählung von dem Schicksal der Niobe, in dessen Nebenumständen die Dichter, welche diese Geschichte eben so oft als die bildenden Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel selbst scheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apollo oder der Diana habe sie getroffen, so wie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchsten Grad erstarrender Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der Gruppe der Niobe erhalten. Die diese Gruppe bildenden Statuen wurden 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, von Kardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, der sie in der Villa Medici aufstellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo sie 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltnen Restauration aufgestellt wurde. Sie besteht aus vierzehn Statuen und wird für denselben Statuenverein gehalten, den schon Plinius beschrieben hat. Ueber den Verfertiger aber war man schon damals ungewiß; Einige, wie Plinius, nannten den Skopas, Andre den Praxiteles, Winkelmann erklärte sich für Skopas. Eben so wenig Gewisses ist über die ursprüngliche Zusammenstellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und sie war bisher um so schwieriger zu errathen, als mehrere davon, die beiden sogenannten Ringer, der Pädagog (den Fabroni für den König Amphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den trefflichsten Kunstkennern für gar nicht zu dieser Gruppe gehörig (obschon sie alle an einem Orte und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden sind.

Die zirkelförmige Stellung sämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie sie uns Montfaucon abgebildet liefert, beruht eben sowol als die von Ramdohr angenommene Zusammenstellung bloß auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterstützt wird, sondern der eine genaue künstlerische Ansicht und Untersuchung der einzelnen Figuren sogar geradezu widerspricht. Dagegen hat ein junger englischer Architekt, Namens Cockerell, in einer Schrift 1816, die höchst wahrscheinliche Hypothese aufgestellt, daß diese berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal neben einander gruppirt, die Verzierung eines antiken Tempel-Frontispiz gebildet haben. Diese Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunstgeschichte des Alterthums vollkommen bestätigt, indem es durch die Ruinen des Parthenon zu Athen, durch die Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, durch den Theseus-Tempel und viele andre Beispiele, wie auch aus den Beschreibungen des Pausanias vom Frontispiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien von dem des olympischen Jupiter zu Agrigent hinreichend bekannt ist, wie sehr es die griechischen Baukünstler liebten, die Frontons ihrer Tempel auf solche Weise auszuschmücken. Was aber jene Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, sind die Ergebnisse der Untersuchung, die der brittische Künstler mit den einzelnen Statuen selbst angestellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, ihre nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten absteigenden Höhenmaße, die vollkommen zu jener Zusammenstellung passenden Bewegungen, in denen sämmtliche Figuren dargestellt sind, indem sie alle gegen den Mittelpunkt, den die Mutter als die höchste Statue bildet, streben, und dann die auffallende Vernachlässigung, ja absichtlich unvollendete Ausarbeitung der Rückseite der mehrsten dieser Statuen, die offenbar zeigt, daß der Künstler sein zur Aufstellung an eine Wand bestimmtes Werk lediglich auf die Ansicht von vorn berechnet hatte, machen es augenscheinlich, daß diese Gruppe zu einem solchen architektonischen Verschönerungszwecke bestimmt war. Cockerell hat diese Anordnung durch eine von ihm selbst in Stein geäzte Zeichnung verdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunst leugnen wird, was Jener so treffend über die künstlerische Schönheit derselben bemerkt. Es geht daraus, sagt er, eine schöne Composition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein ununterbrochnes Bild darstellt. Die Combination so mannichfachen Ausdrucks, der doch dieselben Empfindungen darstellt, gewährt eine große außerordentliche Wirkung, läßt die ganze Geschichte auf den ersten Anblick erkennen und bringt in der Seele des Beschauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Augenblicke, wo sie von der Höhe herab ihre unheilschwangern Pfeile abschießen. Die Gesetze der Eleganz und Zierlichkeit der Composition sind gut beobachtet. Sechs Figuren auf jeder Seite ebenmäßig geordnet, und die zugleich durch sehr abwechselnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Kontraste erzeugen; Alter, Geschlecht, Handlung, Nacktes und Gewänder sind im schönsten Gegensatze mit einander. Das Giebelfeld erscheint reich verziert, und der Raum zwischen den einzelnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gefallnen Sohn ist vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zusammensetzung noch erhöhen. Das erhabenste und zugleich reizendste Bild in der ganzen Composition aber ist in dem Mittelpunkt, der gleichsam magnetisch die Seitengestalten an sich zu ziehen scheint, und auf den Alles in Idee und Ausführung des Künstlers mit be-

deutungsvoller Sympathie hinstrebt, die unglückliche, das jüngste Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter selbst, in ihrer majestätisch feierlich rührenden Gestalt. A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinstimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit seiner Stellung mehrerer einzelnen Figuren so wie seine Behauptung, daß wir die Gruppe vollständig und im Original besitzen.

Nische (niche) oder Bilderblinde, in der Architektur, eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Zirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andre Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunst hat man sie nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Nivelliren heißt ausmessen, um wie viel ein Punkt in der Natur höher oder tiefer als der andre liegt, oder untersuchen, um wie viel das Wasser an einem gewissen Punkte weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist, als an einem andern. Da auf dieser Bestimmung der Fall des Wassers, so wie die Fertigung aller Profil- oder Durchschnittsrisse beruht, so ergibt sich hieraus schon von selbst, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Wassermühlen und allen andern Bauten und Anlagen sei, bei denen das Gefälle des Wassers in Betrachtung kommt. Das zu diesem Abmessen erfundne Werkzeug nennt man Wasserwaage (Niveau) oder Nivellirwage, die auf verschiedne Art gemacht oder zusammengesetzt ist. — In einer abgeleiteten Bedeutung versteht man auch unter Niveau oder Wasserpaß (Schrägmaß, Perpentikul) das Instrument, von dessen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und dessen sich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu nehmen, und zu sehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer gleich liegen. Hieraus ergibt sich die metaphorische (übergetragene) Bedeutung des Worts Niveau von selbst. So sagt man z. B. von einem Menschen daß er sich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nixen. Diese weiblichen Gottheiten der nordischen Mythologie gleichen in einigen Stücken den Najaden der griechischen Mythologie. Wie diese, sind sie die beschützenden Gottheiten der kleinern Landgewässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie diese, mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, und spielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften, oft sogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordischen Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen (Swartelfar) gezählt werden.

Nizza, Nice, gehört jetzt wieder dem Königreiche Sardinien und ist die Hauptstadt einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Provinz, liegt am Fuße des Berges Montalban, nicht weit vom Einfluß des Paglione in das mittelländische Meer. Sie hat einen geräumigen und befestigten Seehafen und 18,500 Einwohner, welche eine Tabaksfabrik und Seidenzwirnereien unterhalten und Liqueure, Parfümerien und Essenzen bereiten. Die Gebäude und Straßen der Neustadt sind schön, während die Altstadt in schmutzigen, krummen, winklichten Gassen alte, finstre und schlecht gebaute Häuser zeigt. Diese Stadt und ihre Umgegend sind berühmt durch die außerordentlich reine und gesunde Luft und durch die ausgezeichnete Milde des Klima's selbst mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, die mit den Alpen zusammenhän-

gen und das Land vor ultramontanischen Stürmen bewahren. Daher ist Nizza der Lieblingsort aller derer, die sich vor dem nordischen Winter retten wollen, oder die daß Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinsicht ihr bloß Montpellier gleich kommt. Die Luft ist hier so rein, daß man bei gutem Wetter die Gebirge von Corsica sehen kann. Man findet hier Seebäder und die Ruinen eines römischen Amphitheaters. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher gesponnener Seide, Wein, Oel, und Blumen, welche im Winter nach Paris, und sogar nach London verschickt werden.

Noah war der letzte unter den Patriarchen Sethtischen Stammes vor der Sündfluth. Seiner Frömmigkeit wegen ward er von Gott zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts bestimmt, da das erst geschaffne wegen seiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem Schiffe, daß er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er sich, seine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Wasser sich wieder verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine solche Fluth nie wiederkehren solle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu essen, machte, so wie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Entwilderung der Menschen. Doch daß es auch nach der Fluth noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah selbst erfahren. Da er einst in Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in seiner Hütte lag, sah ihn sein Sohn Ham und spottete der Schwäche des Vaters gegen seine beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern, und warfen es rücklings mit abgewendeten Antlitz über ihren Vater hin, so daß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vorgegangne erfahren hatte, gab er ihnen seinen Segen, dem Sohne Hams, Kanaan, aber den Fluch, der Knecht seiner Brüder zu sein, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders zum Erweis des Rechts der Semitischen Israeliten auf den Besitz des Landes Kanaan in der biblischen Urkunde angeführt zu sein scheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Asien; Herren dieses Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus, mehrere hamitische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Hams angesehen werden. Diese hebräische Sage von der Sündfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrerer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asiatischen Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Xeisuthros, der indische Prithu oder Man-Sotti-wrata, in der asiatischen und griechischen Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergangne Vorwelt) und des Weines. (Vgl. den Art. Sündfluth.) Den Stoff der Geschichte Noahs hat Bodmer in seiner Noachide episch, aber nicht glücklich behandelt. E.

Noailles. Eines der ältesten und angesehensten adelichen Geschlechter in Frankreich merkwürdig durch die fortwährende Gunst des Hofes, in welcher es sich so viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Als die ausgezeichnetsten Männer aus dieser Familie, deren Mitglieder stets die ersten Stellen im Königreiche bekleideten, nennt uns die Geschichte folgende: 1) Antoine de Noailles ein berühmter Gesandter unter Heinrich II. Der Abbé Vertot hat seine Negociationen herausgegeben. Auch sein Bruder, welcher Bischof zu Acqus war, und zu mehreren wichtigen und schwierigen diplomatischen Sendungen nach England, Italien und selbst nach Konstantinopel verwendet wurde, wird von den Geschichtschreibern mit Auszeichnung genannt. 2) Anne Jules Duc de Noailles, geboren im J. 1650, erbte von seinem Vater die erste Compagnie der Gardes-du-Corps und befehligte in dem Kriege von 1689 — 1697 ein Armeecorps in Katalonien, wo er im J. 1694 die Schlacht am Tar gegen die Spanier gewann, nachdem er ein Jahr vorher von Ludwig XIV. den Marschallsstab erhalten hatte. Er starb im J. 1708. 3) Louis Antoine de Noailles, Bruder des Vorhergehenden, Erzbischoff von Paris und Kardinal. Wegen der Unterstützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jesuiten und vorzüglich von le Tellier, dem Beichtvater Ludwigs XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die bekannte Bulle Unigenitus (s. d. Art.), deren Annahme sich Noailles als Erzbischof von Paris lange widersetzte, bis man ihn endlich in seinem 78. Jahre dazu vermochte. Er starb bald darauf (1729). 4) Adrien Maurice Duc de Noailles, Sohn des obengenannten Anne Jules, diente im spanischen Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien erster Klasse und vermählte sich im J. 1698 mit Françoise d'Aubigné, einer Nichte der Frau von Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war er Präsident des Finanzconseils und Mitglied des Regentschaftsrathes, aus welchem er jedoch im J. 1721 austrat, um nicht dem Kardinal Dubois den Vorsitz einzuräumen. Durch dem Einfluß dieses intriganten Priesters exilirt, wurde er erst nach dessen Tode (1723) zurückberufen und in seine vorigen Aemter eingesetzt. Im J. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Philippsburg mit und erhielt nach dessen Tode den Marschallsstab. Im folgenden Jahre befehligte er das französische Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaisers Carl VI. der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt Noailles ein Kommando am Rhein. Im J. 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze seines Neffen, des Grafen von Grammont, die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte seiner weisen Anordnungen, durch welche er das englische Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Nachdem ihm sein Alter nicht mehr erlaubte, an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er in's Ministerium und diente dem Staate durch seinen Rath. Mit vielen glänzenden Vorzügen verband Noailles alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Sehr interessant macht ihn seine Freundschaft für dem Marschall von Sachsen, welche so weit ging, daß er, obgleich älterer Marschall, demselben in der Schlacht von Fontenoi als erster Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden im J. 1775 zu Marschällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot hat nach seinem Tode seine Memoiren redigirt und unter dem Titel: Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, composés sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice duc de Noailles etc. herausgegeben. Diese Denkwürdigkeiten enthalten nicht nur für die Geschichte der Kriege Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. sondern auch für die Geschichte Spaniens unter Carl II. und Philipp V. sehr interessante Nachrichten.

Noetianer, s. Secten.

Nollet (Jean Antoine), ein Geistlicher, der sich ausgezeichnete Verdienste um Physik und Naturgeschichte erwarb, wurde zu Pimbré bei Noyon 1700 von unbemittelten Eltern geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht zu Clermont und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Bald ward er mit Réaumur, Dufay, Duhamel und Jussieu vertraut. 1738 stiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. 1744 ward er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten, welcher Unterrichtsstunde oft der König selbst mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Elektricität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Polinière Unrecht, der die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris gemacht hat. Nollet starb zu Paris 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden sich größtentheils in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fische wird besonders geschätzt.

Nomaden (aus dem Griechischen) nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben und, gewöhnlich bloß mit der Viehzucht beschäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie sich durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptstützen einer fortschreitenden Bildung sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften den Ackerbautreibenden in Hinsicht ihrer Ausbildung überall weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an ein ungebundnes Leben gewöhnt, einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung, welche sie zu den mühseligen Geschäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt, und verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der schon bestehenden Niederlassungen eines gebildeten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geschieht diese Veränderung allmälig. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verschiedne Grade des Bildungszustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen.

Nomenclator, so nannte man bei den Römern einen Bedienten, der bei Gastereien die Namen der Gerichte und deren Beschaffenheit den Gästen sagte. Gewöhnlich versteht man jetzt darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewisser Gegenstände, z. B. Pflanzen, ohne weitre Erklärung derselben.

Nominaldefinition, Namenerklärung, ist diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenstand durch eine Unterscheidung von andern deutlich macht; und da der Name das Unterscheidende bezeichnet, einen Gegenstand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun steht zwar der Name mit der Sache in Verbindung, so daß durch den Namen auch die Sache verstanden wird, es kann also die Nominaldefinition die Realdefinition (Sacherklärung) vorbereiten, und man kann sie an die Spitze einer Untersuchung stellen, um zu wissen, wovon die Rede ist; doch kann man aus ihr nichts für die Möglich-

keit und das Wesen der Sache ableiten. Bei ihr wird auch die Sache schon vorausgesetzt, und nur erklärt, daß oder warum sie so heißt, nicht was das ist, und wie es möglich ist, was der Name bezeichnet, z. B. das Genie ist ein ungemeines Talent; schön ist, was durch sich selbst gefällt; Rechtspflicht ist eine erzwingbare Pflicht. In den meisten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen ist noch die Verbaldefinition (die bloße Worterklärung) verschieden, welche das Wort als Wort nach seiner Bedeutung, Abstammung u. s. w. bestimmt (z. B. Dreieck ist, was drei Ecken hat, Somatologie ist Körperlehre), dagegen die Namenerklärung die Gegenstände eines Begriffs von andern unterscheiden lehren will.

Nominalisten. Die genauere Schilderung der Nominalisten hängt mit der Schilderung der scholastischen Philosophie zusammen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geistlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die sogenannten sieben freien Künste (das trivium und quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in diesen Schulen natürlich nicht über die objektive Richtigkeit der dogmatischen und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehen wagte: so mußte sich das Wesen der in ihnen gelehrten Philosophie, welche daher die scholastische hieß, zunächst nur in der Anwendung der Philosophie, oder im Grunde nur der Dialektik, auf die Theologie und auf die innige Verschmelzung beider erstrecken. Selbst die Dialektik wurde daher anfangs durch philosophischen Schulzwang und später durch theologische Verketzerung eben so unabänderlich in gewisse willkürliche Schranken eingeengt, als es die theologischen Begriffe selbst waren, zu deren Begründung man sie gebrauchte. So mußte sich in dem engern Felde, auf welchem man sich herumtummelte, ein überfeiner, grüblerischer Geist erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung suchte und gefunden zu haben wähnte. Den ersten großen Hauptzwiespalt in der scholastischen Philosophie erregte der sogenannte Nominalismus, dessen erster Stifter Joh. Roscellin, Kanonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals sogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe seien bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realisten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seien der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet, sie würden als Realität dem Verstande gegeben, sie seien die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten, welche unter sich selbst nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrschende Schule. Indessen ward im Anfang des 14. Jahrh. der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch Wilhelm von Occam aus der engl. Grafschaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus, (welcher zu Paris lehrte), auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davon trugen. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objektive Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese haben nach Occam nur ein subjektives Dasein in der Seele und sind ein Erzeugniß des abstrahirenden Verstandes. Unter den nächsten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man noch den berühmten Joh. Buridan aus Bethune (1350), ferner Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminensis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Hessen († 1397), Nicolaus

Oresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Gabriel Biel († 1495). Die Nominalisten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indessen gewannen sie doch nach und nach sowol in Frankreich, als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Sie sind auch dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth, Nennwerth, nennt man den durch Worte oder Zahlen festgesetzten Werth einer Sache und setzt ihn dem wirklichen Werthe (Realwerthe) derselben, welcher oft davon verschieden ist, entgegen. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei diesen Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen al pari. Ist der Werth der Staatspapiere gefallen, so unterscheidet man dasjenige, was sie nach dem Nominalwerthe gelten sollten, von dem Werthe, den sie im gewöhnlichen Kurse haben.

Non (Jean Cloude Richard de Saint), geb. 1727, gest. zu Paris d. 25. Nov. 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat sich berühmt gemacht durch sein Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, 1782 bis 1786 fünf Foliobände die vorzüglich wegen der dabei befindlichen (417) Kupfertafeln geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst ausübender Künstler und besaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geschicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reisebeschreibung hat er noch eine Menge von Blättern nach Antiken oder nach Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard herausgegeben.

Nonä, s. Kalender.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Partei, s. Anglikanische Kirche und Dissenters.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundton an gerechnet, s. Intervall.

Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jacobiten.

Nonne, s. Klöster.

Nonnus, ein spätrer griechischer Dichter, gebürtig aus Panopolis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des 5. Jahrh. nach Chr. Er ist Verfasser eines Gedichts in 48 Büchern, Dionysiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionysus) nach Indien beschrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der ältern Dichter kopirt, sondern auch mehrere Fabeln von Bacchus aus den cyklischen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht leugnen, daß er ein poetisches Verdienst in der Art der Behandlung hat; doch ermangelt er nicht der seinem Zeitalter anhaftenden Flecken. Die Schreibart ist schwülstig und weitschweifig, die Beschreibungen zu sehr in's Einzelne gehend, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und gesucht. Ed. pr. gr. ed. Falkenburg, Antwerp. 1569, 4.; c. lat. vers. Lubini, Hanau 1605. auct. 1610. G. H. Moser hat 6 Bücher (8 — 13) Heidelberg bei Mohr 1809, und Gräfe in Petersburg ein bukolisch-erotisches Gemälde dieses Gedichts (Hymnos und Nikaea aus Buch XV. 170.) Petersb. 1813 nebst Ueber-

setzung besonders herausgegeben; 1819 fing er eine vollständige Ausgabe seiner kritischen Bemerkungen an, von der aber bis jetzt bloß der erste Band erschienen ist, der das I—XXIV. Buch enthält. Leipzig, bei W. Vogel. Ferner haben wir vom Nonnus eine versificirte Umschreibung des Evangeliums Johannis, die als Kommentar dienen kann, da sie sehr deutlich, wiewol wenig poetisch ist. Ed. pr. Ald. 1508, gr. et lat. ed. Sylburg 1596.

Nonotte (Claude Adrian), Jesuit, Mitglied der Akademie von Besançon, geb. 1711, widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie, und machte sich allgemein bekannt durch seine Erreurs de Voltaire, Lyon, 1762, 2 Bände, 5. Ausg. 1770, 12. Es herrscht darin eben so viel Gelehrsamkeit als Anstand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonotte hatte bei diesem Werke den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falschen Angaben zu berichtigen, und fuhr trotz der Schmähungen seines Gegners, in seinen literarischen Arbeiten mit demselben Eifer fort. Er starb 1790.

Nonpareille (wörtlich: ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner Druckschrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc.
Das Dichtervolk war je und allezeit x.

Noot (Heinr. van der) spielte eine merkwürdige Rolle in dem Aufstande der österreichischen Niederlande gegen Joseph II. Geboren zu Brüssel, studirte er die Rechte zu Löwen und kehrte als Advokat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, war er nichts desto weniger durch seine Beredtsamkeit und durch seine Kühnheit als Volksführer zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joseph II. beabsichtigten Tausch der Niederlande gegen Baiern, und durch die Schleifung der Barrièreplätze unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Freiheiten verletzte, Patrimonialgerichtsbarkeit abschaffte, der Universität von Löwen eine neue Einrichtung geben, und die fanatische Geistlichkeit zur Duldung aller christlichen Sekten zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normalschulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, so entstanden 1788 zu Brüssel und an andern Orten Unruhen. Zwar wurden die ersten Bewegungen anscheinend gestillt; allein schon 1790, als Joseph, auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er indessen nach den Niederlanden gesandt hatte, seine Pläne von Neuem durchzusetzen suchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot stellte sich an die Spitze des Volks, und ward bald das Haupt der Empörer; die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatischer und schlauer Priester, der auch van der Noot gänzlich beherrschte. England, Preußen und Holland unterstützten insgemein die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen-Teschen, mußte flüchten, die österreichischen Truppen wurden vertrieben, ein souverainer Congreß, bestehend aus Abgeordneten aller Provinzen, versammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Aufrührern selbst, Aristokraten und Demokraten bildeten sich in besondere Parteien, und die unbesonnenen Schritte der Letztern beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II. leicht,

1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen; und van der Noot sank in das Dunkel zurück, nachdem er kurze Zeit eine zwar bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle gespielt hatte.

Nordamerika, die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vergl. d. Art. Amerika), ist eine zwischen dem stillen und dem atlantischen Meere hoch in die arktische Welt hinauf ausdehnte, einem Dreieck ähnlich gestaltete Ländermasse, welche ungeheure Wasserbecken einschließt, und eine vielfache, durch Dampfschiffahrt belebte Stromverbindung in ihren mit unermeßlichen Rohrwiesen, Morästen (Swamps) und grasreichen Flächen (Savannen) bedeckten Binnenländern bildet, die zwischen dem westlichen Bergrücken der bis zu der Höhe von 16,500 Fuß sich erhebenden Anden mit dem steinichten Gebirge (Rocky Mountain) und dem östlichen Alpenlande der 3000 Fuß hohen Apalachen nebst dem Alleghany-Gebirge, von den nördlichen Quellen des Missisippi bis zu dessen Mündung in den Golf von Mexico hinab sich ausbreiten. Unter dem 8° nördl. B. ist Nordamerika mit Südamerika durch die vierzehn Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühnern Charakter der Freiheit, was spanische Eifersucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinseln der neuen Welt zu trennen und das atlantische Meer mit dem stillen zu verbinden, wodurch eine Seefahrt von tausend Meilen um das Kap Horn herum erspart würde, wenn man nämlich in 12° nördl. Br. die Quelle des Sees Nicaragua mit einem kleinen Flusse, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebne Fläche von sechs Meilen durchstäche. Um den Zusammenhang von Nordamerika mit der Polarwelt zu erforschen, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika scheide, drangen im Sommer 1818 zwei brittische Schiffe (Kapitän Roß, vgl. d. Art. Nordpol-Expedition) in der Baffinsbai bis zu dem 79° an eine bisher unbekannte Küste vor, allein der Lancaster-Sund ward nicht genau von ihnen untersucht, ob hier sich eine nordwestliche Durchfahrt in das Polarmeer fände. Diese ward erst vom Kapit. Parry im J. 1820 entdeckt. Weiter westwärts sind, vom Binnenlande aus, die Britten Hearne (1771) unter dem 72°, bei der Mündung des Kupferminenflusses, Mackenzie (1789) unter dem 69°, bei der Mündung des Sklavenflusses, und Franklin (1821) bis an das Eismeer vorgedrungen. Durch die zehn Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreise Nordamerika von Asien scheidet, segelte zuerst im J. 1741 mit zwei russischen Schiffen der Däne Bering (s. d. Art.). Hierauf untersuchten die Westküste die brittischen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus sich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchtungen südwärts von der Beringsstraße keine östliche Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische vorhanden sei. In Auftrag der vereinigten Staaten erforschten, das Innere von Nordamerika der Major Pike, welcher 1805 den Lauf des Missisippi bis zu seinen Quellen verfolgte, und die Kapitains Lewis und Clarke, welche vom J. 1805 bis 1808 in einer Strecke von 9000 englischen Meilen den ganzen Lauf des Missuri und des Columbia untersuchten. Sie drangen mitten durch die Wildnisse des Felsengebirges bis an die Küste des stillen Meeres vor, was im J. 1793 schon dem Britten Mackenzie gelungen war. Beträchtliche Meerbusen, die wie Baffins- und die 14,000 Q. M. große Hudsonsbai (s. d. Art.), so wie der mexikanische Golf auf der Ostseite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Westseite, nebst einer

faſt zahlloſen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landſeen, darunter die größten der Erde — der Ober-, Miſchigan-, Huronen-, Erie- und Ontarioſee (zuſammen 4300 Q. M.), dann der Sklavenſee, der Winipegſee und viele andre füllen Nordamerika an, vom 40 bis zum 70° nörd. Br. Aus jenen fünf Seen ſtrömt der 400 Meilen weit ſchiffbare Lorenzfluß in das atlantiſche Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen ſchiffbare Miſſuri, der 200 Meilen ſchiffbare Ohio und 40 andre fallen ſämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Miſſiſſippi, des wichtigſten Handelskanals der Binnenſtaaten von Nordamerika. Kleinere Küſtenflüſſe ſtürzen ſich von waldigen Höhen herab durch Felſenklüfte theils in das ſtille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apoſtolos u. a. m., theils in das atlantiſche, wie der Connecticut, Delaware, Hudſon, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüſſe in den 1800 Q. M. großen Oberſee, theils in den Golf von Mexiko, wie der Colorado, Rio-Bravo u. a. m. Dieſe Maſſe von Gewäſſern, ſo wie die ungeheuren Waldſtrecken, welche einſt ganz Nordamerika bedeckten, erklären das kältere, feuchte Klima dieſes Welttheils; daher ſtrömt in vielen Gegenden noch einmal ſo viel Waſſer aus den Wolken herab, als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter gleicher Breite liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, daher hat das Rennthier, welches in Europa erſt unter dem 60° einen ihm angemeſſnen kalten Wohnſitz findet, in Amerika ſeine Heimath ſchon unter dem 42°, und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerika ſchon unter dem 53° geſehen; daher gedeiht in den vereinigten Staaten erſt ſeit Kurzem der Anbau des Weinſtocks, jedoch bisher nicht nördlicher als Penſylvanien; daher endlich hört in den öſtlichen Ländern Nordamerika's ſchon mit dem 60° alles Wachsthum der Pflanzen auf. Dieſer Mangel an Wärme hat auch den Fortſchritt der Bildung der urſprünglichen Bewohner von Nordamerika zurückgehalten. Die amerikaniſchen Nationen, Indianer genannt, ſtammen in den weſtlichen Ländern wahrſcheinlich von den Tataren und andern Völkern des nördlichen Aſiens ab, wie man aus der Uebereinſtimmung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der Völker Nordaſiens mit denen in N. A. ſchließt, welche Uebereinſtimmung auch in Anſehung der Thiere ſtatt findet. Unter ihnen nennen ſich die jetzt faſt ausgerotteten Illinois und Blenilenape's die urſprünglichen und echten Menſchen. An Schönheit übertreffen die Oſagen alle übrigen Stämme. Mit den Oſagen iſt der vielverzweigte Stamm der Arkanſas verwandt. Alle dieſe Urvölker lebten zur Zeit der erſten europäiſchen Anſiedelung, und leben zum Theil noch von der Jagd, unter ſich in fortwährende Familienkriege verwickelt; kein einziges hielt Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand ſich nur Ein Volk, das auf einige Bildung Anſpruch machen konnte: die Mexikaner oder Toltekas. Dieſes Volk ward von den Spaniern (ſ. d. Art. Cortez) ſeit 1518 unterjocht und ſpäterhin chriſtianiſirt. Doch hat man auch in den Miſſiſippiländern und am Ohio Denkmäler einer höhern Bildung der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Feſtungswerke bilden, pyramidaliſche Erdkegel, von Ziegelſteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines frühern Anbaus, von welchem ſelbſt die Sage untergegangen iſt (vgl. d. A. Amerika in dem N. C. L. I. Lief.). Nordamerika's neuere Bildung iſt ſpaniſchen und brittiſchen Urſprungs; ſpäter ließen ſich Franzoſen

56*

(z. B. in Kanada, in Louisiana) und Deutsche in größrer Zahl daselbst nieder (vgl d. Art. Vereinigte Staaten.). Die ersten Ansiedelungen gründete Walter Raleigh 1586, an dem Theile der atlantischen Küste, den er zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth Virginien nannte; doch gedieh dieselbe erst seit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward (vgl. d. Art Penn.) Die europäische Bildung, welche seitdem das östliche Küstenland in einen freien Weltstand verwandelt hat, und die nördlichen Länder mit dem brittischen Volke durch Gesetz und Handel immer inniger verknüpft, breitet sich jetzt durch planmäßig angelegte Straßen, Kanäle, Handels- und Militärposten und fortgesetzte Entdeckungsreisen auch in den Wald- und Steppenländern des innern Nordamerika's aus, und siedelt sich selbst auf dem westlichen Küstenlande mit Erfolg an, um hier ebenfalls die alte Welt mit der neuen zu verbinden. In dieser Hinsicht hat man die freien Urstämme der nordamerikanischen Völker, nach ihren Sprachen, Sitten und Gebräuchen näher erforscht, um sie mit dem europäischen Leben bekannter zu machen. Am meisten ist dies bei den Creeks und den Cherokesen gelungen. Diese haben wenigstens ordentliche Häuser, Viehstand und Kleidung; einzelne von ihnen sind sogar wohlhabend und lieben die Bequemlichkeiten und Genüsse der Europäer. Außer ältern Reisewerken, welche die Völkerkunde N. A's betreffen, unter deren das wichtige von Isaac Weld, Lond. 1799 erschien, sind vorzüglich reich an neuen Beobachtungen und Forschungen: Adair's History of the American Indians; Sam. Farmer Jarvis: On the religion etc. of the Indian Tribes. Neuyork 1820., des evangelischer Predigers Heckewelder Nachr. v. d. Gesch. der Sitten nnd Gebräuche der indianischen Völkersch. a. d. Engl. (mit den Angaben andrer Schriftsteller, z. B. Carver, Loskiel, Long, Volney, vermehrt), von Hesse und Schulze. Gött. 1821, und des nordamerik. Naturforschers Jos. Nuttall Journal of Travels into the Arkansan Territory. 1819. Philadelphia 1821 m. K. — Wir können hier nur die einzelnen Länder N. A's kurz andeuten. I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreises die von Frost und Schnee starrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland (s. d. Art.) und die 1818 entdeckte Nordküste, welche von einem Volke bewohnt wird, das keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache sich unterschied. II. Die von Eskimos (s. d. Art.) bewohnten Länder an der Hudsonsbai, welche nebst der Bai von den Britten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem brittischen Gouverneur zu Quebeck stehen. An der Ostseite liegt Labrador (s. d. Art.), 20,000 Q. M.; an der Süd- und Westküste: Neu-Wales, 15,000 Q. M. durch den Fluß Churchill in Neu-Nord-, und Neu-Süd-Wales getheilt, reich an Pelzwild, besonders Bibern, und an Fischen. Es hat Waldung und eßbare Beeren Nur im Süden gedeihen Gartengewächse. Man findet Blei, Eisen, Kupfer, Asbest, Marmor, Steinkohlen u. s. w. III. Prinz Williamsland, ungefähr 50,000 Q. M. groß, zwischen der Baffins- und Hudsons-Bai, des Anbaus unfähig, und nur im Süden an der Repulse-Bai bekannt. IV. Die Länder der freien Indianer (40 — 72° nörd. Br.) zwischen Neu-Wales, dem Eismeere, der Westküste, den spanischen Provinzen und den vereinigten Staaten. Hier entspringen der Missisippi und der Missuri. Eine Menge durch Flüsse verbundner Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler; daher hat der von den vereinigten Staaten mit Großbritannien den 12. Oct. 1818 abgeschlossne

Handelsvertrag die Grenzen beider Völker hier so bestimmt, daß der Parallelkreis der 49° westlich von Mississippi, vom Waldsee (Wood-lake) an bis zu dem Felsengebirge (Rocky Mountains) das Gebiet der vereinigten Staaten von dem brittischen Gebiete scheidet, das Land jenseit dieser Gebirge aber bis an den stillen Ozean während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet sein soll. Die Ureinwohner sind mehrere hin und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tschipewäer, Nadowessier, Missurier, Knistanoer im Süden, die Kupfer-Indianer, die Zänker-Nation, die Hasen-, die Biber-Indianer und Andre im Norden, meistens Jäger und Fischer. Die südlichern Gegenden haben herrliche Eichen-, Cedern-, Ahorn- und andre Wälder. Es gibt daselbst Elend- und Rennthiere, Auerochsen, Ochsen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, sehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächst europäisches Gemüse. Man findet Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol u. s. w. V. Die von rohen Jäger- und Fischernationen bewohnten Länder 600 Meilen längs der Nordwestküste, vom Kap Mendocino 40° bis zum Eiskap 72° nördl. Br. mit vielen Buchten und Inseln. Hier haben sich des Pelzhandels, besonders des jetzt nicht mehr so einträglichen Seeotterfanges wegen Russen, Britten und Amerikaner angesiedelt. a) Die russischen Niederlassungen am Norfolksund, 57° nördl. B., oder Neu-Archangel, hat der Kaufmann Berrenof, Direktor der Pelzwerks-Handelsgesellschaft, 1792 gestiftet. Ferner gehören zum russischen Amerika die Halbinsel Alaschka und die Insel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St. Paul. Im J. 1818 hatte Rußland den vereinigten Staaten alle seine Ansprüche auf die am stillen Ozean südlich vom 56° nördl. B. liegenden Länder abgetreten, neuerlich jedoch wieder einen Theil dieser Küste behaupten wollen (vgl. d. Art. Vereinigte St.). b) Die amerikanischen Niederlassungen, gegenwärtig in einer Strecke von funfzehn Breitengraden, von 41 bis 56°; die wichtigste davon ist die am Columbiafluß. c) Die brittischen Niederlassungen in Neu-Albion und am Nutka-Sunde beschränken sich auf die 1730 Q. M. große Insel Vancouver (nach dem berühmten Seefahrer so genannt, der diese Küste genau erforscht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz von Wales- und die Königs Georgs III. Inseln. Ueber die Küste selbst, vom 40° an südlich behauptet das Gouvernement in Mexiko sein früheres Besitzrecht. VI. Das brittische Nordamerika (ohne Labrador und Neu-Wales), 40 000 Q. M. groß, besteht aus sechs Gouvernements: a) Neu-Foundland (s. d. Art.). b) St. John begreift mehrere Inseln im Lorenzbusen; Hauptstadt Charlestown. c) und d) Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, zusammen Akadien s. d. Art. Neu-Schottland. e) Kap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfischfanges wegen wichtige Insel vor dem Lorenzbusen, 112 Q. M. mit 3000 Einw. f) Das brittische Kanada, 36,000 Q. M. mit 600 000 Einw., die unter einer freien, der brittischen ähnlichen Verfassung leben; ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzstrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die besonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzosen haben dieses Land, das sie zuerst entdeckten und kolonisirten, bis zum pariser Frieden von 1763 besessen. In Unterkanada sind die meisten Einwohner französischer, in Oberkanada englischer Herkunft. Von Ureinwohnern gibt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die sogenannten sechs Nationen oder Irokesen. Unter ihnen haben die Britten des wichtigen Pelzhandels wegen Faktoreien und Forts. Die Hauptstadt ist Quebeck

(s. d. Art.); in Oberkanada ist es York am Ontario-See. Montreal und Kingston sind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel ist, um die Wilden zu übervortheilen, daher das physische und moralische Verderben unter mehrern wilden Stämmen so zunimt. VII. Die vereinigten Staaten (s. d. Art.), nebst den 1819 damit verbundnen Florida's, in welchen noch viele theils den Amerikanern befreundete und an Landbau sich gewöhnende, theils wilde und kriegerische Stämme leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. VIII. Das bisherige spanische Nordamerika, (vgl. d. Art. Südamerikanische Revolution), welches Alex. von Humboldt (s. d. Art.) uns zum Theil genauer bekannt gemacht hat, erstreckte sich nördlich bis zur Mission St. Francisco an der Küste von St. Crux, und begreift a) das Vicekönigreich Neu-Spanien (s. d. Art. Mexiko), 42,652 Q. M. mit 7½ Million Einw. Zu ihm gehörte auch Neumexiko (Hauptstadt Santa Fé am Rio del Norte) mit der Halbinsel Kalifornien. b) Die General-Capitanie Guatimala, 15,500 Q. M. mit 1½ Million Einw. Zu ihr gehörte auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden ist fruchtbar und mit zahllosen Heerden bedeckt. Man baut Getreide, Mais, Zucker, Baumwolle, Kakao, besonders Indigo. An der Mosquitoküste (mit der Stadt Balize) so wie in Altmexiko, in der Provinz Yukatan an der Hondurasbai haben die Engländer einige Niederlassungen, aus welchen sie die schönsten Holzarten, z. B. Kampescheholz, ausführen. K.

Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer Krieg, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Norden (Friedrich Ludw.), wurde 1708 zu Glückstadt in Holstein, wo sein Vater als Oberstlieutenant von der Artillerie angestellt war, geboren und trat 1722 in das Seekadettencorps. Herr Delerche, Großceremonienmeister am dänischen Hofe, bemerkte zuerst die glücklichen Anlagen des jungen Norden, stellte ihn dem Könige vor, und erlangte für ihn die Erlaubniß und die Mittel zu reisen. Der Hauptzweck der Reise, welche der junge Norden zunächst in das mittelländische Meer machte, war, die Bauart der Ruderschiffe zu studiren. Nachdem er sich hauptsächlich in Marseille und Livorno hiermit beschäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem damaligen Könige von Dänemark, Christian VI., den Befehl, nach Aegypten zu reisen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr trat er, mit Genehmigung des Königs, als Freiwilliger in englische Dienste. In der Absicht, seine Gesundheit wieder herzustellen, ging er hierauf nach Paris, wo er 1742 starb. Die Beschreibung seiner Reise nach Aegypten hat die königliche Akademie zu Kopenhagen unter dem Titel: Voyage d'Égypte et de Nubie, 2 Bände Folio, 1751 herausgegeben. Dieses Werk wird sowol wegen der Glaubwürdigkeit der darin enthaltnen Nachrichten, als wegen der äußerst lehrreichen Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geschätzt.

Norderneier Seebad, auf der Insel Nordernei an der Küste von Ostfriesland. Die ganze Insel scheint ehemals mit dem festen Lande zusammengehangen zu haben; und noch jetzt gibt es zur Zeit der Ebbe von der ostfriesischen Küste aus dahin einen Fußweg. Die ganze Insel kann in vier Stunden umgangen werden. Sie besteht auf der südöstlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 Fuß hoch, zwischen welchen schön bewachsene Thäler sind, und welche die Wohnung zahlloser Bergenten und andrer Vögel ausmachen. Sie

schützen die bewachsene nordwestliche Seite, gegen Stürme, und verschaffen so dem hier gelegnen Dorfe Schutz, das 106 Häuser mit einer Kirche, einem Bade- und Gesellschaftshause, und überhaupt 550 Einwohner, meist Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder sind am Nordweststrande und haben derben, sandigen Wassergrund. Die warmen Bäder nimt man in den Häusern der Einwohner oder im Badehause. Ueberall herrscht die musterhafteste Reinlichkeit. Das Gesellschaftshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel gespeist wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor denselben ist ein Gehölz mit der Aussicht nach der See.

Nordhausen, eine vormalige, freie Reichsstadt, gehört jetzt zum preußischen Regierungsbezirke Erfurt in der Provinz Sachsen. Sie liegt an der südl. Seite des Harzes, am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist altmodisch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt, und hat ein Gymnasium, wohleingerichtete Töchterschulen, sieben Kirchen (mit dem jetzt aufgehobnen katholischen Stifte St. Crucis) 1400 Häuser und 9000 Einwohner, welche sich hauptsächlich vom Branntweinbrennen, vom Getreide- und Oelhandel auch Viehmästung ernähren. Bloß die Branntweinbrennereien und der Viehhandel setzen über eine Million Thaler in Umlauf. Der Oelhandel ist gleichfalls wichtig, indem 16 Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl liefern. Auch befinden sich hier Fabriken von gebrannten Wassern, die Vitriolöl, Scheidewasser, Hirschhornöl, dampfenden Salzgeist, Salpetergeist, Weinsteingeist, Ziegelsteinöl und Weinsteinsalz verfertigen, desgleichen Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, ansehnliche Gerbereien und Marmorschleifereien.

Nordische Mythologie ist ein Werk der Skalden, d. i. der alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie die Religion und Bildung häufig von der Poesie ausging, so auch hier. Und zwar gab auch hier die Kosmogonie den Grund der Religion; eine Kosmogonie, deren Groteskes zugleich von der wilden Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugt, wo sie entstand. Hier ist das Wesentliche von ihr. Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach Allem schnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüsse, Eliwagar genannt, gehen aus diesem aus. Als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltne Saft verhärtete, da rannen sie nicht mehr sondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war Licht- oder Feuerwelt (Mußpellheim, Mispelheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, aus dieser heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte auf den Reif (Sonnenstrahlen aus Mispelheim sich mit dem Froste aus Niflheim begegneten), so schmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch dessen Kraft, der den Wind gesendet, lebendig, und es entstand daraus Ymer, der Riese des Eises. Diesem wuchs unter seinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung des Frostes und der Hitze entstand aber auch die Kuh Audumbla, deren Euter vier Milchströme entflossen, von denen Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages

that, siehe da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nennt. Dessen Sohn war Bör, welcher Belsta, des Riesen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieser zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs waren gut, die Kinder Ymers bös; beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erschlugen die Söhne Börs den Riesen des Eises, zogen seinen Leichnam in den Abgrund und schufen daraus die Welt; aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haar das Gras, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagnen Kiefern. Aus seinem Kopfe aber machten sie den Himmel, den sie über die Erde mit seinen vier Enden setzten, an deren jedes sie einen Zwerg stellten, Austre, Westre, Sudre, Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflognen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Einst aber wandelten die Söhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Diese hoben sie auf und schufen daraus zwei Menschen; das Männlein nannten sie Askur (Esche), das Weiblein Embla (Erle). Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Diese Weltentstehungslehre spricht sich selbst aus als nordische Naturdichtung. Wir sehen die Natur aus dem Tode des Winters in's Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordlande konnte sie nicht anders als aus dem Riesen des Eises hervorgehen; bös aber muß dieser sein, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weist uns Alles auf physikalische Allegorie hin, die in der That nicht schlechter ist als in andern Mythologien, ja zum Theil wol sinniger. Dahin gehören folgende Nachträge zur Kosmogonie, die noch nicht beendigt sein kann, weil Tag und Nacht, Sonne und Mond noch nicht entstanden sind. Von deren Entstehung aber lautet es also: Der Riese Finster (Niörwi, Narsi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), schwarz und düster wie ihr Geschlecht. Diese vermälte sich dreimal und zeugte zuerst mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie seines Vaters Geschlecht. Alfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, führte sie hinaus an den Himmel und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume seines Gebisses behaute. Dagurs Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari (Achsebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf seiner Tochter Schönheit, vermählte er sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieser Anmaßung, nahmen beide Kinder und versetzten sie in den Himmel. Sool mußte die Rosse lenken, die der Sonne Wagen ziehen, Maan die Rosse an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme desselben wachen. So weit mag die älteste Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Riesenstämme emporwachsen und in göttliche Aeste und Zweige ausschlagen. Merkwürdig ist es, daß auch hier Riesen um den Abgrund der Zeit

lagern und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So sind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyklopen die Ahnherren der Götter. Hier, wie dort, geht es von Naturideen aus und auf sie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Göttersystem das alte, und in die Naturideen mischt sich historischer Stoff. Das Alte und Neue aber scheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterscheiden. Jener war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von seiner Vermählung mit dem Erdkreise, seiner täglichen Liebschaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Elements zu trinken, von seinen mit den Dünsten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle diese Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorsteher des Asenrathes, übergetragen. Asen (Asiaten) heißt das neue Göttergeschlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abstammte. Aus nordischen Chroniken ergibt sich, daß in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines asiatischen Volkes, der Asen, Führer, vom kaspischen Meere und dem Kaukasus her, wahrscheinlich von der Römern gedrängt, nach Nordeuropa vordrang. Nach Nordwest vom schwarzen Meere ging sein Zug durch Rußland, dem er, der Sage nach, einen seiner Söhne zum Herrscher gab, so wie nachher den Sachsen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das seinen fünften Sohn, Skiöld, als Herrscher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf regierte, der dem wundersamen Fremdlinge und seiner Lehre huldigte. Bald erhob er sich dort zum unumschränkten Herrscher, baute sich Sigtuna zum Mittelpunkte seines großen Reichs, begründete eine neue Gesetzgebung und einen neuen Gottesdienst. Er selbst nahm den Namen Odins an, setzte die Priesterschaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Erfinder der Runen machte er sich auch als Zauberer gefürchtet. Die Asen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, sind folgende: Odin, der Gott der Götter, der erste und älteste Aller, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er sitzt auf dem erhabnen Throne, allein mit sich, sich selbst betrachtend. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga stammt das Göttergeschlecht, und er heißt deshalb Alfadur, Allvater, nach Andern richtiger Walfader, Vater aller im Kampfe Gefallnen (ein Name, der ihm als Vorsitzer der Walhalla gebührt). Frigga, des Götterkönigs erhabne Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Söhne beider sind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer, Midiner (der Zermalmer), auch das Härteste zermalmt; und Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredtsamkeit und rechtlichen Entscheidung, der Unschuldige, welcher im Glanze, ähnlich der Lilie, einhertritt, und dem zu Ehren die weißeste Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanne, Gewars Tochter, seine Gemahlin, bewundert mit bescheidnem Auge den Geist des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forsete, den friedlichen Sohn, der dem

Regenbogen vergleichbar ist, wenn er aus der Wolke der Nacht herabsinkt. Er schlichtet allen Streit, denn Alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit versöhntem Herzen zurück. Sein Palast Glitner ruht auf goldnen Säulen. Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß Alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums. Mit seiner Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergriesen Thiasse, erzeugte er Frei und Freia, beide schön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher schwebt im Lichtkleide des Frühlings, ist Beherrscher der Sonne, und von seiner Güte hängen Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrscht er. Statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldnen Borsten. Gerda, Gymers Tochter, ist seine Gemahlin. Freia, Fräa, ist eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die sanfteste und gütigste aller Göttinnen ist sie eine Freundin des süßen Gesanges und erhört die Menschen so gern. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Nossa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gersemi. Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthige Krieger stehen in seiner Gnade, obschon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs ist, sondern vielmehr der Stärke und Unerschrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleichs. Sehr verschieden von ihm ist sein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunst, die nach ihm Bragur heißt. Er erscheint mit goldner Telyn und belebt die Saiten, daß sie lieblich ertönen. Seine Gemahlin ist Iduna, welche die Aepfel der Unsterblichkeit bewahrt, die sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldnen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. Söhne Odins sind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, stark wie Thor, der Gott der Verschwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlaufen, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinns; sein Gebiet ist Ydalir, d. i. die Regenthäler. Von sehr geheimnißvollem Wesen sind folgende Götter; Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, dessen starke That die Götter nicht vergessen, dessen Namen sie aber nie mögen aussprechen hören. Heimdall (Himindal), ein Sohn von neun Riesenschwestern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, ist Wächter am Bifrost, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Riesen. Sein Auge sieht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört wachsen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. Unter den Göttinnen sind noch zu bemerken: Saga, die erste nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Gesione, Göttin der Keuschheit, die selbst Jungfrau, alle keusche Jungfrauen schützt und sie, sterben sie unvermählt, in ihre himmlischen Wohnungen aufnimt; Fylla, jungfräulich wie Gesione, mit schönen Locken und goldnem Stirnband, ist Vertraute der Geheimnisse Frigga's, so wie Gna, die einher fliegt mit dem Strahle der Sonne, ihre Botschafterin. Hlyn (Lyna), die Sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundschaft und Huld, schließt sich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Sidna,

welche die ersten süßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt und zu wechselseitiger Erhörung stimmt; Löbna (Löffna), mit der Macht begabt, alle entzweite Liebende zu vereinigen und zu versöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört und, eine strenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittsamkeit, ist die Schützerin der sittsamen Jünglinge und Mädchen. Wöra, der Allerforschenden und Prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innersten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. Eine große Esche (oder einen Eschenhain) gibt es, Ygdrasil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen und unter Hela. An der mittlern Wurzel ist der Brunnen der Weisheit, Mimers Brunn; an der himmlischen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen Urda, Werandi, Skulda, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie sind es, die den Rath der Götter, des Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder strafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen (Rotatoskr) läuft auf und ab am Baum; vier Hirsche (Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor) durchstreifen seine Aeste und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen; über dem Brunnen singen zwei Schwäne. Was kann man hier Andres hören als Heimdalls Lied vom Schicksal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter? Ewig erschallen hier diese Stimmen, denn die Nornen,

Sie setzen Gesetze, bestimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schicksal.

Die Götter selbst suchen die Weisheit der Nornen zu erforschen, der ernsten und erhabnen Göttinnen, die über Alles walten. Deßhalb wurden sie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Kapellen, in denen man sie um das Schicksal befragte. Die Walkyrien oder Disen sind furchtbar schöne Wesen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schoß unsterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Ursprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erschlagner, woher Wahlplatz, Kyria, küren, wählen). Furchtbar und schrecklich erscheinen sie im Gesange eines Skalden, daß man sie für die grausamsten Wesen halten möchte. Allein wir finden sie als die schönen Jungfrauen Odins, sitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Rossen. Die Helden schmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren also keine schrecklichen, sondern die angenehmsten Botschafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückseligkeit führten. Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrscheinlich eine allgemeine Befestigung des Himmels, von wo die Brücke Bifrost zur Erde niederging. Asgard umschloß die Paläste der Götter.

Da war Walaskialf, der silberne Palast Odins und alle die schon genannten. Mitten im Asgard, im Thale Ida, war der Versammlungsplatz der Götter, wo sie niedersaßen zum Gericht. Dieser Platz war vor allen geschmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Palast der Freundschaft und Liebe, und Glasor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palast mit Hainen und schönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier ist das selige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber sind geheilt, sobald das Horn des Gastmals ertönt; dann schwelgen die Helden in Enherium-Ol, und die schönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die Zahl der Helden, die sich daselbst befinden, ist unaussprechlich groß, und wird sich in's Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünschen, daß sie noch größer sein möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Umstand nöthigt uns, einen Blick auf den bösen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Riesen Farbaute und der Laufeya, ist, wenn kein Gott, doch ein höheres, übermenschliches Wesen, zwar schön von Körper, aber arg von Geist. Mit der Riesin Angerbode (Botschaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrscht in Niflheim; ihr Saal heißt Elidnir (der Schmerz), ihr Bette Kör (Krankheit), ihr Tisch Hungr (Hungersnoth), ihre Diener Ganglati und Ganghöl (Säumniß und Langsamkeit). Alle, die an Krankheit und Alter starben, wanderten hinab in ihre düstere Behausung. So stehen sich denn Asgard und Niflheim als Sein und Nichtsein entgegen, und die philosophirende Phantasie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Sein siegen werde. Daraus entstand eine Sage vom Untergange der Welt, so nordisch und ungeheuer wie jene von ihrer Entstehung. Drei schreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabstürzen, die Kälte streng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen sein, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies ist das Zeichen, daß die Erde zusammenstürzen und die große Götterdämmerung (so heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund stößt, verschlingt dann das All, während aus Mußpellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geschieht. Der Himmel wird von diesen Riesen erstürmt, und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdall als Wächter dahin gestellt, und deshalb freuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere steigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menschenpaar, Lift und Liftrasor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle, — ein gegen Mittag am Ende des Himmels befindlicher herrlicher Aufenthalt, — und Nastrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer be-

wohnen, wenn Surturs Flamme verloschen ist. Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. Ueberlieferer dieser Sagen sind, außer der Edda, Prokopius von Cäsarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den historischen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Rühs sehr verschiedne, zum Theil widersprechende Meinungen (s. Edda); die Untersuchung kann aber noch nicht als geschlossen angesehen werden. Ob diese nordische Mythologie auch germanische sei, ist eine andre Streitfrage gewesen. Auf jeden Fall sind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Ursprungs, und es dürfte wenigstens nicht zu leugnen sein, daß, so wie mehrere germanische Völker über den Rhein gingen, von Norden und Osten her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachsen diese Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch viel mehr umfassen müssen als diese nordische, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. Die neuesten und vorzüglichsten Schriften über die nordische Mythologie sind Nyerup's Wörterbuch der skandinavischen Mythologie, aus der dänischen Handschrift von Sander, Kopenhagen 1816, 8.; und die treffliche Abhandlung von Münter, die Religion des Nordens vor den Zeiten des Odin, in Stäudlin's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 3. Band 2. Stück 1816. dd.

Nordlicht, Nordschein. Dieses merkwürdige Meteor (s. d. Art.) besteht in einem starken, hochrothen oder feuerfarbnen Lichte, welches sich am nördlichen Himmel sehen läßt, und aus welchem helle Lichtsäulen gegen den Scheitelpunkt emporsteigen. Seine Erscheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht fast noch nie Statt gefunden. Am häufigsten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Portugal ist das südlichste Land, wo man bis jetzt diese Erscheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt ist. Je mehr man sich dem Norden nähert, desto häufigre und stärkere Nordlichter kann man sehen. Celsius beobachtete deren von 1716 bis 1732 zu Upsala in Schweden 224. Schon die Alten sind aufmerksame Beobachter dieser Erscheinung gewesen. Aristoteles beschreibt ein Meteor, welches unser Nordlicht gewesen zu sein scheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserscheinungen, die unsern Nordlichtern gleichen. Indessen hat man erst seit dem 5. Jahrh. nach Chr. Geb. genaue Beobachtungen über dieselben. Unter den neuern Physikern erklären einige das Nordlicht für eine magnetische Materie, die dem Nordpol der Erde entströme, und stützen sich dabei auf die Abweichung der Magnetnadel während dieser Erscheinung. Einige wollen auch eine ähnliche Bewegung aller messingnen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben, was von Andern geleugnet wird. Nach Euler's Meinung entsteht das Nordlicht, gleich dem glänzenden Schweif der Kometen, durch die Wirkungen der Sonnenstrahlen auf die Lufttheilchen unsrer Atmosphäre. Andern Ansichten zufolge besteht es aus phosphorescirenden Dünsten in derjenigen Atmosphäre, wo eine sehr verdünnte Luft die Entstehung wässriger Dünste unmöglich macht. Auch erklärt man das Nordlicht als ein bloßes optisches Meteor daher, daß der Widerschein des um den Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eises und

Schnees aus dem dortigen Dunstkreis durch einen zweiten Wiederschein unsern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Elektricität in Verbindung gesetzt. Diese letztre Meinung ist in den neuesten Zeiten die gewöhnliche und von Franklin besonders unterstützt worden. Da nach seiner Ansicht die in einem beständigen Strömen von Süden nach Norden begriffne und durch Wolken dahin geführte elektrische Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols sich hier nicht in die Erde entladen kann, so wird sie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu steigen und sich durch den an beiden Polen sehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indessen hat bis jetzt keine einzige dieser Hypothesen alle Eigenthümlichkeiten des Nordlichts genügend erklären können.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, mit einem Gebiete von $1\frac{1}{2}$ Q. M. und 7000 Einw., kam 1802 an Baiern und liegt im baierschen Rezatkreise, am Bach Eger, mitten im Rieß. Sie ist der Sitz eines Landgerichts und hat gute Woll-, Lein- und Zeugmanufakturen, Färbereien und starken Kornhandel. Der größte Theil der Einwohner ist evangelisch. Hier fiel 1634 die Schlacht vor, in welcher die siegreichen Schweden zum erstenmal auf deutschem Boden geschlagen wurden s. Dreißigjähriger Krieg. Auch die Schlachten von 1645, 1796 und 1800 haben die Stadt merkwürdig gemacht.

Nordpol, s. Pol.

Nordpol-Expedition. Schon vor beinahe 50 Jahren suchte Barrington (s. dessen Schrift: the Possibility of approaching the North Pole asserted. With an appendix, by Col. Beaufoy, Lond. 1818.) zu beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten die arktischen Meere vom Eise hinreichend frei wären, um sich dem Pole nähern zu können. Die englische Regierung schickte daher 1773 den Kapitän Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ nördl. Br. hinderten ihn Eisfelder weiter vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsstraße bis 70° 44′ nördl. Br. oder bis zum Eiskap, der nördlichsten Spitze der Westküste von Nordamerika, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Diese und andre Versuche der Engländer, Russen und Holländer haben ziemlich zuverlässig gezeigt, daß sich die nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in das stille, oder ein schiffbarer Weg um Asiens Nordküste in die Beringsstraße nicht ausfindig machen lasse. *) Dagegen hoffte man, und die Polisten, wie Barrow (in seiner Chronological History of Voyages into the polar regions, Lond. 1818.) u. A. hoffen noch jetzt, daß der viel kürzere nordwestliche Weg, aus der sogenannten Baffinsbai **),

*) Zwar soll der Kosake Simön Deschnew im J. 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsstraße) geschifft sein; auch versichert der russische Historiograph Müller, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakußk entdeckt zu haben, allein dessen ungeachtet wird diese Seereise bezweifelt.

**) Bekanntlich entdeckte Davis im J. 1587 den Eingang (die Davisstraße) in die große Bai zwischen der Westküste von Grönland und der Ostküste von Nordamerika. Forbisher hatte bereits 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudsonsbai durchschifft. Baffin untersuchte (1616) die nördlichen und östlichen Gegenden des nach ihm genannten Golfs, in welchen die Davisstraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Westseite desselben fand er unter 74° 30′ nördl. B. eine Einfahrt, die er Lancasters-Sund nannte, die er aber nicht weiter untersuchen

um Amerika's Nordküste, da wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer (was aber noch bezweifelt wird) fallen (s. d. Art. Nordamerika), herum bis zum Eiskap und der Beringsstraße, und daß der kürzeste, der Polarweg selbst, wahrscheinlich nicht ganz vom Eise verschlossen seien. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismassen umlagerten Küsten hingesteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 englische Meilen im Durchmesser habe und zwischen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, so wie in steter Bewegung sei, und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offne Straße finden. Sie berufen sich auf folgende Thatsachen: das Polarmeer ist an Spitzbergens nördlicher Küste offen; die Russen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° nördl. Br., wo auch Damhirsche sich vermehren. Beides ist nicht der Fall auf Nowaja Semla (75° nördl. Br.), daraus schließt man, daß dort die Witterung gelinder sei, als hier. Uebrigens ist die Kälte an der östlichen Küste schärfer als an der westlichen. Nun haben sich seit etwa fünf Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Westen dauernd war) ungeheure Eismassen in der Gegend von Grönland aufgelöst; vielleicht die Folge ihrer wachsenden Schwere, oder von Erderschütterungen, oder von mehrern auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die seit 1815 bis an den 40° nördl. Br. herabschwimmenden Eisberge und Eisinseln von weitem Umfange. Ueberdies haben mehrere Wallfischfänger ausgesagt, daß seit Kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Ostküste von Grönland wieder sichtbar geworden sei. Endlich machen sowol die Strömungen, welche von Norden der durch die Davis- und die Beringsstraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch eine stete kreisförmige Bewegung und Abwechselung der Gewässer zwischen dem stillen und atlantischen Meere in der nördlichen Hemisphäre erhalten wird, so wie das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küsten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehrere Beispiele von Wallfischen, die nach der Bezeichnung der in ihnen stecken geblieben Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeschlossen worden waren, und die man südlich von der Beringsstraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisstraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher sogenannte Baffinsbai oder durch das Polarbecken sehr wahrscheinlich. *) Historischen Nachrichten zufolge ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland erst seit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Denn die daselbst schon im J. 983 von Erich dem Rothen angelegte dänische Kolonie hatte den besten Fortgang gehabt, allein die Küste selbst war seit 1406 durch das Eis, welches sich dort festgesetzt halte, so unzugänglich geworden, daß die Gemeinschaft mit jener wahrscheinlich vernichteten Ansiedelung bis jetzt nicht wieder hergestellt werden konnte.

konnte. Hudson (1610), Jones, Middleton (1742) u. A. bestimmten die westlichen, südlichen und nördlichen Grenzen der Hudsonsbai. Später drangen Hearne (1771) von der nordwestlichen Niederlassung der Hudsonsbai-Compagnie, und Mackenzie (1780) von denen der Nordwest-Compagnie aus, beide zu Lande, gegen Norden vor. Hier fanden sie unter 69 bis 71° nördl. Br. ein Meer, in das sich zwei Flüsse ausmündeten, und Letztrer entdeckte daselbst die Wallfischinsel. Man glaubt, daß dieses Meer das Eismeer des Nordpols sei.

*) Nach Krusenstern ist im J. 1817 das Schiff Neptun bis 83° 20′ nördl. Br. gekommen; allein es hat keine Kunde gebracht von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen unter dem 82° liegen soll.

Seit dieser Zeit hat auch der Boden Islands, der einst mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft seiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhängen, sich zuerst etwa ein Jahrhundert nach der Festsetzung des Eises längs der Küste von Grönland, in den letzten Jahren aber (seit der Abnahme des Polareises) sehr selten gezeigt hat. Auf die Thatsachen und Beobachtungen gründet sich nicht nur die Meinung, daß das Polareis eben so, wie es allmälig sich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, sondern auch die Vermuthung, daß Grönland, dessen Ostküste man bis 80° nördl. Br. kennt, und dessen Westküste bisher nur bis 77° 30′ untersucht war, eine Insel sei, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenseit des Eiskaps mit Neusibirien und mit Nordasien zusammenhänge. Dies Alles bewog die englische Regierung im Sommer 1818 eine doppelte Fahrt nach dem Nordpol zu veranstalten. Es sollte nämlich Kapitän Buchan mit den Schiffen Trent und Dorothea zwischen Spitzbergen und Nowaja Semla die Durchfahrt über den Pol in das stille Meer, und Kapitän Roß mit den Schiffen Isabella und Alexander die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringsstraße aufsuchen. Jede Expedition zählte 100 Mann. Befehlshaber und Mannschaft waren auf das sorgfältigste ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Kapitän Buchan kam aber nur (29. Juli 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; hier blieb er drei Wochen lang im Eise stecken und erreichte endlich (10. Okt.) die englische Küste wieder. Kapitän Roß, der vorzüglich die Westküste der Baffinsbai genau untersuchen sollte, drang (9. Aug. 1818) nur bis 75° 55′ nördl. B. (65° 32′ westl. L.) vor. Hier entdeckte er das von ihm so benannte arktische Hochland, arctic Highlands, im nordöstlichen Winkel der Baffinsbai zwischen 76° und 77° nördl. B. und 60° bis 72° westl. L. Es ist ein 120 engl. Meilen weit in nordwestlicher Richtung sich ausdehnendes Küstenland mit vielen eisbedeckten Bergen. Er fand daselbst Moos, Heide und grobes Gras, Wild und Hasen, auch ein großes Stück gediegnes Eisen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Grönländern gleichen, ist der Hund, den sie zum Ziehen ihrer aus Robbenknochen verfertigten Schlitten gebrauchen. Ihre Sprache ist eine Mundart von der eskimoischen. Sie sind von einer schmutzigen Kupferfarbe, fünf Fuß groß, ganz mit ranzigem Thran und Schmutz überzogen. Das Fleisch essen sie roh und gekocht. Ihr König wohnt in der Nähe einer großen Insel in einem steinernen Hause. (?) Sie haben keine Vorstellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder haben, werden sehr geachtet. Ihre Tänze und Gesänge sind von konvulsivischen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten sie durchaus keine Kenntniß. Kapitän Roß fand die meisten Angaben Baffins richtig; seine Entdeckungen fingen eigentlich erst jenseit 74° 30′ nördl. B. an; er erreichte unter 77° 40′ die nördlichste Gränze der Baffinsbai, und das Hauptergebniß seiner Fahrt für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Osten ausgedehnt sich vorstellte. Auch ihn hinderte das Eis, sich der Nordküste ganz zu nähern; und das Wetter war so neblicht, daß sie nach zwölf Wochen (30. Aug.) den ersten Stern erblickten, die Capella.

Uebrigens hielt sich Kapitän Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hatte er den Lancastersund (74° 30′) und, wie aus seinem eignen Berichte erhellt, eine Strecke von 200 engl. Meilen, namentlich die Cumberlandsstraße (63° N. B.), wo sich wirklich eine Strömung zeigte, und Middleton's Repulsebai im Nordwesten der Baffinsbai nicht genau untersucht; denn er kam in diese Gegend erst spät, den 1. Okt., und mußte jetzt nach seiner Vorschrift die eisige Küste verlassen, um die Schiffe sicher zurückzuführen. Die brittische Regierung übertrug daher 1819 seinem Begleiter, dem Lieut. Parry, die Ausführung einer zweiten Fahrt in die Baffinsbai. Dieser drang aus dem Lancastersunde (der folglich kein Sund ist) in das Polarmeer ein, überwinterte in dem Hafen einer unbewohnten Insel, die er Melville's Insel nannte, (74° 26′ 25″ N. B. 113° 46′ W. L. von Greenwich), und kehrte 1820 nach England zurück. Seinen Entdeckungen zufolge erstreckt sich eine fortlaufende Küste längs der Nordseite vom Lancastersund und Barrowsstraße bis 93° W. L.; darüber hinaus, nach der Melville's Insel zu, sind nur einzelne Inseln zu sehen; während auf der Südseite, in westlicher Richtung, zusammenhängendes Land ist, das sich jenseits der Prinz-Regents-Einfahrt nach Westen weit ausdehnt und sodann an eine Eisfläche stößt, die sich bis zu dem, im S. W. der Melville's Insel sichtbaren Hochlande ausbreitet. Das nordwärts von der Barrow'sstraße und Melville's J. aus erblickte Land scheint eine Inselgruppe zu sein, darunter eine von Parry Nord-Devon genannt worden ist. Diese Entdeckungen ließen das endliche Gelingen des großen Unternehmens hoffen, und der muthige Kap. Parry trat mit den auf mehrere Jahre mit Vorräthen aller Art versorgten Schiffen Hekla und Fury im Mai 1821 eine dritte Reise (die zweite unter seinem Oberbefehl) nach dem Nordpol an. Da man aber bis zum Sept. 1823 nichts von dem Erfolge seiner Fahrt gehört hatte, so sandte die brittische Regierung ein Schiff ab, um ihn in den Gewässern der Baffinsbai aufzusuchen. Ganz unerwartet und von seinen Freunden schon als verloren betrachtet, langte indeß Kapitän Parry am 18. Okt. 1823 in England wieder mit seinen zwei Schiffen an, ohne aber seinen Zweck, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, erreicht zu haben. So viel uns jetzt (Anf. November 1823) von seiner Reise bekannt geworden ist, untersuchte er im Sommer d. J. 1821 zuerst die Küsten der Bai Repulse und die eisige Meerenge, welche den Namen ihres Entdeckers Middleton führt. Da sich in keiner dieser Gegenden weder nach Norden noch nach Westen eine Durchfahrt eröffnete: so überwinterten die Schiffe an der Winter-Insel in einer an der Südseite, unter 66° 11′ N. B. und 83° W. L. vorhandenen Bay. Während des Winter-Aufenthalts hatte Parry mit den eingebornen Esquimaux in gutem Einverständniß gelebt und unterhielt, nach dem was er von ihnen erfahren, die Hoffnung, daß er von hier aus, die ersehnte nordwestliche Durchfahrt auffinden werde. Nach dieser Richtung hin ließ er also von allen dort vorhandenen Einbuchten keine undurchsucht, gelangte aber zuletzt doch nicht weiter als an eine Meerenge, welche ostwärts von der Küste des Kontinents von Nordamerika, nordwärts von der nördlichen Inselgruppe, bei welcher Kapitän Parry auf seiner ersten Entdeckungsreise überwintert hatte, begränzt wird, und die jetzt durch feststehendes Eis gesperrt war. Parry hielt sich nun für überzeugt, daß er hier die äußerste Westküste des Festlandes erreicht habe, und

hoffte von hier aus in die westliche Durchfahrt zu gelangen, allein nachdem er in dieser Richtung zwei (englische) Meilen weit bis zu einem verengerten Theil der Meerenge vorgedrungen war, überzeugte er sich, daß das hier feststehende Eis seiner Beschaffenheit und seinem Anstemmen an die Küste nach, zu dem sogenannten „ewigen Eise" gehöre, welches zu keiner Jahreszeit und unter keinen Umständen sich ablöset oder nur im mindesten seine Stelle verändert. Mit dieser Ueberzeugung überwinterte Kapitän Parry unter 69° 20′ N. B. und 81° 50′ W. L. Bei der Wiederkehr der günstigen Jahreszeit (im Sommer 1823) fand er das Eis durchaus unverrückt und unbeweglich, so daß nach keiner Richtung hin an weitres Vordringen zu denken war, und nun trat er den Rückweg nach England an. Parry hält es übrigens auf keine Weise für unwahrscheinlich, daß Sommer eintreten können, wo die Eisschranke, die seine Fahrt diesmal hemmte, bräche, und ist auf jeden Fall der Meinung, daß durchaus kein Land im Wege sei. Um dieselbe Zeit als die Kapitäne Roß und Parry eine nordwestliche Durchfahrt in Amerika's Polarmeere suchten, erhielt der Seekapitän Franklin von der brittischen Regierung den Auftrag zu Lande längst der Hudsonbai und des Kupferminenflusses, bis an die Nordküste von Amerika vorzudringen. Er nebst drei Seeleuten, darunter der Naturforscher und Wundarzt Richardson, langte d. 30. Aug. 1819 in der Faktorei York an der Hudsonsbai an, und durchwanderte nun dem Laufe der Flüsse folgend, eine öde Wildniß, und Schneesteppe von mehrern tausend geogr. Q. M. die von höchstens 120 Familien, aus dem Stamme der gastfreundlichen Crees besucht wird. Von Providenz, dem nördlichsten Posten der Pelzhändler (unter 62° 17′ 19″ N. B.) drang Franklin, von Canadiern als Dolmetscher begleitet, durch noch unbesuchte Einöden vor, mußte aber hier vom Sept. 1820 an zehn Monate lang überwintern. Im Sommer 1821 erreichte er den Kupferminenfluß, und beschiffte zu Ende des Julius die Küste des hyperboreischen Meeres. Seinen Beobachtungen zu Folge, ist dieses Meer schiffbar und hängt östlich und westlich mit dem Weltmeere zusammen. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zurückzukehren, und in der größten Erschöpfung erreichte er d. 17. Dec. einen Posten der Hudsonsbai-Gesellschaft auf der Insel Moose Dear, und am 14. Juli 1822 die Faktorei York, nachdem er überhaupt einen Weg von 5550 engl. Meilen zurückgelegt hatte. Seine Beobachtungen und Zeichnungen enthält die Narrative of a journey to the shores of the polar Sea. Lond. 1823. 4. Eine doppelte Entdeckungsreise nach dem Nord- und nach dem Südpole hat 1819 auch der russische Kaiser veranstaltet. Kap. Ricord von der russischen Marine drang im Juli 1820 im Norden der Behringsstraße vor, und Kap. Weangel sollte die genaue Lage des Nordostkap untersuchen. Der Erfolg dieser Entdeckungsreise ist noch nicht bekannt gemacht worden. Die französische Regierung übertrug im J. 1818 eine ähnliche Unternehmung nach dem Südpole dem Kap. Freycinet, deren Erfolg unter dem Art. Freycinet in der 3. Lief. des N. C. L. berichtet worden ist. Die Aufgabe, eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer zu finden, ist für die brittische See- und Handelspolitik, eben so wichtig, als für die Geographie und für die Wissenschaft überhaupt *) Darum hat eine Parlaments-

*) Für den Handelsweg nach Indien aber dürfte sie keinen Nutzen haben, wie von Zach in seiner Corresp. astronom. aus Le Gentil's Berechnung der Zeit der Passatwinde und des Mousson beweisen will.

akte schon vor längrer Zeit dem ersten Schiffe, das durch die nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pf. Sterl., und 5000 Pfund dem ersten Schiffe zugesichert, das den Nordpol erreicht oder überschreitet. Im J. 1819 setzte der Prinz-Regent noch besondre Preise von 5—15,000 Pfund für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewissen Punkten im arktischen Polarmeere vordringen würden. Sollten jedoch die antipolistischen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Lesslie steht (s. die Gründe der Polisten und den Antipolisten im 1. St. des Hermes, S. XXXVI.), welche das Losreißen der Eismassen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuschreiben und aus chemisch-physikalischen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismassen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten: so werden diese nautischen Versuche wenigstens den Nutzen haben, daß sie die Beschreibung der Nordküste von Amerika und der Westküste von Grönland berichtigen, und daß sie die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und specifische Schwere des Polar-Seewassers, die Schnelligkeit der Strömungen, so wie den Zustand der atmosphärischen Elektricität und deren Zusammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktischen Regionen vergewissern. Von des Kap. John Roß Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bay and enquiring into the probability of a North West Passage, (Lond. 1819, S. 495 4.) wie auch von Parry's Reise (Lond. 1821 reich an naturhistorischen u. a. Nachrichten) sind in Weimar und in Leipzig Uebersetzungen erschienen. Vgl. Lapie's Abh. über die Reisen im arktischen Eismeere von Nordamerika, von Maldonado an bis auf Parry. Allg. Geogr. Eph. X. 2. St. 1822. und den Quart. Rev. N. 49. June 1821; so wie des edinburger Grönlandsfahrer Scoresby Schrift über die Fahrt nach dem Nordpol. K.

Nordpunkt, s. **Mitternacht**.

Nordschein, s. **Nordlicht**.

Nordsee, **Nordmeer**, s. **Deutsches Meer**.

Nordstern, **Polarstern**, ist derjenige Stern, welcher dem Nordpol am nächsten steht. Es ist ein Fixstern von der zweiten Größe, am äußersten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären befindlich, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Daher wird er auch Leitstern genannt.

Nordwind, s. **Winde** und **Boreas**.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutschland zwischen der Save, dem Pelsosee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben. Celtische Völker waren die Bewohner dieser Länder.

Normaljahr heißt das J. 1624, da der Artikel 5. des westphälischen Friedens den erweislichen Besitzstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahrs gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland geordnet werden sollten. Besonders wurde durch diese Bestimmung das Schicksal der geistlichen Güter und Stiftungen entschieden, und die kirchliche Gerichtsbarkeit über katholische Unterthanen evangelischer Reichsstände, so wie die Duldung evangelischer Unterthanen katholischer Reichsstände nach jenem Status quo festgesetzt. Auf die innern Verhältnisse der Verwandten einer und derselben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht

zweier Fürsten in Religionssachen entstand, und die Landeshoheit streitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche schon vorher evangelisch, 1624 aber in den Händen der Katholischen war, nicht angenommen, sondern entschied hier nach dem Besitzstande vor der Wahl des Kurfürsten Friedrich V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutschen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutschen Fürsten in europäische Souveräns hat Manches in den Bestimmungen des Normeljahrs geändert, und jene kirchlichen Rechte mehr als sonst von der Willkür der Fürsten abhängig gemacht. E.

Normalschulen sind Musterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Schulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat (s. d. Art. Schulen.) Jetzt gibt es in Preußen, Würtemberg und mehrern deutschen Staaten Normalschulen nach der Idee der pestalozzischen Methode, von denen sich, weil sie erst im Entstehen sind, noch nichts Befriedigendes sagen läßt. Die von Napoleon errichtete und von Ludwig XVIII. im Febr. 1815 neu organisirte Normalschule in Paris ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Universität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Kandidaten auf drei Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. s. w. bestehenden philologischen Seminaren besonders dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Zucht zusammenwohnen. E.

Normänner, Normannen (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinavien, oder der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich; in England nannte man sie Dänen. Sie waren Abenteurer, die sich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte sie dazu, und ihre Religion begeisterte sie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odin's (s. Nordische Mythologie) wurden die im Kriege Gefallnen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen, wo die größte Glückseligkeit ihrer wartete. Die Normänner fingen ihre ersten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Carls des Großen an, bald bedeckten sie mit ihren Barken die Meere und verheerten nach einander die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerstand entgegensetzte, wurden sie kühner, und unter den kraftlosen Regierungen Carls des Kahlen und des Dicken drangen sie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes und plünderten selbst Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in in der Folge öfter wiederholt, und Carl der Einfältige war genöthigt (912), ihnen einen Theil von Neustrien (die nachmalige Normandie) in Besitz, und ihrem Anführer, Rollo, seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo nahm die christliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erste Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner wurden ebenfalls Christen, und ihre Streifzüge hörten nunmehr auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien stellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die christliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England ward noch von ihnen heimgesucht;

Alfred der Große (s. d. Art.) befreite zwar sein Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanut der Große von Dänemark ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte 1066 ganz England (s. d. Art.); eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden ist, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieses Landes. Auch in Neapel (s. d. Art.) gründeten Normänner von 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugnisse des russischen Geschichtschreibers Nestor waren auch die Wareger (Waräger, Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Rußland stifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geschwächt. Um so weniger konnten sie bei der nachmaligen Umgestaltung Europa's weitere Eroberungen wagen. Ihr Name verlor sich allmälig aus der Geschichte, und er wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt.

Nornen, s. Nordische Mythologie.

North (Lord Frederic), Graf von Guilford, geb. 1732, brittischer Staatsminister von 1767 bis 1782. Das öffentliche Leben dieses Staatsmannes, seine Talente, Fehler und Leidenschaften, seine Verbindungen und Streitigkeiten mit Lord Chatam, Burke, Fox, Pitt u. A. hängen mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges wesentlich zusammen. Er gab das erste Beispiel in der brittischen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anstrengungen bis zur gänzlichen Erschöpfung des Staates beharrlich fortzusetzen, in der Ueberzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt siegen müsse. Pitt folgte diesem Beispiele in dem französischen Revolutionskriege mit mehr Einsicht, Kraft und folgerechter Festigkeit. Kein brittischer Staatsminister ist so gehaßt worden, und keiner hat sich so lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente besaß. Durch persönlichen Ehrgeiz unterschied er sich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des amerikanischen Krieges nicht zur Last gelegt werden. Es war der erste Versuch, den Großbritanien machte, in Amerika's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Kosten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Auch darf man die erste Ursache des Abfalls der amerikanischen Kolonien dem Lord North nicht beimessen; denn Bute hatte zuerst den König zur willkürlichen Besteurung der Amerikaner überredet. Doch widersetzte sich Jener in der Folge den bessern Vorschlägen zur Aussöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich und dehnte, um sich in seinem Posten zu behaupten, das Bestechungssystem mehr als irgend einer seiner Vorgänger aus. Lord North ward nach Charles Townsend's Tode im J. 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er gehörte zu den Tories, oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt; allein er dachte gemäßigt und hatte gefällige Formen. Er besaß viel Geschäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, oft sogar unentschlossen und schwach, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrschte in allen seinen Ansichten eine gewisse Unbestimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und ob er wol in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben schien: so ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. (S. Belsham Memoirs of the Reign of George III., London 1795, 2. Edit.) Eine seiner ersten Ministe-

rialhandlungen war zwar der Vorschlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikanischen Kolonien aufzuheben, jedoch mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten, und dies hatte zur Folge den Kampf mit den Kolonien und Amerika's Freiheit! Vor diesem Kriege erwarb sich Lord North durch seine Verwaltung das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte unter andern die Ernennung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der ostindischen Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat wurde jetzt Oberaufseher und Mitregent der ostindischen Compagnie, indem die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und ein oberster Gerichtshof in Indien ausschließend von der Krone errichtet und besetzt würde. Auch erhielt die Präsidentschaft von Bengalen die politische Obergewalt über die übrigen Präsidentschaften. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber ward nicht gedacht. Um so kräftiger erhob sich die Opposition (Chatam und Burke), als Lord North im März 1774, in Folge des zu Boston über den Theezoll entstandnen Tumults, die Boston-Port-Bill, welche allen Handel nach Boston untersagte und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, so wie die Aufhebung der Verfassung in Massachusett durchgesetzt hatte, und hierauf vorschlug, daß die Krone Kanada uneingeschränkt verwalten sollte. Chatam sprach für die Rechte der Kolonien und warnte die Minister, durch Maßregeln der Willkür nicht einen Bürgerkrieg zu entzünden. Denn schon hatte North's Hafenbill die Sache Bostons zur Sache der amerikanischen Kolonien gemacht. Diese versammelten einen Generalcongreß zu Philadelphia (4. Sept. 1774), protestirten gegen die brittischen Parlamentsakten und beschlossen unter sich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Lord North aber hielt den Krieg für unmöglich, oder für so leicht, daß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben unterließ. Und das Parlament erklärte 1775, auf Lord North's Vorschlag, die Provinz Massachusett sei in Aufruhr. Als darauf Mehrere, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, so trat der Minister mit einem sogenannten Versöhnungsplane auf, dem zufolge England die Ausübung seines Besteuerungsrechts so lange aufschieben sollte, als die Amerikaner sich selbst den Absichten des Parlaments gemäß besteuern würden! und behauptete gegen Burke, der bei dieser Gelegenheit eine seiner berühmtesten Reden hielt, die Stimmenmehrheit. Unterdessen hatte man die friedlichen Anträge der Kolonien zurückgewiesen, und der brittische General Gage die Feindseligkeiten bei Lexington (19. Apr. 1775) zuerst begonnen. Einmüthig erhob sich jetzt Amerika unter Washington. Vergebens protestirten mehrere Lords gegen ein so „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Minister den Verlust der Kolonien bewirken würden. Die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die Sache auf's äußerste, indem er durch die Capturakte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Priese erklären ließ, und um den Widerstand der öffentlichen Meinung in England zu lähmen, die Suspension der Habeas Corpus-Akte vorschlug. Allein nur um so nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England gesprochen und geschrieben; den tiefsten Eindruck auf die Nation machten des Dr. Rich. Price Observations on the Justice and Policy of the War with

America. So ermuthigten Georg III. und sein Minister wider ihren Willen den Freiheitssinn der Völker. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittische Regierung ihren amerikanischen Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens im J. 1773 ohne Widerspruch von Seiten Englands erfolgen konnte. Indeß behauptete der Minister die Stimmenmehrheit im Parlamente. Doch als er die Geldhülfe des Hauses zur Bezahlung der Kronschulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieses Bedürfniß eine Folge des Bestechungswesens und des Mißbrauchs in Ertheilungen von Pensionen sei. Unter den Parlamentsgliedern, welche stets zur Aussöhnung mit Amerika riethen, zeichnete sich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, „die Unmöglichkeit, Amerika zu erobern, selbst wenn man Söldner in den Fleischbänken jedes deutschen Despoten erhandle," zu beweisen, und gegen die Abscheulichkeit, daß Großbritanniens Minister den Tomahawk und das Skalpeisen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung seiner Brüder brauchten, seine Stimme zu erheben. Auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen diese schändliche Verbindung mit Kanibalen. Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein brittisches Heer unter Bourgoyne (16. Okt. 1777) die Waffen streckte, da brach der Zorn des Hauses gegen den Minister los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord North, seine Absicht sei gut gewesen; er wollte gern seine Stelle niederlegen, wenn er dadurch eine Aussöhnung bewirken könne. Doch die Tories stimmten für die Fortsetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich sich mit Amerika verbunden hatte, schlug Lord North selbst (17. Febr. 1778) Unterhandlungen mit den Amerikanern vor; und wollte ihnen mehr einräumen, als sie früher verlangt hatten; er habe, gestand er, stets eingesehen, die Besteurung Amerika's würde nie die Staatseinkünfte vermehren; doch habe er nicht argwöhnen können, daß die von ihm in Ansehung des Theezolls genommene Maßregel so unglückliche Folgen haben werde u. s. w. Allein es war zu spät. Der Congreß bestand auf die Unabhängigkeit der Staaten. Die Unterhandlung zerschlug sich, und die Erbitterung war größer, als je. Die brittischen Befehlshaber gestatteten das wildeste Verfahren; alles übertraf an Abscheulichkeit die Zerstörung von Wyoming. Zugleich bestürmte Fox die Minister mit Anklagen, und Lord North selbst war uneins mit dem königlichen Kabinet; indem er mit dem amerikanischen Congreß, wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenstillstand einzugehen, bereit schien, und dennoch auf die Dauer des Waffenstillstandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indeß gab die Festigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Katholiken und die tolerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, dem Minister ein neues Gewicht. Denn als Großbritannien, obgleich 1779 auch Spanien für Amerika aufgetreten war, den vereinigten Niederlanden, welche Amerika, Frankreich und Spanien heimlich unterstützt hatten, und der im J. 1780 von Rußland geschlossenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg erklärte, weil die Generalstaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten, so tadelten nur wenige Stimmen den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den brittischen Waffen günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit (31. Okt. 1780) sprach zuerst William Pitt,

Lord Chatam's zweiter Sohn, gegen den Minister und für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten griff Fox den Anleiheplan des Lords North an; sein Benehmen gegen Irland, das von ihm bei mehrern Anlässen begünstigt, immer zuversichtlicher nach einer Art von Unabhängigkeit von dem brittischen Parlamente strebte. Dazu kam noch, die gegen Hastings (S. d. A.) den Generalgouverneur in Ostindien, erhobene Anklage. Endlich gab das Unglück des Generals Cornwallis, welcher bei Yorktown in Virginien (19. Okt. 1781) mit 7000 Mann kriegsgefangen wurde, der Opposition ein solches Uebergewicht, daß die Majorität der Minister bis auf eine Stimme herab fiel. Hierauf erklärte sich die Kammer d. 27. Febr. 1782, gegen die Fortsetzung des amerikanischen Krieges, und erinnerte den Lord North an seine Aeußerung, daß er, wenn das Parlament ihm sein Vertrauen entzöge, seine Stelle niederlegen wolle. Dieß bewog den König, am 19. März seine sämmtlichen Minister, bis auf Lord Thurlow, zu entlassen. Also ward, nach Belsham's Ausdruck, „diese infame Administration, die so lange der Fluch des brittischen Reichs gewesen, zur unaussprechlichen Freude aller Stände des Volks, gänzlich aufgelöst." Doch der Tod des Marquis von Rockingham (1. Juli 1782) und die Ernennung des Lords Shelburne löste den Verein der Whigs wieder auf. Fox, Burke u. s. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Ministern befand sich William Pitt. Das neue Ministerium mußte sich zum Frieden und zur Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn Vereinigten Staaten entschließen, da der Krieg die Nationalschuld um 121 Millionen Pfund Sterlinge vermehrt hatte. Allein gegen die am 21. Jan. 1783 unterzeichneten, vorläufigen Friedensartikel zwischen Großbrittannien, Frankreich und Spanien erhob sich im Unterhause Lord North: er betrachtete diesen Frieden als nachtheilig und der britischen Ehre zuwider. Man erstaunte über die Kühnheit, mit welcher er sich gegen einen Frieden erklärte, dessen Nachtheile er selbst verschuldet hatte. Noch mehr erstaunte man, als Fox sich mit ihm versöhnte. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte, und North, der stolze Anwalt der königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinstimmen. Allein es war so, und sie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihn reue sein Verhalten als Minister auf keine Weise; seiner Unschuld sich bewußt, fürchte er keine Anklage; da er übrigens zu dieser Verbindung eingeladen worden, so könne man wol vermuthen, daß er keinen seiner öffentlichen Grundsätze aufzugeben Willens sei." Der König sah sich endlich durch den Einfluß dieser monströsen Coalition (wie man sie nannte) im Unterhause bewogen, ein andres Ministerium zu bilden; Pitt legte seine Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; Lord North aber und Fox wurden zu Staatssekretären, jener für das Innere, dieser für die auswärtigen Verhältnisse, ernannt. Auch Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle aber waren Tories. Diese sonderbare Zusammensetzung ward bitter getadelt, so wie die von dem neuen Ministerium durchgesetzte Entsagung des brittischen Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irlands. Nun erhob sich Pitt im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister, und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch siegte diesmal noch Lord North's Beredtsamkeit. Aber Foxens Indiabill, welche die Compagnie aller

rer Rechte beraubte, und die schon vom Unterhause angenommen ar, ward im Oberhause verworfen. Der König selbst erklärte: er sei damit hintergangen und getäuscht worden," und sandte (19. ec. 1783) den beiden Staatssekretären ihre Entlassung; worauf itt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt ard. Indessen war die Opposition, zu der nun Lord North wieder ehörte, noch immer mächtig genug. Der König löste daher das arlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und ergebens wandte sein unversöhnlicher Feind North sein Rednerta- ent an, um der Regierung entgegen zu arbeiten. Einige Jahre or seinem Tode verlor Lord North, der seit dem Tode seines Va- ers auch Graf von Guildford hieß, das Gesicht. Er starb den 17. Aug. 1792 im 61. Jahre seines Alters, ohne große Reichthümer zu interlassen, indem er seine langjährigen bedeutenden Diensteinnah- nen größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in sei- nem Posten zu behaupten. Ueber die Geschichte der Verwaltung des Lords North, vergl. man Histoire de l'administration de Lord North. P. I. II. London 1794, 8. K.

Northcote (James) Esquire. Dieser treffliche englische Ma- ler wurde 1746 zu Plymouth, wo sein Vater Uhrmacher war, ge- boren, und zur Erlernung eben dieses Gewerbes bestimmt. Aber ein unbesiegbarer Hang zu den schönen Künsten vereitelte die Wün- sche seines Vaters. Der freundschaftlichen Vermittelung des Doktors Mudge verdankte es unser Künstler, daß Josua Reynolds ihn 1771 als seinen Schüler aufnahm. 1776 verließ er seinen Lehrer, mit dem er in den angenehmsten Verhältnissen gelebt hatte, um seine Kunst für sich zu betreiben. Nachdem er einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatte, ließ er sich in London nieder, und erlangte dort einen bedeutenden Ruhm. Auch schrieb er mehrere schätzbare Bei- träge zu dem Artist, und die Biographical Memoirs of Sir Jos- hua Reynolds, welche reich an Anekdoten von verstorbenen und noch lebenden merkwürdigen Engländern sind, und eine kurze Analyse von Reynolds bekannten Discourses enthalten. Diesem Werke ließ Northcote 1813 seine Varieties on Art, 4. und 1815 ein Supple- ment to the Memoirs, 4. folgen.

Norwegen, Schwedisch, Norrige, Dänisch, Norge, ein Kö- nigreich auf der skandinavischen Halbinsel, das mit Schweden gemein- schaftlich einen König hat, grenzt im Westen und Norden an das Nordmeer, im Osten an Rußland und Schweden, im Süden an Schweden und den Kattegat. Die Geschichte Norwegens ward, so wie die Geschichte der nordischen Reiche überhaupt, nicht eher etwas bekannter, als seit dem Ende des 10. Jahrh., da die christliche Reli- gion daselbst von Olaf I., nicht ohne Gewaltthätigkeit, eingeführt wurde. Olaf II. setzte diese gezwungene Bekehrung (1020) fort, und brauchte die Religion als Mittel, mehrere kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Canut der Große, König von Dänemark, eroberte Norwegen (1028), behaup- tete es aber nicht lange, und das Land hatte von 1034 an, wieder einheimische Könige, die selbst eine Zeit lang Dänemark beherrschten. Als mit Hakon VII. (1319) der Mannsstamm der norwegischen Kö- nige ausstarb, wählten die Stände den jungen schwedischen König Magnus VIII., Hakons Tochtersohn, dessen Enkel Olaf IV., 1376 zum Könige von Dänemark erwählt, nach Absterben seines Vaters, 1380, beide Länder gemeinschaftlich regierte, und sie, nach seinem kinderlosen Tode (1387) seiner Mutter Margaretha (s. d.) der

Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark, hinterließ, von welcher Zeit an Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, aber doch einige spätere Unterbrechungen ausgenommen, seine eigne Verfassung behielt. Diese Vereinigung beider Reiche dauerte bis 1814. Als Preis des Beitritts zur Verbindung gegen Frankreich war nämlich schon im J. 1812 von einigen der verbündeten Mächte das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundnen Dänemark entrissen werden sollte, der Krone Schweden zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig (Okt. 1813) wandte sich nun der Kronprinz von Schweden mit seinem Heere gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holsteinischen ward (14. Jan. 1814) der Friede zu Kiel geschlossen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch unterdessen der dänische Prinz Christian, (s. d. A.) Statthalter von Norwegen, von den Ständen dieses Landes, welche die im Kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war: so drang der Kronprinz von Schweden (Juli. 1814) in Norwegen ein, welches in 14 Tagen, nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverständnisses, in die Hände der Schweden fiel, obgleich das Volk (sich in allen Kirchen einige Monate vorher) durch den feierlichsten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben für seine Selbstständigkeit zu lassen. (S. die merkwürdige Geschichte des Feldzugs 1814, von einem norweg. Officier geschrieben, übers. im 1. H. der europ. Annalen 1817). Hierauf wurde zu Moß (14. Aug. 1814) ein Waffenstillstand und eine Uebereinkunft geschlossen, vermöge welcher Norwegen als selbstständiges Königreich mit einer besondern Verfassung mit Schweden vereinigt werden sollte. Die Verfassungsurkunde, welche der zu Eidswold versammelte Reichstag (Storthing) für Norwegen (17. Mai 1814) entworfen hatte, wurde vom König von Schweden angenommen. Zwar entstanden in verschiednen Theilen Norwegens Unruhen, aber ohne weitern Erfolg, und der zu Christiania versammelte Storthing, beschloß am 20. Okt. 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Nach der, unterm 4. Nov. 1814 in etwas abgeänderten Verfassungsurkunde blieb Norwegen als Königreich frei, unabhängig und ungetheilt. Auf den norwegischen Münzen wird der königl. Titel insofern abgeändert, daß Norwegen vor Schweden genannt wird; so steht er auch auf der am 10. Apr. 1819 für bürgerliche Verdienste gestifteten Ehrenmedaille. Ein Vicekönig oder Statthalter soll zu Christiania residiren, und die Nation durch eine Deputation von drei Normännern in Stockholm vertreten werden. Vicekönig kann nur der Kronprinz, oder sein ältester Sohn sein. Zum Statthalter wird ein Normann oder Schwede ernannt. Der König hat die ausübende Gewalt, die gesetzgebende aber der Storthing, der aus den Abgeordneten der Nation besteht, die in zwei Kammern, Odelsthing und Lagthing genannt, verhandeln und abstimmen. Norwegen ist das eigentliche Vaterland der Normänner (s. d. Art.). Es enthält auf 7558 Q. M. nur 910,000 Einw., welche sehr geringe Bevölkerung, ihren Grund in dem rauhen Klima hat. In einigen Gegenden (in den Norrlanden mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menschen, in andern 190 bis 196 Menschen auf eine Q. M. Das Klima ist besonders im östlichen Theile äußerst rauh, und bloß an der Küste etwas gemäßigter. Die Luft ist indessen sehr gesund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land ist durchgehends

oll Moräste, Wälder und Wüsteneien. Ein Ast des Kjölen-Ge-
irgs, Doorefield genannt, theilt Norwegen in das südliche und nörd-
che. Die ausgezackte Küste (vom Nordkap, 71° 10' B., bis Kap
indenäs) ist mit vielen Inseln und Holmen umgeben. In einigen
egenden ist gute Rindviehzucht, aber Getreide wird bei weitem
icht hinlänglich gebaut, und in den nördl. Gegenden muß nicht sel-
n ein großer Theil des Volks sich bloß mit getrockneten Fischen
nd Brot aus der Rinde der Kiefer (Pinus silventris) ernähren.
er Haupthandel Norwegens besteht in Holz zum Schiffbau, vor-
üglich nach England. Die übrigen Ausfuhrartikel sind: Eisen,
upfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Asche, trockne Fi-
he und vorzüglich Heringe. Alle übrige Bedürfnisse müssen einge-
ihrt werden. Die dermalige Lage Norwegens ist keineswegs gün-
ig. Die inländischen Erzeugnisse finden weniger Absatz im Aus-
inde als sonst, und der Handel ist sehr gesunken, besonders der
hemals so einträgliche im mittelländischen Meere. Die Bergwerke
egen größtentheils unbearbeitet, und es wird jetzt sogar Eisen aus
schweden eingeführt. Der Verfall des Geldwesens war sehr fühlbar.
ie Einnahme betrug nach dem Budget vom 1. Jul. 1818 — 1821,
uf 3 Jahre 1,495,800 Species; die Ausgabe eben so viel. Zur Tilgung
er Staatsschuld, die 24 Mill. Species, darunter 21 Mill. in Bank-
tteln, betrug, sind gute Vorkehrungen getroffen, besonders zur Ab-
ahlung der Schuld an Dänemark. Die Landmacht ist auf 12,000
Nann festgesetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 Mann un-
erhalten werden. Die Seemacht zählte 1821, 2 Fregatten, 6 Briggs,
Schooner, 46 Kanonenböte und 51 Kanonenjöllen, mit 560 Kanonen
nd 5500 Matrosen. Die Einwohner, eigentliche Norweger und
innlappen, sind durchgängig lutherischer Religion, und ihre Sprache
t von der dänischen wenig verschieden. Das Volk theilt sich in
del (dessen Fortdauer aber 1821 von Storthing abgelehnt wurde;
vgl. d. A. Adel in der 1. Lief. des N. C. L.) Geistlichkeit, Bür-
er und Bauern. Das Land wird in 5 Bisthümer und 4 Stiftsäm-
er eingetheilt: Christiania, oder Aggerthuus, (in welchem Chri-
iania, die Hauptstadt s. d. A.), Christiansand, Bergen, und
rontheim (worin Drontheim, die Krönungsstadt mit einer kön. Ge-
llsch. der Wiss. und einer Gesellsch. für Norwegens Wohl) mit
orrland nebst Finnmarken (oder Norwegisch Lappland).

Norwich, Hauptstadt der englischen Shire Norfolk, und
er Sitz eines Bischofs, an der hier schiffbaren Yare. Die
Stadt hat schlechte, unregelmäßige Straßen, 8800 Häuser und
7,000 Einwohner. Unter 45 Kirchen ist die Kathedrale die vorzüg-
chste. Das ehemalige Schloß ist verfallen und dient als Gefängniß.
ie Stadt hat eine ökonomische Gesellschaft und ein Blindeninstitut.
orwich war schon gegen Anfang des 14. Jahrhunderts wegen seiner
ollenen Zeuge, die Worsted Stuffs hießen, berühmt. Holländische
lüchtlinge ließen sich hier zu verschiednen Zeiten nieder, und legten
en Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wol-
nen Zeugen und Strümpfen in England. Von diesen Worstedstuffs
inter Worsted versteht man Langwolle, die gekämmt und gesponnen
u wollenen Zeugen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine
Camelotte, wollene Damaste, wollene Atlasse, Kalmanke, Lastings
nd Bombasins gehörten, ging fast alles in's Ausland. Durch die
unehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die
Weberstühle dermaßen in Arbeit, daß das inländische Garn nicht
nehr hinreichen wollte, sondern überdies noch große Massen Wollen-

garn aus Irland geholt werden mußten. Aber seitdem die baumwollenen Zeuge wohlfeiler und beliebter wurden, und in verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einwohner gegen die frühern Zeiten sich vermindert. Indeß verfertigt man besonders Shawls, die den indischen nachgeahmt werden und jetzt ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden sind. Ferner haben sich jetzt Baumwollenfabriken hier erhoben, und seit einiger Zeit wird auch Hanf- und Flachsleinwand gewebt. Auch verfertigt man eine überaus schwere Art von Kalmuck, wozu man den Abfall andrer Fabrikate benutzt, der sonst verloren gehen müßte.

Nosairier heißt eine mohammedanische Sekte von der Partei der Schiiten, die sich um 270 der Hedschra bildete, und ihren Namen von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Nosairier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden sie jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmack beschränkt, den sie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, sonst aber selbstständige Völkerschaft innehaben. Ihr Hauptort Sasita, acht Stunden von Tripolis (Tarablûs), ist eine alte Festung mit einem Flecken von 250 Häusern und der Wohnsitz ihres weltlichen Sheiks, der sie als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre starke Bevölkerung unter den Statthalterschaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig fruchtbar, aber sehr fleißig mit Getreide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst trinken dürfen, angebaut. Auch erzeugen sie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten sind roh und durch Ueberreste heidnischer Gebräuche, die an den Lingamdienst erinnern, verderbt; denn ob sie wol die Vielweiberei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkürliche Vermischung der Geschlechter, und theilen sich nach Art der Hindu in mehrere Kasten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Ismaeliten, ihre nächsten Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der Religionsansicht der Letztern wenig abweicht. Sie sind, wie diese (s. d. Art. Ismaeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und beobachten auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Uebrigens zeigen sich in ihrem Gottesdienst noch viele Spuren des Naturdienstes der alten Vorder-Asiaten. Gewisse Thiere und Pflanzen sind ihnen heilig, und die weiblichen Geschlechtstheile, als Bild aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den Türken haben sie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Kapellen gemein, in denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusche geübt wird. Ein geistliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufsicht darüber, und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Nosairier die syrischen Sabier oder Johanneschristen wären, ist durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des französischen Konsuls Rousseau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Nosologie (aus dem Griechischen), nennt man in der Me-

dicin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beschäftigt. Einige gebrauchen diesen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andre sehen sie für einen Theil derselben an. Man vergl. d. Art. Medicin und Pathologie.

Nossa, s. Nordische Mythologie.

Nösselt (Joh. Aug.). Dieser um die Universität Halle und um die theoligischen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte war zu Halle 1734 geboren, machte seit 1755 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, sing dann bei seiner Rückkunft 1757 als Magister an, philologische und theologische Vorlesungen zu halten, und hatte schon als außerordentlicher Professer 1762 einen solchen Beifall, daß er den großen Hörsal der Universität zu seinem Auditorium wählen mußte. Er blieb troß mehrerer ehrenvollen Anträge auf dieser Universität, wurde 1764 ordentlicher Professor der Theologie und 1779 Direktor des theologischen Seminars. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrsamkeit, zeichneten seinen Vortrag aus, auch schrit er mit der Aufklärung des Zeitalters fort, und blieb noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System kein geschloßnes Ganze, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig wiedersetzte er sich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienstvollen Greise den Charakter eines geheimen Raths bei, und zeichnete ihn bei seiner Anwesenheit in Halle persönlich als denjenigen Mann aus, dem die meisten und vorzüglichsten Theologen in seinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um so schmerzlicher traf ihn das Schicksal Preußens im J. 1806, das er nur kurze Zeit überlebte. Er starb als Senior der Universität am 11. März 1807. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten seine Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, Halle, 1766; 5. Ausg. 1783, 8. Ueber den Werth der Moral rc. Halle 1777 und 1783 8. Anweisung zur Bildung angehender Theologen, Halle, 3 Bde. 1785 — 1789, und seine Anweisung zur Kenntniß der besten theologischen Bücher, Leipzig 1779, 4. Ausg. 1800, (fortgesetzt von Simon). Die übrigen sind exegetischen, moralischen und religiösen Inhalts. Niemeyer hat seine Biographie geschrieben. Halle 1809, 8.

Nostradamus, eigentlich Michel Notre Dame, geb. 1503 zu St. Remy in Provence, stammte aus einer ehemals jüdischen Familie, studirte Medicin, legte sich etwas auf Quacksalberei, und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit seiner Zeit, die Astrologie. Die Prophezeihungen, die er aus seiner Abgeschiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten unter dem Titel Centurien der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit selbst großes Aufsehn. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfasser zu sich kommen und beschenkte ihn königlich. Als dieser Monarch in einem Turnier durch Ungeschicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeihung dieses Todesfalls in dem 35. Quatrain der ersten Centurie des Nostradamus zu finden, welches folgendermaßen lautete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,

Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angesehnsten Personen seiner Zeit besuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu seinem Leibarzt. Indessen fehlte es doch auch nicht an Leuten, die seiner Prophezeihungen spotteten. Nostradamus, dessen Prophezeihungen noch im J. 1781 von dem päpstlichen Hofe verboten wurden, weil der Untergang des Papstthums darin verkündet wurde, starb zu Salon 1566.

Notabeln (les notables), überhaupt die bedeutendsten Männer aller Stände in einem Staate. In Frankreich, wo dieser Ausdruck allein gebräuchlich war, verstand man darunter eine Art von Ausschluß der gesammten Reichsstände, den jedoch der König mit freier Willkür ernannte, und zusammen berief. In der ältern Geschichte dieses Staats geschieht den Notabeln mehrmals, der ersten Zusammenkunft derselben aber, die von einiger Bedeutung war, im J. 1558 Erwähnung. Seit 1626 war keine solche Zusammenkunft wieder veranstaltet worden, bis im J. 1786 der Minister und General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehrern Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu versammeln, und die vom 29. December 1786 datirten Berufungsschreiben waren an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pärs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requetenmeister, 11 Erzbischöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete der Pays d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Personen aus den verschiednen Städten des Königreichs zusammen 144 Personen gerichtet. Nachdem die Versammlung vom 22. Febr. bis zum 25. Mai 1787 ihre Sitzungen gehalten hatte, trennte sie sich wieder, und als bestimmte Ergebnisse ihrer Arbeiten ließen sich folgende ansehen: 1. Die Provinzialversammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeschlagnen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde so, wie sie es gewünscht hatten, eingerichtet, und folglich sollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe so wie die Anschläge der Gnadenbezeugungen und Pensionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abschaffung der Frohndienste. 4. Abschaffung der Landzölle und Sperrungen im Innern. 5. Aufhebung der Salzsteuer, die nach und nach geschehen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen u. s. w. zu ersetzen sein werde. 6. Freiheit des Getreidehandels, und des innern Handels überhaupt. 7. Bonificationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens vier Millionen betragende Ersparungen. 8. Ersparungen im Hofstaate der Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf solche Gegenstände, die dem Volke am wenigsten zur Last fallen würden. 11. Die Provinzialversammlungen sollten in keine neue Auflage willigen, ehe die Ersparungen bis auf 40 Millionen gebracht seien. So endigte sich die Versammlung von Männern, denen man einen guten Willen so wenig als den Geist und die Kraft, manche treffliche Ideen auszuführen, absprechen kann. Sie macht in der neuern Geschichte Frankreichs Epoche. Eine zweite Versammlung der Notabeln wurde im Nov. 1788 berufen, um über die Form der zu versammelnden Etats généraux zu berathschlagen. DH.

Notarien, Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sklaven oder Freigelaßnen, welche als Geschwindschreiber (die sich gewisser Abkürzungen, Zeichen, bedienten) vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden.

In der spätern Zeit des römischen Reichs nannte man notarii die Schreiber oder Sekretäre der öffentlichen Behörden. In der neuern Zeit hießen Notarien die von Staat bestellten öffentlichen Zeugen, deren sich Privatpersonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen können und in gewissen Fällen bedienen mußten, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Justizverfassung standen und noch stehen. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutschland gehörte das Notariat zu den kaiserlichen Vorbehalten, und konnte schon deswegen nie bedeutend werden, da die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines kaiserlichen Notars (Notarius publicus S. Caesareae Majestatis) zu beschränken suchte. Ihre Rechte und Pflichten bestimmte Kaiser Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. Bei uns ist daher ein Notarius eine unter landesherrlicher Autorität bestellte und vereidete Person, welche gewisse rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde aufzunehmen die Befugniß hat. Letztere heißt das Notariatsinstrument. In dem ehemaligen deutschen Reiche stand nur dem Kaiser oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notarien zu ernennen; seit Auflösung des deutschen Reichsverbandes bestellt sie ein jeder deutscher Landesherr durch seine Kollegien. Ihre Rechte sind jedoch in einzelnen Ländern (wie in Sachsen durch die Verordnung von 1804) sehr eingeschränkt worden. Am bedeutendsten waren die Notarien in Frankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie auch in der neuen französischen Gerichtsverfassung unter genau bestimmten Abänderungen behalten. Die Organisation der neuen französischen Civilrechts-Verwaltung beruht theils auf nicht rechtsprechenden, theils auf rechtsprechenden Anstalten. Unter den nicht rechtsprechenden Anstalten steht das Notariat oben an. Der französische Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjektivem und objektivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat, und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Kontrakte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andern die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffende Akten auf, die die Summe von 150 Fr. übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommene Handlungen eine Registratur, und ist für die Verwahrung derselben den Parteien und dem Publikum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Ausfertigung seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich sie nach einem Sterbefall die Versiegelung des Nachlasses nicht vornehmen, indem diese dem Friedensrichter obliegt: so verfertigen sie doch die Inventarien, leiten das Erbtheilungsgeschäft ein und berichtigen es. Die Notarien in dem Bezirk eines Gerichtshofes erster Instanz machen ein Corps aus, welches ein Kollegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) besteht und einen Präsidenten, einen Syndikus, einen Berichterstatter, einen Sekretär und einen Einnehmer hat. Dieses Kollegium besorgt nicht nur die innere Polizei, sondern schlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten, in der Musik die Tonzeichen (notae musicae). Man

bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthum gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen sich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Akzente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, so ist dieses vielleicht nur aus dem in der Geschichte der alten Künste so gewöhnlichen Irrthum geschehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerst aus einem Lande in das andre verpflanzte, sie verbesserte, oder aus der Verborgenheit des Geheimnisses, worin sich die Künste anfangs fortpflanzten, an's Licht zog, für den ersten Erfinder derselben ansah. Da die Griechen für die Töne der Vokalmusik andre Zeichen wählten als für die Töne der Instrumentalmusik, und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Oktave zu bedienen, um mittelst der vorgesetzten Schlüssel eine Menge der verschiedenartigsten Töne auf eine analoge Weise zu bezeichnen, so sieht man leicht ein, daß sie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief sich die Anzahl derselben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vokal-, die andre für die Instrumentalmusik bestimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung einer solchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieses dadurch, daß man den Buchstaben eine verschiedne Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das *Γ* durch verschiedne Lage und Gestaltung dazu, sieben verschiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Akzente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied bestimmt, mit Begleitung von Instrumentalmusik gesungen zu werden: so standen zuerst die Noten der Vokalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik und dann der erst der Text selbst. Da die Sylben der griechischen Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen: so brauchten die griechischen Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und sie konnten sich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Musiker hätte mißverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die funfzehn Haupttöne des griechischen Tonsystems (die sich von unserm großen A bis zum eingestrichnen a erstreckten) wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6. Jahrh. auf sieben zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet, so daß die Initialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die überschlagende Stimme und die doppelten Buchstaben für die doppelt überschlagende Stimme gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommne Notensystem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo), ein Benediktinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien (auch Notensystem, Liniensystem genannt) zu bedienen, indem er die Punkte sowol zwischen die Linien als auf dieselben setzte. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bedient hatte, wurden nun Schlüs-

sel, claves (s. d. Art. Schlüssel). Da indessen diese neuerfundenen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten: so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondre Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von Einigen einem Deutschen aus Köln, Namens Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11. Jahrh. lebte. Andre schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwischen 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt: wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in zwei Achtel oder vier Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Kapellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrh. erfunden worden.

Notendruck. Man muß in der Geschichte des Notendrucks zwei Perioden unterscheiden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weise, wie Schriften mit beweglichen Lettern setzte. In der ersten Zeit bediente man sich dazu der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, sind von 1473. Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet zu sein scheinen. Hierauf folgte der Notenstich auf Kupferplatten. Der wohlfeilere Notendruck auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlstempeln in das Zinn eingeschlagen werden, ward erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gewöhnlich. Was die zweite Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der gegossenen Musiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daselbst 1648 starb. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, seit 1755 auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an.

Notensetzer, Notensetzmaschine, auch **Phantasirmaschine.** Da es Musiker gibt, welche in gewissen Augenblicken der Begeisterung oft glücklicher auf dem Pianoforte phantasiren, als sie mit Absicht und Bewußtsein zu komponiren im Stande sind: so hatte man schon längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielte. Die erste Idee eines solchen Instruments wurde der Welt in den Philosophical Transactions der londner Akademie der Wissenschaften vom J. 1747 (No. 483) als Erfindung eines englischen Geistlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Angabe der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewiesen war. Um das J. 1748 gerieth Unger, damals Landsyndikus und Bürgermeister zu Eimbeck, nachher braunschweig-lüneburgischer Hofrath und erster Geheimse-

kretär, ohne von Creed's Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieselbe Idee; und seine Vorschläge zur Ausführung wurden 1752 von der berliner Akademie der Wissenschaften gebilligt, jedoch nicht bekannt gemacht. Ein Mitglied dieser Akademie, Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollständigen Beschreibung dieser ungerschen Idee den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachsen (geb. zu Hennersdorf 1711, gest. 1771), sogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'Académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1771 findet sich eine vollständige und mit zwei Kupfertafeln versehene Beschreibung der von Hohlfeld erfundnen Maschine, von Sulzer. Auch Unger gab 1774 eine Beschreibung eines Notensetzers, wie er nach seiner Idee gemacht werden sollte, heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler ausgeführt worden wäre. Die hohlfeld'sche Maschine enthält zwei Cylinder: um den einen dieser Cylinder ist das mit Notenlinien bezogne Papier gerollt, welcher sich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löst, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und sich so beschrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wissenschaften hat diese hohlfeld'sche Maschine durch Kauf an sich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein so nützliches Instrument seit jener Zeit nicht vervielfacht und von allen großen Künstlern benutzt worden ist.

Notenstich, s. Notendruck.

Notensystem, s. Noten.

Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widersprechend das klingt, so ist doch der Begriff in der philosophischen Rechtslehre gegründet. Der oberste Rechtsgrundsatz: Enthalte dich jeder Handlung, (jeden Gebrauchs deiner äußeren Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußern Freiheit andrer Menschen nicht würde bestehen können, drückte die logische Bedingung aus, ohne welche unter Menschen im Zustande der Wechselwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar ist. Hierbei wird als physische Bedingung vorausgesetzt, daß die in Wechselwirkung stehenden Menschen in einer Sinnenwelt sich befinden, in welcher es möglich ist, dem Rechtsgesetz gemäß sich zu verhalten, und bei diesem Verhalten zugleich als Person (als Vernunftwesen mit innerer und äußerer Freiheit) fort zu bestehen. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne praktische Realität sein, weil er lediglich aus dem Vernunftgesetze entspringt, daß die Menschen unbeschadet ihrer Persönlichkeit mit einander in Wechselwirkung stehen sollen. Jene physische Bedingung nun besteht auf Erden im Allgemeinen; kann aber im Besondern bisweilen mangeln. Zwei Menschen können in eine solche Lage gerathen, daß der Eine die Rechte des Andern verletzen, oder aufhören muß, als Person fort zu bestehen. Cicero führt als Beispiel zwei Schiffbrüchige auf einem Brete an, welches nur Einen tragen kann. Obwol in solchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwischen Selbstaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt, so fällt doch der Rechtsgrundsatz als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von Beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunter stoße, um sich zu retten. Diese Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. Im Kriminalrecht kommt dieser Begriff unter dem Namen vor: moderamen inculpatae tutelae. Wer beweisen

kann, daß er einen Menschen getödtet habe, weil außerdem er selbst von ihm würde umgebracht worden sein, ist straflos. Den übelsten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, sowol in seinen völkerrechtlichen, als in seinen innern Verhältnissen. Anstatt es auf den Fall zu beschränken, wo er selbst als intellektuelle Person zu bestehen aufhören müßte, schiebt er dem Begriffe des rechtlichen Bestehens den schwankenden des sogenannten Gemeinwohls unter, und verletzt häufig die Rechte andrer Personen, vor allen seiner einzelnen Bürger, um angeblich das Gesammtwohl zu fördern. Die philosophische Rechtswissenschaft ist in ununterbrochenern, fruchtlosern Widerspruch gegen diese Staatspraxis begriffen, und Ernst Plattner pflegte in seinen Vorlesungen scherzweise zu bemerken, daß dieser Widerspruch nöthig wäre, weil sonst die rechtsgelehrten Staatsmänner den positiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünsteln würden. Mnr.

Nothlüge, s. Lüge.

Nothtaufe ist diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können scheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen christlichen Person mit Aussprechung der Taufformel und des christlichen Glaubens verrichtet werden kann. Diese Erlaubniß hat die Kirche schon im 2. Jahrh. in der Meinung gegeben, daß ungetauft verstorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schicksal ungetaufter Kinder freisinniger denken gelernt hat: so ist doch in den Kirchenordnungen, zur Beruhigung der Aeltern, die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten, und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hause von dem ordinirten Pfarrer zur Bestätigung seiner Taufe abermals eingesegnet werden soll. Die katholische Kirche befiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren sind, wenn zu fürchten steht, daß sie nicht lebendig an's Licht der Welt kommen möchten, sobald nur ihr Körper mit Wasser erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Nothwehr ist die Abwendung dringender, einen unersetzlichen Schaden drohender Gefahr, in welche Jemanden der ungerechte Angriff eines Andern setzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie ist als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgesetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß sie dem Angriff angemessen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken gewesen sein. Denn Jeder hat ein Recht, seine Person und sein Leben zu vertheidigen, sobald der Staat ihn vor der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann.

Nôtre (André le), s. Lenôtre (André).

Notre-Dame (der alte, französische Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutschen unsre liebe Frau) und daher der Name mehrer, der heil. Jungfrau gewidmeten Kirchen u. s. w. in Frankreich, namentlich der großen Hauptkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme ohne Spitzen berühmt sind wegen der vortrefflichen Aussicht, die man daselbst hat, und wegen ihrer großen Glocken. Die Kirche selbst enthält vier Reihen von Pfeilern, 54 Kapellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge ausgezeichnetster Denkmäler und Gemälde.

Nottingham, die Hauptstadt von Nottinghamshire, einer der angenehmsten und fruchtbarsten Grafschaften des eigentlichen Eng-

lands, liegt am Trent, auf einer Anhöhe, und hat ein Schloß, einen der größten Marktplätze in England, enge und unreinliche Straßen, 5000 Häuser und 34.000 Einw. Sie ist der Hauptsitz der englischen Strumpfmanufakturen. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu ½ Guinee verfertigen. Auch webt man Handschuhe und Pantalons. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maschinen hervorgebracht, die man in neuern Zeiten auch auf das Weben von seidenen Spitzen angewandt hat. Ferner hat man angefangen aus dem feinsten Garn bauwollene Kanten zu weben. Noch besitzt Nottingham eine Bleiweißfabrik, welche eine vortreffliche Waare liefert, die besonders von Malern gesucht wird; ferner eine Peitschenschnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturno s. Serenade.

Novalis, s. Harbenberg.

Nova-Zembla, oder **Nowaja-Semlja** (Neuland) ein 4255 Q. M. großes Land, (70—95° O. L. u. 69—78° N. B.) besteht aus zwei Inseln, welche durch die Straße Matotschnoi getrennt werden, und zu dem russischen Gouvernement Archangel gehören. Die südliche Insel ist größer als die nördliche. Südlich von Nova-Zembla sind die durch die Waigatzstraße vom festen Lande getrennten Waigatz-Inseln. Bloß im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Wallrosse fangen. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate langen Nacht umhüllt, welche nur durch die häufigen Nordlichter zuweilen erhellt wird. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge. Das Innere ist noch sehr unbekannt. Da unbestimmte Nachrichten und Ueberlieferungen die Meinung verbreitet hatten, als wenn Nowogorod, dieser mächtige altrussische Handelsstaat, in frühern Zeiten auf Nova-Zembla ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten lassen, so schickte der Reichskanzler, Graf Romanzow, auf seine Kosten im J. 1807 mehrere Bergwerksverständige nach Nova-Zembla, unter denen sich ein Deutscher, Namens Ludloff, befand. Sie fuhren in die Straße Matotschnoi, welche beide Inseln trennt, und Ludloff machte von hier aus mit seinen Bergarbeitern eine Streiferei in das Land hinein. Der Boden war mit Moos bewachsen, und nur selten blickte zwischendurch ein dünnes und niedriges Gras. Ueberall fand sich eine Menge versteinertes Holz. Sie untersuchten hernach die, sechs Meilen von der Nordseite dieser Straße entfernte Silberbucht, von wo aus ehemals die russischen Silberflotten ausgegangen sein sollten. Sie fanden aber nicht das geringste Merkmal, daß hier jemals irgend ein Bergbau betrieben worden sei, auch durchaus keine Anzeige silberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht bestehen meistentheils aus Talkschiefer, Glimmerschiefer und Katzensilber, woher diese Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Nova-Zembla entstanden zu sein scheint. Nach Ludloff's Meinung ist die südliche Küste der Straße Matotschnoi die beste und nahrungsreichste Gegend von ganz Nova-Zembla; denn außer mehrern fischhaltigen Flüssen trifft man dort eine Menge Wallrosse, Steinfüchse, Eisbäre und Rennthiere an, auf den Felsenspitzen aber halten sich eine unglaubliche Menge verschiedner Vögel auf.

Novatianer hießen die Anhänger des römischen Presbyters Novatianus, der während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Uebeln vom

Christenthume Abgefallenen auch dann, wenn sie bußfertig zur Christengemeine zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er sonderte sich darum von der nachsichtigeren orthodoxen Kirche ab, und seine Anhänger bildeten seit 252 eigene Gemeinen, die sich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, besonders in Italien und Afrika bis in das 6. Jahrh. erhielten. E.

Novation (Neuerung, Umschaffung), heißt juristisch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tages wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch solche zufällige Stücke derselben verändert werden, die auf sie einen wesentlichen Einfluß haben. Eine stillschweigende Novation nimt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweisen ist, daß die Parteien eine Novation beabsichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Festsetzung der neuen erwähnt worden ist, sollte sie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden sein.

Novellen nennt man im römischen Recht die neueren oder nachträglichen Gesetze, welche dem justinianischen Coder angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. Civilrecht und Corpus juris). Im Fache der redenden Künste bedeuten Novellen kleine einfache Erzählungen oder Romane, größtentheils erotischen und scherzhaften Inhalts.

Noverre (Jean Georges), ein berühmter Balletmeister und Schöpfer des neuern französischen Tanzes, wurde zu Paris 1727 geboren. Sein Vater, welcher Adjutant Carls XII. gewesen war, bestimmte ihn für die militärische Laufbahn; allein die entschiedene Neigung des Sohns zu den Künsten, insbesondere für Musik und Tanz, führte ihn zu einer andern Bestimmung. Im Tanz bildete er sich unter dem großen Dupré, und konnte schon 1740 mit dem größten Beifall sich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen. Bald darauf ging er nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich sehr geschätzt wurde. Nachdem er sich, von 1749 an, abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten, und mehrere berühmte Ballets erfunden hatte, gab er 1760 die berühmten Lettres sur la danse et sur les ballets (Lyon, 2 Bde.; auch 1768. 8., deutsch, Hamb. und Leipz. 1769, 8.) heraus, welche auch sein Ansehen als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er so groß war, begründeten und von Voltaire sehr gerühmt wurden. In ihnen lehrte er, daß der Tanz mehr als eine mechanische Bewegung, daß er ein Kunstwerk sey, welches Ausdruck und Charakter verlange. Hierauf ward er an den würtembergischen Hof berufen, und verschönerte durch seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgesuchtesten und feinsten gehörten, welche man an europäischen Höfen sehen konnte. Sein Ruf veranlaßte eine Einladung nach Wien, wo ihn die Kaiserin Maria Theresia mit Gunstbezeugungen überhäufte. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand, zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand. Einen Antrag, nach London zu gehen, schlug er aus und nahm dagegen in Paris die Stelle des ersten Balletmeisters bei der Académie Royale de Musique an. Während der stürmischen Zeit der Revolution, die ihm den größten Theil seines Vermögens raubte, hielt er sich in London auf. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kai-

ferin zueignete. Seine sämmlichen Werke erschienen zu Petersburg in 4 Bänden 1803, 4. Noch kurz vor seinem Tode, der erst 1810 zu St. Germain-en-Laye erfolgte (sein Vater starb 105 Jahr alt, und sein Bruder, auch Tänzer, wurde über 80 Jahr), arbeitete er an einem Dictionnaire de la danse. Seine pantomimischen Ballette zeichneten sich durch treffliche Gemälde und Handlungen aus und bewährten seinen feinen Kunstsinn. Seine berühmtesten Schüler sind Gardel, Gallet und Vestris.

Noviziat ist der Zustand, in dem sich die Kandidaten geistlicher Orden während des Probejahres befinden, das sie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde bestehen müssen, und während dessen sie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet, und pflegt für die Novizen (so heißen die im Noviziat stehenden Neulinge) sehr beschwerlich zu sein. Sie müssen die geistlichen Uebungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, einem Ordensgeistlichen, unter dessen besonderer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Versehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster sind sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Besorgniß, sie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder gewisse Familienrücksichten eintreten, hat man ihnen das Probejahr schmackhafter zu machen gewußt. E.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, s. d. Art. Nacht.

Nubien, ein großes Land in Afrika zwischen 45.—55.° Oe. L. und 13.—24.° N. Br., wird gegen Osten von dem arabischen Meerbusen und die Küste Aber oder Habesch, gegen Norden von Aegypten, gegen Westen von Darfur, gegen Süden von Abyssinien begrenzt und soll über 12,000 Q. M. enthalten. Es wird vom Nil durchströmt, der hier den Takaze aufnimt. Im Norden des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in welchen räuberische Nomaden den Karawanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächst an Aegypten grenzt, mit der Küste Habesch oder Neuarabien, ist dem türkischen Paschalik Dschidda in Arabien unterworfen. Im Innern des Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichsten sind. In Dongola oder Dungala liegt die Hauptstadt gl. Namens am Nil und soll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem Negerstamm beherrscht, und hat sich die benachbarten arabischen Horden tributpflichtig gemacht; der König soll ein stehendes Heer von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptstadt, welche ebenfalls Sennaar heißt, treibt einen lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 100,000 angegeben. Im Allgemeinen ist das Klima von Nubien unerträglich heiß und bloß in den östlichen Gebirgen etwas gemäßigt. Unter der Fülle von Produkten sind Elephanten, Kameele, Pferde, Zibetkatzen, Sklaven, Papageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Krokodille, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getreide, Taback, Zucker, Reiß, Tef oder Toof, eine Art Hirse, woraus häufig Brot gebacken wird, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüssen) die vorzüglichsten. Die Nubier sind ein Negerstamm und meist Jacobschristen.

Nugent (Graf), ein ausgezeichneter österreichischer Feldherr,

der 1817 als Generalkapitän der neapolitanischen Landmacht in die Dienste des Königs Ferdinand I. trat. Seine Familie stammt aus Schottland; sein Vater ist als Gouverneur von Prag und als Gesandter Josephs II. am berliner Hofe bekannt geworden. 1813 leitete Nugent die Kriegsunternehmungen gegen den Vicekönig Eugen mit vieler Umsicht. Murat hatte sich nach seiner Zurückkunft aus der Schlacht von Leipzig den verbündeten Mächten zu nähern gesucht. Nachdem er förmlich zum Bunde gegen Frankreich überzugehen erklärt hatte, schloß Nugent am 7. Febr. 1814 mit dessen Bevollmächtigtem, dem General Livron, eine Uebereinkunft über die Stellung ab, welche beide Heere, die sich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen sollten. Als nunmehr Nugent dem Grafen Bellegarde zu Hülfe eilen wollte, widersetzte sich der neapolitanische General, der in Reggio befehligte, seinem Uebergang über die Enza. Nur durch die Drohung, sich den Weg mit dem Degen in der Faust bahnen zu wollen, errang Nugent den freien Durchzug. Diese Umstände setzte er in einer Denkschrift aus einander, die er Lord Castlereagh während des wiener Congresses als Antwort auf eine andre des Geschäftsführers Murats, des Herzogs von Campo Chiaro, zustellte, und die auf die Entschlüsse des wiener Congresses, in Beziehung auf Murat, großen Einfluß hatte, da sie dessen doppelzüngiges Betragen an's Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben jedoch die österreichischen Truppen mit den neapolitanischen vereint, und beide lieferten dem franz. Heere das glorreiche Gefecht bei Reggio, dessen Ehre sich Murat zueignete, ob sie gleich dem Grafen Nugent gebührte. Als Murat 1815, nach Napoleons Entweichung von Elba die Maske abgelegt hatte, befehligte Nugent den rechten Flügel des österreich. Heers, das sich Toscana's bemächtigte. Während Bianchi Murat auf den Fersen folgte, drang Nugent bis Rom vor, wo er am 4. Mai eintraf. Durch eine Bekanntmachung vom 12. foderte er das neapolitanische Volk auf, den Thronräuber zu verlassen, setzte sich darauf in Bewegung, erfocht bei Leprano und St. Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel schiffte er sich mit einer österreich. Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Departement der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im Aug. 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über das neapolitanische Heer. In der Folge veranlaßte er durch die Abschaffung des französ. Dienstreglements und die Einführung des österreichischen bei dem Heere große Unzufriedenheit. Als die Insurrection zu Monteforte den 2. Juli 1820 ausgebrochen war, rieth er, so auch der Minister Medici, am 5. dem Könige, sich aus dem Reiche zu entfernen. Dies reizte das Volk gegen beide so auf, daß sie sich nur mit Mühe durch die Flucht in's Ausland retten konnten. Späterhin nahm General Nugent vom Könige Ferdinand seine Entlassung und trat in die österreich. Armee zurück, ohne jedoch an dem Zuge gegen Neapel Theil zu nehmen.

Nukahiwa, auch Madisonsinsel, die größte unter den nördlich von den Marquesas-Inseln belegnen Washingtons-Inseln in Australien, welche 1791 der nordamerikanische Schiffskapitän Ingraham entdeckte. Indessen lernten wir die Inselgruppe und besonders Nukahiwa erst durch Krusenstern vollkommen kennen, der im Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Nukahiwa wurde von Ingraham: Federal-Island, dann von Marchand: Isle Baux, von Hergest: Sir-Henry-Martins-Island, und von Roberts, einem amerikanischen Schiffskapitän: Adams-Island genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geschätzt, von welchen 5000 Krieger sind.

Die größte Länge der Insel von der Südost- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Klima ist zwar sehr heiß, aber doch nicht ungesund. Da der Mangel an Bewässerung, welche hier nur durch die tropischen Regen bewirkt wird, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, so entsteht, wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, große Hungersnoth. Fische, Schweine, Kokosnüsse, Brotfrucht, Wurzeln und Zuckerrohr sind Haupterzeugnisse und Nahrungsmittel. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tattowirens weiter gebracht zu haben, als dieses. So gutmüthig sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Sie führen oft Kriege, bloß um Menschenfleisch zu fressen, wonach sie sehr lüstern sind. Die Könige haben hier nicht so großes Ansehn als anderwärts. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man fast nichts. Eigentliche Vielweiberei findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch ist so gewöhnlich, daß er die Stelle derselben vertrit. Im J. 1813 nahm Nordamerika die Insel in Besitz; im J. 1815 unterwarf sie sich den Engländern. Im Süden ist der schöne Hafen Tschitschagoff.

Nullität (latein.), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage, Nichtigkeitsklage, die Klage, die man gegen die Gültigkeit einer Rechtshandlung anstellt. Sie bezieht sich auf die gesetzwidrige Handlung eines Privaten oder auf die Handlung (Urtheil) eines Gerichts, welche den Gesetzen zuwider oder gegen ein schon vorhandenes rechtskräftiges Urtheil vorgenommen, oder von einem unbefugten Gericht vollzogen worden ist, und hat zum Zweck, daß eine solche Handlung für ungültig erklärt werde. In dem neuern franz. Rechte ist der Begriff der Nullität überaus scharf gefaßt, und es sind eine Menge von Formen vorgeschrieben, deren Nichtbeobachtung sogleich die Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach sich zieht. Den Begriff der Nullität einer Prozeßhandlung hat von Almendingen in der Metaphysik des Civilprozesses mit philosophischer Schärfe aus dem allgemeinen Begriffe der Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit entwickelt. In Bezug auf Urtheilssprüche findet man ihn in Müllner's Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 70 aus eben jenem Grundsatze erklärt. Es ist die Eigenschaft eines Spruches, vermöge deren er wegen gänzlicher Untauglichkeit zu dem Zweck des Staats, die Idee des ewigen Rechtsfriedens möglichst zu verwirklichen, keine Rechtskraft erlangen kann. Die Eintheilungen in relative und absolute Nullität, in positive und natürliche u. s. f., findet man dort ebenfalls von einer minder gewöhnlichen Seite beleuchtet.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, soll vom Jahr vor Christo 714—672 (oder nach Erbauung der Stadt 39—81) regiert haben. Er war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und eines gerechten und weisen Regenten. Er befestigte die entstehende Verfassung von Rom vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genauern Zusammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Kollegiums der Pontifices, der Flamines, der Ve-

stalen, die Verbesserung des Kalenders (s. Monate), die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Grenzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum erstenmal geschlossen. Die Sage machte die Nymphe Egeria (s. d. Art.) im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigstens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt sind. Er hinterließ eine einzige Tochter, Pompilia, die den Numa Marcius heirathete, und Mutter des Ancus Marcius, vierten Königs von Rom wurde.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher von den Römern Hispania Tarraconensis genannt wurde, und deren Einwohner sich durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die römische Macht einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerstand, welchen die Römer in Spanien, von ihrem ersten Auftreten in diesem Lande an, gefunden hatten, dauerte selbst nach dem Falle Karthago's, welches diese Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort, Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufstand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beschlossen die zum Stamm der celtiberischen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia, sich standhaft zu vertheidigen. Die Lage dieser Stadt auf einer steilen Anhöhe am Duero, da wo ein andrer Fluß (der Punto) sich in diesen ergießt, erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunst befestigt war. Die ersten Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahre Roms 616, waren eben so vergeblich als mit großem Verluste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich, 617, der Angriff des Konsuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat diese nicht bestätigte, den Numantinern ausgeliefert, von diesen aber wieder freigelassen wurde. Einige folgende Feldherren der Römer vermieden es lieber, sich mit diesem Volke, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen Kampf einzulassen. Endlich wurde der zweite Scipio Africanus, der sich diesen Beinamen durch die Zerstörung von Karthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geschickt. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam, und auf einen Entsatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeschnitten, und sie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert, theils zur äußersten Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Ueberrest dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe sich und die Ihrigen, oder stürzten sich freiwillig in die Flammen. So fiel Numantia, (Jahr Roms 621, vor Chr. Geb. 133) nach einer 14monatlichen Belagerung nachdem es 14 Jahre lang der ganzen römischen Macht widerstanden hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an deren Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden.

Numerus in der Rede, s. Prosa.

Numidien, in Afrika ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich. Es begriff das Land zwischen den Flüssen Tusca (Guadilbarbac) und Molochath (Mulvia); als Reich aber die Gegenden vom Flusse Ampsage bis Molochath. Letztere, auch Massäsylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax (s. d.)

Späterhin kam es zu Mauritanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Cäsariensis. Das Land Numidien hieß eigentlich Massylia und gehörte dem Masinissa (s. d. A.), welcher ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipsa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieser hinterließ das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal und dem Jugurtha (s. d. A.), einem natürlichen Sohne seines Bruders. Der letztere ermordete seine Miterben und bemächtigte sich wider Willen der Römer des ganzen Reiches, entging aber der Kriegserklärung durch Bestechung der römischen Großen bis 112 und seiner Niederlage bis 106. Cäsar machte ganz Mauritanien zur römischen Provinz, doch behielt es anfangs noch seine Könige. (S. Mauritanien). Die Numidier waren gefürchtete Krieger, und besonders für den Dienst der leichten Reiterei sehr brauchbar. Sie liebten die nächtlichen Ueberfälle. Die Römer gaben ihnen den Namen infraeni, Zügellose, weil sie ohne Sattel und Zaum reiten.

Numismatik, s. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Gesandten des Papstes. Seit dem 4. Jahrh. hatten die römischen Bischöfe am kaiserl. Hofe Geschäftsführer unter dem Namen von Apokrisiarien und Responsalen, doch konnten sie ihnen noch nicht unmittelbar Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches verschaffen. Erst im 9. Jahrh. gab die zunehmende Macht des röm. Stuhles Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialsynoden und an die Höfe, wenn etwas Besonderes zu verhandeln war. Im 11 Jahrh. schickten Nicolaus II. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpstlichen Gewalt ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeschränkter Vollmacht in die christlichen Staaten; eine Maßregel, die Gregor VII. und seine Nachfolger mit Nachdruck und Beharrlichkeit zur Begründung der päpstlichen Macht anwendeten. Diese Legaten führten auf den Synoden, die sie selbst zusammenberiefen, den Vorsitz, und entschieden nicht nur in Appellationssachen, sondern zogen auch Dispensationsgesuche und geistliche Streitigkeiten aller Art in erster und letzter Instanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo sie ihren Sitz hatten, vor ihr Tribunal. Um sich vor diesen immer weiter schreitenden Eingriffen in ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu schützen und die Sendung päpstlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen sich mehrere Bischöfe und Erzbischöfe selbst zu dieser Würde ernennen. Doch weder dieser Mittelweg, noch der offne Widerstand der deutschen Bischöfe, die im 11. Jahrh. einigen Leganten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortschritte hemmen, durch die der Papst sich allmälig zum einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Christenheit machte. Unter neuen Vorwänden fanden sich seine Bevollmächtigten selbst wieder in solchen Provinzen ein, deren Bischöfe sich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin sie kamen, die wichtigsten erzbischöflichen Rechte aus und erlaubten sich unter dem Namen von Diäten und Procurationen Gelderpressungen, einige beraubten sogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meist waren es seine Günstlinge und Hofprälaten, denen der Papst durch solche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, sich zu bereichern. Die Könige bemühten sich aber, diese Besuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte sich im 12. Jahrh. davon frei, indem es den Erzbischof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es sogar im Anfange des 14. Jahrh., einen

päpstlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papst die Personen dieser Gesandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie seine eigne. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Anlegung beständiger päpstlicher Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert, und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als eine zur Aufrechthaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entstanden vier bleibende päpstliche Gesandtschaften unter dem Titel von Nuntiaturen, 1583 zu Wien für das östliche Deutschland, zu Köln für die Niederlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz, und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die daselbst aufgestellten Nuntien wurden geistliche Oberrichter in ihren Bezirken, und übten in päpstlicher Machtvollkommenheit, den deutschen Erzbischöfen zum Trotz, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen deshalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten, etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. sogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dagegen in einem Reskripte an die deutschen Erzbischöfe, vom 12. Okt. 1785, den päpstlichen Nuntien alle und jede Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen ab, und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes; und der in Folge dieses kaiserl. Ausspruchs von den Erzbischöfen zu Mainz, Trier, Köln und Salzburg im August 1786 unternommene emser Congreß beschloß in seinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland, und, obwol mit Anerkennung des Primats der Päpste, die Beschränkung ihrer Gewalt auf die Rechte, die sie in den ersten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius, Zoglio, zu München, unter Begünstigung des Kurfürsten von Pfalzbaiern an, sein Amt auszuüben, der Nuntius Pacca zu Köln verwahrte sich förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte, die Partei des anfangs vertriebenen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joseph II. den Sieg davon, und in Deutschland selbst bildeten die päpstlich gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Gegenpartei, die die emser Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe, wegen der Unzufriedenheit seiner eignen Unterthanen, nicht mehr unterstützen; und da nach seinem Tode 1790 der Papst eine förmliche Rectificationsschrift an die Theilnehmer des emser Vertrages erließ, und Trier selbst davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in Nichts, und die Nuntien blieben im Besitze ihrer Gewalt, bis die franz. Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Köln und Brüssel ein Ende machte. Die Nuntien zu Wien und München vermögen jetzt nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der, in der schweizerischen Revolution zwar vertriebene, aber 1803 zurückgerufene Nuntius zu Luzern genießt noch die meisten Ueberreste einer Macht, die gegen die Fortschritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbischöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papstes, ohne darum wesentliche Vorrechte vor andern Erzbischöfen zu haben. Uebrigens

sind die Legaten, die der Papst von Zeit zu Zeit an fremde Höfe schickt, nichts mehr als politische Agenten. E.

Nürnberg, diese vormals durch ihren vorzüglichen Gewerbfleiß und ihren ausgebreiteten Handel berühmte Reichsstadt im fränkischen Kreise behielt selbst bei den Veränderungen, die der Reichfriedensdeputationsschluß von 1803 in Deutschland hervorbrachte, ihre alte Freiheit, gerieht aber mit den die Stadt schützenden Burggrafen aus dem hohenzollerschen Hause, den nachherigen Königen von Preußen, zuweilen in Zwistigkeiten, welche durch die preuß. Besitzergreifung eines Theils des nürnberger Stadtgebiets in der neuesten Zeit immer drückender werden mußten, bis sie endlich durch die Rhein-Bundesakte, nebst ihrem ganzen Gebiete, mit voller Souveränität und Eigenthum dem Könige von Baiern übergeben, und von diesem am 15 Sept. in Besitz genommen wurde. Anfangs war sie die Hauptstadt des Pegnitzkreises; jetzt gehört sie zum Rezatkreise des Königreichs Baiern und ist der Sitz eines Landgerichts. Nürnberg liegt in einer, wenn gleich sandigen, doch durch Bildung fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend; sie wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die sebalder Seite, die südliche größre von der Kirche zu St. Lorenz die lorenzer Seite genannt wird. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentliche Plätze und Gärten eingeschlossen sind, beträgt 1½ Stunde, und in den 200 meistens winklichten Gassen sind 3284 Häuser mit 30,000 Einw. Die Zahl der außer der Mauer, innerhalb der Linien, in den Vorstädten und einzeln befindlichen Häuser ist 843, mit 5770 Einw. Die Mehrzahl der Einwohner ist lutherisch. Die Täuschung, als ob man in frühere Jahrhunderte versetzt sei, wird in Nürnberg öfter hervorgebracht, als an einem andern Orte. Besonders findet man hier Wohnhäuser, deren äußrer Bau noch ganz unverändert gothisch ist, und deren Innres selbst noch die Spuren des Privatlebens unsrer Väter zeigt. Dazu gehört auch das alte Schloß, die Reichsfeste genannt, welches seinem Aeußern nach noch ganz erhalten ist, und zwar Theile aus verschiednen Jahrhunderten, aber doch alle aus der ältern Zeit, und gar keine Ruinen zeigt. Es liegt auf einem Berge und gewährt die ausgebreiteste Ansicht. In demselben ist eine öffentliche Gemäldesammlung nebst vielen Glasmalereien aufgestellt. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkt man das 275 Fuß lange Rathhaus, als eines der ansehnlichsten in Deuschland, von zwei Stockwerken, jedes zu 30 Fenstern, und mit vielen seltnen Gemälden, besonders von Albrecht Dürer; ferner die von 1711 bis 1718 nach italien. Geschmack wieder aufgebaute Aegidienkirche, die schöne gothische St. Lorenzkirche, die schöngebaute Sebaldskirche, das Zeughaus u. a. m. Bei der Prediger- oder Dominikanerkirche befindet sich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und bei der Aegidienkirche das Gymnasium. Der Wohlthätigkeits- und Unterstützungsanstalten gibt es sehr viele. Ehe der ostindische Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ostindischen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand und der Kunstfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und die Kunstgeschichte Nürnbergs ist zur Geschichte der Kunst im Allgemeinen sehr wichtig. Der veränderte Weg des ostindischen Handels, die Aufmerksamkeit andrer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des 30jährigen Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt

gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe heruntergebracht. Indessen ist der Handel von Nürnberg auch jetzt noch, vorzüglich mit den einheimischen Manufakturwaaren, nicht unwichtig. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, sind von Messing, Stahl und Eisendraht, Rothschmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, musikalische und andre Instrumente, Landkarten (s. Homann) und Kupferstiche ꝛc. Der wohlfeile Preis der nürnberger Waaren, welche nicht allein durch ganz Europa sondern selbst nach Amerika und Indien versandt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem thüringer Walde her; deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielsachen beschäftigen. Außer diesem Handel mit eignen Fabrikaten macht Nürnberg nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. Die jährliche Einnahme der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg schätzt man auf 800,000 Fl. Die Stadt besaß ein größtentheils gut angebautes, mit 40,000 Menschen bevölkertes Gebiet von 23 Q.M., in welchem sich auch der sogenannte große Reichswald befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt im J. 1797 gegen 9 Millionen Fl., welche sie größtentheils ihren eignen Bürgern schuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen. Sehr anziehende Nachrichten über Nürnbergs frühere Geschichte und seine Kunstmerkwürdigkeiten gibt das Nürnbergische Taschenbuch. (2 Thle. 12. 1821—22.)

Nuß heißt in der Botanik jeder Samenkern, der mit einer harten Schale umgeben vorkommt; im gemeinen Leben aber versteht man unter Nüssen vorzugsweise die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Juglans regia (Wall- oder welsche Nüsse), und die kleinern Haselnüsse, von Corylus avellana. Mit Wallnüssen insbesondre treiben mehrere Länder bedeutenden Handel. Man unterscheidet sie in gemeine, in doppelte, in hart- und weichschälige oder Grübelnüsse, in Blutnüsse mit rothem Fleisch, in sehr große Pferde, oder Polternüsse. Mähren und Böhmen führen viel nach Preußen, die Wallachei viel nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüssen nach nördlichen Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlschmeckendes Oel gepreßt, das wegen seiner austrocknenden Eigenschaft zum Malen benutzt wird, auch zum Verspeisen dient. Unreife Nüsse werden mit Zucker eingelegt und sind wegen ihres bittern gewürzhaften Geschmackes sehr beliebt. Außerdem kennt man noch folgende Nüsse: Stachel- oder Wassernüsse der Trapa natans, mit stachliger Schale und mehligem Kern, Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunium Bulbocastanum, einer Schirmpflanze oder des Cyperus esculentus, einer Grasart. Zirbelnüsse, die öligen Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüsse, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüsse, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst; Kokosnüsse. F.

Nutkasund, eine Bai auf der Nordwestküste von Nordamerika (49° 35′ N. B.) bei der Insel Quadra Vancouver, wichtig wegen des Seeotterfanges. Hier hatten 1790 die Engländer eine neuerdings aufgegebne Niederlassung.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), ein gelehrter dänischer Literator, geb. auf Fühnen, 1759. Nachdem er zu Kopenhagen studirt hatte, ward er bei der königl. Bibliothek dieser Stadt angestellt. Bald darauf gab er eine Sammlung lateinischer Abhandlungen über die seltnen Werke

und Ausgaben, welche diese Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art ist seine Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia. 1784, 8. mit einem Nachtrage: Mantissa ex museo Hielmsterniano, 1785. Außerdem hat Nyerup herausgegeben eine Beschreibung von Kopenhagen, eine Reisebeschreibung, eine Sammlung alter Poesien (gemeinschaftlich mit Rahbeck), ein historisches Werk über Christian IV., ein Wörterbuch der alten nordischen Mythologie, eine Statistik Dänemarks für das Mittelalter und eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien. Alle diese Werke gereichen ihrem Verfasser zur Ehre. Gegenwärtig ist Nyerup Professor der Literargeschichte und Bibliothekar an der Universität zu Kopenhagen.

Nymphe (in der Naturgeschichte), s. **Insekten**.

Nymphen bei den Griechen gewisse jugendliche Halbgöttinnen, erzeugt vom Okeanos oder vom Zeus und Andern, mit Töchtern desselben (Oceaninen), sind sie selbst eigentlich landwässernde Oceaninen, welche Wälder, Flüsse, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verschiedenheit dieser Gegenstände rührt die Verschiedenheit der Nymphen selbst her. Leimoniaden z. B. waren Wiesennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Oreaden oder Orestiaden Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana, die als Jägerinnen leicht aufgeschürzt vorgestellt werden; Najaden Quellnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Nereiden Meernymphen, Napäen, Nymphen der Waldthäler u. s. w. (Siehe die genauere Bestimmung mehrerer dieser Untergattungen an ihrem Orte). So werden sie ebenfalls wieder besonders benannt von den Orten, wo sie sich aufhalten, z. B. dodonische, koryeische, nysäische, diktäische Nymphen, Nyseiden u. c. Sie alle bilden eine Gattung weiblicher Mittelwesen zwischen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne selbst unsterblich zu sein, ist ihr Leben doch länger als das irgend eines Menschen. Denn neunmal länger als der Mensch, sagt Hesiodus, lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirsch, dreimal länger als dieser der Rabe, neunmal länger als der Rabe der Phönix und zehnmal länger als dieser die Nymphen. Mit ihnen zugleich stirbt das Wesen, dem sie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieser erste Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, scheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß sie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargestellt werden. So erzogen sie den Bacchus, den Aeneas und selbst den Zeus. Ihre Beschäftigungen und Belustigungen sind Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen sie sich zuweilen in Höhlen versammeln. Gleich andern Elementargeistern besitzen sie die Gabe der Weissagung. Die Quellen gewisser Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeisterung. Dichter und Künstler des Alterthums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Wassernymphen erscheinen oft bloß mit einer Urne oder einem Wasserkrug. Bei dem großen Ansehn, das die Nymphen als örtliche Gottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Oel, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nymphäen oder Nymphäen (prachtvolle Häuser neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, s. **München**.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

M.

N.

Der Verleger des Conversations-Lexikons empfiehlt den Besitzern desselben auch folgende in seinem Verlage erschienene Schriften, die zu den beigesetzten Preisen sowol bei ihm selbst, als auch in allen andern Buchhandlungen zu erhalten sind:

Antiromanus oder die Kirchengeschichte; eine Warnungstafel für Fürsten und Völker vor Begünstigung des römischen Katholicismus; nachdenkenden Katholiken und Protestanten gewidmet von Christianus Sincerus. gr. 8. 1 Thlr.

Arnoldi (Joh. von), historische Denkwürdigkeiten. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Behr (Dr. W. J.), die Lehre von der Wirthschaft des Staats oder pragmatische Theorie der Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung. Mit Rücksicht auf den Gebrauch bei academischen Vorlesungen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Benzenberg (Dr. J. F.), über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Briefe aus Columbien von einem hannöverschen Offizier an seine Freunde. (Geschrieben im Jahre 1820.) 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe von Joseph dem Zweiten, als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer Einleitung: „Beiträge zur Würdigung Kaiser Joseph II." vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Casper (Dr. J. L.), Charakteristik der französ. Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die englische. Mit einem Kupfer. gr. 8. 3 Thlr.

Constitutionen, die, der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. gr. 8. Erster Theil 2 Thlr. Zweiter Theil 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Theil 2 Thlr. 12 Gr.

Coxe (W.), Geschichte des Hauses Oesterreich seit der Gründung dieser Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1213 — 1792.) Aus dem Englischen von Dippold und Wagner. Mit berichtigenden Anmerkungen der Uebersetzer. 4 Bände. gr. 8. 10 Thlr.

Ebert (Friedr. Adolf), Geschichte und Beschreibung der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. gr. 8. 2 Thlr.

Encyclopädie der gesammten Freimaurerei nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vergeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen. In alphabetischer Ordnung. Von Lenning. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgeg. von einem Sachkundigen. Erster Theil: A—G. gr. 8. Auf ord. Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr.; auf feinem franz. Druckpapier 2 Thlr. 20 Gr.

Ersch (Joh. Sam.), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte, berichtigte und ergänzte Ausgabe. In 4 Bänden oder 7 Abtheilungen. gr. 8. Auf Druckpap. 12 Thlr.; auf Schreibpap. 16 Thlr.; auf Schreibpap. in 4. 24 Thlr.

Europa oder Uebersicht der Lage der europäischen Hauptmächte im Jahre 1821. Von einem Amerikanischen Diplomaten (A. H. Everett). Aus dem Englischen mit (im Sinne der monarchischen

Grundsätze) erläuternden und berichtigenden Anmerkungen des Uebersetzers. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Ewald (Dr. J. L.), Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. 8. 2 Thlr.

Friedländer (Dr. Hermann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In 2 Abtheilungen. Erste Abtheilung: Die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: Der Ehestand. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Gellert (Christian Fürchtegott), Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten (Sr. Majestät dem jetzigen König) in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten (Sr. Majestät dem jetzigen König). 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4) Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gerstäcker (Dr. Karl Fr. Wilh.), Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften, theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzschriften. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Gervais (Ludw.), kleine Mittheilungen aus dem staatswissenschaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verschiedene Gegenstände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. 2 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Grävell (Dr. M. C. F. W.), das Wiedersehen nach dem Tode. Daß es sein müsse und wie es nur sein könne. In Beziehung auf das Werk: Der Mensch näher entwickelt. gr. 8. 10 Gr.

— — Briefe an Emilien über die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfassers: Der Mensch; und auf Veranlassung der Wiser'schen Schrift: Der Mensch in der Ewigkeit. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Greiner (Dr. Fr. G. Chr.), der Traum und das fieberhafte Irresein. Ein physiologisch-psychologischer Versuch. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Haupt (Joachim Leopold), Landsmannschaften und Burschenschaft. Ein freies Wort über die geselligen Verhältnisse der Studirenden auf den deutschen Hochschulen. (Mit Beilagen, enthaltend 6 Actenstücke, nämlich Verfassungs-Urkunden.) gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Henke (Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Zweite verbesserte Auflage. 4 Bände. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Hippocratis Coi, Opera quae exstant, in sectiones VII divisa. Ex interpretatione Anutii Foesii recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficilium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit Jo. Frid. Pierer M. D. 3 tomi. gr. 8. Auf Druckp. 4 Thlr. 12 Gr.; auf Schreibp. 5 Thlr.

Hufeland (Dr. C. W.), Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach Darwin bearbeitet und mit vielen Zusätzen u. s. w. versehen. gr. 8. 18 Gr.

John (Prof. Dr. J. F.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. In alphabetischer Ordnung. 4 Bände in 5 Theilen, mit Kupfern. 8. 11 Thlr.

Körte (Wilhelm), das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnot's. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Köthe (Dr. F. A.), Für häusliche Erbauung. Erster Band. gr. 8. Auf gutem weißen Papiere 2 Thlr. 8 Gr.; auf besserem Papiere 2 Thlr. 18 Gr.; auf ganz feinem franz. Papiere 3 Thlr.

— — Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kotzebue (August von), Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. (Von Dr. Fr. Cramer.) 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Kreysig (Dr. Friedrich Ludwig), System der praktischen Heilkunde, aus Erfahrung und daraus hergeleitete Gesetze der thierischen Natur gegründet. Erster Band, Heilgrundsätze. Erster und zweiter Theil, angewandte oder practische Krankheitslehre. gr. 8. Erster Theil 2 Thlr.; Zweiter Theil 2 Thlr. 16 Gr.

Krug (Wilh. Traug.), geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuerer Zeit. Ein historischer Versuch. gr. 8. 20 Gr.

— — Handbuch der Philosophie und der philosophischen Literatur. In 2 Bänden. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

— — Entwurf zur deutschen und Darstellung der englischen Gesetzgebung über die Preßfreiheit. Der hohen deutschen Bundes-Versammlung gewidmet. gr. 8. 20 Gr.

Lieber (Dr. Franz), Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8. 1 Thlr.

Löbenstein-Löbel (Dr. und Prof.), die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten, und über deren Verfälschung, nach eignen Ansichten und Erfahrungen. 8. 20 Gr.

Lucchesini (Marchese), historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen von B. J. F. von Halem. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Minnehöfe, die, des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesens und der romantischen Rechtswissenschaft. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Morgan (der Lady) Reisen. I. Frankreich. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— — II. Italien. 4 Theile. 8. 8 Thlr. 16 Gr.

Müller (Adam), Versuch einer neuen Theorie des Geldes. Mit besonderer Rücksicht auf Großbritannien. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Müller (Dr. Christian), Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln. In den Monaten Junius, Julius und August 1821. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Murhard (Dr. Carl), Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Oken, Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. Auf ordin. Druckp. 3 Thlr.; auf feinem französischen Papier 4 Thlr.

Raumer (Friedrich von), Vorlesungen über die alte Geschichte. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr.

Rosenmüller (Dr. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. Erster Band: Christliche Glaubenslehre. Zweiter Band: Christliche Sittenlehre.

Rudolphi (Prof. K. Asm.), Entozoorum, sive vermium intestinalium historia naturalis. Cum 6 Tab. aeneis. gr. 8. 3 vol. 7 Thlr. 12 Gr.

Sarsena oder der vollkommene Baumeister, enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurer-Ordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte, was eine Loge ist, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derselben in dem ersten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St. Johannes-Grade; so auch die höhern Schotten-Grade und Andreas-Ritter. Treu und wahr niedergeschrieben von einem Freimaurer. Vierte Aufl. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert (Dr. G. H.), die Symbolik des Traumes. Neue mit Zusätzen vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Sprengel (Prof. C.), Geschichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. In 2 Theilen. gr. 8. Erster Theil mit 8 illuminirten Kupfern 2 Thlr. 16 Gr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Stael (Frau von), Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligsten. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Taschen-Encyclopädie, deutsche, oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. (Herausgegeben von Prof. F. Ch. A. Hasse in Dresden.) In 4 Theilen mit 50 Kupfern. 12. 8 Thlr.

Vico (Giambattista), Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

Walther (Dr. J. A.), über das Wesen der phthysischen Constitution und der Phthysis in ihren verschiedenen Modificationen, nebst der aus diesem fließenden Curmethode. In 2 Bänden oder 4 Abtheilungen. gr. 8. 6 Thlr.

Winckell (Georg Fr. Dietr. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 3 Theile. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. gr. 8. Auf Druckpap. 11 Thlr.; auf Schreibpap. 15 Thlr. 4 Gr.

Witte (Dr. Karl, der ältere), Karl Witte der jüngere, oder: Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben; ein Buch für Eltern und Erziehende. In 2 Bänden. 8. 3 Thlr.

image
not
available